UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Ger. Lit
D

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band XLII.

(Januar — Februar — März 1885.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

3/5299
2. 5. 35

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchh. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchh. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 42-43

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiundvierzigsten Bande (Januar — März 1885).

		Seite
I.	Fortuna. Roman von **Alexander Kielland.** VIII—XI. . .	1
II.	Aus den Jugendjahren der Brüder Grimm. Von **Albert Duncker**	33
III.	Die Stätten des Elends in London. Von Professor **G. M. Asher.** VII—XI. (Schluß.)	61
IV.	Die Finanzlage der europäischen Großmächte. Von Prof. Dr. **Richard von Kaufmann.**	77
V.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** VII—IX	109
VI.	Don Luigi de Bruzza. Von **F. X. Kraus**	130
VII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	134
VIII.	Politische Rundschau	146
IX.	Der dritte Band von Zeller's „Vorträgen und Abhandlungen". Von **G. v. Gizycki**	152
X.	Eine Turgenjew-Studie	154
XI.	Deutsche Dichter und Denker	155
XII.	Literarische Notizen	157
XIII.	Bibliographie	159
XIV.	Fortuna. Roman von **Alexander Kielland.** XII—XV. (Schluß.)	161
XV.	Irland unter Lord Spencer. Von **Sir Roland Blennerhassett.** Bart. M. P.	191
XVI.	Indische Dorf-Idylle. Die siebenhundert Sprüche des Hâla. Von **Albrecht Weber**	223
XVII.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** X—XIII.	239
XVIII.	Britannien. Von **Theodor Mommsen**	271
XIX.	Rede auf Jacob Grimm in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 4. Januar 1885 gehalten von **Wilhelm Scherer**	287

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XX. Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Krause** 299
XXI. Politische Rundschau 309
XXII. Zur Sprachwissenschaft. Von **Gustav Lindner** 316
XXIII. Literarische Notizen 318
XXIV. Bibliographie 320
XXV. Eine stille Geschichte. Novelle von **Theodor Storm** . . 321
XXVI. Die Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel auf die Culturentwicklung. Von **C. Herzog,** Staatssecretär z. D. 359
XXVII. Die Kunst der Conversation. Von Freiherrn **von Lilien-cron** 382
XXVIII. Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** XIV—XVII 397
XXIX. Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold. Mit bisher ungedruckten Briefen H. Heine's. Von Prof. Dr. **H. Hüffer** 427
XXX. Mit S. M. S. „Leipzig" in Korea. Von Capitän z. See a. D. **Herbig** 459
XXXI. Politische Rundschau 466
XXXII. Neuere Novellen und Romane. Von **Otto Brahm** . . 473
XXXIII. Literarische Notizen 478
XXXIV. Bibliographie 479

Fortuna.

Roman
von
Alexander Kielland [1]).

VIII.

Der Frühling kam zeitig, aber langsam; es war noch ziemlich kalt des Morgens, wenn Abraham zur Fabrik ging. Aber die Luft war frisch und leicht, und es war eine glückliche Zeit für ihn. Während Clara's langwieriger Krankheit wohnte er in seinem sogenannten Comptoir, wo seines Vaters Bücher standen, speiste unten beim Professor oder irgendwo in der Stadt und genoß ganz die Freiheit eines Junggesellen, was ihm sehr zusagte. Seine Gattin sah er nur selten; es war ihr nicht angenehm, wenn er zu ihr hereinkam. Es war mit Clara eine große Veränderung vorgegangen; sie war nachdenklich geworden und lag meistens ganz still da. Sie hatte furchtbar gelitten und ihr feiner, schwach entwickelter Körper war so angegriffen, daß sie meinte, sie würde nie ihre volle Gesundheit wieder erlangen.

Und eben daran dachte sie beständig. Wenn sie sich vorstellte, was sie durchgemacht hatte, lief es ihr kalt über den Rücken bis zu den Fußspitzen herab; und wenn sie in einen unruhigen Schlaf gefallen war, fuhr sie auf und glaubte, daß das Schreckliche ihr noch bevorstehe. Vielmals den Tag über fragte sie, ob es gewiß sei, daß sie ihr früheres Aussehen ganz wieder erhalten werde. Alle ihr vorgeschriebenen Veranstaltungen und Vorsichtsmaßregeln befolgte sie genau und geduldig und erinnerte sich ihrer, selbst wenn die Wärterin und der Arzt sie vergaßen. Wegen ihres Gesichts war sie beruhigt, wenn sie matt den Handspiegel niederlegte; ihre Haut war sogar noch reiner geworden als früher.

In den ersten Tagen bekümmerte Clara sich nicht viel um ihr Kind. „Sie ist noch jung, das wird schon kommen," meinte die Wärterin. Den Vater aber mochte sie nicht vor Augen sehen; es war ihr, als erinnere er sie an die ausgestandenen Leiden. Wenn er lächelnd und glücklich zu ihr hintrat, machte sie

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Chr. von Sarauw.

eine ungeduldige Bewegung und bat ihn fortzugehen, sie fühle sich so matt. Er aber ging singend hinaus zur Fabrik, nachdem sich seine Augen an dem kleinen, gelbrunzeligen Wesen, das in der Wiege lag, erquickt hatten. Draußen unter den Arbeitern war er in seinem Element.

Marcussen war drinnen in der Stadt auf dem Comptoir unentbehrlich geworden, so daß die tägliche Ueberwachung des Betriebs Abraham zufiel. Das war ihm auch ganz recht, denn mit den Comptoirarbeiten konnte er sich nicht befreunden. Aber von einer Arbeit zur andern zu gehen, etwas mit den Leuten zu plaudern, nach Frau und Kind zu fragen und namentlich ein bischen Arzt zu spielen, war ganz nach Abraham's Sinn. Es war seine größte Freude, ihnen bei Krankheiten oder Unglücksfällen zu helfen; es mußte aber etwas geheim gehalten werden, denn Doctor Bentzen war der Arzt an der Fabrik. Indessen begriffen die Leute bald, daß es der Ehrgeiz des jungen Lövdahl sei, ein ebenso guter Doctor zu sein wie Bentzen, und sie fanden bald, daß er ein besserer sei.

In dieser Zeit, wo die Vaterfreude ihm das Herz so leicht machte und so viele seiner Gedanken beschäftigte, fühlte er geringeren Drang, Grethe zu besuchen, und sie vermißte ihn auch weniger, nachdem man ihr erzählt hatte, daß ihm ein Sohn geboren sei. Abraham sprach nicht davon, weil er das Gefühl hatte, es werde ihr wehe thun; er merkte aber recht gut, daß sie es wisse. Grethe Steffensen hatte von ihrem Vater gelernt, daß das Leben eine bittre Ungerechtigkeit sei; daß einige Wenige genießen, während Millionen leiden. Wenn er recht in Harnisch gerieth, erglühte sie vor zorniger Erregung oder es entströmten Thränen ihren Augen. Selbst litt sie freilich keine Noth. Bei all' seinem polternden Wesen war Steffensen doch liebevoll gegen sie; alle Leute hatten sie stets zart und mild behandelt und: Arme Grethe! zu ihr in einem Tone gesagt, der ihr wohl that. Freilich konnte sie nicht sehen und sie sagte sich, daß es ein wunderbares Ding sein müsse, dieses Licht, das am Morgen erschien und das sie an den offenen Augen fühlte. Aber sie beklagte sich nicht; konnte sie doch sonst mit ihrem Loose zufrieden sein. So war ihr Leben bis jetzt dahingeglitten; ihr leichter Sinn und die Arbeit, die ihr zusagte, hatten sie aufrecht erhalten; jetzt war sie bald neunzehn Jahre alt, und sie entwickelte sich immer kräftiger.

Aber nun war auf einmal Alles verändert. Dieses Kind, das der fremden Dame gehörte und das Abraham mit solchem Entzücken erfüllte, daß seine Stimme zitterte, obwohl er vor Grethe nie davon sprach, vergällte ihr das Leben. Was der Vater gesagt hatte: sie, die Blinde, könne ein Kind nicht warten, das konnten nur leere Worte gewesen sein. Sollte sie ihr Kind nicht warten können — sein Kind! — o sie würde es nie verlassen, sie würde es fest halten, so fest! — und sie preßte das Kissen an den heißen Busen in den Nächten, die arm an Schlaf, aber reich an Thränen und halbverstandenem Jammer waren über diese Jugend, die verdorren, über diese Liebe, die verwelken sollte, ohne Jemandem Freude zu bringen. —

Die Störung im Hauswesen führte auch mit sich, daß Abraham mehr Muße hatte, seine unverheiratheten Freunde zu besuchen. Namentlich war er bei Peter Kruse oft des Abends. Wohl war zwischen ihnen ein großer Unterschied im

Alter; aber Kruse war eine gemüthliche Haut, so daß man ihm die Jahre nicht anmerkte.

„Du kannst doch unmöglich schon vierzig Jahre alt sein," rief Abraham eines Tages.

„Ich habe meine achtundvierzig Jahre im Nacken," antwortete Kruse ruhig und strich sich durch das dünne Haar.

„Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt; Deine Mutter ist doch nicht so alt."

„Nun," versetzte Kruse lächelnd, „die Frauen erhalten sich besser."

„Aber ich bitte Dich, im Gegentheil werden die Frauen zuerst alt."

„Nun ja, für einige mag das wahr sein, aber nimm nur Frau Gottwald zum Beispiel —"

„Frau Gottwald!" rief Abraham — „die sieht doch eben so alt aus wie Du."

„Ach, wie kannst Du das nur sagen," fuhr Kruse auf; „Frau Gottwald sieht meiner Treu eben so jung aus, wie Deine Frau."

Abraham lachte laut auf, so daß ihm die Pfeife aus dem Munde fiel, und rief: „Das alte Haus hat Feuer gefangen!"[1])

Der gute Kruse aber ward ganz verwirrt; er zankte und betheuerte aufs Feierlichste, daß nichts daran sei. Er hatte sich bei der Frau Gottwald eingemiethet und bewohnte drei kleine Stuben im oberen Stock. Weshalb er aus dem elterlichen Hause, wo die Mutter ihn so gern behalten wollte, ausgezogen, wußte Niemand genau; Abraham schloß jedoch aus einzelnen Worten, daß Morten auf die eine oder andere Weise daran schuld sei. Von seinem Bruder sprach Peter Kruse sehr ungern; dahingegen wußte er nicht genug von seiner neuen Wirthin zu erzählen, und Abraham mußte jeden Augenblick rufen: „Es brennt!"

„Ach laß das doch," rief Kruse ärgerlich, „nun wird's langweilig."

„Du glaubst also, Scherz bei Seite, sie sei jung, hübsch und reich — denn reich ist sie wohl auch?"

„Nein, das glaube ich doch eigentlich nicht," erwiderte Kruse gutmüthig; „sie hat übrigens ein Sparkassenbuch mit einigen hundert Kronen."

„Woher weißt Du denn das?"

„Ich habe das Buch gesehen."

„Oho! also schon zur Geldfrage gekommen!"

„Allerdings; weißt Du aber, wozu sie das Geld gebrauchen will?"

„Vermuthlich will sie Dir eine neue Perrücke kaufen."

„Laß doch, und sei jetzt einmal ernsthaft; kannst Du Dir denken, daß sie die fixe Idee hat, ihrem Sohn auf dem Kirchhofe ein hübsches Denkmal zu errichten? — Du weißt doch, daß sie einen Sohn hatte — ach ja — Du kennst die ganze Geschichte."

Es fuhr Abraham jedes Mal ein Stich durchs Herz, wenn er an den kleinen treuen Marius, seinen früh verlorenen Schulfreund, dachte. Er ward auf ein-

[1]) Anspielung auf den Titel eines dänischen Lustspiels.

mal ganz ernsthaft und hörte seinem Freunde, welcher fortfuhr von Frau Gottwald's Angelegenheiten zu sprechen, die ihn offenbar in hohem Grade interessirten, nur mit halben Ohren zu. Abraham erhob sich, um fortzugehen. Es war noch früh am Abend; die Sonne stand niedrig im Westen und schien unterhalb der letzten schweren Wolken, die nach einem regnerischen Tage langsam gen Süden zogen. Er wollte zu Grethe hinaus; sie hatte so bleich ausgesehen, als er das letzte Mal da war.

Kruse ging mit, um frische Luft zu schöpfen, und wie sie nun zusammen gingen, sagte er: „Ich kann nicht begreifen, Lövdahl, daß Du diesen Steffensen leiden kannst."

„Nun, er ist ganz scherzhaft; er hat wirklich viele spaßige Ideen im Kopf."

„Er ist ein Phrasenmacher, ein alter Narr."

„Für einen einfachen Arbeiter scheint er doch —"

„Arbeiter, sagst Du; bildest Du Dir wirklich ein, daß ein Arbeiter heutzutage solch' hohles Gewäsch vorbringt? Nein, mein Lieber, Steffensen kann in seiner Jugend, vor zehn bis zwanzig Jahren gut gewesen sein, denn damals mußte man Leute seines Schlages haben, um die Arbeiter mit großen Worten und wohlklingenden Redensarten zu wecken. Heutzutage aber sind die Arbeiter wach, sie haben sich stark entwickelt, und Du weißt selbst recht gut, daß Steffensen nicht den geringsten Einfluß unter den Leuten hat."

„Sie verstehen ihn nicht."

„Sie verstehen ihn sehr gut, sag' ich Dir, sie durchschauen ihn und lachen ihn aus. Um Vertrauen und Einfluß unter unseren Arbeitern zu gewinnen, dazu gehört wirkliche Tüchtigkeit; sie sind weiter vorgeschritten, als die Meisten von uns ahnen mögen."

„Hör', Kruse," sagte Abraham lachend, „wir sind hier ganz unter uns, und Du weißt, daß ich im Großen und Ganzen mit Dir in den meisten Deiner und der Neuzeit Ideen einig bin; aber sag' mir nur aufrichtig, ob Du nicht glaubst, daß Du in Deinem Haß gegen die Stützen der Gesellschaft dazu geneigt bist, Deine geliebten kleinen Leute etwas gar zu sehr herauszustreichen?"

„Ich glaube nichts Anderes, als das, was ich weiß, und das ist, daß in diesem Lande die oberen Schichten in einigen Generationen fast stille gestanden, während eine ganz neue Lebensanschauung die Stuben der Denker und der Gelehrten verlassen hat, um sich wie ein lebendiger Strom brauchbarer Kenntniß vom Leben, wie es in der Wirklichkeit ist, von unten her in die Gesellschaft einzudrängen."

„Weshalb bloß von unten her?"

„Weil die Zeit die Stützen der Gesellschaft mit Angst erfüllt. Ihre Presse hat ihnen so lange von Anarchie und Pöbelherrschaft vorgepredigt, daß, sobald Du nur mit einem kleinen, bescheidenen Vorschlag für politische Freiheit oder Einfluß des Volks kommst, sie sofort glauben, es sei die Rede davon, ihr Geld zu theilen und ihre Frauen und Töchter preiszugeben. Auf diese Weise aber lernen diese Menschen, wie Du begreifen kannst, nicht das Allermindeste."

Abraham lachte. „Aber Deine kleinen Leute, was lernen denn die?"

„Erstens lesen sie nicht die Zeitungen der Stützen der Gesellschaft, in denen

die ganze Welt in usum delphini auf den Kopf gestellt ist: todte Gedanken garnirt mit unfruchtbaren Gehässigkeiten, Unterdrückung der wirklichen Zeichen der Zeit und tägliche Wiederholung der alten Unwahrheiten, daß in Amerika Schurken, in Paris Communarden wohnen, die Weisheit in Christiania und die Tugend in Stockholm zu Hause ist — das lesen sie nicht."

„Das ist immerhin Etwas," meinte Abraham.

„Das ist sogar schon recht viel," sagte der Andere; „aber Keiner von uns denkt daran, was sie denn lesen; sie lesen wieder und wieder die Tausende von Briefen, welche das eine Jahr nach dem anderen von den Norwegern in Amerika zu uns herüberströmen. Das ist eine bessere Bildungsquelle, Freund, als alle Zeitungen und Bücher. Denn da lernt das Volk von seines Gleichen, in seiner eigenen Sprache, aus seinem eigenen Gedankenleben, und das ist das Einzige, was der Mensch ganz aus dem Grunde verstehen kann. Und dann denk' Dir all' die Kritik, die in diesen Briefen über alle unsere Verhältnisse, vom Obersten bis zum Untersten, abgegeben wird — klare, leichtverständliche Urtheile und Vergleichungen eines Vetters oder des Onkels Lars, der glaubwürdig und mit Allem gut bekannt war."

Abraham ließ ihn ruhig sprechen und warf nur hie und da ein Wort ein; Kruse war ganz beredt, wenn er in Zug kam, und Abraham konnte vielen seiner Aeußerungen seine Bewunderung nicht versagen, andrerseits doch aber auch sich weder ihm noch seinen Meinungen ganz anschließen. Der kleine, radicale Rechtsanwalt, den er von seinen Knabenjahren her für eine halb gefährliche, halb verächtliche Person anzusehen gewohnt war, bot ihm dafür nicht Sicherheit genug.

Als sie sich vor Steffensen's Hause trennten, verabredeten sie eine Zusammenkunft im Arbeiterverein, in welchem Abraham den Posten eines Vicepräsidenten bekleidete, und wo man ihm seit jenem Feste großes Vertrauen entgegentrug.

Während Kruse weiter ging und seine Rede für sich fortsetzte, trat Abraham in die kleine Stube, wo er Grethe auf dem gewohnten Platz, mitten unter ihrer Arbeit, fand. „Du siehst blaß aus, Grethe, geht es Dir nicht besser?"

„O doch, viel besser; Deine Medicin schmeckt nicht gut, aber es scheint, daß sie mir hilft."

„Sie ist wohl etwas bitter?"

„Ach, es ist nicht so schlimm; setz' Dich nieder!"

„Du befindest Dich nicht gut, Grethe."

„O doch — aber laß es nun."

„Ach, ich wünschte —"

„Was wünschtest Du?"

„Sollte ich Dir Alles erzählen, was ich wünsche, Grethe, so würde das eine lange Geschichte werden."

„Wünsche und erzähle und mach' es recht lang."

„Zuerst wünsche ich mir eine so leichte und sichere Hand, wie die meines Vaters in seiner besten Zeit war; dann wünsche ich mir Glück und Muth — vor Allem Glück."

„Und was dann?"

„Das kann ich Dir nicht sagen."

„Da muß ich lachen! Das war der dümmste Wunsch, den ich je gehört habe; aber nur mehr, mehr so dummer Wünsche!"

„Dann wünsche ich, ich wäre auf einem Dampfschiff."

„Ach ja! Wer sollte denn bei Dir sein?"

„Es sollten Viele, sehr Viele sein — alle Arbeiter von der ‚Fortuna'."

„Wer noch?"

„Du solltest da sein."

„Wer noch?"

„Dein Vater."

„Wer noch?"

„Mein Vater."

„Wer noch?"

„Willst Du noch mehr haben, Grethe?"

„Willst Du noch mehr haben, Abraham?"

„Ich weiß nicht."

„Du sagst nicht die Wahrheit."

„Nun denn — noch Einen."

„Nur Einen?"

„Nur Einen."

„Einen ganz Kleinen?"

„Ja, ja — und dann wollten wir —"

„Dann Keine mehr —"

„Nein, Grethe, nun haben wir genug an Bord, es ist kein so sehr großes Schiff; aber dann wollten wir weit von hier reisen —"

„Und dann fielen alle Anderen ins Wasser, bis auf uns Beiden, nein uns Drei — nicht wahr, Abraham?"

„Wenn Du es besser kannst als ich, so wünsche Du nur weiter."

So plauderten sie; aber plötzlich hörten sie ein Gepolter: es war Steffensen, der nach Hause kam. Die Thür sprang auf vor einem Fußtritt, und hinein flog ein Bündel ölbefleckter Kleidungsstücke aus Leinwand, dann erschien ein Kasten mit Werkzeugen und zuletzt Steffensen selber — roth im Kopf, die Hände tief in den Taschen vergraben, während die Augen weit hervortraten; so stand er da, aber schweigend, schweigend wie eine Kanone, bevor sie losgeht.

Grethe ließ ihre Arbeit fallen und faßte Abraham am Arm: „Vater, Du bist entlassen!"

„Ja!" donnerte der erste Schuß; „ich bin ohne Kündigung, mit Hohn entlassen. Steffen Steffensen, der ausdrücklich von Christiania herberufen wurde, um diese lumpigen Maschinen in Ordnung zu bringen, was Keiner hier verstand — ist fortgejagt worden. Aber das könnte noch hingehen, ich kenne das Loos des gemeinen Arbeiters und ich kenne die Blutsauger — es ließ sich nichts Besseres erwarten; aber eins brennt mir auf der Seele — weißt Du, weshalb ich entlassen bin, Grethe?"

Er stellte sich mitten vor die Beiden hin und erkannte in seinem Gemüthsaufruhr erst jetzt, daß Abraham zugegen sei.

„Aha, da haben wir einen der hohen Herrn — wie sagen Sie? Er kann

Dir davon erzählen, frag' ihn nur, Grethe, dann wirst Du erfahren, was Dein Vater verbrochen hat."

„Ich weiß nichts davon, Steffensen, und ich kann kaum glauben, daß es möglich ist," erwiderte Abraham; er war bleich geworden, und der Zorn loderte in ihm auf, daß nun doch der Verwaltungsrath oder sein Vater diesen Schritt gethan, ohne mit ihm darüber zu verhandeln.

„Nun, wenn Sie Nichts wissen," schrie Steffensen, „so sollen Sie und die Anderen bei meiner Seele es zu wissen bekommen. Ich bin ohne die gesetzliche Kündigung und ohne daß man sich die Mühe gemacht hat, einen Vorwand zu finden, fortgejagt worden; man hat mir gerade heraus gesagt, es sei wegen respectswidriger Aufführung — hört Ihr! — wie sagen Sie!"

Er ward kupferroth im Gesicht, und die Augen wollten ihm fast aus dem Kopf springen. — „Da soll man erstens dulden," fuhr er fort, „daß sie Alles und Jedes besitzen, die Erde hier und den Himmel dort — bis auf diese infamen Maschinen, die unsereins in Ordnung hält und wartet, als sei es unser eigenes Fleisch und Blut — und dann verlangen sie noch obendrein, daß man sie respectiren soll — wen? — Marcussen, den Wicht! Lövdahl —"

„Still, Vater!"

„Hören Sie, Steffensen," sagte Abraham, indem er aufstand, „ich begreife Ihre Aufregung; der Verwaltungsrath hat unverantwortlich an Ihnen gehandelt, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihre Entlassung rückgängig gemacht werden soll."

Durch diese Worte gerieth Steffensen in Verwirrung, aber Grethe rief froh: „Siehst Du, Vater, sei Du nun ruhig, Du hörst ja, es soll Alles wieder in Ordnung gebracht werden."

Steffensen hätte am liebsten weiter poltern mögen; allein die Sicherheit in dem Auftreten des jungen Directors imponirte ihm, und als Abraham fortgegangen war, rief er: „Sollte der junge Fant wirklich ein Herz haben?"

„Erkennst Du das jetzt!" rief Grethe triumphirend, „Du, der immer gesagt hat: er ist kein Haar besser als die Andern."

Steffensen sah sie an und sagte: „Wenn Du nun dennoch getäuscht würdest, Grethe?"

„Das würde mein Tod sein," erwiderte sie still.

Abraham ging im Sturmschritt zur Stadt. Jetzt sollte es zur Abrechnung kommen. Der Verwaltungsrath sollte zusammentreten und dann Bescheid erhalten. Abraham wollte frei von der Leber weg reden; es sollte von der Fabrik, die er leitete, nicht gesagt werden, daß tüchtige Leute davon gejagt würden, weil sie bei einem Feste Worte gesprochen, die den Großen nicht zusagten. Aber erst mußte mit dem Vater ein Kampf bestanden werden. Jetzt sollte die kindliche Ehrerbietung ein Ende haben; sein Recht als erwachsener Mann wollte er verlangen. Wie ausgezeichnet auch sein Vater in allen Dingen war, so ließ es sich doch nicht leugnen, daß er durch dies Leben unter den Geldleuten nicht wenig verändert worden sei. Auch das wollte Abraham sagen — offen und ehrlich, ohne Heftigkeit, und im Uebrigen festhalten, daß Steffensen in allen Ehren wieder in seine Stelle eingesetzt werde.

Er übte seine Rede an den Vater ein, und als er zur Stadt kam, war er damit fertig; mit den Worten: „Vater, ich komme, mein Recht als erwachsener Mann zu fordern," sollte sie beginnen.

Der Professor war nicht zu Hause, und gleich durchfuhr Abraham der Verdacht, daß der Vater vorbereitet sei und sich der ersten Aufregung des Sohnes entziehen wolle; denn sie hatten viel über Steffensen gesprochen, und es konnte dem Professor nicht unbekannt sein, daß seine Entlassung Abraham kränken würde.

Das Mädchen sagte, der Professor sei oben. Abraham ging unwillig die Treppe hinauf, denn nun wurde die Sache schwieriger, weil die Verhandlung in seiner eigenen Wohnung stattfinden sollte, wo der Kranken wegen kein lautes Geräusch gemacht werden durfte und die festliche Ruhe um den Neugeborenen die Anwendung harter und scharfer Worte nicht zuließ.

Dadurch ließ er sich aber nicht abschrecken, jetzt wollte er die Entscheidung suchen; er wollte ihnen einmal zeigen, daß ihm, wenn es erst wirklich gelte, weder der Muth noch der Willen mangle.

Im Vorzimmer lagen Hut und Stock eines Fremden; er achtete aber nicht darauf, sondern ging mit festen Schritten zur Wohnstube. Hier kam ihm sein Vater aus dem Schlafzimmer entgegen. Der Professor erhob die Hand und wollte etwas sagen; allein Abraham begann sogleich — mit gedämpfter, aber fester Stimme: „Vater, ich komme, um mein Recht —"

„Still, still, um Gottes Willen, mein Junge, sprich nicht so laut," flüsterte der Professor und drängte ihn wieder ins Vorzimmer zurück.

„Ich will ruhig sein, Vater, und sachte sprechen; aber Du mußt mich hören."

„Ja, ja, lieber Abraham, aber in diesem Augenblick —"

„Ich kann nicht länger warten, Vater!"

„Aber Bentzen ist allein drinnen."

„Der Arzt?" Abraham erinnerte sich auf einmal des fremden Hutes und rief: „Was macht der hier?"

„Ich wollte auch Dich holen lassen, wußte aber nicht, wo ich Dich finden sollte."

„Mein Gott, was gibt es denn?" rief Abraham; „ist Clara krank?"

„Nein, nein, Clara nimmt die Sache ruhiger, als zu erwarten war."

„Was ist es denn, Vater — so antworte doch."

„Ich glaubte, das Mädchen hätte es Dir gesagt; es fing damit an, daß er —"

„Er! — ist es der kleine Carsten, Vater? Vater, er hat doch keine Krämpfe!"

„Nein, mein Junge, Krämpfe hat er nicht — das heißt —"

„Du bist Deiner Sache also nicht gewiß — Vater, laß mich hinein zu ihm, laß mich ihn sehen!"

„Nein, nein, bleib' und beruhige Dich — vielleicht ist es nur ein wenig Fieber."

„Geh' hinein, Vater, und komm schnell wieder und sag' mir, wie es steht. Mein Gott, wenn wir ihn verlieren sollten!"

Er stand am Fenster, während der Vater im Schlafzimmer war, und sah zum alten eingeschlossenen Garten hinunter, in dem er als Knabe gespielt; der Rasenplatz begann grün zu werden, und es schwollen die Knospen der Lindenbäume.

Aber keine Erinnerung, kein Gedanke haftete in seinem Kopf, als nur dieser eine Schreck, der in seiner leicht erregten Phantasie von einer bösen Ahnung zur halben Gewißheit wuchs: es sollte so sein, er sollte ihn verlieren! Es war nur zu wahrscheinlich; denn schwach und ungewöhnlich klein war der Knabe, und mit Beschwerde hatte er das Tageslicht erblickt. Starben nicht gesunde und kräftige Kinder seines Alters in großer Anzahl? Nein, es gab keine Hoffnung, das fühlte er deutlich.

Das Mädchen kam aus der Küche und meldete, daß jetzt warmes Wasser da sei, und der Professor ging hinaus, um das Bad zurecht zu machen; indem er an Abraham vorbeiging, sagte er beruhigend: „Es geht jetzt besser."

Abraham glaubte es aber nicht. Und die Zeit ging; von der Küche her hörte er, wie Wasser in die Badewanne gegossen wurde; aber drinnen bei dem kleinen Carsten war Alles still; nicht der mindeste Laut, der Hoffnung gegeben hätte, ließ sich hören.

Der Doctor Bentzen kam heraus.

„Nun, Doctor?" — Abraham glaubte, daß Alles vorbei sei.

„Ach, es geht gut, sehr gut," erwiderte der Doctor, und als der Professor und das Mädchen jetzt die kleine Badewanne des Kindes hineintrugen, sagte er: „ich glaube wirklich nicht, daß jetzt ein Bad nöthig ist, Lövdahl! Der Puls geht regelmäßig, wenn auch etwas schwach, und das Kind ist vollständig ruhig."

Die beiden Männer gingen wieder hinein, und Abraham blieb vor der dampfenden Wanne stehen und horchte; er wagte noch nicht zu hoffen — der Puls sei schwach, sagte der Doctor.

Nach unendlich langer Zeit, wie es Abraham vorkam, kehrten die Beiden zurück: sie schlichen ganz leise auf den Fußspitzen und hielten den Thürgriff fest, um kein Geräusch zu machen. Abraham wandte sich gegen sie mit einer Frage in jeder Miene seines verstörten angstvollen Gesichts.

„Er schläft; jede Gefahr ist vorüber," flüsterte der Professor.

Abraham warf sich in seine Arme und brach in ein Schluchzen aus, so daß sie ihn weiter wegführen mußten. Als er einigermaßen wieder zu sich gekommen war, sagte der Doctor Bentzen, indem er ein großes Glas Portwein niederstürzte: „Ich will Dir etwas im Vertrauen sagen, mein lieber Abraham! Wenn wir Großväter geworden sind, dann werden wir äußerst ängstlich, namentlich wenn es sich um einen kleinen Enkel handelt, der unseren hochgeachteten Namen tragen soll."

„Nun kannst Du wohl muthig sein, da Alles gut gegangen ist," meinte der Professor.

„Ei was, Du hättest mich ganz ruhig im Club lassen können, Lövdahl; es

war ja weiter nichts, als ein bischen Fieber und vielleicht etwas Magenkrampf," sagte der Doctor Bentzen und empfahl sich.

Sie begleiteten ihn die Treppe hinunter und blieben in der Hausthür stehen. Es war spät geworden; die Straße war leer, der Abend schön und mild nach dem Regen, und sie fühlten sich Alle nach der Gemüthsbewegung, die sie durchgemacht, leichter ums Herz. Endlich aber sagte der Professor: „Nun gute Nacht, ich sehne mich nach Ruhe; ich bin so müde, als hätte ich wie in früherer Zeit einen ganzen Tag hindurch prakticirt."

Bentzen ging und sie schlossen die Hausthür.

Als sie so im Dunkeln bei einander standen, sagte der Professor: „Was war es denn, worüber Du mit mir sprechen wolltest, Abraham?"

„Jetzt bist Du müde, Vater!"

„Aber es kommt mir vor, daß es etwas sehr Wichtiges war —"

„Ja wohl, aber jetzt bin ich in der That auch müde, und ich möchte es bis morgen aufschieben. Gute Nacht, Vater, ich danke Dir herzlich." —

Steffensen! Wie unendlich weit war der jetzt von Abraham's Gedanken entfernt. Wie hatte er doch nur daran denken können, um einer solchen Sache willen sich gegen seinen Vater — einen solchen Vater — aufzulehnen! Natürlich wollte er sich der Sache annehmen und sie ordnen — morgen; aber mit aller Ruhe und Besonnenheit.

Auf den Zehen schlich er sich in das Schlafzimmer; Clara schlief — hübsch und bleich lag sie da, und der kleine Carsten schlief auch und schnob schwach mit dem winzigen Näschen und schwach zuckte es in den Fingerchen.

Und auch Abraham ging zur Ruh' und schlief wie ein Patriarch bis zum hellen Morgen.

Ein unangenehmes Gefühl peinigte ihn kurz vor dem Erwachen — es war der Gedanke an Steffensen. Er aber drängte ihn zurück, klingelte und fragte das Mädchen nach dem Befinden seiner Gattin und seines Sohnes. Der Bescheid lautete günstig, und das war für ihn das Wichtigste — das Andere sollte schon geordnet werden. Nachdem er Clara guten Morgen gewünscht und sich persönlich davon überzeugt hatte, daß der Kleine Alles glücklich überstanden, ging er hinunter zum Frühstück.

Der Professor sagte sogleich: „Ich dachte gestern später darüber nach, was Du wohl auf dem Herzen haben könntest, um mit mir darüber zu sprechen, und da verfiel ich endlich auf Steffensen."

Abraham räumte ein, daß sein Vater das Rechte getroffen, und nun entwickelte dieser, während sie frühstückten, den Fall. Der Verwaltungsrath hatte einstimmig verlangt, daß Steffensen den Abschied erhalte; der Mann war nicht unentbehrlich; auch war er nicht so arm, wie er es zur Schau trug, er hatte Ersparnisse gemacht — wie man sagte. Dann aber war er ein höchst beschwerlicher Mensch — unzufrieden und übelgesinnt; es lagen viele Klagen von anderen Arbeitern vor. Einer von ihnen hatte sogar ein Wort davon fallen lassen, aber freilich nur mündlich, daß im Maschinenhause Oel verschwände.

Abraham vertheidigte Steffensen's Sache mit Wärme, aber mit Ruhe und Besonnenheit, und der Professor gab ihm in vielen Dingen Recht, namentlich

darin, daß es thöricht sei, von respectswidriger Aufführung zu sprechen. Das sei gewiß von Marcussen ausgegangen, meinte der Professor. Aber andererseits mußte Abraham seinem Vater einräumen, daß wenigstens er nicht habe anders handeln können. Wolle Abraham sich an den Verwaltungsrath in dieser Sache wenden, so stünde ihm das natürlich frei, aber der Professor wolle ihm aus vielen Gründen davon abrathen.

Abraham sagte zuletzt, er wolle sich die Sache überlegen, und dabei blieb es.

IX.

Die unverdrossene Madame Kruse versank in der letzteren Zeit oftmals in Grübeleien, was ihr früher nicht passirt war. Ihre häuslichen Pflichten schränkten sich immer mehr ein, und die Zeit, welche sie dem Strickstrumpf widmen konnte, nahm immer mehr zu; wenn sie aber so über dem Strickstrumpf sitzen, verfallen sie leicht ins Grübeln, die alten Damen.

Je mehr aber Madame Kruse ihren kleinen klugen Kopf zerbrach, desto mehr mußte sie sich über die Jugend heut zu Tage verwundern; sie wunderte sich aber nicht, wie andere alte Frauen, über die Thorheit und den Leichtsinn der Jugend, sondern sie konnte im Gegentheil nicht verstehen, weshalb die jungen Leute so schwerfällig geworden wären und sich das Leben so sauer machten. Sie dachte dabei zunächst an ihre eigenen Angehörigen; von Anderen kannte sie nur wenig. Peter war ihr Augapfel; wenn er sich hätte verheirathen wollen, so wäre er ihr völlig fehlerfrei vorgekommen, wiewohl sie einräumen mußte, daß er niemals etwas Frisches, Jugendliches an sich gehabt habe. Aber nun Morten und gar Friederike! Bei dem Gedanken an sie senkte Madame Kruse den Strickstrumpf und ließ ihn lange Zeit im Schoße ruhn, während sie gedankenvoll vor sich hinstarrte, ohne zu sehen. Das waren doch die sonderbarsten jungen Leute, die man sich nur denken konnte! Machten sie sich je ein Vergnügen? — Hörte man je, daß sie sich über etwas freuten? — Nie ein Scherz — nie ein frisches jugendliches Lachen! Morten war Prediger — nun ja, er hatte Rücksichten zu nehmen — aber Madame Kruse hatte viele Prediger gekannt, die eben so gut waren wie er und doch vor etwas Scherz und Munterkeit keine Angst hatten. Und Friederike! Hätte man wohl glauben mögen, sie sei eine kürzlich verheirathete Frau von einigen zwanzig Jahren?

Madame Kruse gedachte ihrer eigenen Jugend; wie sie vergnügt waren damals, sie und ihr Mann! wie sie lachten — lachten und arbeiteten — tüchtig arbeiteten! Und ihre Vergnügungen waren nicht kostspielig und konnten sie nicht zu Grunde richten. Das größte Vergnügen war das, jung zu sein, und das hatten sie umsonst. Sonst war Alles einfach bei ihnen gewesen, und sie hatten gar gut gewußt, was Sparsamkeit heißt — hier nahm Madame Kruse eifrig den Strickstrumpf auf, um die Gedanken, die nun hervor wollten, fort zu stricken. — Als der Wohlstand im Hause wuchs und in Reichthum überzugehen begann, hörte Madame Kruse eines Sonntags in der Kirche den Propst Sparre, der jetzt Bischof geworden war, predigen über den Text: „Kein Gold, kein Silber, kein Kupfer sollt Ihr in Eurem Gürtel tragen.“ Es war mitten im

Sommer und der Zinstag noch fern, so daß der Propst den Reichthum und die Reichen tüchtig vornahm; und als wolle er sich mit diesem Capitel ein für allemal für das ganze Jahr abfinden, sammelte er in seiner Predigt Alles, was vom Reichthum geschrieben steht — sowohl die beiden Röcke, als den Jüngling, der viele Güter hatte, den reichen Mann und Lazarus, sowie auch das Kameel mit dem Nadelöhr. Diejenigen, welche mit dem Propst Sparre umgingen und ihn kannten, wußten wohl, daß diese Predigt mehr zum Trost für die Armen, als zur Zucht für die Reichen dienen sollte; allein der ehrlichen Seele der Madame Kruse blieb diese Predigt unvergeßlich. Sie sprach mit ihrem Manne, als sie aus der Kirche kamen; aber Jörgen hatte bei der Predigt nicht gerade an sich gedacht, da es ihm keineswegs vorkam, daß er so reich sei. Nun bewies sie ihm, daß sie schon längst reich genug gewesen wären, um den Versuchungen ausgesetzt zu sein; und da Jörgen in der Debatte immer zu kurz kam, mußte er sich darein finden, daß es im Haushalt etwas flotter herging und nicht so genau aufs Geld gesehen wurde.

Seit der Zeit war Madame Kruse mit ihrem eigenen Herzen auf der Hut und sie überwachte auch ihren Mann, so gut sie es vermochte. Er hatte aber einen undurchdringlichen Schlupfwinkel, den alten finstern Kramladen, wo das Vermögen, Schilling für Schilling, mit bescheidenem Maß und knappem Gewicht zusammen verdient war, und es ging nach wie vor auf gleiche Weise zu. Die wesentlichste Verbesserung, die mit Jörgen vorging, bestand wohl darin, daß er, wenn das Jahr besonders gut gewesen war, die Weihnachtsgeschenke und das Opfergeld für den Prediger etwas reichlicher ausfallen ließ. Seine Gattin aber widerstand der Versuchung des Geizes, in die sie so leicht hätte gerathen können, da sie es sich als Jörgen's Gehilfin hatte sauer genug werden lassen. Und während Madame Kruse, dem Zuge ihres Herzens folgend, stets Mittel fand, aller Noth, mit der sie in Berührung kam, abzuhelfen, räumte sie auch in ihrem Hauswesen all' die peinlichen Einschränkungen, welche von den knappen Zeiten her noch an demselben hafteten, hinweg; und Jörgen, der immer wohlgenährt gewesen war, rundete sich jetzt noch mächtiger in neuen Kleidern und reinen Kragen, indem er von guter Verpflegung und guter Behandlung erglänzte. Er wagte nicht über die Ausgaben zu murren und er hatte eigentlich auch keine Lust dazu, denn er befand sich wohl. Und außerdem hatte er von alter Zeit her ein solches Vertrauen zu Amalie Kathrine, daß er, und wenn sie die Hausthüre vergoldet hätte, nur gesagt haben würde: „Nun ja, Frau, Du mußt wohl einen Grund dazu haben."

Sie vergoldete nun freilich die Hausthüre nicht, aber sie putzte und verschönerte im Hause nach und nach, Jahr für Jahr, bis die trockenen, nackten Stuben durch Gardinen und Goldlack, durch gepolsterte Stühle und Fußdecken ein wohnliches Aussehen erhielten, während die steifen altmodischen hölzernen Möbel in das Eßzimmer oder auf den Boden wanderten. Auch mit dem Eßgeschirr ging eine Veränderung vor. Als sie ihren Hausstand begannen, ward ganz einfach ein Schinkenbein auf den nackten Tisch gelegt und nun schnitten sie sich wechselsweise ein Stück davon ab, das sie mit den Fingern festhielten und so verzehrten. Jetzt war Madame Kruse so weit fortgeschritten, daß sie ihre

Ehre darein setzte, feines Gedeck zeigen zu können; ihre Tischtücher und Servietten glänzten mit den silbernen Gabeln und blankgeputzten Messern um die Wette; das Haus war das geworden, was es sein sollte: ein bürgerliches Haus von solidem Wohlstande. Weshalb sollte sie jetzt, in ihren alten Tagen, das Alles wieder aufgeben und zur Peinlichkeit der knappen Zeiten zurückkehren? Sollte es wirklich Gottes ernstliche Meinung sein, daß jeder einzelne Schilling unzählige Male in der Hand umgedreht werden, daß man beständig wie erpicht darauf sein müsse, nicht das kleinste Bischen umkommen zu lassen? „Nein, nein, das kann er gar nicht meinen," sagte Madame Kruse halblaut und zog kräftig an dem Strumpf, so daß er das Aussehen einer langen, dünnen Wurst erhielt.

Und doch verlangten dies sowohl Morten wie namentlich Friederike — wenn auch nicht geradezu, so doch in hundert kleinen Andeutungen — von ihr. Anfangs machte sie sich weiter nichts daraus; nach und nach aber fühlte sie einen kleinen heimlichen Stachel fast bei jedem Wort, welches die jungen Leute sagten. Sie antwortete nichts und glaubte lange, daß Niemand sonst es bemerke, bis Peter eines Tages plötzlich sagte: „Hör', Mutter, ich habe oben bei Frau Gottwald drei kleine Zimmer gemiethet."

„Aber, Peter, weshalb willst Du denn von hier ausziehen?"

„Bin ich nicht alt genug dazu, Mutter?"

„Unsinn, Peter; glaubst Du denn, ich könne Dir nicht ansehen, daß Du einen anderen Grund hast?"

„Du hast Recht, Mutter, und wenn Du ihn wissen willst, gut — weil ich Morten's Sticheleien nicht länger ertragen will."

„Wahr' doch Deine Zunge, Peter! Hast Du es denn auch gemerkt?" — Madame Kruse sah sich unwillkürlich im Zimmer um — „Du solltest Dir aber wirklich nichts daraus machen, er meint nichts Böses damit."

„Bist Du dessen gewiß, Mutter? Er hat mir jeden Sonntag Mittag, den Gott werden ließ, von der Hausmiethe gesprochen, wie hoch sie sich belaufe, und wie gut diejenigen daran seien, welche sie nicht zu bezahlen brauchten; und dann stimmt sie mit ein — seine Sparbüchse!"

„Still, still, Peter! Du sagst immer so schreckliche Dinge. Friederike ist eine recht brave Frau. Um Morten aber solltest Du Dich nicht kümmern; er ist so ein bischen wunderlich, und Du würdest mich sehr betrüben, wenn Du auszögest."

„Ja, Mutter, das weiß ich, und deshalb habe ich es so lange ertragen; vorigen Sonntag aber, da Du ausgegangen warst, fragte er mich, welche Miethe Ihr wohl für meine beiden Zimmer bekommen könntet, wenn ich 'mal auszöge?"

Madame Kruse stieg das Blut zu Kopf: „Und das sagte Morten zu Dir, Peter!"

„Ja, glaubst Du, daß sich der Herr Pastor genirt?"

„Er ist ja Prediger, siehst Du —" murmelte die Mutter unsicher, und dieser Gedanke entwaffnete sie jedes Mal; sie konnte nichts mehr in der Sache thun und Peter zog aus.

Nun ließ Madame Kruse es sich nicht nehmen, seine neue Wohnung einzurichten; alle seine alten Möbel und was er sonst bedurfte, ließ sie in das

Haus der Frau Gottwald hinüberbringen; und sie hatte ihre Freude daran zu sehen, wie gemüthlich es bei ihm wurde.

Als Friederike das nächste Mal mit ihrem Manne zu ihren Schwiegereltern zum Mittagsessen kam, sagte sie mit dem ihr eigenen sauren Lächeln: „Nun, wie ich höre, ist hier Umzug gehalten worden."

Es zuckte auf in Madame Kruse; allein sie antwortete ruhig: „Was meinst Du damit, Friederike?"

„Ach, ich sagte es nur, weil ich vorgestern den ganzen Tag eine Menge Sachen von hier wegbringen sah."

„Nun ja, es waren Peter's Möbel, wie Du Dir wohl denken kannst."

„Ja so, ich wußte nicht, daß Peter das ganze Meublement haben sollte; wußtest Du das, Morten?"

„Aber, Friederike, ich bitte Dich, wie kannst Du so sprechen," rief Madame Kruse und versuchte zu lachen; „es waren natürlich nur die Möbel, die er immer oben in seinen beiden Stuben hatte."

„Bitte um Entschuldigung, Mutter, da irrst Du Dich."

„Wenn ich Dich aber versichere —"

„Du bist mir allerdings darüber keine Rechenschaft schuldig; aber der Spieltisch aus dunklem Mahagoniholz — der hat doch im Vorzimmer gestanden, so lange ich hier im Hause gewesen bin."

„Der Spieltisch, ja, ja, da hast Du freilich Recht, Friederike," erwiderte Madame Kruse sehr kleinlaut; „es waren vielleicht auch noch einige andere kleine Sachen dabei. Da er nun aber drei Zimmer haben sollte, und es etwas leer darin geworden wäre, so —"

„Was Du weggeben willst, liebe Mutter, geht mich wohl nichts an; aber dann darfst Du auch nicht behaupten, daß Peter nur seine alten Möbeln mitnahm; Recht soll Recht bleiben, weiter will ich nichts."

Madame Kruse preßte den Mund zusammen, sie wollte nichts sagen. Sie und die Anderen wußten sehr wohl, daß die Neuvermählten eine reichliche Summe von Jörgen Kruse zu ihrer Einrichtung erhalten hatten, während das alte Gerümpel, das Peter mitbekam, nicht den vierten Theil werth war. All' das wußte Madame Kruse, und sie wußte auch, daß, wenn sie jetzt schwiege, Friederike das nächste Mal noch dreister werden würde, und dennoch sagte sie kein Wort. Weshalb? Sie wollte keinen Unfrieden herbeiführen, und überdies hatte sie etwas Furcht vor diesen Beiden, die so eng zusammen hielten; auch war Morten Prediger. Sie wußte aber nicht, daß der wahre Grund, weshalb sie jedem Kampf auswich, darin bestand, daß sie zu feinfühlig war, um zu ihnen hinabzusteigen; Jene aber merkten das und machten es sich zu Nutze. Morten war übrigens so unbeholfen, daß er nicht im Stande war, so viele kleine gewandte Hiebe anzubringen wie Friederike; er unterstützte sie aber durch seine Körperfülle und seine völlige Uebereinstimmung mit ihr. Er selbst konnte nur ein Mittel anwenden, und dies bestand darin, daß er sich stellte, als ob die Mutter ihn vor Peter zurücksetze. Und nichts konnte Madame Kruse so sehr zu Herzen gehen, als gerade dies. Sie konnte sich nichts Häßlicheres denken, als

zwischen Kindern Unterschiede zu machen. Und das Allerschlimmste war, daß gerade in diesem Punkt ihr Gewissen sie nicht ganz freisprechen konnte.

Peter war in der knappen Zeit geboren, und zum Verwundern war es nicht, wenn dies schwächliche Kind, welches die schweren Mühseligkeiten mit ihr durchgemacht hatte, ihr Herz so ganz erfüllte, daß für den kleinen Dickwanst, der viel später kam, vielleicht nicht so viel Platz blieb. Aber Unrecht, großes Unrecht wäre es gewesen, wenn Jemand gesagt hätte, daß sie Morten nicht wirklich eben so liebte, wie den anderen Sohn; und mit noch größerem Unrecht würde Jemand behauptet haben, daß sie in Wort oder That Peter auf Kosten des Bruders begünstige. Im Gegentheil überhäufte sie aus Furcht, daß sie von einem geheimen Zug ihres Herzens irregeleitet werden könne, Morten mit Wohlthaten, strickte und spann, buck und schlachtete für sein Haus, während ihr ängstlich zu Muthe war, wenn sie ganz insgeheim Peter ein Paar Strümpfe zusteckte. Mochten es nun aber Strümpfe sein oder sonst irgend ein unbedeutender Gegenstand aus dem Hause — ein Schemel, ein kleiner Spiegel oder etwas Aehnliches, was sie Peter für seine neue Wohnung geschenkt hatte — so konnte sie sich darauf verlassen, daß, sobald Friederike das nächste Mal zur Thüre hereinkam, ihre Augen sofort auf den leeren Platz fielen, und wäre er auch noch so klein gewesen; und dann kam das schwache saure Lächeln und eine kleine ganz spitzige Bemerkung, welche bis in die zartesten Fibern von Madame Kruse's altem Herzen hineindrang. Es kam zuletzt so weit, daß Madame Kruse förmlich einen kleinen täglichen Kampf führen mußte, um das Haus in dem schlichten Wohlleben, das sie in den letzten Jahren eingeführt hatte, zu erhalten. Selbst der alte Jörgen merkte das und ward so muthig, daß er etwas über den Wein an jedem Sonntage vorzubringen wagte. Das war der guten Amalie Kathrine jedoch zu viel und Jörgen wurde dermaßen abgekanzelt, daß er ihr nicht wieder kam. Einen schlimmeren Stand hatte sie mit Friederike.

Eines Sonntags sagte die junge Frau Pastorin: „Ich glaube wirklich, daß die Schwiegermutter jeden Sonntag ein halbes Rind zu ihrer Suppe braucht."

„Jawohl, dafür ist sie aber auch so stark, daß ich sie die ganze Woche hindurch im Rückenmark fühle; gib mir noch einen kleinen Löffel voll, Mutter."

So sprach Peter, der immer seiner Mutter zu Hilfe kam, wenn ein Gewitter aufzog. Friederike ließ sich jedoch nicht von der Spur abbringen, sie warf einen schnellen Blick auf ihren Mann, der an ihrer Seite mit bleichem, aufgedunsenem schlaffem Gesicht, aber sehr würdevoll dasaß. Es war überhaupt eine überraschende Unähnlichkeit im Aeußeren dieser beiden, im Innern so völlig übereinstimmenden Eheleute; denn während Morten an Körperfülle zugenommen hatte, war Friederike nach der Hochzeit immer magerer geworden. Der jugendliche Ausdruck, welcher die etwas scharfen Züge gemildert hatte, war verschwunden, und um die runden Augen und die Nase, die dürr und spitz geworden war, hatte sich etwas Vogelartiges gelegt.

Nachdem sie sich also durch einen Blick auf Morten gestärkt hatte, fuhr sie in dem freundlichen und nachsichtigen Tone, der Peter zum Rasen bringen konnte, fort: „Ach ja, so geht es, wenn man glaubt, daß man Geld genug hat, und nicht an die vielen Hungrigen denkt, die von all' dem Fleisch hätten gesättigt

werden können, das hier weggekocht ist, um uns eine unnatürlich starke Suppe — ja, ich nenne sie unnatürlich stark, nicht wahr, Morten? — zu schaffen; ich finde es geradezu unrichtig, solche Verschwendung zu treiben."

Es prickelte und rieselte in Madame Kruse; sie wußte durch das Geklatsch der Mägde ganz genau, was die Armen bei der jungen Frau Pastorin zu bekommen pflegten; sie konnte sich aber nicht dazu verstehen, ein Wort über ihre eigene Wohlthätigkeit und ihre Anwendung des gekochten Fleisches fallen zu lassen. Deshalb sagte sie freundlich, aber mit etwas bebender Stimme: „Wie kochst Du denn Fleischsuppe, liebe Friederike? Ich möchte es gern lernen."

Friederike ward etwas verwirrt, faßte sich aber bald und antwortete: „Wir haben die Mittel nicht, oft Fleischsuppe zu essen; aber vorige Woche, oder vielleicht war es die Woche vorher, als Du Fleischsuppe bekamst, Morten, da fandest Du sie gut, kannst Du Dich nicht erinnern?"

„Sie war wenigstens ebenso gut wie Mutters Suppe," erwiderte Morten feierlich.

„Das freut mich wirklich," versetzte Madame Kruse, indem sie ihre Haube zurechtsetzte; „und woraus bestand denn die Suppe, liebe Friederike?"

„Nun, ich hatte ein gutes Stück Kalbfleisch und dann einen tüchtigen Löffel voll Liebig's Extract und etwas braunen Mehlteig genommen."

Da war es mit Madame Kruse's Geduld zu Ende. Als alte solide Hausfrau haßte und verachtete sie nichts mehr, als derartige zusammengepantschte Gerichte, und schon der Name „Liebig" konnte sie in Aufregung bringen. Sie wandte sich gerade an ihre Schwiegertochter und sagte so eifrig und bestimmt, daß ihre Haube zitterte: „Da will ich Dir denn doch sagen, Friederike, daß ich meinem Schöpfer danke, solche Sudelei nicht essen zu müssen."

Peter brach in ein herzliches Lachen aus; der alte Jörgen, der Alles immer erst lange nachher verstand, sah von dem Einem zum Andern. Friederike aber saß einen Augenblick stumm. Der Zorn mischte ihr die Worte durch einander, so daß sie nichts herausbringen konnte; plötzlich brach sie in lautes Weinen aus und stürzte aus dem Speisezimmer.

Morten ward bleich, er sagte streng und vorwurfsvoll: „Wie kannst Du es doch übers Herz bringen, die arme Friederike so zu mißhandeln?"

Die Mutter räumte ein, daß sie sich arg versehen habe; es sei ihr so aus dem Munde gefahren. Sie hatte schon vergessen, wie es eigentlich gekommen war, und nur noch das Gefühl, daß sie hart gegen ihre Schwiegertochter gewesen sei. Und zuletzt mußte sie sich dazu bequemen, aufzustehen, um Friederike zu suchen. Sie fand diese schluchzend auf dem Sopha in der Wohnstube, und die alte Frau mußte nun viele Entschuldigungen machen, um sie zu beschwichtigen und wieder zu Tisch zu bringen.

Diese Begebenheit ward aber für Friederike ein unerschöpfliches Arsenal, aus dem sie eine Masse spitzer Dinge holte, um sie in die Schwiegermutter zu bohren, und deren Reue war so aufrichtig, daß sie es wie eine gerechte Strafe hinnahm. Dies Alles aber hatte zur Folge, daß die alte Madame Kruse ängstlich und unsicher in ihrem eigenen Hause wurde, und sie kam bald dahin, daß sie nicht das Allermindeste vornahm, ohne insgeheim zu denken: was werden

Morten und Friederike dazu sagen? — Und viele Stunden saß sie über ihrem Strickstrumpf und grübelte.

Aber immer fuhr sie in die Höhe und setzte die Nadeln in Gang, wenn die große Frage auftauchte, was sie eigentlich von Morten zu denken habe: er, der ein Diener des Herrn sein sollte, war offenbar — das konnte sie sich nicht länger verhehlen — dem Laster des Geizes verfallen, oder doch nahe daran; wie ließ sich das vereinigen? Sollte sie in ihrer Seele einem solchen Gedanken Raum geben, daß ihr Kind ein verstockter Heuchler sei? Nein, nein, das konnte nicht sein! Wäre er nur nicht so unnahbar, so panzersicher in seiner Würde als Prediger, so würde sie ihm schon geholfen haben; stand doch jene Predigt des Propstes Sparre in ihrem Herzen eingegraben! Er aber war wie ein großes hohes Eisenschiff, und sie ein schwaches Weib im Nachen — sie konnte sich nicht an seine Seite legen und zu ihm hinaufrufen, daß Klippen vor dem Bug seien.

Wenn man eine alte Frau voller Runzeln, mit schneeweißer Haube im Lehnstuhl in der gemüthlichen Stube mit dem blühenden Goldlack und schräg über die Fußdecke hineinfallenden Sonnenstreifen, über dem Strickstrumpf sitzen sieht, so könnte man meinen, sie sei wohl daran, die Alte. Und wenn sie nun doch ihre Haubenbänder schütteln und sagen sollte: Ach ja, der Jugend kann froh und leicht zu Muthe sein, wir Alten haben schwer zu tragen — so würde die unehrerbietige Jugend vielleicht denken: Die alte Schachtel! Was hat die zu klagen! Sitzt sie nicht im friedlichen Winkel, fertig mit dem Streit und den Täuschungen des Lebens, unbekümmert über ihren Erinnerungen strickend, bis die Sonne untergeht? Und doch! So Vieles geht rund in solch' einem alten Kopf; und es könnte schon sein, daß sie ein schweres Bündel von der Bitterkeit des Lebens trägt, wie sie in Goldlack und Sonnenstreifen dasitzt, voll Runzeln, mit schneeweißer Haube — eine alte Frau, die über einem Strickstrumpf grübelt.

X.

Es rollt ein Strom von Gold zwischen den Ländern. Wo der Welthandel die großen Werthe umsetzt, fließt er in einem breiten mächtigen Bett; und in zahllosen Verzweigungen nach allen Richtungen dringen kleine goldene Ströme bis zu den fernsten Winkeln der Welt. Aber oben auf dem Strom, in rastloser Unruhe, wirbelt der Wechsel blauweißer Schaum. Er siedet und rasselt und verbreitet sich streifenweise über die ganze Erde; er wächst während seines Laufs, theilt sich in neue Streifen und bewegt sich hin und zurück in unaufhaltsamer Fahrt. Sinkt aber der große Goldstrom dadraußen, dann eilen die kleinen goldenen Adern zurück von den entlegensten Winkeln. Als habe die Erde selber ihr Gold wieder eingesogen, so verschwindet es, erst in den fernsten kleinen Canälen, dann immer näher, bis selbst die große Ader einschrumpft und gleichsam zu Eis erstarrt. Aber gerade wenn eine solche Eiszeit sich nähert, wird der Wirbel der Wechsel wilder und immer wilder. Er schäumt und wächst und steigt, steigt wie ein Auflauf, erreicht Häuser, die früher hoch auf dem Trockenen standen, und preßt einen langen schmalen Papierstreifen unter die Thür, dann noch einen, beständig mehr und mehr, bis die Thür nachgibt und die losgelassene

Fluth über Häuser und Gärten und Felder hinweg spült, groß und klein vernichtet, den Fleiß der Menschen und die Liebe der Menschen zerreißt, zersplittert und in alle Winde zerstreut — und hernach ist nichts Anderes übrig, als Reue und Scham, Demüthigung und Selbstanklage, Verwünschungen und Thränen.

Nicht einmal der Bankdirector Christensen ahnte, daß eine Weltkrisis vor der Thür sei, wenn auch seine untrügliche Nase zu wittern begann, daß der echte unverfälschte Goldgeruch auf gewissen Punkten immer schwächer werde. Deshalb hatte er nicht nur mit seiner Gattin, sondern auch mit seinen Collegen bei der Bankverwaltung einen harten Kampf zu bestehen. Christensen's Bank — wie sie gewöhnlich von den Leuten genannt wurde — war von den ersten Kaufleuten der Stadt gegründet und ward gewissenhaft nur zur Unterstützung des eigenen Kreises gebraucht; Christensen aber, der eigentliche Stifter und Urheber, behielt stets ein großes Uebergewicht in der Verwaltung. Das verdiente er auch, weil er in der ersten schwierigen Zeit es sich hatte viel Mühe und Zeit kosten lassen, um die Bank emporzubringen. Daher kam es auch, daß man fortfuhr, ihn Bankdirector zu nennen, obwohl schon lange ein besoldeter Geschäftsführer für die tägliche Leitung der Bank angestellt war. Man sagte aber von Christensen, daß er nicht leben könne, ohne ein paar Male des Tages in seiner lieben Bank umherzuschnüffeln.

Der Kampf, den er jetzt mit seinen Collegen zu bestehen hatte, galt den sogenannten „Fortunawechseln". Christensen hatte sich es in den Kopf gesetzt, daß er sie nicht mehr in der Bank haben wollte; sie sollten eingelöst werden, sobald sie verfielen, und keine Prolongation erhalten. Dies sagte er jedoch nicht offen und geradezu; denn er war ein zu gewissenhafter Kaufmann, als daß er den Credit eines Unternehmens hätte schwächen sollen, zumal so lange er selbst Actien darin hatte; dahingegen ließ er leise Andeutungen fallen und machte scheinbar harmlose Vorschläge, aus denen die übrigen Herren ungefähr auf seine Meinung schließen konnten, ohne daß sie ihn verstanden und ihm beigepflichtet zu haben brauchten; und gewöhnlich endete die Sitzung damit, daß man in halb unbestimmten Worten dem Vorsitzenden freie Hand ließ.

Große Kaufleute in kleinen Verhältnissen hassen sich immer, weil der Eine sich nicht rühren kann, ohne dem Andern zu nahe zu treten; der Bankdirector Christensen hatte aber einen ganz besonderen Groll gegen den Professor Lövdahl, und zwar nicht bloß, weil dieser ihm über den Kopf wuchs; sondern Christensen, der von Kindheit an den Handel gelernt und sich selbst emporgearbeitet hatte — reich war er erst durch seine Heirath geworden — konnte es nicht ausstehen, daß dieser aufgeblasene Gelehrte sich in die Kaufmannswelt hineindrängte und hier den Meister machen wollte. Durch mancherlei Intriguen und durch Aufbietung seines ganzen Einflusses war es ihm gelungen, den Professor vom Verwaltungsrath der Bank, in den man ihn sonst selbstverständlich hätte aufnehmen müssen, fernzuhalten, und als Christensen jetzt die stillschweigende Einwilligung der Anderen zur Austreibung der Fortunawechsel hatte, wandte er sich sofort an den Geschäftsführer, der ihm blindlings gehorchte, und gab ihm die nöthigen Weisungen.

Eines Tages kam Marcussen, halb lachend, halb verdutzt, mit ein paar

Wechseln herein zum Professor: „Da bring' ich Ihnen nette Neuigkeiten, Herr Professor! Soeben kommt Rasmus mit dem Bescheid von Christensen's Bank zurück, daß die Fortunawechsel mit klingender Münze einzulösen seien."

„Nun ja, so lösen wir sie ein, Marcussen," entgegnete der Professor ruhig; „der Christensen ist wirklich von lächerlicher Aengstlichkeit."

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, von der Einlösung aller Fortunawechsel kann aber doch wohl die Rede nicht sein."

„Sind sie denn alle gemeint?"

„Ja wohl, Rasmus hat es so verstanden, als ob man es fortan so halten wolle."

„Wie hoch können sich denn die Wechsel der „Fortuna" belaufen, die sich in Christensen's Bank befinden?"

„Ich weiß es nicht bestimmt, aber so zwischen 150- bis 200,000 Kronen."

„Alle Wetter, Marcussen — und die sollen jetzt gleich, in den nächsten Tagen, baar eingelöst werden?"

Dem Professor ward schwül ums Herz; er war durchaus nicht an derartige Ueberraschungen gewöhnt, so daß er gleich ganz rathlos ward. Die bösen Ahnungen, die ihn schon einmal nach einer Begegnung mit Christensen heimgesucht hatten, überfielen ihn wieder; wollte dieser Mensch ihn verderben? — War es überhaupt irgend Jemandem möglich, ihn, den Professor Lövdahl, zu verderben? — Unerhört, ganz unerhört: Papiere, auf denen *sein* Name stand, nicht prolongiren zu wollen! — Und der Schreck machte sich in einem Strom zorniger Worte gegen den Bankdirector Luft.

Marcussen hörte mit Verwunderung diesem ihm ungewohnten Ausbruch zu. Uebrigens stimmte er dem Professor ganz bei; auch er fühlte sich beleidigt durch die dem Hause zugefügte Schmach, und als der Professor schwieg, schlug er vor, man solle ganz kaltblütig Rasmus mit dem Bescheid zurücksenden, daß es dem Professor für den Augenblick nicht genehm sei, diese Papiere einzulösen. Dann könne der Professor dem Christensen einmal gelegentlich tüchtig den Kopf waschen.

Dazu wollte der Professor jedoch sich durchaus nicht verstehen; als aber sein Zorn ausgerast hatte und nur der nackte Schreck noch da war, fragte er Marcussen angelegentlich darüber aus, ob die „Fortuna" nicht Gelder in der Casse oder ausstehende Forderungen habe? Marcussen strich sich über seinen hübschen Schnurrbart und verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln: „Wenn Sie wirklich Christensen's Unverschämtheit so hinnehmen wollen, Herr Professor, ließe sich die Einlösung der Papiere schon machen."

„Sie haben also Geld flüssig?"

„Wir haben in diesem Augenblick kein Geld; aber wir können unsern Credit gebrauchen."

„Credit — Marcussen? Wenn die Bank die Wechsel der Fabrik zurückweist, so geschah dies ja gerade darum, weil der Credit geschwächt ist —"

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, wir haben hier im Geschäft unsern Credit überhaupt noch gar nicht zur Anwendung gebracht."

„Es ist ein solides Geschäft, Marcussen!"

„Viel zu solide — wenigstens für unsere Verhältnisse. Mit Carsten Löv-

dahl's Namen auf dem Papier will ich in acht Tagen eine Million zusammenbringen."

Der Professor legte sich in den Stuhl zurück; er wußte, daß Marcussen die Wahrheit sage. Sein Name hatte einen ausgezeichnet guten Klang. Das große Vermögen, das er auf einmal flüssig gemacht und ins Geschäft geworfen hatte, brachte dasselbe in den Ruf eines der solidesten und leistungsfähigsten an der ganzen Küste, und Lövdahl mochte dies gern hören.

„Die Fabrik," sagte er, „hat ziemlich viele Schulden."

„Man thäte am klügsten daran, die Fabrik ganz aufzugeben," versetzte Marcussen offenherzig.

„Aber ich bitte Sie, Marcussen, wie können Sie —"

„Entschuldigen Sie, Herr Professor," unterbrach ihn Jener, „ich meinte nur, daß wir der Fabrik doch sehr große Opfer bringen."

„Die „Fortuna" soll sich bewähren, das werden Sie sehen — sowohl Sie selbst, wie alle die anderen klugen Herren. Aber jetzt kein Wort mehr davon. Was meinten Sie mit der Benutzung unseres Credits, Marcussen?"

Marcussen sah seinen Prinzipal etwas unschlüssig an; er hatte seine Ausbildung im Handelsfach bei Leuten erhalten, die es sehr wohl verstanden, ihren Credit im vollsten Maße auszubeuten; dann sagte er lächelnd: „Wir gehen zur Norwegischen Bank und holen uns dort so viel Geld, wie wir haben wollen."

„Aber die Deckung — Valuta —"

Marcussen ging über diesen naiven Standpunkt seines Prinzipals leicht hinweg und fuhr fort: „Wir ziehen für die Summe, die wir heute brauchen, zum Beispiel auf O. T. Falch-Olsen in Christiania mit sechs Tagen Sicht, discontiren den Wechsel in der Norwegischen Bank und senden heute Abend mit der Post unsern auf drei Monate lautenden Wechsel als Deckung."

„Hm, ja, das könnten wir thun," sagte der Professor, dem die Sicherheit, mit welcher Marcussen sich in diesen Dingen bewegte, imponirte. Er selbst verstand von dergleichen Kunstgriffen nicht viel und hatte es noch nicht recht gelernt, mit Wechseln umzugehen; er legte daher die Sache vollständig in die Hände seines Gehilfen, dem er unbedingtes Zutrauen schenkte.

Marcussen führte sofort seinen Plan aus und begab sich selbst in Christensen's Bank, um das Vergnügen zu haben, dem Personal dort einige Artigkeiten zu sagen. Der administrirende Bankdirector wand sich denn auch wie ein Wurm unter Marcussen's scharfer Zunge — er hatte selbst die Ueberzeugung, daß es eine durchaus unrichtige Maßregel gewesen sei, Papiere zurückzuweisen, die Carsten Lövdahl's Namen trügen. Christensen selbst aber, der an dem anderen Ende des Comptoirs stand und sich den Anschein gab, als ordne er einige Papiere, nahm die Sache mit großer Gemüthsruhe. Und als Marcussen fortgegangen war und der Director einen bescheidenen Einwand gegen jene allzugroße Strenge erheben wollte, nahm Christensen einfach das Geld, das Marcussen gebracht hatte, und hielt es dem Anderen dicht vors Gesicht mit den Worten: „Sehen Sie sich doch diese Scheine an! — Funkelnagelneue Scheine aus der Norwegischen Bank."

„Nun ja, Herr Bankdirector, was hätte denn das zu bedeuten?"

„Das bedeutet, daß man Geld aus seinem eigenen Wechsel herausschlägt," flüsterte Christensen und entfernte sich, um weiteren Fragen zu entgehen.

Der arme Director aber war den ganzen Vormittag völlig verwirrt; sein Glaube an Christensen's Nase war genau so fest und unerschütterlich, wie seine Ueberzeugung von Lövdahl's Solidität, und dieses Gleichgewicht erhielt ihn in der peinlichsten Unruhe. Er sprach mit Niemandem von dem Mißtrauen, welches Christensen in seine Seele gesäet hatte. Aber obwohl Lövdahl's Name noch weiter an Glanz und Macht zunahm, so waren doch in diesem Augenblick einige der feinen, unsichtbaren Miasmen erzeugt, die in der Luft umherfliegen und sich zu einem leisen Säuseln im Schilf, einem Flüstern in den Winkeln, zu dem Hauch von einem Gerücht, zu geheimnißvollen Andeutungen, wachsenden Nachfragen und allgemeiner Spannung verdichten, bis eines Tages die Klatscherei flammend über einem neuen Namen, der zu Grunde gerichtet, verzehrt, zermalmt und wieder ausgeworfen ist, zusammenschlägt. —

In Lövdahl's Geschäft aber war seit jenem Tage ein noch weit lebhafterer Umsatz als zuvor. Marcussen verstand es vortrefflich, den Credit zur Geltung zu bringen; und der Professor, welcher gerade in dieser Zeit große Summen im Getreidehandel verdiente, fand immer mehr Geschmack an den Geschäften. An Marcussen aber hatte er einen Gehilfen, der stets bereitwillig auf seine Pläne einging, der immer Rath zu schaffen wußte und niemals störende Einwendungen machte. Dabei pflegte Marcussen seinen langen blonden Schnurrbart, dem er zahlreiche Eroberungen zu verdanken hatte, immer sorgfältiger. Seine Stellung als Hauptperson im ersten Geschäfte der Stadt bewirkte, daß seine Manieren, die früher etwas roh gewesen waren, sich nach und nach verfeinerten, erhöhte aber zugleich seine Ansprüche rücksichtlich seiner Damenbekanntschaften. Unter Männern war er ein vortrefflicher Gesellschafter, wenn auch seine natürliche Rohheit dabei öfters zum Ausbruch kam; er betheiligte sich gern an lustigen Gelagen und scheute sich nicht, die Zeche zu bezahlen; er zog dann ein dickes Notizbuch hervor, das von Werthpapieren, untermischt mit buntfarbigen Liebesblättchen, strotzte. Gegen Abraham war er stets ehrerbietig und zurückhaltend, und Abraham, der von diesen Dingen kein Freund war, zeigte sich nur um so freundlicher und kameradschaftlicher gegen ihn. Und da es sich immer mehr herausstellte, daß Abraham sich am besten zu den Fabrikangelegenheiten eigne, nahm Marcussen allmälig den Platz im Comptoir ein, den der Professor ursprünglich seinem Sohne zugedacht hatte.

Abraham hatte jetzt vollauf zu thun — zuerst in seiner doppelten Stellung als eigentlicher Leiter der Fabrik und heimlicher Arzt an derselben; dann aber als Vicepräsident im Arbeiterverein, wo ihm eine Menge verschiedenartiger Pflichten oblag. Ein besonderes Vergnügen gewährte es ihm, mit den Ersparnissen der Arbeiter, ihrer Krankencasse und ähnlichen Dingen zu wirthschaften, und dieser seiner Stellung hatte er es auch zu verdanken, daß er im Stande war, etwas für Steffensen zu thun. Nachdem er nämlich einige Tage hindurch vergebens darüber nachgedacht hatte, wie er sich bei Steffensen's ungerechter Verabschiedung benehmen sollte, ward die Sache ihm zuletzt völlig zuwider; und er hätte sich vielleicht ganz davon losgemacht, wenn nicht Grethe's Bild immer

zurückgekehrt wäre — wie sie bei ihrem Flechtwerk saß und auf ihn wartete mit ihrem starken Glauben, den er nicht entbehren konnte. Die Sache war ihm so peinlich, daß er sich fast nicht dazu ermannen konnte, seine täglichen Besuche in der Fabrik zu machen, weil er an ihrem Hause vorübergehen mußte, wo der Alte drinnen in der Stube saß und es sicher nicht unterließ, es ihr jedesmal zu sagen, wenn Abraham vorbeikam.

Endlich machte er seinen Freund Kruse zu seinem Vertrauten und erzählte ihm die ganze Sache. Kruse faßte sie richtig auf. Er saß, wie dies seine Gewohnheit war, etwas zusammengekauert und blinzelte in den Tabaksrauch; ganz insgeheim betrachtete er den großen hübschen Mann, der sich vor der kleinen Schwierigkeit krümmte, und indem er die Asche leicht von der Cigarre knipste, sagte er: „Ich würde Dir rathen, Dich nicht weiter in die Sache zu mischen —"

„Du sprichst mir aus der Seele," rief Abraham; „wozu sollte ich in einer Angelegenheit Lärm schlagen, die doch eigentlich so unbedeutend ist. Wenn wirklich etwas auf dem Spiele stände, so würde ich den Herren schon zeigen —"

„— Wir wollen lieber eine Umgehung machen," versetzte Kruse trocken; „wir stellen Steffensen als Ladenvorsteher an."

„Im Consumverein?"

„Ja wohl; dabei kann er sein Brot verdienen, und sogar recht gut, wenn es mit dem Handel so fortgeht, wie bisher."

„Glaubst Du aber, daß man ihn haben will? Du weißt selbst, daß er unter den Arbeitern nicht gut gelitten ist."

„Wir müssen unsern Einfluß in die Wagschale legen — wie Christensen sagen würde. Ich kann, wie Du wohl weißt, Steffensen nicht ausstehen; ich glaube aber, daß er bei dem Handel an seinem Platz sein würde, und dann meinte ich auch, daß Dir ein Gefallen damit geschähe."

„O gewiß, es würde mich sehr freuen —"

„— Und dazu kommt noch," unterbrach Kruse ihn und betrachtete den Andern mit einem schwachen Lächeln, „daß es den Herren Verwaltungsräthen nicht schaden könnte, zu sehen, wie die Arbeiter sich selbst zu helfen wissen: dem Manne, den der Verwaltungsrath ohne Grund verworfen hat, schaffen die Arbeiter selbst eine Brotstelle."

„Ja, ja, ja, das ist eine prächtige Idee, Kruse; ich bin Dir von Herzen dankbar dafür," rief Abraham und versetzte dem kleinen Manne einen kräftigen Schlag auf die Schulter. Er war entzückt und voll Eifer und Lust, die Sache sofort in Angriff zu nehmen. Als er aber fortgegangen war, stand Peter Kruse lange in Gedanken versunken, mit dem schwachen bittern Lächeln um den Mund, und sagte zu sich selber: „Hm, ja, so werden sie — sie, welche die Besten und Muthigsten unter uns hätten sein können!"

Abraham mäßigte seine Schritte, als er sich Steffensen's Hause näherte; er traf seine Vorbereitungen, ordnete den Plan in Gedanken, und als er die Hand auf den Thürgriff legte, wußte er ganz genau, was er sagen wollte und welchen Eindruck es auf die Beiden machen würde.

„Guten Abend, Steffensen! — Guten Abend, Grethe! — Es ist eine Ewig-

keit her, seit wir uns sahen," so begann er mit halber Stimme, als ob er etwas angestrengt sei.

„Der Herr Director werden viel zu thun gehabt haben, kann ich mir denken," versetzte Steffensen.

Grethe sagte nichts, sondern lauschte in froher Erwartung.

„Viel zu thun habe ich allerdings gehabt; sowohl für mich selbst, wie für Andere," erwiderte Abraham.

Steffensen, welcher anfangs mürrisch und trotzig dagesessen hatte, ward jetzt unruhig. Diese Tage des Wartens hatten ihn niedergedrückt, und seine Lage war auch ernst genug: er, ein alter Mann, mit einer blinden Tochter, ohne Arbeit! Es verhielt sich allerdings so, wie das Gerücht erzählte, daß er etwas Geld in der Sparcasse hatte; das sollte aber nach seinem Tode Grethe zufallen. Wenn er nun diese kleine Summe angriff, so blieb für sie keine andere Aussicht, als das Armenhaus, wenn er das Zeitliche segnete. Er versuchte es noch, die Spitze zu bieten, in der That aber saß er zitternd da und erwartete sein Urtheil.

„Nun!" sagte er so barsch, wie er es vermochte, „soll ich Maschinenmeister bleiben oder nicht?"

„Nein — Maschinenmeister sollen Sie nicht bleiben," erwiderte Abraham ruhig. Er fühlte, wie Grethe, die neben ihm saß, zusammenfuhr; Steffensen aber sprang auf und tobte und schalt, wie gewöhnlich.

Abraham blieb ganz ruhig und ergötzte sich daran, daß der Auftritt sich ganz so entwickelte, wie er sich es gedacht. Endlich hielt er den Zeitpunkt für gekommen, mit der Entscheidung herauszurücken: „Können Sie sich nicht erinnern, Steffensen, daß ich Ihnen versprach, mich der Sache anzunehmen?"

„Das kann ich schon, und ich alter Narr war dumm genug, daran zu glauben."

„O, so dumm war's gerade nicht," erwiderte Abraham lachend; „und da ich es nun einmal übernommen hatte, zu helfen, hielt ich es für das Richtigste, es gründlich zu thun. Die Arbeit an den Maschinen ist doch ziemlich hart, und im Winter ist der Uebergang von der Wärme in den offenen Schuppen geradezu gefährlich für die Gesundheit — nicht wahr?"

„Es ist eine Hundearbeit; aber man verdient doch sein Brot dabei!"

„Ja wohl, sein Brot! — Aber es gibt viele verschiedene Arten, sein Brot zu verdienen, und wenn man alt wird, kommt es darauf an, eine Art zu finden, die zu den Kräften paßt und Einen nicht vor der Zeit ins Grab legt."

Steffensen wußte nicht, was er dazu sagen sollte; er ging ein paar Schritte vor und richtete seine starren Augen gerade auf Abraham.

„Ich wollte Sie deshalb fragen, ob Sie Lust hätten, dem Kaufladen der Arbeiter vorzustehen," sagte dieser.

Steffensen stutzte; seine erste Eingebung war, sich Abraham zu Füßen zu werfen und für die Rettung aus Armuth und Elend zu danken. Dies dauerte aber nur ein paar Secunden; sein langgenährter Haß gegen das Capital und die tief eingewurzelte Gewohnheit, unversöhnlich mißvergnügt zu sein, lag ihm zu tief im Blute. Er brummte nur noch etwas davon, daß Einer vorlieb nehmen müsse, wenn er erst aus seiner Stellung herausgestoßen wäre. In der That aber war seine Bewegung so groß, daß er, um sie zu verbergen, in die

Küche hinausgehen mußte, wo er sich mit dem Geschirre zu thun machte. Es war allgemein bekannt, daß die Madame, die bisher dem Laden im Consumverein vorgestanden, eine hübsche Summe bei Seite gelegt hatte und sich jetzt verheirathete, obgleich sie eine Wittwe in den Fünfzigen war.

Als der Alte hinausgegangen war, wandte Abraham sich zu Grethe, um seinen Triumph zu genießen; er ward aber enttäuscht durch den Ausdruck in ihrem Gesicht. „Nun, Grethe, sagte er, „bist Du nicht mit mir zufrieden?"

„O gewiß — ich danke Dir! Der Vater hat sich so geängstigt, aber ich wußte wohl, Du würdest helfen und sein Fürsprecher sein, denn das bist Du doch gewesen?"

„Natürlich, wie Du Dir wohl denken kannst," erwiderte Abraham etwas verwirrt.

Grethe merkte es und er setzte rasch hinzu: „Ich sagte ihnen tüchtig Bescheid, das kannst Du mir glauben —"

„Was sagtest Du, o erzähl'! Was sagtest Du ihnen; war Dein Vater mit dabei?"

Dies lag ihr offenbar vor allen Dingen am Herzen; denn sie hatte des Vaters Art, und nichts schien ihr so stolz und groß, als wenn Einer sich gegen die Mächtigen auflehnte und ihnen die Wahrheit gerade ins Gesicht sagte.

Seitdem sie zur vollen Erkenntniß über den ganzen Umfang ihres Unglücks gelangt war, hatte sich ihrer Liebe ein schmerzliches, peinliches Gefühl zugesellt, und sie war gegen Abraham nicht so unbefangen mehr wie früher; als sie nun ihr Antlitz gegen ihn wandte, voll Spannung, voll Liebe, voll Begierde, ihn noch mehr bewundern zu können, da hatte Abraham nicht Kraft genug, das einzige Menschenherz, das sich ihm ganz ergeben, von sich abwendig zu machen, und er nahm daher seine Zuflucht zur Unwahrheit. Durch ihre Fragen angeregt und geleitet, ward er erfinderisch. Er hatte so oft mit ihr zusammen eine Fahrt durch phantastische Märchen gemacht; und wenn es diesmal auch reine Lüge war, so hatte es doch den Anstrich der Wirklichkeit. Er trug ihr die ganze Rede vor, die er hatte halten *wollen*, und die mit den Worten: „Ich komme, um mein Recht zu fordern," begann; und als er erst im Zuge war, ließ er seiner Einbildungskraft ganz freien Lauf und schilderte zuletzt, wie der ganze Verwaltungsrath flehentlich darum gebeten habe, Steffensen als Maschinenmeister zu behalten, er aber habe es abgeschlagen — er, Abraham Lövdahl, wolle den hohen Herren zeigen, daß die Arbeiter sich selber helfen könnten. Als er ihr dann aber das Versprechen abnahm, Niemandem, selbst Steffensen nicht, etwas davon zu sagen, fühlte er, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß.

Grethe war entzückt und merkte nichts, und Abraham beruhigte sein böses Gewissen und ließ sich ihre Bewunderung gefallen. Es war aber sein Glück, daß sie seine Aufregung nicht sehen konnte; er hätte sie nicht vor einem paar Augen verbergen können — einem paar unentrinnbaren Augen!

„Was fehlt Dir?" rief Grethe ängstlich, als Abraham plötzlich aufsprang; „wo bist Du, setz' Dich wieder her zu mir."

„Nein, Grethe — ich muß gehen — es ist spät. Gute Nacht — ich komme bald wieder."

Abraham kehrte niedergebeugt, scheu und mit wankenden Knieen von seinem Triumphzuge zurück. Alle Versuche, die er machte, um die Erschlaffung abzustreifen, waren vergebens. Das, was er sich hatte zu Schulden kommen lassen, war keine geringfügige Sache; er hatte gelogen, offenbar, schamlos gelogen. Wohl hatte er früher sich kleine Abweichungen von der Wahrheit erlaubt; aber nie hatte er so feig, so planmäßig gelogen. Und es hatten ein Paar große, tiefe Augen gleichsam in dem blonden Gesicht Platz genommen und einen Augenblick vor ihm gestanden; und er konnte ihnen nicht entgehen, wie er sich auch wand und krümmte; er mußte an seine Mutter denken — peinlich und widerstrebend, aber er konnte nicht anders.

Je mehr sich der Pastor Kruse in den Verhältnissen zurecht fand, um so mehr nahmen auch seine Geschäfte mit der Zeit zu. Seinem Beruf als Geistlicher that er Genüge durch die Sonntagspredigt, wenn die Reihe an ihn kam, und durch einige Bibelstunden, um dem Laienprediger den Vorwand zu nehmen, daß Mangel daran sei. Im Uebrigen aber ward seine Zeit durch sehr weltliche Dinge in Anspruch genommen und er ließ sich häufig in Lövdahl's Comptoir — immer durch die Hinterthür — sehen. Marcussen's neues Princip der Creditbenutzung machte es für das Geschäft des Professors wünschenswerth, mehrere solide Indossenten zur Verfügung zu haben. Bisher hatte man ungefähr allein mit des Consul With's Namen ausgereicht; jetzt bedurfte man mehrerer, und Marcussen schlug unter Anderen den alten Jörgen Kruse vor. Der Professor ging darauf ein und setzte dem Pastor Kruse auseinander, wie vollständig thöricht es sei, in solchen Zeiten sein Geld zu knapp vier Procent anzulegen. Die Folge davon war, daß bald eine vorsichtige Verbindung zwischen Jörgen H. Kruse und Carsten Lövdahl eingeleitet wurde.

Der alte Jörgen mußte den geschäftlichen Sinn seines Sohnes bewundern, wenn er auch nicht immer die von ihm getroffenen Dispositionen billigen konnte. Er vermochte aber überhaupt nicht gegen ihn aufzukommen; denn sobald sich eine Uneinigkeit zwischen ihnen erhob, kehrte der Sohn gleich den Geistlichen heraus, und dann wußte der alte Jörgen weder aus noch ein. Auf diese Weise kam eine gute Portion von Kruse's wohlverwahrtem Gelde ans Tageslicht, „um in Lövdahl's Geschäft angelegt zu werden", wie Morten es nannte, und bei der ersten halbjährlichen Abrechnung ward ein hübscher Gewinn erzielt, das mußte der alte Jörgen selber einräumen.

Und nach und nach ward es Sitte unter den Leuten, ihre Ersparnisse Carsten Lövdahl anzuvertrauen, und die höheren Zinsen, die er geben konnte, bewirkten, daß Marcussen's zierliche Contobücher bei Weitem den gewöhnlichen Sparcassenbüchern vorgezogen wurden. Als der alte Jörgen diesen Einkünften ohne Beschwerde und fast ohne Risico erst Geschmack abgewonnen hatte, ließ er seine kleinliche Vorsicht fahren und er warf sich mit fast noch größerem Eifer als sein Sohn dem glänzenden Lövdahl'schen Geschäft, an dem so viel Geld herabtröpfelte, in die Arme.

Als Morten Kruse zum ersten Mal seiner Gattin die Zinsen von dem bei Carsten Lövdahl angelegten Gelde brachte, schlang Friederike ihre mageren Arme

um den Hals ihres Mannes und flüsterte: „Das sind wohl fast sieben Procent, Morten!“

„Ich weiß nicht, ich habe nicht nachgerechnet,“ erwiderte Morten würdevoll; „aber ein reicher Segen scheint diesem Manne zu folgen.“

„Aber dies Geld — sollen wir das in die Sparcasse setzen? das ist doch sicherer!“

„Wie Du willst, Friederike.“

Das Geld ward also zur Sparcasse gebracht. Acht Tage darauf aber sagte Frau Kruse: „Hör', lieber Morten, weißt Du, was wir diese Woche verloren haben?“

„Haben wir etwas verloren?“ fragte Morten erstaunt.

„Ja, wir haben in einer Woche drei Kronen verloren, weil wir das Geld an die Sparcasse und nicht an Carsten Lövdahl gaben — ich habe es ausgerechnet.“

„Ach ja!“ erwiderte ihr Mann mit einem Seufzer und es entstand eine Pause.

Der Pastor saß im Lehnstuhl und las die Zeitungen seines Vaters, die zuerst zu den jungen Leuten gebracht wurden, und Friederike war eifrig damit beschäftigt, sich einen Hut aus einem schwarzseidenen Halstuche zu nähen, das Morten nicht mehr gebrauchte, weil er statt dessen ein weißes Bändchen um den Hals trug.

„Hör', Morten,“ sagte Friederike endlich, „meinst Du nicht auch, daß es doch verkehrt ist, das Geld so wegzuwerfen? Bedenk' doch, was wir für diese drei Kronen hätten kaufen können.“

„Oder wir hätten sie den Armen geben können, Friederike,“ sagte Morten salbungsvoll.

„Ach ja wohl, wie viele arme Leute hätten nicht durch das Geld gesättigt werden können, das jetzt Keinem Nutzen gebracht hat! Ich meine wirklich, Du solltest zum Professor gehen — denn Du hältst ihn doch wohl für ganz sicher?“

Morten antwortete nur mit einem überlegenen Achselzucken. „Du meinst also, ich solle Lövdahl auch dies Geld in die Hände geben?“ fragte er nach einer Pause.

„Thu', was Du willst, denn ich verstehe nichts davon; aber mir scheint es wirklich Unrecht, ja Sünde zu sein, etwas verloren gehen zu lassen.“

Als Marcussen am nächsten Tage in das Comptoir seines Principals durch den elektrischen Apparat gerufen ward, rief der Professor aufgeräumt: „Sie hatten Recht, Marcussen, der Pastor hat das Geld gebracht.“

XI.

Die Wärterin hatte richtig prophezeit, als sie in den ersten Tagen nach der Geburt des kleinen Carsten nicht aufhörte zu versichern, daß die Mutter zu jung sei, um gleich das ganze Glück über ihr Kind fassen zu können, das würde schon kommen.

Denn als Clara sich erst davon überzeugt hatte, daß ihre Schönheit nicht gelitten habe, warf sie sich mit einer so gierigen und eifersüchtigen Liebe über den Kleinen, daß sie sich fast wie auf dem Kriegsfuß gegen ihre Umgebung

und gegen Jeden fühlte, der sich etwas Recht an dem Mitbesitz des Kindes anmaßen wollte. Sie lebte in fortwährendem Kampf mit den Wärterinnen und Kindermädchen, weil sie es nicht verständen mit dem Kinde umzugehen.

So lange der Kleine sich wohl befand, hatte er dies Clara zu verdanken, die für seine Pflege nach einem Buche oder nach langen Briefen ihrer Mutter sorgte. Litt das Kind aber an Magenkrämpfen oder fehlte ihm sonst etwas, so hatten die Anderen irgend ein Versehen begangen. Dies Kind war ein Stück ihrer eigenen Schönheit, ihrer eigenen Vollkommenheit; deshalb sollte es ein männliches Seitenstück von ihr selber sein und aufwachsen als solches, sollte sich einmal in der Hauptstadt der Familie, den Freundinnen, den verschmähten Tänzern, der ganzen Stadt — bis hinauf zum Schlosse — als Clara Meinhardt's Meisterstück zeigen.

„Es scheint fast, daß Du den Jungen für Dein ausschließliches Eigenthum ansiehst," sagte Abraham gutmüthig, wenn sie es ihm wehrte, sich dem Kinde zu nähern.

„Ja, das versteht sich."

„Nun wahrhaftig," rief Abraham lachend, „Du behandelst mich wie ein verschossenes Pulver."

„Ach laß' doch den Unsinn!" versetzte seine Gattin unwirsch.

Abraham jedoch lachte; er *wollte* es nicht ernsthaft nehmen, er *wollte* glücklich sein. Er hatte einen Sohn, der sein eigen war, und er wollte später schon Macht über ihn bekommen; daß die Mutter in der ersten Zeit mit ihm schaltete und waltete, dagegen ließ sich nichts einwenden. Nur einem Einzigen gönnte Clara einen Antheil am Kinde: der Professor durfte kommen, wann er wollte, und unzählige Male ward er die Wendeltreppe herauf geholt, entweder zu einer Berathung, oder bisweilen bloß, um dem Großvater zu zeigen, wie allerliebst der kleine Carsten in der Badewanne aussähe. Und die Mutter und der Großvater saßen oft stundenlang über der Wiege und bewunderten jede Regung in dem kleinen Gesichtchen, in welchem sie eine Menge von Familienähnlichkeiten und Andeutungen von Klugheit entdeckten, während das Kind in der That eher einem kranken Aeffchen glich. Der Professor war so von diesem Kinde erfüllt, daß er von einigen medicinischen Schriften den Staub abwischte und sich in das Studium der Kinderkrankheiten vertiefte. Es war seine Lust und Freude, dies kleine Wesen, das seinen Namen tragen sollte, und wenn er in der tiefen Stille inmitten seines großen Comptoirs den fernen Laut von Kindergeschrei von oben her hörte, so lehnte er sich in den Stuhl zurück und lächelte der Glücksgöttin zu, welche sein Lächeln erwiderte. —

Auch ihrer Freundin Friederike enthielt Clara ihr Kind nicht vor; denn Jene hatte keine Kinder, und Clara liebte es, ihr hierin ihre Ueberlegenheit zu zeigen. In der Führung eines sparsamen Hausstandes mußte sie der Frau Kruse ganz unbedingt den Vorrang einräumen. Wohl brauchte Clara nicht zu sparen und sie that es auch eigentlich nicht; aber sie hatte doch von ihrer Mutter die Leidenschaft geerbt, mit der Butter zu geizen und den Zucker vor den Mädchen zu verschließen. Friederike zeigte ihr eine Menge Kunstgriffe mit Anwendung von Speisefett, Mehlteig, Syrup und Cichorie — Liebigextract nicht zu vergessen, und Clara machte sich eine Gewissenssache daraus, ihrem Manne und

ihren Dienstleuten höchst mystische Sachen zum Mittag vorzusetzen. Zu Zeiten wiederum, namentlich wenn Gesellschaften gegeben werden sollten, scheute sie vor keiner Ausgabe zurück; es lag in ihrer Natur, prahlerisch und verschwenderisch zu sein, wenn die Leute es sahen, zumal wenn sie dabei in einzelnen Dingen wieder raffinirt geizig sein konnte: während sie zum Beispiel die Kochfrau nach Belieben mit Trüffeln und Austern wirthschaften ließ, zählte sie selbst die Pflaumen für die Fruchtsuppe der Dienerschaft.

Für die Frau Pastor Kruse war ein Besuch und namentlich eine Gesellschaft in diesem Hause, wo es so hoch herging, geradezu ergreifend. Ihre Vogelaugen hingen an Allem, was verzehrt wurde, und berechneten den Werth von Allem, was unnütz zu Grunde ging. Und hernach hatte sie das Gefühl, an einer wahnsinnigen Vergeudung theilgenommen zu haben, was sie selbst durch noch weiter getriebene Sparsamkeit wieder gut machen müßte. Sie beneidete ihre Freundin durchaus nicht, sondern fand im Gegentheil, daß es schrecklich sein müsse, an der Spitze eines solchen Hauswesens zu stehen. Friederike's Dichten und Trachten war eigentlich auch nicht darauf gerichtet, reich zu sein, viel zu besitzen; auch nährte sie keine bestimmte Furcht vor den Entbehrungen und Einschränkungen der Armuth, denn sie hatte so gar wenige Bedürfnisse. Ihre Leidenschaft war vielmehr das Bewußtsein, daß jeder Schilling, dessen sie auf irgend eine Weise habhaft werden konnte, ihr auch wirklich zuflösse, und daß nicht ein einziger Schilling ihr abhanden käme, der auf irgend eine Weise gespart werden konnte. Sie war ein wahrer Schatz für ihren Mann und der Gegenstand vieler Bewunderung. Hätte sie die Frau Lövdahl um etwas beneiden sollen, so wäre es eher der Mann gewesen, oder vielmehr seine Genügsamkeit, vor der sie wirkliche Hochachtung hatte. Wenn sie hörte, mit welchem Mittagsessen der reiche und verwöhnte Abraham Lövdahl vorlieb nahm, mußte sie unwillkürlich an ihren eigenen Mann denken, denn der ließ sich nicht mit aufgewärmten Ueberbleibseln und ähnlichen Dingen abspeisen. Dabei war freilich zu bedenken, daß Morten etwas schwächlich war und zur Ausführung seines beschwerlichen Berufs guter und kräftiger Kost bedurfte. Es hatte sich deshalb in des Pastors Hause die Sitte entwickelt, daß dem Hausvater eine besondere Schüssel vorgesetzt wurde, während die Frau, die überhaupt fast keine Nahrung nöthig hatte, sich an einige andere Dinge machte, die streng genommen nicht mit einem bestimmten Speisenamen zu bezeichnen waren.

Sobald Clara Lövdahl sich wieder vollkommen wohl fühlte, wollte sie für die lange und langweilige Schmerzenszeit, die sie ausgestanden hatte, Entschädigung haben. Sie brachte das alte Haus, ja die ganze Stadt in Schwung und sie verstand, ein Gesellschaftsleben und eine Feststimmung zu entzünden, die sich nach allen Seiten hin verpflanzte und den ganzen Winter durch glänzende Bälle, Fackelzüge auf dem Eise, Champagner und Raketen erhellte. Wohl hatte Clara Lövdahl allein es nicht vermocht, die sonst so gesetzte Stadt ganz aus Rand und Band zu bringen; sie schlug aber den rechten Ton im rechten Augenblick an, und von allen Seiten erhielt sie Antwort voll Freude und Jubel. Und nicht allein die großen Familien, wie die Lövdahl's, With's und Garman's, sondern Alle, bis herab zu den kleinen Leuten, lebten diesen Winter in Saus und Braus.

Es gab kein einziges bekümmertes Gesicht als das des Bankdirectors Christensen, und das erhöhte nur die allgemeine Fröhlichkeit.

So fährt bisweilen ein losgelassener Geist durch kleine entlegene Ansammlungen von Menschen, wenn sie lange geschlafen haben. Ein Prinz oder eine Thierschau setzt die Maschine in Gang und dann folgt eine ununterbrochene Kette von Festen und Gesellschaften. Und die, welche Geld zurückgelegt haben, holen es hervor, und die, welche keins haben, erhalten bereitwilligst Vorschüsse; überall ist Ueberfluß und Ueppigkeit, und die überraschten Kaufleute müssen Champagner und schwere Seidenstoffe aus Hamburg verschreiben.

Aber dieser Champagner wird niemals bezahlt, und wenn ein fremder Käufer viele Jahre später in Erstaunen geräth, daß er in einem staubigen, halbleeren Laden auf einen prachtvollen Seidenstoff stößt, sagt wohl der Kaufmann: „Ja, sehen Sie, das Zeug stammt noch aus der Prinzenzeit," und wehmüthig schüttelt er sein bankerottes Haupt.

Clara hatte in ihrer Sorge für die Veranstaltung von Vergnügungen eine treffliche Stütze an dem Professor; denn Bälle, Concerte und Maskeraden des Abends, und große Umsätze, Massen von Briefen und Expeditionen Vormittags im Comptoir — eine solche Ordnung war für ihn ein wahres Muster der höheren Finanzkunst. Er nahm an allen Festlichkeiten Theil und war Clara selbst bei der Auffindung neuer spannender Unterhaltungen behilflich. Auch der Consul With lieferte werthvolle Beiträge dazu, namentlich waren Maskeraden seine Specialität. Er hatte eine Garderobe für ein ganzes Theater, die er bereitwilligst zur Verfügung stellte, und bewies einen unermüdlichen Eifer, wenn es galt, eine Maskerade oder auch nur eine einfache Abendunterhaltung mit Verkleidungen zu Stande zu bringen. Seiner Gattin jedoch waren diese Belustigungen im höchsten Grade zuwider; denn sie war äußerst eifersüchtig und hielt ihn scharf im Auge, weil sie immer befürchtete, ihr Mann könne diese Vermummungen zu kleinen Abenteuern benutzen.

Auch Marcussen ward von Clara in Thätigkeit gehalten und sie machte sich obendrein ein Vergnügen daraus, ihr Spiel mit ihm zu treiben. Anfangs nährte er nur ehrerbietige Bewunderung vor der schönen Gattin seines jungen Vorgesetzten, bis er allmälig auf ihr entgegenkommendes Benehmen aufmerksam wurde. Clara hatte viel von seinem Glück bei Frauen gehört, und nun war es ein ganz eigener Reiz für sie, die vollendete Dame aus der Hauptstadt, den hübschen, etwas unbeholfenen Fisch unter ihrer überlegenen Behandlung zappeln zu lassen. Er ging sogleich ins Garn, merkte aber bald, wozu er gebraucht werden sollte, und hielt sich fortan wie zuvor in ehrerbietigem Abstande, ohne Clara's kleine Aufmunterungen verstehen zu wollen. Diese ärgerte sich darüber und legte es nun darauf an, ihn unter ihr Joch zu zwingen. Dadurch erhielt ihr Wesen einen wunderlich forcirten Anstrich, so daß Abraham einmal nach einer Gesellschaft zu Clara zu sagen wagte: „Hör', meine Liebe, Du verdirbst uns diesen Marcussen."

„Wie meinst Du das?"

„Du machst zuviel Wesens mit ihm; er ist doch nichts —"

„— als Deines Vaters Comptoirist, wolltest Du sagen, nicht wahr? Du

meinst es in der That ehrlich mit Deinen Redensarten von Freiheit und Gleichheit; bei Lichte besehen bist Du ein lächerlicher Aristokrat."

„Ich wollte nichts von seiner Stellung sagen —"

„O doch, das wolltest Du gerade, ich konnte es Dir ansehen."

Abraham war zwei Jahre verheirathet gewesen und hatte es schon längst aufgegeben, über dergleichen Dinge sich zu zanken; er schwieg daher und griff nach der Zeitung. Clara aber war damit nicht zufrieden; sie verlangte eine Erklärung von ihm, was er mit seinen Anzüglichkeiten meine, und wie er sie so mit Vorwürfen überfallen dürfe.

„Nun, nun, Clara," erwiderte Abraham ruhig, „sag' mir doch, ob Du wirklich an Marcussen's Manieren Gefallen finden kannst?"

„Er ist hübsch, weit hübscher als Du."

„Das ist Geschmackssache," erwiderte Abraham lachend. Er wußte gar wohl, daß er sich über sein Aussehen nicht zu beklagen habe, und daß seine Gattin jenes Wort nur gesprochen hatte, um ihn zu reizen; „findest Du aber, daß er ein feiner Mann ist?"

„Ei was, feiner Mann! Ich kenne mehrere Ehemänner, die rücksichtsvolles Benehmen gegen Damen von Herrn Marcussen lernen könnten."

„Glaubst Du, daß diese galanten Künste einem Ehemanne anstehen würden?"

„Ein Versuch könnte nicht schaden. Aber jetzt *will* ich wissen, was Du mir Marcussen gegenüber vorzuwerfen hast."

„Sein Ruf —"

„Den kenne ich; die meisten Männer haben einen ziemlich zweifelhaften Ruf. Willst Du vielleicht den ersten Stein werfen?"

„Ich will gar nicht von mir selber reden; aber es wundert mich wirklich, daß Du, Clara, die Du so scharf siehst, wenn Du willst, nicht die innere Rohheit, die durch jenen Menschen vom Scheitel bis zur Zehe hindurch scheint, entdecken kannst."

„Du bist eifersüchtig, mein Freund!"

„Nein, wahrhaftig bin ich nicht eifersüchtig —"

„Glaubst Du nicht, daß ich, die ich, wie Du selbst sagst, so scharfsinnig bin, die Eifersucht aus Deinen Augen hervorbrechen sehe! Das ist auch ein hübscher Zug von Dir! Du erinnerst Dich wohl noch der Zeiten, da Du so viel große Worte von der Gleichberechtigung, von denselben Forderungen, die an den Mann und an die Frau gestellt werden müßten, dem gegenseitigen Vertrauen —"

„Nun ja — warum nicht?"

„Warum nicht? Du bist mir ein netter Eman — Emancipist!" rief Clara, „Du bist nicht ein Haar besser, als all' die anderen Männer; während Du von Deiner Frau verlangst —"

„Was willst Du damit sagen, Clara — sollte ich —?"

Da wandte sie sich gerade gegen ihn und ihre hübschen blauen Augen wurden so kalt wie Glas. „Grethe Steffensen!" sagte sie halblaut.

Abraham sprang bei dem Namen in die Höhe und sie fuhr fort: „Siehst Du nun, daß ich gut Bescheid weiß; Du glaubtest wohl, es sei recht passend,

hier Deiner abscheulichen und ungegründeten Eifersucht Luft zu machen, während Du selbst solche Dinge auf Deinem Gewissen hast."

„Du bist ganz von Sinnen, Clara — ein armes blindes Mädchen —"

„— Nun ja, blind mußte sie allerdings sein —"

„— Um an mir Gefallen zu finden?" ergänzte Abraham und mußte unwillkürlich lachen.

„Davon wollte ich gar nicht sprechen," versetzte Clara und wandte sich ab; gerade das wollte sie gesagt haben, sie hielt aber inne, da sie fühlte, daß es gar zu thöricht sei. Indessen erhielt sie bald ihre Sicherheit wieder, und indem sie an ihm vorbei ging, sagte sie mit der Stimme ihrer Mutter: „Sei dem, wie ihm wolle, so verbitte ich mir Deine Eifersüchteleien; bekümmere Du Dich um Deine eigenen Sachen, ich weiß selber, was ich zu thun habe; gute Nacht!"

Dieses Gespräch erweckte in Abraham die Besorgniß, daß Klatschereien böser Zungen seinem Verhältniß zu Grethe verderblich werden könnten; denn sie war ihm ganz unentbehrlich geworden. Nach und nach war seine Liebe von Clara weggeglitten. Er war bald zur Einsicht gelangt, daß es unmöglich sei, das schwärmerische Gefühl zu bewahren, mit dem er sie zuerst geliebt hatte; und wenn es ihm noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen war, wie fern sie in der That von einander lebten, so lag dies hauptsächlich daran, daß Abraham's Charakter eine bestimmte Abneigung davor hatte, einem Verhältnisse nachzuforschen, von dem zu vermuthen war, daß es einen traurigen oder beunruhigenden Hintergrund habe. So wandte sein Verlangen nach einer hingebenden Liebe, das keine Erwiderung bei Clara fand, sich ganz natürlich und ohne daß er sich etwas Unrechtes dabei dachte, zu Grethe. Jetzt wußte Abraham es, daß er das Mädchen liebte und er war glücklich in ihrem unschuldsvollen Zutrauen. Gegen alle Wünsche darüber hinaus setzte er sich zur Wehr; er hatte sich selbst das Wort darauf gegeben, daß er wenigstens in diesem Stück ehrlich und rechtschaffen sein wollte. Und wie er das eine Mal nach dem anderen vor den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, denen er hätte entgegen gehen sollen, ausbog, während er da schwieg, wo er hätte reden sollen, ward dies Verhältniß zu Grethe eine Zufluchtsstätte für einen Drang in seinem Charakter, der von seiner Kindheit an verkrüppelt worden war: er fühlte sich als ihr Ritter; sie war vollständig in seiner Macht, aber die wollte er nie mißbrauchen.

Und doch war auch hier ein Schatten. Wenn Abraham über sein Leben nachdachte, kam es ihm vor, als sei es ein unentrinnbares Schicksal, daß gerade er, der so gern Alles um sich her klar und geordnet gehabt hätte, immerfort in kleine Zweideutigkeiten und geringfügige Verdrießlichkeiten gerathen sollte, die er beim ersten Erscheinen nicht aus dem Wege räumen mochte, über die er bloß hinwegstieg, die aber hernach hinter seinem Rücken zu großen Widerwärtigkeiten mit langen Schatten aufwuchsen.

Warum mußte es sich nun auch so fügen, daß er dazu kam, Grethe gegenüber unwahr zu sein! Denn an dem einen Mal war es nicht genug. Als er sah, wie glücklich es sie mache, dichtete er sein Leben nach einem etwas vergrößerten Maßstabe um, und erzählte ihr von seiner Kindheit und seiner Jugend, von Tag zu Tag — wohl war der Faden wahr und echt, aber gerade die Ausschmückungen hörte Grethe am liebsten. Er erzählte und schämte sich und erzählte wieder, bis

die Scham verwischt ward; und diese langen Stunden, wenn er an ihrer Seite saß und ihr ausmalte, was er gethan habe und namentlich was er in diesem oder jenem Fall thun wolle, wurden ihm lieber als alles Andere. Er genoß nicht nur das Glück, ihr nahe zu sein, sondern es wirkten die phantastischen Erzählungen selber befreiend auf ihn ein und gaben ihm einige Entschädigung für die Saftlosigkeit seines Lebens. So ward er ein Meister in dieser Dichtungsweise, und Grethe ward nie müde zu fragen und zu bewundern.

Zu Hause aber mußte Abraham sich anstrengen, um sich dort nicht fremd zu fühlen, wozu auch das freundschaftliche Verhältniß zwischen Clara und dem Professor nicht wenig beitrug; er ward dadurch gewissermaßen überflüssig. An den Vergnügungen pflegte er theilzunehmen; unausstehlich aber war es ihm und verleidete ihm sein Heim geradezu, daß Clara dort eine eigene Art von Religiosität einzuführen begonnen hatte. Um dem Gesellschaftsleben der Saison einen großartigen Schwung zu geben, hatte sie sich mit einigen wohlthätigen Damen vereinigt und einen glänzenden Bazar mit Tanz und Schauspiel zu Stande gebracht. Und hernach hatte sie an kleinen halbreligiösen Zusammenkünften mit Thee und einem Prediger Gefallen gefunden.

Der Professor scherzte anfangs mit seiner hübschen Schwiegertochter über diese plötzliche Frömmigkeit; bald aber sah er die Sache mit anderen Augen an. Er verstand sich sogar dazu, den Posten als Vorsitzender des Vereins für verwahrloste Frauen in der St. Petri-Gemeinde, von dem der Consul With zurückgetreten war, zu übernehmen.

Für Abraham war es äußerst peinlich, daß sich sein Vater zu dergleichen hergab; er wußte recht gut, wie es mit des Professors Anschauungen über religiöse Dinge stand, und er konnte daher unmöglich glauben, daß der alte, aufgeklärte Herr es aufrichtig meine, wenn er in Gesellschaft von Damen geistliche Lieder sang und Clara zur Kirche begleitete.

Mit dem Vater konnte Abraham darüber nicht reden, und deshalb zog er es vor, der Sache aus dem Wege zu gehen. Im Uebrigen war der Professor stets in so rastloser Thätigkeit, daß Abraham sich bisweilen darüber ängstigte. In keiner Gesellschaft fehlte der alte Mann und im Comptoir war er früh und spät.

Eines Tages bat er Abraham einen Wechsel zu unterschreiben. Abraham nahm lachend die Feder und sagte: „Kann Dir mein Name von Nutzen sein, so steht er zu Diensten; alle Welt weiß ja, daß ich nichts besitze."

„Es ist auch nur eine Formsache," versetzte der Professor rasch und nahm das Papier; „mein Name ist ja das Wichtigste."

„Dein Name, Vater, ist wie Pharao's Kühe, er verschlingt meinen, ohne dadurch im Geringsten fetter zu werden."

„Aber Dein Name, Abraham, wird einst eben so gut sein, wie der meinige."

„Ach Vater, ich werde wohl nie solch' ein Kaufmann werden, wie Du!"

„Das könnte doch sein, mein Junge!" erwiderte der Professor; aber noch lange, nachdem Abraham fortgegangen war, saß er in Gedanken — in unruhigen Gedanken.

(Schluß folgt.)

Aus den Jugendjahren der Brüder Grimm.

Von

Albert Duncker.

I.

Seit der Zeit, wo der Hof der hessischen Fürsten, der Nachkommen des sangesliebenden thüringischen Landgrafengeschlechts, unter Wilhelm dem Weisen und Moritz dem Gelehrten in der Pflege der Wissenschaften und des guten Geschmacks den meisten deutschen Residenzen vorauseilte, waren schon beinahe zwei Jahrhunderte verstrichen. Man hatte sich bereits lange entwöhnt, Kassel in literarischen Dingen als tonangebend anzusehen und von dort aus einen Einfluß auf das geistige Leben in Deutschland zu erwarten. Da begannen in einem der alten Häuser Kassels, das am Eck der Marktgasse, unweit der Stelle des ehemaligen Landgrafenschlosses, in enger, steiler Straße malerisch gelegen ist, zwei junge hessische Gelehrte eine Thätigkeit, die ihre Namen ebenso unvergänglich in die Herzen unseres Volkes, als in die Annalen der Wissenschaft eingeschrieben hat. Jenes Haus diente einst zur Wohnung der Brüder Grimm[1]). In seinen Räumen verlebten sie mit Mutter und Geschwistern Jahre innigen Familienglücks, aber auch Tage, denen Leid und Entbehrungen nicht fremd blieben. Neben dem tiefsten Weh, das dem Herzen treuliebender Kinder begegnen kann, empfanden die Brüder hier auch zuerst das beseligende Gefühl, welches die Wissenschaft ihren Jüngern als höchsten Lohn zu verleihen pflegt. So mancher Gast, dessen Name in der deutschen Gelehrten- und Schriftstellerwelt Klang hatte, sprach in den niederen Zimmern jener bescheidenen Räumlichkeiten vor, um geistigen Austausch mit Jacob und Wilhelm Grimm zu pflegen. Dort war es, wo der Märchenstrauß, den die Brüder aus Flur und Wald, in den Ebenen ihres heimischen Kinzigthals und im Hügellande Niederhessens gesammelt hatten, von Wilhelms

[1]) Die meisten Quellen, welche dieser Darstellung zu Grunde liegen, habe ich, soweit sie gedruckte sind, in meinem Buche „Die Brüder Grimm", Kassel 1884, näher angegeben, worauf hier verwiesen sein mag. Das außerdem benutzte Material ist im Texte hinreichend bezeichnet, um es alsbald zu erkennen.

feinfühlender Hand gebunden wurde. Dort war es, wo 1812 Achim von Arnim, strahlend von jugendlicher Mannesschönheit und frischem Liebesglück, mit seiner jungen Frau Bettina bei den Freunden frohe Wochen verlebte. Als die Brüder zwei Jahre später die Wohnung in dem alten engen Stadtviertel verlassen hatten und hinaus vor das Thor auf die Höhe und ins Freie gezogen waren, wo eine „in der Abendsonne prächtige Aussicht" sie erfreute, hatte sich auch bereits in ihrem Leben, jenem Wechsel vergleichbar, ein bedeutsamer Umschwung vollzogen. Aus kleinerem, nur von wenigen Mitforschern schon frühzeitig in seinem Werthe erkannten Wirkungskreise, waren sie in die Reihe der Patrioten getreten, die nach dem Wiedergewinn der nationalen Unabhängigkeit in den Befreiungskriegen unser Volk mit den geistigen Schätzen seiner Vorzeit mehr und mehr vertraut zu machen suchten. Schon nannte man auch sie mit Ehren unter der Schaar erlauchter Geister, die unermüdlich bestrebt waren, den Deutschen mit Stolz auf seine Vergangenheit zu erfüllen und ihm das Bewußtsein zurückzugeben, wie lieb ihm der durch so viele schmerzliche thränenwerthe Opfer von der Fremdherrschaft befreite vaterländische Boden sein müsse.

Ebenso gern wie der Gebildete, wenn er Kassels Straßen betritt, einen freundlichen Blick dem Hause widmet, in dem die Märchen niedergeschrieben wurden, wo Jacob's Buch über den altdeutschen Meistergesang, Wilhelm's Uebersetzung dänischer Heldenlieder entstand, wo die Ausgabe des „armen Heinrich" vorbereitet wurde, und aus dem in den „Altdeutschen Wäldern" die erste bedeutende, wenn auch kurzlebige, germanistische Zeitschrift hervorging, ebenso gern schaut er zurück in die Jugendjahre der beiden Begründer unserer nationalen Sprach- und Alterthumswissenschaft. Mit freudiger Theilnahme begleitet er die Anfänge zweier Männer, deren Charaktere ebenso fleckenlos und liebenswürdig, als ihr Wissen ein gewaltiges und ihre Leistungen geniale waren.

Die Brüder Grimm pflegten sich stets mit Stolz als Hessen zu bezeichnen. Sie waren sich dabei sehr wohl bewußt, daß die Grafschaft Hanau, in der sie das Licht der Welt erblickt hatten, erst ungefähr fünfzig Jahre vor ihrer Geburt dem Hause Hessen-Kassel zugefallen war und Jahrhunderte hindurch mit Hessen weder den Namen getheilt, noch zu ihm in naher politischer Beziehung gestanden hatte. Aber ihr früh entwickeltes Gefühl für sprachliche Eigenthümlichkeiten ließ sie erkennen, daß die Stammverwandtschaft der Bewohner des Main- und Kinziggebiets, wo sie geboren wurden und ihre ersten Knabenjahre verbrachten, mit den Hessen an Fulda, Lahn, Eder und Schwalm eine uralte und durch zeitweilige Aufrichtung staatlicher Territorialgrenzen nicht zerrissen worden sei. Beide waren Söhne jenes mitteldeutschen chattisch-fränkischen Stammes, der unserem Volke einen Hutten und einen Goethe gab und dem wenige Jahre nach den Grimms Rückert und Platen entsprossen. Die Wiege der Brüder hatte in Hanau gestanden. Dort wurde Jacob Grimm am 4. Januar 1785, Wilhelm am 24. Februar 1786 geboren.

Die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, das leicht aufwallende und rasch wieder beruhigte Blut, die Sympathie für die freie, von conventionellen Formen ungehemmte Entwicklung des Individuums, die Freude an der Schönheit der Natur, treuherziges Entgegenkommen gegen Alle, die ihnen näher treten, und warmes

Mitgefühl bei Freud und Leid der Nebenmenschen, alle diese Eigenschaften der Brüder Grimm zeigen sie nur zu deutlich als Angehörige ihres heimathlichen, auf der Grenzscheide zwischen Nord- und Süddeutschland gelegenen Gaus. Diese angeborenen Merkmale des mainfränkischen Stammes blieben ihnen als unverwischbare Eigenthümlichkeiten, auch als sie längst schon Norddeutschland angehörten und die Vorzüge des norddeutschen Charakters nicht weniger kennen und schätzen gelernt hatten. Um so mehr waren sie zu einer Würdigung fremder Stammestugenden befähigt, als es das Geschick wollte, daß sie schon als Knaben das Land am Main dauernd verließen und die Vorbereitung zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nicht der „Hohenlandesschule" ihrer Vaterstadt Hanau, sondern dem Lyceum Fridericianum Kassels, der Hauptstadt des Hessenlandes, zu verdanken hatten. So kam es, daß althessische Eigenart, die sich kundgibt in treuem Festhalten am guten Alten und zäher Ausdauer auf dem betretenen Wege, mag er auch noch so rauh sein, sich von früh auf so glücklich mit ihrem mehr süddeutschen Naturell vermählten, wie es wohl kaum jemals noch vorgekommen ist. Das Studium auf ihrer Landesuniversität Marburg und langjähriges Verweilen im hessischen Dienste in Lebensjahren, worin sie von Stufe zu Stufe, Anfangs in wissenschaftlicher Ausbildung, dann in epochemachenden Forschungen und Entdeckungen vorwärts schritten, trugen weiter dazu bei, ihre Anhänglichkeit an das Heimathland zu vermehren und das Bewußtsein des Guten, was sie diesem zu verdanken hatten, so zu steigern, daß späterhin alles Leid und alle Unbill, die sie dort erfahren mußten, in ihrer Seele ganz zurücktraten und ihnen die Zeiten ihrer Jugend und ihrer früheren Mannesjahre gleichsam in verklärtem Lichte erschienen.

Der Lebensgang der Brüder Grimm ist nicht so reich an Abwechslung, wie der mancher anderer großen Männer unseres Volkes. Sein größter Theil verlief ruhig und die Stürme, welche zeitweise auch über ihre Häupter hereinbrachen, erwiesen sich doch außer Stande, ihren Weg auf die Dauer zu hemmen. Eine übersichtliche Schilderung ihrer Laufbahn ist schon öfters in größerer oder geringerer Ausführlichkeit versucht, aber noch keineswegs abschließend durchgeführt worden. Auch uns liegt hier eine Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung der Brüder in ihrer Totalität fern und wir bescheiden uns gern, diese Aufgabe, die Wilhelm Scherer bereits für die Stellung Jacob's mit bekannter Meisterschaft gelöst hat, berufeneren Händen zu überlassen. Der Beitrag, den wir zum Gedächtniß der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Jacob Grimm's dem nachsichtigen Urtheil der Leser der „Deutschen Rundschau" unterbreiten, umfaßt bloß einige Jahrzehnte aus dem Geistesleben der Brüder und verweilt nur bei ihren Jugendjahren, bei ihrer Studienzeit in Marburg und den Tagen, die sie in gemeinsamer Arbeit zu Kassel verlebten, bis zu dem Augenblicke, wo sie von bescheidenen Anfängen hinüberschritten zu ihren großartigen Leistungen auf dem Felde der vaterländischen Forschung. Es sind die Jahre, in welchen der Zusammenhang der Brüder mit ihrem Heimathlande als ganz vorwiegend erscheint. Vielleicht, so wagen wir zu hoffen, ermöglicht es unsere Bekanntschaft mit Land und Leuten, gerade jener Periode ihres Lebens einige neue Seiten abzugewinnen. Als ein kleiner Kranz, auf heimathlichen Fluren gesammelt, dem nicht der Glanz

seiner Blumen, sondern die Gesinnung, mit der man ihn gewunden hat, seinen Werth verleiht, möge die anspruchslose Huldigung angesehen werden, welche ein hessischer Landsmann zur Säcularfeier der Geburt Jacob Grimm's seinen und seines Bruders Manen darbringt.

II.

Ueber die Momente, welchen die Brüder einen besonderen Werth für ihre Vorbildung zur Hochschule beimaßen, sind wir durch die treuherzigen Bekenntnisse ihrer bis 1830 reichenden Selbstbiographien schon längst auf das Beste belehrt.

Mit einer nur mangelhaften Vorbereitung auf der Stadtschule zu Steinau, wohin ihre Familie seit 1791 übergesiedelt war, 1798 nach Kassel auf das Lyceum gelangt, holten Jacob und Wilhelm dort das Versäumte rasch nach und erwarben sich bald die Achtung und Zuneigung ihrer Lehrer. Aber auch ihre Mitschüler gewannen die Knaben lieb, die ihnen mit so herzlicher Offenheit begegneten und durch ihr ganzes Wesen verriethen, daß sie einem Hause entstammten, in dem alle edelsten Tugenden der Familie, treue Eltern- und Geschwisterliebe, wahre ungeheuchelte Gottesfurcht, Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland von Geschlecht zu Geschlecht gepflegt wurden. Von hoher Wichtigkeit für den ganzen Lebensgang der Brüder war es, daß sie nicht als Stadtkinder aufwuchsen, sondern erst in einem Alter, wo der Sinn für die Natur und ihre Schönheiten schon erschlossen zu sein pflegt, — Jacob im vierzehnten, Wilhelm im dreizehnten Jahre —, ihren Platz auf den Schulbänken des Lyceums einnahmen. Da war es denn freilich auf lange Zeit vorbei mit der goldenen Freiheit, deren sie sich in ihrem lieben Steinau erfreut hatten, wo nach den wenigen Stunden in der Schule des Präceptors Zinkhan und der schnellen Erledigung der leichten Schulaufgaben ihnen reichliche Muße geblieben war, um Wald und Flur zu durchstreifen und Herz und Sinn aufgehen zu lassen an den Wundern der Schöpfung. Damals schon entwickelte sich in ihnen die wunderbare Empfänglichkeit auch für die kleinsten Eigenthümlichkeiten der organischen Welt. Sie bahnte ihnen den Weg zu der Betrachtungsweise, der sie nachmals auf dem Gebiete der Sprachforschung einen so großen Theil ihrer Erfolge zu verdanken haben. Die „Andacht zum Unbedeutenden", die einst August Wilhelm Schlegel an ihren ersten wissenschaftlichen Leistungen verspottete, sie bildet, wie heute anerkannt ist, einen der Grundpfeiler der Größe der Brüder Grimm. An die Tage, in welchen im lieblichen Kinzigthale ihre Freude am Rauschen des Waldes und an den blumengeschmückten Matten der Bergwiesen, an dem Leben der Pflanzen und den mannigfachen Erscheinungen der Thierwelt, nicht minder aber am Volksleben in seiner bunten, fröhlichen Entfaltung ihren Ursprung nahm, erinnert noch heute ihr Stil. Zu seinen schönsten Vorzügen gehören die reizenden, dem Leben der Natur abgelauschten Gleichnisse, die den Gang lediglich gelehrter Darstellung ebenso anmuthig unterbrechen, als sie durch glückliche und oft geradezu überraschende Auswahl dem Verständniß auf das Wirksamste zu Hilfe kommen.

Die mehrjährige angestrengte Arbeit auf dem Kasseler Lyceum, wo kaum eine Erholungsstunde den heranreifenden Jünglingen blieb und Wilhelm's zarte

Gesundheit zuerst von den Gefahren bedroht wurde, die im Verlaufe seines Lebens noch oft an ihn herantraten, vermochte nicht ihre freudige Hinneigung zu allen schönen und lieblichen Eindrücken zu beseitigen, die auf ihr Gemüth auch außerhalb der Schule wirkten. Eine schon früh entwickelte eiserne Willenskraft, welche man den beiden zartgebauten Jünglingsgestalten kaum zugetraut hätte, ward schließlich Herr über alle Hindernisse. Nicht trübe und träumerische Kopfhänger, sondern frische, frei ins Leben blickende junge Männer waren es, die das Lyceum Fridericianum in ihnen zur Landesuniversität Marburg entsandte. Wie hätte sonst Jacob Grimm die von übermüthiger Jugendlust zeugende Sehnsucht empfinden können, der er im Herbste 1802, ein halbes Jahr nach seinem Abgange zur Hochschule, in einem der bisher noch ungedruckten und jetzt in der Kasseler Bibliothek aufbewahrten Briefe an seinen Schulfreund Paul Wigand, den Sohn eines hessischen Staatsarchivars, Ausdruck verlieh. Wigand hatte ihm unter Anderem auch von einer gehörigen Prügelei geschrieben, die unter den Kasseler Abiturienten kurz vor ihrer Entlassung zur Hochschule stattgefunden hatte. Studiosus Grimm antwortete darauf: „Bei der mir so reizend von Ihnen geschilderten Schlägerei, o wie sehr wünschte ich dabei gewesen zu sein, nicht aber bei den darauf erfolgten Nasen, denn man ist dann in einer fatalen Situation. Auf den alten Eschwege hätte es dann hageldick regnen sollen. Doch dies ist vielleicht die letzte Schlägerei, von der ihr Tische, Bänke und Wände des großen Pädagogiums, Zeugen wart. Hinfort wird euch nicht mehr der liebliche Anblick staubumwallter Kämpfer werden, hinfort nicht mehr das süße Geräusch boxender Fäuste und zur Erde sinkender Lasten in eure Ohren gellen! Denn eure künftigen Bewohner sind hierzu zu nüchtern!“ Entsprechen diese Worte auch nicht dem Bilde, das man sich gemeiniglich von den Gedanken des Schöpfers der deutschen Sprachwissenschaft in seinen ersten Universitätssemestern zu entwerfen pflegt, so bringen sie ihn doch sicherlich den Herzen aller derjenigen menschlich näher, die sich auch mit Vergnügen der Stunden erinnern, wo sie, den Verboten der gestrengen Lehrer zum Trotz, in den Räumen der Schulsäle die jugendliche Kraft mit der ihrer Mitschüler maßen. Die frohe Empfänglichkeit auch für die heiteren Seiten des Schülerlebens, die aus Jacob's Worten uns entgegenlacht, welchen Gegensatz bildet sie zu der Blasirtheit, die heute manche Jünglinge, und leider nicht wenige, schon auf die Hochschule mitbringen!

Das Studium der Rechte war es, welches die Brüder ergriffen — Wilhelm folgte 1803 auf die Universität nach — gemäß dem Wunsche der Mutter und des früh verstorbenen Vaters, der selbst Jurist gewesen war. War die Jurisprudenz doch damals, wie bis auf den heutigen Tag, diejenige Wissenschaft, die ihren Jüngern Amt und Brot und eine ehrenvolle Stellung am meisten sicherte. Mit dem ihnen von Jugend auf anerzogenen Pflichtgefühle wandten sich Jacob und Wilhelm ohne Widerstreben und ohne Unlust dem Studium zu. Daneben aber verschlossen sie sich keineswegs der Beschäftigung mit anderen Seiten der Geistesbildung und bewahrten sich so von früh an vor Einseitigkeit. Zahlreiche Briefe an den Freund Paul Wigand legen davon Zeugniß ab, wie Jacob Grimm neben seinen juristischen Studien mit ungemeinem Eifer, ja man kann

wohl sagen, mit einer Art von Unersättlichkeit die damaligen Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Belletristik in sich aufnahm, glücklicher Weise ohne von der Sentimentalität der Romanschreiber jener Epoche beeinflußt zu werden. Es liegt auf der Hand, daß ihm diese Erzeugnisse nicht auf die Dauer gefallen konnten und er sich nach und nach von ihnen zurückgestoßen fühlen mußte. Nicht lange dauerte es, so wurde ihm schon auf der Hochschule klar, daß für uns Deutsche aus längst verrauschten Tagen ganz andere und bessere Vorbilder für den guten Geschmack und die Belebung der Phantasie vorhanden seien. Wie er bekennt, ging ihm durch die Bekanntschaft mit der 1803 erschienenen Tieck'schen Ausgabe der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitpunkte", so unvollkommen diese Bearbeitung auch nach heutigen Begriffen ist, eine ganz neue Welt auf. Die Bodmer'sche Sammlung der ritterlichen Sänger des Mittelalters, die den Brüdern zuerst in der Bibliothek ihres hochverehrten Marburger Lehrers Friedrich Karl von Savigny in die Hände kam, diente nur dazu, den Wissensdrang, welchen Beide nach der näheren Bekanntschaft mit der Sprache und Dichtkunst jener Zeit empfanden, zu steigern. So beschränkt ihre Mittel waren — nicht das kleinste Stipendium wurde den fleißigen Söhnen der in den bescheidensten Verhältnissen lebenden Amtmannswittwe zu Theil —, so wußten sie sich doch nach und nach in den Besitz aller derjenigen, uns freilich jetzt recht geringfügig erscheinenden literarischen Hilfsmittel zu setzen, die es ihnen ermöglichten, dem Entwicklungsgange unserer Sprache nachzuforschen und die Gesetze zu ergründen, auf denen ihre Gestaltung beruht.

Dazu kam noch etwas Anderes. Wenige Hochschulen Deutschlands mögen so geeignet sein, in dem jugendlichen Herzen die Empfänglichkeit für die großen Tage deutscher Vorzeit zu erwecken als Marburg, wo, um mit einem hessischen Dichter zu sprechen,

„inmitten eines Meers von Duft und Blüthen
Grau und groß das Schloß emporsteigt, Philipps alte Stadt zu hüten".

Und im Thale, nahe dem Ufer der Lahn, begrüßt den Wanderer, wenn er durch die engen steilen Straßen zwischen den alten Häusern hinabgestiegen ist, der wundervolle Bau, den einst die Frömmigkeit der Ritter des deutschen Ordens zu Ehren einer fürstlichen Dulderin und Heiligen aufführte, die herrliche St. Elisabethkirche, eins der vollendetsten Meisterwerke deutscher Gothik. Die edle Einfachheit des Aeußeren und des Inneren wirkt geradezu überwältigend auf ein dichterisch angelegtes Gemüth, wie es die Brüder besaßen. „Der Vorwelt Schattengebilde umsäuseln uns und erinnern uns an unsere Vergänglichkeit", schreibt Jacob seinem Freunde Wigand in einer kurzen Schilderung des ersten Besuchs dieser Kirche. Allein bei solcher Empfindung blieb es nicht. Auch das Bewußtsein des Stolzes auf die Vorfahren stellte sich ein, deren Geschmack schon so geläutert gewesen war, daß sie dieses Kunstwerk zu schaffen vermochten. Zu nahe lag der Vergleich mit der Geschmacklosigkeit der Gegenwart, als daß nicht auch diese Betrachtung die Jünglinge wieder zum Mittelalter zurückgeführt hätte und die Erkenntniß des einst in ihm pulsirenden Lebens ihnen als ein hohes erstrebenswerthes Gut erschienen wäre. Nur wer selbst in der alma mater Philippina vorübergewandelt ist an jenen herrlichen Thürmen von St. Elisabeth,

wer selbst ihr wunderbares Geläute im Thal und auf den Bergen vernommen hat, vermag eine Vorstellung von dem Eindrucke zu gewinnen, den dieser Dom auf die beiden nachmaligen Wiedererwecker unserer Kenntniß vom deutschen Alterthum ausgeübt haben muß. Auch wenn die Brüder nicht, wie Goethe beim Anschauen des Straßburger Münsters, Gedanken Worte liehen, die auf die Nachwelt übergegangen sind, so steht es doch unleugbar fest, wie nachhaltig gerade diese heimathlichen Erinnerungen auf sie wirkten und wie sie dadurch bestärkt wurden einzudringen in die verschlungenen Pfade des Waldes, der schon seit Jahrhunderten das Zauberschloß der deutschen Poesie umrankt und unzugänglich gemacht hatte. Vor ihrem Geiste tauchten nicht minder die stolzen Ordensritter auf, die einst zu St. Elisabeths Kirche schritten, als die holden Frauen, die am Grabe der Heiligen ihr inbrünstiges Gebet verrichteten. Und wandte sich ihr Blick ab von dem hehren Gotteshause, so schweifte er über die herrliche Umgebung der Stadt. Auf den Bergen, die sich an den Ufern der Lahn rings um Marburg und sein altes Fürstenschloß erheben, verweilte der Fuß der jungen Studenten gar oft. Der reizende Anblick, den die Stadt mit den sie im Kranze umgebenden Höhen von den verschiedensten Seiten bietet, vermehrte noch ihr hochausgebildetes Naturgefühl, das sie zu ihrer Freude, je mehr sie sich mit der Vorzeit des deutschen Volkes beschäftigten, schon in dessen ersten Anfängen entwickelt sahen und als eins der Lebenselemente germanischen Geistes erkannten.

Zu allen diesen günstigen Umständen für die Entfaltung der jugendlichen Seelen fügte es sich noch, daß sie in Marburg einen Lehrer fanden, der es verstand, ihr Herz in seltenem Grade zu gewinnen, der ihnen, wie Wilhelm nachmals freudig bekannte, nicht allein in seinen Vorlesungen „die Einsicht vom Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode bei dem Studium“ eröffnete und ihrem Wissensdurste die Schätze seiner Bibliothek zur Verfügung stellte, sondern ihnen auch in persönlichem Umgange „den Sinn für so vieles Andere“ aus dem Geistesleben unserer Nation erschloß, das ihnen bis dahin fremd geblieben war. Der Einfluß der historischen Schule auf dem Gebiete des Rechts, die Savigny als ihren Begründer verehrt, ist unschwer auch in den Werken dieser seiner beiden Schüler zu erkennen. Die geschichtliche Verfolgung der einzelnen Erscheinung durch alle ihre Gestalten, welche den großen Juristen zu so glänzenden Resultaten führte, blieb in Folge der Berührung mit Savigny eins der unterscheidenden Merkmale, wodurch sich die Brüder Grimm nachher vor so manchem ihrer Mitarbeiter in der Neubelebung deutschen Volksthums auszeichneten. Waltete auch in ihnen die Phantasie mächtig, so gewann sie doch niemals eine solche Herrschaft über ihre Anschauungsweise, daß sie ihnen, wie bei andern Jüngern der Romantik, die Klarheit des Blickes trübte und unsere Vorzeit in unwahrem Bilde auftauchen ließ. Fügen wir noch hinzu, daß der einfache protestantische Sinn und die bei aller Achtung für die Angehörigen anderer Confessionen doch streng auf dem Boden des reformirten Bekenntnisses gehaltene Erziehung, welche das Vaterhaus den Brüdern mit auf den Weg gegeben hatte, auch nicht wenig dazu beitrugen, sie vor Ueberschwänglichkeiten zu bewahren, so erfüllen wir nur eine Forderung der Gerechtigkeit, wenn wir auch diesem wichtigen Factor für das Werden der Beiden seine gebührende Stelle einräumen.

Der Abschluß der Studienzeit Jacob's war ein ungewöhnlicher. Savigny, der im Sommer 1804 sich auf wissenschaftliche Reisen begeben hatte, um die Quellen für seine geplante und später glänzend zur Ausführung gekommene „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" persönlich einzusehen und zu prüfen, ließ im Januar 1805 von Paris aus an ihn die Anfrage ergehen, ob er geneigt sei, dorthin zu kommen und ihm bei seinen Vorarbeiten behilflich zu sein. Schwer genug mag der Mutter Jacob's der Entschluß geworden sein, den geliebten ältesten Sohn, auf den sie große Hoffnungen setzte, in die Ferne ziehen zu lassen. Der Brief, worin er sie um die Genehmigung zur Reise bat, traf sie krank in ihrem Wohnorte Steinau. Dennoch willigte sie alsbald ein, in der Erkenntniß, daß der Aufenthalt in der Weltstadt unter der Führung eines so ausgezeichneten Mannes, wie die Söhne ihr den geliebten Lehrer stets geschildert hatten, ihrem Jacob dauernden Vortheil bringen würde. „Auf die angenehmste und lehrreichste Weise," so sagt Jacob uns selbst, verlebte er nun ein halbes Jahr in Paris. Neben den Schätzen der Bibliotheken der Weltstadt übten auch die Kunstwerke des Louvre, der damals schon die großartigsten Schöpfungen der Antike und der italienischen Meister des 16. Jahrhunderts barg, auf ihn ihren unwiderstehlichen Zauber. In täglichem Umgange mit Savigny und seiner hochgebildeten Frau Kunigunde, einer geborenen Brentano aus Frankfurt am Main, erweiterte sich sein Gesichtskreis. Er lernte die mannigfachen Erscheinungen des Lebens, welche Paris, damals unbestritten die Metropole Europa's, bot, mit richtigem Blicke würdigen. Doch den bleibendsten Eindruck auf ihn machte ohne Zweifel die Bekanntschaft mit den Handschriften unserer mittelalterlichen Dichter, aus denen Bodmer's und Tieck's Arbeiten geflossen waren. Mit Entzücken verweilte sein Auge auf jener herrlich ausgemalten Liederhandschrift der ritterlichen Sänger Deutschlands, die bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts im Besitze der Pfälzer Kurfürsten gewesen war, nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly auf heute noch nicht sicher festgestellten Wegen nach Frankreich wanderte und 1657 als ein Geschenk der Brüder Dupuy in die große Pariser Bibliothek gelangte. „Solche Anblicke," schreibt er später, „hielten die größte Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau lesen und verstehen zu lernen." Der Briefwechsel, den Jacob damals mit dem noch in Marburg studirenden Wilhelm pflog, zeigt uns, wie schon zu jener Zeit die Gedanken Beider andauernd auf dieses gemeinsame Ziel gerichtet waren.

So schmerzlich für Wilhelm der Abschied von dem geliebten Bruder gewesen war, mit dem er zusammen ein bescheidenes Stübchen bewohnte, so freudig nimmt er alle Nachrichten auf, die Jacob's Feder ihm aus der Weltstadt berichtet. Wenn den Gelehrten der in dem inhaltsreichen Briefwechsel gebotene Blick in das Geistesleben des Brüderpaares mächtig anzieht und er aus ihren Aeußerungen erkennt, wie die Keime zu ihrer künftigen Größe sich entwickelten, so verfolgt der Laie darin mit Freude die zahlreichen Züge treuer Bruderliebe, die, wir dürfen es wohl sagen, unserem Volke beide Männer fast eben so theuer macht, als ihre Thaten auf dem Felde der Wissenschaft, und vielleicht mehr als vieles Andere dazu beiträgt, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern.

III.

Nach Jacob Grimm's Rückkehr von Paris im Herbste 1805 schien anfangs sein und Wilhelm's Leben ganz in der Weise verlaufen zu sollen, wie das so vieler junger hessischer Beamten im Vorbereitungsdienste. Die literarischen Neigungen Beider standen im Widerspruch zu dem von ihnen erwählten Brotstudium. Lehrstühle für deutsche Sprache und Alterthumswissenschaft gab es damals noch nicht auf unseren Hochschulen, und wären sie auch vorhanden gewesen, so hätten es die Mittel der Brüder nicht erlaubt, die Docentenlaufbahn zu erwählen. Während der Abwesenheit Jacob's im Auslande hatte seine Mutter das kleine Haus in Steinau verkauft, das sie seit dem 1796 erfolgten Tode ihres Gatten bewohnte und war nach Kassel gezogen in das Eckhaus der Marktgasse, dessen wir im Eingang dieser Darstellung gedachten. Dort war sie mit ihren sechs Kindern, fünf Söhnen und einer Tochter, nahe dem Landgrafenschlosse, in dem ihre treue Schwester Henriette Zimmer als Kammerfrau der Kurfürstin Karoline verweilte, so lange der Hof nicht seine Sommerresidenz zu Wilhelmshöhe oder in einem anderen Lustschlosse aufgeschlagen hatte. Die Fürsorge für die Erziehung der jüngeren Kinder hatte die Uebersiedelung der Mutter ebenso sehr veranlaßt, als ihre Sehnsucht nach dem dauernden Zusammenleben mit den beiden ältesten Söhnen, von denen auch Wilhelm im Frühjahr 1806 nach absolvirtem Examen die Universität verließ, um in den Familienkreis zurückzukehren. In Kassel erwartete er eine ähnliche Anstellung, wie sie Jacob einige Monate vorher erhalten hatte, und hoffte dann ebenso wie der Bruder durch den Bezug eines wenn auch noch kleinen Gehaltes die Sorgen der guten Mutter um sein Fortkommen erleichtern zu können.

Jacob Grimm, der vor einem halben Jahre an Savigny's Seite in den Straßen der glänzenden Seinestadt umhergewandelt war, saß nun in kurfürstlich hessischer Uniform mit dem unvermeidlichen vorgeschriebenen Zopfe auf dem Bureau des Kriegs-Collegiums in der oberen Königsstraße zu Kassel. Bei dieser Verwaltungsbehörde war ihm die Stelle eines Accessisten mit 100 Thaler Jahresgehalt allergnädigst verliehen worden. Trotz der „vielen und geistlosen Arbeit", die er dort zu bewältigen hatte, fühlte er sich, bescheiden wie er war, seinem eigenen Geständnisse nach zufrieden. Wußte er doch immerhin noch so viel Muße zu gewinnen, um sich in das liebgewonnene Studium unserer älteren Sprache und Dichtkunst zu versenken und die mit Wilhelm gemeinschaftlich angelegten handschriftlichen Sammlungen über die verschiedensten Lebensäußerungen der vaterländischen Vorzeit andauernd zu vermehren. Welchen Werth und Umfang diese Sammlungen gewannen, erkennt man erst annähernd aus den ersten *größeren* Publicationen der Brüder, die mit dem Jahre 1811 beginnen. Von da ab erscheinen in rascher Folge Arbeiten, deren Vielseitigkeit in das größte Erstaunen versetzen muß und die ohne eine Vorbereitung von langer Hand her in dieser Fülle und Mannigfaltigkeit gar nicht denkbar sein würden. Noch im Mai 1810 schrieb Wilhelm an Paul Wigand, der damals das Amt eines Friedensrichters in Höxter bekleidete: „Meine literarischen Arbeiten laufen noch wild auf allen Wegen herum und der Preßbengel hat noch nichts erwischen können. Meine

oder unsere Collectaneen sind längst so weit, daß wir darauf sitzen können, solche Ballen. Was ich schreibe, kommt nur so nebenbei; ein Paar Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern u. dgl."

Wir erstaunen um so mehr über die Menge des Zusammengebrachten, als die Zeitumstände und die traurige Lage, in welche die Grimm'sche Familie wenige Jahre nach ihrer Uebersiedelung gerieth, lähmend auf ein ruhiges Studium einwirken mußten. Im November 1806 wurde das Kurfürstenthum Hessen in die Niederlage seines früheren langjährigen Bundesgenossen Preußen mit hineingerissen. Die Schaukelpolitik Wilhelm's I., der es mit keiner der kämpfenden Großmächte verderben wollte, erwies sich als unnütz, da Napoleon nach dem Siege bei Jena und dem unerwartet raschen Falle der preußischen Festungen Hessen plötzlich durch seine Truppen überschwemmen ließ. Kaum behielt der Kurfürst Zeit, ins Ausland zu flüchten. Das kleine hessische Heer, noch zwölf Jahre vorher in den Kämpfen mit den Armeen der französischen Republik als das schlagfertigste und kriegstüchtigste Contingent der deutschen Mittelstaaten erprobt, wurde, seines Fürsten und Führers beraubt, zum Ingrimm so vieler alter tapferer Krieger entwaffnet und eine Proclamation des Marschalls Mortier erklärte, daß sein Kaiser den Kurfürsten von Hessen, der die Würde eines preußischen Feldmarschalls bekleide, wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen zu strafen beschlossen habe. „La qualité de souverain est incompatible avec celle d'officier au service d'une puissance et la dépendance des tribunaux étrangers," so ließ sich das Schriftstück weiter vernehmen, das die Gründe für den Raub Hessens bei den Haaren herbeizuziehen suchte.

Mit tiefem Schmerze empfand gleich vielen anderen braven Hessen auch die Grimm'sche Familie die Unterjochung des Landes durch den fremden Gewalthaber. Aber Jacob war nicht in der Lage, was er sonst wohl gern gethan hätte, unter den neuen Verhältnissen auf ein Staatsamt zu verzichten, um so weniger, als Wilhelm, mit dessen Gesundheit es damals wieder nicht sonderlich stand, noch ohne Amt bei der Mutter in Kassel lebte. Allein die Arbeiten auf dem Kriegs-Collegium, die Jacob schon vorher trocken und geistlos erschienen waren, häuften sich nun in einem Grade, daß er ihr Uebermaß nicht mehr zu ertragen vermochte. Diese ehemalige hessische Verwaltungsbehörde, deren Functionen sich in vielen Beziehungen mit denen eines jetzigen Regierungs-Collegiums vergleichen lassen, war von den Franzosen zu einer Truppenverpflegungs-Commission umgestaltet worden, die nicht allein für die in Hessen liegenden Regimenter Fürsorge zu treffen, sondern auch Anordnungen für den Unterhalt der zahlreichen zur großen Armee des Kaisers gehörigen und durch das Land hin- und hermarschirenden Truppenkörper zu erlassen hatte. Von der Möglichkeit wissenschaftlicher Beschäftigung in Mußestunden war bei dem Accessisten Jacob Grimm keine Rede mehr; er erlag beinahe der Last der Schreibereien und fortwährenden Verhandlungen mit den hochfahrenden französischen Intendanturbeamten, die Tag für Tag neue Anforderungen an das erschöpfte Land stellten. Als guter Sohn gab er sich eine Zeit lang alle Mühe, das Widerwärtige seiner Stellung mit Geduld zu ertragen; endlich aber war das Maß voll, und als in dem neugebildeten Königreiche Westphalen, dessen Hauptstadt Kassel geworden war, um die

Mitte des Jahres 1807 die Behörden neu organisirt wurden, erbat und erhielt er seine Entlassung. Er hatte sie in der Hoffnung eingereicht, in einem anderen Zweige des Staatsdienstes ein Unterkommen zu finden, das seinen Kenntnissen eher entsprechen und nicht so niederdrückend auf seinen Geist wirken würde wie die Beschäftigung des letzten Jahres. Die Beseitigung des seither geltenden römischen und deutschen Rechts und sein Ersatz durch den Code Napoleon waren ganz dazu angethan, ihm das Rechtsstudium überhaupt zu verleiden. Dreiundvierzig Jahre später schreibt er über diese Tage an den Romanisten Savigny: „Ich tröstete und labte mich immer stärker am Alterthum unserer edlen Sprache und Dichtkunst, aus welchem auch Seitenpfade in das altheimische Recht einschlugen, zu welchem Sie mich nicht hingeführt hatten, dem Sie selbst sich erst später näherten; von dieser deutschen Grundlage meines erworbenen Wissens bin ich hernach auch wieder freudig auf die Zustände der classischen Literatur und Sprache eingegangen."

Jacob glaubte damals schon mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet zu sein, um eine Bibliothekarsstelle zu bekleiden. Er bewarb sich um eine solche, die an der Museumsbibliothek zu Kassel, der heutigen Landesbibliothek, vacant war. Vergebens. Denn man hatte für diesen Posten einen Franzosenfreund ausersehen, der sich bereit fand, zugleich die Redaction des officiellen Organs des neuen Königreichs, des deutsch und französisch erscheinenden „Moniteur Westphalien", zu übernehmen. Auch andere Hoffnungen scheiterten und Jacob sah sich mit dem Beginne des Jahres 1808 immer noch ohne Amt und Brot, als ihn und seine Geschwister der härteste Schlag durch den Tod seiner vortrefflichen Mutter traf, die in Kummer und Sorgen um das Geschick der Ihrigen dahinschied. In ihrer Sterbenacht phantasierte sie von einer Niederlage der Franzosen und dem Siege der Hessen, die auf einer Wolke himmelan stiegen. Unfern der Mauer des alten Friedhofes zu Kassel steht der einfache Stein, den die sechs Kinder der Entschlafenen setzen ließen. Aber noch rührender als dieser Stein mit seiner Inschrift ist das Andenken, das der ausgezeichneten Frau in den Herzen ihrer Söhne errichtet war. Der Briefwechsel und die Selbstbiographien der Brüder legen davon das schönste Zeugniß ab. 1830 schreibt Wilhelm Grimm: „Die Liebe zu meiner Mutter ist noch jetzt, nachdem sie länger als zwanzig Jahre im Grabe liegt, unvermindert in meinem Herzen; der Traum führt mich manchmal zu ihr hin, sie sitzt meist, wie in den letzten Jahren ihres Lebens, auf einem kleinen Teppich vor einem Arbeitstischchen, reicht mir die magere, aber sanfte Hand und fragt, warum ich so lange nicht bei ihr gewesen sei. Hätte es Gott gefallen, ihr Leben zu verlängern, welche Freude, wenn wir ihr die mühseligen, uns geopferten Jahre mit eben so viel stillen und ruhigen hätten vergelten können."

Der Sinn für eine trauliche Häuslichkeit gehörte zu den schönsten Erbtheilen, welche die Mutter ihren Kindern hinterließ. Hat auch Jacob, versenkt in die Fülle seiner Studien, sich niemals dazu entschließen können, einem weiblichen Wesen die Hand zum Bunde für das Leben zu reichen, so wissen wir doch, daß das Familienglück seines Bruders Wilhelm, dessen Zeuge er Jahrzehnte lang war, erwärmende Strahlen auch in seine Seele warf und bewirkte, daß ihm

niemals das Gefühl kam, vereinsamt zu sein. Die innige Liebe zu den Menschen, welche die Volksschriften der Brüder athmen, war nichts Erkünsteltes. Sie war ihnen angeboren und durch die Erziehung trefflicher Eltern weiter entwickelt. Trotz mancher herben Erfahrungen, die sie, wie jeder offene und treuherzige Charakter, machen mußten, blieb ihnen diese Menschenliebe als unvertilgbarer Vorzug. Noch heute weiß man in Steinau und Kassel von der herzgewinnenden Freundlichkeit zu erzählen, mit der Jacob und Wilhelm auch dem Geringsten entgegenkamen, wie sie, nachdem sie längst sich einen über Deutschlands Grenzen hinaus reichenden gefeierten Namen erworben hatten, ihrer Jugendgespielen nimmermehr vergaßen und im fröhlichen Geplauder mit alten Bekannten sich freundliche Bilder aus den Tagen des Knaben- und Jünglingsalters vor die Seele zu führen pflegten. Die beiden Männer mit den klaren, liebreichen Gesichtern und den leuchtenden Augen, welche durch ihre Märchen so wunderbar heute noch auf die Gemüther der Kinder wirken, fühlten sich besonders zu den Kindern hingezogen, die ihnen wieder mit Vertrauen und Zuneigung entgegenkamen. Es fehlte ihnen nie der richtige Ausdruck, um sich das Herz der Kleinen und damit das der Eltern zu erobern. In einem Briefe an Wigand weiß Jacob dem Freunde keinen treueren Wunsch für sein Kind zu sagen, als die reizende ihm aus seinen Studien des Niederdeutschen bekannt gewordene Redewendung, „der liebe Gott wolle ihm seine Hemdchen zu klein werden lassen".

Ein gütiges Geschick fügte es, daß die Früchte des Fleißes der Brüder unserer Nation nicht verloren gingen, daß so viel Treue und Hingebung für die Wiederaufrichtung unseres Volksthums nicht scheiterten im Kampfe um die gemeine Nothdurft des Lebens, wie es 1808 anfänglich zu befürchten stand. Die Persönlichkeit, welche für Jacob Grimm als ein Retter aus der Noth erschien, hat ihren wohlverdienten Ruhm als Forscher in den Augen sehr vieler Beurtheiler durch ihre Charakterschwäche längst eingebüßt. Auf das Verhalten jenes Mannes pflegt als auf eins der beklagenswerthesten Beispiele hingewiesen zu werden, bis zu welchem Grade Deutschlands gefeierte Gelehrte zur Vergötterung des ersten Napoleon beitrugen. Johannes von Müller, der noch kurz vorher in der Vorrede zum vierten Bande seiner Schweizergeschichte so muthige und weithin hallende patriotische Worte gesprochen hatte, war von den Erfolgen des Eroberers und der mit kluger Berechnung seiner persönlichen Eitelkeit dargebrachten Huldigung desselben in dem Grade bestrickt worden, daß er sich bereit finden ließ, eine der Stützen des neuen Königreichs zu werden, das Napoleon aus Trümmern der preußischen Monarchie, des Kurfürstenthums Hessen und des Herzogthums Braunschweig für seinen leichtfertigen jüngsten Bruder Jérôme aufbaute. Es kann nicht geleugnet werden, daß Müller, von dessen politischer Haltung wir hier ganz absehen, sich in der nur kurzen Zeit, während welcher er die Stellung eines Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Westphalen einnahm, um manche wissenschaftliche Institute desselben, insbesondere die Universitäten Göttingen, Halle und Marburg, rühmenswerthe Verdienste erwarb. Vielleicht noch höher steht, was er für Jacob Grimm that. Er hatte dessen Bewerbung um die Bibliothekarsstelle an der Kasseler Museumsbibliothek, obgleich die Entscheidung über ihre Besetzung fast allein von ihm

abhing, nicht unterstützt, weil es sich dort um die Gewinnung eines Mannes handelte, der mehr Journalist als Bibliothekar sein und die öffentliche Meinung in dem der Regierung genehmen Sinne beeinflussen sollte. Daß Jacob Grimm die Natur nicht war, welche sich hierzu eignete, war Müller bekannt. Aber ebensowohl würdigte er, der selbst schon so manchmal um seine Existenz gekämpft hatte, die außerordentliche Begabung des jungen Mannes und wünschte nichts sehnlicher, als daß sich eine Stellung für ihn finden möchte, in der er Gelegenheit hätte, seinen Studien auch fernerhin nachzugehen und seine literarischen Pläne zu verwirklichen. Eine solche Stellung fand sich zum Glücke bald.

Die frühere Hofbibliothek des Kurfürsten im Schlosse Wilhelmshöhe, damals „Napoleonshöhe" genannt, sollte den Grundstock einer Cabinetsbibliothek des Königs Jérôme bilden, für die man einen wissenschaftlich gebildeten und mit dem Französischen wohlvertrauten Mann als Bibliothekar suchte. Da schlug Johannes von Müller dem königlichen Cabinetssecretär Cousin de Marinville, der ihn nach einer geeigneten Persönlichkeit befragte, Jacob Grimm vor. Die Fürsprache des berühmten Historikers war von sofortigem Erfolge. Jacob Grimm wurde zum Cabinetsbibliothekar des Königs mit einem Gehalte von 2000 Francs ernannt. Nicht ohne Bangen mag er das Amt angetreten haben, das ihn, der im Herzen immer gut hessisch blieb und an seinem vertriebenen Fürstenhause hing, so oft in persönliche Berührung mit dem Usurpator und seiner nächsten Umgebung bringen mußte. Aber es machte sich Alles besser, als er erwartet hatte. Er erkannte bald, daß der ihm übertragene Posten eine Sinecure sei, nur dazu bestimmt, dem nach großem Zuschnitt eingerichteten königlichen Hofstaat auch den Nimbus der Achtung vor den Wissenschaften zu verleihen. Es waren bekanntlich nichts weniger als wissenschaftliche Neigungen, die Jérôme während seiner Regierungszeit an den Tag legte. Er benutzte die Bibliothek kaum und seine Umgebung folgte größtentheils seinem Beispiele. So oft er jedoch mit seinem Cabinetsbibliothekar zusammentraf, zeigte er sich gegen diesen gütig, so daß Jacob keinerlei Ursache zur Klage über ihn hatte. Im Gegentheil, man erwies in den ersten Jahren des westphälischen Königreichs dem talentvollen jungen Deutschen großes Vertrauen, der auch in der französischen Literatur zu Hause war und sich durch den Zweck seines früheren Aufenthaltes in Paris als Mitarbeiter Savigny's gebildeten Franzosen nicht wenig empfehlen mochte. Schon nach wenigen Monaten wurde sein Gehalt um die Hälfte erhöht und als 1809 die Stelle eines Auditors im Staatsrathe zu besetzen war, mit der noch ein weiteres Gehalt von 1000 Francs verbunden war, freute sich Jérôme, ihm eines Tages persönlich sagen zu können, daß er ihm dieses Amt neben seinem seitherigen übertragen habe. Der Dienst als Auditor war ebenfalls leicht und die für Jacob's Ansprüche an das Leben überreichliche Besoldung gab ihm nun die Möglichkeit, auch die Lage seiner Geschwister sorgenfreier zu gestalten und namentlich Wilhelm, der sich in der westphälischen Zeit um keine Anstellung bewarb, die Gelegenheit zu verschaffen, seine Studien mit ihm ungestört fortzusetzen. Die Stellung Jacob's erheischte nicht, daß er sich an den rauschenden Lustbarkeiten des westphälischen Hofes irgendwie zu betheiligen hatte; er sah den König, abgesehen von zufälligen Begegnungen, nur, wenn derselbe dem

Staatsrathe präsidirte. Auch war er nicht gezwungen, seinen Aufenthalt dauernd auf Napoleonshöhe zu nehmen; nur zuweilen, wenn es dienstliche Functionen erforderten, blieb er wohl eine Zeit lang der gemeinsamen Wohnung der Geschwister fern. Sogar in den Bureaustunden konnte er meistens seinen Lieblingsneigungen folgen und an den uralten Quellen unserer Sprache den Tönen lauschen, die aus der Vorzeit zu ihm herüberdrangen.

Die Cabinetsbibliothek des Königs von Westphalen, seit 1813 wieder kurfürstliche Hofbibliothek und nach der Einverleibung Kurhessens in die preußische Monarchie jetzt zum Besitze des preußischen Königshauses gehörig, befindet sich heute noch in denselben Räumen, wie damals, wo Jacob Grimm ihr Bibliothekar war. Sie hat in einigen Parterrezimmern des linken Schloßflügels ihre Aufstellung. Dieser Flügel war zu jener Zeit ebenso wie der rechtsgelegene Theil des in Hufeisenform gebauten Schlosses mit dem Hauptbau nur durch eine brückenartige offene Gallerie verbunden. Aus den Fenstern der Bibliothek genießt man eine herrliche Aussicht in das Waldgebirge, welches das Schloß umgibt. Nach rechts hin tauchen aus dem Meer der Bäume die Thürme und Zinnen der von Wilhelm I. erbauten Löwenburg empor, die in dieser Umgebung die malerischste Wirkung ausüben. Zur Linken schweift das Auge über den Abhang des Hügels hinab, auf dem das Schloß steht, nach dem Spiegel eines mit echt künstlerischem Verständniß der Natur angelegten großen Teiches, in dessen Wasser die Schatten hochragender Tannen und Fichten fallen, die seine Ufer umkränzen. Erhebt sich dann der Blick nach dem östlichen Horizont hin, so verliert er sich in die grünen Kuppen des hessischen Berglandes, das über dem Fuldathale in Wellenlinien emporsteigt und dessen dichte, meilenlange Wälder schon vor Jahrtausenden den gleichen Anblick geboten haben mögen wie heute. Wohl ist dieser herrliche Fleck deutscher Erde geeignet, sich in die Tage zurückzuversetzen, wo noch der Sinn für die Schönheit von Gottes freier Natur ursprüngliches Gemeingut unseres ganzen Volkes war.

Die Brüder Grimm nehmen eine hervorragende Stelle ein unter den Vorkämpfern, denen es zu danken ist, daß wenigstens für unsere Gebildeten, das Wort im richtigen Sinne genommen, eine gleichsam versunkene Welt sich wieder aufthat, daß nicht nur dem hochbegabten Geiste, dem Dichter und Forscher, ganz neue Bahnen sich erschlossen, sondern auch eine große Zahl deutscher Männer von früher nicht gekannter Liebe zum heimischen Boden erfüllt wurde, die in der tieftraurigen Zeit, wo das Vaterland in den Fesseln der Fremdherrschaft schmachtete, sich mit allen Fasern ihres Herzens an die Ueberlieferungen zu klammern suchten, welche aus alten Tagen den Ruhm der Vorfahren und unsere einst gebietende Stellung unter den Nationen des Abendlandes verkündeten. Vielleicht auf keinem Punkte Deutschlands war der schroffe Gegensatz zwischen dem Leben und Treiben der Gewalthaber und dem Denken und Fühlen der Patrioten einander so nahe gerückt, wie im Schlosse zu Wilhelmshöhe. In den glänzenden Sälen des Hauptbaues der frivole König von Napoleon's Gnaden mit seinem Troß von Schmeichlern und Trabanten, der sich aus dem Strudel eines Festes in den des anderen stürzte und dort im stillen Zimmer des Erdgeschosses, umgeben von seinen Büchern, der junge deutsche Gelehrte, den alten

Mären lauschend, welche die einstige Herrlichkeit des deutschen Reiches so laut und vernehmlich künden; im Dienste des Fremdlings und dennoch innerlich frei, erfüllt von heiliger Vaterlandsliebe und der gläubigen Hoffnung, daß der Lenker der Geschicke unserem Volke dereinst, in so weite Ferne dieser Augenblick auch damals gerückt schien, eine geistige und politische Auferstehung zu Theil lassen werde. Wenn nur Jacob Grimm's Auge sich erhob vom Nibelungenliede und vom Parcival, von seinen schon damals gesammelten Schätzen unserer Märchen und Sagen, von den Liedern eines Walther von der Vogelweide und seiner ritterlichen Zeitgenossen und hinüberschaute in die waldumrauschten Berge seines seit grauen Tagen so kerndeutschen hessischen Heimathlandes, dann mußte er neue Kraft und neuen Muth zu dem Entschlusse gewinnen, den Dienst für das Vaterland, den er begonnen, die Aufgabe seines Lebens werden zu lassen. Er wußte auch, daß er auf dieser Bahn nicht allein dahinschritt, wenn auch die Zahl der Genossen noch klein war. Stand ihm doch vor allen sein Bruder Wilhelm zur Seite in einer geistigen Gemeinschaft ohne Gleichen. Bald sollte Beiden auch die Betheiligung an einem trotz seiner kurzen Dauer dennoch für die Förderung der altdeutschen Studien sehr bedeutungsvollen Unternehmen nähere Beziehungen zu den Patrioten bringen, die mit ihnen demselben Ziele zustrebten.

IV.

Im „Neuen literarischen Anzeiger" von 1807, den Chr. von Aretin in München herausgab, finden sich die ersten gedruckten Arbeiten der Grimms. Es sind kleine Aufsätze, ganz verschiedenen Gebieten der deutschen Alterthums- und Sprachforschung entnommen. So wenig umfangreich diese Anfänge sind, sehen wir doch hier bereits die Wege angedeutet, in denen sich nachher die Forschung der Brüder bewegte. Diese Arbeiten erregten schon die Aufmerksamkeit des Kreises von Männern, der sich damals um den edlen Achim von Arnim zu Heidelberg sammelte. Arnim und sein nachmaliger Schwager Clemens Brentano hatten im vorhergehenden Jahre durch den Beginn der Veröffentlichung einer großen Sammlung deutscher Volkslieder unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" eine literarische That ersten Ranges vollbracht. Schon von Herder war 1773 in seinen „Blättern von deutscher Art und Kunst" auf die Bedeutung des Volksliedes für unsere Dichtkunst mit den Worten eines Sehers hingewiesen worden; er hatte 1778 durch seine „Stimmen der Völker in Liedern" an einer Sammlung der vorzüglichsten Volkslieder der verschiedensten Zeiten und Völker gezeigt, welcher Schatz von Poesie in diesen Gesängen zu Tage trete. Schon damals war auch unserem Volke in Goethe der Dichter erstanden, der in noch unerreichter Weise durch seine Lieder zeigte, wie der echte Poet aus diesem unerschöpflichen Born trinken könne. Es ist das bleibende Verdienst der Romantiker, daß dieser Born wieder klar und hell zu strömen begann. Die Klänge des „Wunderhorns" bewirkten in der That eine Rückkehr unserer lyrischen Poesie aus der Trockenheit und Nüchternheit der Aufklärungsperiode zu Wahrheit und Natur. Man streite nicht darüber, wie es schon gelehrte und ungelehrte Pedanten in Arnim's und Brentano's Tagen thaten, ob die Gestaltung ihrer Sammlung allen Ansprüchen philologischer Kritik entsprach, genug,

die Sammlung selbst war eine bahnbrechende Leistung. Wie mächtig die Fülle alter herrlicher Lieder wirkte, von deren Vorhandensein vorher so viele der Besten unseres Volkes keine Ahnung gehabt hatten und der Goethe „von Rechts wegen einen Platz in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am liebsten auf dem Clavier" wünschte, zeigen heute noch die begeisterten Verse, womit der zwanzigjährige Ludwig Uhland das „Wunderhorn" in seinen „Liedern der Vorzeit" begrüßte. Er ruft ihnen, den „Jungfraun von ewigem Preise, die einst in der Edelfrauen Kreise beim Feste des Gesangs gethront," die freudigen Worte zu:

„Getrost! Schon sinken eure Bande
Und Boten ziehn nach Ost und West
In eine Stadt am Neckarstrande
Zu laden euch zu neuem Fest.
Ihr Heitern, kommt zu Tanzes Feier!
Laßt wehn das rosige Gewand!
Ihr Ernsten, wallt im Nonnenschleier,
Die weiße Lilie in der Hand!"

Heute ist es eine anerkannte Thatsache, daß der von Arnim und seinen Freunden durch ihre Forschungen gelieferte Beweis der Schönheit der alten deutschen Volkslyrik eine bedeutsame Wandlung unserer gesammten Dichtung hervorgerufen hat. Aber diese Wandlung konnte sich nur allmälig vollziehen, um so mehr, als die Gegner zahlreicher und mannigfaltiger Art waren und ihnen die Schwächen, welche manchen Trägern der altdeutschen Bestrebungen anhafteten, willkommenen Anlaß zu hitziger Befehdung der ganzen Tendenz boten. Nichts liegt uns ferner, als hier den literarischen Händeln nachzugehen, welche die Herausgeber des „Wunderhorns" mit mächtigen und tonangebenden Kritikern auszufechten hatten. Verstanden sie auch selbst die Waffen schneidig zu führen, so war es doch klar, daß wackere Mitkämpfer ihnen lieb sein mußten. Eine Schaar solcher Bundesgenossen sammelte Arnim um sich in seiner im April 1808 zu Heidelberg begründeten „Zeitung für Einsiedler", später auch „Trösteinsamkeit" genannt. Dort finden wir die Namen von Männern, deren Wege späterhin vielfach von einander abwichen. Neben den beiden Schlegel und Tieck, den Vertretern der älteren Richtung der Romantik, erscheinen unter den jüngeren außer Arnim und Brentano der feurige Rheinländer Joseph Görres und die schwäbischen Dichter Justinus Kerner und Uhland, letztere beiden mit einigen Jugendgedichten, die heute noch einen ehrenvollen Platz in den Sammlungen ihrer Lieder einnehmen. In diesen Kreis traten auch die Brüder Grimm ein. Jacob liefert der Einsiedlerzeitung zwei Beiträge, von welchen der bedeutendere seine Gedanken über das Verhältniß der Sagen zur Geschichte und Poesie entwickelt. Darin läßt er sich also vernehmen: „Wenn nun Poesie nichts anders ist und sagen kann, als lebendige Erfassung und Durchgreifung des Lebens, so darf man nicht erst fragen: ob durch die Sammlung dieser Sagen ein Dienst für die Poesie geschehe. Denn sie sind so gewiß und eigentlich selber Poesie als der helle Himmel blau ist; und hoffentlich wird die Geschichte der Poesie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die sämmtlichen Ueberreste unserer altdeutschen Poesie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut sind und der Maßstab der Beurtheilung ihres eigenen Werthes darauf gerichtet werden muß, ob sie diesem

Grund mehr oder weniger treulos geworden sind." Einige Sagen von Glocken beschließen den kleinen Aufsatz, der gleichsam als ein Programm des eifrigen Sammlers der Sagen anzusehen ist.

Die literarische Unterstützung, welche Wilhelm Grimm dem Unternehmen Arnim's zuwandte, bestand in der metrischen Uebertragung einer Anzahl Heldenlieder aus dem Altdänischen. „Des Löwen und König Dietrich's Kampf mit dem Lindwurm" eröffnet die Reihe, die mit dem „Kampf des Riesen Langbein mit Wittich Wieland's Sohn" endigt.

Nach fünf Monaten schon ging die Einsiedlerzeitung aus Mangel an Abonnenten ein. Was sie bezweckte, hat 1831 Joseph Görres, der mit Arnim und Brentano die Herausgabe leitete, nochmals auf das Deutlichste in dem Nachrufe ausgesprochen, den er dem Gedächtniß Arnim's widmete. „Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen." Das Verdienst, nach dieser Seite belebend und anregend gewirkt zu haben, bleibt der Einsiedlerzeitung unbestritten.

Für die Entwicklung der Brüder Grimm hatte sie die besondere Bedeutung, daß sie ihnen einen Platz verlieh an der Seite der Romantiker, ihren Werth zu allgemeinerer Geltung brachte und ihnen treue Freunde erwarb, mit denen sie nun in den geistvollsten und für die vaterländische Wissenschaft erfolgreichsten Verkehr traten. Gegenwärtig bedürfen wir nicht mehr des Hinweises, daß unter allen Mitstreitern, die Arnim um sich versammelt hatte, soweit es sich um die wissenschaftliche Ergründung unserer Vorzeit handelte, Niemand mit tieferen Kenntnissen ausgerüstet war als Jacob und Wilhelm Grimm, daß auch Keiner so erfolgreich bestrebt war, die Lücken seines Wissens durch umfassende Studien auszufüllen wie sie. Nur ein wohlverdienter Ruhm ist es, wenn wir das, was die Brüder im Laufe des Lebens, begeistert für ihre edle Sache und unterstützt durch nie erlahmende Arbeitskraft, geleistet haben, weit höher stellen, als alle Productionen des Zweiges der romantischen Schule, an den sich ihre Anfänge anlehnen. Schon frühzeitig erkannte der geistreiche, aber in seinen poetischen Leistungen ebenso wie in seinem Leben unstete Clemens Brentano den gewaltigen Abstand zwischen Bestrebungen von Leuten seiner Art und der germanistischen Wissenschaft, die eben aus den Kinderschuhen trat und mit ihnen auch den ihren Erstlingsversuchen unleugbar anhaftenden Dilettantismus abzuschütteln begann. Im „Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf" läßt er den Wassermann sich lustig machen über die Bemühungen, die Entstehung und Ausbreitung des Nibelungenliedes zu ergründen. Auf die Frage des weißen Mains, was unter dem Nibelungenhorte zu verstehen sei, erhält dieser die Antwort:

„Es ist ein Schatz, der hier versenket,
Der Rhein des selbst nicht mehr gedenket,
Wer ihm denselben Schatz geschenket;

Doch leben noch vier alte Greise,
Macht ihr zu ihnen eine Reise,
So werdet ihr hierin gar weise."

Dann werden Friedrich Heinrich von der Hagen in Berlin und Bernhard Joseph Docen in München verspottet und schließlich heißt es:

„Der Dritt' und Viert' sitzt an der Fuld,
Grimm heißen sie, doch voll Geduld
Studiren sie an einem Pult.

Willst einen um den Schatz du fragen,
So werden alle vier dir sagen,
Daß sie ihn nicht in Rhein getragen.

Und werden drei von ihnen sterben,
So wird der Viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben."

Inzwischen sammelten aber die beiden Männer „an der Fuld" unbekümmert um den Spott des Freundes unabläßig weiter an ihren „Scherben" und sie thaten wohl daran.

Eine Menge literarischer Pläne und Vorarbeiten beschäftigte das Brüderpaar. So wissen wir, daß sie schon in jener Zeit die erst in ihren Göttinger Jahren zur Reife gelangte Ausgabe der Lieder von Reinhart Fuchs planten, zu deren Durchführung sich Jacob, gestützt auf seine günstige Stellung als Cabinetsbibliothekar des Königs von Westphalen, Handschriften aus dem Auslande kommen ließ. Wilhelm bereitete eine größere Sammlung der altdänischen Heldenlieder vor, mit deren Uebertragung er in der „Zeitung für Einsiedler" den Anfang gemacht hatte. Der Gedanke einer Herausgabe der alten Edda, dieses hochwichtigen Denkmals nordischer Poesie und Mythologie, mit Uebersetzung und Commentar wurde ernstlich ins Auge gefaßt. Inmitten der mühsamen Arbeit, die das Abschreiben der nur auf kürzere Fristen entliehenen Handschriften verursacht, scherzt Wilhelm in seiner liebenswürdigen Weise über dieses rastlose Treiben. „Ich sehe," schreibt er an Wigand, „meinen künftigen Ruhm in der Gelehrtenwelt schon jetzt in den einzelnen Papierconvoluten gleichsam ungeboren liegen: ich sage Dir, wenn er erst einmal wirklich auf der Welt herumläuft, daß Du dann nicht anders als in frischgeschwärzten Stiefeln in meine Stube trittst und wenn Du an mich schreibst, einen recht breiten Rand lässest." Aus der Correspondenz mit demselben Freunde sehen wir auch deutlich, in welcher Weise die Brüder in Erfahrung zu bringen suchten, was sich an Sagen und alten Gebräuchen im Volke erhalten hatte. Kassel und seine nächste Umgebung wurden von ihnen selbst eifrig durchforscht; originelle alte Männer und Frauen, die mit gutem Gedächtniß und Erzählertalent begabt waren, wußten sie aufzuspüren und zu Mittheilungen zu bewegen. Von den Sagen und Märchen ihres heimischen Kinzigthals hatten sie schon während der Lebzeiten der Mutter eine Sammlung angelegt und überall verstanden sie, Freunde und Bekannte anzuspornen, ihr Streben nach Vervollständigung dieser Collectaneen zu unterstützen. Der Friedensrichter Paul Wigand in Höxter war einer derjenigen unter den alten Studiengenossen, der ihrem Beginnen viel Verständniß entgegenbrachte, um so mehr, als ihn seine eigenen historischen und rechtsgeschichtlichen Forschungen in die Geschichte des alten Westphalens und des Wesergebiets hineinführten. Im Juni 1809 schreibt ihm Jacob: „Gieb mir doch auf die Sitten und Gebräuche Deiner Ge-

richtsuntergebenen Acht, besonders examinir alle Spitzbuben über Diebs- und Räuberlieder, über abergläubische Dinge, Sprüche u. s. w. genau und vollständig aus und gewöhne Deinen Secretär ihre Aussagen wörtlich niederzuschreiben, nicht erst ihrer natürlichen Anmuth durch seine Stilisirung zu berauben und nicht zu sehr auf Zusammenhang zu dringen. Ich versichere Dir, daß man gegenwärtig solche Acten geradezu könnte drucken lassen. Fischer, Köhler und alte Weiber such vorzugsweise als Zeugen u. s. w. zu admittiren, weil sie mehr zu erzählen wissen als andere. Das Weitere wird sich schon finden. Was wollte ich nicht aus lauter so glücklichen Conjuncturen alles ziehen!" Und in einem Briefe Wilhelms an denselben Freund heißt es: „Weil Du mir wegen meiner Bitte um Volkssagen u. s. w. nicht geantwortet, so will ich weiter gehen und Dich fragen, ob Du dort keinen alten Jägersmann kennst, der Sagen von dem Fuchs, seinen Listen und Prellereien mittheilte. Solche Leute bringt man sehr viel leichter zu Mittheilungen, wenn man nur etwas als Probestück vorhält. Was Du uns für einen Gefallen damit thust, kannst Du in meinen vorigen Briefen ausführlich finden. Wie gesagt, es kommt mir weniger auf Lieder, als prosaische Erzählungen an. Wenns in Höxter nicht wäre, doch in der Nähe." Schreiben der Brüder aus späterer Zeit bestätigen, daß Wigand den hier an ihn gerichteten Bitten, so weit er vermochte, getreulich nachkam und seine Zusendungen zu dem Werthvollsten gehörten, was sie von auswärts empfingen.

Während es Jacob's Stellung mit sich brachte und ermöglichte, daß er zuweilen amtliche Reisen nach dem benachbarten Göttingen, nach Gotha, Dresden und anderen deutschen Städten unternahm, die dann jedesmal durch Einsichtnahme und Copiren dort aufbewahrter literarischer Schätze für die gemeinsamen Arbeiten fruchtbar gemacht wurden, war Wilhelm meist an die Scholle gefesselt geblieben. Desto wichtiger wurde für ihn eine dreivierteljährige Abwesenheit von Kassel, deren Ursache anfänglich in der Fürsorge für seine schwache und durch anhaltendes Arbeiten stark angegriffene Gesundheit lag. Herzbeklemmungen, verbunden mit anderen Krankheitserscheinungen, traten bei ihm in so bedenklichem Grade auf, daß die Geschwister auf eine gründliche Kur drangen. Durch die befreundete Familie des damals in westphälischen Diensten als Hofkapellmeister stehenden Componisten Reichardt wurde auf Reil, den ausgezeichneten Arzt, verwiesen, der in Halle lebte und wirkte. Der Gedanke an einen dortigen Aufenthalt war Wilhelm um so sympathischer, als er hoffen durfte, in dem hochgebildeten Reichardtschen Familienkreise — der Kapellmeister besaß ein Gut zu Giebichenstein in unmittelbarer Nähe der Stadt — die freundlichste Aufnahme zu finden. Schon früher war er durch die Vermittlung Reichardt's mit dessen Schwiegersohne, dem Norweger Henrich Steffens, damals Professor zu Halle, in Verbindung getreten. Luise Reichardt, des Componisten talentvolle Tochter, auf die ein gutes Theil der musikalischen Begabung ihres Vaters übergegangen war, hatte ihrem Schwager Wilhelm's Uebersetzungen der altdänischen Lieder zur Correctur geschickt. So entstanden freundschaftliche Beziehungen zwischen Wilhelm und Steffens, die noch erstarkten, als Wilhelm sich nun in Halle in dem von Steffens bewohnten Hause einmiethete, das einer Schwester Reil's gehörte. Der poetisch angelegte Naturforscher und Philosoph freute sich, dem „liebreichen

jungen Manne", wie er Wilhelm in seiner Selbstbiographie nennt, bei dem Verständniß mancher schwierigen Stellen der Kämpe-Viser behilflich sein zu können.

Nach der Zeit, als schon der Waffenstillstand von Znaim die abermalige Niederlage deutscher Waffen der Welt verkündet hatte, kam Clemens Brentano von München aus nach Halle. Wilhelm Grimm hatte ihn als Savigny's Schwager schon in Marburg persönlich kennen gelernt. Die Sammlung der Volksmärchen, welche die Brüder seit 1806 begonnen hatten, war durch ihn angeregt und sollte in einer größeren von ihm beabsichtigten Ausgabe solcher Märchen Aufnahme finden. Die alte deutsche Poesie bildete, wie uns Steffens berichtet, den Hauptgegenstand ihrer damaligen Gespräche. Im September fühlte Wilhelm schon eine so bedeutende Besserung seines Zustandes, daß er es unternahm, mit Brentano nach Berlin zu reisen, wo er über zwei Monate verweilte. Dort erneuerte er die schon in Kassel gemachte Bekanntschaft Achims von Arnim und schloß mit ihm jene innige Freundschaft, die er ihm auch über das Grab hinaus bewahrte. Aus althessischer Anhänglichkeit suchte Wilhelm, wie er erzählt, um eine Audienz bei der Kurprinzessin Auguste, der Schwester König Friedrich Wilhelm's III., nach, die zu jener Zeit mit ihren Kindern im königlichen Schlosse wohnte. Ihr Bruder und die Königin Luise waren seit den Schicksalsschlägen des Jahres 1806 nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt, sondern lebten noch in Königsberg. Die Kurprinzessin, eine Dame von ebenso großer Herzensgüte als hoher Bildung, vergaß Wilhelm Grimm niemals diesen Beweis von Treue in einem Augenblicke, wo die knechtische Anbetung des Erfolgs an der Tagesordnung war.

Arnim hatte die Uebersetzung der dänischen Lieder so gefallen, daß er an Goethe darüber geschrieben und letzterer Aussicht auf eine Vorrede gemacht hatte, mit der er das Buch einleiten wollte. Da Wilhelm beabsichtigte, auf der Heimreise von Halle nach Kassel auch Weimar und seiner Bibliothek einen Besuch abzustatten, gab Arnim dem Freunde gern einen Empfehlungsbrief an den Altmeister deutscher Poesie mit, worin zugleich für Wilhelm um Goethe's Vermittlung bei der Benutzung zweier Handschriften der Weimarer Bibliothek, die Minnelieder enthielten, gebeten wurde. Diese Vermittlung wurde von Goethe bereitwillig zugesagt. Der Empfang des jungen Gelehrten bei dem Dichter war überhaupt der herzlichste, der sich denken ließ. „Er sprach so freundlich und gut," schreibt Wilhelm dem Bruder, „daß ich dann immer nicht daran dachte, welch ein großer Mann es sei." Das Glück, den Geistesfürsten von Angesicht zu Angesicht geschaut zu haben, spricht sich auch später noch in Wilhelm's Selbstbiographie aus, wo er von Goethe, mit dem er 1815 nochmals, und zwar zu Heidelberg, zusammentraf, sagt: „Ich glaube, ihn selbst gesehen zu haben, ist zu dem Verständnisse seiner Gedichte ungemein förderlich. In ihnen ist dieselbe Mischung der großartigsten, reinsten und edelsten Natur, die ein sinnvoller Mensch sogleich anerkennt und verehrt und jener höchst eigenthümlichen, besonderen Bildung, deren Gang man nur zuweilen erräth. Erregt doch auch der wunderbare Blick seiner Augen ebenwohl das vollste Zutrauen, als er uns ferne von ihm hält." Ueber die dänischen Heldenlieder urtheilte der Dichter gegen Wilhelm: „Sie sind

wunderbar und wir haben dergleichen nicht gemacht, wir müssen davor erstaunen." Trotzdem kam es nicht zu der versprochenen Vorrede. „Gewiß ist, daß er es vergessen," schreibt der bescheidene Wilhelm dem Bruder, „wie er aber von selbst sich anfangs gegen Arnim dazu erboten, so wäre es mir auch unmöglich gewesen, ihn daran zu erinnern und ihn dadurch gewissermaßen zu nöthigen." Als die Sammlung, die recht umfangreich geworden war, unter dem Titel „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen" 1811 zu Heidelberg erschien, erkannte Niebuhr, der Kenner des Dänischen, lobend an, wie richtig der Ton der alten Gesänge in der Uebersetzung getroffen sei, und Johann Peter Hebel, der alemannische Volksdichter, kleidete seine Freude über ihren poetischen Eindruck in ein schönes Bild, indem er sie mit „frischem lebendigem Morgenhauch, gekühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald" verglich.

Befreiung von körperlichen Leiden auf Jahre hinaus, Ausdehnung des geistigen Horizonts durch die persönliche Berührung mit bedeutenden und ausgezeichneten Männern und erhebliche Beiträge für seine und des Bruders gemeinschaftliche Sammlungen, das waren für Wilhelm die Resultate dieser Reise.

Nur kleinere Aufsätze, die aus der Feder der Brüder in jenen Jahren in mehreren Zeitschriften erschienen, wie in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur", dem „Neuen literarischen Anzeiger", dem „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst" verrathen den gewaltigen Umfang ihrer damaligen Studien. Aber 1811 sah sich Jacob veranlaßt, im Verfolg einer Polemik, die über den Unterschied zwischen Minnegesang und Meistergesang auf einen seiner Aufsätze hin mit Docen in München entstanden war, eine Schrift „Ueber den altdeutschen Meistergesang" zu Göttingen drucken zu lassen. In diesem seinem ersten Buche wies er nach, daß der seither gemachte Unterschied zwischen Minnesängern und Meistersängern falsch sei und nicht auf hinreichender Kenntniß der Lyrik des späteren Mittelalters beruhe. Er zeigte, daß der Meistergesang nur eine Fortsetzung des Minnegesangs und ohne diesen, so mannigfach sich nachher auch in ihm die Form weiter ausbildete, weder möglich gewesen, noch in seinem Wesen verständlich sei. Das Bild des Kleeblatts auf dem Titel des Büchleins mit dem Verse des Minnesängers Ulrich von Singenberg „Prüfe uns die Blumen und den Klee" sollte die Identität des Minne- und Meistersangs in einem Gleichniß fassen. „Die Blumen spielen in unendlicher Mannigfaltigkeit, die einfache Form des Klees ist immer dieselbe." Zugleich wies das Bild auf den dreitheiligen Strophenbau hin, den die Lyrik der mittelhochdeutschen Blüthezeit den Meistersängern als eine der hauptsächlichsten Formen hinterließ, bis sie unter deren Händen erstarrte.

V.

Arbeiten der genannten Art waren und sind noch für die Gelehrten und wissenschaftlich höher Gebildeten bestimmt. Es würde noch viel zahlreicherer und bedeutenderer Leistungen der Brüder bedurft haben, um selbst in jenem auserwählteren Kreise die Ueberzeugung zu begründen, daß man es hier mit Männern zu thun habe, die bestimmt seien, einer neuen Wissenschaft die Wege zu bahnen. Da gab ein Besuch Achim von Arnim's in Kassel die Veranlassung, daß sie ein

Buch in die Welt schickten, das ihren Namen sofort selbst in die breitesten Schichten unserer Nation trug und ihnen einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Volksliteratur errang, den ihnen bis zur Stunde noch keine ähnliche Leistung streitig machen konnte. Arnim, der sich 1811 mit der geistvollen Bettina Brentano, Clemens' Schwester und Savigny's Schwägerin, vermählt hatte, kam mit seiner jungen Frau im folgenden Jahre auf einige Wochen zum Besuch der Grimms nach Kassel, um mit den Freunden vertraulichen Verkehr zu pflegen und in ihrer Begleitung, an der Seite seiner Gattin, im Waldesschatten der hessischen Berge Trost zu suchen für die Knechtung seines geliebten preußischen Heimathlandes. Mußten sich doch dessen Söhne damals sogar so weit erniedrigen, daß sie dem fremden Sieger im Kampfe gegen ihren früheren Bundesgenossen Rußland Heeresfolge zu leisten hatten! Voll Erstaunen über den unendlichen Fleiß und das reiche Wissen der Brüder durchmusterte Arnim ihre Sammlungen. Dem Dichter gefiel begreiflicher Weise besonders das, was seinem poetischen Sinne entsprach, vor Allem die Märchen, die sie ursprünglich Bettinens Bruder zuwenden wollten, der aber inzwischen den Plan der Veröffentlichung einer Märchensammlung wieder fallen gelassen hatte.

In seiner gemüthvollen Weise erinnert Wilhelm Grimm fünfundzwanzig Jahre später, als schon längst der Grabhügel die irdischen Ueberreste Arnim's barg, die Wittwe des Freundes an die Wirkung, die der dichterische Zauber der Märchen bei dem Romantiker hervorrief, als er, das von der schönen und kraftvollen Hand Wilhelm's geschriebene Manuscript in Händen, im niederen Eckstübchen des zweiten Stockwerks des alten Hauses in der Marktgasse auf- und abschritt und seiner hellen Freude Ausdruck verlieh über den köstlichen Fund, auf den er hier gestoßen war. Man erzählt von dem schönen und ritterlichen Dichter, da, wo er eintrat, sei es gewesen, als habe ein guter Geist die Schwelle überschritten. Wenn irgendwo, so war dies damals der Fall. Arnim drang sofort in die Freunde, die Märchen dem Druck zu übergeben. Ihre Einwendungen, die Sammlung sei noch keineswegs abgeschlossen, fruchteten nichts gegenüber seinem liebenswürdigen Ungestüm. Er übernahm es, da in Kassel damals keine buchhändlerische Unternehmungslust für ein solches Buch vorhanden war, für Drucker und Verleger zu sorgen. So erschien denn noch zu Ende desselben Jahres, im December 1812, der erste Band der „Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm" in der Realschul-Buchhandlung zu Berlin. Am Christabende legte Arnim das von den Freunden entsandte Exemplar „grün eingebunden mit goldenem Schnitt" seiner Frau unter die Weihnachtsgeschenke.

Der Erfolg, den das Büchlein mit seinen fünfundachtzig Märchen hatte, rechtfertigte den Scharfblick Arnim's in jeder Beziehung. Alle früheren Leistungen der Deutschen auf diesem Gebiete, deren damals schon eine ganze Anzahl zu verzeichnen war — es sei hier nur an die Volksmärchen Musäus', der Frau Naubert und Ludwig Tieck's erinnert — konnten ihren Platz nicht behaupten neben der wunderbaren Frische und Natürlichkeit dieser dem Volke abgelauschten und mit seinen eigenen Worten wiedergegebenen Erzählungen. Man hatte vorher den Unterschied zwischen Märchen und Sage noch nicht begriffen; erst den Brüdern

Grimm gebührt das Verdienst, ihn erkannt und für alle Zeiten festgestellt zu haben. „Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer," schrieb 1816 Wilhelm in der Vorrede zum ersten Bande ihrer „Deutschen Sagen", „jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüthe und Vollendung." Es führt, nach einem Worte Goethe's, den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern trägt ihn außer sich hinaus ins unbedingte Freie. Ganz in dem Sinne, den Jacob einige Jahre früher dem Freunde Wigand gegenüber angedeutet hatte, war die Märchensammlung angelegt. Der enge Anschluß an die Redeweise des Volkes, der auch durchaus der Hochachtung der Brüder vor der historischen Tradition entsprach, verleiht dem Ganzen einen Reiz, dessen fesselndem Eindruck sich Groß und Klein nicht zu entziehen vermag. „Ohne Schnüre und Goldborten, als ein ordentliches Volksbuch" waren die Märchen „schlecht und recht" hier abgedruckt, wie Wilhelm es schon früher dem Freunde Görres als ihre Absicht gemeldet hatte. Mit ihm unterhielten die Brüder damals nicht allein als Gelehrten, sondern auch als dem kühnen Vorkämpfer für deutsche Freiheit und deutsches Volksthum die engsten Beziehungen. 1813 widmete ihnen Görres seine Ausgabe des Lohengrin mit dem aus Titurel entnommenen, auf ihre innige Bruderliebe bezogenen Motto:

„dise zwei künnen sich dô nit gevirren
dann mit dem tôd alleine
anders kan daz nieman dô geirren."

Die Freundschaft mit ihm erkaltete erst, als seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre die katholischen Tendenzen fast ganz und gar, und zwar in schroffer Form, die Seele des feurigen Agitators zu erfüllen begannen. Der merkwürdige Mann gehörte zu den ersten, welche die Märchen enthusiastisch begrüßten. „Sie haben Ihren Zweck vollkommen erreicht," schrieb er nach Empfang des ersten Bandes an Wilhelm, „und in der Kinderwelt sich einen Denkstein gesetzt, der nicht zu verrücken sein wird." Für die Kinder zunächst hatten auch die Brüder das Buch bestimmt. Am Neujahrstage von 1813 schickte es Jacob an Wigand und die Seinen mit den Worten: „Deine Kinder sollen, wie ich hoffe, viel aus dem Buch lernen; es ist unsere bestimmte Absicht, daß man es als ein Erziehungsbuch betrachte. Du mußt nur erst warten, bis sie es verstehen können und dann nur nicht zu viel auf einmal, sondern nach und nach immer einen Brocken dieser süßen Speise geben."

Das Streben der Brüder fand den schönsten Lohn in dem großen Beifall, mit dem die Sammlung aufgenommen wurde. Von den verschiedensten Seiten liefen jetzt Beiträge zu ihrer Fortsetzung ein. Im altsächsischen Westphalen sammelten für sie Mitglieder der Familie von Haxthausen. Die in Halle 1809 gemachte Bekanntschaft Wilhelm's mit dem Freiherrn Werner von Haxthausen hatte zu einem Freundschaftsbunde der Grimms mit ihm, seinem Bruder August und seinen Schwestern Anna und Ludowine geführt, aus dem auch der Märchen- und Sagenforschung im Verlaufe der Zeit ein reicher Ertrag erfloß. Ein Candidat Siebert in Ziegenhain übernahm die Nachforschung im Schwalmthale, dem hessischen Landstriche, worin sich bis heute noch neben der alten Volkstracht eine Menge Sitten und Gebräuche unverwischter erhalten haben, als

in den meisten Gegenden Mitteldeutschlands. Eine wahre Fundgrube köstlicher Märchen entdeckten die Brüder selbst fast in unmittelbarer Nähe Kassels, in dem dreiviertel Stunden südlich der Stadt gelegenen Dörfchen Nieder-Zwehren. Dort lebte eine Bauersfrau, deren kluge Züge uns noch eine der schönen Radirungen Ludwig Grimm's, des Malers und Kupferstechers, eines jüngeren Bruders Jacob's und Wilhelm's, aufbewahrt hat. Frau Katharina Dorothea Viehmann, geborene Pierson, stammte von einer jener zahlreichen Familien französischer Reformirten ab, die am Ende des 17. Jahrhunderts nach der Aufhebung des Edicts von Nantes auch in Hessen-Kassel Schutz und neue Heimath gefunden hatten. Das leichtere und feurigere französische Blut, das noch in den Adern der Bäuerin floß, mag ihrer Auffassungskraft zu Hilfe gekommen sein und sie in ungewöhnlichem Grade befähigt haben, die Ueberlieferungen aus der Märchenwelt, die damals noch im Volksmunde fortlebten, mit Treue in sich aufzunehmen und zu bewahren. Neben einem außerordentlichen Gedächtnisse war der „Viehmännin" auch ein vorzügliches Erzählertalent eigen. Ein großer Theil der schönsten Märchen des zweiten Bandes ist ihr zu verdanken, wie Wilhelm Grimm in seiner 1819 verfaßten Vorrede zur zweiten Auflage bekennt. Als diese Auflage erschien, lebte „die Viehmännin" schon nicht mehr. Sie war 1815, sechzig Jahre alt, gestorben[1]), leider in Kummer und Elend, die Krieg und Krankheiten über ihre arme Familie gebracht hatten. Vergebens war von hilfreichen Menschen, vor Allem von den gutherzigen Brüdern, nach Kräften versucht worden, ihre Noth zu heben und zu lindern. Das Gedächtniß der schlichten hessischen Bäuerin aber dauert fort, so lange die Worte des Dankes gelesen werden, die Wilhelm ihr in pietätsvoller Erinnerung geweiht hat.

So viele Zusätze und Aenderungen die Grimm'sche Sammlung auch nachmals durch die bessernde und ausfeilende Hand Wilhelm's erfuhr und so mancherlei werthvolle Stücke ihr noch aus anderen Gegenden Deutschlands zugingen, so bilden doch ihren Kern die in Hessen gemachten Funde. Bereits wenige Monate nach dem Erscheinen des ersten Bandes konnte Jacob an Wigand schreiben: „Du glaubst nicht, wie einem unter dem Sammeln Muth und Glück wächst, das hab ich an den Märchen seitdem gesehen. Wir haben schon so manche reiche Beiträge erlangt, daß gleich ein neuer halber Band könnte gegeben werden." Hierzu kam es allerdings nicht, auch schon wegen der 1813 eintretenden Zeitverhältnisse, die, wie sehr erklärlich, allen literarischen Unternehmungen hinderlich waren. Vielmehr gelangte der zweite Band, der siebzig weitere Märchen brachte und Ende 1814 gedruckt wurde, erst 1815 in den Buchhandel, als die Stürme des Kriegsunwetters, das mit rasender Gewalt über Europa dahintobte, endlich nachzulassen begannen. Vier Jahre später erfuhr die zweibändige Sammlung bedeutende Verbesserung und eine Erweiterung des Anhangs in der zweiten durch Wilhelm allein besorgten Auflage. Dieser folgte 1822 ein dritter Band, der Abhandlungen und Anmerkungen, Nachweise über die Herkunft der einzelnen Stücke und ihr Vorkommen bei anderen Völkern brachte. Den schönsten Schmuck der zweiten

[1]) Die Angabe gründet sich auf das Kirchenbuch von Nieder-Zwehren. Wilhelm Grimm setzt in der Vorrede den Todestag um ein Jahr zu spät.

Auflage bildete Wilhelm's ausführliche Vorrede, über die der ganze Zauber eines tiefpoetischen Gemüthes ausgegossen ist. Dort empfangen wir auch über das Verhältniß der Brüder zur Gestaltung der Sammlung die erforderlichen Aufschlüsse. Wilhelm setzt auseinander, wie es möglich war, ohne Zusätze aus eigener Phantasie den Märchen dennoch die Mannigfaltigkeit der Natur zu lassen. „Verschiedene Erzählungen haben wir," sagt er, „sobald sie sich ergänzten und zu ihrer Vereinigung keine Widersprüche wegzuschneiden waren, als Eine mitgetheilt, wenn sie aber abwichen, wo dann jede gewöhnlich ihre eigenthümlichen Züge hatte, der besten den Vorzug gegeben und die andere für die Anmerkungen aufbewahrt .... Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen," so schließt die Vorrede; „dabei denken wir an die segnende Kraft, die in ihnen liegt und wünschen, daß denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge."

Mit dieser zweiten Auflage erhielt die ganze Sammlung erst die Gestalt, in der sie in der größeren Ausgabe mit zweihundert Märchen heute vor uns tritt. Die kleinere Ausgabe mit einer Auswahl von fünfzig Märchen ist 1825 zuerst erschienen. Wilhelm Grimm war es, der den Märchen die liebliche Form gab, durch die sie die Herzen erobern. „Wo wir etwas zusammen thaten," sagt Jacob einmal, „war er mir in milder gefallender Darstellung überlegen;" und an einer anderen Stelle rühmt er von dem Bruder: „Seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden." Es ist zweifellos, daß die Grimm'schen Märchen, deren Siegeslauf durch die deutsche und außerdeutsche Welt hier weder verfolgt werden soll noch kann, die meisten Leistungen der romantischen Periode weit hinter sich ließen und heute noch mit derselben Kraft auf reine und empfängliche Gemüther wirken, wie vor siebzig Jahren. Mit vollem Rechte sagt darum Wilhelm Scherer: „Was Arnim und Brentano mit den Liedern, Tieck und Andere mit den Volksromanen versuchten, hat Wilhelm Grimm mit den Märchen geleistet. Er hat dadurch in der That dem ganzen Volke wiedergegeben, was auf den engen Kreis der unteren Stände eingeschränkt gewesen war. Einzelne Märchenfiguren sind wieder ganz populär geworden; deutsche Kinder, ob arm oder reich, ob niedrig oder hoch geboren, haben an ihnen gleichmäßig Antheil. Anspielungen auf die Märchen werden ebenso sicher verstanden, wie Anspielungen auf die Bibel; die Grimm'schen Märchen sind eine Bibel der Kinderwelt." Obwohl die Sammlung sehr viele andere sowohl auf deutschem Boden als im Auslande veranstaltete anregte, so ist sie doch heute in ihrer reizvollen Naivetät noch von keiner übertroffen. Nur zu wohl gerechtfertigt sind die Worte, die Jacob fast ein halbes Jahrhundert später dem hingeschiedenen Bruder zum Gedächtnisse sprach: „Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen ..... Dieser Wünschelruthenzweig fiel uns glücklich in die Hand und seit wir damit in den Boden geschlagen haben, ist allerorten ein reicher Hort der Sage und Ueberlieferung an den Tag gekommen." In wehmüthiger Erinnerung fügt er nachher hinzu: „So oft aber ich nunmehr das Märchenbuch in die Hand nehme, rührt und bewegt es mich,

denn auf allen Blättern steht vor mir sein Bild und ich erkenne seine waltende Spur."

Gleichzeitig mit den Schätzen der Märchenpoesie hoben die Brüder durch ihre vortreffliche Ausgabe der zu Kassel aufbewahrten Handschrift des Hildebrandsliedes ein anderes Kleinod unserer alten Literatur ans Licht empor, das man bis dahin noch nicht nach seinem Werthe zu erkennen vermocht hatte. Darauf hatten sie, nach Jacob's Ausdruck, „sogar die Kühnheit, für das damals noch in den ersten Stoppeln liegende Feld" ihrer Studien in den „Altdeutschen Wäldern" eine Zeitschrift zu beginnen. Aber die Gestaltung der allgemeinen Lage der Dinge im Jahre 1813 war ihr ungünstig, so daß sie schon mit dem dritten Bande 1816 einging. Jacob urtheilte späterhin wohl zu hart, wenn er in der Gedächtnißrede auf seinen Bruder sagte, daß die „Altdeutschen Wälder" wenig oder nichts von bleibendem Werthe darböten. Allein er fügt hinzu: „Wer an uns selbst und unseren Fortschritten näheren Antheil nimmt, mag etwan einzelnen Aufsätzen schon den spitzenden Keim dessen ansehen, was in der Folge besser hervortrat und höher wachsen konnte." Diese Bemerkung trifft auch für die meisten oder eigentlich alle Arbeiten der Brüder zu, die in den Jahren der Freiheitskriege erschienen.

Eine Schilderung der patriotischen Freude, mit der sie die Erlösung des Vaterlandes von der Knechtschaft begrüßten, würde uns in die zweite Periode ihres Lebens führen, deren Darstellung hier außerhalb der uns gesteckten Grenzen liegt. Nur ein ganz allgemein gehaltener Hinblick auf ihre fernere Entwicklung, soweit sie zu ihrem Geburtslande in Beziehung stand, sei uns noch vergönnt.

Als nach der Schlacht bei Leipzig der vertriebene Kurfürst Wilhelm I. nach Hessen zurückkehrte[1]), beginnt für die Brüder zunächst eine Zeit der Trennung, da Jacob, zum hessischen Legationssecretär ernannt, den Gesandten Grafen Keller 1814 in den französischen Feldzug und nach Paris, dann auf den Wiener Congreß begleiten muß und 1815 wiederum nach Paris gesandt wird, diesmal im Auftrage Preußens, um mit den Commissären desselben die von den Franzosen aus den rheinischen und westphälischen Gebieten entführten handschriftlichen Schätze zurückzuholen. Wilhelm Grimm, der 1814 die Stelle eines Secretärs an der Bibliothek zu Kassel empfangen hat, ist unterdessen ungemein thätig für die gemeinsamen literarischen Unternehmungen des Brüderpaares. Der zweite Band der Märchen wird 1814 von ihm fertig gestellt, 1815 eine bereits zwei Jahre vorher angekündigte Ausgabe des „armen Heinrich" Hartmann's von Aue, der zweite Band der „Altdeutschen Wälder" und der erste Band der Lieder der alten Edda mit Uebersetzung und Commentar. Jacob gibt zu Wien neben Anderem eine Sammlung altspanischer Romanzen heraus. Die

---

[1]) Ueber die Umstände, unter denen dies geschah und die Wiedererlangung der in Kassel von den Franzosen gemachten Beute durch Jacob Grimm und andere hessische Bevollmächtigte vergl. meinen Aufsatz „Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze, vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westphalen" im Februarheft 1883 der „Deutschen Rundschau", S. 232 ff.

Widmung dieser „Silva de romances viejos“ an Joseph Görres, an dessen „Rheinischem Merkur“ er damals im vaterländischen Interesse eifrigst mitarbeitete, bezeugte seinen Dank für die Zueignung des Lohengrin.

Während Jacob's drittem Aufenthalte in Paris war im October 1815 Strieder, seit der Rückkehr des Kurfürsten wieder Vorstand der Kasseler Bibliothek, gestorben. Völkel, bisher zweiter Bibliothekar und den Brüdern nahbefreundet, erhielt seine Stelle. In Völkel's Posten trat im April 1816 Jacob Grimm ein, der der diplomatischen Laufbahn längst müde und glücklich war, daß der alte Kurfürst seiner Bitte nachgegeben hatte, ihn von der Stellung eines Gesandtschaftssecretärs am Bundestage zu entbinden, wozu er schon in bestimmte Aussicht genommen war. Wilhelm verzichtete gern auf eine Beförderung an der Bibliothek, weil er nun mit dem geliebten Bruder in gemeinsamem Amte zusammen leben und arbeiten konnte. Es begann jetzt „in zurückgezogener aber innerlich freier Wirksamkeit“ eine Periode der Thätigkeit Beider, welche Jacob als seine „ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch fruchtbarste Zeit“ bezeichnet. „Es waren die glücklichsten Jahre unseres Lebens,“ sagt er in der schon erwähnten herrlichen Gedächtnißrede auf Wilhelm, „in solcher Ruhe, wenn ich hier die Worte eines alten Dichters gebrauchen darf, ergrünte unser Herz, wie auf einer Aue.“

Wie die Räume der Bibliothek zu Wolfenbüttel, die einst Lessing's Fuß durchwandelte, jedem wahren Deutschen heilig sein sollen, so halte er auch die hohen und lichten Säle der Casselana lieb und werth, die mit dem Namen der Begründer unserer nationalen Alterthumsforschung und mit der Erinnerung an ihr erfolggekröntes Bemühen, „die heimische Sprache wieder in ihre Ehre einzusetzen“, für alle Zeiten auf das Engste verknüpft sind. Als die Brüder nach harten Kränkungen, die ihnen nach Wilhelm's I. 1821 erfolgtem Tode trotz ihrer treuen Dienste nicht erspart blieben, Hessen 1829 verließen[1]), um dem Rufe an die Göttinger Hochschule zu folgen, klagte Jacob einem Freunde, dem Freiherrn von Meusebach in Berlin, daß ihn beim Vorübergehen die vielen Fenster des langen Saales der Kasseler Bibliothek, den heute die Marmorbüsten der hessischen Dioskuren zieren, zum Abschiede wie mit wehmüthigen Augen ansähen. Freilich, auf viele glückliche, der Wissenschaft geweihte, dort verlebte Stunden konnten die Brüder zurückblicken. Die Sammlung der *deutschen Sagen*, dann Jacob's großartigstes Buch, seine „*Deutsche Grammatik*“, Wilhelm's Werk über die *Runen*, ihre gemeinsame Ausgabe der *irischen Elfenmärchen*, Jacob's „*Deutsche Rechtsalterthümer*“ und Wilhelm's epochemachende Arbeit über die *deutsche Heldensage*, sie alle sind neben zahlreichen kleineren Abhandlungen und Aufsätzen den Kasseler Jahren zu verdanken. Auch für alle folgenden Leistungen der Grimms in Göttingen und Berlin wurde dort der Grund gelegt. Und als sie nachmals durch das Machtwort König Ernst August's von Hannover mit überzeugungstreuen Gesinnungsgenossen aus der Georgia Augusta vertrieben, sich von Neuem nach Kassel wandten und im Hause ihres Bruders Ludwig Obdach

[1]) Die Ursachen ihres Weggangs und die Zeit ihres nochmaligen Aufenthalts in Kassel von 1837 bis 1841 sind in meinem Buche „*Die Brüder Grimm*“, S. 63 ff. und S. 81 ff. näher geschildert.

und Muße zu neuem Schaffen fanden, begannen sie im Heimathlande Hand anzulegen an das Riesenwerk des „Deutschen Wörterbuches", dessen Vollendung zu erleben selbst Männer von ihrer ungeheueren Arbeitskraft nicht hoffen durften.

Es wird allezeit unter den schönsten Regierungshandlungen König Friedrich Wilhelm's IV. verzeichnet werden, daß er durch die Berufung der Brüder in seine Hauptstadt nicht minder die deutschen Männer ohne Furcht und Tadel als die Bahnbrecher im Reiche nationaler Wissenschaft ehrte. Mehr und mehr gewinnt heute in unserem Volke die Ueberzeugung Raum, daß so viele der herrlichsten Geistesschätze, deren sich das zu neuen Ehren erhöhte Vaterland zu erfreuen hat, ohne das stille, selbstlose und unermüdliche Schaffen des edlen Brüderpaares und der Jünger, die sie um das Banner deutscher Wissenschaft zu schaaren wußten, noch ungehoben sein würden und wir des ebenso mächtigen als veredelnden Einflusses entbehrten, den sie jetzt auf den idealen Sinn der Nation ausüben.

Die Liebe Jacob's und Wilhelm's zu ihrer engeren Heimath, eins der charakteristischsten Merkmale ihres Wesens, hat es gewiß verdient, daß wir den Versuch wagten, die Leser zurückzuführen in die Jahre, wo sich aus unscheinbaren Wurzeln die kraftvollen Bäume entwickelten, die in brüderlicher Gemeinschaft ihre Wipfel zum deutschen Himmel erhoben, bis sie dastanden ein in dieser Gemeinschaft unerreichtes hehres Bild in dem sagendurchrauschten Walde deutscher Poesie und deutscher Forschung. Aber die Brüder Grimm sahen ihr Hessenland stets nur als einen wesentlichen Theil des gesammten Vaterlandes an, der allezeit freudig bereit sein müsse, dem Ruhme und der Größe desselben Opfer zu bringen. Von dieser Gesinnung wichen sie ihr Leben lang um keines Haares Breite. Mit sicherem Blicke erkannten sie schon früh den Staat, dem die Führerschaft der deutschen Stämme beschieden war. „Der Himmel helfe und verleihe," schrieb Jacob Grimm im Mai 1840 von Kassel aus an Lachmann, „daß Preußen einmal das übrige Deutschland belebe und anfeuere, nicht hemme." Von dieser Hoffnung ließen sie auch nicht, als nach dem Scheitern der nationalen Einheitsbestrebungen in der Paulskirche zu Frankfurt auf Jahre hinaus das Schicksal des Vaterlandes im Ungewissen lag und mancher Patriot daran verzweifelte, daß unser Volk im Stande sei, sich wieder die Stellung unter den Nationen zu erringen, die ihm nach seiner Vergangenheit und seiner geistigen Bedeutung gebührt.

Das Grab schloß sich über den Brüdern, ehe ihren heißen Wünschen für Deutschlands Macht und Ehre Erfüllung zu Theil wurde. Ihre Gebeine deckt die Erde der Hauptstadt unseres neuerstandenen Reiches, die ihnen eine zweite liebe Heimath geworden war, aber ihre Schatten schreiten fort und fort segnend und heilspendend durch das deutsche Volk, dem sie den ewig unversiegbaren Jungbrunnen seiner Märchen- und Sagenwelt, seiner Sprache und Poesie neu erschlossen haben. —

Die Stätten des Elends in London.

Von

Professor **G. M. Asher.**

VII.

Eine der dankenswerthesten und, namentlich für Ausländer, interessantesten Beobachtungen von Mr. Sims ist die des Einflusses, den der Schulzwang auf die Verhältnisse im Slum ausübt. Die Schulgesetze werden so energisch gehandhabt, daß sie, obwohl erst in den zwei letzten Jahrzehnten entwickelt, bereits das Resultat liefern, daß es in der, eben den Kinderjahren entwachsenen Generation wenig Knaben und Mädchen gibt, die nicht gut lesen und schreiben können. Die moralische Wirkung ist, sagt Mr. Sims, schon an den jungen Frauen ersichtlich, die in den Volksschulen erzogen sind. Sie schämen sich des Schmutzes und der Unordnung und lassen dergleichen in ihren Wohnungen nicht leicht aufkommen. Hinsichtlich des Einflusses, den der Schulzwang auf die Gesundheit der Zöglinge ausübt, herrscht merkwürdiger Widerspruch. Die Einen behaupten, bei den Schulkindern habe sich durch den gezwungenen Aufenthalt in der reinen Luft der Schullocale, statt in der verdorbenen der Arbeiterwohnungen, die Sterblichkeit sehr erheblich vermindert; die Anderen sagen, die Sterblichkeit habe durch die übertriebene geistige Anstrengung erheblich zugenommen. Jedenfalls aber muß die gründliche Besserung, welche durch Erziehung der heranwachsenden Generation erreicht werden soll, von den Eltern durch schwere Opfer erkauft werden; und die Schulgesetze tragen bis jetzt nicht wenig zur Steigerung des Jammers der ärmsten Classe bei. Fabrikmädchen und Laufburschen verdienen vier bis fünf Shilling die Woche — eine große Hilfe in einer blutarmen Arbeiterfamilie, und solcher Erwerb ist mit Schulbesuch unmöglich zu vereinen. Ferner bedarf die Frau, wenn sie ausgehen will und noch viel mehr der Wittwer, der Kinder zu erziehen hat, und der Mann, den seine Frau oder Gefährtin verlassen, der ältesten Tochter als Köchin, Haushälterin und Kinderwärterin. Endlich handelt es sich hier um Bekleidung. In dem Maße, wie die Kinder moralisch

erzogen werden, entwickelt sich Widerwille gegen zerlumpte Kleider und zerrissenes Schuhzeug; und gute Bekleidung ist theuer, wenigstens im Verhältniß zu einem Erwerb von einem Penny die Stunde.

So lassen sich die Armen eine Menge Schulversäumnisse zu Schulden kommen, deren Untersuchung eine wichtige Quelle des Studiums der Arbeiterverhältnisse ist; zuweilen führt die Vorladung der Eltern vor die Inspectoren des Schulbesuchs zu Scenen voll drastischer und ergreifender Tragikomik. Die von Sims und Barnard mit photographischer Treue gezeichneten Bilder derselben sind leider für den Ausländer nicht ganz verständlich. Eins jedoch verliert, in deutscher Sprache reproducirt, nicht allzuviel von seinem Pathos:

„Frau Smith" ruft der Beamte, und herein tritt ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren mit einem Säugling auf dem Arm und einem andern Kinde an der Hand und setzt sich verlegen auf den Rand des Stuhls.

„Sie, liebes Kind, sind doch nicht Frau Smith", sagt der Beamte.

„Nein, das ist Mutter."

„Also Sie kommen für die Mutter? — diese Knaben Thomas und Karl sind Ihre Brüder?"

„Ja, Herr."

„Nun, liebes Kind, die Knaben sind schon drei Wochen nicht in der Schule gewesen."

„Ja, Herr, ich weiß; aber sie haben Arbeit, jeder verdient vier Shilling die Woche und das ist das ganze Geld, was ich für uns alle habe."

„Alles Geld, das Sie haben? Wo ist Ihr Vater?"

Das Mädchen erröthet, erblaßt, stammelt und schweigt. Ein Beamter tritt vor und erklärt: „Es ist eine traurige Geschichte. Der Vater hat die Familie verlassen, um mit einem andern Frauenzimmer zu leben. Vor vierzehn Tagen traf ihn seine Frau auf der Straße und verlangte Geld. Er schlug sie nieder, daß sie sich fallend den Kopf verletzte, jetzt im Hospital liegt und schwerlich aufkommen wird. Seitdem ist der Vater im Gefängniß und das Mädchen muß für die ganze Familie sorgen."

„Ich verstehe jetzt," sagt der Vorsitzende zu dem Mädchen; „Thomas und Karl geben Ihnen die acht Shilling, das ist Alles, was Sie haben."

„Ja, Herr, ich selbst kann nicht arbeiten; ich muß nach dem kleinen Kinde und nach den andern sehen."

„Es thut mir sehr leid," sagt der Vorsitzende; „aber die Knaben müssen in die Schule. Alles, was ich thun kann, ist, daß sie nur die halbe Zeit in die Schule zu kommen brauchen."

Das Mädchen schweigt, macht einen Knix und geht. Sie ist erst fünfzehn Jahr alt und versteht nicht mit dem Vorsitzenden zu rechten. Aber wenn die Mutter im Hospital stirbt, der Vater deshalb eine vieljährige Zuchthausstrafe erhält, was wird dann aus den Kindern?

Einige Auszüge aus den Büchern der Schulbehörden zeigen ähnliche Fälle und gewähren überhaupt einen schrecklichen Einblick in den Jammer der Slums. Zum Verständniß muß vorher bemerkt werden, daß in allen Volksschulen Schulgeld gezahlt wird. Das hat die äußerst starke Partei, welche die von der Geist-

lichkeit unabhängige Volksschule ungern sieht, durchgesetzt. Gegenwärtig geht ungefähr die Hälfte der Knaben in confessionelle Volksschulen, die unmöglich gratis sein können. Wäre die Communal-Volksschule gratis, so würden die confessionellen Schulen den größten Theil ihres Zuspruchs verlieren. Also beträgt in den Volksschulen das Schulgeld in der Regel zwei Pence die Woche (ungefähr zwei Mark vierteljährlich) für die untergeordnetste Art; und bis zu neun Pence (ungefähr neun Mark vierteljährlich) für die höchste Art Volksschule.

Also jetzt vier Fälle, die von tausenden ähnlicher einen Begriff geben:

1) Mrs. Walker, sieben Kinder im schulpflichtigen Alter, 14 Pence. Sämmtlicher Erwerb der Familie 10 Shilling. Miethe 5½ Shilling. Mann früher kräftiger Handwerker, verlor Arbeit durch Krankheit und Taubheit. Keine Kirchspiel-Unterstützung. Gegenwärtig Straßenhändler in Apfelsinen. Kinder halbverhungert. Zum Frühstück durch theilweise Fäulniß unverkäufliche Apfelsinen und ein Stück Brot.

2) Mr. Thomson. Fünf schulpflichtige Kinder. Keine Arbeit. Kein Einkommen außer Verpfänden von Kleidern. Miethe vier Shilling. Frau säuft. Mann gute Führung.

3) Mrs. Jones. Fünf schulpflichtige Kinder. Erwerb sechs Shilling wöchentlich. Miethe drei Shilling. Achtbare Frau, fühlt ihre Lage sehr tief.

4) Mr. Garrard. Acht schulpflichtige Kinder. Zwei stets krank. Kein Einkommen. Verpfändet letzte Lumpen. Miethe 5½ Shilling. Keine Kirchspielshilfe. Will nicht ins Armenhaus gehen.

Das sind, wie man sieht, Fälle, wo es sich um Erlaß des Schulgeldes handelt. Weniger übersichtlich, aber noch schrecklicher würde eine Liste durch Noth entschuldigter Schulversäumnisse sein.

VIII.

Die Belustigung der Bewohner der Slums besteht in der Regel im Branntweintrinken; und wir haben von den wüsten Scenen, in und vor den Schenken in der Nachbarschaft der Slums uns ein Bild zu schaffen gesucht. Diese Scenen sind wahrlich traurig genug. Nur zu oft aber folgen ihnen andere noch weit furchtbarere, die sich theils im Slum, theils vor Gericht abspielen.

In allen Ländern haben viele Branntweinsäufer die Gewohnheit, ihre Frauen zu mißhandeln. Nirgend jedoch, selbst nicht in Rußland, äußert dieselbe sich in so empörender Weise als in England. Unter den Classen von Mord und Todtschlag, ist brutale, den Tod herbeiführende Mißhandlung von Frauenzimmern durch ihre ehelichen oder unehelichen Genossen eine der zahlreichsten, und unzählig sind die derartigen Brutalitäten, die leicht einen tödtlichen Ausgang haben könnten. Der nicht durch gesellschaftliche Einflüsse umgemodelte Engländer ist unermeßlich roh, und meist sind zudem die Weiber nicht ohne Schuld an den von ihnen erlittenen Mißhandlungen. Sehr viele trinken selbst, und auch diejenigen Weiber im Slum, die nicht trinken, machen mit wenig Ausnahmen dem Manne seine Häuslichkeit und sein Familienleben höchst unbehaglich. Für den Trunkenbold ist jeder nicht in der Schenke verausgabte Penny ein schweres Opfer. Selten aber versteht es die Frau, hierauf angemessene Rücksicht zu nehmen. Sie reizt den Mann weit mehr als nöthig wäre, indem sie auf nörgelnde Weise Geld von ihm verlangt. Auch bloße Mißhandlung der Frau, ohne tödtliche Folge, ist strafbar. Doch begreift man von selbst, und jenes Beispiel der Schwester der Knaben Karl

und Thomas veranschaulicht es, welch schlechten Dienst man der Familie des brutalen Trunkenbolds erweist, wenn man ihn wegen seiner Grausamkeit gerichtlich zur Rechenschaft zieht. Kein Wunder daher, daß, wenn die mißhandelte Frau mit dem Leben davonkommt und vor Gericht als Zeugin aufgerufen wird, sie die ganze Geschichte aufs Eifrigste ableugnet. Einen solchen Fall zeichnen Sims und Barnard mit gewohnter Anschaulichkeit:

Den Kopf verbunden und mit einem Kinde im Arm erscheint die mißhandelte Frau, von der Gerichtsbehörde gezwungen, als Zeugin. Der Mann auf der Anklagebank verstockt und voll Bosheit, wirft ihr einen scheelen, ingrimmigen Blick zu, der sagen will: „Wart' nur, bis ich frei bin, dann zahl' ich Dir's aus." Die Frau, vom Richter gefragt, antwortet: „Es ist alles ein Irrthum. Er hat nichts gethan. Er würde keine Fliege kränken."

Der Richter verurtheilt den Mann dennoch zu sechs Monaten schwerer Gefängnißstrafe und wünscht der Frau Glück, den rohen Menschen so lange los zu sein. Sie aber stößt einen Schrei aus: „Gott, was soll nun aus uns werden!"

In der That; was soll aus der Frau und den Kindern werden, während der Vater im Gefängniß ist? Er selbst hat dort seine gute Nahrung; und was die „harte Arbeit" betrifft, zu der er verurtheilt ist, so besteht dieselbe im unnützen Drehen einer Tretmühle. In Bezug darauf sagte neulich ein Gefangener höhnisch lachend zum Aufseher: „Das Bischen kann ich auf dem Kopf stehend thun."

Das ist also die schwere Strafe, die des Mannes. Aber die hungernde, frierende Familie wird härter gestraft.

Fast noch widerwärtiger, wenn auch nicht so grauenhaft als diese Mißhandlungen und deren Folgen, sind die Zänkereien der trunken in das Slum zurückkehrenden Weiber und die aus dem Gezänk entstehenden Handgreiflichkeiten, bei denen Fäuste und Nägel die Waffen sind.

Ein solcher Kampf im engen Hofe, rings umgeben von Zimmern, deren jedes mindestens eine ganze Familie birgt, ist also ein nicht der Zuschauer ermangelndes Schauspiel. Diese nehmen Partei oder hetzen wenigstens um des Amüsements willen. „Drauf Sus, Mädchen, gib es ihr!" — „Laß Dir's nicht gefallen, Polly!" Ohne geschwollene, zerkratzte Gesichter geht es sicher nicht ab.

Doch gibt es für die Bewohner des Slum, die jüngere Generation namentlich, auch Belustigungen, an denen man kaum Anstoß nehmen kann, in den namentlich im Osten, in der Nähe der Docks ziemlich zahlreichen Gesangslocalen, Nachahmungen der Pariser cafés chantants, mit dem Unterschiede, daß hier das Eintrittsgeld von der Consumtion getrennt, also letztere nicht Bedingung ist, daß sie mehr in Bier und Branntwein als in Café besteht und daß die Bauart dieser Locale weit mehr als die jener Pariser sich dem Theater nähert. Außerdem spielen Anstößigkeiten hier eine minder wichtige Rolle und sind sehr viel roher — und daher ungefährlicher — als in Paris. Aber obgleich Derartiges in allen Gesangslocalen vorkommt, ein Beweis dafür, daß es als nothwendige Würze betrachtet wird, so ist doch das wohl vorgetragene, sentimentale Lied und der ausdrucksvolle Tanz unvergleichlich mehr beliebt, so daß Mr. Sims sogar meint, diese Rohheiten seien ganz entbehrlich. Darin irrt er aber ohne Zweifel;

an Komik darf es nicht fehlen, und diese muß den Gewohnheiten der Zuhörerschaft angepaßt sein. Was wäre auch viel damit gewonnen, wenn man diese Leute, die den ärgsten Schmutz tagtäglich vor Augen sehen, vor der Berührung mit etwas Unsauberkeit bewahren wollte?

IX.

Obwohl, wie wir im Eingang gesagt, die gegenwärtige heftige, durch den „Bittern Schrei" hervorgerufene, die ganze englische Gesellschaft ergreifende Bewegung gegen die Uebel der Slums etwas Neues, noch nie Dagewesenes ist, so haben doch diese Uebel selbst schon oft die Aufmerksamkeit einzelner Gruppen der höheren und mittleren Classen Englands gefesselt. Auch abgesehen von den im Allgemeinen auf Hebung der untersten Schichten gerichteten Anstrengungen, hat man daher speciell für sie Heilmittel zu finden gesucht — Bemühungen jedoch, welche sämmtlich den Fehler hatten, den die rationelle Medicin der symptomatischen Heilmethode verwirft. Statt den Uebeln auf den Grund zu gehen, hielt man sich an die äußeren Krankheitserscheinungen und suchte diese zu bekämpfen und zu beseitigen. Das hatte dann ferner die nothwendige Folge, daß die von verschiedenen Seiten ausgehenden und gegen verschiedene Symptome gerichteten Kuren jeden Zusammenhangs mit einander entbehrten, ja sogar zum Theil störend auf einander einwirkten. Die bisherigen Heilversuche lassen sich also übersichtlich folgendermaßen zusammenfassen:

Gegen die Gottlosigkeit im Slum gerichtete Anstrengungen der Missionen.

Gegen die Brutstätten von Fiebern gerichtete gesetzliche Bestimmungen.

Gegen den jammervollen Zustand der Häuser und Wohnungen im Slum gerichtete Bemühungen von Privatleuten.

Gegen Noth und betrügerischen Bettel gerichtete Regelung der Mildthätigkeit.

Gegen die Verwahrlosung der im Slum aufgewachsenen Kinder gerichtete Anstalten.

Die eingehende Darstellung der Geschichte dieser Heilversuche, ihrer Erfolge, Mißerfolge und unerwarteten Wirkungen, wäre eine höchst lohnende und nicht eben schwierige Arbeit, die jedoch hier unterbleiben muß, weil sie uns zu weit von den im Eingange aufgestellten Gesichtspunkten entfernen und daher der Klarheit unsers Ueberblicks schaden würde. Wir beschränken uns also auf folgende Bemerkungen:

Was die Missionen in den Slums betrifft, so gewahren wir einen auffallenden Contrast zwischen dem „Bittern Schrei", veröffentlicht von der „Congregational Union", einer zahlreichen und angesehenen Secte — deren früherer Name „Independents" aus der Geschichte des 17. Jahrhunderts bekannt ist — und den Jahresberichten Mr. Goulden's, eines Geistlichen der Staatskirche. Die Verfasser des „Bittern Schrei's", ihr Publicum richtig beurtheilend, scheuen sich nicht, durch haarsträubende Schilderung der Gottlosigkeit im Slum den Werth der lang fortgesetzten Thätigkeit der Mission im Slum fraglich zu machen; und um ihrem Pamphlet weite Verbreitung zu gewinnen, bedienen sie sich ferner des sensationellen Titels „Der Bittere Schrei" und einer Schreibweise, die genau der Manier der amerikanischen Zeitungen nachgeahmt ist. Mr. Goulden hingegen

wendet sich nicht an die große Menge, sondern an die bewährten Freunde seiner Mission, und in seinem gratis vertheilten, geschmackvoll geschriebenen, elegant gedruckten, mit künstlichen Lithographien ausgestatteten Jahresbericht ersucht er die Freunde in nichts weniger als aufdringlicher Weise um fernere Unterstützung. Er beruft sich auf den bisherigen, höchst erfreulichen, mit äußerst mäßigen Geldmitteln errungenen Erfolg, welcher von der, in solchen Dingen unparteiischen politischen Presse und von Sectirern — d. h. Rivalen — bezeugt wird. Mr. Goulden hat seine Mission vor zehn Jahren begonnen in einem District, der nichts anderes ist als ein großer Slum, mit 7500 Einwohnern, sämmtlich den gewöhnlichen Classen der Slumbevölkerung angehörend: Diebe, Dirnen, fahrendes Gesindel, Straßenhändler, Dockarbeiter, andere Tagelöhner, Lumpensammler, Streichholzbüchsenarbeiterinnen und arme Nähterinnen. Aus diesem Material hat er sich eine Gemeinde aufgelesen, der die von ihm erbaute, tausend Menschen fassende Kirche kaum groß genug ist. Dieselbe ist gedrängt voll bei jedem Gemeindegottesdienst; und wahrhaft erstaunlich ist die Zahl der Sonntags darin abgehaltenen, theils gottesdienstlichen, theils sonst zum Missionswerk gehörigen Versammlungen. Morgens um $6^1/_2$, 7, $9^1/_2$, $10^1/_2$, $11^1/_2$ Uhr: Nachmittags um $2^3/_4$, $3^3/_4$, $4^1/_2$, 7, $8^1/_2$, so daß von Morgens $6^1/_2$ Uhr bis zur Essenszeit, von der Essenszeit bis zur Zeit des Nachmittagsthees und von dieser bis zum späten Abend die Kirche keinen Augenblick leer wird. Weit ernstlicher als die besser gestellten Classen suchen die Slumbewohner in der Religion Trost und Stütze. Zur Mission gehören — außer dem Dienst in der Kirche und der Heranbildung für deren Gesang und religiöse Lehre — eine umfassende Organisation für den Besuch der einzelnen Familien, Bibel-Colportage, verschiedene Schulen, ein Heim für Knaben, Clubs für Männer und Knaben, Kleinkinderbewahr-Anstalt; Crèche, Küche für Kinder, Hungerkranke und andere Leidende, Frauen-Versammlungen, Kleider-Club, Sparcasse, Kranken- und Armenunterstützungsfonds, Krankenhaus und Bettdeckenleih-Anstalt. Alle Mitglieder der Gemeinde verpflichten sich eidlich, die Schenke zu meiden und berauschende Getränke die einen niemals, die übrigen wenigstens nur bei Mahlzeiten zu genießen. Als Ersatz für die Schenke wird ihnen rationellere Erholung geboten. Wir sahen bereits, wie am Sonntag, dem gefährlichsten Tag für die zum Trunk geneigten Armen, die ganze Zeit durch die Kirche in Anspruch genommen wird. Am Wochentage beansprucht der Antheil am kirchlichen Leben gleichfalls viel Zeit; und der Club bietet unterhaltende Spiele, Gespräch und Lectüre. Es ist unmöglich, einen schärferen Contrast zu denken, als den zwischen diesem Bilde und der vom „Bittern Schrei" gemalten Gottlosigkeit. In Wirklichkeit aber ist hier nur ein Unterschied in der Methode der Aufrufe um Unterstützung; und die Aehnlichkeit der „Congregational Union" mit der der Yankees, in Bezug auf die für solche Bitten aufgewandten Mittel, erklärt sich, wenn wir uns daran erinnern, daß die Begründer des Yankeethums nach Amerika geflüchtete Independenten waren. Thatsächlich erreicht die „Congregational Union", wo — was hier und da der Fall — ihre Missionäre für die Aufgabe ebenso wie Mr. Goulden qualificirt sind, auch ähnliche Resultate; und das Gesammtergebniß der Missionsarbeit in den Slums, nicht nur der verschiedenen protestantischen, sondern auch der katholischen Geistlichen ist, daß es den wahrhaft

für solche Arbeit berufenen Männern gelingt, durch religiöse Einflüsse die fatalistische Hoffnungslosigkeit der Slumbewohner und ihrer widerstandlosen Hingabe an jedwedes Gelüste zu überwinden, die Menschen zur Achtung der eigenen Würde zu erziehen und daß, wenn dies geschehen, die Noth sich von selbst auf ein erträglicheres Maß reducirt und durch einige Freude mehr als aufgewogen wird. Solches Gelingen ist aber keineswegs die Regel, und die bei Missionären übliche handwerksmäßige Predigt trägt keinerlei Frucht. Selbst Liebe zu den Unglücklichen reicht allein nicht aus; und nur ausnahmsweise für solche Arbeit geeignete Männer erreichen wahrhaft werthvolle Erfolge.

Den Slums als Brutstätten von Fiebern hat das Parlament viel Aufmerksamkeit gewidmet; und die gesetzlichen Bestimmungen gehen theils auf Palliativmittel, denen die sanitätspolizeiliche Inspection als Werkzeug dienen soll, theils auf Radicalcur durch Niederreißen der Slums. Die Befugnisse der Sanitätspolizei, obwohl von Mitgliedern der conservativen Partei beantragten Gesetzen den Ursprung verdankend, sind derart, daß sie sich schlecht mit der in den Worten: „Mein Haus ist meine Festung — my house is my castle" ausgesprochenen Rechtsüberzeugung vertragen. Noch exorbitanter sind, den älteren Rechtsanschauungen gegenüber, die an die Hauseigenthümer gemachten Anforderungen und die vom Gesetz in Aussicht gestellten Folgen von deren Nichtbeachtung. Dieselben gehen so weit, daß in vielen Fällen das Haus confiscirt werden kann, ohne weitere Entschädigung für den Eigenthümer, als nur Bezahlung des Werthes von Grund und Boden und von dem auf Abbruch verkauften Baumaterial. Aber die alte Rechtsüberzeugung ist dennoch so mächtig, daß die Eigenthümer sehr gut bei den Expropriationen fahren und die Summen, welche diese Umbauten der städtischen Bauverwaltung kosten, sind so colossal, daß deshalb das Niederreißen der Slums fast aufgehört hat.

Die Durchführung der sanitätspolizeilichen Vorschriften ist aus denselben Gründen im höchsten Grade ungleich. In den damit betrauten Kirchspielbehörden ist constanter Conflict zwischen dem die neue Rechtsüberzeugung vertretenden Medicinal-Inspector und den übrigen, die alte Rechtsüberzeugung vertretenden Mitgliedern. Wir haben gesehen, wie es mit diesen Verwaltungen beschaffen ist und erstaunen daher nicht darüber, daß die Freunde und Gevattern der Hauseigenthümer diesen nicht wehe thun wollen. Ihnen scheinen die Anforderungen des Gesetzes unbillig. Ueberhaupt fühlt man, wie gesagt, daß die hier vom Gesetz vorgeschriebene energische Einmischung der öffentlichen Gewalt in Privatverhältnisse den hergebrachten englischen Rechtsüberlieferungen, dem „laisser aller laisser faire", schnurstracks zuwiderläuft. Daher bleiben nicht nur die Behörden der Selbstverwaltung, sondern auch Polizeiwesen und Gerichtswesen unendlich weit hinter dem zurück, was die Sanitätsgesetze von ihrer Thätigkeit erwarten. Schließlich kommt es, wie sich das in England von selbst versteht, darauf hinaus, daß nicht die Gesetzesvorschrift, sondern die Kraft der individuellen Initiative den Ausschlag gibt. Der obenerwähnte, durch seltene Einsicht, Willenskraft und Pflichttreue ausgezeichnete Medicinal-Inspector Dr. Liddle versteht seine Befugnisse so zu benutzen, daß höchst erhebliche Resultate erreicht werden; und dasselbe gilt auch von allen tüchtigen Medicinal-Inspectoren, nach Maßgabe ihrer Energie

und Einsicht. Den schwächlichen Versuchen anderer Inspectoren hingegen gelingt es nicht, die plumpe und widerwillige Maschinerie der Kirchspielsverwaltung in Bewegung zu setzen. Daher haben sich, gleichsam um ausdrücklich die Thatsache anzuerkennen, daß es auf individuelle Initiative ankommt, Vereine angesehener Männer, zur Einschärfung sanitätspolizeilicher Vorschriften gebildet.

Während also die Sanitätsinspection der existirenden Slums zwar höchst ungleichen, aber doch unleugbaren Nutzen stiftet, hat das Niederreißen der Slums, selbst vom einseitigen Gesichtspunkte der Vernichtung der Fieberhöhlen aus betrachtet, mehr Schaden als Vortheil gebracht. Allerdings ist die Zahl der Slums vermindert. Aber nicht die Mauersteine sind die Quellen der Fieberkrankheiten, sondern die ungesunden Menschen; und die Folge der Zerstörung der Slums ist, daß die aus denselben vertriebenen Unglücklichen, da sie nirgend anders aufgenommen werden, in den noch übrigen Slums ihre Zuflucht finden, dort das Gedränge, die Verpestung, den Miethzins, die Unsittlichkeit und das Elend fürchterlich steigern und zugleich den Wirthen die Macht geben, sich jeder Auslage, wie nothwendig auch immer sie für die Gesundheit sein mag, hartnäckig zu weigern. Wenn man darauf bedacht gewesen wäre, Fieberhöhlen der ärgsten Art herzustellen, hätte man keine zweckmäßigere Methode ersinnen können.

Hier, wie bei der Medicinal-Inspection, erweist sich die Ohnmacht des aus neuer, bisher noch nicht in die Tiefen des Gemüths gedrungener Rechtsüberzeugung geflossenen Gesetzes gegenüber der alten Ueberlieferung den gesellschaftlichen Gewohnheiten und dem Gewicht der gesellschaftlichen Kräfte. Das Gesetz schreibt vor, daß, wenn Wohnungen der arbeitenden Classe niedergerissen werden, an deren Statt neue, wenigstens ebenso geräumige, für diese Classe errichtet werden sollen und das geschieht auch bis zu einem gewissen Grade durch Erbauung mächtiger Complexe von Familienwohnungen. Aber diese sind derart, daß sie sich nicht für die unglücklichen, aus den Slums vertriebenen Menschen eignen. Die Bewohner der neuen Gebäude gehören nicht der gesellschaftlich ohnmächtigen Classe an, sondern dem Stande der Handwerker und Fabrikarbeiter; d. h. demjenigen Stande, welcher durch die friedliche Umwälzung, von der wir im nächsten Capitel reden werden, der mächtigste und maßgebendste, von allen Parteien wetteifernd umworbene, geworden ist. Ihr kommen also die Opfer zu gute, welche die städtische Bauverwaltung bringt, indem sie die Eigenthümer der Slums übermäßig entschädigt und die theuer erworbenen Terrains zu Schleuderpreisen an Gesellschaften für Errichtung von Arbeiterwohnungen verkauft.

Noch merkwürdiger ist in dieser Beziehung folgende Thatsache. Wer die Geschichte der milden Stiftungen in England kennt, der weiß, daß es hier Regel ist, die für die Armen hinterlassenen Mittel zu Gunsten der herrschenden Classe zu verwenden. Dieses Privileg nun hat die erst seit Kurzem zur Macht gelangte Classe der Handwerker und Fabrikarbeiter bereits in ausgedehntem Maße erworben ohne auch nur den Finger zu rühren, lediglich durch die Connivenz der angesehensten Persönlichkeiten des Landes. Mr. Peabody's Legat von einer halben Million Pfund Sterling an die Londoner Armen ist nämlich aufs Ausdrücklichste, in Worten, die keiner anderen Deutung fähig sind, für wirklich und dauernd Nothleidende bestimmt und fast ebenso unzweifelhaft ist, daß gerade die

Bewohner der Slums — wenigstens die rechtlichen — von Mr. Peabody gemeint sind. Aber die Peabody-Buildings sind den aus den Slums vertriebenen Unglücklichen ebenso unzugänglich, wie die anderen neu errichteten Arbeiterwohnungen. Das Gesammtresultat ist also in diesem Falle folgendes:

Der durch Fortreißen der Wohnungen der Aermsten gewonnene Boden dient zur Errichtung von Gebäuden für eine politisch äußerst mächtige, ohnehin öconomisch günstig gestellte Classe. Diese erhält in den ihr wünschenswerthesten Gegenden Wohnungen zu künstlich auf vierfache Weise ermäßigten Miethszins. Das für den Armen bestimmte Geld wird auf diese Ermäßigung verwendet. Die Stiftung wird gratis, als Ehrensache, verwaltet; die städtische Behörde opfert enorme Summen und der Staat leiht für die Bauten Geld zu niederm Zinsfuß. Das, verbunden mit der grauenhaft gesteigerten Noth der armen Vertriebenen, ist der einzige Gewinn, der diesen aus Mr. Peabody's Fürsorge für solche Unglückliche wird! So hat das Gesetz im Verein mit der mehr als königlichen Munificenz des Wohlthäters der Londoner Armen, ihnen da, wo ihr Interesse nicht durch Individuen voll Energie und persönliche Initiative vertreten und gewahrt war, nicht genützt, sondern unsäglich geschadet.

Im Gegentheil sehen wir, daß individuelle Energie, Einsicht und Consequenz, ohne Hilfe der Gesetze und Behörden, ohne geistliche Mittel, ohne Geldopfer, siegreich gegen die Uebel der Slums anzukämpfen vermag. Das lehren uns Miß Octavia Hill's Bemühungen, die Häuser und Wohnungen im Slum zu bessern. Diese Bemühungen wurden im Jahre 1864 begonnen und haben also eine bereits zwanzigjährige Erfahrung für sich. Unterstützt im Anfange durch den Kunstkritiker Mr. Ruskin, der ihr 3000 Pfund zur Verfügung stellte und sie durch seinen Zuspruch ermuthigte, sowie, seit die Richtigkeit ihrer Anschauung feststeht, durch viele andere Capitalisten und durch Helfer in der Arbeit selbst, kauft Miß Hill Häuser in den Slums, reparirt und reinigt sie oder erbaut neue an ihrer Statt. Die von ihr vorgenommene und befriedigend gelöste Aufgabe ist, die Slumbewohner zu ordentlichen Miethern ordentlicher Häuser zu erziehen; und zwar ohne daß dafür irgend ein Geldopfer gebracht wird. Denn das aufgewandte Geld wird mit 5 Procent verzinst und es bleibt noch ein Reservefonds zur Verwendung für andere Zwecke. Die Bewohner der Häuser Miß Hill's haben aufgehört, nothleidend zu sein. Sie zahlen ihre Miethe fast ohne Rückstand. Denn in Zeiten guter Arbeit wird für die schlechten Zeiten gespart und wenn diese kommen, ist Geld genug da, um die Miethe zu zahlen. Indem Miß Hill das durchgesetzt, hat sie einen sehr bedeutenden moralischen Einfluß auf die Miether gewonnen, umsomehr als sie niemals die ihr als Wirthin zustehenden Rechte überschreitet, nie ihren Rath oder gar Warnungen und Ermahnungen aufdrängt. Ihren eigenen ausgezeichneten Tact hat sie auch all ihren Gehilfinnen und Gehilfen mitzutheilen gewußt und sie ist dabei so wahrhaft bescheiden, daß sie meint, all das sei selbstverständlich, könne gar nicht anders sein. Obgleich offenbar ihr Werk eins der schönsten ist, das christliche Liebe erdenken kann, so wird doch mit durchaus nicht unbegründeter Vorsicht jedes Wort vermieden, welches dieses Werk mit denen der Mildthätigkeit in eine Kategorie bringen könnte. Das einzige Mittel der Pression ist strenges Einfordern der Miethe, und die

einzige materielle Hilfe besteht darin, daß in Zeiten der Arbeitslosigkeit soviel als möglich Beschäftigung am Hausbau und Instandhaltung der Häuser gegeben wird, und in Empfehlungen. Mehr ist auch nicht erforderlich, und selbst wenn sonst überall geklagt wird, sind in Miß Hill's Häusern keine Almosen nöthig. Den schönen Erfolgen steht bisher kein Mißerfolg gegenüber. Das ist jedoch nicht, wie Miß Hill und Andre glauben, Verdienst des Systems, sondern lediglich Miß Hill's Tact und Consequenz und überhaupt ihrem sittlichen Ernst zuzuschreiben, und ist also analog mit Mr. Goulden's und Mr. Liddle's Erfolgen.

Was schließlich die Gesellschaften für Regelung der Mildthätigkeit und gegen betrügerischen Bettel, sowie die Anstalten zur Rettung verwahrloster Kinder angeht, so stehen dieselben nicht in ausdrücklich ausgesprochener Beziehung zu den Slums. Doch ist in den Slums sowohl der betrügerischen Bettler Wohnung, als der verwahrlosten Kinder Ursprung; und die von jenen Gesellschaften und Anstalten bekämpften Uebel gehören daher zu denen, mit welchen wir uns beschäftigen. Den beiden Classen von Heilversuchen aber liegt als formell anerkanntes Princip die Norm zu Grunde, die sich bei den Erfolgen der Missionen, der Sanitäts-Inspection und Miß Hill's erfahrungsmäßig ergibt. Individuelle Anstrengung übernimmt den Kampf gegen sociale Uebel, denen gegenüber die Gesetze, die Organe der öffentlichen Gewalt, die milden Stiftungen und die handwerksmäßige Predigt, sich als lahm und lückenhaft erwiesen. Es versteht sich also hier noch viel deutlicher von selbst, daß günstiger Erfolg nur der energischen, opferwilligen, charaktervollen und individuellen Anstrengung zu Theil wird. Thatsächlich ist dieser Erfolg höchst erfreulich bei den Anstalten für Rettung verwahrloster Kinder; hingegen sehr kümmerlich und nicht selten gradezu zweifelhaft bei den Gesellschaften für Regelung der Mildthätigkeit und gegen den Bettel, ein Unterschied, der sich sehr wohl, aber nur durch uns zu weit von unserm Gegenstande entfernende Erörterungen erklären läßt.

Jedoch ist es hier möglich, und für unsere Untersuchung nothwendig, uns darüber klar zu werden, warum für das Gelingen der symptomatischen Heilversuche der im Slum sich sammelnden Uebel die persönliche Qualification und Opferwilligkeit derer, die sie unternehmen, erforderlich, warum daher das Gelingen die Ausnahme, das Mißlingen die Regel ist.

Die in das Slum gedrängten Classen sind, wie wir sahen, diejenigen, denen es an Energie fehlt, um in dem großen Kampf der Kräfte und der Interessen einen Platz zu behaupten und sich dadurch einen befriedigenden Antheil an den glänzenden Erwerbsgelegenheiten der Hauptstadt des Weltverkehrs zu verschaffen. Daher bestehen die symptomatischen Heilversuche — ohne daß man sich dessen bewußt wird — theils in Erziehung, theils in Vormundschaft, theils in einem Gemisch von Vormundschaft und Erziehung. Daß aber die Erziehung bisher charakterloser Erwachsener und der Schutz moralisch schwacher Menschen gegen das Andringen der gewaltigen Strömungen übermächtiger Kräfte und Interessen keine leichte Aufgabe sei, liegt ebenso sehr auf der Hand, als daß sie nur gelingen kann, wenn Derjenige, der sich ihr unterzieht, mit Eigenschaften begabt ist, wie sie sich nicht häufig in einer und derselben Person zusammenfinden.

X.

Die durch den „Bittern Schrei" hervorgerufene Bewegung gehört einer neuen Phase des englischen Staatslebens an, in der theils eben wegen der Neuheit und des Widerspruchs mit alten Traditionen, theils wegen der Massenhaftigkeit, Großartigkeit und Mannichfaltigkeit der Interessen-Anforderungen und Kräfte, schnelle Klärung undenkbar ist. Dank namentlich dem Einfluß der angesehenen Ein-Penny-Journale[1]) hat die jüngste Entwicklung Englands das bisherige Gleichgewicht der Verfassung zerstört, ohne daß sich ein neues Gleichgewicht gebildet hätte. So lange den demokratischen Tendenzen der Institute des öffentlichen Rechts durch die aristokratische Gesellschaftsorganisation die Wage gehalten wurde, bestand das öffentliche Leben Englands zumeist in wechselseitiger Anerkennung und thatsächlich höchst rücksichtsvollem und gemäßigtem, wenn auch scheinbar leidenschaftlichem Wettstreit der mächtigen, durch ihre Wucht in den Vordergrund gelangten Kräfte und Interessen. Weit entfernt zwar von Theilnahmlosigkeit für die Schwachen, hielt man doch streng, ja mit Härte, daran fest, daß die Schwachen schwach, die Starken stark bleiben sollten, und die geschenkte Theilnahme wurde als Gabe dargereicht, in deren Art und Weise sich das wechselseitige Verhältniß von Stärke und Schwäche aufs Bestimmteste ausprägte.

Indem dies jetzt anders geworden, und allmälig die große Masse der Bevölkerung die ihr nach der Theorie des Constitutionalismus zustehende Bedeutung gewonnen, hat sich unbewußter Weise die ganze Anschauung vom Wesen und der Aufgabe des Staats umgewandelt. Gegenwärtig stellt man an den Staat das Verlangen, alle Kräfte und Fähigkeiten des nationalen Lebens aufs Aeußerste zu entfalten, alle Krankheit aus diesem Leben zu entfernen, und bei Lösung der somit erwachsenden Aufgaben keinerlei Rücksicht auf die Macht und die Sonderinteressen der Individuen oder auf die bisherigen Gewohnheiten und Ueberlieferungen zu nehmen. Das ist die Anschauung, die sich aus der wechselseitigen Einwirkung der mächtigen Ein-Penny-Journale und ihrer Leserkreise entwickelt hat und der alle englischen Staatsmänner, gleichviel welcher Partei angehörig, huldigen müssen, um ihre Stellung zu behaupten. Soll aber die neue Rechtsanschauung ins praktische Leben übertragen werden, so findet man nirgend die Mittel vorbereitet, und es gelingt nur ausnahmsweise, sie zu schaffen, da für eine solche Thätigkeit des Staats, wie die neue Rechtsanschauung sie verlangt, die der früheren Entwicklung entstammenden Normen, Einrichtungen, Verhältnisse und Persönlichkeiten nicht angethan sind. Zudem fehlt es absolut sowohl an Klarheit der Begriffe, als an bestimmter Leitung. Es ist ein allgemeines wechselseitiges Aufwerfen von Fragen, ohne befriedigende Antwort von irgend einer Seite. Die Staatsmänner horchen, was das Publicum und die Presse wollen, das Publicum will sich von den Staatsmännern und der Presse, letztere will sich von dem Publicum und den Staatsmännern leiten lassen. Dieser Widerspruch

[1]) Die verbreitetsten der zu Einem Penny die Nummer publicirten Tageblätter Daily Telegraph, Standard, Daily News, Morning Post, Pall Mall Gazette, Daily Chronicle, St. James Gazette, Globe, werden zusammen täglich in ungefähr 1¼ Million Exemplaren gedruckt.

der neuen Rechtsüberzeugungen mit den alten Gewohnheiten und das aus der Unklarheit der Wünsche und Bewegungen entspringende Gewirr treten natürlich auch in den Dingen, die wir hier betrachten, zu Tage: „Die Slums sind ein Greuel und eine nationale Schmach; der Staat muß helfen!" so sprechen die Parlamentsmitglieder, die Zeitungen, das Publicum zu einander und unter sich. Aber wie man sich den Staat, der diese Anforderung zu erfüllen fähig sei, denken und was derselbe thun solle, weiß Niemand zu sagen. Alles, was wirklich auf Anregung des „Bittern Schrei" geschieht und empfohlen wird, bewegt sich in den Bahnen der bisherigen Heilversuche; obwohl erfahrungsmäßig feststeht, daß diese Bahnen unzulänglich sind und sich wechselseitig kreuzen und daß auf jeder von ihnen Erfolge nur ausnahmsweise, durch ungewöhnliche und individuelle Fähigkeiten und Initiative erreicht werden.

Lassen wir uns also nicht beeinflussen von jener Begriffsverwirrung, welche bei dem in einer Krise befindlichen Engländer natürlich ist, bei uns aber nicht zu entschuldigen wäre, und folgen wir unserem eigenen Urtheil. Wir sehen dann alsbald, daß es sich hier um zwei gewaltige, dem heutigen Geschlecht in England von der gegenwärtigen Bewegung des Staatslebens gestellte Aufgaben handelt, die zwar theoretisch großentheils lösbar und soweit diese Möglichkeit reicht, der zukünftigen wirklichen Lösung sicher, aber durch heut unüberwindliche Schwierigkeiten für heut praktisch unlösbar sind; nämlich:

1) Umbau des alten Londons.

2) Rettung der gesellschaftlich nützlichen Classen der Slumbevölkerung durch Hereinziehung derselben in die gesunde Bewegung des öconomischen Lebens.

XI.

Auf den Umbau des alten Londons, als dem kommenden Geschlecht gestellte Aufgabe, weisen viele der von uns erörterten Thatsachen. Die Slums sind ja nichts Anderes als Ueberbleibsel jenes Londons von vor zweihundert Jahren, aus einer Zeit, als man an der Enge, Dumpfheit und Dunkelheit keinen Anstoß nahm. Die Höfe eines der vor Kurzem niedergerissenen Slums haben vor zweihundert Jahren im Leben der vornehmen Welt eine große Rolle gespielt. Einer jener Höfe gehörte noch jüngst einem Nachkommen Jacob's II. In einem andern war das in jener Zeit berühmte, von der königlichen Familie häufig besuchte Cockpit-Theater. Wer jetzt darin haust und wie es gegenwärtig darin aussieht, hat dieser Aufsatz zu schildern versucht; ebenso wie daraus hervorgeht, daß der Umbau des alten Londons — mit Ausschluß nur der bereits umgewandelten Theile der City und der großen Arterien der anderen Districte — eine der gebieterischsten Aufgaben der Zukunft ist. Schon ist der Weg, den man einschlagen wird, deutlich vorgezeichnet.

In dem gedrängtest bevölkerten Londoner Wahlbezirk, demjenigen, welcher die meisten und die grausigsten Slums enthält, ist die Dichtigkeit wenig über hundert Menschen auf dem Acre (4840 Quadrat-Yards). Auf demselben Flächenraume leben hingegen mehr als tausend Menschen in den mehrerwähnten Familienhäusern, die sowohl in Bezug auf Comfort als auf Gesundheit Ideale von Wohnungen für den Arbeiterstand sind. Diese Bauten sind, auch wo weder die Peabody-Stiftung,

noch die Baubehörde Opfer bringt, zuverlässige und ausreichend vortheilhaft Capitalanlagen, und der Staat kann für sie nicht nur ohne Schaden, sondern mit einigem Gewinn Geld zu 3½ Procent herleihen, wie er das schon oft gethan. Somit ist die sehr ausgedehnte, systematische Errichtung von Familienhäusern für den Arbeiterstand möglich; und daher mit Bestimmtheit zu erwarten. Aber ehe sie zur Wirklichkeit und zur Grundlage des Umbaues der alten Districte wird, müssen eine Anzahl organischer Fehler des Systems dieser Bauten, welche von dem Ursprung desselben, aus der Peabody-Stiftung herrühren, beseitigt werden.

Der Peabody-Stiftung ist, wie gesagt, die Entstehung des ganzen Systems der Familienhäuser zu danken, und wahrscheinlich wird dadurch der edle Wohlthäter noch weit mehr Segen gesäet haben als er beabsichtigte und ahnen konnte. Indem wir das gebührend anerkennen, dürfen wir jedoch das Auge nicht der Thatsache verschließen, — von der sich Miß Octavia Hill mit so bewundernswerthem Tacte leiten läßt — daß bei solchen Unternehmungen jeder an milde Gaben erinnernde Zug zu vermeiden ist. Derartigen Zügen begegnet man aber mehr oder weniger in allen diesen Familienhäusern. Nirgend ist das Verhältniß das rein geschäftliche zwischen dem Vermiether, der sich bemüht, die Wohnungen an den Mann zu bringen und daher allen Wünschen möglichst zuvorkommt, und dem in seinen Forderungen nichts weniger als anspruchslosen Miether. An Fürsorge freilich fehlt es nicht. Aber dieselbe ist auf dem Boden der alten Rechtsanschauung erwachsen, ist mildthätige, bevormundende selbstbewußte Fürsorge der Starken für die Schwachen. Selbst die neuere Strömung, die auf Handarbeiter und Fabrikarbeiter genommene große Rücksicht, wirkt in bedenklicher, geradezu schädlicher Weise. Man geht darin so weit, daß man die armen Slumbewohner absichtlich ausschließt und zu diesem Behuf das vortheilhafteste aller Vermiethungsgeschäfte, das Abgeben einzelner Zimmer an Familien vermeidet. Ein Charakterzug milder Stiftungen der alten Zeit wiederum ist die Häßlichkeit aller jener Gebäude, das absolute Fehlen jeden Schmuckes, jeden Gedankens an edle Linien und Proportionen. Das Alles muß und wird sich ändern. Ueber kurz oder lang wird man so verständig werden, dem Beispiel derjenigen Eisenbahnverwaltungen und Zeitungsredactionen zu folgen, die riesige Geschäfte machen, indem sie der arbeitenden Classe zu den für sie erschwinglichen Preisen das Schönste und Beste anbieten. Gerade für die hier sich der Architektonik aufthuenden Gelegenheiten haben die Engländer, denen es sonst an Geschmack und Kunstsinn fehlt, die rechte Begabung. Das zeigen die durchweg guten, zum Theil vorzüglichen Neubauten der City. Selbst in Wien werden die besten derjenigen Londoner architektonischen Leistungen nicht übertroffen, bei denen es sich darum handelt, großen Massen von Mauerwerk zugleich schöne und mächtige Bewegung der Linien, harmonische Verhältnisse und angemessene Ornamente zu geben.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Umbau nichts weiter schaffen wird, als eine Anzahl in Behaglichkeit und architektonischer Schönheit mit einander wetteifernder mächtiger Gebäude für den Arbeiterstand. Der von diesen Gebäuden beanspruchte Flächenraum ist, wie bemerkt, weniger als 1/10 des heute von derselben Menschenzahl bewohnten. Also wird Raum errungen werden für

Alles, was sonst nöthig und wünschenswerth ist und nicht bereits in den großen Arterien der alten Districte existirt, namentlich für Wohnhäuser der Arbeitgeber, für weitere Ausbreitung des City-Verkehrs und für das frische Grün, welches das an die Parks und Squares des Westends und an die Gärten der Vorstädte gewöhnte Auge in den alten Districten Londons so schmerzlich vermißt. In den jetzt traurigen Gegenden Londons wird der Umbau nicht nur Wohnlichkeit, Helle und Gesundheit, sondern auch Anmuth ins Leben rufen.

Ob die nahe Zukunft, ob wenigstens das neunzehnte Jahrhundert, oder ob eine weiter hinausliegende Zeit den Anfang des Umbaues sehen wird, kann kein Mensch voraussagen; um so weniger, als allen Londoner Verhältnissen eine totale Umwälzung bevorsteht. Bekanntlich hat das Ministerium die Gründung einer Verwaltung auf ultrademokratischer Vertretung beruhend, beantragt, welche alle Theile der Stadt zu einem administrativen Ganzen vereinigen soll; und daß die Sache in dieser oder irgend einer Form geschehen wird, kann keinem Zweifel unterliegen. Ebenso unzweifelhaft ist auch, daß nachher alles Bisherige über den Haufen geworfen werden wird. Weiter hinaus kann daher Niemand prophezeien. Wahrscheinlich aber wird die neue Verwaltung ähnliche Wege einschlagen, wie alle anderen auf analoger Basis beruhenden Vertretungen großer und reicher Gemeinwesen in Europa, Amerika und Australien; und trifft das ein, so wird der Umbau der alten Districte Londons in nicht allzuferner Zukunft eine Thatsache werden.

Um so dringender wird dann die zweite der oben erwähnten Aufgaben sein, die Hereinziehung der gesellschaftlich unmöglichen Classen der Slumbewohner in die gesunde öconomische Bewegung und somit die Befreiung dieser Classen von dem Banne, der sie in die Slums treibt. Denn die Erfahrung lehrt, daß sonst die Zerstörung der Slums ein diesen schon über alle Begriffe unglücklichen Menschen zugefügtes schweres Unrecht ist. Um also zu sehen, daß die Aufgabe, wenn auch nicht in der Gegenwart, so doch in der Zukunft befriedigend gelöst werden kann, wollen wir sie zuerst ins rechte Licht stellen.

Der Fabriks- und Handwerks-Production unentbehrlich, erzwingen die Londoner Arbeiter — mit alleiniger Ausnahme der in die Slums verstoßenen Classen — durch solidarisches Zusammenhalten, daß ihnen alle Vortheile der Hauptstadt des Weltverkehrs, welche als solche die sämmtlichen, durch die unermeßlichen Anstrengungen aller Kaufleute und Fabrikanten der ganzen Welt hervorgerufenen Strömungen beherrscht, zu Gute kommen. Nicht nur, daß auf diese Weise der Londoner Arbeiterstand sich hohen Lohn sichert: aus denselben Ursachen entspringt ihm auch reicher, aus seinem Erwerb gezogener Genuß. Er ist der mächtigste Stand und auf allen Gebieten werben die anderen Mächtigen in ihren Anerbietungen und Darbietungen wetteifernd um seine Gunst. Von den Verstoßenen der Slums gilt das gerade Gegentheil. Jedermann ist versucht, sie mit Füßen zu treten; und die blutarmen Menschen zahlen die höchsten Preise für die schlechtesten Wohnungen und die schlechtesten Waaren. Weit entfernt, solidarisch zusammenzuhalten, sind sie vereinzelt wie Sandkörner, und drücken oft wechselseitig den Lohn so weit herab, daß selbst die angestrengteste Arbeit kaum vor dem Verhungern schützt. Bemühungen, wie die Miß Hill's und Mr. Goulden's

zeigen aber, daß den Slumbewohnern nichts weiter als die Organisation des Erwerbs und Verbrauchs, nicht die Erwerbsgelegenheit selbst mangelt. Daraus folgt, daß die Heilung nicht durch staatlichen Zwang oder gesellschaftliche Bevormundung geschehen muß, sondern durch die, der englischen Entwicklung allein angemessenen Mittel des wohlverstandenen öconomischen Interesses.

Von sehr großer Wirkung wird vor Allem die Umwandlung der englischen Landwirthschaft sein, zu der man sich wird entschließen müssen, wenn man nicht die mit dem englischen Verkehrsleben unvereinbaren Wege des Schutzzolls betreten, oder von der amerikanischen Concurrenz die englische Landwirthschaft zu Grunde richten lassen will. Durch diese Nothwendigkeit gezwungen, wird man die Fesseln alter Gewohnheit abschütteln und statt wie bisher die Befriedigung des unermeßlichen englischen Bedarfs anderen Nationen anheimzugeben, selbst sich des heimischen Marktes bemächtigen. England, gegen dessen Energie auf industriellem Gebiet sich der Continent und Amerika absperren, wird auch seine landwirthschaftlichen Interessen, wo es sich ja nur um Eroberung des heimischen Marktes handelt, zu organisiren wissen; eine um so einfachere Sache, als in der Normandie, in Süddeutschland und in Belgien die Vorbilder bereits vorhanden sind. Daß in England Grund und Boden meist Eigenthum des Adels ist, bildet nicht, wie viele glauben, den in Bezug auf diese Frage wesentlichen Unterschied zwischen ihm und jenen Gegenden. Denn in ihnen allen wirthschaften die Kleinbauern vielfach auf Pachtland; fast ausschließlich ist das der Fall in Flandern, dem Musterlande kleinwirthschaftlichen Betriebs, und kein continentaler Grundeigenthümer ist fähig und willens, seine Pächter in Betreff des Zinses so großmüthig zu behandeln, sie so mit Rath und That, mit wirthschaftlichen Vorbildern, Zuchtthieren, Gewährung und Verschaffung von Credit, Hilfe bei dauernden Verbesserungen, Nachlaß von Pacht, in schlechten Jahren zu unterstützen, wie die englischen Großgrundbesitzer zu thun pflegen. Aber damit sich die englischen ländlichen Tagelöhnerfamilien zu Kleinbauern, Küchen- und Obstgärtnern nach Art der normännischen, süddeutschen und belgischen aufschwingen, müssen sie andere Menschen werden. Sie eignen sich zu solcher Erhebung vollkommen; das beweisen sowohl Mr. Goulden's und Miß Hill's Erfahrungen, als besonders die nach Amerika und Australien ausgewanderten Arbeiterfamilien. Also wird, wenn die Gelegenheit sich bietet, auch in englischen Dörfern die Umwandlung vor sich gehen, zumal durch den Schulzwang die jüngste Generation der Feldarbeiter viel reger geworden, als die früheren Generationen je gewesen und durch die neuen Wahlgesetze, die zwar noch nicht thatsächlich, aber im Princip von allen Parteien angenommen sind, die Feldarbeiter dem politischen und gesellschaftlichen Helotenthum entrückt werden. Der Einfluß der Umwandlung auf alle englischen öconomischen Verhältnisse, namentlich aber auf diejenigen der gegenwärtig in die Slums verbannten Classen, wird über alle Berechnung hinaus erstaunlich und durchgreifend sein. Obwohl England in der Consumtion ländlicher Erzeugnisse, nach Aufwand von Geld auf die Person berechnet, alle andern Länder Europa's weit übersteigt, fehlen hier große Zweige des ländlichen Erwerbs ganz oder fast ganz, und in denjenigen ländlichen Erzeugnissen, die England in ausgedehntem Maße hervorbringt, gewahrt man eine der Schwind-

sucht vergleichbare constante, großentheils auf Kosten des ländlichen Arbeiterstandes vor sich gehende Minderung. Die Krankheit besteht darin, daß Ackerland zu Weideland gemacht wird. An der betreffenden Stelle wird dadurch der Erwerb der Feldarbeiter fast zerstört, die Erzeugung der Feldfrüchte vernichtet und selbst die Viehzucht verringert. „Mehr Gras, weniger Rindvieh," sagt ein englischer Oeconom, der die Sache gründlich untersucht hat; d. h. Wiesenland ernährt weniger Rindvieh, als das auf einer gleichen Fläche Ackerland im Laufe der Rotation alljährlich erzeugte Futter. Durch das Aufhören dieser seit langer Zeit an dem englischen ländlichen Erwerb zehrenden Krankheit wird der Vertreibung der Feldarbeiter aus den englischen Dörfern Einhalt geschehen und damit die mächtigste Quelle des Andrangs von Tagelöhnern nach London zu fließen aufhören. Das allein wird ausreichen, um hier die Lage der wichtigsten Classen, die gegenwärtig in die Slums verbannt sind, günstiger zu gestalten. Ferner wird die Erhebung der ländlichen Arbeiter zu Kleinbauern, Küchen- und Obstgärtnern auch das Rückströmen aus der Stadt auf das Land zur Folge haben und zugleich eine Rückwirkung auf die städtischen Löhne, ähnlich derjenigen, welche die hohen Löhne der Felddistricte im Norden Englands auf den Erwerb der Tagelöhner in den benachbarten Gegenden haben. Kommt dann noch der Umbau Londons, so wird die Erwerbsgelegenheit der Londoner Tagelöhner ebenso günstig werden, wie die der Tagelöhner in den Colonien.

Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß auf Wegen, welche dem hier soeben vorgezeichneten analog sind, alle in die Slums verbannten Classen rechtlicher Arbeiter in die gesunde öconomische Bewegung absorbirt werden können, zum Nutzen nicht nur ihrer selbst, sondern auch derer, welche es zu thun unternehmen. Unzweifelhaft wird das mit der Zeit wirklich geschehen und auf diese Weise die Frage der Slums ihre befriedigende Erledigung finden. Nahe bevorstehend ist die Lösung jedoch sicherlich nicht und daß die jetzige wirre, durch den „Bittern Schrei" hervorgerufene Bewegung den unglücklichen Slumbewohnern irgend eine nennenswerthe Erleichterung schaffen werde, ist leider so unwahrscheinlich, daß man kaum umhin kann, es für unmöglich zu halten.

Die Finanzlage der europäischen Großmächte.

Von

Prof. Dr. **Richard von Kaufmann.**

Es ist ein classisch gewordener Vergleich, der zwischen den Finanzen im Staat und dem Blut im menschlichen Körper: überallhin bringt das Blut, Leben bringend oder erhaltend, und dadurch den einzelnen Organen die Kraft verleihend, ihren Zwecken zu dienen. Dieselbe Wirkung haben die Finanzen im Staat, auch sie vertheilen sich durch große und kleine Canäle überallhin und halten die politisch-gesellschaftliche Maschine in Gang. Ohne geordnete Finanzen kann kein Staatswesen sich in Gesundheit erhalten, und was jetzt China trotz seiner 400 Millionen Einwohner lahmlegt, was schon längst die Türkei zum „kranken Mann" gemacht hat, das ist die finanzielle Anemie.

Je größer der Staat, je verwickelter seine Organisation, desto größere Bedürfnisse hat er. Ein ausgedehntes volkreiches Land will — soll — muß eine entsprechende Machtstellung einnehmen; es muß seinen Rang unter den Nachbarn, die naturgemäß seine Nebenbuhler sind, behaupten; es muß sich ihrer Uebergriffe erwehren können. Die vom Staat übernommenen, nach Außen gerichteten Aufgaben umschließen aber nur den kleineren Theil seiner Zwecke, wenn auch den ältesten. Weit größer und mannigfaltiger sind diejenigen seiner Aufgaben, welche sich nach Innen richten, und der Kreis derselben erweitert sich immer mehr und mehr.

Die Staaten, die wir in ihrer thatsächlichen geographischen Ausdehnung vor uns sehen, sind wohl in ihrer äußeren Form, wie man es früher von der anorganischen Materie glaubte, durch Ansetzung von Außen gewachsen, sie sind meist durch einen Agglomerationsproceß entstanden; — in seinem Innern aber sich consolidiren, erhalten und leben kann der Staat nur als ein Organismus, in dem jeder Theil den andern bedingt, in welchem alle Theile gleichzeitig als Ursache und Wirkung sich zusammenfügen.

Die Philosophenschule, die sich im vorigen Jahrhundert um unsern großen Philosophen Kant gruppirte, spricht bei ihrer Betrachtung des Zwecks des Staates stets nur von Erhaltung des rechtlichen Friedenszustandes, der höchst

möglichen äußeren Freiheit: Diese Möglichkeit liegt in der gegenseitigen Abgrenzung der Freiheit, insofern diese gewöhnlich „Rechtszustand" genannt wird, und so sagte man wohl im 18. Jahrhundert, der Rechtszweck sei der einzige Zweck oder der Hauptzweck des Staates. Die heutige Ansicht will aber den Zweck des Staates nicht mehr in einzelnen bestimmten Leistungen für die Gesammtheit sehen, sie glaubt, daß der Staat das ganze Menschheitsleben in allen seinen Phasen mit seiner Fürsorge zu umfassen und zu leiten habe. Diese Ansicht, die den Staat, mit andern Worten, nicht mehr als das Complement, sondern als die Totalität der Menschenverhältnisse begreift, dämmert auf der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert auf und wird von vielen Theoretikern so aufgefaßt, daß die allgemeine Wohlfahrt oder auch wohl die Verwirklichung des Sittengesetzes als Zweck des Staates bezeichnet wird. Der bekannte englische Rationalist Jeremias Bentham sagt so: „Zweck des Staates ist das größte Glück der größten Zahl." Mit dieser Ansicht stimmen aber sowohl die liberalen wie die conservativen Theoretiker überein. Stahl zum Beispiel, der bekannte conservative Theoretiker, sagt: „Der Staat ist nicht ein Verein für ein Ziel, sondern der Verein für das Ziel der Gesammtheit", während der liberale Mohl wieder definirt: „Die volle Ausbildung aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten zu schöner Harmonie entspricht dem Staatszweck." Die vornehmsten Theoretiker des Alterthums: Plato und Aristoteles, waren derselben Ansicht, und es muthet uns ganz modern an, wenn Plato lehrt: „Es kommt in einem Staat nicht auf das Glück des Einzelnen, sondern auf das Glück des Ganzen an, — ebenso wie man auch beim menschlichen Körper nicht von dem Glück einzelner Glieder, sondern nur von der Gesundheit, der Kraft, dem Glück des ganzen Körpers zu reden hat."

Zeiten aber, in denen überhaupt Theorien über Staat und Staatszwecke erdacht und aufgestellt werden, sind weit vorgeschrittene Zeiten. In weniger entwickelten Zeitläufen, in jedem Mittelalter aller Völker sind die Staatszwecke enger begrenzt; erst mit der culturellen Entwicklung des Lebens selbst dehnen sie sich immer weiter aus: in der frühesten Hälfte des Mittelalters eines jeden Volks ist eigentlich nur die Rechtssicherheit nach Außen, von der wir oben sprachen, anerkannter Staatszweck. Wenn der Feind plündernd ins Land fällt, dem Leben, der Habe des Einzelnen nachstellt, dann fühlt sich der ganze Staat verletzt. Aber im Innern hat es viele Jahrhunderte gedauert, ehe der Staat nur daran dachte, daß er auch dort gegen alle Arten von Rechtsstörungen auftreten müsse, — da wird der größte Theil solchen Schutzes theils der einzelnen Familie überlassen — das ist der Sinn der Blutrache, — theils Corporationen, — das ist der Sinn von Verbindungen, welche von Standesgenossen zu gemeinschaftlicher Vertheidigung geschlossen werden. Erst gegen Ende des Mittelalters, und damit schließt gewöhnlich das Mittelalter eines Volks, hat der Staat auch die innere Rechtssicherheit als eine Hauptaufgabe zu betrachten gelernt: er erklärt Landfrieden, verbietet die Blutrache, untersagt also die bisherige Form der Selbstvertheidigung, um dieselbe auf sich zu nehmen und hat damit ein ganz neues und bedeutendes Gebiet von Staatszwecken geschaffen. Gleichzeitig geht der Staat dann aber weiter und übernimmt vor Allem die Leitung des Unterrichts, ebenso stellt

er auch die Gewerbsthätigkeit, das ganze werbende Leben unter seinen besonderen Schutz. Was würden wir heute von einem Staate denken, der etwa erklärte, die Industrie geht mich gar nichts an, ob sie fortschreitet oder zurückgeht, das ist mir einerlei, der Einzelne mag selbst zusehen, wie er am besten fertig wird; der Unterricht des Volks geht mich ebenso gar nichts an. Heutzutage würde jede ähnlich sich auslassende Staatsgewalt für eine gewissenlose erklärt werden, die ihre Hauptpflichten verletzt, während man in gewissen Perioden z. B. unseres vorzugsweise sogenannten Mittelalters eine Staatsgewalt geradezu für tyrannisch erklärt haben würde, die auf Unterricht, die auf das gewerbliche Leben irgendwie hätte Einfluß nehmen wollen.

Im weiteren Verlauf der Geschichte wird die Verwaltungsthätigkeit des Staats immer bedeutender, und dabei ist charakteristisch, daß der Name des einen Zweigs derselben, der „Polizei" von „Politeia" kommt, einem Wort, das so viel wie Staat selbst bedeutet, und so sehen wir schließlich den heutigen Staat vor uns, mit seinem Rechtsschutz nach Außen und Innen, seiner Sorge für jede Art von Unterricht, für Gewerbe, Handel und Wandel, für Verkehr, Versicherung und wie alle die Aufgaben heißen mögen, die der moderne Staat zu erfüllen sucht, — der nun seinerseits den vorgeschrittenen Schulen in seinen Zwecken nicht mehr genügt.

Ueber die Zahl und den Umfang der staatlichen Aufgaben, deren Relativität der größte Staatsrechtslehrer des Alterthums, Aristoteles, schon sehr wohl erkannt hat, indem er sagte, daß keine Erklärung des Staatszwecks als absolut gelte, sondern jede in dem Flusse der Zeit stehe, läßt sich streiten. Aber daß beide stetig zunehmen, ist zweifellos, und wie in der Physik jede Kraftanstrengung Wärme aufzehrt, so verbraucht jede Bewegung des Staats, jede Lebensäußerung seiner Organe — Geld. Der aber, der directen Nutzen von den Thätigkeiten des Staats zieht, bezahlt nicht direct für seine Person für den entsprechenden Dienst; der moderne Staat empfängt von der einzelnen Person, der er Dienste leistet, nicht unmittelbar oder nur in verschwindendem Maße, und nur in einzelnen seltenen Fällen ein directes Aequivalent für den geleisteten Dienst. Im Großen und Ganzen hat der Staat andere Quellen, aus denen er schöpft, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und hier entsteht nicht die einzige, aber die schwierigste finanzielle Frage: „Woher nehmen?" — Nach der alten Mythologie war ein Pactolus zur Hand, welcher den Staat aus allen Verlegenheiten hätte ziehen können; aber so gewaltig haben sich die Verhältnisse geändert, so großartig sind die Zahlen geworden, um die es sich bei den Staatsausgaben heute handelt, daß alles Gold, von dem die Sage rühmt, daß ein Fluß wie der Pactolus es in seinem Sande führe, nicht hinreichen würde, die Ausgaben auch nur eines einzigen Tages in einem modernen Großstaate zu decken! Wenn das auf unserem ganzen Erdball im Laufe des Jahres gefundene und gegrabene Gold und Silber etwa $2^1/_2$ Milliarden Mark repräsentirt, dann wäre es gerade genug, um den Bedarf etwa unseres mächtigen westlichen Nachbars in einem Jahre zu decken, so daß nichts übrig bliebe für alle anderen Länder.

Das gewaltige Anwachsen der Staatsausgaben ist eine so allgemeine Erscheinung, daß sie auf einer Grundlage basiren muß, die von dem wechselnden

Willen der Menschen unabhängig scheint: Als im Jahre 1828 das Budget in Frankreich die Summe von einer Milliarde Francs überstieg, ging durch das ganze Land schreckenvolles Erstaunen — und doch sah man von dem Augenblick an kein Budget mehr, das so niedrige Zahlen aufwies wie das von 1828. Das Budget wuchs stetig weiter, erreichte im Jahre 1861 bereits die zweite Milliarde und seit dem Jahre 1883 ist die dritte Milliarde bei Weitem überschritten; mit anderen Worten: es haben sich die französischen Staatsausgaben im Verlauf von 50 Jahren mehr als verdreifacht. Zählt man aber den eigentlichen Staatsausgaben noch die der Departements und Communen in Frankreich bei, so ergibt sich für das ordentliche öffentliche Budget aller Ausgaben eine Summe, die mehr denn 4 Milliarden beträgt, während das außerordentliche Budget aller öffentlichen Ausgaben abermals für sich auf eine Milliarde zu beziffern ist.

Man hat sich daran gewöhnt, Frankreich in dieser Beziehung als schlechtes Beispiel anzusehen, man sagt, die Franzosen seien unberechenbar und verwöhnt durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens und somit geneigt, die Einnahmequellen ihres Landes für unerschöpflich zu halten, — England aber, das gewiß nüchtern rechnet und sich einer möglichst stabilen Regierung erfreut, zeigt ganz ähnliche Zahlen! Gegen Ende des 17. Jahrhunderts betrugen die sämmtlichen Ausgaben des englischen Staates — es handelte sich allerdings hierbei um England im engeren Sinne, das damals nur $5^1/_2$ Mill. Einwohner zählte — 1 400 000 L. St. Die Bevölkerung Englands ist bis heute zwar um das sechsfache gewachsen, die Ausgaben aber haben sich um mehr als das sechzigfache vermehrt; dieselben wuchsen allein in den 40 Jahren von 1832 bis 1873 um 50 Procent. Während sich gleichzeitig die Ausgaben für die Schuld bedeutend ermäßigten, hatte sich der Bedarf für Heer und Marine in der letztgenannten Periode verdoppelt, der der inneren Verwaltung sogar vervierfacht und in den letzten zehn Jahren hat abermals eine Zunahme der Ausgaben von über 20 Procent stattgefunden.

Woher nehmen die Staaten nun das für diese Ausgaben nöthige Geld? Wunderthätiger als alle in Sagen und Mythologien erträumten Märchen der Phantasie ist immer — die reale Wirklichkeit! Die Bürger sind es, die dem Staat jährlich aufs Neue die nöthigen Hilfsmittel in und aus ihren Privatwirthschaften schaffen. Was der Staat nicht etwa aus seinen Eigengütern zieht, das bringen ihm Steuern und Gefälle, vorausgesetzt, daß er Haus zu halten versteht, sonst muß er sich in Schulden stürzen, Anleihen aufnehmen und dadurch wenigstens moralisch sich eines Theils der Freiheit seiner Bewegungen entäußern.

Die Thatsache aber, daß die Beiträge, die der Staat von den Einzelwirthschaften fordert und die wir Steuern nennen, immer mehr vorwiegen unter den Einnahmen des Staats, ist ein Charakteristikon des modernen Staats. Die moderne Steuer ist nichts Anderes als eine Art von Abschlagszahlung „ein für alle Mal" für die vom Staat dem Einzelnen zu leistenden Dienste; der Umstand jedoch, daß die meisten Einzeldienste des Staats, natürlich nur äußerlich, unbezahlt erscheinen, ist einer der Gründe, warum die Völker geneigt sind, dem Staate immer größere Attribute beizulegen, die Anforderungen an den Dienst des Staates mit anderen Worten zu übertreiben. Trotzdem kein vernünftiger Mensch

mehr Waare kaufen wird als er zu seiner Bedürfnißbefriedigung bedarf — denn jeder denkende Käufer weiß, daß er als Individuum sofort den Preis für diese Waare wird zahlen müssen — pflegen umgekehrt sehr viele als gescheidt geltende Menschen, die in allen anderen Beziehungen des Lebens recht vernünftig und kalt zu rechnen verstehen, vom Staate eine ganze Menge von Diensten zu fordern, die weit über das hinausgehen, dessen sie bedürfen, einfach darum, weil sie den Preis dafür nicht als Individuum sofort zu erlegen haben. Sie vergessen dabei, daß sie doch schließlich das Aequivalent für diese Dienste zu zahlen haben gerade in jener, der Gesammtheit aller Staatsbürger gemeinschaftlichen Art der Abschlagszahlung ein für alle Mal: der Steuer.

* * *

Gehen wir nunmehr etwas näher ein auf die Einnahmequellen des Staates, von denen jede einzelne mehr oder weniger ergiebig und nachhaltig ist und ihre Nebenwirkung auf das ökonomische Befinden des Staates ausübt:

Die Mittel zur Erfüllung seiner Aufgaben, von denen wir vorher sprachen, nimmt und kann der Staat nur nehmen aus der innerhalb seiner Machtbefugniß sich entwickelnden Volkswirthschaft, da außerhalb der letzteren ja keinerlei volkswirthschaftlich nutzbare Gegenstände sich in einem Volke befinden. Bei jedem irgend cultivirten Volk ist aber unter den unzähligen Haushaltungen und Wirthschaften, die zusammen die Volkswirthschaft bilden, die Regierungswirthschaft in der Regel offenbar die größte, und sie hat das für sie Eigenthümliche, sie von allen anderen Wirthschaften Unterscheidende, daß sie über alle anderen, seien das Corporations-, Gemeinde- oder Privatwirthschaften, das Befehlshaberrecht ausübt. Der Staat hat eben das Recht, — er wird es allerdings in natura rerum nicht unbeschränkt ausüben können, aber er hat theoretisch das unbeschränkte Recht, — von jedem einzelnen Privathaushalt eine so große Quote, wie ihm zur Erfüllung seiner Aufgaben nöthig scheint, für seinen Bedarf zu verlangen, und in diesem einen Umstande erkennt man schon sehr klar, wie theoretisch und praktisch Volkswirthschaft einerseits und Regierungswirthschaft, d. h. Finanzwirthschaft des Staates andererseits, unzertrennlich zusammenhängen. Eine ungleich vertheilte, schlecht aufgeladene Beisteuer-Last übt einen unverhältnißmäßigen Druck auf einzelne Stellen der Volkswirthschaft aus und verursacht Wunden, die den ganzen Körper schwächen können.

Neben den erzwungenen Beiträgen der Einzelwirthschaften zu der Staatswirthschaft ist aber das wirthschaftlich nutzbare Eigenthum an eigenen Gütern des Staats, d. h. sind die Domänen aller Art bei den Staatskünstlern stets sehr beliebt gewesen und haben sich dieselben durch den Einwand nicht irre machen lassen, daß der Staat aus solchen Gütern weniger Reingewinn ziehe als der Privatbesitz ziehen würde. Dieser Einwand schwächt eben nur wenig die großen Vortheile ab, die dem Staat aus seinem Eigenbesitz erwachsen, daß nämlich entsprechend den bezüglichen Einnahmen um so viel weniger Steuern auszuschreiben sind und bildet dieser Besitz, abgesehen von anderen Vortheilen, überdies noch einen stets bereiten Nothpfennig für schlimme Zeiten.

Dies hat eine besondere Bedeutung für Deutschland; denn wenige andere

Staaten sind so reich begütert, wie die meisten deutschen und wie z. B. Preußen. Beim ersten Anblick finden wir in seinem Budget[1]) eine Bruttoeinnahme von 1083 Mill. Mark, dazu tragen bei: Domänen und Forsten 76,8 Mill., Berg- und Hüttenwesen 96,5 Mill., Eisenbahnen 514,7 Mill., das sind zusammen 688 Mill. oder 64 Procent von allen Einnahmen. Bei dieser Aufstellung handelt es sich allerdings um eine Rechnung in Bausch und Bogen, an der im Einzelnen viel zu verbessern ist. Die flüchtige Skizze läßt aber doch schon den Gegenstand, um den es sich handelt, erkennen.

Sehen wir uns die Nettozahlen an, so begreifen die Gesammt-Nettoeinnahmen von 540 Mill. 202,5 Mill. Netto-Einkünfte aus directen und indirecten Steuern, das sind nur 37 Procent. — Wenn wir nun weiter das Budget des Deutschen Reichs bei der Betrachtung der preußischen Verhältnisse in Rücksicht ziehen, das bei den Budgets eines jeden deutschen Particularstaates stets — wenn auch nicht für Alle in gleicher Weise — procentual zuzurechnen ist, und — was Preußen angeht — den betreffenden Bruttoposten des deutschen Budgets auf 220 Mill. annehmen und obigen 1083 Mill. hinzuzählen, so ergibt das rund 1300 Mill. Die Steuereinnahmen von Brutto 250 + 220 = 470 dagegen gehalten, zeigt, welch' bedeutende Rolle die Einnahmen, die nicht aus Steuern fließen, für den überwiegend mächtigen deutschen Partikularstaat spielen.

Um aber noch ein Beispiel aus Deutschland anzuführen, wollen wir Württemberg, dessen Budget den hier behandelten Gegenstand sehr anschaulich darstellt, erwähnen. Dort finden wir die Einnahmen eingetheilt in:

1) Vom Kammergut (10 verschiedene Posten) 21 432 718 Mark.
2) Von Steuern (7 Hauptposten) 26 328 851 Mark.

Das aber ist gleichfalls ein sehr günstiges Verhältniß.

Betrachten wir nun unter demselben Gesichtspunkt die Nachbarländer und beginnen wir mit Rußland: die definitive Abrechnung für das Jahr 1879[2]) stellt auf 651 Mill. Rubel Einnahmen, darunter figuriren aber viele durchlaufende Posten — auch Creditoperationen — auf die wir hier nicht näher eingehen können, und wenn wir auch Posten und Telegraphen[3]) unberücksichtigt lassen, so ergeben sich etwa 515 Mill. Rubel an echten Steuern und Gefällen, denen an Einkünften aus Staatsbesitz 33 Mill. gegenüberstehen, das sind etwa 6 Procent.

Bei Oesterreich können wir von der Nominal-Bruttoeinnahme von 463 Mill. Gulden für uns nur 382 Mill. ausscheiden; bei dem Rest handelt es sich entweder um durchlaufende Posten, d. h. Summen, die man nur als Ein-

---

[1]) Wir nehmen, wie uns dieselben gerade zur Hand liegen, die Zahlen für 1883/84, andere aber würden dieselben Resultate ergeben.

[2]) Nach Wesselowsky's „Annuaire", Petersburg 1883.

[3]) Weil der bezügliche Reingewinn ungemein klein ist, obgleich die Zahlen an sich sehr groß sind. Man kann übrigens auch die Einnahmen bei diesem Betrieb, also das Porto u. s. w., nicht zu den „Lasten" rechnen. Der Hauptgrund aber, weshalb die bezüglichen Zahlen hier nicht in Rechnung gezogen worden, ist, daß dieselben bei den andern Ländern ebenfalls unberücksichtigt bleiben.

nahme und als Ausgabe auf beiden Seiten erscheinen läßt[1]), oder um solche, die als Ergebniß der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltung figuriren. Letztere kann hier nicht zum „Haben" der Staatskasse gerechnet werden, denn 17,7 Mill. Einnahmen stehen 19,3 Mill. Ausgaben, also ein Deficit, gegenüber, während wir ja hier nach Einnahmeüberschüssen suchen, die den Steuerzahler entsprechend entlasten. Den obigen 382 Mill. Steuern aber haben wir höchstens 11 Mill. Einnahmen aus Staatsbesitz gegenüberzustellen, das aber sind keine 3 Procent, während im ungarischen Budget die Einkünfte aus Staatsbesitz beinahe 15 Procent betragen.

Eine ähnliche Zusammenstellung des italienischen Budgets für 1883, das in seinen vier Kategorien einen Nominalbetrag von 1544 Mill. Lire aufzuweisen hat, ergibt 1130 Mill. an Steuern, zu denen wir, wenn auch zögernd, 72 Mill. an Staatslotterieeinnahmen zurechnen wollen; denn ist das Lotterieloos auch kein Steuerzettel, so werden dennoch die Einnahmen aus der Lotterie von Bürgern Italiens getragen. Jenen 1130 Mill. stehen aber wenig mehr als 25 Mill. als Dominialeinkommen gegenüber, so daß die Staatsgüter nur annähernd 2 Procent der Bedürfnisse decken.

Frankreich[2]) hat neben seinen 2575 Mill. Francs Steuern aller Art nur 90 Mill. Einnahmen aus Domänen und Wäldern, (wie dort unterschieden wird) und 32 Mill. aus Erträgen von auswärtigen Besitzungen, das macht nicht $4^1/_2$ Procent aus.

Großbritannien und Irland ziehen noch weniger aus dieser Quelle; denn während der Ertrag der Steuern und Zölle dort 73 Mill. £ übersteigt, bringen die eigentlichen Domänen weniger als $^1/_2$ Mill., das ist nicht ein Procent.

Dieser flüchtige Blick, mit dem wir die Hauptstaaten Europa's streiften, genügt, um zu zeigen, daß in Betreff des Staatsbesitzes Deutschland ungemein bevorzugt ist. Steuern muß der deutsche Staatsbürger freilich auch tragen, ein großer Theil der Staatsausgaben wird aber vom Staate selbst aus den Revenuen seiner Eigenwirthschaft gedeckt.

Es ist klar, daß die Last des Steuerdrucks durch die Art der Vertheilung der Steuern sehr erleichtert werden kann. — Wir berühren hier einen heiklen Punkt — den der directen und indirecten Steuern, wenn sich auch der bezügliche Streit sehr abgekühlt hat: gibt es doch kaum mehr Anhänger der reinen directen Steuern. Beide Steuern sind nöthig, und keine Finanzlehre, selbst des verwegensten Socialpolitikers, verlangt heute mehr die Abschaffung der indirecten Steuern. Ein solcher Verzicht wäre in unserm modernen Staatswesen einfach unmöglich, da man nirgends mittelst der directen Hebungsform allein die für die Deckung der Staatsbedürfnisse nöthige Summe zusammenzubringen vermöchte. So müssen denn die indirecten Steuern, mag der Einzelne sie selbst als ein Uebel ansehen, dennoch vom Standpunkt der Finanzpolitik, sobald man sie für nothwendig erachtet, auch für gerechtfertigt erklärt werden.

[1]) Z. B. wenn eine Provinz dem Staate eine Summe als Beitrag für den Wegebau gibt.

[2]) S. R. von Kaufmann: „Die Finanzen Frankreichs" (Leipzig 1883), Seite 592, und ebenso R. de Kaufmann: „Les finances de la France" (Paris 1884).

Gäbe es keine tadelsüchtige Kritik um jeden Preis, so würden die indirecten Steuern sogar die beiden Nächstbetheiligten selbst: Fiscus und Steuerpflichtige — einfach zufrieden stellen. Was will der Fiscus? Daß die Abgaben leicht eingehen und zugleich möglichst die Fähigkeit eines natürlichen Wachsthums haben. Was verlangt hingegen der Steuerpflichtige? Daß er die Auflagen so wenig wie thunlich empfinde und zugleich die Möglichkeit, sich bis zu einem gewissen Maß der Entrichtung der Abgaben, durch Verzicht auf deren Objecte, entziehen zu können, ohne straffällig zu werden. Beides erfüllt die indirecte Steuer. Solchen Wahrnehmungen gegenüber fängt der Kritiker den Ball allerdings im Fluge auf, indem er hervorhebt, daß gerade die Haupteigenschaft der indirecten Steuern *darin* bestehe, sich stark zu vermehren; daß diese Eigenschaft aber eine üble sei, da der Steuerzahler unter ihrer Einwirkung stets um ebenso viel ärmer würde. Macht man dann geltend, daß letzterer die Last kaum empfindet, so wird eben dieser selbe Umstand hinwiederum als das stärkste Argument gegen die indirecten Steuern hingestellt, indem man demgegenüber gerade die Forderung stellt, der Bürger *solle* die Schwere der Abgaben drückend empfinden, damit sie ihm lästig werde und er sich gegen jede Uebertreibung auflehne; er solle auf solche Weise zugleich gereizt werden, die Staatsausgaben strenger zu beaufsichtigen, damit sie in ihren richtigen Grenzen blieben, da die Staatsregierungen an und für sich stets Hang zum Geldausgeben hätten!

Abgesehen von solcher Argumentation ist einfach anzuerkennen, daß der moderne Staat zur Befriedigung seiner Bedürfnisse *beider* Steuerarten gleichmäßig bedarf. Die vornehmste Aufgabe des Staats ist seine Selbsterhaltung; er *muß* leben und dazu muß er bedeutende Einnahmen haben, und wie diese Einnahmen nur dann zu schaffen sind, wenn er alle Quellen fließend macht, so muß er auch Steuern verschiedener Gestalt nehmen. Mit diesem dreifachen „Muß" ist Alles erklärt und — gerechtfertigt.

Ein Vergleich der verschiedenen Staaten daraufhin, wieviel unter ihren Steuereinnahmen sie auf directem oder indirectem Wege erzielen, ist von höchstem Interesse und wirft manches Streiflicht auf die politischen und ökonomischen Zustände jedes einzelnen Landes. Beginnen wir mit *Preußen*, ohne gerade sehr weit in die Vergangenheit zurückzugreifen: Viele unserer Zeitgenossen erinnern sich noch des Jahres 1844. Damals erreichte das preußische Einnahmebudget 74,9 Mill. Thaler, und wenn wir von denselben die Einnahmen von Domänen und durchlaufenden Posten abstreichen, so bleiben übrig 20 Mill. aus directen neben 39,7 Mill. aus indirecten Abgaben, das ist ein Verhältniß wie 33 : 67. Zwanzig Jahre später, 1864, hat dasselbe Preußen 151,8 Mill. Thaler eingenommen, und darunter 28 Mill. an directen und 59 Mill. an indirecten Steuern, das ist ein Verhältniß von 32 : 68. Das Verhältniß hat sich also nicht sehr verrückt, obgleich die indirecten Steuern um 49 Procent, die directen nur um 40 Procent gestiegen sind. Bei letzteren ist allerdings zu berücksichtigen, daß es sich bei ihnen nicht um ein Steigen der *alten* directen Steuern handelt, sondern daß das Plus wesentlich von *neu* aufkommenden directen Steuern herrührt, vor Allem von der neu aufgelegten Einkommensteuer. Es mußten aber namentlich darum in Preußen neue directe Steuern eingeführt werden, weil bei

der verhältnißmäßigen Armuth des Landes die Einnahmen aus indirecten Steuern nur weit langsamer als in anderen, reicheren Ländern steigen konnten und so dem wachsenden Bedürfniß allein zu genügen nicht im Stande waren.

Das Jahr 1864 läßt sich nicht ohne Weiteres mit dem Jahre 1884 vergleichen: in dem dazwischen liegenden Zeitraum haben sich so viele Veränderungen ergeben, daß unter denselben Namen oft von ganz anderen Dingen die Rede ist, und wenn wir auf den heutigen Tabellen, was Preußen angeht, 145 Mill. Mark directer Steuern neben 95 Mill. indirecter sehen, so müssen wir gleichzeitig auf die Reichseinnahmen aus den indirecten Verbrauchssteuern des Reichs hinüberblicken, da derselbe Steuerpflichtige, der als Deutscher dem Reich steuert, gleichzeitig als Preuße, Preußen steuert.

Nach einer ungefähren Berechnung wird sich der Beitrag Preußens speciell zur Reichssteuer auf 220 Mill. Mark belaufen, diese — da es sich dabei nur um indirecte Steuern handelt — zu den 95 Mill. gerechnet, gibt 315 Mill. Das Verhältniß wäre dasselbe geblieben: 32 Procent directe gegen 68 Procent indirecte Steuern. Diese Zahlen enthalten zuviel Hypothetisches, um Schlüsse aus ihnen zu ziehen[1]) und begnügen wir uns zu bemerken, daß die Zölle und Verbrauchssteuern der Reichskasse im Jahre 1873 257 Mill. und für das Jahr 1883/84 auf 345 Mill. eingeschätzt waren, das ist gleich einer Steigerung von einem Drittel oder 33 Procent.

Die großen politischen Umwälzungen, die seit einigen Jahrzehnten in Europa stattgefunden haben, bereiten dem, der die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen will, ganz besondere Schwierigkeiten, zumal wenn es sich um die Darstellung großer Resultate auf beschränktem Raum mit mindest möglichem Zahlenapparat handelt; so bieten sich der Betrachtung keine gleichartigen regelrechten Perioden. Wir brauchen aber nicht schulmäßig zu verfahren, wenn wir weiterhin die Thatsache, daß beim Reicherwerden der Volkswirthschaft die indirecten Steuern ergiebiger zu werden pflegen, zu veranschaulichen versuchen. Wenn wir z. B. bei der Betrachtung der Gesammteinkünfte Oesterreichs und Ungarns auf das Jahr 1824 zurückgreifen, so begegnen wir einer Zahl von 128 Mill. Gulden, darunter 52 Mill. an directen und etwas über 53 Mill. an indirecten Steuern, also fast 50 % directen gegenüber etwas über 50 % indirecten Steuern. Vom Jahre 1833 an bringen $1^1/_2$ Jahrzehnte hindurch die directen Steuern in Oesterreich-Ungarn 47 Mill. ein gegen anfänglich 72 Mill. indirecter Abgaben, welche nach und nach steigen, so daß im Jahre 1847 den stabil gebliebenen 47 Mill. directer Steuern 95 Mill. indirecter Steuererträge gegenüberstehen. Das Verhältniß der directen zu den indirecten Abgaben hatte sich daher in den Jahren von 1833—1847 von 40 : 60 in 33 : 67 % verwandelt. In den fünfziger Jahren werden die directen Steuern sehr bedeutend erhöht, sie verdoppeln sich gegen die frühere Periode und betragen im Jahre 1858 94 Mill.; aber auch die indirecten Steuern sind, und zwar mit viel geringeren Anstrengungen, fortgeschritten und kommen im nämlichen Jahre auf 159 Mill., ein Verhältniß also von 38 : 62 %.

[1]) Aus andern Gesichtspunkten kommen wir später auf dieselben zurück, wobei wir genauer Zahlen werden benutzen können.

Ueberspringen wir nun einen größeren Zeitraum — die österreichische Monarchie hat sich innerhalb derselben in zwei verhältnißmäßig lose zusammenhängende Hälften gespalten — so sehen wir im Jahre 1883, um bloß von der cisleithanischen Hälfte des Reiches zu sprechen, 92,9 Mill. directer Steuern neben 289,3 Mill. indirecter, d. h. innerhalb der Staatseinnahmen bringen die directen Steuern nur mehr 24% gegenüber den 76% der indirecten Steuern; die Bruttoeinnahme erreicht 463,7 Mill., und nur mit Hilfe der indirecten Steuern war diese so gewaltig angeschwollene Summe zu erzielen.

Ungarn hat seinerseits ein besonderes Budget von 301 Mill. Gulden, diese plus der 463,7 Mill. Cisleithanien macht 764,7 Mill., eine Summe, die beinahe das Sechsfache der Erträgnisse von 1824 darstellt. Im ungarischen Budget aber figuriren die directen Steuern mit 89 Mill. und die indirecten mit 106,7 Mill., so daß also 45% der Steuereinnahmen von den directen und 55% von den indirecten getragen werden, und aus der Gegenüberstellung dieses Procentsatzes mit dem von Cisleithanien dürfte hervorleuchten, daß das transleithanische Land verhältnißmäßig ärmer ist, als die cisleithanischen Länder.

Die Geschichte des russischen Budgets beginnt mit dem Jahre 1862; Alles was man von früheren Zahlen anführt, entspringt unzuverlässigen nicht officiellen Quellen. Das Wesselowsky'sche „Annuaire" gibt Aufschlüsse über die Jahre 1866 bis heute. In dem ersten Jahre der Serie belaufen sich die Einnahmen auf 352,6 Mill. Rubel und steigen von da ab rapid, wobei aber die Totalsummen wegen der großen durchlaufenden Posten weniger zum Kriterium zu nehmen sind als deren Bestandtheile. Wenn wir, unbeirrt um die Scheinzahlen, bloß die wirklichen Steuern aufsuchen, so finden wir, daß im Budget für 1866 74 Mill. directer, 181 Mill. indirecten Steuern gegenüberstehen, demnach ein Verhältniß von 29 : 71%.

Im Budget für 1883 dagegen, das mit 707 Mill., und wenn man die außerordentlichen Einnahmen hinzurechnet, mit 778 Mill. Rubeln abschließt, figuriren die directen Steuern mit 137,4 Mill. und die indirecten mit 411,7 Mill., das ist ein Verhältniß wie 25 : 75%.

Was Italien angeht, so finden wir, nach dem Budget von 1883, daß die directen Abgaben 383 Mill. Lire und die indirecten 674 Mill. betragen, das sind 36 : 64%.

Die langen französischen Tabellen lassen den Gang der bezüglichen Verhältnisse besonders klar hervortreten. Greifen wir die aus finanz-technischen Gründen speciell geeigneten Jahre 1836, 1856, 1869, 1883 heraus, aus denen wir folgende lehrreiche Tabelle (in Millionen Francs) zusammenstellen können:

Jahrgang.	Gesammtbudget.	Directe Steuern.	Indirecte Steuern.	Verhältniß der direct. St. zu den indir. St.	
1836	1053	271	616	31%	69%
1856	1637	283	1033	22%	78%
1869	2087	332	1323	20%	80%
1883	3044	402	2287[1])	15%	85%

[1]) Posten und Telegraphen nicht mitgerechnet, aber 50 Millionen an Steuern auf Werthpapiere, die wir in unseren „Finanzen Frankreichs", im Gegensatz zu der officiellen Classification, was richtiger, zu den directen Steuern gezählt haben.

Der Krieg von 1870/71 hatte Frankreich direct 10 Milliarden gekostet, abgesehen von den unberechenbaren indirecten Verlusten für die nationale Wirthschaft. Gleichzeitig waren zwei Provinzen vom Staatsganzen losgelöst worden, ohne den auf sie entfallenden Theil der nationalen Schuld mit zu übernehmen. Der bedeutenden Verminderung der Staatseinnahmen gegenüber hatte sich der Staatsbedarf um über 45% gesteigert und so entstand ein ebenso plötzliches als gewaltiges Bedürfniß nach Steigerung der Einnahmen. Diese ganze Last wurde aber fast ausschließlich den indirecten Steuern aufgebürdet, während von den directen Steuern nur die Gewerbesteuer erhöht wurde. Bei einem Vergleich der Einnahmen aus der Gewerbesteuer der Jahre 1869 und 1883 zeigt sich zwar, daß dieselbe in dem letzteren Jahre 70 Mill. Francs mehr erbringt; man würde sich aber täuschen, wollte man annehmen, daß die Erhöhung thatsächlich so viel beträgt. In diesen 70 Mill. stecken 25 Mill., die früher unter anderem Titel im Budget figurirten, sogenannte „Recettes diverses"; ebenso sind auch einzelne Theile der Haussteuer nunmehr anders classirt u. s. w.

Trotz der gewaltigen Mehreinnahmen aber aus den indirecten Steuern und trotzdem auf ihnen vorzugsweise das französische Budget beruht, sind es meist die Interessenten der directen Steuern, aus deren Reihen in Frankreich Klage über Steuerdruck erschallt!

Von Großbritannien und Irland ist genugsam bekannt, daß dort abermals bei den Staatseinnahmen das Hauptgewicht auf die indirecten Steuern gelegt wird. Die Verhältnißzahlen zwischen directen und indirecten Abgaben bleiben dort, wenn auch in der einen oder anderen Kategorie stets an deren Details gefeilt wird, beim Steigen der Hauptsumme fast gleich. Im Jahre 1869 stehen sich 12,1 Mill. £ Erträgnisse aus directen und 51,6 Mill. aus indirecten Steuern gegenüber. Aus diesen Zahlen sind im Jahre 1884 15,2 Mill. für directe und 58,2 Mill. für indirecte Abgaben geworden: in beiden Fällen ein Verhältniß von 21 : 79 %.

Das thatsächliche Vorherrschen der indirecten Steuern in allen Ländern trotz der vielfachen Gegner dieses Systems, beweist genügend deren innere Nothwendigkeit. Je schwerer die Last wird, desto mehr Schultern müssen sie tragen helfen, und warum sollten nicht alle diejenigen, welche Rechte auszuüben befugt sind, dem staatlichen Gemeinschaftsleben gegenüber auch entsprechende Pflichten zu erfüllen haben? Wenn einzelne Bürger gar keine Lasten zu tragen hätten, so wäre es um so weniger zu rechtfertigen, daß sie trotzdem politische Rechte ausüben und z. B. Abgeordnete wählen dürften, welche anderen Bürgern, als ihren Wählern, Steuern aufzuerlegen berechtigt sind! Den Staat, an dessen Regierung man irgendwie theilnehmen will, muß man auch ernähren helfen; die große Mehrzahl des Volkes ist aber, wie reich die Gesammtheit auch sein mag, nicht im Stande, den bezüglichen Beitrag anders als in kleinen, oft wiederholten Abschlagszahlungen zu leisten, und so lange man nicht beweisen kann, daß jeder Mensch mit Staatsklugheit und Opferfreudigkeit ausgestattet, auf die Welt kommt, so lange wird man kein nachhaltiges Moment gegen den Satz aufstellen können, daß es am besten ist, wenn die Steuer möglichst unbewußt entrichtet

wird. Alles das läßt sich aber nur durch indirecte Steuern erreichen! Die Gesammtheit aller Staatsbürger muß eben die Staatslasten tragen helfen. Wenn man die wirklich reich Begüterten auch noch so sehr, ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend, zur Steuer heranzöge, so sind die von denselben zu ziehenden Summen immerhin nur sehr klein im Vergleich zu dem, was die Masse des Volks an Beiträgen zu den Staatsausgaben zu liefern im Stande ist.

* * *

Von dem Wachsen der Staatsaufgaben und somit der Staatsausgaben haben wir Eingangs gesprochen. Beide in engstem Zusammenhange stehende Erscheinungen wiederholen sich bei jedem einzelnen Staat, nur mit dem Unterschied, daß es dem einen Staat leichter, dem anderen schwerer wird, sich für die Erfüllung seiner Aufgaben die bezüglichen nöthigen Mittel zu schaffen. An dem, was man allgemein Finanzlage der Staaten nennt, läßt sich das Mehr oder Mindermaß der betreffenden Schwierigkeit allein ermessen, und so wollen wir auch einen kurzen Ueberblick über die Finanzlage der Hauptstaaten Europas zu gewinnen versuchen.

Deutschland bietet in dieser Beziehung die größten Schwierigkeiten; dort sind gleichmäßig zwei verschiedene, wenn auch eng verwandte Verhältnisse im Auge zu behalten: das Reich einerseits und andererseits die einzelnen Bundesstaaten, und selbst dieses Verhältniß ist einigen Einzelstaaten gegenüber in verschiedenen Fällen abermals ein sehr verschiedenes. Die Finanzwirthschaft des Deutschen Reichs ist ihrem Grundprincip nach eine Gesellschaftswirthschaft und unter den Unebenheiten, welche die Reichsverfassung aufweist, ist die markanteste die, daß, während auf allen anderen Gebieten das bundesstaatliche Princip obwaltet, die Finanzwirthschaft des Reiches von dem föderalistischen Princip beherrscht wird.

Das Reich hat vor allem eine Aufgabe, hinter der alle anderen, mögen dieselben auch noch so wichtig sein, zurücktreten: die Vertretung und Vertheidigung Deutschlands nach Außen. Diese Aufgabe kostet an einmaligen und fortdauernden Ausgaben (1883/84) brutto 592 Mill. Mark, und wenn wir die durchlaufenden Posten von jener Summe abziehen, z. B. 29,3 Mill. des „Reichs-Invalidenfonds", die auf beiden Seiten des Etats figuriren; ferner die 94 Mill., die unter der Rubrik „Reichsschatzamt" stehen und von denen das Reich 93½ Millionen unter die Vereinsstaaten vertheilt, so daß diese Summe für die Einzelstaaten Einnahme bedeutet (Ueberweisung aus den Erträgnissen der Zölle und der Tabaksteuer), so bleiben an eigentlichen Ausgaben übrig, für das Heer (339,8 + 28 Mill. ist gleich) 367,8 Mill., für die Marine 40 Mill., für die Reichskanzlei und das Auswärtige Amt etwa 7 Mill., für die Reichsschuld 14,6 Mill. und einige kleinere Posten.

Den 592 Mill. Bruttoausgaben steht eine ähnliche Summe von Einnahmen gegenüber. Das Reichsbudget hat nämlich die bemerkenswerthe Eigenschaft, kein Deficit haben zu können: fehlt dem Reichsbudget das Gleichgewicht in seiner

Bilanz, so greift es in das Wundersäcklein der Matricularbeiträge, läßt die Gesellschafter zusammenschießen und das Deficit ist verschwunden[1])!

In dem vor uns liegenden Budget entspricht der betreffende Zuschuß von 92½ Mill. Mark der Einzelstaaten ungefähr den erwähnten Ueberweisungen an die Einzelstaaten, — mit anderen Worten erhalten die Matricularbeiträge eine große Aehnlichkeit mit durchlaufenden Posten. Ob es nicht einfacher wäre, die Ueberweisungen zugleich mit den Beiträgen aufzuheben und damit das Budget von seiner ungesunden Scheingröße zu befreien — statt mit 592 Mill. auf beiden Seiten würde es dann mit 500 Mill. balanciren — wollen wir dahin gestellt sein lassen. Innerhalb jener Summe von 500 Mill. beträgt die von den Steuerzahlern wirklich getragene Last nur etwa 365 Mill.

Das deutsche Reichsbudget genügt aber keineswegs, um an ihm die deutschen Finanzen klar zu legen; dasselbe dient wesentlich nur einem — nämlich dem äußeren Aufgabenkreise, während die Aufgaben des Staats nach Innen wesentlich den einzelnen Particularstaaten, zumal auch ihrer Ausführung nach, zufallen. Weiter zeigt das deutsche Reichsbudget auf seiner Ausgabenseite auch keineswegs die große Vielfältigkeit der Hilfsquellen, deren jede für den Finanzpolitiker ein Problem ist. Wenn es dem Reich neben den ihm überwiesenen Verbrauchssteuern an Mitteln fehlt, so haben — wie gesagt — die Einzelstaaten einzutreten und allein innerhalb deren Budgets verursacht es häufig Schwierigkeiten, das Soll mit dem Haben in Gleichgewicht zu bringen.

Eingehender hier über die Aufgaben des Staates zu sprechen gestattet uns der Raum nicht. Es darf aber nicht vergessen werden, daß es nicht nur die Zwecke selbst sind, die Ausgaben erfordern, sondern daß die Durchführung dieser Zwecke, die Organe des Staates, welche die Ausführung zu übernehmen

---

[1]) Daß gerade im Augenblick derartige Zuschüsse Seitens der Particularstaaten in erhöhtem Umfange nöthig sind, erklärt sich aus der ungenügenden Besteuerung dreier Artikel, auf deren fiscalischer Ausnutzungsfähigkeit das indirecte Steuersystem der meisten Staaten basirt: dem Tabak, dem Branntwein, dem Zucker.

Ersteren angehend, ist das Tabaksmonopol bislang in Deutschland nicht durchzuführen gewesen, und bezüglich des Branntweins sind alle Steuerreformversuche bisher entweder bei Regierung oder Volksvertretung auf Widerstand gestoßen, während bei der Zuckerbesteuerung ungezählte Millionen in Exportprämien, die nur wenigen Privilegirten im Inland und sonst dem Ausland zu Gute kamen, verausgabt wurden. Durch dieselben Exportprämien, das Resultat einer den Verhältnissen nicht Rechnung tragenden Besteuerung, ist die deutsche Zucker-Industrie über ihren natürlichen Standort und ihr natürliches Maß hinaus großgezogen worden, um schließlich, allen Krisen preisgegeben, auch die Landwirthschaft, die man zu unterstützen wähnte, in Mitleidenschaft zu ziehen.

Es hat nicht an warnenden Stimmen gefehlt, die im Voraus auf all' jene Gefahren und die ohne gründliche Remedur unvermeidlichen Mißstände aufmerksam machten. So hat Schreiber dieses bereits im Jahre 1878 sein Buch „Die Zucker-Industrie in ihrer wirthschaftlichen und steuerfiscalischen Bedeutung" veröffentlicht, in welchem er, ebenso wie auch sonst in Schrift und Wort, auf die damals zuerst sich geltend machenden Verbesserungen in der Technik des Ausbringens des Zuckers hinwies, und die heutigen Verhältnisse: sowohl die fiscalischen Mindererträgnisse, wie die Krisis in der Industrie und der mit derselben zusammenhängenden Landwirthschaft, wenn nicht mit dem alten Steuersystem gebrochen würde, vorhersagte. Ebenso ist im Reichstag seit Jahren und wiederholt auf die Nothwendigkeit einer Reformirung der Zuckersteuer hingewiesen worden.

haben, ebenfalls Ausgaben verursachen. Schon allein das Erheben der Steuern und die Bewirthschaftung der Eigengüter des Staats beanspruchen sehr bedeutende Summen, und diese sind mit in Betracht zu ziehen, hat man die Ausgaben und Einnahmen zu balanciren.

Wenn wir einen Blick auf das Finanzwesen des überwiegend wichtigsten deutschen Particularstaates, Preußen, werfen, der uns gleichzeitig gestatten wird, auch einige andere hierher gehörende interessante Fragen zu berühren, so gibt uns das Budget Preußens, das nur ein bloßer Voranschlag ist, also nur verkündet, was sein soll, nicht was ist, nur theilweisen Aufschluß über die Finanzlage. Wir finden z. B. für das Finanzjahr 1882/83 die Einnahmen auf 955 578 685 Mark veranschlagt und daneben steht dann der Anschlag für die Ausgaben abermals mit 955 578 685 Mark bei Heller und Pfennig. In Frankreich würde man sich bei der Aufstellung eines derartigen Voranschlages mit der Gleichheit der Zahlen auf beiden Seiten nicht zufriedenstellen, dort schnitzelt und feilt der Budgetkünstler so lange an seinem Voranschlag herum, bis ein paar Millionen Einnahmeüberschuß wenigstens auf dem Papier steht — mehr oder minder, je nach dem Maße seiner Bescheidenheit! Man hat sich schon in einzelnen Fällen mit weniger als einer halben Million Ueberschuß begnügt, aber ein „excédant" muß da sein, das gehört in Frankreich zum finanziellen Decorum. In England geht man bei den Voranschlägen wiederum anders zu Werke, man vergißt dort nicht, daß es sich um bloße „estimates", Schätzungen, handelt, und begnügt sich damit, runde Summen aufzustellen. Dazu ist man bei uns zu systematisch — vielleicht fehlt es aber nirgends so sehr an System wie gerade bei uns! — Die 955 578 685 Mark des preußischen Voranschlags haben sich in der Rechnung über die thatsächlichen Erträgnisse im Jahre 1882/83 in folgende Zahlen verwandelt: Einnahmen, abgerundet 1105 Millionen Mark, Ausgaben 1011 Mill. Ueberschuß, oder (wie es in der betreffenden Rechnung heißt) Bestand 94 Mill. Die Wirklichkeit entspricht eben nicht immer der Voraussetzung der Schätzung! So wurde der Ertrag der directen Steuern auf 144 Mill. geschätzt, während 150 Mill. thatsächlich einkamen, wogegen manche indirecten Abgaben hinter den Erwartungen zurückblieben. Diese Posten sind aber unbedeutend im Vergleich mit den Ueberraschungen, die ein anderer Posten bieten kann, wir meinen die Eisenbahneinnahmen. Dieselben sind in dem genannten Voranschlag brutto mit 390 Mill. eingesetzt, brachten aber nur 379 Mill.

Gewiß ist es für den Fiscus sehr angenehm, eine Quelle zu besitzen, aus der er 120, 130 und mehr Millionen Mark ziehen kann, ohne den Steuerzahler direct zu belästigen; die Sache hat aber auch ihre Kehrseite. Der bezügliche Ertrag ist bedeutenden Schwankungen unterworfen; so hat die Cholera im laufenden Jahre die Einnahmen der französischen Eisenbahnen um mehr denn 100 Mill. Francs geschmälert; ein derartiges Mißgeschick würde, mit anderen Worten, auch das bestgeordnete Budget, in dem die Eisenbahneinnahmen eine wesentliche Rolle spielen, total umwerfen können!

Wenn wir bisher an der Hand des preußischen Budgets die Schwierigkeiten betrachtet haben, die der Unterschied zwischen den „Soll"- und den „Ist"-Ein-

nahmen bietet, so haben wir auch noch andere Schwierigkeiten kurz zu berühren: Es kommen z. B. noch Etatsüberschreitungen, außeretatsmäßige Ausgaben vor, die ganz unvermeidlich sind; denn ebensowenig wie man den Betrag der Einnahmen ganz genau voraussehen kann, ebensowenig sind außerordentliche unerwartete Ausgaben zu vermeiden. Endlich gibt es noch einen Umstand, der die Wagschale aus dem Gleichgewicht bringt, und das sind die Bestände vom Vorjahr und die Reste nach Ablauf des Etatsjahres.

Daß es sich dabei um recht verwickelte Verhältnisse handelt, geht aus nachfolgender Tabelle hervor, welche den preußischen Rechnungsabschluß für das Jahr 1882/83 darstellt.

1) Die gesammten Einnahmen betragen	M.	1105,069,709
2) Die gesammten Ausgaben betragen	„	1011,243,216
Bleibt ein Bestand von	„	93,826,493
3) Von diesem Bestande sind zur Deckung von Ausgaberesten zu reserviren	„	62,114,309
4) Es bleibt mithin ein disponibler Ueberschuß von	„	31,712,184
Obigen Ausgaberesten stehen gegenüber an Einnahmereften	„	124,601,912
Hierin sind für Rechnung des Deutschen Reichs	„	105,907,500
Die Reste für Preußen betragen also	„	18,694,412

Die 1105 Mill. Mark enthalten 96 Mill. Bestand aus dem Vorjahre, und die 93,8 Mill. der vorstehenden Tabelle sind den Einnahmen des nächstfolgenden Budgets zuzurechnen. Von diesen 93 Mill. sind aber, wie sofort ersichtlich, 62 Mill. zu streichen, da die Ausgabenreste zweifellos noch nachträgliche Verwendung finden, somit bleiben 31 Mill., denen ein Theil der 18 Mill., die der letzte Posten der obigen Tabelle zeigt, wieviel steht nicht fest, hinzugefügt werden kann; ein gewisser, wenn auch nur kleiner Theil des Staatshaushalts bleibt mithin in Schwebe. Aehnliches spielt sich aber überall ab, weil dem Budgetjahr gegenüber erst recht das Wort gelten kann: „Le roi est mort, vive le roi", d. h. Budgetjahr und Budgetjahr gehen ohne Interregnum ineinander über und bilden die „Uebertragung", die Brücke von einem Budget zum anderen, den unvermeidlichen Zusammenhang zwischen gestern, heute und morgen erhaltend.

Obige Tabelle zeigt zwar evident das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben, — wo Ueberschuß, kann von keinem Deficit die Rede sein, — dennoch kann sich auch bei solcher Finanzlage ein Deficit einstellen und zwar wegen der außerordentlichen, oder sogenannten einmaligen Ausgaben, denen außerordentliche Einnahmen, die durch Creditoperationen zu erbringen sind, gegenüberstehen. Preußen ist selten in der Lage, derartige Schuldaufnahmen anders als zwecks direct productiver Anlage zu machen, wie überhaupt seine Finanzlage eine der gesundesten im europäischen Staatswesen ist. Aehnliches gilt auch für die anderen deutschen Particularstaaten, wofür uns das nachfolgende Bild, das wir aus eng zusammengedrängten Resultaten großer Berechnungen zusammenstellen, einen neuen Beleg erbringen wird.

Wenn man die Summen der Einnahmen des Deutschen Reichs und die der deutschen Particularstaaten[1]) zusammenrechnet und nur die Matricular-

[1]) Mit Ausnahme der beiden Mecklenburg, die kein Budget im Sinne der Finanzwirthschaft haben. — Bei dem unserer Berechnung zu Grunde liegenden Jahr handelt es sich meist um das Jahr 1883, und wo der Anschlag für das Jahr 1883/84 in Betracht gezogen ist, haben wir die Divergenz, soweit nöthig, berücksichtigt.

beiträge abzieht, weil unter besonderen Rubriken erscheinend, so erhält man eine Generalsumme von 2116,20 Mill. Mark. Diese Summe enthält sowohl den Ertrag der Steuern als den der Domänen und sonstige Einkünfte aller Art, selbst manche durchlaufende Posten. Zählt man dann einerseits alle directen Steuern, andererseits alle indirecten Steuern zusammen, so ergibt sich als Ertrag ersterer eine Summe von 261,94 Mill. und für die letzteren 607,94 Mill. Mark, insgesammt also ein Steuerertrag von 869,88 Mill. Mark. Diese von 2116,30 Mill. abgezogen, macht 1246,32 Mill. als Einnahmesumme, die nicht von Steuern herrührt, daraus folgt das allgemeinhin verwendbare Resultat, daß der deutsche Staatsbürger nur 41 Proc. der Staatsbedürfnisse aus seiner Tasche bestreitet, während 59 Proc. der Staatsbedürfnisse durch die Einnahmen aus Eigengütern der Staaten und gewissen Gefällen gedeckt werden. Eine ähnlich günstige Position hat kein anderes Land.

Was die Ausgaben des Reichsplus der einzelnen Particularstaaten angeht, so wollen wir für dieselben bei den nachfolgenden Betrachtungen an der Einnahmesumme von rund 2100 Mill. festhalten, die der Wirklichkeit annähernd entspricht, und für unsere Zwecke genügt.

* * *

Es gibt zwei Haupt-Staatsausgaben, von denen zu wünschen wäre, daß die Staaten sie entbehren könnten, wenn sie auch thatsächlich wahrlich nicht zu entbehren sind: das sind die Ausgaben für Verzinsung und Amortisation der Staatsschulden und die Ausgaben für Landesvertheidigung. Für erstere gibt Deutschland jährlich aus (83/84) 266,11 Mill. Mark (darunter das Reich 15,90 Mill. und Preußen 129,90 Mill.), für letztere 407,80 Mill., zusammen 673,91 Mill., das ist 31,7 Proc. aller Staatsausgaben, somit bleiben für die Ausgaben der deutschen Staaten nach Innen 1442 Mill., gleich 68,3 Proc., ein gewiß abermals erfreuliches Resultat.

Sehen wir uns die bezügliche Finanzlage der andern Länder an.

Die Finanzen Oesterreichs sind in vieler Beziehung ein Räthsel. Das Deficit hat dort bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen, Jahr aus Jahr ein wird mehr ausgegeben als eingenommen, und das geht immer, nur in verschiedenem Tempo, so fort. An Anstrengungen seitens der Regierung hat es nicht gefehlt, und wenn es bisher nicht gelang, das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen in Oesterreich herzustellen, so liegt der Grund dafür zum Theil in dem Umstand, daß man zu wenig an Vermehrung der indirecten Steuer-Einnahmen dachte und zu viel in der Richtung der directen Steuern arbeitete. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das österreichische Staatsschiff viele Stürme auszustehen hatte und hat, und daß es sowohl von äußern Klippen umgeben ist, wie andererseits auch die inneren Verhältnisse viele und große Schwierigkeiten bieten. Wie viel zu diesen vom menschlichen Willen unabhängigen Verhältnissen, auch noch begangene Fehler zu der, nicht gerade glänzend zu nennenden Finanzlage Oesterreichs beigetragen haben, wollen wir dahingestellt sein lassen; nur eins müssen wir bei der Finanzpraxis Oesterreichs lobend erwähnen, das ist die naive Aufrichtigkeit, mit der nicht bloß die Rechnungsabschlüsse, sondern auch

schon die Voranschläge den „Abgang" — das Deficit, regelmäßig bekennen, ja hervorheben.

So haben wir keine schwierige Berechnung nöthig, um die Bilanz der Finanzlage Oesterreichs zu ziehen. Die Einnahmen aller Art betragen (1883) 463,7 Mill. Gulden, die Ausgaben 491,9 Mill., mithin fehlen 28,2 Mill. Ein gleiches Bild zeigt Ungarn mit 301 Mill. Einnahmen, denen 322,7 Mill. Ausgaben gegenüberstehen, das Deficit beträgt demnach dort 21,7 Mill. Der Gesammtstaat Oesterreich-Ungarn hat dann ein besonderes Budget von 117,8 Mill., das aber wegen der Matricularbeiträge aus beiden Hälften, ähnlich wie das Budget des Deutschen Reichs, der Möglichkeit eines Deficits entgeht. Die unbedeutenden eigenen Einnahmen dieses Gesammtstaates können wir hier übergehen.

Immerhin handelt es sich also für die vereinigte Monarchie Oesterreich-Ungarn um ein Deficit von 28,2 Mill. + 21,7 Mill., also beinahe 50 Mill. Die einem derartigen Deficit gegenüber angewandten temporären Auskunftsmittel müssen stets mit einer neuen Anleihe enden.

Die Schulden Oesterreichs erreichen so schon eine bedeutende Höhe. Wie die Capitalsumme bei den Staatsschulden meist eine abstracte Zahl ist und concret nur die jährlichen Summen sind, die wegen dieser Staatsschulden das Budget belasten: also die Zinsen und allenfallsige Amortisation, so unterlassen wir, den Nominalbetrag der österreichisch-ungarischen Schuld in Capital anzugeben; spielt doch innerhalb dieser Zahl auch das unverzinsliche Papiergeld eine Rolle, demgegenüber man sich täuschen würde, wenn man von ihm annehmen wollte, daß es umsonst wäre, da es dem Staate an Agio und an Nachtheilen aller Art unter Umständen recht theuer werden kann. Bleiben wir somit bei den concreten, im Budget klar erscheinenden Ausgaben für die Schuld, so finden wir, daß Oesterreich 121,1 Mill. excl. Grundentlastung, und Ungarn 106,1 Mill. Gulden incl. Grundentlastung, zusammen 227,2 Mill., für ihre Schulden jährlich auszugeben haben, das aber sind 27,9 Proc. des Ausgabebudgets beider Länder (492 Mill. + 322 Mill. ist = 814 Mill.). Im weiteren ergeben sämmtliche, der Landesvertheidigung gewidmeten Summen zusammengestellt 127 Mill., das sind abermals 15,5 Proc., und diese den obigen 27,9 Proc. zugerechnet, macht für Schulden und Landesvertheidigung 43,4 Proc., so daß für alle übrigen Ausgaben nur mehr 56,6 Proc. übrig bleiben. Wenn wir endlich auch für Oesterreich-Ungarn feststellen wollen, wie viel von der Ausgabensumme durch Steuern zu erbringen ist, so haben wir die directen und indirecten Steuern beider Länder herauszuheben, die mit 182 Mill. von den einen und 396,1 Mill. von den andern, im Verhältniß von 22,3 : 48,7 71 Proc. von den Staatseinnahmen erbringen, so daß nur 29 Proc. für die andern Einnahmen übrig bleiben. Diese „anderen" Einnahmen enthalten aber ebenfalls durchlaufende Posten, und daraus geht hervor, daß die Steuerzahler Oesterreich-Ungarns in den Nebeneinkünften, aus dem Capital des Staats, auf jeden Fall viel weniger Erleichterung finden als die Einwohner des Deutschen Reichs.

Derartige Erleichterungen sind nun zwar, und besonders für ein reiches Land — ob Oesterreich-Ungarn als ein solches zu bezeichnen ist bleibe ununtersucht — nicht unbedingt nothwendig, ja sogar unter Umständen leicht entbehrlich;

in einem Lande aber, in dem das Deficit permanent geworden ist, sind die bezüglichen Lücken nur durch Anleihen auszufüllen, und daher wird die Steuerlast in Oesterreich-Ungarn regelmäßig sich vermehren müssen.

Die russischen Finanzen geben zu ähnlichen Bemerkungen Veranlassung, dort nehmen ebenfalls sowohl die Einnahme- als die Ausgabezahlen zu, nur daß die Ausgaben in schnellerer Proportion wachsen als die Einnahmen. Die ausgegebenen Summen mögen theilweise zu recht nützlichen Zwecken verwandt werden, z. B. zu Eisenbahnbauten; wer indessen gewöhnt ist, Ursache und Wirkung zu untersuchen und miteinander in Verbindung zu bringen, der bekommt doch von den stets über die Einnahmen hinauswachsenden russischen Ausgaben ein eigenthümliches Bild und das dadurch entstehende Deficit wird schließlich permanent. Wir lesen zwar zuweilen in den Zeitungen, daß Seine Majestät der Zar die Ausgaben zu vermindern befahl, damit dieselben nicht über die Einnahmen hinausgingen. Diese Ausgaben müssen aber ihrer Natur nach sehr elastisch sein, da wir stets sehen, daß, sobald sie an der einen Stelle herabgedrückt wurden, sie auf der andern Seite wieder emporschnellen.

Bei der Betrachtung des Gangs der Finanzen wird man stets — ebenso wie bei allen Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens — vor der Frage stehen, ob derselbe einzig und allein von dem Willen der Menschen abhängig ist, oder ob dabei nicht auch äußere, von dem Willen der Menschen unabhängige Umstände zwingend mit einwirken. Es scheint gewiß berechtigt, daß ein Reich sein Eisenbahnnetz ausbaue, um von seiner Hauptstadt, so schnell es die Dampfkraft erlaubt, jeden Punkt an seinen Grenzen erreichen zu können; je ausgedehnter aber ein Land ist und je weniger dicht bevölkert, um so kostspieliger ist einerseits der Ausbau des Schienennetzes, und um so weniger Erträgnisse wird dieses Eisenbahnnetz andererseits erbringen. Es ist eben nur ein verhältnißmäßiges Verdienst, wenn ein Land wie das kleine, dicht bevölkerte Belgien mehr Eisenbahnen per Quadratmeile oder per tausend Einwohner aufweist als das große Rußland: die natürlichen Bedingungen beider Länder spielen dabei eine große Rolle.

Was aber in allen auf der Oberfläche liegenden Beziehungen rein vom menschlichen Willen abhängig bleibt, das ist das bei den bezüglichen Einrichtungen einzuhaltende Tempo. Die Eisenbahnen werden nicht bloß aus wirthschaftlichen Rücksichten gebaut, viele von ihnen dienen vielmehr z. B. nur strategischen Zwecken. Solche strategische Linien kommen aber selbstredend einem Lande viel theurer zu stehen als die, welche aus volkswirthschaftlichen Rücksichten erbaut sind und gleichzeitig aus den Erträgnissen ihres Betriebs sich mehr oder weniger erhalten können. Letztere werfen unter Umständen sogar Gewinn ab, und eventuell hat das Land als solches auch nicht das bezügliche Capital gestellt; es haben sich freiwillige leistungsfähige Unternehmer leicht gefunden, die den Bau solcher Eisenbahnen übernahmen. Strategische Wege aber hat der Staat als solcher zu bauen, um das benöthigte Capital nebst Zinsen zu beschaffen. Solche Bahnen liegen einem Lande stets schwer zur Last, und zumal einem Lande, das wie Rußland, zur Ausgleichung seines Budgets beständig den Credit in ausgedehnter Weise in Anspruch nehmen muß, der abermals viel Geld kostet und immer theurer wird, je mehr man seiner bedarf. Wenn Geld nöthig war, so schritt man sofort

zur Anleihe und um später deren Zinsen und Capital abzutragen, wurden neue Schulden gemacht. Auf diese „wirthschaftliche" Weise waren die russischen Schulden am 1. Januar 1884 auf 4,230,522,273 Rubel angewachsen. Zur Abtragung der Zinsen und Capitaltilgung wurden für das in Rede stehende Jahr 206,021,245 Rubel assignirt. Wie rapide die russische Schuldenlast aber gewachsen ist, kann man aus den jährlichen Abzahlungen ersehen: Im Jahre 1834 22,265,876 Rubel, 1844 29,586,660 Rubel, 1854 53,645,410 Rubel, 1864 59,637,803 Rubel, 1874 100,813,719 Rubel, 1884 206,021,245 Rubel. Aus obigen Ziffern ist ersichtlich, daß die betreffenden Ausgaben im Laufe von 40 Jahren (1834 bis 1874) um 78,547,843 Rubel gewachsen waren, das macht durchschnittlich fast 2 Mill. Rubel pro Jahr. Im Laufe des letzten Decenniums dagegen war die Summe gar um 105,207,526 Rubel gewachsen, was 10,520,752 Rubel pro Jahr ausmacht.

Es sind aber nicht nur äußere Umstände, — wie z. B. der Zwang, wegen der geographischen Verhältnisse große strategische Linien zu bauen, — sondern es gibt oft auch Umstände tiefer liegender Art, die ein Budget eventuell nachtheilig beeinflussen. Kein Staat entsteht plötzlich oder wird künstlich auf einer tabula rasa hergerichtet; jedes Land hat seine Vergangenheit, und in jedem Lande gibt es, in dem einen Lande mehr, in dem andern weniger „historisch überkommene" Mißbräuche. Von solchen Mißbräuchen scheinen sich heuer in Rußland die höheren Regionen ferner zu halten als die unteren und mittleren. Wenn man wenigstens die officiellen Berichte an das Staatsoberhaupt Rußlands liest, so erhält man den Eindruck, als ob man es in Rußland mit einem möglichst geordneten Finanzmechanismus zu thun hätte: auf dem Papier entwickelt sich dort eine Genauigkeit und Vollständigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wie es allerdings thatsächlich mit dem Finanzmechanismus in Rußland aussieht, das ist eine andere Frage! In dem russischen Budget spielen übrigens auch die durchlaufenden Posten eine verhältnißmäßig sehr große Rolle und gerade diese vergrößern, wenigstens scheinbar, das Budget, wie ja gerade wegen dieser durchlaufenden Posten die Budgets fast aller Länder aufgedunsen erscheinen.

Das Budget für 1884, das auf beiden Seiten mit 801 Mill. Rubel aufgestellt ist, zeigt thatsächlich, wenn man die außerordentlichen und die „der Ordnung wegen" eingestellten Posten in Abzug bringt, 709 Mill. Rubel an ordentlichen Einnahmen gegenüber 721 Mill. an ordentlichen Ausgaben, was ein Deficit von 12 Mill. Rubel bedeutet. Für 1883 betrug die Scheinsumme des Budgets nur 778 Mill., den ordentlichen Einnahmen von 707 Mill. stehen 702 Mill. ordentliche Ausgaben gegenüber. Noch ein Jahr früher finden sich im ordentlichen Budget 654 Mill. Einnahmen und 658 Mill. Ausgaben. Wieviel dabei aber auf die außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben entfällt, ist sofort daraus ersichtlich, daß die Generalsumme im Jahre 1882 die Höhe von 702 Mill. auf beiden Seiten erreicht, und dabei sind die außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben mit den im russischen Budget erscheinenden bei weitem nicht abgeschlossen, es kommen daselbst noch fortwährend eine Reihe außeretatsmäßiger, d. h. supplementärer und außerordentlicher Credite vor, über die Näheres in dem wiederholt

angezogenen „Annuaire“, dem wir nachfolgende kleine Tabelle entnehmen, nachzulesen ist.

Jahr	Betrag der etatsmäßigen Credite	Betrag der außerordentlichen Credite	Procent
	Millionen Rubel		
1876	550.65	21.61	$3^3/_4$
1877	552.19	32.89	$5^3/_4$
1878	579.74	20.55	$3^1/_2$
1879	610.71	38.65	$6^1/_4$
1880	644.68	56.20	$8^3/_4$

Rußland hat also fortwährend neue Anleihebedürfnisse, und wenn eine directe Anleihe nicht practicabel schien, ließ es sich zur Ausgabe von Papiergeld verleiten. Die Folgen der Papierwirthschaft hat Rußland denn thatsächlich auch recht schwer zu tragen, sie kommt dem Lande theurer zu stehen, als wenn zinstragende Summen selbst unter erschwerenden Umständen im Auslande für die entsprechenden Beträge aufgenommen worden wären. Die russische Währung ist so niedrig, daß der Rubel, der theoretisch 3,20 Mark werth sein soll, in der Praxis um 2 Mark sich bewegt.

Nach dem Rechnungsabschluß des Jahres 1880 beliefen sich die ordentlichen Ausgaben auf 644,68 + 56,20 Mill., zusammen 700,88 Mill.[1]). Fügt man die extraordinären Ausgaben hinzu, die 57,15 Mill. betrugen (davon 52,92 Mill. für die Armee), so stellen sich die Gesammtausgaben demnach auf 758 Mill., von denen 173 Mill. für die Schulden, 265 Mill. für die Armee, 320 Mill. für alle andern Bedürfnisse verwendet wurden; so daß also für Schulden und Armee insgesammt 57 Proc. gegen 43 Proc. für die andern Staatsausgaben zur Verwendung kamen. Das officielle Jahrbuch stellt den Ausgabenzahlen eine Einnahme von 651 Mill. Rubel gegenüber. — Das Deficit wurde durch eine Kreditoperation gedeckt. Fragen wir nun, wie viel von diesen 651 Mill. den Steuern zur Last fallen, so erhalten wir als Antwort: 125,32 Mill. wurden von directen und 390,05 Mill. von indirecten Steuern aufgebracht, und 135,63 Mill. kommen aus anderen Einnahmen des Staats, also ist der Procentsatz: 19 + 60 Proc. = 79 Proc. aus Steuern gegen 21 Proc. aus anderen Staatseinkünften[2]).

Das junge Königreich Italien ist finanziell schneller herangereift als man ursprünglich erwartet hat. Es hat gerade im Finanzwesen Außerordentliches geleistet und seiner Freiheit, seiner Unabhängigkeit, seiner Auferstehung erstaunliche Opfer gebracht, die von verdientem Erfolg gekrönt waren. Versteht es Italien, sich von einem Militär-Großmachtswahn ferne zu halten, so werden sich seine Finanzen in absehbarer Zeit so gut gestalten, daß dann auch eine größere Entlastung vom Steuerdruck Platz greifen kann. Für die gegenwärtige

[1]) 156,20 Millionen aus supplementären und außerordentlichen Crediten. Annuaire Vesselowsky S. 18 und 19.

[2]) Das Jahr 1881 schließt ab mit 652 Mill. Einnahmen, gegenüber 763 Mill. Ausgaben, Deficit 111 Mill. Der Voranschlag für 1882 balancirt (?) beide Seiten mit 762 Mill., der für 1883 veranschlagt die Einnahmen auf 710 Mill., die Ausgaben auf 796 Mill., Deficit 86 Mill.; der für 1884 veranschlagt die Einnahmen auf 792,3 Mill., die Ausgaben auf 802 Mill., Deficit 9,7 Millionen.

Steuerlast Italiens ist aber allein schon charakteristisch, daß Italien mehr Grund- und Mobiliar-(Einkommen-)Steuer trägt als das bei weitem größere und reichere Frankreich. Frankreich zieht 175 Mill. aus der Grundsteuer, Italien dagegen 189 Mill. Wenn wir verschiedene Steuern zusammennehmen, so zieht Frankreich weiter aus dem Mobiliarvermögen 208 Mill. gegen 194 Mill. in Italien, wobei zu berücksichtigen ist, daß die in obigen 208 Mill. mit 98 Mill. figurirende französische Gewerbesteuer die außerordentlichen Kriegszuschläge enthält.

Bei genauerer Betrachtung der italienischen Finanzen ist überall die gewaltige gemachte Anstrengung ersichtlich: gegen 384 Mill. werden durch directe Steuern und 674 Mill. durch indirecte Steuern aufgebracht, welch letztere im Jahre 1883 noch 52 Mill. an Mahlsteuer und 114 Mill. an Stempel- und Registrirsteuer enthielten. Diese Zahlen dem ganzen Einnahmenbudget mit allen seinen Einnahmen und durchlaufenden Posten (1544 Mill.) gegenübergehalten, zeigen, daß die directen Steuern 25 Proc., die indirecten Steuern 44 Proc. der Einnahmen erbringen, während sämmtliche Staatseinkünfte, die keine Steuern sind (Scheineinkünfte mitgerechnet) nur 31 Proc. ausmachen.

Die Anstrengungen Italiens bleiben nöthig, um das Deficit endgiltig zu beseitigen. Als das Königreich aus der Zusammenlegung der verschiedenen Staaten der Halbinsel entstand, mußten deren Schulden mit übernommen werden; gleichzeitig waren kostspielige Kriege zu führen, die ganze Verwaltung neu zu gestalten und konnten Anleihen nur zu sehr schweren Bedingungen aufgenommen werden. Italien mußte für seine Schulden 8—9, zuweilen noch mehr Procent zahlen. Jene Zeiten sind allerdings vorüber, aber der „nagende Wurm des Budgets", die Staatsschulden (unter welcher Bezeichnung dieselben nun figuriren mögen) verschlingen jährlich 526 Mill. Francs; das Kriegswesen kostet 249 Mill. an ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben für das Landheer und 57 Mill. für die Marine, zusammen 306 Mill. Die Landesvertheidigung kostet dem Lande also 20 Proc., die Schulden absorbiren 34 Proc. des auf 1537 Mill. Lire sich belaufenden Ausgabebudgets, so daß für die inneren Ausgaben nur 46 Proc. übrig bleiben. Ein derartiger Stand der Finanzen ist dazu angethan, Italien zu großer Vorsicht zu mahnen, soll die Reconvalescenz seiner Finanzen zu dauernder Gesundheit führen.

Wenn wir uns nunmehr das französische Finanzwesen etwas näher ansehen, so bietet dasselbe in jeder Hinsicht, sowohl wegen seiner inneren Einrichtung, als wegen der Geldmasse, die es in Bewegung setzt, großes Interesse, zu welchem die neuesten Begebenheiten seit 1870 das ihrige beitragen: daß also 700—800 Mill. Francs von dem geschwächten Land an Steuern mehr aufgebracht werden mußten.

Wir haben an anderer Stelle (l. c.) nicht ohne Ausführlichkeit die französischen Finanzen besprochen und mußten damals dieselben als in glänzender Lage befindlich erklären: die Ueberschüsse wuchsen trotz Abschaffung einzelner Steuern, Frankreich stand inmitten der fetten Jahre — unterdessen sind die Jahre der mageren Kühe erschienen. Die Hauptschuld an dem eingetretenen Deficit trägt keineswegs der Stillstand in der Zunahme der Einkünfte oder deren im Großen und Ganzen unbedeutende Abnahme, — das Deficit ist hervorgerufen

worden allein durch das Wachsen — das allzurasche Wachsen der Ausgaben, das das Gleichgewicht schließlich stören mußte! Daß dem so ist, ist zumal in einem neuerlichen von fast allen Mitgliedern der Rechten der französischen Kammer unterzeichneten Gesetzesvorschlag hervorgehoben worden. Jener Gesetzesvorschlag ist in vielen Punkten nicht übertrieben, nur sind die Thatsachen in demselben nicht immer unparteiisch beleuchtet. Richtig ist allerdings, daß den 2982 Mill. Francs (siehe „Finanzen Frankreichs" S. 701) bei 2972 Mill. Francs Einnahmen, auf welche der Voranschlag von 1876 die Staats-Ausgaben taxirte, im Voranschlag für 1885 die Summe von 3048 Mill., zuzüglich des extraordinären Budgets (208 Mill.) 3256 Mill. gegenüberstehen. „Als die Ausgaben nur $2^1/_2$ Milliarden betrugen," sagt die Opposition, „war Ueberschuß an Einnahmen, bei $3^1/_4$ Milliarden Ausgaben reichen die Einnahmen dagegen nicht einmal mehr für das ordentliche Ausgabebudget, während außerordentliche Ausgaben stets — nach Ansicht der Opposition — durch Anleihen zu decken sind." Die Opposition wendet sich mit Recht gegen die steigende Zunahme der Ausgaben; wenn sie dagegen die Realität eines Theils der früheren Ueberschüsse bestreitet, so hat sie unrecht.

In den Motiven des Voranschlags sind diese Ueberschüsse vom Finanzminister für die Jahre 1875—1881 auf 440,8 Mill. beziffert, wogegen die Jahre 1882 mit einem Deficit von 30,4 Mill., 1883 mit einem solchen von 46,12 Mill. abschließen, so daß nach Abzug dieser Summen von den Ueberschüssen noch 364 Mill. übrig bleiben[1]). Diese Ueberschüsse sind aber auch nach und nach nicht nur vollständig verwandt, sondern sogar um 2 Mill. überschritten worden. Das laufende Jahr zeigt abermals ein ansehnliches Deficit, dessen Höhe noch nicht genau festzustellen ist, das aber zweifellos weit über 100 Mill. betragen wird, während für das Jahr 1885 auch nur ein irgendwie plausibles Scheingleichgewicht herzustellen die größte Mühe verursacht. Die Budgetcommission der Kammer streitet unter sich und mit dem Minister hin und her, — wie aber die allgemeine Aufmerksamkeit Frankreichs sich gerade auf die momentane schwierige Finanzlage concentrirt, so wird es hoffentlich gelingen, den jetzigen Zustand in gründlicher Weise zu reformiren.

Fragt man, was die Schuld der augenblicklichen Finanzlage Frankreichs trägt, so antwortet die Opposition: Mißwirthschaft, Verschwendung und dergleichen. In dieser Kraßheit ist der Vorwurf keineswegs richtig. Gewiß sind viele Ausgaben aus Gründen der Wahlpolitik gemacht worden, die thatsächlichen Ursachen aber, resp. die Möglichkeit vieler Aus- und Ueberschreitungen lag in einzelnen Rechnungsaufstellungen vom Jahre 1871 an: es handelt sich dabei erstens um die sog. „Liquidationsrechnung", zweitens um ein Ausgaben-Budget, das auf „außerordentlichen Ressourcen" beruht (Budget des dépenses sur ressources extraordinaires). Diese besonderen Rechnungen, resp. Budgets dienten zweifellos speciellen Aufgaben: sie gaben gleichzeitig aber den verschiedenen Ministern ein Mittel in die Hand, gewisse Ausgaben, die die rechte Hand nicht kennen durfte,

[1]) Exposé des Motifs du budget de 1885, p. 79.

mit der linken auszuführen; so kamen viele Ausgaben in das außerordentliche Budget, bei denen es sich um regelmäßige ordentliche Ausgaben handelt.

Die speciellen Aufgaben der nunmehr geschlossenen Liquidationsrechnung bestanden in der Wiederherstellung und Vervollständigung der im letzten Kriege zerstörten Landesvertheidigungsmittel. Dabei handelte es sich um eine speciell dotirte temporäre Casse; die Aufgabe des auf außerordentlichen Ressourcen beruhenden außerordentlichen Budgets lag dagegen neben andern vorübergehenden Ausgaben hauptsächlich in der Durchführung des „Freycinet'schen Plans". Jener Plan des früheren Ministers der öffentlichen Arbeiten bestand darin, das Schienennetz Frankreichs zu vollenden, neue Canäle zu graben, Häfen auszubauen u. s. w. u. s. w. Bei der Vorlage des Planes im Jahre 1878 glaubte man voraussehen zu können, daß diese Arbeiten 5—6 Milliarden kosten würden, zwei Jahre später sah man ein, daß deren Durchführung nicht unter 8—9 Milliarden zu ermöglichen sei und noch zwei Jahre später bereitete man sich vor, die Durchführung des Planes fallen zu lassen. Die Geschichte dieses sogenannten „Plan Freycinet" birgt eines der interessantesten Capitel der Finanz- und Staatspolitik, das wir einst mit gebührender Ausführlichkeit zu schildern beabsichtigen. An dieser Stelle genüge die Bemerkung, daß der Plan sofort auf Gegner stieß, da seine Vollendung auf der Aufnahme von entsprechenden Anleihen fußte. Der Plan fand denn auch in der Kammer nur Annahme unter der Modalität, daß erstens im Durchschnitt nie mehr als 500 Mill. Francs jährlich für die bezüglichen Ausgaben aufgenommen werden sollten, und daß zweitens nicht die Durchführung des ganzen Planes als solcher bewilligt wurde, sondern daß die betreffenden Jahresarbeiten einer alljährlich neuen Bewilligung vorbehalten wurden, so daß man jedes Jahr die weitere Durchführung fallen lassen konnte.

Verhängnißvoll für das Land war aber, daß die Regierung eine Menge der im Plane vorgesehenen kleinen Bahnen *auf einmal* in Angriff nehmen ließ — jeder Deputirte wollte etwas für seinen Wahlkreis gethan haben — statt jedes Jahr innerhalb der ausgeworfenen Summen einzelne Bahnen direct fertig zu stellen. Als man später sich von der Last des Weiterbaues aller jener Bahnen und Bähnchen befreien wollte, mußte zu diesem Zweck eine sehr schwierige und großartige Operation, die die Ausführung des „Planes", dieselben kräftigend, auf die Privatbahnen abwälzte, vorgenommen werden.

Betrachten wir nun noch kurz das *außerordentliche* Budget, so finden wir, daß es sich dabei nicht nur um ein der Regierung zur Verfügung stehendes Erleichterungsmittel handelt, um das ordentliche Budget nicht gar zu sehr zu belasten, sondern es ermöglichte dieses außerordentliche Budget, den einzelnen Abgeordneten gnädige Spenden zu ertheilen, *der Art*, daß dem betreffenden Abgeordneten die für seinen Wahlkreis gestellte Forderung bewilligt wurde. Wie gesagt, hielten die Einnahmen mit den Ausgaben nicht gleichen Schritt, und dennoch führte die Wahlpolitik zu großartigen *Steuerentlastungen*. Allein die Wein- und Zuckersteuer wurde um jährlich 150 Mill. vermindert, und dazu kamen Krisen, welche den Ertrag anderer Abgaben verkümmerten. Wo aber die Einnahmen ab- und die Ausgaben zunehmen, da kann das Deficit nicht ausbleiben und so ist dasselbe seit dem Jahre 1882 permanent.

Wenden wir uns nun der Betrachtung des neuen Voranschlags für das Jahr 1885 zu; so finden wir in der Vorlage des Finanzministers folgende Zahlen:

		ordentliches Budget	außerordentliches Budget
Einnahmen	Francs	3,048,720,927	208,121,818
Ausgaben	„	3,048,544,744	208,121,818
Ueberschuß	Francs	176,183	

In dieser Aufstellung ist der französischen Usance Genüge geschehen, denn sie zeigt einen scheinbaren Ueberschuß. Die Budgetcommission erlaubte sich aber an dem ganzen vor ihr aufgebauten Gebäude zu rütteln und strich auf beiden Seiten an den Einnahmen, die sie zuweilen zu hoch veranschlagt glaubte, wie an den Ausgaben, welche sie zum Theil für übertrieben hielt, sie setzte die Summe der Ausgaben um 61,751,495 Francs (so daß der Ausgabeetat auf 2,986,793,249 Fr. reducirt wurde) und die Einnahmen auf 3,004,539,193 Francs herab. Auf diese Weise kam sie zu einem Ueberschuß von 17,745,944 Francs. Inzwischen legte die Regierung aber noch Nachtragscredite im Betrage von 31,567,535 Fr. vor, welche im ursprünglichen Budgetentwurfe nicht vorgesehen waren. Es entstand dadurch ein Deficit von 13,821,591 Francs. Um dasselbe zu decken, setzte die Commission die Ausgaben für die Armee um weitere 14 Mill. Francs herab, so daß das Budget nach dem Commissionsvorschlag mit einem Ueberschuß von 678,409 Fr. abschließt. Trotzdem ist es zweifellos, daß zur Deckung des Budgets die Inanspruchnahme „außerordentlicher Credite" nöthig werden wird und daß das Gleichgewicht nur scheinbar, für den Augenblick auf dem Papier steht.

Die Budgetcommission der Kammer und der Finanzminister stritten lange, um an Stelle jenes scheinbaren Gleichgewichts ein reelleres festzustellen; es wurde hin und her gefeilscht, hier eine Million und dort eine Million abgezwackt, und machten sich wesentlich auch abermals politische Motive bei den Debatten innerhalb der Commission geltend. So gibt es in Frankreich eine ziemlich starke Partei, welche Kirche und Staat trennen, oder — wie man sich dort ausdrückt — das Concordat aufheben möchte. Die meisten Mitglieder dieser Partei werden dabei vom blinden Haß gegen die Kirche (nicht mit Religion zu verwechseln) geleitet, und so haben einzelne Deputirte in der Commission die Gelegenheit benutzt, ganze Capitel des Cultusbudgets zu streichen und damit Tausenden von Geistlichen ihre Gehälter zu entziehen. Gegen ein derartiges indirectes Vorgehen gegenüber der Kirche erhebt sich in Frankreich aber vielfach Opposition, einerseits selbstredend im Lager der sog. Conservativen, andererseits nennt aber auch, so z. B. der liberale „Temps", eine solche Handlungsweise „déloyale": wolle man Staat und Kirche wirklich trennen, so möge man frei mit dem Gedanken hervortreten und bezügliche Gesetze beantragen; verkehrt aber sei, in dieser indirecten Weise durch Abstriche im Budget, durch eine Hinterthür also, Aehnliches erreichen zu wollen. Weiter muß man bei den ganzen Debatten und vor allen Dingen bei den Abstrichen der Budgetcommission auch *daran* denken, daß viele der Herren, wenn sie z. B. als „Ersparniß" einen Posten streichen, dabei im Stillen voraussetzen, daß die Kammer denselben wieder herstellen werde, indem es ihnen nur darauf ankommt, durch ihr „kräftiges" Vorgehen den Wählern zu imponiren.

Einstweilen rechnet man, — auf Details können wir hier nicht eingehen, —

auf ein Deficit von 23 Mill. Francs, dabei wird es indessen ganz gewiß nicht bleiben. Die „schwebende Schuld", das bekannte französische Auskunftsmittel für alle nicht direct eingestandenen Creditoperationen, wird abermals helfen müssen. Dem Staat stehen nämlich als „schwebende Schuld" eine Menge von Depositengeldern zur Verfügung, die er, wie er sie verzinsen muß, sehr wohl in normalen Zeiten, trotz ihrer allzeitigen Kündbarkeit, verwenden kann, da entsprechenden Rückzahlungen gleiche Zuflüsse gegenüber zu stehen pflegen. In Zeiten von Krisen würde sich das Verhältniß allerdings ändern, und so ist es gefährlich, jene Schuld stets weiter anwachsen zu lassen. Man würde auch in diesem Jahr lieber zu andern, die Einnahmen thatsächlich erhöhenden Mitteln gegriffen haben — wenn nicht Neuwahlen vor der Thür ständen. Das einzige Mittel nämlich, mit dem man definitiven Mehrausgaben begegnen kann, sind neue Steuern: daß man deren bedarf, wollen aber heute weder die Regierung, noch die einzelnen Deputirten zugestehen. Es läge darin gleichzeitig das Zugeständniß schlechter Wirthschaft, und einf olches testimonium könnte ihnen das Vertrauen der Herren Wähler entziehen! Der Conseil-Präsident soll übrigens, beiläufig bemerkt, unvorsichtig genug gewesen sein, für das Jahr 1886 — nach den Wahlen — neue Steuern in Aussicht zu stellen. Entschließt man sich zur Einführung derselben, dann wird auch das Gleichgewicht bald wieder hergestellt sein, die Constitution der französischen Finanzen ist eben so gesund, daß, wenn auch ein vorübergehendes Unwohlsein zwar zeitweise nicht fernzuhalten ist, doch auch eine durchgreifende Genesung sehr bald wieder eintreten kann.

(Was übrigens den wirthschaftlichen Zustand des Landes betrifft, so bestreitet Roche, der Referent der Commission, den Rückgang des Volkswohlstandes in Frankreich. Der Ausfall in den Steuereinnahmen sei nicht bedeutend, der Waarentransport zu Wasser, der im Jahre 1869 1690 Millionen Tonnen betragen habe, sei im Jahre 1882 bis auf 2116 Millionen Tonnen gestiegen. Der Eisenbahntransport, der im Jahre 1869 44 Millionen Tonnen betragen habe, beziffere sich 1882 auf die Summe von 88 Millionen Tonnen. In derselben Zeit seien die Einnahmen der französischen Eisenbahnen von 696 Mill. Francs auf 1 Milliarde 99 Millionen gestiegen, trotz der Herabsetzung der Tarife. Ferner führt Roche als ein Zeichen des ungeschmälerten Volkswohlstandes die Zunahme des Verbrauchs an Brennmaterial an, das seit 1869 von 21 Millionen Tonnen bis 1882 auf 31 Millionen gestiegen sei; ebenso habe sich der Verbrauch von Kaffee um 36 Procent, von Zucker um 39, von Tabak um 43 Procent gehoben. Die Sparcassen, in welchen sich 1869 711 Millionen befanden, hätten nun ein Capital von 1947 Millionen, und zwar ohne die 103 Millionen in den Postsparkassen.

Die oppositionellen Blätter werden diesen Vortrag nicht ruhig hinnehmen, sondern darauf in üblicher scharfer Weise repliciren. Einstweilen aber ist nicht zu verkennen, daß die sachlichen Darstellungen von Roche einen beruhigenden Eindruck auf das Publicum gemacht haben, dem seit Monaten fortwährend demonstrirt wurde, Frankreich gehe seinem finanziellen Untergange mit Riesenschritten entgegen, und das nun zu der Erkenntniß gelangt, daß die Sachen nicht so schlimm liegen, wie die oppositionelle Presse es glauben zu machen bemüht ist. . . . . .)

Wir wollen für unsere Berechnung (die einstweilen vereinbarten Abänderungen machen weniger als ein Procent aus, sind überdies noch nicht genehmigt und zudem wird im Laufe des Jahres sich doch Alles anders gestalten), an dem Voranschlag festhalten, der unter den besprochenen Cautelen für unsere Betrachtung genügt. Der Voranschlag zeigt für die Ausgaben eine Gesammtsumme von 3256 Mill. Francs, davon absorbiren die Schulden 1110 Mill. (706 Mill. für die permanente Rente), das sind 34 Procent der Ausgaben, wogegen für die Armee und Marine 1023 Mill., mithin 31 Procent ausgegeben werden und somit für alle andern Ausgaben 35 Procent übrig bleiben.

Das Einnahmebudget taxirt die Erträgnisse der directen Steuern auf 431 Millionen, die der indirecten auf 2245 Mill. und hierzu treten noch 372 Mill. aus andern ordentlichen Einnahmen neben 208 Mill. außerordentlicher Einnahmen; die Totalsumme der ordentlichen Einnahmen ist demnach 3048 plus den außerordentlichen 208 Mill., macht 3256 Mill.

Zerlegt man die ordentlichen Einnahmen, so entfallen von denselben 14 Proz. auf directe Steuern, 74 Proc. auf indirecte und 12 Proc. auf alle andern ordentlichen Einnahmen; zerlegt man aber die gesammte Einnahmesumme (ordentliche plus der außerordentlichen Einnahmen), so tragen zu derselben die directen Steuern nunmehr 13 Proc., die indirecten 69 Proc. bei, während die Erträgnisse der andern Einnahmen auf 18 Proc. steigen.

Das britische Budget sieht auf den ersten Blick einfacher aus als das französische; ist es auch im Ganzen genommen, aber nicht in dem Grade, wie es Anfangs den Anschein hat; ferner wird im britischen Budget nicht unterschieden zwischen Brutto- und Nettoerträgnissen (Brutto minus Hebekosten), sondern zwischen Brutto (ist gleich den wirklichen Gesammteinnahmen) und den dem Exchequer abgelieferten Summen (exchequer receipts). Die Differenz zwischen den bezüglichen Summen ist nicht ohne Bedeutung, wenn es sich dabei zumeist auch um durchlaufende Posten handelt.

Einzelne der betreffenden Beträge bleiben aber auch in Circulation, über welche gewiß Rechnung geführt, jedoch nicht abgelegt oder nicht publicirt wird. Zuweilen hört man von solchen Fonds, wenn gerade die Kritik sie herausgestöbert hat; dann wird viel hin und her gesprochen und geschrieben, aber schließlich schläft die Sache wieder ein.

Einzelne Beträge oder Gefälle werden übrigens im englischen Budget auch direct netto eingeschrieben, und gerade dieser Umstand bewirkt, daß das Budget und die einzelnen Staatsrechnungen kleinere Summen aufweisen als sie aufweisen würden, wenn die in anderen Ländern eingeführten Buchhaltereiprincipien auch in England Anwendung fänden. Um welche Beträge es sich dabei handelt, ob nach dem einen Princip oder nach dem anderen bei solchen Aufstellungen verfahren wird, geht aus der Vergleichung der Zahlen aus dem „Statistical abstract“ einerseits und den „Finance accounts“ andererseits hervor, die beide zu den officiellen Schriften (Blue-books) gehören. Für uns ist es am bequemsten, wenn wir uns an die Aufstellung des „Statistical abstract“ halten, weil es sich dabei um von tüchtigen Finanzmännern bereits ausgeführte Revisionen der „accounts“ handelt.

Auch im britischen Reiche sind Einnahmen und Ausgaben gewaltig gewachsen: im Jahre 1869 standen den 71,69 Mill. £ an Einnahmen 74,07 an Ausgaben gegenüber, gegen 87,20 Mill. Einnahmen und 86,99 Mill. Ausgaben im Jahre 1884. Das Deficit ist, wie unsere ersten Zahlen zeigen, auch im reichen England nicht unbekannt; nach dem „Abstract" gab es in den letzten 15 Jahren 4 Jahresrechnungen mit Deficits. Wollten wir tiefer in die englischen Finanzen eindringen, so könnten wir noch manchen bezüglichen Posten herausrechnen; im Großen und Ganzen aber würde es sich dabei nur um Zahlenklauberei handeln, während immerhin zuzugeben ist, daß sich die Finanzen Großbritanniens in guten Verhältnissen befinden.

Wir wollen lieber kurz betrachten, wie sich nach unserer bisherigen Rechnungsweise Einnahmen und Ausgaben im vereinigten Königreich vertheilen. Unter den Einnahmen finden wir 13,58 Mill. £ aus directen Steuern, neben 58,27 Mill. aus indirecten, und da die Gesammteinnahmen 87,20 Mill. betragen, so entfallen auf die directen Steuern 15 %, auf die indirecten 67 %, während 18 % anderweitig erbracht werden. Von den Ausgaben, die sich im Ganzen auf 86,99 Mill. belaufen, verschlingen die Schulden 29,65 Mill. neben 28,86 Mill. für Armee und Marine, so daß für alle anderen Ausgaben 28,48 Mill. bleiben, für jede Gruppe fast ein Drittel, oder genauer 34 % und zweimal 33 %.

Eine ähnliche Berechnung für andere Jahre würde nur kleine Abweichungen und nicht principielle Unterschiede erweisen, es sei denn, daß wir eventuell nach den „Accounts" auch die durchlaufenden Posten berücksichtigen wollten, was bei deren unverhältnißmäßiger Größe und ihrer specifischen Abgeschlossenheit an dieser Stelle nicht thunlich erscheint.

* * *

Die Berechnungen, die wir im vorigen Abschnitt aufgestellt haben, geben uns nicht uninteressante Resultate, die wir in nachstehender kleinen Tabelle zusammenstellen.

	Staatseinnahmen, welche aus Steuern herrühren		aus andern Quellen stammen		Zusammen
Deutschland (Reich und Staaten) . .	41	Proc.	59	Proc.	100
Italien	69	„	31	„	„
Oesterreich-Ungarn	71	„	29	„	„
Rußland	79	„	21	„	„
Großbritannien	82	„	18	„	„
Frankreich	88	„	12	„	„

Der erste Blick auf diese Zusammenstellung zeigt, daß Deutschland unter den in derselben dargestellten Gesichtspunkten unstreitig die vortheilhafteste Stellung einnimmt. Auf absolute Genauigkeit machen obige Zahlen allerdings keinen Anspruch, zumal wegen der durchlaufenden Posten, welche die zweite Spalte enthält; eine genauere Berechnung derselben würde übrigens im Durchschnitt die oben aufgestellte Proportion kaum um zwei Procent plus oder minus divergiren lassen.

Wir haben bereits wiederholt gesehen, daß kein Staat so viel Eigengüter besitzt wie Deutschland und wollen wir nunmehr obige Zahlen durch andere

weiter illustriren, die die absolute Last, mit der die Staatsausgaben das Land drücken, veranschaulichen sollen. Die Totalsummen der Budgets können uns dazu nicht dienen, da dieselben, ohne weitere Erklärung hingestellt, uns nichts sagen würden; doch ist der Vergleich mit der Bevölkerung naheliegend, den wir in nachfolgender Tabelle klar legen.

	Durchschnittlicher Betrag der Steuern pro Kopf	Durchschnittlicher Betrag der Staatsausgaben pro Kopf
Rußland . . . . . Mark[1])	11,02 (5 R. 51)	15,06 (7 R. 53)
Deutschland (ohne Mecklenburg) . . .	19,40	47,21
Oesterreich-Ungarn	25,99 (15 fl. 29)	36,12 (21 fl. 25)
Italien	29,73 (37 L. 17)	43,20 (54 L.)
Großbritannien	41,— (2 £ 0,10)	59,50 (2 £ 9,5)
Frankreich	56,80 (71 Frs. 04)	69,13 (86 Frs. 42)

In dieser Tabelle haben wir die Länder nach den Zahlen der ersten Spalte geordnet, wollen damit aber keineswegs behauptet haben, daß der Steuerdruck thatsächlich um so mehr gefühlt wird, als etwa obige Durchschnittszahl höher wird. Es ist eben leicht möglich, daß ein absolut höher besteuertes Land trotzdem seine Last relativ leichter trägt als manches absolut geringer besteuerte Land. Steuern müßten mit dem Reichthume des betreffenden Landes verglichen werden . . . . wenn eine derartige Rechnung möglich wäre. Eine solche Rechnung aber auch nur mit annähernder Sicherheit festzustellen, ist kaum ausführbar, da uns nur sehr ungenaue Angaben über das Vermögen, sowie über die Einkünfte der Gesammtheit der Angehörigen eines jeden Staates thatsächlich zu Gebote stehen und wahrscheinlich je zu Gebote stehen werden.

In Ermangelung solcher Angaben, die Anspruch auf Richtigkeit machen können, pflegt man sich mit Indicien, Merkmalen und dergleichen zu behelfen, welche freilich keine befriedigenden Anhaltspunkte gewähren, allein immerhin dem Lichtschimmer gleich zu achten sind, der genügen muß, wo Sonnenschein fehlt. So haben wir z. B. in unserm Buch über „Die Finanzen Frankreichs" versucht, den Umfang des auswärtigen Handels als ein Collectivresultat, an welchem die Landwirthschaft und ebenso alle anderen Gewerbe ihren Antheil haben und der uns in mancher Hinsicht werthvolles Zeugniß über den Wohlstand eines Landes ablegen muß, als bezüglichen Maßstab zu benutzen. Wir fanden damals, daß der Durchschnittsbetrag des Handels im Jahre 1880 (das wir unserer Berechnung zu Grunde legten) in Frankreich pro Kopf 219 Frcs. betrug, gegenüber 66 Frcs. an Steuern, so daß also die Steuer 30 % von der Handelssumme ausmachte. Für Deutschland berechneten wir, daß der Handelsverkehr sich auf 150 M. pro Kopf stelle, und die durchschnittliche, auf einen Preußen entfallende Steuerquote auf 17½ M., welcher Betrag somit zwischen 11 und 12 % des Durchschnittes vom Handel ausmachen würde. Wenn es daher richtig wäre, — was keineswegs kategorisch behauptet werden soll, — daß der Handelsverkehr ein zutreffendes Bild des Reichthums eines Landes liefert, so würde der Betrag der absoluten Zahl der auf den Kopf fallenden Summe vom Handel

[1]) Der Rubel zu 2 Mark, der Gulden zu 1,70 M. angenommen.

bei Frankreich ca. dreimal so stark mit Steuern belastet sein als in Preußen, denn Frankreich steuert 30 %, Preußen nur 11 % der auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Quote vom gesammten Handelsverkehr. In Großbritannien und Irland machen die Steuern nur 10 % der betreffenden Ein- und Ausfuhrquote aus; in Ungarn würde die Steuerquote gegenüber derjenigen des Handelsverkehrs 50 %, in Cisleithanien 34 % ausmachen, somit wäre der Durchschnitt für Oesterreich-Ungarn 42 %. Von Italien ergibt die Rechnung sogar eine Quote von 60 %.

Freilich sind solche und ähnliche Ermittlungen ungenau, lassen aber doch die eine oder andere Wahrheit hervorleuchten. In ähnlicher Weise hat man die Zahl der Briefe u. s. w. für derartige Schätzungen heranzuziehen versucht. Es handelt sich bei alledem gewiß um Belehrungen, schließlich aber lernt man aus allen solchen Berechnungen nur das — was man schon längst wußte, daß z. B. England reicher als Rußland, oder Frankreich reicher als Italien sei. Wie schwierig aber die Aufstellung wirklicher Reichthumsziffern ist, geht schon daraus hervor, daß es jedem einzelnen Menschen nicht möglich ist, auch nur annähernd alle seine Bekannten nach ihrem Vermögen zu classificiren. Im Großen und Ganzen zwar wird man das Richtige treffen, wenn man, da alle Staaten bei dem allgemeinen Drange nach Uebernahme von Mehraufgaben damit bis hart an die Grenze der Möglichkeit sich versteigen, a priori von den Ausgaben auf den Reichthum des betreffenden Landes schließt.

Wenn man aber vom Steuerdruck spricht, so ist es viel richtiger — bei allen solchen Durchschnittszahlen handelt es sich ja rein um abstracte Zahlen — darüber nachzudenken, ob die Steuern des einzelnen Landes dem Vermögen des Einzelnen proportional sind. Frankreich hat das Sprüchwort: „Où il n'y a rien, le roi perd ses droits," — und das Wort ist gut, besonders mit Rücksicht darauf, daß „droit" im französischen zugleich Recht und Abgabe bedeutet. Im thatsächlichen Leben sind aber die Steuern weit mehr der Leistungsfähigkeit angepaßt, als man häufig declamiren hört, das hat z. B. schon vor Jahren Maurice Block in einer lehrreichen Tabelle seiner „Statistique de la France" bewiesen. Wir haben jene Tabelle in unserer Arbeit über die französischen Finanzen reproducirt und ist eine ähnliche Berechnung seitdem auch von Leroy-Beaulieu in der neuen Auflage seiner Finanzlehre angestellt worden. Man muß eben die sämmtlichen Steuern eines jeden Bürgers summiren und diese Summe mit der seines Einkommens vergleichen, dann erst bekommt man ein richtiges Bild von der Höhe der Belastung, nicht aber wenn man bloße Durchschnittsziffern aufstellt:

Block nun legt seinen Berechnungen, die er für Frankreich anstellt, die Einkommen von vier Classen von Steuerpflichtigen zu Grunde; in die erste Classe rechnet er Einkommen von 100,000 Frcs., in die zweite und dritte Einkommen von 6000 Frcs., wobei es sich bei der ersten Kategorie um kleine Grundbesitzer handelt, und in die letzte Classe Einkommen von 1800 Frcs. Er findet dann, daß die erste Classe des Einkommens von 100,000 Frcs. in Frankreich, also bei dem dort möglichst ausgebildeten indirecten Steuersystem, 11,323 Frcs., die zweite und dritte Classe je 922 und 513 Frcs. und die vierte Classe 193 Frcs.

an Steuern zahlt; das macht in Procenten des Einkommens für die erste Classe 11,30, für die zweite 15,30, für die dritte 9,80, für die vierte 10,12%. Wenn der betreffende Mann aber nicht raucht, also seine Quote von dem Tabaksmonopolertrage fortfällt, so stellen sich die Zahlen ganz anders: dann bezahlt der Steuerpflichtige der ersten Classe 10,86, der der zweiten 12,60, der der dritten 7,45 und der der letzten nur noch 6,96% von seinem Einkommen. Jede Einkommensteuertabelle, die man richtig gruppiren würde, lehrt Aehnliches.

Der Tabelle über die Einnahmen, die wir oben gaben, wollen wir nun eine Tabelle über die Ausgaben gegenüberstellen. Die Zahlen kennen wir schon, es fragt sich, was deren Vergleichung lehrt:

		Ausgaben in Procent.		
	Schulden.	Landesvertheidigung.	Andere Ausg.	Zusammen.
Deutschland	12,5	19,2	68,3	100
Oesterreich-Ungarn .	27,5	15,5	57	"
Rußland	22	35	43	"
Italien	24	20	46	"
Frankreich	34	31	35	"
Großbritannien . . .	34	33	33	"

Es ist wohl kaum nöthig darauf aufmerksam zu machen, daß eine Schuld um so leichter getragen wird, als sie in kleinerem Verhältniß zu den Gesammtausgaben steht. Wer für deren Verzinsung nur ein Zehntel seiner Einkünfte auszugeben hat, wird weniger gedrückt sein als der, welcher ein Viertel seiner Ausgaben zu diesem Zwecke verwendet. Doch auch der absolute Betrag der Schuld ist nicht ohne Bedeutung, da die betreffenden großen Summen von wesentlichem Einfluß auf den internationalen Geldmarkt sind, womit Rückwirkungen nach den verschiedensten Seiten hin zusammenhängen. Die politische Stellung eines Landes kann ebenfalls eventuell von den Schulden sehr wesentlich influirt werden und dergleichen. Unter allen Umständen aber ist, was die Schulden angeht, danach zu fragen, wie die bezüglichen aufgenommenen Capitalien thatsächlich verwendet worden sind! Werden dieselben direct fruchtbringend angelegt, so ist deren Größe eventuell irrelevant, da die Anlage der Summe die bezügliche Verzinsung und Amortisation selbst erbringen kann. Schlimmer ist es, wenn Schulden in Folge von Kriegen gemacht wurden, die betreffenden Summen also für das Land verloren sind; am schlimmsten jedoch, wenn die Schulden dazu bestimmt sind, im wirklichsten Sinne Lückenbüßer zu werden, d. h. Deficite zu decken. Davon wollen wir hier nicht sprechen, wenn in irgend einem Staatshaushalte es unter irgendwelchen Umständen in irgend einem Jahre nicht gelingt, Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen, sondern wir denken hier an die Staatswirthschaften, in denen das Deficit zum chronischen Uebel geworden ist. Dort sind Ersparungen, Steuerzuschläge, Amortisationen dringend nöthig. Das „wie" hängt von den Verhältnissen des betreffenden Landes ab.

Am wichtigsten aber sind die Schuldenamortisationen, und es empfiehlt sich für einzelne Länder entschieden, mögen auch noch so viele Volkswirthe anderer Meinung sein, selbst Zwecks solcher Amortisationen besondere Steuern auszuschreiben (wie es z. B. die Vereinigten Staaten thaten), oder doch wenigstens

in ihren Erträgnissen überflüssig gewordene Steuern zur Schuldentilgung zu reserviren, was auf dasselbe hinausläuft.

Den zweiten Hauptposten innerhalb der Budgets nimmt die Landesvertheidigung ein. Ueber diesen Punkt ist oft genug geklagt worden; wie aber Niemand mit der Entwaffnung den Anfang machen wird, so sind die bezüglichen Lasten einfach hinzunehmen; jedes Land sollte darauf bedacht sein, mit diesen Ausgaben, als von kühler Ueberlegung dictirt, sich auszusöhnen und sich nur davor zu hüten, daß Leidenschaftlichkeit irgend welcher Art sie über das nöthige Maß hinaus übertreibt.

Die dritte Spalte unserer kleinen Tabelle zeigt eine auf die Spitze getriebene Synthese, da sie alle inneren Staatsausgaben zusammenfaßt: Sicherheitspolizei, öffentlicher Unterricht, Gesundheitspflege, Straßen und Wege, Canäle und Häfen, Posten und Telegraphen, event. Eisenbahnen, Versicherungswesen u. s. w. u. s. w. gehören dahin.

Der Kreis der Staats-Aufgaben ist in den einzelnen Ländern verschieden, bald weiter, bald enger, je nach den herrschenden Principien oder nach geschichtlicher Ueberlieferung. Ferner ist daran zu denken, daß die Staaten die betreffenden Gegenstände verschieden behandeln: der eine nimmt sie von Staatswegen auf sich, der andere überweist sie mehr den Gemeinden oder sonstigen Verwaltungs-Bezirken. Allgemein gültige Regeln über die Vertheilung der Aufgaben zwischen Staat und Gemeinde gibt es nicht, und handelt es sich dabei meist um historisch-erwachsene Einrichtungen. Es wäre gewiß sehr interessant, auf die bezüglichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten bei den verschiedenen Staaten näher einzugehen und dieselben zur Anschauung zu bringen; an dieser Stelle haben wir uns aber auf eine nur andeutende Skizze zu beschränken:

Daß specielle Gemeindebedürfnisse principiell von den Gemeinden zu bestreiten sind, scheint selbstverständlich, doch gibt es vielfach Ausnahmen von dieser Regel. So hat z. B. der belgische Staat die Gemeinden theilweise aus Staatsrevenuen entschädigt, als er Aufhebung der Octroys oder der Municipal-Accisen von ihnen verlangte. Frankreich hat als Staat einen bedeutenden Theil der Kosten des Primärunterrichts auf sich genommen; ähnlich verfährt — wenn auch nach ganz anderen Grundsätzen — England. Der Wegebau wird, soweit es sich nicht um große Staatsstraßen handelt, meist als eine den Bezirken und Gemeinden zufallende Aufgabe betrachtet. Die verschiedenen Gesetzgebungen vertheilen die bezügliche Last im Uebrigen verschieden unter Staat, Bezirk und Gemeinde, je nach der Wichtigkeit der betreffenden Wege.

Die Handhabung der Polizei, d. h. der öffentlichen Sicherheit, wird von vielen Staatslehrern als Aufgabe des Staats betrachtet, der Staat aber überträgt überall einen bedeutenden Theil dieser Aufgabe an die Gemeinden, oder richtiger an Gemeindebeamte, die dann als Delegirte des Staats fungiren. So unterscheidet man zuweilen zwischen hoher und niederer Polizei, öfter aber theilt man die bezüglichen Kategorien ein nach den verschiedenen Zwecken: der Schutzpolizei, der Gesundheitspolizei, der Marktpolizei, der Schiffahrtspolizei u. s. w., und wiederum werden die betreffenden Aufgaben in verschiedenen Staaten zwischen

Gemeinde und Staat verschieden vertheilt; soweit es sich dabei jedoch um Localpolizei handelt, bleibt dieselbe gewöhnlich in Händen von Municipalbeamten.

Der Staat hat übrigens bei seiner Einwirkung auf die Bezirks- und Gemeindeangelegenheiten neben dem Bestreben, daß überall die bestmöglichen Einrichtungen getroffen werden — also daß überall das allgemeine und besondere Wohl gefördert werde — noch zwei nicht immer bewußte oder eingestandene Zwecke: Erstens nimmt der Staat Interesse daran, die Gemeinden in ihrem Auflagerecht zu beschränken, damit sich dieselben nicht als solche in zu große Schulden stürzen und so schließlich die Finanzkraft des Staates selbst schwächen — man darf eben nicht vergessen, daß Staat und Gemeinde aus einem und demselben Säckel schöpfen, dem der einzelnen Bürger — und ferner ist der Staat der Stärkere, der dem Schwächeren, der Gemeinde, gern die bezüglichen Einnahmen vorwegnimmt. Das zweite Ziel aber, das der Staat bei seiner Einflußnahme auf die Selbstverwaltungskörperschaften im Auge hat, steht fast in Widerspruch mit dem ersten: bei dem steten Anwachsen des Staatsbudgets, das häufig genug in den Parlamenten zu heißen Kämpfen führt, suchen die Regierungen das Staatsbudget zu erleichtern, indem sie einzelne Aufgaben von sich auf andere Zwangsgemeinschaften, resp. deren Cassen abwälzen. Dies Verfahren nennt man häufig Decentralisation oder Selfgovernment. In vielen Fällen mag die Ueberweisung rationell oder heilsam, mögen die Motive logisch sein, in den meisten Staaten aber sind es Budgetrücksichten, die in dieser Richtung den Weg zeigen.

Ob in diesem Hin- und Herschieben Centralregierung oder Selbstverwaltungskörperschaften siegen, wird schließlich für den Steuerzahler als solchen fast gleichgültig sein: er ist es doch immer, der zahlen muß; Staatscasse, Provinzialcasse, Bezirkscasse, Kreiscasse, Gemeindecasse, kurz alle öffentlichen Cassen werden aus den Privatcassen gespeist, und wenn man zu oft aus den letzteren schöpft, werden sie schließlich erschöpft. — Die meisten, allerorts geforderten Steuern werden gewiß nöthig sein, es ist aber ebenso stets nothwendig, daß überall eine wachsame Controlle jeden Mißbrauch verhüte, und daß das mit möglichster Maßhaltung Geforderte und schließlich Gewährte, mit Umsicht und nur zum allgemeinen Besten verwandt werde.

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

VII.

Was ich bisher von Südamerika und seinen Andes gesehen, das hatten Andere vor mir gesehen; nur fehlte ihnen der Wunsch, ihre Eindrücke zusammenzufassen und mitzutheilen; sonst hätte in den beiden, bereits veröffentlichten Aufsätzen Manches unterdrückt werden können. Jetzt aber, nach dem Zuge durch das Cypressenthal und mit dem Erreichen des oberen Thalbodens von Agua de la Vida, wurde dies Verhältniß mit einem Schlage anders. Hier stand ich hart an der Grenze des gänzlich Unbekannten, vor einem seit Ewigkeit verschlossenen Thore, hinter welchem eine ungeahnte Welt von Firn und Eis sich aufthun sollte. In diese einzudringen war verhältnißmäßig leicht; schwer dagegen erscheint es mir, den Leser dorthin zu führen, ohne daß sein guter Wille erschöpft werde.

Zur Orientirung sei hier noch einmal die Bemerkung gestattet, daß Agua de la Vida von dem Punkt aus, wo der Cachapual in das große chilenische Längsthal mündet, in zwölf Stunden Reitens erreicht werden kann. Das Hauptthal wie das Nebenthal, der Cajon de los Cipreses, sind so tief eingeschnitten, daß die Erhebung auf dem Wege der Thalsohle nur 1100 m beträgt. Die absolute Höhe Agua de Vida's wurde zu 1628 m ermittelt, die geographische Breite zu 34°. 31′ Süd, die Länge zu 70°. 27′ West von Greenwich[1]).

Den scheinbaren Abschluß des Cypressenthals bildet eine zerklüftete Eismasse, welche aus unbekannten Höhen durch eine enge Felsenschlucht zu Thale niedergeht. Auf beiden Seiten wird die Schlucht von Felsbergen überragt, die in der rechten Thalwand 4100 m, in der linken 3400 m hoch aufsteigen. Hierbei ist „rechts" und „links", wie allgemein üblich, auf die Thalrichtung bezogen, nicht auf die Sehrichtung des Beschauers. Von meinem Biwak aus sah man freilich noch nichts von dem Gletscher. Wohl aber ließ sich mit Bestimmtheit erkennen,

---

[1]) S. Sitzungsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1884. XXXVIII. S. 903.

daß ein solcher einst an dieser Stelle seine Eismassen vorbeigeführt habe; und die milchigen, reichlich strömenden Wasser der breiten Thalsohle verriethen deutlich, daß ein noch bestehender Gletscher in ihnen dahinschmolz.

Eine kurze Wanderung führt an die Stelle, wo das Thal von Süd nach Ost aufbiegt, wo eine Hochgebirgslandschaft sich mit allen ihren Reizen enthüllt. Ist auch der Flußboden öde und trümmerbedeckt, so trägt doch gerade seine weite Fläche viel dazu bei, die ruhige Vornehmheit der Schneegipfel zur Geltung zu bringen. Unter ihnen tritt am meisten der Berg hervor, welchen ich nach einem Alpengipfel die Dentblanche von Agua de la Vida (4168 m) genannt habe; er liegt auf der linken Seite des Thals, gerade da, wo dasselbe seine concave Krümmung hat, und ruht auf abschüssigem nackten Massiv. Seine schönen Formen werden durch Firn- und Eisbedeckung eher hervorgehoben, als verhüllt. Die Dentblanche sendet von ihrem östlichen Abfall einen Felskamm gegen Nordnordost. Dieser Felskamm, wie zerrissen er auch ist, zeigt aus der Ferne eine Profillinie, welche fast horizontal in dem Niveau von 3400 m verläuft, dann plötzlich abbricht gegen den Gletscherfall und in abschüssiger Linie unter diesem verschwindet. Die so entstehende Felsecke überragt die von unten sichtbaren Eismassen wie ein Altan. Ich habe sie den „Erstling" genannt und ihre Verbindung mit der Dentblanche den „Erstlingsgrat". Letzterer faßt den scheinbaren Ursprung des Cajon de los Cipreses auf dessen linker Seite ein und fällt gegen den Thalboden mit steilem Gehänge ab. Es finden sich daselbst Grasflächen, eine reichblühende Vegetation, schneeerfüllte Mulden, Geröllfelder und steile Mauern unverwitterten Gesteins; gegenüber — auf dem rechten Ufer der Eiscascade — steigen die bunten geschichteten Wände des Cerro Colorado (4147 m) auf; und dorthin verlegt der Reisende anstandslos den Ursprung des Gletschers, wenn er, im Thalgrunde stehend, das Bild betrachtet. Nur bleibt es gänzlich unerklärt, daß sich aus den engen Falten des Cerro Colorado so bedeutende Massen Eises entwickeln konnten, wie sie in dem Gletscherabfall sichtbar werden. Zieht man außerdem noch die untrüglichen Beweise einer früheren Epoche viel mächtigerer Eisbedeckung in Betracht, so wächst die Rathlosigkeit. Aber damit war meiner Exploration das erste wichtige Ziel gegeben.

Als am Abend des 9. December das Lager eingerichtet war, zeigte ich dem erfahrenen Zamorano die Richtung an, in welcher wir am andern Tage vorstoßen mußten; und so ritten wir am folgenden Morgen zu Dritt thalaufwärts gegen den Gletscher, am unteren blumenreichen Saum des linken Thalhanges hin, durch mehrere wasserreiche Bäche, die den Schnee der Dentblanche und ihrer Nachbarn wegführen, zur linken Hand das Geröllfeld überblickend, welches einst Gletscherboden war. In seiner Breite und kaum wahrnehmbaren Neigung erinnert es an das Trümmerfeld zwischen der Alp Misaun und dem Rosegglетscher bei Pontresina. Auf der anderen Seite, wo die große Thalbiegung den kleineren Bogen beschreibt und ihre ausspringende Ecke besitzt, erheben sich mehrere Schuttwälle hinter einander, untrügliche Anzeichen eines alten Gletschers, weil nur ein solcher sie erzeugen konnte. Derartige Trümmerwälle nennt man Seitenmoränen, im Gegensatz zu den Frontmoränen, die ein Gletscher an seinem unteren Ende senkrecht zu seiner Längsaxe, ablagert. Auch von diesen Bildungen fanden sich Spuren

in der Form niedriger paralleler Querwälle von Schutt und Geschiebe, halb zerstört von der nachfolgenden Einwirkung fließender Wasser. Ihre mehrfache Wiederholung und der geringe Grad ihrer Mächtigkeit konnten dahin gedeutet werden, daß der schnelle Rückgang des Gletschers den Aufbau der Moräne schon im Anfang unterbrach und den ablagernden Proceß an einen höher gelegenen Querschnitt des Thalbodens band.

Ein Ritt von kaum zwei Stunden brachte uns an den tiefsten Rand des Gletschers; er zeigt ein Eisthor wie unsere Gletscher, und aus ihm tritt der strömende Bach, in 1910 m. Höhe, zu Tage. Bis zu einem so tiefen Niveau stößt also ein Gletscher im mittleren Chile vor. Wir standen hier dem Felsenthore, das von der gewaltigen Eiscascade verschlossen wird, in der Entfernung von $1^1/_2$ Kilometern gegenüber. Seine pfeilerartigen Wände sind einander auf 520 m genähert, das Thal geht daselbst in einen Schlund über, und der Boden, welcher bisher so sanft anstieg, bäumt sich nun auf und bildet eine Terrassenstufe, von deren Höhe sich zur Zeit noch keine genügende Vorstellung gewinnen ließ. Zu Füßen des Gletscherfalls dehnt sich eine Gletscherzunge aus, mit einer Steigung von fast 13 Grad.

Einen Weg über das Eis zur Höhe zu suchen, blieb auch für den Fall ausgeschlossen, daß dieses steile Labyrinth überhaupt mit der Axt gangbar gemacht werden konnte. Denn solche Eiszerklüftungen, die auf wechselnd abschüssiger Felsunterlage ruhen, sind der Schauplatz jener Eislawinen, die auf ihrer Bahn zermalmend und vernichtend fortschreiten. Von ihrer Gewalt wird das Ohr unmittelbarer überzeugt, als das Auge; und während dieses sich oft an den weißen niedergehenden Schleiern stäubenden Eises erfreut, wird jenes von dumpfem Lawinendonner getroffen. Zu allen Tages- und Nachtzeiten konnte man es in dieser Klamm dröhnen hören; das bewiesen mir die Märsche wie die Höhenbiwaks, die ich später in der Nähe aufschlug. Auch in unseren Alpen umgeht man solche Gletscherabstürze, wenn es irgend angeht, und sucht die seitlichen Felsen zu erklettern, mögen diese noch so steil erscheinen. Die Wände des Cerro Colorado boten allerdings wenig Aussicht auf Erfolg; viel eher ließ sich auf der Seite des „Erstlinggrates" ein günstiges Resultat erhoffen; dorthin lenkte ich, nach vorgenommener Prüfung, meine Schritte und die meiner bereitwilligen beiden Gefährten.

Die Pferde blieben gefesselt am Gletscherthor stehn, während wir halbrechts wendend, die dem Erstlingsgrat zugewandte Seite der Gletscherzunge hielten und über die Trümmer der linken Seitenmoräne hinweg von Neuem festen Boden betraten. Nun sah ich zum ersten Mal auf einen Andesgletscher nieder und stand auf blumenreicher Matte, eingeklemmt zwischen Fels und Eis, am Fuße eines Wasserfalles, der sich in den eisigen Klüften verlor. Hier war nur das bekannt, was das Auge erblickte, und jeder Schritt vorwärts schob den Horizont gegen das Unbekannte vor; — auch Zamorano wußte nicht, was der Endpunkt bieten würde. Wir umgingen in der Höhe von 2220 m die Felsen des Wasserfalls und stiegen in halbschräger Richtung längs des Erstlingshanges auf. In 2600 m überquerten wir den ersten Schnee, guten alten Schnee, einer Mulde angehörig, welche vom Erstlingsgrat niedergeht. Noch waren die Spuren

der Vegetation häufig; auf den unlängst vom Schnee befreiten Stellen zeigte junges Frühlingsgrün seine ersten zarten Triebe, während gesellig auftretende spitzige Gräser auf der Wurzel in Brand gesteckt werden konnten. Die dicke Rauchsäule verkündete den in Agua de la Vida zurückgebliebenen Leuten, wo wir uns befanden.

Bei 3000 m wurde die Vegetation so zerstreut, als schlössen die Geröllfelder das Pflanzenleben überhaupt aus; zwischen den viereckigen, scharfkantigen Bruchstücken sproßte nur noch selten ein andines Pflänzchen auf. Je mehr wir uns der Linie näherten, welche von dem „Erstling" zum Gletscher niedergeht, desto beschränkter wurde die Aussicht in der Marschrichtung, während der Rückblick den prachtvollen Bau der Dentblanche aus nächster Nähe zeigte, und die tief gelegene Thalsohle von Agua de la Vida die Höhe des erreichten Standpunktes zum Bewußtsein brachte. Aber schließlich sah ich mich gar nicht mehr um, sondern stieg stetig auf, das Auge nur auf den braunen Hang richtend, bis die zum Erstling aufstrebende Gratlinie, in der Nähe ihrer Basis, erreicht war.

Hier wurde innerhalb weniger Secunden eine Scenerie freigelegt, deren Ungeahntheit, deren Größe und blendender Glanz die Wirkung einer Offenbarung hervorbrachten. Selbst meine Leute zeigten sich betroffen und erfreut. Ich sah auf weite Firnbecken, auf einen großen, stundenlang hingezogenen Gletscher, der gerade von Süden her, dem Hauptzuge der Andes parallel fließt, dann scharf nach links biegt und als Eiscascade das Felsenthor passirt. Bläulich schimmernde Firnströme münden von der Seite in ihn ein, sich anlehnend an coulissenartig geformte hochaufstrebende Felsmassen. Alle Verhältnisse einer schneebedeckten Hochalpenlandschaft wiederholen sich hier. Nur ein einziger, weit zurückliegender Berg zeigt die sanfteren Formen eines vulkanischen Kegels und könnte einen aufmerksamen Beobachter daran erinnern, daß er nicht in den Alpen, sondern in den Andes weilt. Nun erklärten sich die tief unten angetroffenen Spuren einer geschwundenen, mächtigeren Eisbedeckung leicht und mühelos.

Ich stand an der Schwelle einer Region, welche da beginnt, wo das Cypressenthal aufzuhören scheint. Zwischen die neuentdeckte, höhere Region und den tiefer gelegenen, vegetationserfüllten Cajon de los Cipreses schiebt sich die abschüssige Felseinschnürung und wird durch die aufgelagerte Eiscascade so ungangbar gemacht, daß als Trennungsglied erscheint, was ein Verbindungsglied ist. Ersteres in letzteres verwandelt zu haben, das war die Frucht dieser Recognoscirung. Welche Bedeutung der Entdeckung für die Richtigstellung der Eisverhältnisse in dem centralen chilenischen Gebirge zukam, das trat im Verlauf der Reise, je breiter die Anschauung wurde, klarer und klarer hervor. Schon jetzt mag hervorgehoben werden, daß hier zwar Ausnahmeverhältnisse vorlagen, daß aber diese, vielleicht einzige Ausnahme einen wichtigen Schluß gestattete: den Schluß nämlich, daß die verkümmerte Gletscherbedeckung der centralen chilenoargentinischen Andes weniger durch die klimatischen Verhältnisse, durch das Quantum der Niederschläge bedingt sei, als durch den orographischen Bau, durch das Fehlen passender Firnmulden.

Wir verfolgten die linke Seitenmoräne ein Stück aufwärts; die Felswände zur Rechten zeigten vielfach abgerundete Formen, und noch in 3125 m Höhe

wurden Gletscherschliffe an ihnen constatirt. Hart zu unserer Linken, nur 50 Fuß tiefer, leuchtete der Gletscher auf, wenig geneigt, mit Querspalten durchsetzt. Der Rückblick auf Agua de la Vida und auf die Welt des Lebens war abgeschnitten; ungekannte Berge und Gletscher wurden zum ersten Male von einem menschlichen Auge getroffen. Während ich die Landschaft wie ein Anatom zergliederte, ließ die Freude, so unerwartet belohnt worden zu sein, die Theile immer wieder zu einem erhabenen Ganzen zusammenfließen. So reine Freuden werden nicht jedem Explorationsreisenden zu Theil; ich nahm sie dankbar hin, die Gunst der Umstände wohl erkennend. Diese durch streng wissenschaftliche Arbeit zu befruchten, das bildete nunmehr den Inhalt meines Aufenthaltes im Cajon de los Cipreses.

Die vorgeschrittene Tagesstunde gestattete nicht, den Vorstoß weiter fortzusetzen und einen Punkt zu erreichen, welcher den Gletscher ganz, d. h. bis zu seinem Ursprung beherrscht. Wir standen etwa tausend Fuß unter der Bastei des „Erstlings"; dorthin mußte sich naturgemäß die nächste Expedition richten, und der heutige Rückweg konnte nun sogleich dazu dienen, einen passenden Weg zu recognosciren.

Die Haltung meiner beiden Begleiter trug dazu bei, meine Zuversicht zu erhöhen. Für sie war der Tag ja auch ein Ereigniß; sie hatten etwas gesehn, was keiner ihrer Genossen weit und breit gesehn hatte, und konnten davon am heimischen Feuer erzählen. Sie hatten mir die Sache dadurch erleichtert, daß sie mit soldatischem Gehorsam und heiteren Muthes folgten, daß sie keine Aengstlichkeit verriethen und — trotz ihres ungeeigneten Schuhwerks besser marschirten, als ich erwartete. Besonders der alte Zamorano machte seine Sache gut; wenn er voranging, so hielt er das angegebene langsame Tempo, wie ein erfahrener Alpenführer, und handhabte das anvertraute Gletscherbeil mit überraschendem Geschick. Die Leute waren nun in eine ganz andere Beziehung zu mir und zu meiner Unternehmung getreten; die Unbestimmtheit ihrer Vorstellungen war verschwunden, und sie wußten, welche Rolle ich, welche Rolle sie selbst spielen würden.

Dem entdeckten Gletscher gab ich den Namen Ada-Gletscher.

Unser Abstieg gestaltete sich zu einem angenehmen Spaziergang. Denn aus einem unbekannten Pfade war ein bekannter geworden, und das ändert gar Vieles, auch wenn das Terrain schwierig ist. Ich sammelte die ersten Andespflanzen; sah im Schnee zum ersten Mal die Spur des jagdbaren Guanaco, des nächsten Verwandten des Llama; nahm bei 2920 m von glatter Felswand ein gletschergeschliffenes Handstück, welches jetzt den Sammlungen zu Berlin einverleibt ist; und erlabte mich zum ersten Mal an jenem trefflichen Getränk (gulpo), das aus Zuckerwasser und eingerührtem gebrannten Maismehl besteht. Der Gulpo empfiehlt sich besonders für anstrengende Gebirgswanderungen und würde auch bei uns Freunde finden; denn das Getränk ist durstlöschend, nahrhaft und wohlschmeckend, und mundet auch dann noch, wenn durch die Anstrengung des Marsches Gleichgültigkeit oder Widerwillen gegen Nahrung erzeugt ist.

Am Gletscherthor fanden wir die Pferde wieder, und ich ritt, sobald der Geröllboden passirt war, in langem Galopp nach Hause. Das Biwakfeuer

wurde zu einem Freudenfeuer, trotz der Stille, welche ringsum herrschte. Es liegt ein unbeschreiblicher Reiz darin, im Schweigen der aufziehenden Nacht, wenn dem Körper endlich Ruhe gegönnt wird, und das Auge die unbestimmt werdenden Berglinien kaum mehr erkennt, sich noch einmal ganz dem Eindruck hinzugeben, welchen eine erhabene Hochgebirgslandschaft bei Tage hervorbrachte. Wir sehen sie dann noch einmal in ihrer ganzen Reinheit, mit dem Auge des Künstlers. Tritt das Bewußtsein hinzu, daß kein Anderer vor uns diesen jungfräulichen Boden schaute, so machen wir sein Bild zu unserm geistigen Eigenthum und betrachten es mit jener erhöhten Innigkeit, die den Besitzer eines Kunstwerks von dem gewöhnlichen Beschauer unterscheidet. Wenn endlich aus dem Gesammteindruck die Erkenntniß einer wissenschaftlichen Thatsache hervorgeht, so treten wir aus der Isolirung unserer schönen, einschmeichelnden Empfindungen auf das, allen denkenden Menschen gemeinsame Gebiet der Wissenschaft, werden uns unserer Verantwortlichkeit bewußt und gehen in diesem Sinne an die Arbeit des folgenden Tages.

VIII.

Es kam vor Allem darauf an, die Topographie des Ada-Gebietes festzulegen. Der Aufenthalt in Agua de la Vida durfte nicht länger währen als vierzehn Tage. Denn mit dem Ablauf des zu Ende gehenden Jahres sollte eine andere Expedition ins Werk gesetzt werden; darnach eine zweite — und was in den nächsten neunzig Tagen nicht geleistet war, das entzogen die Schneewetter des südhemisphärischen Winters der Forschung. Der Ungeübtheit meiner Leute Rechnung tragend beschränkte ich meine Märsche auf die Ersteigung des Erstlingsgrats, den ich zweimal, an zwei von einander getrennten Punkten erreichte. Um mehr Zeit zu gewinnen, biwakirte ich jedesmal in der Höhe (2236 m), brach am nächsten Morgen vor der Sonne auf und stand in früher Vormittagsstunde auf dem Kamm. Auf diese Weise lernten alle meine Leute — ich wechselte mit der Begleitung — das Terrain kennen und gewöhnten sich an stärkere Zumuthungen. Ich selbst aber erreichte meinen Zweck, soweit die kurze Spanne Zeit es zuließ; denn das unausgesetzte Betrachten der Landschaft machte mir dieselbe so vertraut, daß ich ihre charakteristischen Züge zu einer geschlossenen Beschreibung vereinigen konnte. Die werthvollsten Bilder fixirte ich photographisch, und mittels des Theodoliten und des Barometers schuf ich eine erste Zahlengrundlage für Höhen, Distanzen und Richtungen.

Die Ritte zu dem oberen Biwak waren gleichzeitig eine gute Vorbereitung für die späteren großen Cordillerenritte, und so wie ich dem alten Zamorano lehren konnte, was der Mensch zu Fuß im Gebirge erreichen kann, so lehrte er mich nun zunächst, wie weit Pferde ihren Reiter und Maulthiere ihre Last in den Andes zu tragen vermögen.

Da wir in der Nähe der Felsen, welche die Basis des Gletscherfalls einfassen, zu biwakiren beschlossen hatten, so suchten wir der Thiere wegen das Eis der Gletscherzunge möglichst zu vermeiden und ritten längs der linken Halde hin, die gegen den Thalboden und weiter oberhalb gegen den Gletscher niedergeht. Diese Halde ist steil und mit großen Geröllblöcken, Resten alter Moränen bedeckt; auch der Fußwanderer würde hier Mühe haben vorwärts zu kommen.

Dem Anfänger macht es nun einen sehr eigenthümlichen Eindruck, wenn er von hohem Sattel aus in die Tiefe blickt und vollständig ungewiß darüber ist, wie sich sein Pferd bei dem nächsten Schritt aus der Affaire ziehen wird. Zamorano ritt voran, sah sich zuweilen nach mir um und freute sich über mein zufriedenes Gesicht. Denn meine Sympathie für die braven Thiere und das Vergnügen, welches die ganz neue Art von Sport in sich schloß, stimmten mich heiter. An besonders schlechten Stellen saß mein Begleiter ab und setzte die Steine ins Rollen, welche die Pferde hätten zu Fall bringen können. Bei diesem Ritt, wie fast überall, wo einem Pferde außergewöhnliche Leistungen zugemuthet werden, bleibt dem Reiter die Pflicht, das Pferd nicht zu stören. Er muß den Bewegungen folgen und dem raschen Wechsel von Auf und Ab, Ab und Auf durch eine schnelle Aenderung im Sitz entsprechen. Ehe ich absolutes Vertrauen gewonnen hatte, hielt ich das Pferd, wenn es einen tiefer gelegenen Block erreichen wollte, im Zügel und störte es dadurch; denn solche Schritte führt das Pferd nicht durch einseitiges Vorsetzen des rechten oder linken Vorderbeines aus, sondern dadurch, daß es mit beiden Beinen gleichzeitig zu der tieferen Stufe springt; darin will es durch keinen Zügeldruck verhindert sein. Ob sich der schwindelfreie Reiter behaglich oder unbehaglich im Sattel fühlt, das hängt ausschließlich von dem Vertrauen in den sichern Tritt des Pferdes ab. Darnach bestimmt es sich, ob ein Ritt an Abgründen hin zu einem prickelnden Vergnügen oder zu einer Höllenqual wird. Ich hatte auf allen meinen Reisen in Chile stets über ganz sichere Thiere zu verfügen; in Folge davon wuchs mein Zutrauen statt abzunehmen, und schwierige Wegstücke lieferten mir an langen Marschtagen eine willkommene Unterbrechung der Monotonie. Dann entwickelte sich zwischen mir und dem Pferde ein stummes Frage- und Antwortspiel; an jeder schlechten Stelle warf ich die Frage auf, wie das Thier wohl handeln würde, und erhielt dann sogleich durch die Ausführung eine Antwort, — nicht selten eine unerwartete. Während in Europa die alpinen Künste von Menschen betrieben werden, erschienen mir in Südamerika die Reit- und Lastthiere als die Vertreter des erfolgreichen Alpinismus, richtiger des „Andinismus".

Der Weg zu unserem Biwak — wegen seiner Lage zum Ada-Gletscher will ich es kurzweg nach diesem bezeichnen — führte uns schließlich doch noch auf den Gletscher, so daß die kleine Karawane über Stellen reinen Eises ritt, während im Allgemeinen Schutt und Trümmer der Oberfläche aufgelagert waren. Eingeklemmt in der Längsfurche zwischen der abfallenden Wölbung des Gletschers und dem Felsabsturz der Thalwand konnten wir nur ein sehr beschränktes, völlig ödes Stück der staffelförmig aufgebauten Landschaft sehen: zu Füßen die bräunlich schmutzige Oberfläche des Gletschers, hart vor uns den unteren Theil des großen Eisbruchs, jenseits desselben die steilen Wände des Cerro Colorado, aufgebaut aus bunten, horizontal erstreckten Schichtbändern. Nirgendwo war eine Spur von Vegetation zu erblicken. Ganz plötzlich schimmerte dann den Moränenreitern von der Höhe des nächstgelegenen Thalhanges ein Feld rother Blumen entgegen, freundlich und lieblich inmitten dieses öden Wirrsals. Dorthin wurden die Pferde gelenkt und erkletterten auf steiler Bahn die Stelle, wo wir zweimal — am 12. und am 20. December — das Biwak aufschlugen.

Es liegt hart am Fuß des Felsenthores, durch welches der Ada-Gletscher gebrochen niedergeht, in der Höhe von 2236 Meter; nahe einer Felswand, über welche drei Wasserfälle stürzen, und an deren Fuß eine mannigfaltige, lebenskräftige Vegetation in unmittelbarer Nähe des Eises gedeiht. Innerhalb einer halben Stunde, während die Leute absattelten und das Biwak einrichteten, sammelte ich hier etwa 40 verschiedene Kräuter und Gräser von sehr verschiedenem Habitus, für deren Schönheit und Farbenanmuth die Abgelegenheit des Ortes und die Wildheit seiner Umgebung besonders empfänglich machten. Hier fand ich auch zum ersten Mal die wilde Kartoffel. Obwohl ja gerade das westliche Südamerika das Heimathsland der Kartoffel ist, so muthet uns Europäer der Anblick der violetten Kartoffelblüthe doch heimisch an, und wir denken dabei an weite ebene Felder, die von unseren Bauern bestellt werden; an Amerika und Gletscher denken wir dabei jedenfalls zuletzt; und diese papilla del campo — so nannten sie meine Leute — erschien mir wie ein örtliches Analogon zu dem, was zeitlich ein Anachronismus genannt wird. Im Spanischen heißt Kartoffel pāpa; da in Südamerika kaum ein Wort seinem Diminutiv entgeht (sogar aus lejos, weit, wird lejito gemacht), so wurde auch die papa in eine papilla verwandelt; del campo vom Felde, d. h. wild wachsend. Vergebens suchte ich nach den nutzbringenden Knollen der Pflanze; sie fanden sich nicht, würden aber vermuthlich durch Cultur zu erzeugen sein.

Gerade die Vegetation in der Umgebung des Ada-Biwaks lenkte meine Aufmerksamkeit zuerst darauf, daß unsere bisher festgehaltenen Vorstellungen von der central-chilenischen Andes-Flora doch gar zu typisch sind. Das Intensive, Lebensfrische der Pflanzenwelt wird nicht hinreichend gewürdigt. Weil in dem Gesammtbilde der Andes Kahlheit ein hervorstechender Zug ist, so folgt noch nicht, daß die Vegetation, wo sie auftritt, verkümmert auftritt. Der jährliche Kreislauf des Pflanzenlebens wird gern wie ein plötzliches Aufflackern im Frühling und ein schnelles Verdorren im Sommer dargestellt. Aber nur für den Fuß des Gebirges kommt dieser Auffassung Berechtigung zu; im inneren Gebirge, wo der Bau faltenreicher ist, wo die großen Schneemassen Feuchtigkeit spenden, geschützte Lagen vorkommen, ist das Pflanzenleben einer anderen, weniger typischen und mehr ansprechenden Gesetzmäßigkeit unterworfen, und dort findet man, selbst noch im Hochsommer, Stätten üppigen Gedeihens.

Beide Male erreichte ich das Ada-Biwak, als der Tag im Sinken war, und verlebte daselbst unvergeßliche Stunden. Die Messungsarbeiten im Thal hatten mich so angestrengt und wegen des störenden Windes so nervös gemacht, daß ich schließlich meine Instrumente wie meine persönlichen Widersacher betrachtete und sie bei der letzten Excursion zu Haus, d. h. im Standbiwak von Agua de la Vida, zurückließ. Ich sagte mir, daß das vielseitigste und feinste Beobachtungsinstrument doch schließlich der Mensch selbst sei, wenn es sich nicht gerade um directe Meßbestimmungen handele; daß letztere wohl das unerläßliche Skelett abgeben; daß aber der Reisende seine Beobachtungen zu einem lebensvollen Ganzen zusammenzufügen die Aufgabe habe. Deshalb wünschte ich mich nicht länger gegen meinen Theodoliten zurückgestellt zu sehen, ließ alle getheilten Kreise — die

Aneroide ausgenommen — zurück und gab mich ganz der unvermittelten Beobachtung hin.

Es ist merkwürdig, wie viele Fragen sich aufwerfen und beantworten, wenn man ein Landschaftsgebiet ununterbrochen betrachtet. In der Continuität liegt eine wirkungsvolle Kraft, etwas von der Kraft des Tropfens, der den Stein höhlt, etwas von der Kraft, die ein französischer Ausspruch mit den Worten verherrlicht: le génie c'est la persévérance. Bei meinem letzten Ritt zum Ada-Biwak und während der Ruhe der friedlichen Abendstunden combinirte ich alle Beweise, welche auf eine frühere Eiszeit im Cajon de los Cipreses hinweisen, oder doch mindestens eine größere Mächtigkeit und ein stärkeres Vorstoßen des Ada-Gletschers in verflossenen Perioden außer Zweifel stellen. Vieles davon hatte die Zeit verwischt, aber nicht ausgelöscht. Der Zug des Weges, welchen wir von Agua de la Vida an bis oben hinauf zu unserem Lagerplatze beschrieben hatten, mußte einstmals ganz im Eise verlaufen sein; und es ließ sich an der linken Thalwand eine Linie construiren, welche für den Gletscher eine analoge Bedeutung hatte, wie eine alte Uferlinie für einen Fluß. Die Linie entspringt bei 2236 Meter und zieht mit der ohngefähren Neigung des Thalbodens, etwa 230 Meter über ihm, an dem Thalhange hin. Ihr parallel verlaufen in tieferen Niveaus andere Linien und markiren jüngere Phasen des mehr und mehr zum Schwinden gebrachten Gletschers. An einer günstigen Stelle zählte ich deren fünf; die zwischen ihnen gelegenen Bänder sind durch verschiedene Neigung, Bodenbeschaffenheit und die nach unten zu schwindende Vegetation für das Auge sehr deutlich zu unterscheiden. Die höchste Strandlinie ist auch an einer Stelle des gegenüberliegenden rechten Ufers erhalten; sonst aber zeigen sich dort die Spuren der erloschenen Gletscherexistenz in anderer Form, in der Form jener Moränenwälle, die bereits erwähnt sind. Auch sie bilden, wie die gegenüberliegenden Strandlinien, ein System mehrerer Elemente, deren jedes einer bestimmten Entwickelungsphase, richtiger Abwickelungs- oder Schwindungsphase entspricht.

Zu der Zeit, wo der Ada-Gletscher bis nach Agua de la Vida vorstieß, war seine horizontale Erstreckung längs der äußeren Krümmungslinie des Thalbodens gemessen, 6 Kilometer größer als bei dem Stande von 1882. Die Mitte der Biegung, welche der alte Gletscher nach rechts ausführte, liegt halbwegs zwischen dem heutigen Gletscherthor und Agua de la Vida, von jedem dieser Punkte 3 Kilometer entfernt. Der Gletscher muß sich aber noch über Agua de la Vida hinaus thalabwärts erstreckt haben; denn an dieser Stelle beweist das zähe, unverwitterte Gestein, welches dem linken Thalgehänge eine steile Felspartie von mehreren hundert Fuß Höhe eingefügt hat, durch seine Oberflächenbeschaffenheit, daß ein vorbeifließender Gletscher die ihm eigenthümliche Arbeit der Gletscherschliffe verrichtet hat.

Wie nun bei Agua de la Vida die Zeugen glacialer Thätigkeit eine grünende Thalsohle überragen, so finden sich auch weiter oberhalb, in der actuellen Gletscherregion, ähnliche Merkzeichen und verkünden dem Auge, bis zu welcher Höhe die Thalmulde vom Eise erfüllt war. Besonders großartig muß der Gletscher in seinem unteren Theile, nach dem Durchtritt durch das Felsenthor gewesen sein. Ich habe mittels einer Approximativrechnung gefunden, daß die

Durchschnittsbreite etwa anderthalb Kilometer betrug, die Mächtigkeit 230 Meter. Daß die Länge mehr als 6 Kilometer betragen haben muß, wurde bereits erwähnt. Diese ungeheure Eismasse verschwand dadurch, daß sie stärker abschmolz als zunahm, und dieser Schwindungsproceß scheint nicht allein in historischer, sondern gerade in der allerjüngsten Zeit mit besonderer Intensität gespielt zu haben. Dafür sprechen mehrere Facta: zunächst die oben erwähnten niedrigen Schuttwälle, welche quer über den alten Gletscherboden verlaufen; dann eine Eismasse, welche etwa 400 Meter von dem Gletscherthore entfernt, 40 Meter tiefer als dieses, auf dem linken Thalhange liegt; sie bleibt zum größeren Theile unter Geröll verborgen und darf vielleicht als der Rest eines von Moränenschutt bedeckten Eiswalles angesprochen werden; als ein Rest, den der Gletscher bei seinem eiligen Rückzug gewissermaßen zurückgelassen hat. In der nächsten Umgebung ist die Moräne zusammengeklappt wie ein aufgeschraubtes Luftkissen, weil das Eis weggeschmolzen. Endlich findet sich auf dem ebenen Gerölboden ein Felsblock, von dem mir Zamorano unaufgefordert sagte, daß noch vor 30 Jahren der Gletscher bis hierher gereicht habe. Meine Messung ergab 1730 Meter für die Entfernung des Blockes vom Gletscherthor. Wenn also die Angabe des Augenzeugen richtig ist — was ich nach der Eigenart des Mannes nicht bezweifle —, so würde der Ada-Gletscher während der angegebenen Epoche im Durchschnitt jährlich um 58 Meter zurückgewichen sein.

Für die geistige Thätigkeit des Reisenden ist nichts so fesselnd, als an Ort und Stelle die Thatsachen zu combiniren, welche ihm die Natur unvermittelt, ohne den isolirenden Eingriff durch das Experiment, darbietet; und diesem Vergnügen hing ich in dem Ada-Biwak nach. Dazu gehörte auch die Beobachtung der Gletscherzunge, deren Bau darauf hinwies, daß die Firnregion oberhalb der großen Felsklamm in zwei gesonderte Mulden zerfällt, — ein Factum, welches der Augenschein am folgenden Tage erhärtete. Die drei Felsinseln, welche, etagenförmig übereinander erhoben, die Gletschercascade durchbrechen, markiren die Trennungslinien beider Gebiete und deuten gleichzeitig Terrassenstufen des felsigen Untergrundes an. Hart an der Wurzel der Gletscherzunge, in der Nähe des rechten Ufers, ist letzterer einseitig von Eis frei gelegt, während die die linke Seite mit dem Eis des auslaufenden Gletschers bedeckt ist. Dasselbe zeigt viele Längsspalten und in der Nähe der Ufermoräne auch Querspalten. Man sieht also in Wirklichkeit zwei Gletscher, welche neben einander den Sturz durch den Felsschlund der Cascade ausführen; der eine erstirbt sofort, der andere durchmißt noch 1½ Kilometer. Beide sind denselben Abschmelzungsbedingungen unterworfen; und wenn sie verschieden weit vorstoßen, so müssen sie aus der Höhe verschieden kräftig genährt werden, d. h. ihren Ursprung in zwei getrennten Reservoiren verschiedener Mächtigkeit nehmen.

Sehr eindrucksvoll gestaltete sich, als wir das letzte Mal am Fuße des Ada-Gletschers biwakirten, der Uebergang vom Tage zur Nacht. Der Blick, welcher das Thal bis hinunter nach Agua de la Vida beherrschte, aber darüber hinaus durch Gebirgsketten beschränkt war, verlor sich in nächtlicher Dämmerung, als die Spitze des röthlichen Cerro Colorado von der sanften Gluth des sinkenden Tagesgestirns getroffen wurde, und der halbe Mond über dem Gebirge stand.

In den zahllosen Spalten des Gletscherabfalls erstarb das hinschwindende zerstreute Sonnenlicht, und es zeigten sich aufdämmernde Stellen eines so tief gesättigten Blau, wie es der glänzendere Tag nie in Erscheinung treten ließ. Dann ward es volle Nacht, eine herrliche Mondnacht, in welche das Biwakfeuer seine Contraste warf. Wir rückten nahe zusammen, freuten uns der Wärme und genossen die chilenische Nationalsuppe, die sogenannte cazuela. Als dann die hellen Flammen einer rothen Gluth gewichen waren, suchte ein Jeder sein zeltloses Lager auf, und ich entschlief unter dem Rauschen dreier Wasserfälle und dem gelegentlichen Donner zusammenbrechenden Eises.

Meine Cordillerenbiwaks — einige wenige ausgenommen — hatten das Gute, daß ihnen weder Feuer noch Wasser fehlte. Ein Charakterstrauch, eine Adesmia, liefert vorzugsweise das Brennmaterial in jenen Höhen, wo die Pflanzenwelt ihre klimatische Grenzzone hat. Der Strauch, welcher bei 2000—2500 Meter kräftig gedeiht und Mannshöhe überschreitet, verkrüppelt naturgemäß bei 3000—3500 Meter und wird oft so starr und widerstandsfähig, daß selbst der Sturmwind kein Zittern in den kurzen dornigen Zweigen hervorbringt. Die Wurzeln sind knorrig und kräftig entwickelt, und diese waren es vornehmlich, welche uns später, noch in 3600 Meter Höhe, mit trefflichem Brennstoff versahen. Um sie auszugraben, bedienten sich die Leute mit Vorliebe meiner aus Europa mitgebrachten Gletscherbeile.

Zu einer Mühsal wurde das Biwakiren erst dadurch, daß in den höheren Theilen des chilenischen Gebirges die Atmosphäre fast immer bewegt ist, und der Wind nicht minder durch Heftigkeit als durch das Continuirliche seines Wehens lästig wird. Ein Zelt ist dementsprechend häufig mit Umsturz bedroht, und das Erwarten dieser Eventualität genügt, um den Schlaf des Reisenden zu verscheuchen. Ich ließ deshalb das englische Zelt unausgepackt und schlief in buchstäblicher Bedeutung des Wortes: à la belle étoile. Dafür hatte ich nur während der wenigen Nächte zu büßen, wo sich die Sterne hinter Wolken verbargen, und Regen oder Schnee im Anzuge waren; und genoß den unendlichen Vortheil, auch bei heftigem Sturm unbedroht zu schlafen oder — im Fall der Schlaflosigkeit — mich an seinem unablässigen Heulen zu unterhalten. Wenn es stark wehte, besonders in Höhen über 3000 Meter, benutzte ich nicht einmal das Feldbett, sondern legte mich auf den Boden, weil dann der Zutritt des Windes beschränkt wird. Die chilenischen Begleiter wußten immer einen geeigneten Fleck ausfindig zu machen, der gut gereinigt und mit einer improvisirten Steinmauer auf der Windseite versehen, ein relativ comfortables Lager abgab. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist es, daß man zwei dicke wollene Decken zu einem Sack oder einer Art vergrößerten Steckkissens zusammennähen läßt, in diese hineinkriecht und dann, je nach Bedürfniß, einen der Begleiter beauftragt, mittels anderer Decken den Einwickelungsproceß fortzusetzen und den Herren als Mumie zu ajüstiren. Nicht Abhärtung, sondern möglichst viel Comfort muß die Parole des Reisenden während seiner Expeditionen sein. Abhärtung ist gut für civilisirtes Leben, Verweichlichung für uncivilisirtes Leben; letzteres verschlingt doch noch immer genug von dem unwiderbringlich verlorenen Capital der Gesundheit und des Resistenzvermögens.

IX.

Als wir das erste Mal vom Ada-Biwak aus den Erstlingsgrat erreichten, führte unser Weg gerade auf seine abschließende Ecke, meist über Fels. Ich wollte den Grat, der anfänglich sehr schartig ist, gegen die Dentblanche zu überschreiten, kletterte voran, aber sämmtliche Leute erklärten, nicht folgen zu können. Sie sahen mir nach, und — wie ich später erfuhr — schämten sich ihrer Enthaltsamkeit. Da sie sonst aber stets so gut und bereitwillig waren, so konnte ich ihnen nicht böse sein. Außerdem erwuchs mir aus dem Verhalten ein kleiner moralischer Gewinn; denn jeder Beweis physischer Ueberlegenheit bei Leuten geringer Bildung dient zur Befestigung des Ansehens. Ich erreichte meine Begleiter später wieder, nachdem ich einen weiten Kreis über den Grat und über Schneefelder beschrieben hatte, und wir stiegen von Neuem zur Erstlingsecke, unserem Ausgangspunkt, auf. Hier stellte ich unter sehr schwierigen Verhältnissen die Camera auf und exponirte 4 Platten.

Die zweite Wanderung brachte mich dann in $3^1/_2$ Stunden vom Ada-Gletscher aus zu dem höchsten Punkt des Erstlingsgrats. Sie führte über mäßig starke Schneefelder, welche etwa bei 2800 Meter ihren Anfang nahmen. Als Schneegrenze darf diese Höhenangabe indeß nicht gelten: einmal weil wir noch im December standen, und das Maximum der Abthauung erst im Februar erreicht wird; und dann, weil die Muldenbildung die Schneeansammlung local begünstigt. Auf diesem Wege war von dem Ada-Gletscher nichts zu sehen, desto mehr von den oberen Theilen des Gletscherbruchs und seinen Cerro Colorado-Zuflüssen. Der Anblick würde jeden Alpinisten stets aufs Neue erfreuen; ich fixirte ihn durch mehrere Umrißzeichnungen und nahm gleichzeitig sehr primitive, aber sehr empfehlenswerthe Höhenmessungen vor. Ein einfaches Instrument — eine Visirröhre mit einer Libelle und einem spiegelnden Prisma, ein sogenanntes Horizontal-Glas — gestattete mir, für jede Sehrichtung denjenigen Punkt der Landschaft zu bestimmen, welcher mit meinem Auge in gleicher Höhe lag. Diese Höhe leitete ich aus den corrigirten Aneroidablesungen her. Beim Aufstieg gelangte ich successive in das Niveau der verschiedenen Linien oder Punkte, welche in dem Aufbau der Felsen und des Eises verschieden gestaltete Zonen abgrenzen, und konnte leicht, wenn auch nur approximativ, ihre Höhe angeben.

Bei 3100 m wurde unser Aufstieg steil, blieb aber unbeschwerlich, weil der Schnee der Mulde weder zu hart, noch zu weich war. Es fanden sich in ihm nicht selten große, trichterförmige Vertiefungen von 10—15 Fuß Tiefe; wo ihrer mehrere aneinanderstießen, zeigten sich schrundartige Bildungen mit schmalen Schneebrücken. Bei genauer Untersuchung fand ich jedesmal einen Felsblock oder Stein im Grunde des Trichters, der also weiter nichts war, als eine Abschmelzungserscheinung, bewirkt durch die von dem Steine absorbirte Sonnenstrahlung. Wurde dadurch zwar bewiesen, daß hier zuweilen Steine aus der Höhe niederfielen, so blieben wir doch von dieser Gefahr verschont.

Dem Marsche wohnten alle Reize einer alpinen Wanderung inne. Die Luft war ausnahmsweise ruhig, und vielleicht nähert sich die chilenische Hochgebirgslandschaft an keinem anderen Punkte so sehr dem Charakter der Alpen,

als hier. Das kann besonders in dem Augenblicke zur Geltung, wo der culminirende Punkt des Erstlingsgrates bei etwa 3570 Meter erreicht wurde, und das Auge frei und unbehindert über das ganze Gebiet des Ada-Gletschers schweifte. Nun sah ich seinen Ursprung, wenn anders es sein Ursprung ist, und sich nicht etwa jenseits desselben ähnliche Verhältnisse in einem noch höheren Niveau wiederholen. Denn das Ada-Firnthal hat ebenso, wie das eigentliche Cypressenthal die Gestalt eines „cajon", eines Kastens. Gerade so wie dieses seinen Abschluß findet an der großen Eiscascade, so endet jenes gleichfalls an einer Mauer; sie ist an einer Stelle, in ihrer ganzen Breite so steil, daß das Eis irgendwo haften kann, und daß das gelbliche, abgeschliffene Gestein frei zu Tage liegt. Die Continuität der Firnmassen ist also längs dieses Felsenbandes vollständig unterbrochen, und alle Nahrung, die dem Ada-Gletscher aus den darüberlagernden Eisvorräthen zugeführt wird, muß in Form von Lawinen fallen. Ihre Entstehung wird durch den steilen, aufgerissenen Firnhang vorbereitet, welcher den oberen Abschluß des Adathals bildet. Zwei Felsberge, fast schneefrei in Folge ihrer abschüssigen Flanken, fassen rechts und links den Hang ein, ihn überragend wie Pylonen das Thor eines ägyptischen Tempels. Der Charakter der Abschüssigkeit und des Schneemangels wiederholt sich bei all' den Felsbergen, welche aus dem Adafirn aufsteigen. Sein sanftgeneigter, fast spaltenloser, geradlinig ohne jede Krümmung hingezogener Boden bildet dazu einen merkwürdigen Gegensatz. Ich schätzte die Länge des eigentlichen Cajons auf 15 Kilometer, gerechnet vom Fuß der abschließenden Wand bis zu der Stelle, wo der Ada-Gletscher nach links umbiegt und seine glatte Oberfläche in schimmernde Eisblöcke verwandelt. Theodoliten-Messungen hätten sich in diesem schwierigen Terrain nur mit großem Aufwand von Zeit anstellen lassen. Ich mußte mich auf Schätzung beschränken. Die erste Exploration kann nicht Alles leisten und oft muß sie dabei stehen bleiben, die Punkte genau zu bezeichnen, wo die spätere Detailforschung mit Erfolg einsetzen kann.

Auch der Erstlingsgrat fällt sehr steil gegen den Ada-Gletscher ab, richtiger gegen einen Seitengletscher, welcher von der Dentblanche kommt; auf dem Grat lag eine ausladende Schneecorniche, vor der ich meine Leute warnen mußte. Ich nahm eine Reihe von Photographien auf aus der Höhe von 3570 m und 3400 m; sie geben zwar nicht die ganze Landschaft, aber doch alle wesentlichen Theile derselben: den oberen Abschluß des Adafirns; die rechte Thalwand mit den höchst charakteristisch, grotesk wie Dolomiten gebildeten Couliissenfelsen; die großen und breiten seitlichen Firnbrüche, die gegen den Adafirn ausmünden; und endlich den weiten glänzenden Circus, in welchem der Colorado-Gletscher, der Ada-Gletscher und sämmtliche tributären Eisströme vereint werden. Mehr und mehr in dieselbe Richtung gedrängt, bilden sie gemeinsam den großen Gletscherfall und schmelzen bald in dem Fluß dahin, welcher das Cypressenthal durchströmt und der Hacienda de Cauquenes den befruchtenden Segen zuträgt.

Der Cerro Colorado bildet einen Eckpfeiler des prachtvollen Amphitheaters; er wird noch überragt durch den 4500 Meter hohen Cerro Onorado. Die seitlichen Firnströme, welche niedergehen, sind viel zerrissener als der Ada-Gletscher und tragen nicht wenig zu der vielgestaltigen Gliederung des Landschaftsbildes

bei. Man sieht dieselben langgezogenen Bergschründe, wie in den Schweizerbergen, dieselben Firnspalten, dieselben Schneeüberhänge auf scharfem Felsgrat. Wäre ich von hier aus direct nach Europa zurückgekehrt, ohne die Eindrücke der folgenden Expeditionen, so hätte ich für die Regel genommen, was die Ausnahme ist; hätte geglaubt, daß die Eisverhältnisse der chilenischen Andes im Wesentlichen mit denen der Alpen übereinstimmen.

Der Gegensatz, in welchen die centralen chilenischen Andes bezüglich ihrer Gletscher zu den Alpen treten, muß vornehmlich aus dem Bau des südamerikanischen Gebirges erklärt werden; ebenso das Aufhören dieses Gegensatzes für den Andesabschnitt bei Agua de la Vida. Im Allgemeinen sind die Querthäler mehr oder weniger rechtwinklig gegen die Hauptkette gerichtet und besitzen gerade in ihrem Oberlauf steiles Gefäll. Hier aber läuft eine Seitenkette, oder gar zwei, der Hauptkette parallel, und das durch sie eingeschlossene Hochthal liegt auf eine weite Strecke hin in der Region des ewigen Schnees. Die Entdeckung des Adagebiets würde für die Alpen — wenn eine derartige Entdeckung daselbst noch möglich wäre — ein bloßer Gewinn an landschaftlicher Schönheit sein. In diesem Abschnitt der Andes aber begründet sie eine wissenschaftliche Erkenntniß und zeigt, daß auch dort große Gletscher möglich sind, sobald nur das Gebirge in seinen oberen Theilen große Reservoire für die Aufspeicherung des gefallenen Schnees besitzt.

In den aufgenommenen Photographien kommt Alles, was in dieser Beschreibung als charakteristisch hervorgehoben ist, zu naturgetreuem Ausdruck. Leichten Kaufes waren sie nicht zu erhalten, wenigstens nicht auf der Erstlingsecke, wo nur mühsam eine Aufstellung für das Stativ erlangt wurde, der Wind heftig blies, und nach jeder Einstellung eine kurze Kletterei am Abgrund her nöthig war, damit das Abnehmen und Aufsetzen des Linsendeckels, behufs der Exposition, vorgenommen werden konnte. Im Allgemeinen gibt es keine dankbareren Objecte für die Photographie als gerade Hochgebirgslandschaften, weil an ihnen die Nachtheile des Verfahrens nicht zur Geltung kommen, und zuweilen sogar ein künstlerischer Effect erzielt werden kann. Was man den Bildern der Camera in erster Linie nachrühmt: die Naturtreue, wird oft ein Fehler. Ein Bild soll uns entweder erheben oder belehren, und in beiden Fällen bedarf es der einschränkenden Auswahl des Künstlers, damit das Störende verschwinde, und nur das Charakteristische heraustrete. Die Photographie aber wählt nicht aus, sondern gibt Alles, ohne Rücksicht auf die Rolle, die den Theilen zukommt. Zu wie unerfreulichen Resultaten das führt, beweisen alle Bilder, welche eine üppige, verschlungene Vegetation darstellen, z. B. den Rand eines Urwaldes. Die Hochgebirgslandschaft zeigt nur großartige, einfache Linien, deren jede leicht zu verfolgen ist; hier würde auch der Künstler nichts fortzunehmen haben, vielmehr suchen, den Vordergrund noch etwas stärker zu beleben. Das Object ist also seiner Natur nach schon künstlerisch hergerichtet, und nun kommt dem Bilde die unerreichte Eigenthümlichkeit des photographischen Verfahrens: die richtige perspectivische Zeichnung, ganz und voll zu Statten. Auch der zweite Mangel der Photographie: das Verlöschen der Farbentöne, macht sich minder fühlbar, wo nur weißer Schnee und grau abgetönte Felsmassen

in die Linse genommen werden. Aber freilich zeigen die Gesteine der Cordillere oft so zarte und wechselnde Farben, daß das aufgenommene Bild dem Reisenden in der Heimath erscheint, als habe es die Landschaft ihres lieblichsten Schmuckes beraubt. Immerhin wird jeder Blick auf dasselbe ein neuer belebender Anstoß für die Erinnerung; dem Leser aber dient es zum Ausgestalten der richtigen Vorstellungen, welche die Erzählung wach rufen möchte. Berglandschaften scheinen mehr als andere den Zeichner zu Uebertreibungen veranlaßt zu haben; die Illustrationen in alten Reisewerken beweisen das zur Genüge und haben den Bergen oft Formen gegeben, welche die Natur ihnen vorenthalten hat. Deshalb hat die Photographie gerade für diese Classe von Landschaften durch richtige perspectivische Wiedergabe der Formen besonders viel Gutes geschaffen. Die Vorstellung von Bergformen im Allgemeinen hat sich in einem Maße geläutert, daß jene Illustrationen älterer Auffassung ein damit ausgestattetes Reisewerk dem allgemeinen Mißtrauen Preis geben würden.

Wir blieben viele Stunden auf der Höhe des Erstlingsgrates. Ich hatte bereits schätzen lernen, was es heißt, das andine Hochgebirge bei ruhiger Luft zu genießen — und genoß es nun gründlich. Meine Leute hielt ich an, eine Pyramide aus den umherliegenden Felstrümmern, einen sogenannten „Steinmann" aufzubauen, der von Agua de la Vida aus sichtbar ist; sie bezeichneten ihr Werk mit dem spanischen Worte mono, d. h. Affe.

Während die Begleiter auf dem alten Wege abstiegen, ging ich allein auf die Stelle los, wo der Erstlingsgrat in das Massiv der Dentblanche eingefügt ist. Schneeüberhänge und schmale Felsleisten, Eiszerreißungen und Gesteinsmauern bilden hier die Elemente des Aufbaues. Ich mußte mir genügen lassen, den Weg zu recognosciren, auf welchem eine Ersteigung des herrlichen Berges möglich schien, und wenn es mir je gelingen sollte, zwei Hochgebirgsleute von Fach bis nach Agua de la Vida zu bringen, so werden wir die Besteigung des nur 700 m höher gelegenen Gipfels an dieser Stelle probiren.

Mittlerweile waren meine Chilenen an dem unteren Ende des weiten Schneemuldenfeldes angelangt, welches sich bis zum Erstlingsgrat aufzieht. Transversale Rinnen im Schnee machten Anfangs eine freiwillige Rutschpartie unthunlich; bald aber fand ich die frische Spur eines hinuntergerollten Steinblocks und — unbekümmert um einen etwaigen Nachfolger des steinernen Sendlings aus höheren Regionen — setzte ich mich in die Rinne und fuhr wie ein Ungewitter zur Tiefe, in etwa 10 Minuten 500 m durchmessend; auf diese Weise holte ich meine verwunderten Leute bald ein. Bei einer gewissen Consistenz des Schnees ist das sogenannte Abrutschen ebenso amüsant, wie zeit- und mühesparend. Ist der Schnee zu weich, so bleibt man stecken; ist die Oberfläche eisig überfroren, so verliert man jede hemmende Einwirkung und wird ein willenloses Spielzeug der eigenen Schwere. An sich ist die Manipulation einfach: man sitzt nieder, streckt die Beine nach vorn, ohne daß die Absätze den Schnee berühren, faßt den Stock des Gletscherbeiles mit beiden Händen und setzt ihn, wenn nöthig, nach hinten gegen die Fläche als Hemmschuh auf. Vorlegen des Oberkörpers verlangsamt die Bewegung, ein Ausstrecken durch Zurücklegen beschleunigt sie, ein energisches Einsetzen beider Absätze unterbricht sie. Gefahr

liegt in einer unerwarteten Aenderung der Oberfläche durch leichte Vereisung und eingefrorene Steine, die dann verheerend auf die Bekleidung wirken; oder in dem einseitigen Einstoßen eines Absatzes, wodurch der Körper gedreht wird und aus der gleitenden Bewegung in die rollende übergeht. Läßt sich das Terrain nach unten zu nicht absehen, so sollte man eigentlich nur dann rutschen, wenn man die Localität bereits genau kennt; wenigstens gilt das für Höhenlagen, wo noch Bergschründe oder Firnspalten zu erwarten sind. Auf altem Lawinenschnee, wenn keine Steine auf ihm liegen, rutscht sich's oft sehr gut und meist gefahrlos; hier sind nur Unterhöhlungen durch Wasserläufe zu fürchten.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir nach zwölfstündiger Abwesenheit das blumengeschmückte Ada-Biwak zum letzten Mal. Die Thiere wurden eingefangen und gesattelt, während ich meine prachtvolle Pflanzencollection umlegte, die leider ach! auf dem Heimritte in den strömenden Wildbach fiel. Die Sonne brannte mit der ganzen Gewalt ihres sommerlichen Höhenstandes. Ich setzte mich — in angenehmer Rückerinnerung an die kurz zuvor ausgeführte Rutschpartie im Schnee — auf einen durchglühten Stein, ganz dicht an das lodernde Feuer, fing mit dem Rücken die Sonnenstrahlen auf und krönte diese calorische Orgie durch den Genuß zweier Ochsenhörner heißen Thees.

Noch vor Einbruch der Nacht ritten wir in das Standquartier ein; denn unsere Expedition fiel auf den längsten Tag, den 21. December, und für den 34. Breitegrad ist der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tage des Jahres bereits beträchtlich, nämlich $4^1/_2$ Stunde. Unter dem Aequator haben bekanntlich alle Tage im Jahre die gleiche Länge, während beispielsweise für Berlin (52° 30′ N. Br.) die Sonne am 21. Juni etwa $9^1/_4$ Stunde länger über dem Horizonte steht als am 21. December.

Die trigonometrische Vermessung nahm meine Zeit in ungebührlicher Weise in Anspruch. Nicht die Messung selbst trug die Schuld, sondern die Auffindung geeigneter Dreieckspunkte und das Herstellen der zu improvisirenden Signale, oft auch die Schwierigkeit, dieselben nach der Aufstellung aus der Ferne unzweideutig zu erkennen. Ich ritt zwei Tage lang mit Zamorano hin und her, konnte später einige, mit besonderer Mühe erreichte Punkte nicht identificiren, mußte andere Signale errichten —, und dabei verrann die Zeit. Ja, wenn ich mit Muße hätte arbeiten können, dann wäre alles gut gewesen. Schließlich wurde wenigstens der Zweck erreicht, und damit auch spätere Reisende von meiner Messung Nutzen ziehen könnten, markirte ich zwei große Felsblöcke auf der linken Thalseite und bestimmte ihre horizontale Distanz zu 3324 m, den Höhenunterschied ihrer Spitzen zu 20 m; ich nannte sie die Piedra de los Cipreses (etwas unterhalb des Felsens von Agua de la Vida) und die Piedra de la Barranca (an der großen Thalkrümmung, gegenüber dem Gletscher).

Die Thierwelt ist in dem Ursprungsgebiet des Cajon de los Cipreses nur in spärlichster Weise vertreten. Die wenigen, oben erwähnten Guanaco-Spuren blieben die einzigen Zeichen für die Existenz dieser Thiere, wie der Vierfüßler überhaupt, — wenn man von Mäusen absieht. Nicht einmal Geier, diese am meisten ins Auge fallenden Vertreter der andinen Vogelwelt, zeigten sich. Es verdient das um so mehr hervorgehoben zu werden, als in geringer Entfernung, aber

freilich jenseits der Wasserscheide, auf argentinischem Gebiet, die Verhältnisse ganz anders liegen. Daß der sogenannte südamerikanische Löwe, das Puma auch in dem Gebiet von Agua de la Vida — ja sogar in der Küstencordillere — vorkommt, ist gewiß. Für die Charakteristik des Thierlebens muß aber doch die Häufigkeit des Auftretens berücksichtigt werden. In gewissen Seitenthälern des Engadin gibt es noch heutzutage Bären; ich habe selbst einen gesehen. Trotzdem wird Niemand sagen, daß die Ostalpen ein Tummelplatz für Bären seien. Dagegen fehlt es im oberen Cypressenthale nicht an gruppenweise verstreuten Herden domesticirter Thiere. Die beiden linken Seitenthäler, welche zwischen der Dentblanche und Agua de la Vida einmünden, besitzen Wiesenflecke, bei denen von künstlicher Bewässerung natürlich nicht die Rede ist; hier weiden Rinder und Pferde, merkwürdiger Weise keine Schafe. Sie leben ganz sich selbst überlassen, ohne von Hirten überwacht zu sein; von Zeit zu Zeit kommen ein oder zwei Vaqueros thalauf geritten und patrouilliren. Am höchsten hinauf bis zur Vegetationsgrenze — gehen die Pferde; und noch oberhalb des Ada-Biwaks traf ich Mutterstuten mit ihren Füllen. Diese Thiere kommen also unter harten Bedingungen auf; denn auch im Frühsommer liegt Morgens eine Eiskruste auf den kleinen Wasserrinnsalen. Andererseits ist die Weide gut. Wenn also die Füllen nicht schon anfänglich unterliegen, so entwickeln sie sich zu ausdauernden geschickten Thieren, die den Strapazen einer Reise und dem unwirthlichen Terrain der Cordillere gewachsen sind. Pferde dieser Art standen mir zur Verfügung; Körnerfutter kennen dieselben gar nicht, und als ich einmal eines meiner Leibpferde durch ein Stück Brot belohnen wollte, nahm es dasselbe gar nicht an.

Auf einer jener alten Moränen, die der Ada-Gletscher einst absetzte, am rechten Thalhange, in 1900 m Höhe liegen Blöcke, in denen Figuren von Menschenhand eingemeißelt sind. Die Blöcke sind längst unter dem Namen piedras marcadas — gezeichnete Steine — bekannt. Auch einige Stunden unterhalb Agua de la Vida, in 1450 m Höhe, findet sich auf der Flußbank des linken Ufers ein ähnlich bearbeiteter Stein: piedra del Indio, Indianerstein, genannt. Letztere Bezeichnung deutet an, wem der Volksmund die Urheberschaft dieser merkwürdigen Figuren beimißt; gewiß mit vollem Recht, weil die Annahme, daß ein betrügerischer Spaßvogel den archäologischen Forscher habe foppen wollen, nicht gerechtfertigt scheint. Die Urbevölkerung ist im mittleren Theile längst erloschen; ihre letzten Reste sind durch Vermischung mit dem spanischen Elemente resorbirt worden und pflanzen sich in einer Race fort, für welche Zamorano ein prächtiger Typus ist. Der größte der ersterwähnten Blöcke zeigt eine tafelförmige Oberfläche von 15 × 10 Fuß und besitzt etwa 10 Fuß Höhe. Ich zeichnete einige Figuren ab, nicht absolut correct, aber doch so, daß der Charakter deutlich zu erkennen ist; sie wurden durch Einmeißeln erhalten, wodurch sehr flach vertiefte Linien entstanden. Einige Figuren lassen sich vielleicht als Darstellungen eines Vogels und eines Käfers ansprechen; eine schlangenförmige Linie soll vielleicht einen Gliederwurm darstellen; eine andere Figur erinnert an das hieroglyphische Zeichen für Wasser bei den Aegyptern, wieder eine andere an die à la grecque-Verzierung von Gewändern und Simsen; aber die Bedeutung dieser Zeichen mag

ein Anderer ergründen, oder lieber nicht ergründen, weil das Ziel sicherlich verfehlt werden würde.

Unser Standbiwak in Agua de la Vida entbehrte nicht in dem Maße des Schutzes, wie alle anderen Biwaks. Don Olegario Soto hat in das zähe Gestein des Felsens eine Höhle einsprengen lassen, in welcher die Instrumente aufbewahrt wurden, und wo ich Abends schrieb, Nachts schlief, wenn der Wind draußen stark ging. Auf einer kleinen Plattform vor der Höhle brannte ein Feuer, und stand mein Reisetisch; etwas tiefer, im Schutze von Cypressenbäumen, brannte ein zweites Feuer, wo meine Leute in gleichförmigem Geplauder dasaßen, kochten, rauchten, friedfertig sich gegenseitig Hilfe leistend. In nächster Nähe weideten die Thiere und fanden reichliches Futter; sobald ich ihrer bedurfte, wurden sie mit dem Lasso eingefangen. Vor dem Schlafengehen erschien Zamorano auf der Plattform und erkundigte sich nach den Befehlen für den folgenden Morgen, immer gleich sanft, gleich freundlich, gleich zuverlässig.

Es ging kein Tag zu Ende, ohne daß ich nicht dankbar das Glück pries, welches meiner Reise eine so günstige Wendung gegeben hatte. Alles vereinigte sich, die aufgewandte Energie in greifbare Erfolge umzusetzen. So hart ich arbeiten mußte, so sehr freute ich mich auf das Erwachen jedes neuen Tages; so sehr trat das Gefühl von Mühsal oder Erschöpfung zurück, womit ich die fremde und doch vertraut gewordene Welt um mich her umfaßte. In dieses freudige Schaffen verwebte sich ein Hauch von Poesie, wie er fast nie das Leben des Reisenden umkleidet. Vielleicht waren die herben Erfahrungen eines zweijährigen Aufenthaltes in Afrika und die daran angeschlossenen Wahrnehmungen in Europa nöthig, damit ich die neue Existenz in Südamerika ganz und voll würdigte. Hier gab es keine zudringlichen Eingeborenen, keine auffässigen Träger, keine Fieber, keine Regen, keine Palaver, keine Mosquitos; hier war ich der unumschränkte Herr des Gebirges, konnte ununterbrochen, im Gefühle der Kraft und Gesundheit einer Arbeit leben, für welche ich mir die Aufgaben selbst stellte, konnte meine Tagebücher schreiben, ungedrängt durch Berichte, die ich der Heimath schuldete; — denn ich war so still von Europa abgereist, wie es die Vorbereitungen nur irgend gestatteten. Nicht einmal meine Leute brachten einen Mißton in die ideale Existenz; waren sie freilich meine Untergebenen, so war ich ihnen dafür ein stets gütiger Herr, der sie nie hart anließ. So viel gute Behandlung würden europäische Diener vermuthlich bald in Zutraulichkeit oder Widerspenstigkeit umsetzen. Meine Chilenen dagegen blieben sich stets gleich, und ich werde wohl nie wieder mit so bereitwilligen, leistungsfähigen und ergebenen Leuten reisen. Die Beduinen, welche ich auf einer Kameelreise durch die arabische Wüste mit Dr. Schweinfurth engagirt hatte, waren auch treffliche Reisebegleiter gewesen, aber zuweilen entbrannte heftiger, lauttönender Wortstreit unter ihnen, während zwischen diesen Chilenen nie ein gehässiges Wort fiel. Wenn sie in der Dunkelheit der Nacht am Feuer saßen, im lebhaften Gespräch und doch ohne je die Stimme zu erheben, hätte man sie für vornehme arabische Scheichs halten können.

Am 22. December brach ich das Lager ab und zog thalaus. Ein Witterungsumschlag kleidete zum Abschied die farbenreiche Landschaft in ein einförmiges

Grau. Die Berge lagen zur Hälfte in Wolken und Nebel, die sichtbaren Theile zeigten einen weißen Schleier frischen Schnees, und als wir gegen Mittag abritten, fiel Regen auf uns nieder. Es war mir ganz heimathlich zu Muthe bei den tiefgehenden Wolken, als ob schlechtes Wetter mich im Spätherbst aus den Alpen triebe. Oberhalb Maitenes schnitt das Regengebiet in scharfer Linie ab, und die Hufe der Pferde wirbelten Staub auf. Aber das Gebirge des Cachapualthals, welches bei Maitenes mit dem Cypressenthal vereinigt wird, sah wild aus, ganz mit neuem Schnee bedeckt; und es schien, als sollte die Cordillere für Wochen unzugänglich bleiben.

Am folgenden Tage freilich zog ich mit lachender Sonne in Cauquenes ein, beurlaubte meine Leute für das Weihnachtsfest und beauftragte Zamorano mit der Vorbereitung zu der nächsten Expedition. Mit dieser verband ich den Zweck, eines der Quellthäler des Cachapual-Gebiets bis zur Wasserscheide der Südsee und des atlantischen Meeres hinauf zu verfolgen und absteigend bis zu den argentinischen Pampas vorzudringen. Darnach wünschte ich von Neuem die Wasserscheide zu erreichen, womöglich an einem Punkte, welcher dem Maipo-Regime angehört. Das Flußgebiet des chilenischen Maipo ist dem des Cachapual benachbart und liegt nördlich davon; linke Zuflüsse des ersteren, rechte des letzteren entwässern also die beiden Gehänge einer und derselben Seitenkette. Diese Seitenkette ist allerdings nicht als einfacher Kamm zu denken, sondern als ein mehrfach verzweigter Stamm.

Ueber die Dauer der Expedition ließ sich im Voraus nichts festsetzen; sicher war nur, daß wir wochenlang in unwirthlichen Regionen von allem Verkehr mit Menschen abgeschnitten sein würden, und daß ein Anderer uns nicht geben konnte, was wir nicht mit uns führten. Eben deshalb mußten die Vorbereitungen mit Sorgfalt getroffen werden. Eine Karawane zu verproviantiren ist an sich nicht schwer; aber mit der wachsenden Zahl der Lastthiere wächst auch die Schwerfälligkeit, und gerade diese mußte vermieden werden in einem Terrain, wo selbst eine leichtgeschürzte Expedition im Schnee stecken bleiben oder von tobenden Wildwassern weggerissen werden konnte. Die Maulthiere durften nicht einmal schwer beladen sein. Ein Theil der Lasten war selbstverständlich durch die Instrumente beansprucht, bei denen die Rücksicht auf sichere Verpackung jede Rücksicht auf deren Gewicht verbietet. Deshalb repräsentirte beispielsweise mein Theodolit, dessen getheilte Kreise nur fünfzöllige Durchmesser haben, in seiner dreifachen Hülle allein eine halbe Maulthierlast; das Inklinatorium zur Bestimmung der Elemente des Erdmagnetismus, das solide Stativ und die Camera bildeten eine zweite Hälfte; dazu kamen dann noch der Sextant, der künstliche Horizont, die Thermometer, der Kochapparat zur Bestimmung der Höhe aus dem Siedepunkt des Wassers, die Utensilien für geodätische Messungen, die Trockenplatten für die Photographie, eine Reihe kleiner Instrumente, das Papier für die Pflanzen, geologische Hammer und Gletscherbeile, die Lagerdecken, die nothwendigsten Bücher; kurzum Gewicht hing sich an Gewicht, und ich mußte froh sein, ein für alle Mal auf das Zelt verzichtet zu haben. Mit meinen vier Begleitern bestand die Karawane aus fünf Personen, welche doch alle leben wollten. Zwieback, geröstetes Mehl, Reis, Zucker, Thee und Kaffee, Fleisch für

die ersten Tage, einige Conserven und zwei Kistchen mit Wein und Cognac bildeten den Proviant.

Mit einer solchen Fülle verschiedener Objecte sollten sieben Maulthiere leicht beladen werden; denn die Siebenzahl wollte ich nicht überschreiten. Für jeden Reiter waren zwei Pferde bestimmt; sonst hätte uns der leiseste Unfall lahm gelegt; auch mußte die Möglichkeit vorhanden sein, ein Pferd nach einem oder zwei anstrengenden Marschtagen ohne Reiter gehen zu lassen.

Noch am Tage meiner Ankunft in den Baños de Cauquenes eilte ich weiter thalab, um Don Olegario Soto in dem Wohnhaus seiner Hacienda aufzusuchen und mich der unschätzbaren Unterstützung dieses trefflichen Mannes zu versichern. Dank seiner Generosität und seines warmen Interesses für das Gelingen der neuen Expedition wurde ich in wenigen Tagen flott, und der erste Tag des neuen Jahres wurde auch der erste Tag der neuen Expedition. Am 31. December 1882 führte mir Don Olegario persönlich die neu zusammengestellte Karawane zu und übergab mir dieselbe in den Baños. Wenn er selbst, statt meiner, die Reise hätte machen wollen, er hätte nicht größere Fürsorge treffen können. Als Angebinde überreichte er mir einen reich mit Silber eingelegten Cacho, das landesübliche Trinkgefäß der Hirten, und einen Poncho aus Guanacowolle. Dann ließ er die für mich bestimmten Reitpferde herbeiholen, von denen das eine vollständig ajüstirt war: neues Zaumzeug, neuer Sattel mit dicken Schaffellen und Lederschuhbügeln; dazu große Packtaschen hinter dem Sattel und kleinere vorn. Ich mußte aufsitzen und prüfen, ob Alles nach Wunsch ausgefallen sei. Und wie Don Olegario nach dieser einen Richtung hin für meinen persönlichen Comfort gesorgt hatte, so auch nach allen andern Richtungen hin: alle Thiere der Expedition waren vortrefflich, nicht eines versagte den Dienst während der entscheidenden Zeit; die Leute waren zweckentsprechend ausgerüstet, und der Proviant war ihren Gewohnheiten angepaßt. Auf allen Seiten herrschte guter Wille; auf Seiten der Begleiter: mir treu zu dienen und dem Hacendado von Cauquenes Ehre zu machen; auf meiner Seite: die beispiellos günstige Constellation für die höheren Zwecke der Wissenschaft auszunutzen. Alles was ein Anderer hatte thun können, das hatte Don Olegario für meine Reise gethan. Wenn die gewährte Hilfe an sich schon Dank forderte, so wurde die Art ihrer Gewährung zu einer noch schöneren Quelle der Erkenntlichkeit; sie begleitete die Expedition wie der Segen, welcher von einem guten Stern niederstrahlt. Im Augenblick des Aufbruchs bedauerte ich nur Eins: daß ich Don Olegario nicht in meiner Muttersprache hatte danken können! Wir mögen ein fremdes Idiom noch so sehr beherrschen; wenn wir der energischen Empfindung ihren wahrsten Ausdruck geben wollen, so ruft uns die eigene Sprache zu sich, wie eine Mutter ihr Kind.

Die Uebergangszeit in den Baños de Cauquenes bot der Erholung keinen Raum. Bei mehr Phlegma hätte ich mich darauf beschränken können: zu essen, zu schlafen und den Inhalt meiner Koffer und Kisten zu ordnen. Aber die in Agua de la Vida angestellten Messungen und die dabei gewonnenen Zahlenreihen ließen mir keine Ruhe; und so saß ich Tage lang mit Ephemeriden und Logarithmentafeln vor meinen Rechenbüchern und ließ mich nur ins Freie locken, um

die täglichen Zeitbestimmungen zu machen und dann auch diese wieder zu berechnen. Nach dem Leben in Agua de la Vida, wo meine ganze Thätigkeit sich im Freien abgespielt hatte, noch dazu mit einer Energie, welche immer einen Rückschlag bedingt, leitete diese Arbeit in der Zelle einen recht unbehaglichen Zustand ein; für solche Fälle pflege ich mir Chinin zu verordnen oder in Dr. Falkenstein's „Aerztlichem Rathgeber für Reisende in südlichen Gegenden" zu blättern.

Daß die Beobachtungen mit Präcisionsinstrumenten in der Existenz des Forschungsreisenden einen so breiten Raum einnehmen, hat seinen guten Grund. Nur das Bedenken, den Fortgang der Erzählung ungebührlich aufzuhalten, hält mich davon ab, dem mit geodätischen und astronomischen Messungen nicht vertrauten Leser anzudeuten, um was es sich dabei handelt, um welchen Preis von Arbeit die richtige Lage eines Punktes auf der Karte erkauft wird. Denn das Endziel aller dieser Bestrebungen ist ein richtiges Kartenbild.

Am Neujahrstage 1883 ritt ich von dannen. Mensch und Thier zusammengerechnet, zählte die Karawane 22 Köpfe; aber das tot capita, tot sensus paßte doch nicht auf sie. Mein Rappe wollte zwar anfänglich remonstriren und baute dabei wahrscheinlich auf die Unterstützung des Quecksilberbarometers, welches ich umgehängt trug, und das einen Kampf zu verbieten schien. Aber so zerbrechlich das Instrument auch ist, so verträgt es bei richtiger Lage gerade die Stöße am besten, welche aus der Bewegung des Pferdes folgen, wird unter Umständen sogar besser davon. Eine viel größere Gefahr entsteht für die Uhren, namentlich für die langsam schwingenden; sie können zum Stillstand kommen und vielleicht nach wenigen Secunden wieder in Bewegung gesetzt werden. Deshalb sind Chronometer zur Zeitübertragung bei Reisen zu Pferde ganz unbrauchbar. Dafür lieferte mir der Ritt des ersten Tages einen neuen Beweis.

Bis Maitenes blieben wir auf bekanntem Boden: dorthin hatte das Neujahrsfest eine Anzahl inquilinos, d. h. Eingesessene der Hacienda geführt, — Männlein und Fräulein, die sich, wie mir schien, einen recht vergnügten Tag machten. Aus Höflichkeit luden sie mich zu ihrer Mahlzeit ein, aus Höflichkeit nahm ich an, — und damit war das ganze Vergnügen gestört. Die Schönen fühlten sich genirt, und ich war ungehalten über die Störung. Schließlich ritten sie sämmtlich thalaus zu ihren weit ab gelegenen Wohnstätten; aber zuvor führten die jungen Mädchen noch einige Reiterkunststückchen aus, die meist in kurzen Wendungen oder plötzlichem Pariren aus schneller Gangart bestanden.

Dies waren die letzten Menschen, welche ich für lange Zeit sah; und die ausklingende Civilisation lehrte mich noch einmal, was bei uns jeder Tag lehrt: daß Höflichkeit, nicht vom Herzen, sondern aus conventionellen Rücksichten erwiesen und aus derselben Rücksicht angenommen, für beide Theile ein Kreuz ist. Deshalb hat ein Weiser ganz richtig bemerkt: „Die Kunst des Lebens besteht darin, daß man Nein zu sagen weiß."

Don Luigi de Bruzza.

Der Mann, dessen Erinnerung diese Zeilen gewidmet sind, dürfte den Wenigsten unter den Lesern dieser Zeitschrift auch nur dem Namen nach bekannt gewesen sein: und doch steht er sicherlich nicht in der letzten Reihe unter denjenigen unserer Zeitgenossen, welche sich den Anspruch erworben, in unserm Andenken fortzuleben und vor allem Denjenigen theuer zu bleiben, welche ihm durch gleiches Streben und verwandte Thätigkeit im Leben verbunden waren. Ich komme dem Wunsche zahlreicher Freunde jenseits der Alpen nach, indem ich ein Reis auf sein Grab lege, das nun freilich über ein Jahr alt, uns doch immer noch frisch ist.

Don Luigi Bruzza, der am 6. November 1883 aus diesem Leben schied, war 1813, im März oder April (der Geburtstag war nicht festzustellen) aus alter Familie in Genua geboren und frühzeitig bei den Barnabiten eingetreten. Seine philosophischen Studien machte er in Bologna, die theologischen in Rom, dessen Denkmäler ohne Zweifel schon damals einen mächtigen Eindruck auf seinen Geist machten und ihm die Richtung auf die antiquarischen Studien einpflanzten, die später seinen Ruhm begründeten. Das Institut regulirter Kleriker, welchem sich Bruzza angeschlossen, zählt nicht zu den großen, die Welt mit ihrem Namen und ihrer Thätigkeit erfüllenden Orden. Aber es hat in Oberitalien wie im Neapolitanischen angesehene und segensreich wirkende Collegien, und wie es ihm seit den drei Jahrhunderten seines Bestandes niemals an unterrichteten Männern gefehlt hat, so hatte es besonders in unseren Tagen namhafte Gelehrte aufzuweisen, welche der kirchlichen Wissenschaft zur Ehre gereichten. So Vercellone, den hochverdienten Herausgeber des neutestamentlichen Textes, so Bilio, welcher Mozzoni's kirchengeschichtliche Tabellen fortsetzte, bis zu seinem im letzten Winter erfolgten Tode bekanntlich eines der einflußreichsten Mitglieder des heiligen Collegiums, und der einzige Cardinal, welcher bei der letzten Papstwahl neben dem Erzbischof von Perugia ernstlich in Betracht kam, einen würdigen und in seiner Art bedeutenden Mann, dessen Bild der Parteigeist in gehässigster und thörichtester Weise verzerrt hat; endlich Bruzza, der in der archäologischen Welt einen höchst geachteten Namen hinterläßt: sie Alle haben das bescheidene Kloster in Via Tata Giovanni, nahe S. Carlo in Catinari, bewohnt und geziert.

Fast vierzig Jahre hindurch hat unser verewigter Freund in den Barnabitencollegien zu Vercelli (S. Cristoforo), Turin (Moncalieri), Neapel griechische und römische Literatur vorgetragen; er war dann königlicher Director der höheren Schulen in Vercelli und wurde 1867 zu den höchsten Aemtern seines Ordens nach Rom berufen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit lag theils auf dem historischen, theils auf dem archäologischen Gebiete. Beiden gehören jene eingehenden Studien über die älteste Geschichte Piemonts an, welche er namentlich in der Einleitung zu den Inschriften Vercelli's niederlegte. Die Kunstgeschichte bereicherte er in jenen Jahren durch seine sorgfältigen Forschungen über den Maler Sodoma (Notizie intorno alla patria ed ai primi studi del pittore Giovan Antonio Bazzi detto il Soddoma, zuerst in den Mis-

cellanea di Storia Italiana, dann in Colombo's Documenti etc. 1883 neugedruckt), von denen er indessen nur einen Theil selbst herausgab, während er ein weiteres reiches Material seinem Genossen und Mitarbeiter Padre Giuseppe Colombo überließ, der, kürzlich ebenfalls aus diesem Leben abgerufen, uns in seinen Documenti e Notizie intorno gli artisti Vercellesi (Vercelli 1883) werthvolle Studien über die Kunstgeschichte Vercelli's hinterlassen hat. Bruzza wie Colombo weisen Vercelli als Vaterstadt des großen Künstlers nach und lassen durch ihre Untersuchungen den Charakter und den sittlichen Werth dieses von Vasari so ungünstig behandelten Meisters in einem hellern und reineren Lichte erscheinen.

Nach Rom übergesiedelt, fand Padre Bruzza bei seinem Sommeraufenthalte zu Subiaco, Tivoli u. s. f. Veranlassung zu den ergiebigsten Forschungen über die antike und mittelalterliche Topographie und Geschichte der Valeria, Arbeiten, welche wie das Regest der Kirche von Tivoli, in den ‚Studj e documenti di Storia e diritto dell' Accademia storico guiridica' erschienen sind. Am meisten aber lagen ihm die römischen Alterthümer und die Inschriften am Herzen. In Vercelli war sein Name mit allen antiquarischen Bestrebungen der Stadt und der Gegend seit Jahren verknüpft, und das in dem schönen Kreuzgang von S. Andrea eingerichtete Lapidarmuseum verdankt seine Existenz und Einrichtung Bruzza's Anregung und Wirksamkeit. Im Jahre 1875 ließ die Stadt Vercelli, um das Andenken des Gelehrten, der so lange die Zierde derselben gewesen, zu ehren, eine Medaille mit der Aufschrift:

Ludovico Bruzzae || sodali . Paulliano || Vercell. antiquitatum ||
interpreti . consultissimo || an . MDCCCLXXV

schlagen, und eine im selben Jahre von dem Municipium gesetzte Inschrift zu Eingang des Museums verkündet die Verdienste seines Begründers. Ich habe diese Stätte im Frühjahr 1883 in Gesellschaft eines Mannes besucht, der neben Bruzza mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch die Seele der antiquarischen Bestrebungen in Vercelli, allen fremden Forschern ein hingebender Führer und liebenswürdiger Gastfreund war. Es war der edle Graf Edoardo Mella, der trotz seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit es sich nicht nehmen ließ, mir inmitten eines in Italien fast unerhörten Schneesturmes die Honneurs seiner Vaterstadt zu machen. Wir weilten in den Räumen des Museums und freuten uns an der Schöpfung des gemeinsamen Freundes: wir ahnten nicht, daß wir weder ihn wiedersehen, noch uns selbst auf dieser Erde wieder begegnen sollten[1]).

Die reifste Frucht seiner Vercelleser Jahre, das Hauptwerk seines Lebens, sind die ‚Iscrizioni antiche Vercellesi', welche Bruzza 1874 in Rom herausgab. Wären, sagt Mommsen (Corp. Inscr. lat. V 736), alle städtischen Inschriftenwerke so gearbeitet, so müßte unser Unternehmen (das Corpus Inscriptionum) überflüssig erscheinen; und der durch nachsichtige Beurtheilung fremder Leistungen nicht gerade so wie durch sein immenses Wissen berühmte Epigraphiker fügt hinzu: er kenne von keiner andern Stadt ein so sorgfältiges und tüchtiges Inschriftenwerk. Wie hoch Mommsen Don Luigi geschätzt, geht übrigens auch aus dem von ihm an Bruzza gerichteten Sendschreiben über die Lex Tappula hervor[2]).

Die Uebersiedelung nach Rom mußte Bruzza's antiquarische Neigungen selbstverständlich aufs kräftigste nähren. Sechzehn Jahre hindurch hat er in der ewigen Stadt nach dieser Richtung hin eine stille, darum aber nicht minder ausgebreitete und fruchtbare Wirksamkeit entfaltet. Das deutsche Institut auf dem Capitol zählte ihn zu seinen fleißigsten und angesehensten Mitgliedern. Von zahlreichen kleineren Beiträgen abgesehen, verdankt ihm die profane römische Alterthumskunde jene mit äußerster Geduld und eindringendstem Scharfsinn geführten Untersuchungen über die im Alter-

[1]) Graf Mella ist im Januar 1884 gestorben.

[2]) Un frammento della Lex Tappula trovato a Vercelli. Lettera di Teodoro Mommsen al Rmo P. Bruzza. Bullett. del' Istit. di Corrisp. archeol. Agosto 1872.

thum verwendeten Marmorarten und über die auf den Tuffsteinen der ältesten römischen Bauten bemerkten Marken — die frühesten Reste der altlateinischen Schrift[1])! Eine umfangreiche Studie über die Marmorbrüche von Carrara ist durch seinen Tod abgebrochen worden. Zu seinen letzten einschlägigen Arbeiten zählt der schöne Aufsatz über das Fragment eines gläsernen Discus, welches die Vicennalien des Diocletian darstellt, gleich anderen werthvollen Beiträgen in dem trefflichen ‚Bullettino della Commissione archeologica comunale di Roma (1882)' abgedruckt. Endlich hinterließ er noch ungedruckt die interessante Abhandlung ‚Iscrizione in onore di Iallia Bassia', welche De Rossi in der genannten Zeitschrift herausgab und welche derselbe auf Bruzza's Ersuchen als ein Andenken an die Freunde verschenkte, während er ihm in seinem eignen ‚Bullettino di archeologia cristiana' (1883, I—II, p. 66 f.) einen warmen Nachruf widmete[2]).

De Rossi hatte alle Ursache, Bruzza's Verlust zu beklagen; denn dieser war ihm wie der fähigste so der liebenswürdigste Mitarbeiter in der Erforschung der Katakomben. Der nahe und beständige Verkehr mit dem Gelehrten, den wir als den Fürsten der christlichen Alterthumswissenschaft verehren, hatte Bruzza auch mehr und mehr den christlichen Antiquitäten zugeführt. Er war Mitglied der von Pius IX. eingesetzten Commission für die Ausgrabungen (Commissione pontificia di sacra Archeologia) in der Roma sotterranea und als solcher eine bedeutende Stütze des Unternehmens. Wie oft hatte ich bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen und Besuchen in den ‚Scavi' Gelegenheit, ebenso das ruhige, besonnene Urtheil, wie die jugendlich frische Begeisterung des trefflichen Mannes zu bewundern! Er hatte weiter mit de Rossi jenen Verein von Freunden des christlichen Alterthums (Società dei Cultori della cristiana Archeologia) gegründet, welche unter seinem Vorsitz zweimal im Monat an einem Sonntag Nachmittag in den Räumlichkeiten seines Klosters zusammenkamen und wo alle Neuigkeiten auf dem Gebiet unserer Wissenschaft besprochen, neue Funde gezeigt oder angekündigt wurden, wo die Jüngeren ihre Specinima eruditionis vorlegten und die Meister den reichen Schatz ihres Wissens aufschlossen. Da pflegte er an dem Kopf des Tisches zu sitzen, Giovan Battista de Rossi zur Rechten, Donna Ersilia Caetani-Lovatelli, des geistvollen Herzogs von Sermoneta-Caetani geistvolle und gelehrte Tochter, zur Linken. Kein politischer oder religiöser Standpunkt war von diesen Versammlungen ausgeschlossen, und die römischen Monsignori begegneten sich da mit dem gelehrten und liebenswürdigen Israeliten Lumbroso wie mit den protestantischen Philologen und Theologen Deutschlands, Amerika's und Englands. Wie manchmal hat uns Bruzza da entzückt durch die wunderbare Art, mit der er auch dem kleinsten und unbedeutendsten Denkmale des Alterthumes Sinn und Bedeutung abzugewinnen wußte! Gerade die von Anderen vernachlässigten, gerade die abgelegensten Seiten antiken Lebens und Wissens waren ihm oft die liebsten: ganze Gebiete, an denen die „Großmeister" vorübergegangen waren, haben durch ihn Beleuchtung erfahren. Seine ausnehmende Bescheidenheit schien ihm, wie uns de Rossi berichtet, das Gebot aufzuerlegen, nur in der anspruchlosesten Einzelforschung seine Kraft zu bewähren — so ganz verschieden von der in der Gegenwart so oft hervortretenden zudringlichen Anmaßlichkeit junger Gelehrten, welche kaum von dem Hauche des Alterthums oberflächlich berührt, schon über die umfassendsten und schwierigsten Probleme ihr Urtheil fertig haben.

Wenn ich mit den römischen Freunden den Hingang Bruzza's beklage, so schmerzt

---

[1]) Ebenda Annali dell' Istituto 1876.

[2]) Einen zweiten kurzen Nekrolog brachte die „Rassegna nazionale" (1. December 1883) aus der Feder Giacomo Lumbroso's. Ausführlicher ist der Nachruf, welchen das Municipium von Vercelli dem Verewigten widmete und mit welchem es zu einer Beisteuer zu einem Denkmale für denselben auffordert (Città di Vercelli. Per un Ricordo al Padre Luigi Bruzza archeologo. Vercelli, 1884). Die Beiträge sind an den Sindaco von Vercelli zu richten; zur Vermittlung von solchen ist der Verfasser dieser Zeilen gerne bereit.

mich in ihm auch der Verlust eines hervorragenden Mitarbeiters an meiner „Real-Encyclopädie der christlichen Alterthümer". Bruzza konnte nur wenige Artikel zu dem Werke beisteuern — einer derselben wird noch in dem Schlußbande erscheinen; aber das Wenige war um so willkommener, und mit dankbarer Befriedigung bewahre ich die Beweise der Sympathie, welche er der „Encyclopädie" entgegengebracht hat.

Vor etwa zwei Jahren war der Verblichene bei den Ausgrabungen in der Krypta des hl. Hippolytus bei S. Lorenzo gestürzt; seither hat er sich nicht mehr wohl gefühlt. Die Krankheit ergriff bald die unteren Gliedmaßen und stieg von da zu den edleren Organen empor; bedrohliche Erstickungsanfälle stellten sich ein. Einer derselben machte am Mittag des 6. November 1883 seinem Leben ein Ende. Er starb in der geräumigen, mit Büchern angefüllten Zelle, wo einst Hunderte bei ihm Rath und Belehrung gesucht — nicht bloß in wissenschaftlichen Dingen, sondern auch in Angelegenheiten des Lebens wie des Gemüthes: denn auch in ihnen war der einfach fromme, jedem Parteigetrieb fremde, in seinem Urtheil so milde Priester zu Hause. Er schied dahin, ein feiner Geist, ein edles Herz, Keinem ein Feind, Vielen ein unvergeßlicher Freund.

F. X. Kraus.

Die Berliner Theater.

Berlin, 10. December 1884.

Bei dem Anfang einer neuen Saison pflegen die Theater der Großstadt dem Publicum all' die Neuigkeiten anzupreisen, die sie im Laufe derselben ihm vorzuführen gedenken. Je schwächer gegen frühere Zeiten der ideale Zug zu dem Theater geworden, desto stärker regen sich die materiellen Triebe: die Schaulust, die Sucht und das Bedürfniß nach Unterhaltung in der Bevölkerung einer Millionenstadt, ihm Gäste und Freunde zu verschaffen. So kommt es, daß der Zudrang zu den Theatern ein ungleich größerer ist, als je zuvor. Während vor dreißig Jahren fünf bis sechs Theater den Ansprüchen vollauf genügten, von der Schwierigkeit, zu einer ersten Aufführung Einlaßkarten zu erhalten, nirgends die Rede war, ein ganz ausverkauftes Haus zu den unberechenbaren Ausnahmefällen gehörte, können jetzt an manchen Sonntagen zehn bis zwölf größere Theater, von den kleinen abgesehen, die Menge der Schaulustigen nicht befriedigen. Um so viel der bildende, der erziehende Einfluß des Theaters auf unser Volk gesunken, um so viel ist der vergnügliche gestiegen. Längst hat die Bühne aufgehört, der einzige Ort zu sein, von dem herab zu einer zahlreichen Menge, einem gemischten Publicum gesprochen werden durfte. Die Rednertribünen im Reichstage, in den Landtagen, in den Wahlversammlungen haben sie aus dieser einzigen Stellung verdrängt. Politische Anspielungen, Programmreden, liberale oder conservative Anschauungen, in poetischer Form, auf historischem oder frei erfundenem Hintergrund, wie in den vierziger Jahren und während der Reaction, erwartet Niemand mehr von dem dramatischen Dichter: sie würden uns ungereimt erscheinen, da Jeder in der Presse, in der Volksversammlung seine Ansichten ungleich eingehender, ausführlicher und wirksamer darlegen kann.

Aber nicht nur der Einfluß des Theaters als einer moralischen Bildungsanstalt, auch der Nimbus, der es umschwebte, ist verschwunden. Der Drang der gebildeten Klassen zu der Schaubühne, wie er im „Wilhelm Meister" den reichsten und lebendigsten Ausdruck gewonnen hat, der mit der Neigung zu geheimen Bünden und Verbrüderungen eins der stärksten geistigen Elemente des vergangenen Jahrhunderts gewesen ist, offenbart sich nirgends mehr. Die moderne Jugend widmet sich den Naturwissenschaften, der Technik, dem Handel oder der Politik, sie trägt nicht das geringste Verlangen nach den Brettern, welche die Welt bedeuten. So gering ist der idealische Reiz der Schaubühne geworden, daß unsere classischen Dichtungen mehr und mehr, wie in London die Shakespeare'schen Dramen, zu einem Canevas für die glänzende, stilvolle Ausstattung herabgesunken sind. Was noch vor zehn Jahren, bei den ersten Vorstellungen der Meininger, nur den kostbaren Rahmen, den malerischen Hintergrund abgab, drängt sich in der übertreibenden Nachahmung als das einzig Bedeutende hervor. Diese Entwicklung der Bühne mag von denen, welche das Theater in Beziehung oder in Gegensatz zu der Kirche und der Hochschule setzen, denen das Schiller'sche Ideal und die altgriechische Tragödienbühne vorschweben, beklagt werden, aber sie

erscheint ebenso nothwendig wie zukunftsreich, wenn man das Theater als eine Aeußerung des Volksgeistes, als im innigsten Zusammenhange mit dem Volksleben stehend betrachtet. Indem die französische Bühne sich seit zwei Jahrhunderten zu dem Spiegel machte, in dem die Gesellschaft des Hofes und der Stadt, der Salons und der Clubs, der Börse und der Boulevards in jeder Periode sich selbst mit all' ihren Eigenheiten, Vorzügen, Schwächen, Moden und Lastern wieder erkannte, hat sie das Uebergewicht über alle Bühnen der Welt erlangt, ist sie im eigentlichsten Sinne des Wortes das Theater für alle Welt geworden. Keineswegs haben die Franzosen in jedem Menschenalter die größten dramatischen Schriftsteller oder die hervorragendsten Schauspieler besessen; aber sie hatten immer, was viel mehr als selbst eine Reihe von Talenten gilt: den Sinn und Geist des Theaters. Erst allmälig hat sich unsere Bühne entschlossen, der Zeit zu dienen und den Lebenden ihr Recht zu geben. Noch erscheint es Vielen als ein Unrecht, wenn die Bühne nichts Höheres als die fröhliche und geistvolle Unterhaltung ihrer Gäste erstrebt. Mit unverkennbarer Geringschätzung wird von Komödien und Schauspielen als von Eintagsfliegen gesprochen. Gleichsam als müßte jedes Theaterstück einen Anspruch auf Unsterblichkeit erheben! Ein Theater aber, das nur auf Meisterwerke wartete, wäre von vornherein zum Verfalle verurtheilt; es lebt wie wir alle von Tag zu Tag, es hat die günstige Gelegenheit zu ergreifen und kann nicht müßig auf den Messias harren. Nachdem das romantische Drama Shakespeare's und die Werke Lessing's, Schiller's und Goethe's sich endgültig zu dem großen Kanon, der Theaterbibel, zusammengeschlossen hatten, in die nichts mehr aufgenommen werden kann, mußte die dramatische Kunst neue Stoffe, neue Entwicklungen suchen. Sie fand dieselben in der Gegenwart, in den Verhältnissen und Gegensätzen der bürgerlichen Gesellschaft. Wechselnd, rasch vorübergehend sind diese Dinge an sich; wie vermöchten ihre Spiegelbilder dauernd zu sein? Von den tausend französischen Komödien, die von Molière zu Beaumarchais drei Könige und drei Menschengeschlechter erheiterten, ist kaum ein Dutzend in der Erinnerung der Nachwelt geblieben; aber sie alle zusammen bilden den literarischen und schauspielerischen Wunderbau des französischen Theaters. In diesem Sinne muß auch unsere moderne Bühnendichtung betrachtet werden: was von ihr im nächsten Jahrhundert noch oben schwimmen wird, wer will es sagen? Kotzebue's „Deutschen Kleinstädtern" hätte es Niemand an der Wiege gesungen, daß sie als eine Probe des deutschen Lustspiels für alle Zukunft und in allen Ländern gelten würden. Von dem erhabenen, aber engen Standpunkt unserer beiden großen Dichter aus — eng, weil nur eben sie Platz darauf haben — mag man in dem Allen, in dem Herabsteigen der dramatischen Poesie aus der Sphäre des Heroischen in die Breite der bürgerlichen Mittelmäßigkeit, in dem Aufgeben ihrer idealen Ziele, ihres erziehenden Einflusses von Seiten der Bühne eine Verflachung und Versumpfung sehen; aber nur aus dieser Tiefe ist der Aufstieg zu einer andern Höhe zu gewinnen. Warum sollte das bürgerliche Schauspiel nicht einen eben so hohen Gipfel erreichen, wie ihn die heroische Tragödie in Shakespeare und Schiller erreicht hat? Nur die Ebene, aus der er aufsteigt, wird umfassender und breiter sein, als der Boden, auf dem sich der Parnaß der Tragödie erhebt.

Mit einer einzigen Ausnahme haben alle Neuigkeiten, die uns die verschiedenen Theater in der ersten Hälfte der neuen Saison geboten, ihren Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart geschöpft: ernste oder heitere Sittenbilder, deren Figuren und Vorfälle Jeder auf seine eigene Erfahrung hin prüfen kann, in denen uns nichts Seltsames und Unbegreifliches wie in dem heroischen und romantischen Drama entgegentritt, das wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen. Das moderne Schauspiel wie der moderne Roman athmen dieselbe Luft und suchen die Urbilder ihrer Helden wie den Ursprung und Verlauf ihrer Verwicklungen in denselben Kreisen: es ist unvermeidlich, daß sie sich wiederholt berühren. Viele französische Romane sind im Hinblick auf das Theater gearbeitet; um einen leicht herauszuschälenden Kern leidenschaftlicher Scenen ist ein loses Gewebe von Berichten, Schilderungen, Uebergangsmomenten geschlungen, das der Erzähler völlig als Nebensache behandelt. Umgekehrt liegt den

meisten deutschen Sittenkomödien, wenn sie nicht ganz und gar in die Situationskomik und das Verwechselungsspiel aufgehen, ein novellistisches Thema zu Grunde, dessen Auflösung in dramatische Formen und Gegensätze nur selten rein gelungen ist. Dem deutschen Dramatiker, dem einzelnen wie der Gesammtheit, fehlt nicht nur die langjährige, von dem Einen zu dem Andern sich forterbende Schulung und Uebung der französischen Theaterdichter, sondern auch der feststehende gesellschaftliche Codex, der die Umgangsformen, die Beziehungen, die Conflicte der Menschen regelt. Innerhalb dieser Schranken bewegen sich die Augier und Sardou so sicher, wie einst die Calderon und Moreto zwischen Ehre und Loyalität, Ehebruch und Zweikampf. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit des modernen Lebens hat sich bei uns noch nicht wie in Frankreich für das Drama zu einer beschränkten Anzahl von Typen und scharf zugespitzten, sich der Grundform nach beständig wiederholenden dramatischen Auftritten krystallisirt: unsern Dichtern läuft noch immer die Idee wie die Fabel ihres Schauspiels in die Breite der Erzählung aus.

Gleich die erste Neuigkeit, welche das Schauspielhaus aufführte, am Sonnabend, den 20. September, das Schauspiel in 5 Acten von Adolf Wilbrandt „Assunta Leoni" ist ein solcher dramatisch unausgetragener, vielleicht überhaupt nicht theatralisch zu gestaltender Novellenstoff. Eine Künstlergeschichte auf dem Hintergrund Capri's und Pompeji's, ein zuerst und zuletzt geistreicher, problematischer Vorgang, der, weil ihm die Einfachheit und die klare Verständlichkeit fehlen, ein Theaterpublicum wohl verwirrt, aber nicht anzieht und fesselt. Das entscheidende Moment in der Liebesgeschichte des deutschen Bildhauers Alfred von Buchau und der schönen Frau aus Capri, Assunta Leoni: die Entwicklung des Land- und Fischermädchens zu einer Dame der gebildeten Gesellschaft, der Durchbruch der Leidenschaft durch alle Hemmnisse und Rücksichten in der Brust Alfred's, tritt dem Zuschauer nicht greifbar entgegen, zwischen dem zweiten und dem dritten Act hat er sich einen Zeitraum von einem Viertel- oder einem halben Jahre zu denken, in dem Assunta Leoni englisch gelernt, sich mit einem reichen Amerikaner Doctor Clinton verlobt, ihr Haus auf Capri verkauft hat und ein „Stern" in der vornehmen römischen Gesellschaft geworden ist; in dem auf der andern Seite Alfred erkannt, daß er ohne sie nicht leben kann, und eine Ariadne, nach ihrem Bilde in seiner Phantasie, vollendet hat, welche die Bewunderung aller Kunstfreunde erregt. Adolf Wilbrandt ist ein zu gewiegter Kenner des Theaters, um die Schwierigkeiten ganz zu verkennen, die ihm der Stoff bietet: er hat sie hinter dem bunten Gewebe der Abenteuerlichkeit und der Decoration zu verstecken gesucht. Capri, Pompeji: das ist etwas für die Schaulust. In dem Garten eines Hauses auf Capri spielt sich der erste Act ab. Abenteuerlich genug setzt er ein. Der Legationssecretär Emil von Buchau besucht seinen Bruder Alfred, den Bildhauer, der halb verschollen seit Monaten auf der Insel weilt. Aus dem Gespräch ergibt sich bald, daß nicht die Kunst, nicht die Landschaft, sondern ein Weib ihn festhält, seine Wirthin, Assunta Leoni, die Wittwe eines deutschen Malers: eben kommt sie im vollen Glanz ihrer Schönheit, in capresischem Kostüm, über das platte Dach des Hauses daher. Alfred hat sich ihr halb und halb verlobt und sie nimmt die Rechte einer Braut in Anspruch. Erschreckt hört Emil von dem unbedachten Entschluß des Bruders, sich auf der Insel zu vergraben, ein ungebildetes, wenn auch noch so schönes und stattliches Weib zu heirathen. Als lebendiges Beispiel, seine Warnungen über das Elend einer solchen Künstlerehe zu bekräftigen, erscheint der Maler Bruger, der in gleicher Ehefalle auf Capri sitzen geblieben und halbwegs ein Trottel und ein Bummler geworden ist. Aber auch Assunta Leoni findet einen Vertheidiger in dem Amerikaner Doctor Clinton, der sich in seiner Schwärmerei über sie und Capri gar nicht zu fassen weiß. Schließlich siegt jedoch Emil, seine Reden erschüttern Alfred, unter dem Vorwand einer Spazierfahrt nach Pompeji beschließen beide Brüder, die gefährliche Insel für immer zu fliehen. Der zweite Act ist ein Genrebild aus den pompejanischen Ruinen: die fremden Besucher, das Echo des Isistempel, der Aufseher mit der Klingel, der deutsche Doctor mit seiner Frau und seinem Gfell-Fels —

Alles aus der Wirklichkeit mit photographischer Treue abgeschrieben, vier Sprachen: italienisch, deutsch, englisch und schwedisch durch einander gewürfelt, die Handlung selbst aber schreitet nur um einen Schritt innerhalb dieser Arabesken vor: Assunta, die dem Verlobten heimlich nach Pompeji gefolgt ist, überzeugt sich, indem sie sein Gespräch mit dem Bruder belauscht, von seinem Entschlusse, sie zu verlassen, und spielt sich, halb Ariadne, halb Medea, in die Antike hinein, während ihr der alte Clinton einen Heirathsantrag macht. Nach einigen Monaten finden wir die wunderliche Gesellschaft in Rom wieder. Trotz seines jungen Ruhmes fühlt sich Alfred natürlich höchst unglücklich, von Reue und Sehnsucht verzehrt, fieberkrank. Plötzlich erscheint Assunta in seinem Atelier, ganz Weltdame, sie will ihm seine Ariadne abkaufen. Bald stellt sich auch Doctor Clinton, ihr Verlobter, ein. Das Aufflammen der alten Liebe, der Zusammenstoß zwischen Alfred und Clinton kann nur eine Weile hingehalten werden, dann fallen dem Amerikaner die Schuppen von den Augen. In einer heftigen Scene schlägt Clinton ein amerikanisches Duell vor, damit einer von ihnen aus der Welt scheide: er selber zieht das Todesloos. Am Schluß des zweiten Acts war Assunta in ein wohlthätiges Fieber gefallen, das ihr während einiger Zeit die Besinnung geraubt, nach dem vierten Act wird Alfred dieselbe Wohlthat zu Theil. Im fünften Aufzug ist er als halb Genesener wieder in Capri, zum letzten Male, er will für immer Abschied von der Stätte seiner Liebe und seines Glückes nehmen. Da erscheinen Assunta und Clinton. Der Amerikaner hat sich, unter dem Schutz und der Obhut Assunta's, noch nicht aus der Welt stehlen können, er entsagt seiner Verlobten, legt ihre und Alfred's Hände zusammen und will sein Leben fortan als ihr Geschenk ansehen und heilig achten. Man weiß dem Schlusse gegenüber nicht recht, ob der Dichter nur mit seinen Figuren oder auch mit den Zuschauern Blindekuh spielt. All' diese abenteuerlichen Sprünge, diese Klüfte ohne Brücken waren nur in der epischen Form auszugleichen, die dramatische hat ihnen gegenüber keine Darstellungs- und Ausdrucksmittel. Wie es dem Dichter beliebt, sind seine Figuren bald auf Haß und Rache, bald auf Sehnsucht und schmachtende Hingebung gestimmt. Was wir im vierten Act für tragischen Ernst nehmen sollen, verflüchtigt sich im fünften zu einem heiteren Schattenspiel. Selbst Assunta ist kein Geschöpf der Natur, sondern eine Treibhauspflanze. Nicht die Leidenschaft und die Phantasie des Dichters, die Spitzfindigkeit seines Verstandes hat sie erzeugt. Aber auch sein Verstand hat das Räthsel, das er sich muthwillig gestellt: ob ein süditalienisches Naturkind eine Frau der gebildeten Gesellschaft werden könnte? mit all' seinem Witz nicht zu lösen vermocht, er stellt eben zwei Assunta's neben einander und befiehlt uns herrisch zu glauben, daß es nur eine sei. An dieser ungenügenden Entwicklung der Hauptfigur, an dem hin- und herschwankenden Wesen Alfred's, der Wunderlichkeit Clinton's, die mehr als einmal in den Spleen hinüberirrt, scheiterte das Stück: es erzeugt keine Wärme und die vielen kleinen Genrebilder und Charakterzüge zerstreuen die Theilnahme, statt sie zu verdichten.

Die zweite Neuigkeit des Schauspielhauses: „Konradin", Drama in 3 Acten und einem Vorspiel von Hans Herrig, das am Mittwoch, den 22. October, zum ersten Male in Scene ging, machte weitere Kreise des Publicums mit einem nur zu lange beiseite gelassenen Dichter bekannt. Herrig's „Alexander", „Der Kurprinz", „Nero" legen ein kräftigeres Zeugniß für seine dramatische Befähigung ab, als „Konradin"; immerhin bringt auch dies Drama die dichterische Eigenart des Verfassers in einzelnen Scenen zum lebendigsten Ausdruck. Die ersten Auftritte, wo Karl von Anjou triumphirend im Dom von Monreale bei den Kaisergräbern Heinrich's VI. und Friedrich's II. erscheint, seine Ritter die staufischen Banner von den Säulen reißen, der Legat des Papstes den Bannfluch über das Geschlecht der Hohenstaufen erneuert, während ein alter Sänger das Loos der gefallenen Helden beklagt, verleihen nicht nur der Tragödie den stimmungsvollen Auftact, den durchgehenden Grundaccord, sondern prägen sich in ihrer mächtigen symbolischen Form auch dem Zuschauer lebhaft und unvergeßlich ein. Die Gedankendichtung überwiegt in Herrig's „Konradin" weit die eigentliche Thathandlung. Den historisch überlieferten Vorgängen: der Usurpation

Karl's von Anjou, der Botschaft der Ghibellinen an Konradin, nach Italien zu kommen, dem Zuge Konradin's und Friedrich's von Oesterreich, trotz des Widerspruchs der Mutter, der Schlacht von Tagliacozzo, der Gefangennahme und Hinrichtung der beiden Jünglinge, ist keine romantische Erfindung hinzugesetzt: die Historie ist nur in einen reichen faltigen Purpurmantel lyrischer Poesie gehüllt. Nirgends strebt der Dichter nach einer individuellen Charakteristik seiner Gestalten, er erhebt sie sämmtlich ins Typische und in das Symbolische. So wird Konradin der blonde Heldenjüngling, Karl von Anjou der Usurpator, Friedrich der Freund. Darum hat der alte Sänger keinen Namen: er ist der Chorus des Stückes. Seine Tochter Violanta ist nur zur Hälfte ein leibhaftes, leidenschaftliches Mädchen, zur anderen ist sie eine Allegorie, eine Verkörperung Italiens. Die Liebesscene zwischen ihr und Konradin, im dritten Acte, im Gefängnisse, erhält dadurch, bei all' ihrer sinnlich-seelischen Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit, einen leisen komischen Anhauch, dessen sich der Dichter, eben weil er hier mehr Lyriker als Dramatiker ist, nicht bewußt geworden ist. Ueberhaupt spielt das Unbewußte, Visionäre eine große Rolle in der Dichtung. Wie Maria, die deutsche Braut Konradin's, ihn in einem schrecklichen Traum vor seinen Feinden durch Nacht und Wald flüchten sieht, so sehen wir selbst ihn unmittelbar darauf von den Seinen verlassen am Meeresgestade hinirren: der Sturm, der das Mädchen auf der schwäbischen Burg schüttelt, umsaust auch ihn. Wie im Traume empfangen Konradin und Friedrich den Todesstreich. Das Ganze ist eine Elegie in dramatischer Form, die Fülle der Gedanken, die Schönheit der Form muß annähernd den Mangel an lebendiger Bewegung und schärferer Charakteristik ersetzen. Es fehlt nicht ganz an Entfaltung von Pracht, an kriegerischen Aufzügen, an Trompetenlärm und Waffengerassel, wie sie das historische Drama nun einmal verlangt; allein dies Alles erscheint mehr als Zubehör und Arabeske, es hat mit dem eigentlichen Gehalt der Dichtung nichts zu thun: recht im Gegensatz zu Wildenbruch, bei dem diese Dinge aus dem innersten Kern seiner Handlungen entspringen und wie seine großwuchtigen Worte und der stählerne Klang seiner Verse unlöslich mit demselben verbunden sind.

Die Aufführung des Lustspiels in 4 Acten von Michael Klapp „Rosenkranz und Güldenstern" im Schauspielhause am Dienstag, den 25. November, war nur eine halbe Neuigkeit: die Schauspieler des Burgtheaters in Wien, wo die Komödie zuerst mit großem Erfolge in Scene ging, hatten sie im Sommer 1879, bei Gelegenheit ihres Gastspiels, nach dem Wallner-Theater gebracht und nach ihrem Fortgang war sie von den Künstlern jener Bühne weiter vorgestellt worden. Es ist immer eine mißliche Sache, ein Lustspiel, dessen Hauptreiz in seiner Neuheit und Ueberraschung liegt, nach Jahren dem Publicum wieder vorzuführen. Der Flaum ist von den Fittigen gestreift, der Duft verflogen. So konnten es die Darsteller im Kampf mit der noch lebendigen Erinnerung an das Spiel der Burgschauspieler zu keinem durchschlagenden Erfolge bringen. Merkwürdiger Weise ist der Grundgedanke des Klapp'schen Lustspiels, das moderne Reiseleben und Touristenthum, den internationalen Schweizer Gasthof mit seinen Aeußerlichkeiten und Abenteuern auf die komische Bühne zu führen, nicht weiter benutzt und entwickelt worden, so fruchtbar und zeitgemäß er ist. Ausgeschöpft hatte Klapp den Stoff in keiner Weise: es war gerade der Fehler seiner Komödie, daß sie die Idee nicht rein ausprägte und in der Mitte von dem originellen Thema absprang und sich in das alte Lustspiel von den betrogenen Aeltern, die durch ihre eigenen Maßregeln die von ihnen gewünschte Heirath der Kinder vereiteln, verirrte. Das Touristenthum ist der Rest der Wanderromantik, der unserer Zeit noch geblieben: Touristen, Journalisten, Ingenieure sind die drei eigenthümlichsten Erscheinungen der Gegenwart; nur eine ist bis jetzt voll von dem Spiegel, den die Bühne ihrem Jahrhundert vorhält, aufgefangen worden.

Dem Deutschen Theater ist auch bei der Eröffnung seiner zweiten Saison die Theilnahme des Publicums entgegen gekommen. Es hat eine bestimmte Anzahl und Klasse von Zuschauern anzuziehen und festzuhalten verstanden. In dem Personal seiner Künstlergesellschaft hat das Ausscheiden Ludwig Barnay's, wie es scheint, nur

für die Kenner eine empfindliche Lücke gerissen. Zu seinen Neu-Einstudirungen classischer Dramen hat es in den letzten Wochen Shakespeare's „Richard III." gefügt, der in einer dem englischen Vorbilde nachgeahmten malerischen und prächtigen Einrichtung, bei lebhaftem Ensemble-Spiel, den besten Eindruck machte. Ragt auch Herrn Friedmann's Leistung als Richard III. nicht entfernt an die geniale Schöpfung Dawison's heran, so kann sie sich doch immer als eine achtbare, unter den Mittelmäßigkeiten der Zeit, sehen lassen. Das Schwinden der eigentlich schauspielerischen Kräfte, Haase's und Barnay's, aus seinem Verbande und die Nothwendigkeit, der ihm noch gebliebenen hervorragenden künstlerischen Persönlichkeit, Hedwig Niemann, neue lohnende Aufgaben zu stellen, mögen nicht ohne Einfluß auf die größere Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit im Repertoire des Deutschen Theaters geblieben sein. Die Pforten, die es Anfangs der neuen Production so eng verschlossen, hat es ihr jetzt weit geöffnet. Nach einander sind zwei französische Schauspiele: „Der Hüttenbesitzer" von Georges Ohnet und „Die Welt, in der man sich langweilt" von E. Pailleron und zwei deutsche: „Die große Glocke" von Oskar Blumenthal und „Frau Susanna" von Paul Lindau und Hugo Lubliner über seine Bretter gegangen.

Die erste Aufführung des vieractigen Schauspiels „Der Hüttenbesitzer" fand noch im Ausgang der vorigen Saison am Sonnabend den 31. Mai statt. Das Stück ist dem gleichnamigen Roman „Le maître de forges" nicht nachgearbeitet, sondern einfach, in vielen seiner Auftritte wortgetreu, entnommen. Ohnet schielt bei allen seinen Erzählungen, die er unter dem Gesammttitel „Les batailles de la vie" zusammenfaßt, nach dem Theater: mehr als einmal hat man die Empfindung, als schriebe er das Drama, das er im Kopfe fertig hat, nur probeweise, um das Publicum zu prüfen, um zu erfahren, an welchen Dingen es vielleicht Anstoß nehmen könnte, als Roman nieder. Denn künstlerisch ausgearbeitet sind auch in dem Roman nur die Vorfälle, die nachher auf die Bühne übertragen werden, das Uebrige, das D'rum und D'ran, die Vermittlung zwischen den leidenschaftlichen Scenen, die Uebergänge, worin sich die eigentliche epische Kunst zu offenbaren pflegt, werden von ihm in dem knappen und kurzen Reporterstil berichtet. Das Thema des „Hüttenbesitzers" ist weder in Deutschland noch in Frankreich neu: ein unermeßlich reicher bürgerlicher Ehrenmann verliebt sich in eine eigensinnige, schöne Adelige. Eine Weile hat sich Claire von Beaulieu, die Tochter einer Marquise, heimlich über die steifen Huldigungen lustig gemacht, die ihr Herr Philippe Derblay darbringt; als sie aber ihr Vetter, der Herzog von Bligny, sitzen läßt und sich mit der Tochter eines reichen Chokoladenfabrikanten Moulinet verheirathet, stellt sie plötzlich der Gesellschaft, die sich auf dem Schlosse ihrer Mutter zusammengefunden, Derblay, ihren Gutsnachbar, als ihren Bräutigam vor. Nach der Hochzeit ergreift sie die Reue über ihre rasche That, sie überschüttet ihren Gatten, der von ihren Herzensempfindungen keine Ahnung hatte und sie in dem guten Glauben geheirathet hat: sie hege wenigstens Freundschaft und Achtung zu ihm, mit den ungerechtesten Vorwürfen. Die Folge ist, daß sie wohl in demselben Hause, aber völlig getrennt von einander leben. Allmälig aber fängt Claire ihren Mann zu lieben an, sie erfährt durch einen Zufall, daß sie arm ist, daß ihre Mutter einen für ihr Vermögen verhängnißvollen Proceß verloren, daß dieser Verlust ihren Vetter bestimmt hat, sich von ihr zurückzuziehen, während gerade ihre Armuth Derblay Muth gemacht, seine Werbung um sie fortzusetzen. Ein Duell, das beliebte Auskunftsmittel des französischen Theaters, führt auch in diesem Falle die Wendung und die glückliche Lösung herbei. Claire wirft sich zwischen die Duellanten, zwischen Derblay und Bligny, und empfängt dabei, indem sie ihren Gatten rettet, eine Wunde an der Hand. Die schwer Geprüften haben sich endlich erkannt und sinken sich gerührt in die Arme. Weder ist der Gedanke tief noch die Ausführung charakteristisch. Die Figuren haben nur eine geringe Individualität, die Sprache ist glatt, aber ohne Originalität. Von dem theatralischen Geschick des Verfassers zeugt besonders der erste Act. Die ganze Vorgeschichte des Romans ist hier, in voller Deutlichkeit und Verständlichkeit, auf wenige, gut in einander greifende, sich vortrefflich durch ihre eigene

Bewegung steigernde Scenen zusammengedrängt. In der ersten Vorstellung entschied das Spiel der Hauptdarsteller, Fr. Niemann (Claire) und Hr. Barnay (Derblay), das auf das Feinste gegenseitig abgewogen war, den Erfolg des Stückes.

Ungleich französischer, in Figuren wie in Dialog, muthet Eduard Pailleron's Komödie in drei Acten, „Die Welt, in der man sich langweilt", an. Sie wurde am 25. April 1881 zum ersten Male im Theater français aufgeführt, wo sie wegen ihrer vielen durchsichtigen Anspielungen und der satirischen Darstellung des Professors Caro und seines Einflusses auf seine weibliche Zuhörerschaft eine außerordentliche Beliebtheit gewann. Ganz Paris wollte den Professor Bellac und seine Gefolgschaft von Frauen und Mädchen kennen lernen und die Urbilder errathen. Auf dem Wallner-Theater hatte die Uebertragung in das Deutsche kein rechtes Glück. Die Aristokratie aus dem Faubourg St. Germain erschien hier zu sehr als die Familie der Tante Buchholz aus der Landsbergerstraße. Im Deutschen Theater wird der Ton etwas höher gegriffen; das Zusammenspiel ist feiner ausgeglichen und mannigfaltiger schattirt, so daß der Zuschauer doch ein ungefähres Bild der Gesellschaft gewinnt, die Pailleron gezeichnet hat. Die Handlung des Stücks ist unbedeutend: zwei junge Leute, Roger de Ceran und Susanne de Villiers, entdecken ihre Herzen, inmitten von allerlei kindischen und kleinlichen Salon-Intriguen und Plaudereien, der Reiz des Ganzen beruht auf der satirischen Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten, in dem Witz und Geist einer alten Herzogin, die in dieser ein wenig gemischten Gesellschaft das „alte" Frankreich, seine lockeren Sitten mit inbegriffen, ebenso anziehend wie glänzend vertritt.

Dasselbe Glück wie mit seinem „Probepfeil" hat Oskar Blumenthal mit seinem Lustspiel in 4 Acten „Die große Glocke" gehabt, das am Sonnabend, den 11. October, zum ersten Male aufgeführt wurde. Nichts ist leichter, als sich der modernen Production gegenüber hinter die Classiker zurückzuziehen und im Namen Lessing's, Schiller's und Goethe's die Schächer zu verdammen. Daß sie die großen Muster halbwegs darüber zu Vogelscheuchen machen, vergessen die Eiferer und auf die Frage: wie denn das Theater ohne neue Stücke leben solle? bleiben sie die Antwort schuldig. Blumenthal's Komödie genügt nicht nur billigen, sondern auch künstlerischen Ansprüchen; daß sie kein Meisterwerk ist, wird Niemand besser wissen als der Autor. Aber sie bringt eine Schwäche, meinetwegen ein Laster der Zeit in einer Handlung voll Komik und Humor, in lebenswahren, unmittelbar aus unserer Umgebung gegriffenen Figuren auf die Bühne. Unsere Sitten wird sie nicht bessern, die Reclame nicht aus der Welt schaffen, doch gibt sie die einen wie die andere dem heiteren Gelächter preis. So seid Ihr, mögen die Pharisäer grollen; so sind wir, sagen wir, mea culpa, maxima mea culpa. Zwei Damen, eine Baronin Erna von Solden und eine Frau Consul Constanze Gundermann, sind in der Stadt die beiden Protectorinnen der Künste und ziehen, jede nach ihrer Seite, die große Glocke der Reclame. Eine sucht der andern die Berühmtheiten für ihren Salon wegzufangen, ihre gegenseitige Eifersucht setzt die Glocke in immer schnellere Bewegung. Jetzt gilt es, einem jungen Künstler den Preis bei einer Concurrenz für einen monumentalen Brunnen in Bremen zu erstreiten. Frau Gundermann wird für Eberhard Wilfried gewonnen, Frau Baronin von Solden stimmt für Theobald Vogt, zu dem sich überdies nicht nur ihre Eitelkeit, sondern auch ihr Herz hingezogen fühlt. Der ergötzliche Streit der beiden Frauen für ihre Schützlinge dient aber zugleich dazu, in lebendigster Weise die Charaktere dieser zu entwickeln. Theobald Vogt ist der geborene Künstler, großmüthig, leichtsinnig, Herz und Zunge immer auf dem rechten Fleck, in einer gefälligen Scene gesteht er der Baronin seine Liebe. Eberhard Wilfried ist ernster, in sich gekehrter, aber zum großen Bildhauer nur von seiner Mutter, die ihn vergöttert, von dem Ruhme seines Vaters und zuletzt von der Reclame aufgepäppelt. Aber er weiß sich männlich zu fassen und männlich zu handeln, als er erfährt, daß er seinen plötzlichen Ruf und den Preis in der Concurrenz nur der großen Glocke zu verdanken hat. Er entsagt der hohen Kunst und wird der geschickte und beliebte Zeichner in einer Bronzefabrik. Die

Stieftochter der Frau Constanze, Ottilie, aus der ersten Ehe des Consuls, steht ihm in dieser Wandlung treu zur Seite. Auch sie strebt aus dem unwahren und unnatürlichen Verhältniß zu ihrer Stiefmutter, die sie mit Putz und Schmuck überlädt und überall in den Mittelpunkt der Gesellschaft stellt, um nicht für eine böse Stiefmutter gehalten zu werden, zur Wahrheit und Einfachheit, die sie in der Vereinigung mit Wilfried findet. Das Alles spielt sich natürlich, in rascher Handlung, in einem munteren Dialog ab, der, was mir angenehm aufgefallen ist, sogar mehr als einmal wahrhafte Gefühlstöne anschlägt und von echtem Humor durchleuchtet ist. Das Haus des Consuls Gundermann ist wie aus Berlin W herausgeschnitten: in der Beleuchtung der Bühne erscheint Manches possenhafter und übertriebener, als das Vorbild, aber der Kern der Dinge ist immer richtig getroffen. In der Ausbildung der Technik würde ich der „großen Glocke" vor dem „Probepfeil" den Vorzug geben, die Bewegung der Handlung ist glatter, die Figuren stehen der Wirklichkeit noch näher und verletzen uns nicht, weder durch ihr Thun noch ihre Rede; hinsichtlich der originellen Erfindung, der dramatischen Schwungkraft aber verdient der „Probepfeil" den Preis. Die Gestalten der „großen Glocke" gleichen klug und vorsichtig retouchirten Photographien, die Hauptfiguren des „Probepfeils": der polnische Virtuose, die kokette Weltdame um die Fünfunddreißig herum, hatten die Lebendigkeit und die Kühnheit von Porträtskizzen.

Einen geringeren Erfolg als die „große Glocke" erzielte bei dem Publicum wie bei der Kritik das am Mittwoch den 3. December zum ersten Male aufgeführte Schauspiel in 5 Acten „Frau Susanne": eine gemeinsame Arbeit von Paul Lindau und Hugo Lubliner. Ein Kunstwerk — ja nur eine dramatische Dichtung, die auf diese Bezeichnung einen Anspruch erheben könnte, geht aus einer solchen gemeinschaftlichen Thätigkeit niemals hervor; aber die Franzosen bringen, eben weil ihr dramatischer Rahmen enger ist und fester steht, in der Vereinigung zweier Talente oft die überraschendsten Wirkungen und vortreffliche Theaterstücke hervor. Zwei Dinge, glaub' ich, müssen dabei betont werden: einmal die vielen Proben, denen in Paris ein neues Stück unterworfen ist und die es den Dichtern gestatten, die Scenen wiederholt anders zu gruppiren, hier hinzuzufügen, dort auszulassen, die ein Zusammenarbeiten aller Kräfte, der Schriftsteller, Regisseure, Schauspieler, selbst derer, die bloß „Ideen" haben, geradezu fordern; und dann die Werke der Neulinge, der Unerfahrenen, die der reifere Dichter als eine Art Canevas behandelt. Wenn in dem vorliegenden Falle Hugo Lubliner das Schauspiel von der ersten zur letzten Zeile geschrieben und es Paul Lindau übergeben hätte: nun mache damit, was Du willst! so wäre etwas ungleich Vollendeteres herausgekommen. Wenigstens hätten wir dann, trotz einiger Risse und Nähte, eine Arbeit aus einem Gusse, während jetzt weder Lindau's Witz noch Lubliner's Findigkeit, ein Potpourri herzustellen, sich voll entfalten können. Die Absicht der beiden Dichter, für Frau Hedwig Niemann eine sogenannte gute Rolle zu schreiben, hat ihnen die Lösung ihrer Aufgabe noch mehr erschwert: um den einen Frauencharakter sich ausleben zu lassen, sind alle Uebrigen in die zweite Linie gedrängt worden. Und dieser Charakter ist nicht einmal ausgiebig. Einem jungen Kaufmann, einem verwegenen Streber, der Glück im Spiel wie an der Börse hat und dem es gelungen ist, sich in kurzer Zeit aus mäßigen Verhältnissen zum Reichthum aufzuschwingen, Franz Martini, fällt im Verdruß darüber, daß ein altes Handlungshaus seine Werbung um die Tochter zurückgewiesen, eine Reisebekanntschaft ein, Fräulein Susanne Körten, eine Professorstochter aus Gotha. Er beschließt sie zu heirathen, nicht aus Liebe, sondern um ein kostbares Spielzeug mehr zu haben, um das er beneidet wird, wie um seinen Meissonier. Susanne nimmt ohne Zögern seine Werbung an. Dies ist der Inhalt der beiden ersten Acte, die mit ihrer breiten Schilderung eines hauptstädtischen Clubs, eines wunderlichen Gelehrtenheims, mit der Fülle ihrer episodischen Züge in das heitere Lustspiel fallen und sogar nicht das eine oder das andere possenhafte Element verschmähen. Ohne jede Vermittlung ist in den letzten drei Acten die Lage, der Charakter der Hauptpersonen, der Ton des Stücks

geändert. Anfänglich ist Franz Martini Alles zum Glück ausgeschlagen, jetzt verfolgt ihn auf allen Wegen das Unglück, jede Speculation fügt ihm neue Verluste zu und wir fragen vergeblich, wo denn eigentlich die Ursache dieses Unheils steckt? In den ersten Acten ist er aufrichtig, waghalsig, vertrauend gewesen; jetzt lügt er, schwankt hin und her und mißtraut aller Welt. Aus der schüchternen Kleinstädterin Susi ist eine moderne Dame, putzsüchtig, verschwenderisch und eitel, geworden, die erst durch das Unglück zu einer liebenden, aufopferungsfähigen Gattin bekehrt wird. Auch hier haben die Dichter alle Uebergänge übersprungen. Der lichte Komödienhimmel hat sich düster bewölkt, das Stück schließt mit einer Art von Concursanmeldung, freilich mit der Aussicht auf einen neuen Sonnentag, ein idyllisches Glück in bescheidener Häuslichkeit, wo Franz Martini wieder Graupen verkauft, wie sein Vater, und Susanne billige Wollenkleider trägt, wie in Gotha. So hat das Schauspiel weder eine einheitliche künstlerische Physiognomie, noch einen durchgehenden Stimmungston. Zwei Hälften sind lose zu einem Ganzen verknüpft, aber jede hat ein besonderes Herz und einen besonderen Kopf. Die erste, die lustige, ist als dramatischer Bau schwächer als die zweite, da sie nur eine Episode an die andere reiht, aber sie ist durchweg in derselben flotten Weise geschrieben und in derselben Beleuchtung gehalten: die zweite, die drei letzten Acte, hat ein stärkeres Rückgrat, ist mit feinerem Sinne geordnet und mit größerer Kunst zu der Hauptscene des Ganzen — Susanne hält ihren Gatten halb mit List und Scherz, halb mit Zärtlichkeit und Schmerz in ihrem Zimmer von der Unterzeichnung eines verhängnißvollen Contractes zurück — gesteigert, aber sie verzögert die Entwicklung und stört die Einheit des Vortrags durch die Einmischung der komischen Gestalten aus dem ersten Theil. Was die Dichter in ihrem Schauspiel anstrebten, merkt man wohl: der Gegensatz zwischen der waghalsigen Speculation und dem soliden Geschäft, dem Streberthum an der Börse und dem altbegründeten, altmodischen und stark verknöcherten Kaufmannsthum sollte gezeigt, der interessante Mädchencharakter durch die modische Weltdame und Salonkönigin zu der treuen Gattin, der Beratherin und Freundin des Mannes entwickelt werden, nur daß weder das eine noch das andere Ziel erreicht worden ist. Vielleicht lassen sich überhaupt beide Probleme nicht in einem Stücke durchführen, in jedem Falle verlangen sie eine ungleich strengere und schärfere Motivirung im Einzelnen, eine größere Klarheit und Durchsichtigkeit der Katastrophe, als sie ihnen von unsern Dichtern zu Theil geworden ist. Die Zeit, die sie mit dem Dienstmädchen des Professors Körten, dem Telephon, den Karten und dem Provenceröl des Clubs und den Briefen an den Fürsten von Trachwitz, „poste restante, Magadino", verlieren, hätten sie viel besser zur Ausfüllung der Lücken in ihrer Handlung und in den Charakteren ihrer Figuren benutzt.

Durch das Gastspiel der Frau Franziska Ellmenreich, der sich für einige Stücke Frau Marie Seebach anschloß, wurde es dem Belle-Alliance-Theater möglich, einen Versuch in die Sphäre der höheren Kunst hinein zu wagen. Leider ist die Künstlergesellschaft, die sich dort zusammengefunden, zu solchen Versuchen zu wenig durchgebildet und das Grundübel des ganzen deutschen Theaterwesens, der Mangel an Proben, bei einer Vorstadtbühne, deren Publicum beständig Neues fordert, besonders stark entwickelt. Um Maria Stuart, Adrienne Lecouvreur, Donna Diana, die bezähmte Widerspenstige auch nur mittelmäßig darzustellen, wäre eine längere und gründlichere Schulung der Mitglieder nöthig gewesen, als sich bei den Verhältnissen des Belle-Alliance-Theaters durchführen ließ. Das Publicum verdankt indessen dem Gastspiel der begabten und vielseitigen Künstlerin, der nur die Stetigkeit und die Beschränkung in einem engeren Rollenkreis, da ihr der Accent für das Hochtragische versagt ist, zur vollen Entfaltung fehlen, die Kenntniß einer Dichtung von Friedrich Spielhagen und einer Plauderei von Turgenjew.

Spielhagen's Drama „Gerettet", das zu seinem Schaden den Titel „Schauspiel" statt „Trauerspiel" in 4 Acten führt, ging am Sonnabend, den 27. September zum ersten Male in Scene. Bei sehr ungenügender Darstellung, indem nur Frau Ellmenreich ihrer Rolle gerecht wurde. Von allen Stücken, die uns

die Saison bisher gebracht, kommt diese Dichtung in der Technik, in dem Aufbau der Fabel, in der Gestaltung der Figuren dem Muster eines modernen Drama's am nächsten. Das Stück verläuft innerhalb weniger Tage, während keines Zwischenactes vollzieht sich irgend eine Wandlung in der Lage oder in dem Charakter des Helden und der Heldin, jede Scene fließt aus der andern, nirgends eine empfindliche Störung, ein Witz an der unrechten Stelle. Auch der Vorwurf ist verständlich und ergreifend: eine Frau, die sich einer alten Schuld wegen tödtet, um ein Mädchen, das sie wie ihre Tochter liebt, vor einer Ehe mit einem ungeliebten Manne zu bewahren, um sich selbst vor einem Rückfall in die Schuld zu retten. Vortrefflich, wenn der Dichter diese Gedanken in einfachen Verhältnissen, Alfresco, in groben, aber packenden Strichen und Farben zum Austrag gebracht hätte. Wenn Leonore von Goseck die wirkliche Mutter Evelinen's und nicht bloß ihre mütterliche Freundin wäre, wenn der Gatte, dem sie die Treue gebrochen, nicht der vor sechs Jahren verstorbene alte Baron Goseck, sondern der lebendige Bankier Breitenstein wäre, wenn die Liebesbriefe, die sie dem abenteuernden Egon von Oletzkow geschrieben, eine gegenwärtige Anklage gegen sie und nicht eine verjährte Schuld gegen den Todten wären! Ein Theaterpublicum hat gröbere Nerven, als es der Dichter vorausgesetzt. Um Leonore und Egon, die es vor sich sieht, denen es trotz alledem eben ihrer Leidenschaft wegen seine Theilnahme schenkt, glücklich zu wissen, würde es mehr als einen alten Baron Goseck opfern, den es nicht sieht. Die feinen geistigen Fäden, die Spielhagen zwischen Leonoren und Evelinen hinüber und herüber spielen läßt, würde es gern für ein materielles Band der Blutsverwandtschaft hingeben. Daß Egon Alles thut, sich der früher Geliebten wieder zu nähern, sich an der, die ihn stolz und schnöde zurückweist, grausam zu rächen, begreift und entschuldigt es; aber es folgt dem Dichter nicht, wenn er seine Heldin, um eines solchen Mannes willen, in den Tod schickt, es glaubt ihm nicht, daß der Bankier Breitenstein seine Tochter nun mit einem armen Gelehrten, statt mit einem reichen Kaufherrn verheirathen wird. Diesen inneren Widerspruch zwischen den Empfindungen des Dichters und des Publicums vermochte die Dichtung trotz ihres Schwunges und ihrer starken und erschütternden Scenen nicht zu überwinden: bis zum Schlusse des dritten Actes verharren die Zuschauer gespannt und gefesselt, der letzte täuscht sie in ihren Erwartungen, um so mehr, da die Bezeichnung Schauspiel sie nicht auf den tragischen Ausgang vorbereitet hat. Der dramatische Dichter darf sich nicht wie der Epiker, in fein zugespitzte, halbwegs problematische Verhältnisse verlieren: er rechnet nicht mit der Phantasie und der Empfindung des einsamen Lesers, sondern mit dem Durchschnittsverständniß, dem Durchschnittsgefühl eines nach Hunderten zählenden Publicums von sehr verschiedenen Bildungsgraden. Seine Figuren können nicht durchsichtig, seine Fabeln nicht übersichtlich genug sein, auf die Neigung des Erzählers, verwickelte Lebens- und Seelenzustände zu schildern und zu entwirren, muß er entschlossen verzichten. Aber, wie schwer mögen Spielhagen und Heyse diesem Eigensten ihrer Kunst entsagen, wie unmöglich mag es ihnen erscheinen, nur die „brutale Thatsache" walten zu lassen, mit der die Franzosen ihre Theaterschlachten gewinnen!

Die kleine Plauderei von Iwan Turgenjew „Die Provinzialin" hat Eugen Zabel für die deutsche Bühne geschickt übersetzt und bearbeitet. Sie ist, auf russischem Hintergrund, nach dem Muster der französischen Proverbes gedacht und ausgeführt. Ein witziges und geistreich hinüber und herüber spielendes Geplauder, in dem eine kluge und kokette, an einen freundlich beschränkten Provinzialbeamten verheirathete Frau von einem vornehmen Herrn aus Petersburg, der bei der Durchreise in der kleinen Stadt einen Tag verweilt, einen guten Posten in Petersburg für ihren Gatten erhält: sie weiß den Grafen, der vor Jahren ihr Anbeter gewesen, in den Glauben zu wiegen, daß sie noch immer eine lebhafte Neigung für ihn empfände. Das Ganze ist zierlich und nicht ohne eine gewisse dramatische Bewegung; das Russische, das allmälig bei uns Mode wird, thut dann das Uebrige.

Im Wallner-Theater hat vom Beginn des Octobermonats an ein lustiger Schwank von Franz von Schönthan, „Der Raub der Sabinerinnen" mehr als sechzig Abende lang die Besucher immer von Neuem angezogen, um dann am Sonnabend, den 6. December, von einem andern Schwank „Der Salontyroler" von Gustav von Moser abgelöst zu werden. Hoffentlich mit demselben Erfolge. Den beiden Stücken entströmt jene harmlose Heiterkeit, die gleich fern von der Frivolität der Operette wie von dem künstlichen, geschraubten Witz und den satirischen Glossen mancher Lustspiele ist. Die Kritik fordern weder Schönthan noch Moser heraus, sie haben am liebsten gar nichts mit ihr und nur mit dem fröhlichen Gelächter der im Theatersaal Versammelten zu thun. Der erste entnimmt seinen Stoff dem unversiegbaren Born der Theater-Abenteuer und Anekdoten: ein Professor der Philologie läßt von einer wandernden Schauspielertruppe seine dramatische Jugendsünde „Der Raub der Sabinerinnen", römische Tragödie natürlich, aufführen; der zweite knüpft an Defregger's bekanntes Bild „Der Bergfex" und die unverwüstliche Figur des seligen Strizzow an. Bei Schönthan bildet die philisterhafte Gesellschaft der kleinstädtischen Honoratioren, bei Moser die Bankiergesellschaft der Großstadt im Gegensatz zu den Bauern, Wirthen, Jodlern und Jodlerinnen vom Achensee den Hintergrund. Eine russische Studentin und Nihilistin führt in den Moser'schen Schwank noch ein allermodernstes, pikantes Element ein. Beiden Dichtern ist in der Erfindung und Durchführung ihrer Pläne eine frohgemuthe Naivetät eigen, für die es keine Klippe und keine Kluft gibt, die jede etwa auftauchende Schwierigkeit spielend durch die Leichtigkeit der Arbeit und die flotte Zeichnung überwindet. Ihre Stücke sind im besten Sinne des Worts Theaterkinder; man muß sie im Theaterlicht, innerhalb der neugemalten Decorationen, aus der gehörigen Entfernung sehen: in der Luft der Wirklichkeit oder gar unter die Lupe genommen, würden sie beinahe als Mißgeburten erscheinen. Nicht schwerer als sie wiegen auf der literarischen Wage die beiden französischen Neuigkeiten „Die Sirene" und „Der Club", mit denen das Residenz-Theater sein Publicum unterhalten. Die feinere Arbeit ist „Der Club", von Gondinet: eine Pariser Sittenkomödie, die neben den alten Geschichten und Scherzen, wie ein Ehemann seine Frau betrügt oder von ihr betrogen wird, eine anschauliche, munter bewegte Schilderung eines vornehmen Clubs mit dem reichsten Detail auf die Bühne bringt.

Einem Gastspiel der Meininger, das sich von dem Ausgang des Augusts bis in den Anfang des Octobers, auf dem Victoria-Theater, erstreckte, fehlte diesmal die rechte Anziehungskraft. Sie waren zu früh gekommen und besaßen kein Zugstück. Fitger's „Hexe" ist trotz seiner hervorragenden Schönheiten im Einzelnen durch seinen Stoff ein zu problematisches Drama, um die weiteren Kreise des Publicums anzuziehen; und „Maria Stuart" entbehrt gerade der Elemente, in deren Ausprägung und Darstellung die Kunst der Meininger beruht. Von der Hofgesellschaft im Beginn des zweiten Actes abgesehen, gibt es in dem Trauerspiel keine Massenbewegung: auch der Gang Maria's zum Schaffot vollzieht sich bei Schiller ohne Aufzug. Nach den Lords Leicester und Burleigh erscheint der Sherif, „einen weißen Stab in der Hand, hinter demselben sieht man durch die offenbleibende Thüre gewaffnete Männer": das ist die kurze Anweisung des Dichters, und ich glaube nicht, daß die Zuschauer mehr verlangen. Der Schwerpunkt des Trauerspiels liegt so ausschließlich in der Darstellung der Hauptfiguren, daß für die Ausstattung, die Umgebung lange nicht so viel Raum und Gelegenheit bleibt, wie etwa im „Don Carlos" oder in der „Braut von Messina". Je historisch treuer, je stilvoller der Rahmen ist, um so besser; aber der Rahmen wird nicht gefordert.

Mit der Ertheilung der Schillerpreise am 10. November — zwei waren fällig, da die Commission für das Jahr 1881 keinen zuerkannt hatte — an Ernst von Wildenbruch und Paul Heyse hat sich die öffentliche Meinung und Stimmung, ohne jeden Widerspruch, einverstanden erklärt. Offenbar ist diese Form, das dramatische Talent zu ehren, indem nicht auf ein einzelnes Stück, sondern auf eine

Reihe von Schöpfungen reflectirt wird, viel glücklicher, als die frühere, einer Dichtung als der gelungensten innerhalb eines Zeitraums von drei Jahren den Preis zu ertheilen: einen Preis, der ihr dann wiederholt von der Kritik wie von dem Publicum verweigert wurde. Was man im Einzelnen gegen Nissen, Wilbrandt und Anzengruber, die im Jahre 1878 preisgekrönten, und jetzt gegen Heyse und Wildenbruch betonen mag: Niemand bestreitet ihnen ihr Verdienst um unsere Bühne und einen Ehrenplatz in der Gefolgschaft Schiller's. Auch die Gerechtigkeit der Commission wird dadurch gegen oft nur zu begründete Angriffe bewahrt: es war unmöglich, daß die Mitglieder derselben alle innerhalb der drei Jahre veröffentlichten Dramen auch nur dem Titel nach kannten, von einer eingehenderen Prüfung selbst nur der 3—400 Buchdramen ganz zu schweigen. Der jetzige Modus der Preisertheilung befriedigt alle berechtigten Ansprüche und läßt auch das Urtheil des Publicums zu der ihm unter allen Umständen gebührenden Geltung kommen: denn nicht irgend eine dramatische Schöpfung wollte der erhabene Stifter des Preises geehrt wissen, sondern eine, die sich auf der Bühne bewährt hätte.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Die öffentliche Aufmerksamkeit Deutschlands ist während der letzten Wochen zwischen den Verhandlungen der seit dem 15. November vereinigten westafrikanischen Conferenz und der fünf Tage später eröffneten neuen Reichstagssession getheilt gewesen. Während es sich rücksichtlich der letzteren um Einleitungsdebatten handelte, die trotz der lebhaften Art ihrer Inscenirung Schlüsse auf den weiteren Fortgang nur soweit zulassen, als eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen der Regierung und der Centrumspartei unabwendbar geworden zu sein scheint, — ist von der in Sälen des Reichskanzler-Palais tagenden Versammlung immer nur die Rede gewesen, wenn Ergebnisse derselben vorlagen. An solchen Ergebnissen aber hat es trotz der Kürze der inzwischen verflossenen Frist nicht gefehlt. Von den vier das Programm der Conferenz umfassenden Punkten sind die beiden ersten erledigt worden, ohne daß von dabei vorgekommenen Schwierigkeiten etwas verlautbart hätte. Danach kann angenommen werden, daß die fernere Entwicklung sich unter denselben günstigen Zeichen vollziehen werde. Nachdem es gelungen, eine Verständigung über die großen Principien der Handelsfreiheit und der gleichmäßigen Behandlung der Zugehörigen aller an der Colonisirung Afrika's betheiligten Staaten rücksichtlich der neuerschlossenen Gebiete herbeizuführen, wird die Festsetzung der Bedingungen für die Rechtsgültigkeit künftiger Besitzergreifungen schwerlich auf Hemmungen stoßen: der schwierigste Punkt, die Anwendung der für die Schiffahrt auf dem Kongo und der Kongomündung angenommenen Grundsätze des Wiener Congresses auf den Niger ist zum allgemeinen Erstaunen völlig anstrengungslos erledigt worden. Da England an dem unteren Laufe dieses Stromes die Position einnimmt, welche Portugal vergeblich in Bezug auf den Kongo in Anspruch zu nehmen versucht hatte, war man allgemein der Ansicht, die britischen Ansprüche würden, wenn überhaupt erst nach längerem Kampf, herabgestimmt werden. Daß es zu einem Kampfe gar nicht gekommen ist, bedeutet einen Erfolg des französisch-deutschen Zusammengehens und der von dem deutschen Reichskanzler befolgten Politik, der alle Erwartungen übertrifft. Offenbar hat die Rücksicht auf ein mögliches Entgegenkommen der beiden ad hoc verbündeten Mächte in Sachen Aegyptens bei Lord Granville schwerer gewogen, als die Summe der entgegenstehenden Bedenken. Was die bei Eröffnung des Reichstages gehaltene Thronrede hoffen ließ, scheint sich schon gegenwärtig seinem vollen Umfange nach erfüllt zu haben, und die Aera der auf ein dauerndes Einverständniß der leitenden Mächte gegründeten Friedenssicherheit thatsächlich eingeleitet zu sein.

Daß die aufstrebende deutsche Colonialpolitik unter solchen Zeichen ihre ersten Schritte gethan hat, wird als günstiges Omen ihrer Fortentwicklung in den weitesten Volkskreisen dankbar begrüßt werden. Hand in Hand mit der Anerkennung Deutschlands als Colonialstaat aber ist eine andere Anerkennung ausgesprochen worden, die zugleich der ferneren Erschließung des „dunkeln Erdtheils" und der Eintracht der an derselben interessirten Culturvölker wichtige Dienste zu leisten verspricht: die Anerkennung des Besitzstandes und der Flagge der sog. afrikanischen Gesellschaft. Dem Beispiel Amerika's folgend, haben Deutschland und England mit diesem erst vor wenigen Jahren begründeten internationalen Staatswesen Verträge abgeschlossen, welche demselben eine öffentlich anerkannte völkerrechtliche Existenz sichern, und schon aus diesem Grunde eine hohe culturelle Bedeutung in Anspruch nehmen. Noch bevor die Welt sich daran gewöhnt hat, daß Deutschlands Eintritt in die Reihe der führenden Mächte den Frieden Europa's auf eine neue Grundlage gebracht hat, wiederholt dieselbe Erscheinung sich im südwestlichen Afrika, das bis vor wenigen Monaten außerhalb aller politischen

Berechnungen lag und jetzt in die Mitte derselben tritt. Und nicht das allein. Das erste „deutsche Blaubuch", das überhaupt an die Oeffentlichkeit getreten ist, berichtet uns zugleich von einer Reihe sorgfältig vorbereiteter Maßregeln zur Fußfassung unserer Nation in den südlichen Breiten, und von vollendeten Thatsachen, welche der gesammten Colonialpolitik des Welttheils eine veränderte Richtung angewiesen haben. Handelte es sich nicht um Dinge, nach welchen die deutsche Entwicklung längst gedrängt hat und die von der Willkür Einzelner unabhängig sind, so könnte man meinen, es sei für den Eintritt Deutschlands in die Schranken des colonialen Wettbewerbes der „psychologische Moment" gewählt worden. Deutschland im Einverständniß mit den beiden Ostmächten, deren Interessengegensatz sonst für unversöhnlich galt, — Frankreich von der alten Verbindung mit dem Nachbarn jenseit des Canals losgelöst, in einen bedenklichen Conflict an der äußersten Grenze der alten Welt verwickelt und Aegyptens wegen auf continentale Unterstützung angewiesen, — England in Folge seiner ägyptischen Politik vollständig isolirt, mit der Sorge um Irland belastet und bis zur Wiederherstellung seines maritimen Uebergewichts in seiner Actionsfähigkeit genirt, — ist ein günstigerer Augenblick zur Erweiterung des deutschen wirthschaftlichen Machtgebiets überhaupt denkbar? So einleuchtend ist die Gunst dieser Lage, daß erfolgreiche Versuche zur Hemmung unserer colonialpolitischen Weiterentwicklung auch da nicht mehr für möglich gehalten werden, wo es an der Neigung zu einer Opposition auf diesem Gebiete nicht fehlt. Ueber die kleinen Hindernisse, die dem Reichskanzler bei Gelegenheit der Etatsberathungen in den Weg gelegt worden sind, wird derselbe aber unzweifelhaft hinwegzukommen wissen. Wunderlich genug nimmt es sich allerdings aus, daß in Tagen wie den unsrigen, Voten von der Art derjenigen noch möglich gewesen sind, welche die consularischen Vertreter des Deutschen Reichs unter Existenzbedingungen stellen wollten, für welche der Maßstab aus deutschen Mittelstädten und aus in seliger Verschollenheit dahinlebender Kleinstaaten hergeholt wird. Die Zeiten der „engen deutschen Schuhe" sind ein Mal unwiderbringlich vorüber, und nachdem man über die Zwecke einig geworden, wird man sich zur Bewilligung der denselben entsprechenden Mittel wohl oder übel entschließen müssen, — einerlei ob diese Mittel direct colonialen Zwecken, oder Unternehmungen zum Behuf der Erweiterung des deutschen Absatzgebietes bestimmt sind.

Aus der außerdeutschen Welt haben Dinge von weltbewegender Bedeutung während der letzten Monate ebenso wenig vorgelegen, wie während der vorangegangenen Zeitabschnitte. An Vorgängen von symptomatischem Interesse hat es dagegen nicht gefehlt. Von der großen Veränderung, die sich jenseit des Oceans vollzogen, die vierundzwanzig Jahre lang herrschend gewesene Partei gespalten und den Candidaten der Demokratie zum Träger des amerikanischen Reformgedankens gemacht haben, ist in diesen Blättern bereits wiederholt die Rede gewesen. Bis zum 4. März 1885 werden die bisherigen Inhaber der amerikanischen Staatsgewalt ihre Rechnungen abzuschließen haben, — nach dem Amtsantritt Cleveland's aber wird voraussichtlich noch ein längerer Zeitraum vergehen, ehe von den Worten zu den versprochenen Thaten übergegangen werden kann. — Inzwischen wird die Mehrzahl der Fragen, welche die westeuropäische Welt augenblicklich beschäftigen, voraussichtlich schon entschieden sein. Als merkwürdigste derselben stellt sich die eben jetzt im Abschluß begriffene Angelegenheit der englischen Wahlreform dar. Die geräusch- und anstrengungslose Erledigung des zwischen Mr. Gladstone und den Tories geführten Streites über die „redistribution bill" hat fast allenthalben auf dem Continent überrascht. Diese Ueberraschung wird dadurch noch vergrößert, daß die Tragweite der beschlossenen Umgestaltung von den Betheiligten selbst sehr viel höher angeschlagen wird, als von uns Zuschauern, die wir den Schwerpunkt der endlich vereinbarten Doppelbill in ihrem ersten Theile, den Bestimmungen über die weitere Ausdehnung und Demokratisirung des Wahlrechts, zu sehen geneigt waren. Ganz anders lautet das Urtheil der von den Ueberlieferungen des altenglischen Parlamentarismus ausgehenden britischen Politiker, denen die „redistribution bill" für ungleich wichtiger, folgenschwerer und ver-

hängnißvoller gilt. Die Meinung dieser Kreise läßt sich deutlicher nicht wiedergeben als in den nachstehenden Sätzen eines Londoner Briefes vom 6. December d. J. geschehen ist.

„Die Wichtigkeit der Bill (so heißt es a. a. O.) besteht vornehmlich darin, daß dieselbe die uralte Unterscheidung zwischen Grafschaften und Wahlflecken beseitigt, welche davon ausging, daß die Grafschaften und die von diesen erwählten Mitglieder eine höhere Classe repräsentirten als die von den kleinen Städten erwählten Mitglieder (borough members). Nun das Wahlrecht gleichmäßig gemacht wird, verliert diese Unterscheidung Grund und Boden und werden etwa 165 Wahlflecken-Sitze in Landwählerschaften aufgehen und die letzteren werden thatsächlich Wahldistricte werden. Jeder Wahldistrict mit einer Bevölkerung von weniger als 50,000 Seelen hat nur ein Mitglied zu wählen. Das alte englische Princip pflegte dagegen zu sein, daß jeder Wahlbezirk, einerlei, ob ländlich oder städtisch, zwei Mitglieder entsandte. Jetzt sollen die großen Städte und die großen Grafschaften in Districte getheilt werden, deren jeder ein Mitglied zu wählen hat. Die Wirkung davon wird eine weitgreifende sein und u. A. darin bestehen, daß verschiedene Theile bestimmter Städte oder Grafschaften Mitglieder ihrer verschiedenen politischen Meinung entsprechend wählen werden. Schon daraus erklärt sich, daß die Bill ohne Begeisterung aufgenommen wurde, denn sie kann leicht für den alten Stamm der parlamentarischen Vertreter verhängnißvoll werden. Es werden diese ihre Localinteressen und ihre locale Bedeutung aufzuopfern, sich an viel größere Wahlkörperschaften zu wenden und einander bekämpfende Einflüsse auszusöhnen haben. Niemand kann sagen, welcher Art das Ergebniß der nächsten allgemeinen Wahl sein wird, denn sie wird unter völlig neuen und noch unerprobten Verhältnissen stattfinden und die Meinung ausschließen, als könne irgend eine Partei von vornherein über einen so complicirten Wahlmechanismus gebieten. Klar ist nur, daß das individuelle Parlamentsmitglied der Zukunft eine weit weniger wichtige Persönlichkeit sein wird, als es zur Zeit war, da es eine große Grafschaft, eine große Stadt, selbst einen großen Wahlflecken repräsentirte. Die Stimme von Yorkshire, von Somerset, von Liverpool oder von London bedang ein gewisses Gewicht und eine gewisse Würde. Der künftige Vertreter einer Wählerschaft oder eines Districtes von 50,000 Seelen wird keine derartige gebietende Stellung einnehmen: London allein wird 87 Vertreter zu erwählen haben, die Gesammtzahl der Mitglieder Schottlands aber um weitere zwölf vermehrt werden."

Die aus den vorstehenden Mittheilungen redende resignirte Stimmung ist für die Zeit und für die Verhältnisse der neuesten englischen Wahlreform überaus charakteristisch. Freunde und Gegner derselben wissen gleich genau, daß Zusammensetzung und Ansehen des Parlaments von der neuen Maßregel keine Förderung zu erwarten haben werden. Man unterwirft sich derselben wie einer Naturnothwendigkeit, an welcher Menschen nichts zu ändern vermögen. Die Tories selbst sind es gewesen, von welchen der Anstoß zu einer Umgestaltung ausging, die der nationalen Ueberlieferung den Rest geben wird und von der Jedermann weiß, daß sie zu einer qualitativen Verbesserung der ohnehin gegen früher erheblich verschlechterten Parlamentsarbeit nicht beitragen könne. Béranger's Vorhersagung: „L'égalité fera sa gerbe" scheint sich nicht nur auf dem Festlande, sondern auch jenseits des Canals just in dem Augenblicke bewahrheiten zu sollen, wo in aller Herren Ländern die ernsthaften Denker an der Ersprießlichkeit der Grundgedanken der französischen Revolution irre zu werden beginnen. Ueberall die gleiche Klage über den Niedergang des parlamentarischen Lebens, seines Ansehens und Einflusses und nichts desto weniger überall das gleiche Bestreben, die alten geschichtlichen Bedingungen desselben im Sinne einer rein mechanischen Staatsauffassung zu verschlechtern! Ohne Rücksicht auf die mit dem allgemeinen Stimmrecht gemachten übeln Erfahrungen in England ein weiterer Schritt zu demselben, — in Frankreich das Bestreben auch die Senatswahlen auf das suffrage universel zu gründen und dadurch die Möglichkeit selbständiger, von den Tagesstimmungen unabhängiger parlamentarischen Voten vollends auszuschließen! Dieser Proceß aber vollzieht sich bei vollendeter Gleichgültigkeit der Massen gegen die in ihrem Namen vorgenommenen

Umgestaltungen und ohne daß ein gewaltsames äußeres Drängen nach denselben behauptet werden könnte. In beiden Culturländern des Westens ist die Volksaufmerksamkeit ganz anderen Fragen, als denjenigen der verfassungsmäßigen Organisation zugewendet. Was für das heutige England Aegypten bedeutet, bedeutet für Frankreich die Verwicklung mit China und wenn man die Pariser Zeitungen nach der meistbesprochenen Angelegenheit der letzten Wochen fragt, so erhält man zur Antwort, daß die Tonking-Debatte und der dem Ministerium Ferry bewilligte neue Credit von 143 Millionen alle übrigen neueren Vorgänge in die zweite Reihe zurückgestellt haben. So groß ist der Eindruck des in der chinesischen Angelegenheit errungenen Regierungserfolges gewesen, daß die den Herren Ferry und Waldeck-Rousseau durch Annahme des unliebsamen Flocquet'schen Antrages bereitete Verlegenheit den Glauben an den Fortbestand des Cabinets vom 21. Februar 1883 keinen Augenblick erschüttert hat. Nach den bleibenden Momenten des Staatslebens zu fragen, hat man sich aber so vollständig entwöhnt, daß über der Tagesangelegenheit die fernere Gestaltung des Verfassungslebens vergessen und so gethan wird, als ob die künftige Einrichtung des Senates mit der chinesischen Verwicklung auf demselben Brette liege und nicht länger als diese dauern werde.

Denselben Eindruck der Unruhe und der Befangenheit in kleinlichen Augenblicks- und Popularitätsrücksichten machen die über das Budget pro 1885 geführten Kammerverhandlungen. Inmitten einer finanziellen und wirthschaftlichen Krisis, deren Bedrohlichkeit nach der Meinung von Männern wie L. Say und P. Leroy-Beaulieu nicht ernst genug genommen werden kann und trotz der ziffernmäßig vorliegenden Nachweise über die ungeheure Zahl unbeschäftigter Arbeiter von Paris, Lyon u. s. w. haben republikanische Stimmführer wie Louvet und Wilson von einer vortrefflichen Lage der Staatsfinanzen, von Verdiensten der Kammer um Einschränkung der Staatsausgaben und von der Unmöglichkeit geredet, irgend Jemand für die übrig gebliebenen Schwierigkeiten verantwortlich zu machen. Darüber, daß das Ausgabenbudget sich seit dem Jahre 1876 um nahezu 900 Millionen vermehrt hat und daß allein für das Volksschulwesen 100 Millionen jährlich mehr als früher verausgabt werden, tröstet Herr Louvet sich durch die Erwägung, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen sei und daß die Mehrheit der rechtmäßig erwählten Vertreter des souveränen Volks diese Mehraufwendungen in legaler Weise beschlossen habe, während Herr Wilson eine Formel gefunden hat, welche das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben auch principiell rechtfertigt. In „einer demokratischen Republik", so lehrt der Schwiegersohn des Präsidenten Grévy, können Wohlfahrtsausgaben überhaupt nicht so beschränkt werden, wie in Monarchien und sind Ersparungen, sobald dieselben sich auf populäre Zwecke beziehen, so übel wie möglich angebracht. Bei Festsetzung der Gehalte für republikanische Beamte sind nicht die Leistungen, sondern die Bedürfnisse derselben zum Maßstab zu nehmen u. s. w.

Trotz der handgreiflichen Widersinnigkeit dieser Ausführungen haben dieselben immer noch größeren Eindruck gemacht, als die Reden der Opposition, weil diese wiederum von Uebertreibungen im gegentheiligen Sinne strotzten, ausschließlich Grau in Grau malten und so wichtige Thatsachen, wie diejenige der Amortisirung der halben Milliardenschuld von 1871 geflissentlich außer Betracht ließen. Man hat den Eindruck, als sei auf eine sachliche Prüfung der Finanzlage und der Mittel zur Erleichterung derselben von vornherein verzichtet und die gesammte Budgetberathung nur dazu bestimmt worden, die Thatsachen zu Zwecken der Partei-Propaganda zu fälschen. Das gilt aber nicht nur von den Plenar-Verhandlungen, sondern ebenso von den Commissionsberathungen. Trotz der Vergeblichkeit des bereits in früheren Jahren demonstrativ genommenen Anlaufs zur Beseitigung der Aufwendungen für religiöse und kirchliche Zwecke liegt auch dies Mal ein in verwandter Absicht gefaßter, praktisch völlig aussichtsloser Commissionsantrag auf Herabsetzung der sämmtlichen Bischofsgehälter, Beseitigung der Staatsstipendien in den Seminarien u. s. w. vor. Außerdem aber die 235 000 Francs, welche für die sieben theologischen Facultäten des Landes (5 katholische und 2 evangelische) aufgewendet werden, künftig in Wegfall

kommen. Rücksichtlich der beiden evangelischen Facultäten (von denen eine, die nach Paris verlegte Straßburger Schule, der Initiative Gambetta's entsprungen) hat die Commission auf Andrängen des Cultusministers schließlich nachgegeben; das Spectakelstück einer auf die noch unentbehrlicheren katholischer Facultäten bezüglichen Debatte hat man dem Plenum dagegen nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt.

Die Beziehungen zwischen dem päpstlichen Stuhle und der Pariser Regierung sind trotz dieser ausgesprochenen Kirchenfeindlichkeit des heutigen Frankreichs immer noch sehr viel freundlicher geblieben, als diejenigen der Curie zu anderen Staaten. Mit der Hälfte des guten Willens, den Leo XIII. der ältesten Tochter der Kirche beweist, hätten die immer wieder ins Stocken gerathenden Unterhandlungen mit Herrn von Schlözer längst zu einem befriedigenden Abschluß gebracht und die Reibungen, die zu den jüngsten Klagen des „Journal de St. Petersbourg" über das Verhalten der Curie Veranlassung gegeben hatten, vollständig vermieden werden können. — Von dieser Episode abgesehen, haben russische Nachrichten von irgend welcher Bedeutung auch während des letzten Monats nicht vorgelegen. In den westlichen Provinzen des Reiches nimmt die Russificationsarbeit ihren unaufhaltsamen Fortgang, im fernen Osten bereitet man einen letzten Vorstoß auf die Ueberreste des dahinsiechenden Khanats von Chiwa vor, — in den südlichen und centralen Theilen Rußlands aber bildet die schwierige Lage der Landwirthschaft nach wie vor den Gegenstand bitterer Klagen. Die Gunst des letzten Ernteergebnisses hat die chronische Stockung des Absatzes auf den denkbar höchsten Punkt getrieben und entlang den nach Westen und Süden führenden Schienenwegen Weizenmassen aufgehäuft, von denen man annimmt, daß sie im günstigsten Falle über ein halbes Jahr zu Schleuderpreisen Absatz finden werden. Der von dem Finanzminister von Bunge veröffentlichte Bericht über die verbesserte Lage der zu einer Steigerung der Einnahmen gediehenen Staatsfinanzen hat aus diesem Grunde ebenso wenig Eindruck gemacht wie die zeitweise Besserung des (in den letzten Tagen wieder gefallnen) Courses der Valuta, die von 202 auf 215 gestiegen war. Ein Ende der Krisis läßt sich in Rußland, dem par excellence ackerbauenden Staate, eben noch weniger absehen, wie in den westlichen Ländern, die sich vergeblich gegen die Getreideüberfluthung aus dem amerikanischen Westen zu schützen suchen. Was Herr Poyer-Quertier neulich über den Zusammenhang zwischen dem landwirthschaftlichen und dem industriellen Rückgange in *seinem* Vaterlande bemerkte, gilt für Rußland im eminenten Sinne: daß es für die verminderte Kaufkraft im Innern schlechterdings kein Aequivalent gibt. — Auf die russischen Industriezustände ist, beiläufig bemerkt, durch die jüngst veröffentlichten Berichte der Fabrikinspectoren von Moskau und Wladimir ein interessantes Streiflicht geworfen worden. Alles, was jemals über die Auswüchse des westeuropäischen Industrialismus und über die Nachtseiten des Fabrikwesens in Liverpool, Manchester, Roubaix u. s. w. ans Licht gezogen worden, wird durch die Schilderungen weit übertroffen, die der Fabrikinspector Janshul von der Weiber- und Kinderarbeit in Moskau, Twer, Iwanowo u. s. w. entwirft. In 185 von diesem Beamten besuchten industriellen Anlagen waren zwischen 8000 und 9000 Kinder beschäftigt, die zum Theil das zehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hatten, von ihren Pflegern (Gemeinden und sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten) auf viele Jahre an die Unternehmer „vermiethet" und von diesen auf das Rücksichtsloseste ausgebeutet wurden. In manchen Gegenden des industriellen Rußland hatte man von dem Inhalt des am 1. Juni 1882 erlassenen Fabrikgesetzes noch nicht die leiseste Kunde erhalten, zehn- bis zwölfstündige Beschäftigung von Kindern und Minderjährigen für normal gehalten, an Sicherheits- und Sanitätsmaßregeln, Fabrikschulen und die übrigen von dem Gesetze vorgeschriebenen Wohlfahrtsveranstaltungen noch nie einen Augenblick gedacht und bei kaltem Blute ein Elend heraufbeschworen, welches die herkömmlichen Redensarten von der Bewahrung Rußlands vor den Greueln des Industrialismus und des Proletariats als vollendete Absurditäten erscheinen läßt. Es verdient alle Anerkennung, daß diese Zustände auf den ausdrücklichen Befehl des Ministers Bunge rücksichtslos ans Licht gezogen und zum Gegenstande der öffentlichen Discussion gemacht worden sind. Nur so läßt sich hoffen, daß die mehr als 1800 Fabriken, die der unerschrockene Moskauer Fabriken-

inspector noch nicht visitirt hat, an ihre Pflicht und an die Verantwortlichkeit ihrer Leiter erinnert werden. Die Zeiten sind vorüber, in denen die russische Industrie eine reine locale Bedeutung hatte! Die Gesammtzahl „nicht accisepflichtiger", d. h. nicht mit Tabaksverarbeitung, Brauerei und Brennerei beschäftigten gewerblichen Anstalten in Rußland wurde zu Anfang dieses Jahrzehnts auf 27,927, diejenige der in denselben beschäftigten Arbeiter auf 689,452 angegeben, das Gouvernement Moskau allein zählte 1527 Fabriken mit mehr als 162,000 Arbeitern, Woronesh 1280, Perm 1750 Fabriken u. s. w.

Unter den europäischen Parlamenten ist das cisleithanisch-österreichische dieses Mal das einzige gewesen, das die Wiederaufnahme seiner Arbeiten bis zum Anfang des laufenden Monats verschoben hatte. Die Arbeiten desselben haben sich vorläufig auf die Entgegennahme des Dunajewski'schen Finanzexposés und auf die Bewilligung der Weitererhebung der bestehenden Steuern beschränkt, — die eigentliche Campagne soll erst im neuen Jahre ihren Anfang nehmen. Vorbereitet wird dieselbe durch Herrn Rieger's in Ungarn angestellte Versuche, für eine Sammlung der sämmtlichen Kräfte des cisleithanischen Slawenthums die magyarische Zustimmung einzuholen und die Welt über den Unterschied zwischen literarischem und politischem Panslawismus aufzuklären. Wer von der slawistischen Bewegung überhaupt Etwas kennt, der weiß, daß ein solcher Unterschied seit mindestens dreißig Jahren nicht mehr besteht und nie wieder möglich werden wird. Als classisches Zeugniß dafür darf das große Pypin-Spassowitsch'sche Werk über die Geschichte der slawischen Literaturen (deutsch von Fr. Pech, Leipzig 1881—1882) angeführt werden, das nicht nur für den engen Zusammenhang der politisch-nationalen mit den literarischen Tendenzen der „slawischen Renaissance" auf jeder Seite Beweise beibringt, sondern auf das Deutlichste darthut, daß die eigentlich treibende *Kraft* der Sache auf der politischen Seite liegt. Wo, wie in den ehemals polnischen Ländern, die Gedanken des politischen Panslawismus abgelehnt werden, hat das, was Herr Rieger „literarischen Slawismus" nennt, niemals Anklang oder auch nur Verständniß gefunden. Wo sind im letzten Viertheil des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt literarische Bestrebungen aufgetaucht, die sich nicht alsbald mit nationalen verquickten und wo in aller Welt gibt es noch einen politisch indifferenten Nationalismus? In Ungarn muß man das genauer wissen, als sonst irgend wo, denn dieses Land ist seit nunmehr fünfzehn Jahren der classische Boden nationalistischer Actionen und Reactionen gewesen, die um die Wette bemüht waren, *alle* Lebensregungen in den Dienst des politischen Parteiwesens zu nehmen und diesem die wichtigsten Rücksichten geistiger und materieller Cultur, ja der Humanität selber zu opfern. Die magyarischen Führer haben nur nöthig, sich ihres Vorgehens gegen die evangelisch-slowakischen Gemeinden und Kirchendiener zu erinnern, um im Voraus zu wissen, daß ein bloß „literarischer" Panslawismus in Ungarn und Oesterreich noch unmöglicher geworden ist, wie in irgend einem andern Theile der modernen Welt. Die neuesten Vorgänge in dem katholischen Kroatien ermöglichen eine deutliche Vorstellung davon, welch' größere Verhältnisse die slawistische Bewegung ein Mal unter den unirten Ruthenen und den orthodoxen Serben des Serbenlandes anzunehmen vermöchte. Gegenwärtig sind die Aussichten derselben freilich nur höchst mäßige. Der von St. Petersburg aus gemachte Versuch, eine gesammtslawische Feier der tausendsten Wiederkehr des Sterbetages des heiligen Methodius in Scene zu setzen, hat schmähliches Fiasco gemacht und einen Streit zwischen katholischen West- und orthodoxen Ostslawen entzündet, der aller Wahrscheinlichkeit noch mit einem Siege der ersteren enden und den Schwerpunkt der beabsichtigten Feier nach Mähren verlegen wird. Noch sind im östlichen Europa die confessionellen Interessen stärker, als alle übrigen, und bedarf es nur eines energischen Appells an die katholischen Empfindungen der czechischen und slawischen Massen, damit die bestorganisirten slawistischen Unternehmungen zu Boden fallen.

Literarische Rundschau.

Der dritte Band von Zeller's „Vorträgen und Abhandlungen".

Vorträge und Abhandlungen. Von Eduard Zeller. Dritte Sammlung. Leipzig, Fues's Verlag 1884.

Die Vorzüge aller Werke Eduard Zeller's: in mannigfacher Weise zu belehren und zu eigenem Nachdenken anzuregen, bei aller Gründlichkeit auch die abstractesten Probleme lichtvoll zu behandeln und, ohne den Anforderungen strenger Wissenschaft etwas zu vergeben, auch für einen größeren Leserkreis anziehend geschrieben zu sein, finden sich in hohem Maße in der neuen wie in den früheren Sammlungen seiner „Vorträge und Abhandlungen".

Die im vorliegenden Bande gesammelten neun Abhandlungen, von welchen die philosophischen mit denen der früheren beiden Bände in einem einheitlich-systematischen Zusammenhange stehen, sind theils Rectorats-Reden, theils in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelesen, theils früher in Zeitschriften erschienen, theils hier zuerst veröffentlicht. In der ersten Abhandlung wird die „Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit der Welt" erörtert. „Je unbefangener und gründlicher wir die Werke der alten Philosophen durchforschen," bemerkt der berühmte Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie, „um so häufiger stoßen wir auf Probleme, von denen wir gestehen müssen, daß sie noch nicht erledigt, auf Gedanken und Entdeckungen, die noch immer nicht in dem Maße verwerthet sind, wie sie es verdienten." Ein solcher Gedanke nun sei Aristoteles' Lehre von der Anfangslosigkeit wie endlosen Fortdauer der Welt. Aristoteles war der erste, der die Anfangslosigkeit der bestehenden Weltordnung annahm; denn wenn auch alle griechischen Philosophen von Anfang an vorausgesetzt hatten, daß der Stoff der Welt nicht entstanden sei, so hatten sie doch alle das Weltgebäude als solches erst in einem bestimmten Zeitpunkt aus diesem Stoffe hervorgehen lassen. Als entscheidendes Argument für seine Ansicht scheint Aristoteles schon in seinen jüngeren Jahren die Erwägung angesehen zu haben, daß die Vollkommenheit Gottes den Gedanken ausschließe, als ob er jemals ohne eine Welt sein oder gewesen sein könnte; und er beschuldigte diejenigen, welche einen Weltanfang behaupteten, einer schweren Gottlosigkeit. Später gab er diesem Gedanken den mehr abstracten Ausdruck, daß mit der Ursache die in der Natur derselben liegenden Wirkungen nothwendig gegeben seien, und daß wir daher die letzteren nicht auf irgend einen Zeitraum beschränken können, wenn wir die ersteren ewig und unveränderlich zu denken genöthigt sind. An die Darstellung der Aristotelischen Lehre schließt Zeller die seiner eigenen. Mit überlegener dialektischer Schärfe weist er nach, daß sich in keiner Weise die Annahme eines zeitlichen Anfangs oder Endes des Weltprocesses rechtfertigen läßt.

Der zweite Vortrag handelt „über die griechischen Vorgänger Darwin's", wobei im Besondern die Irrigkeit der oft gemachten Annahme dargethan wird, daß schon

Empedokles die Zweckmäßigkeit der Organismen als eine bloße Folge des Ueberlebens der lebensfähigen und Untergehens der lebensunfähigen Wesen angesehen habe; denn nach Empedokles haben sich nicht die vollkommenen Organismen allmälig aus den unvollkommeneren entwickelt, sondern sie sind erst nach dem Untergange dieser durch eine neue schöpferische Thätigkeit der Natur gebildet worden. Vielmehr scheint erst Aristoteles die Frage ventilirt zu haben, ob die Zweckmäßigkeit der Natureinrichtung sich nicht ohne eine nach Zweckbegriffen wirkende Naturkraft erklären lasse — eine Frage, die er verneinte; und Aristoteles' Andeutungen ohne Zweifel verdankte Epikur, und durch ihn Lucrez, die von diesen versuchte mechanische Erklärung des Zweckmäßigen. Aber auch letztere haben diesen Gedanken für die Untersuchung der Entstehung der lebenden Wesen nicht benutzt.

Im folgenden Essay spricht Zeller über das einzige uns bekannte Beispiel einer auf heidnischem Boden entstandenen apokalyptischen Weissagung, die „vollkommene Rede" des angeblichen Hermes Trismegistus, und sodann, in der nächsten Abhandlung, „über den wissenschaftlichen Unterricht bei den Griechen". Die griechischen Philosophenschulen waren nicht bloß ein Verein von Lehrern und Schülern, sondern zugleich eine Verbindung neben einander stehender wissenschaftlicher Arbeiter und verbanden mit dem Charakter einer Lehranstalt bis zu einem gewissen Grade den einer Akademie. Aber sie waren reine Privatgesellschaften: die Staaten betrachteten es nicht als ihre Aufgabe, sich der wissenschaftlichen Studien anzunehmen. Erst das römische Kaiserthum war es, welches dem Gedanken einer staatlichen Fürsorge für den wissenschaftlichen Unterricht näher trat; die von demselben errichteten Unterrichtsanstalten aber repräsentirten nicht, wie unsere Universitäten, eine organische Vereinigung aller Fächer, sondern sie gaben nur eine Gelegenheit zur Erwerbung derjenigen Fertigkeiten und Kenntnisse, auf welche theils bei allen Gebildeten, theils im Besondern bei den öffentlichen Beamten der Hauptwerth gelegt wurde.

„Ueber akademisches Lehren und Lernen" handelt der nächste Vortrag, welcher, gehalten am 3. August 1879, in weiten Kreisen nachhaltige Beachtung gefunden zu haben scheint. Von besonderer Bedeutung dürfte in demselben der Nachweis der Nothwendigkeit ungeschmälerter Freiheit für Lehrende wie Lernende sein, die Befürwortung einer Prüfung der Studirenden inmitten ihrer Studienzeit, wie sie bisher nur für ein Berufsfach besteht, und die Empfehlung einer ausgedehnteren Pflege der von den Docenten geleiteten wissenschaftlichen Uebungen.

An diesen Vortrag schließt sich der feinsinnige Essay „über die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben" an, welche den Lesern der „Rundschau" wohl bekannt ist[1]). Ihm folgen zwei werthvolle ethische Abhandlungen: „über das Kantische Moralprincip und den Gegensatz formaler und materialer Moralprincipien" und „über Begriff und Begründung der sittlichen Gesetze". Unser Philosoph sieht als das oberste ethische Princip die Forderung an, „daß unser Wollen und Handeln dem entspreche und aus dem Gefühle dessen hervorgehe, was dem eigenthümlichen Wesen des Menschen gemäß ist, daß mit anderen Worten die Idee der Menschenwürde und der Humanität die Richtschnur und der Beweggrund unseres Thuns sei. Denn das Wesen des Menschen als solchen, das, was ihn zum Menschen macht, bestehe in dem geistigen Theil seines Wesens, in seiner Vernunft; in demselben Maß aber, wie ihm dies zum lebendigen Bewußtsein kommt, werde er es auch als eine Forderung seiner Menschennatur anerkennen, alle seine Lebensthätigkeiten, so weit dies von ihm abhängt, mit dem Geist zu durchdringen, mit der Vernunft zu beherrschen." Die sittlichen Vorschriften schöpfen ihren Inhalt zwar aus der Erfahrung, ihre verpflichtende Kraft aber beruhe auf allgemeinen, von jeder bestimmten Erfahrung unabhängigen Gesetzen des menschlichen Geistes: jede sittliche Vorschrift enthalte also sowohl empirische als apriorische Elemente. Sittlich nothwendig oder Pflicht nennen wir diejenige Handlungsweise, „welche mit logischer Nothwendigkeit aus der

[1]) Man vergl. das Märzheft 1884 (Bd. XXXVIII, S. 359 ff.).

Voraussetzung hervorgeht, daß der Mensch ein Vernunftwesen sei, daß der geistige Theil seiner Natur im Vergleich mit dem sinnlichen nicht bloß einen höheren, sondern allein einen unbedingten Werth habe.

Den Schluß der Sammlung bildet eine eindringende Untersuchung „über die Gründe unseres Glaubens an die Realität der Außenwelt".

G. v. Gizycki.

Eine Turgenjew-Studie.

Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie von Eugen Zabel. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Ueber Iwan Turgenjew ist so viel geschrieben, von ihm selbst so reichliches Material zur Geschichte seines Lebens und seiner Entwicklung dargeboten worden, daß es für einen gescheidten Mann nicht schwer halten konnte, dieses Material in ein Gesammtbild zusammen zu arbeiten. Eine Schwierigkeit blieb dabei freilich übrig: die Aufgabe, den nationalen Hintergrund für das zu entwerfende Bild zu finden und die Gestalt des bedeutendsten russischen Dichters der Neuzeit in die Geschichte seines Volks richtig einzuordnen. An Büchern über die neuere russische Staatsgeschichte fehlt es nicht, — von der russischen Gesellschafts- und Literaturgeschichte eine zusammenhängende Vorstellung zu gewinnen, hält für den Deutschen dagegen außerordentlich schwer. Die Literatur läßt ihn dabei nicht nur im Stiche, sondern sie legt ihm den Irrthum nah, als sei das russische Nationalleben vollständig in die Staatsentwicklung aufgegangen und als bedeute der etwa übrig gebliebene Rest nichts weiter als ein unüberwundenes Stück Halbbarbarei. Dazu kommt, daß die älteren russischen Schriftsteller dem Deutschen wenig bekannt und trotz zahlreich vorhandener Uebersetzungen schwer verständlich sind, daß einige der einflußreichsten Erscheinungen dieser Literatur in Zeitschriften verzettelt blieb, und daß die traditionellen Grundlagen des russischen Volks- und Kirchenthums eine Welt bilden, in welche Westeuropäer überhaupt nur in Ausnahmefällen Eintritt gewonnen haben. Bei der fundamentalen Verschiedenheit deutscher und russischer Bildungsvoraussetzungen wirkt die zufällige und unvermittelte Bekanntschaft mit Einzelnem darum in vielen Fällen so verwirrend, daß der schließliche Ertrag die Unkosten der darauf verwendeten Anstrengungen kaum verlohnt.

Diesen Schwierigkeiten gegenüber verdient es entschiedene Anerkennung, daß Herr Zabel sich über die Dinge, deren es zum Verständniß Turgenjew's bedarf, mit außerordentlichem Geschick orientirt hat. Das Aperçu seiner Darstellung ist wesentlich richtig, — richtiger und zutreffender, als irgend erwartet werden konnte. Der Verf. kennt den Boden, auf welchem er sich bewegt, natürlich nur unvollständig, aber über die Hauptstraßen und über die Nebenwege, die zu denselben führen, weiß er genugsam Bescheid, um den Leser zur Verfolgung derselben anzuleiten und von Irrgängen zurückzuhalten. Trotz der Kürze des seit dem Tode Turgenjew's verflossenen Zeitraums hat die Erfahrung das bewiesen. Die seit dem Erscheinen der Zabel'schen Schrift veröffentlichten biographischen Aufzeichnungen von und über Turgenjew bestätigen die Richtigkeit des dem Leser vorgeführten Bildes in allen entscheidenden Punkten. Der Verf. hat das nicht nur seinem gesunden Instinct, sondern vornehmlich dem Fleiße zu danken, mit welchem er sich in die Schriften Turgenjew's versenkt und dieselben zum Gegenstande seines Studiums gemacht hat; die Chronologie ist eine zuverlässige, das Urtheil auch da, wo man demselben nicht zustimmen kann, ein wohlerwogenes, die Darstellung geschmackvoll und stets auf die Hauptsachen gerichtet.

Dem Publicum kann die vorliegende Schrift als lehrreicher Beitrag zum Verständniß des bedeutendsten Novellisten der Neuzeit empfohlen, dem Verf. aber nachgerühmt werden, daß er den wenig beachteten und doch höchst beachtenswerthen Rath befolgt hat, den Bulwer dem Schriftsteller ertheilt: „Niemals dasjenige, was man durch Fleiß erlangen kann, dem Talent zu überlassen, und nie etwas lehren zu wollen, auf dessen Verständniß man nicht ein Studium verwendet hat." Herr Zabel hat Turgenjew wirklich studirt. J. E.

Deutsche Dichter und Denker.

Deutsche Dichter und Denker der Gegenwart. Berlin, Ernst Wasmuth 1884.

In einem kostbaren, echt künstlerisch ausgestatteten Quartbande liegt hier ein Autographenalbum vor, wie man es auch innerlich gehaltvoller sich kaum vorstellen kann. Herausgegeben von dem Vorstande der Pensionscasse der deutschen Schriftsteller, für welche der Ertrag bestimmt ist, dient es zugleich einem guten Zweck, so daß es in doppelter Hinsicht empfohlen zu werden verdient. Das Album wird in weiten Kreisen Freunde finden und Freude verbreiten; nicht nur wie die Heroen des Geistes schreiben, sondern auch was sie hier geschrieben haben, erregt Interesse. Wir erinnern uns einer ähnlichen, allerdings viel bescheidneren Sammlung aus den fünfziger Jahren, in welcher Karl Simrock sich also vernehmen ließ:

Statt uns die Krallen zu begucken,
Les't lieber, was wir ließen drucken.

Das war derb; etwas höflicher spricht sich hier Jos. Victor v. Scheffel über denselben Gegenstand aus:

Ward Dir der Musen Gunst verliehen,
So brich Dir nie den rechten Arm:
Du wirst als rücksichtslos verschrieen
Vom Autographenjägerschwarm!

Die beiden ersten Blätter unsres Albums schmücken fürstliche Namen: der von Carmen Sylva und der des Herzogs Ernst von Coburg („Non quam diu, sed quam bene"). Unter denen, welche das Erscheinen des Werkes nicht mehr erleben sollten, finden wir Emanuel Geibel, Heinrich Laube, Karl Hillebrand. Geibel's Verse stehen groß und klar und schön auf dem Papier, wie zu seiner besten Zeit; wehmüthig dagegen berührt die zitternde Hand Laube's, die doch auch einst fest genug war, und schmerzlich das Distichon des Ovid, in welchem Hillebrand seiner eignen Resignation Ausdruck gegeben zu haben scheint:

Crede mihi, miseris coelestia numina parcunt,
Nec semper laesos et sine fine premunt.

Unter den Lebenden nennen wir billig an erster Stelle den Feldmarschall Grafen Moltke; durch edle Natürlichkeit wie seine Schrift, ist auch das ausgezeichnet, was er sagt: „Der Gedanke legt den Grund für die That". — Auf derselben Seite lesen wir von Ernst Curtius:

Wem Zeit ist wie die Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Du Bois-Reymond schildert das Wachsen und Leben des Gummibaums mit der Präcision des Naturforschers und der Sinnigkeit des Dichters —

Weiß er von sich, so ist's wohl nur ein Traum
Vom nächsten Blatt, das seine Hülle spaltet —

H. von Helmholtz schreibt schöne und bedeutende Worte über den Energievorrath des Weltalls, „vollkommen unzerstörbar und unvermehrbar wie eine Substanz, wirkend im Raume und doch nicht ohne Rest theilbar mit dem Raume, das Bewegende in aller Bewegung, das Treibende in jeder Veränderung, sich entfaltend in dem wunderbarsten Reichthum von Erscheinungen und in allen doch immer nach demselben Maße meßbar; noch nicht Geist und doch in der Weise des Seins dem, was wir uns unter Geistern vorstellen, verwandt." — Ernst Haeckel gibt ein Blatt aus seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". — Heinrich von Sybel faßt in einem Satze die Aufgabe der modernen Geschichtschreibung zusammen: „Wenn die historische Kritik ihr Werk an einem Stoffe gethan hat, so ist die Arbeit des Historikers nicht vollendet, sondern erst begonnen." — W. v. Giesebrecht schreibt: „Arbeiten ist leben, nur ein Leben voll Arbeit kann man ein reiches Leben nennen." — Heinrich Brugsch citirt aus einer ägyptischen Grabcapelle des 18. Jahrhunderts v. Chr. Geb. folgende Inschrift: „Was ist das Leben als der Nachruf aus dem Munde der späteren Geschlechter?" — H. Schliemann feiert den Ruhm des Homer, der so wenig in den Schoß der Vergessenheit sinken, als der Glanz der ewigen Sterne verlöschen oder von Helios' Strahl das Antlitz der Nacht leuchten könne. — Prof. Lazarus beginnt eine beherzigenswerthe Mahnung über die Abnahme des Idealismus mit den Zeilen: „Gestehen wir es nur, wir haben ein wenig den Muth des Herzens verloren." — Von Wilhelm Scherer finden wir den vortrefflichen Ausspruch: „Loben ist schwerer als Tadeln. Wenn doch alle Kritiker ihren Ehrgeiz darein setzten, sich im Schwereren auszuzeichnen! Es wäre ein Segen für unsre Kunst." — Von Eduard Hanslick: „Das berühmte Axiom, es könne das „wahrhaft Schöne" (— wer ist Richter über diese Eigenschaft? —) niemals, auch nach längerem Zeitverlauf, seinen Zauber einbüßen, ist für die Musik wenig mehr, als eine schöne Redensart . . . Alle Tondichtung ist Menschenwerk, Product einer bestimmten Individualität, Zeit, Cultur, — und darum stets durchzogen von Elementen schnellerer oder langsamerer Sterblichkeit." — Von Gottfried Keller: „A. Wo laufen denn alle diese Leute hin? Was finden sie denn dort? — B. Sie finden wenigstens sich selbst wieder, wenn sie in einem Haufen bei einander stehen!" — Von Fr. Vischer:

Mit der Weichheit schwimmst du vergebens,
Diese Blase, sie trägt dich nicht;
Kraft ist die Parole des Lebens,
Welche das Eis im Strom zerbricht.

Friedrich Spielhagen spricht ein markiges Wort über das Lebenselement der epischen Dichtung, „welches Handlung und nur Handlung ist." Paul Heyse, Theodor Storm, Adolf Wilbrandt, Bodenstedt, Georg Ebers, Karl Frenzel, Louise v. François, Rudolf von Gottschall, Klaus Groth, Wilhelmine von Hillern, Helene von Hülsen, Hermann Kletke, Heinrich Kruse, Fanny Lewald, Paul Lindau, Hermann Lingg, Alfred Meißner, Otto Roquette, P. K. Rosegger, Graf von Schack, Julius Stettenheim, Rob. Waldmüller, Josef Weilen, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Julius Wolff — aber wer nennt sie alle, die Namen, deren Spenden in Vers und Prosa hier zu einem „Kranze der Erinnerung an das geistige Leben unserer Zeit" zusammengefügt sind? Nur ein paar Blüthen haben wir herauspflücken wollen, damit der Leser am Einzelnen ermessen könne, wie farbenreich und mannigfaltig das Ganze ist.

ϱ. **Des Deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom.** Journalistische Reiseskizzen von Friedrich Dernburg. Mit Zeichnungen von Hermann Lüders. Berlin, Ferdinand Salomon. 1884.

Man erinnert sich der höchst anschaulichen und lebendigen Berichte, in welchen Friedrich Dernburg, Chef-Redacteur der „National-Zeitung" und einer von den journalistischen Begleitern S. K. u. K. Hoheit des Deutschen Kronprinzen, die Reise des hohen Herrn nach Spanien und Rom geschildert hat. Dieselben, zuerst im Feuilleton der genannten Zeitung veröffentlicht, liegen hier gesammelt in einem reich illustrirten, mit solidem Luxus ausgestatteten Prachtbande vor, und man wird sie jetzt in ihrem Zusammenhange nicht weniger gern lesen, als damals, wo sie einzeln erschienen. Sie haben nichts von ihrer ursprünglichen Frische verloren. Auch heute noch, wiewohl auf schwerem Velinpapier gedruckt und mit vornehm breitem Rande, merkt man es diesen Skizzen an, daß sie „im Sturm und Drang der Reise, auf tobender See, im Eisenbahnwaggon, im Bahnhof" geschrieben worden sind, und gerade diese Unmittelbarkeit der Beobachtung und Wiedergabe bildet einen Reiz, der durch nichts Anders zu ersetzen wäre. Der Leser hat das Gefühl, immer mitten in den Begebenheiten selbst zu sein; den Pomp der Feste, der großen Empfänge, der Paraden und nationalen Schauspiele mitzumachen, in königlichen Specialtrains zu fahren oder im schwankenden Schiff auf heftig bewegtem Meere — Letzteres minus der mannigfachen Unbehaglichkeiten, die für den an seinen Schreibtisch gewohnten Berichterstatter damit verbunden waren. Ja, der Leser dieses Buches hat sogar den Vorzug, der gewiß noch niemals einem andern Sterblichen zu Theil geworden, mit unserm Kronprinzen das Empfangszimmer Sr. Heiligkeit des Papstes zu betreten, und wenn nicht ihren Worten zu lauschen, so doch — auf einem trefflich ausgeführten und zweifellos authentischen Bilde — die beiden hohen Persönlichkeiten einander im Gespräche gegenübersitzen zu sehen. Aufs Glücklichste schmiegt der Griffel des Zeichners sich der Feder des Feuilletonisten an: leicht, graziös und charakteristisch, wie die Skizzen des Einen sind auch die Skizzen des Anderen und wenn ihr gemeinsames Werk nichts weniger sein will als eine eigentliche und gerechte Reisebeschreibung, so bietet es doch eine Fülle keck aus dem Vollen herausgegriffener Züge, welche zusammen ein sehr anziehendes Bild von Land und Leuten ergeben.

σχ **Chinesische Novellen.** (Die seltsame Geliebte; das Juwelenkästchen.) Deutsch, mit einer bibliographischen Notiz von Eduard Grisebach. Leipzig, Fr. Thiel, 1884.

Die beiden Novellen sind nicht aus den chinesischen Originalen übersetzt, sondern der ersten liegt eine freie und etwas abkürzende französische Uebersetzung von Gustav Schlegel, der zweiten eine englische Interlinearversion von Samuel Birch zu Grunde. Nur bei der zweiten darf man daher auf verhältnißmäßige Treue rechnen. Dem deutschen Uebersetzer, der seinerseits seine Vorlagen offenbar mit großer Gewissenhaftigkeit und Enthaltsamkeit in schlichter, aber gut lesbarer Sprache wiedergab, sind wir für die Bekanntschaft mit diesen merkwürdigen Erzählungen zu lebhaftem Danke verbunden. Die erste wirkt wie eine leichte Skizze; die zweite ist von großartiger Schönheit. Die erste hat eine starke Beimischung des Märchenhaften; die zweite bewegt sich bis gegen Ende hin ganz in der wirklichen Welt, nur daß der Verfasser die Wahrscheinlichkeit nicht ängstlich beobachtet und die todte Heldin in einem Traumgesicht auf die Erde zurückführt. In der ersten neigt sich eine vor Jahrhunderten Abgeschiedene dem Studenten Ming-i in Liebe zu, und er weiß nicht, daß er einen Schatten umarmt. In der zweiten schenkt ein Mädchen einem unwürdigen Schwächling ihr Herz; sie baut ihre ganze Zukunft auf seine Treue; da sich seine Charakterlosigkeit enthüllt, gibt sie sich den Tod. Die Mischung des Romantischen und der gemeinen Realität verleiht beiden Erzählungen ihren eigenthümlichen Stil; und an der Auswahl dessen, was für poetisch interessant gilt, kann man den nationalen Geschmack studiren. Examina und literarische Gespräche spielen eine große Rolle. Gedichte werden mit genauer Angabe von Zeit und Verfasser citirt. Mit Vorliebe wird auf dem Augenblicke verweilt, in welchem eine Dame ihre Toilette macht. Wunderwürdig ist die Composition der zweiten Novelle: Alles ist auf die Katastrophe angelegt; eine romantische mit dem höchsten Zauber ausgestattete Mondnacht geht vorher und entfaltet noch einmal das herrlichste Glück, ein Fest von Poesie und Liebe; eben hierdurch aber wird der Umschwung bewirkt, und am andern Morgen naht das Verhängniß. Die Rede, welche die Heldin vor ihrem freiwilligen Tode hält, die Art, wie sie den kostbarsten Schmuck in die Fluten wirft und diesen Schätzen selbst nachfolgt, wie sich dabei ein Chor versammelt und als das öffentliche Gewissen für sie und gegen den Verräther Partei nimmt, könnte gleich in eine antike Tragödie verpflanzt werden. Sehr bemerkenswerth ist die Methode der Charakteristik: der schwächliche Liebhaber wird zuerst als ein lustiger und eleganter junger Mann eingeführt; nach und nach merkt der Leser, mit wem er es zu thun hat und ist über den Menschen bereits völlig im Reinen, als der Verfasser beiläufig bemerkt, Li-tih (so heißt der Edle) sei von Natur ein schwacher Charakter und voll Furcht vor seinem Vater gewesen; zum Schluß aber kann er sich nicht enthalten, ihn geradezu für einen wahnwitzigen und albernen Burschen zu erklären, der nicht werth sei, daß man von ihm spreche. Unter den epischen Mitteln, um ihn herabzusetzen, kommt auch das Motiv vor, daß er Geld, das ihm zu andern Zwecken gegeben worden ist, zunächst auf die Herstellung seiner abgerissenen Toilette verwenden muß. Er hat immer etwas Erbärmliches, Rathloses, Schwerfälliges, wo die Geliebte Rath weiß und den Eindruck einer strahlenden Elasticität macht. Damit sie aber doch einem ebenbürtigen Manne auf ihrem Lebenswege begegne, stellt der Dichter mit großer künstlerischer Weisheit dem schwachen Liebhaber einen Landsmann an die Seite, der in einem Augenblicke der höchsten Noth für ihn handelt und dies ausdrücklich nicht um seinetwillen, sondern aus Achtung für das Mädchen thut. Der Leser wird unvermerkt angeleitet, das liebende

Paar mit den Augen dieses Freundes anzusehen, und es gibt einen schönen Abschluß, daß es der hilfreiche und ebenbürtige Mann ist, dem der Schatten der Schönen im Traume erscheint, die alte Schuld der Dankbarkeit abträgt und ihm ihr trauriges Schicksal andeutet; doch klagt sie auch jetzt den Schuldigen nicht an; sie spricht nur von sich: sie habe Gefühle ohne Maß gehegt, und ihr Kummer sei noch immer nicht vergessen.

ξ. **Meier Ezofowicz.** Erzählung aus dem Leben der Juden von E. P. Orzeszko. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Leonhard Brixen. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Wer diesen Roman liest, wird kaum zur Vermuthung kommen, daß er das Werk einer Frau in der Hand habe. Der Berichterstatter kennt eine der älteren Arbeiten der polnischen Dichterin, „das Tagebuch Waclawa's", welches trotz des geistreichen Inhalts künstlerisch so formlos ist, daß er in dem E. P. Orzeszko dieses neueren Werkes einen anderen, männlichen Autor vermuthete, bis ihn der Aufsatz Hausner's (Deutsche Rundschau. 1882. Band XXXII S. 228: „Polnische Belletristik in den letzten zwanzig Jahren") eines Besseren belehrte. Zwar hat auch dieser Roman gewisse Schwächen der Form. Die Einleitung ist zu geschichtlich, der Schluß zu abgebrochen, denn das Geschick der Hauptgestalt bleibt unentschieden, wir müssen sie in dem Augenblick verlassen, wo sie nach Beendigung schmerzlicher, die Seele tief aufrührender Conflicte in die Welt hinauszieht, das Glück zu suchen und die Erkenntniß. Der Roman spielt in einem weltabgelegenen Städtchen Weißrußlands, welches fast nur von Juden bewohnt wird. Von den Kämpfen, welche sich innerhalb dieser Religionsgemeinschaften in jenen von dem Zeitgeist unberührten Orten im Osten abspielen, haben selbst die gebildeten Glaubensgenossen im Westen Europa's selten eine Ahnung. In diese Kämpfe hat die Verfasserin ihren Helden gestellt, Meier Ezofowicz. Dieser junge Jude, ein Mensch mit dem Herzen eines Kindes, wird in Mitte der ihn umgebenden Glaubensstarrheit, welche alle fremden Einflüsse als unrein von sich stößt, von tiefer Sehnsucht nach reinerer menschlicher Bildung ergriffen und endlich aus der Heimat fortgetrieben. Die Gestalt gehört zu den anziehendsten und ergreifendsten, welche ich je in einem Roman kennen gelernt habe. Aber auch die Menge der andern Menschen sind mit einer bewunderungswerthen Plastik geschildert, so daß die geistigen Strömungen innerhalb dieser Kreise in einer kaum zu übertreffenden Klarheit zu Tage treten. Wer Gelegenheit gehabt hat, das Leben der Juden des Ostens näher zu beobachten, wird außerdem noch zugeben müssen, daß die Vers. dasselbe bis in das Innerste hinein studirt hat. „Meier Ezofowicz" ist ein sittengeschichtliches Document ersten Ranges, und nicht nur ein tiefergreifender Roman. Die Bilder des Italieners Andriolli sind jedenfalls in Polen selbst entstanden, so lebensprühend sind die einzelnen Typen. Wir empfehlen das Buch den Lesern der „Rundschau" auf das Wärmste; es gehört zu denen, welche man mehrmals lesen kann, ja muß, um sich des ganzen Werthes dieser durchaus eigenartigen Schöpfung bewußt zu werden.

ρ. **Kürschner's Taschen-Konversations-Lexikon.** Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1884.

In einem einzigen Bande von 1667 Seiten kleinsten Formates, aber immer noch saubern und lesbaren Drucks, den ganzen Umfang unsers modernen Wissens zu geben, oder wenigstens den Extract daraus, der für das praktische Leben genügt: das ist eine fast unglaubliche Leistung und dennoch liegt sie hier vor. Wir wollen nicht sagen, daß bei dieser ungeheuren, fast unübersehbaren Masse des in einer Nußschale zusammengedrängten Stoffes nicht auch Incorrectheiten begegneten; aber es will uns scheinen, als ob diejenigen, welche vorkommen, eher Druckfehler als ursprüngliche Fehler der Information seien, und wenn wir wünschen, daß bei künftigen Auflagen der Corrector seine schwierige Aufgabe eben so befriedigend thue, als der Herausgeber die seine gethan hat, so verringert diese Bemerkung in nichts die Anerkennung, welche wir diesem Liliput-Lexikon zollen. Staunenswerth ist seine Vollständigkeit, staunenswerth die Oekonomie, durch welche jene erreicht ward. Dieses Lexikon enthält nicht nur Alles, was ein Lexikon enthalten kann, es enthält sogar noch mehr: Abbildungen und Tabellen, versteht sich gleichfalls en miniature; es ist zugleich ein Fremdwörterbuch und ein Adreßbuch aller Hauptstädte mit ihren Gesandtschaften und Consulaten, ein geographisches Lexikon, in welchem man auch den kleinsten Ort mit Angabe von Post-, Eisenbahn- und Telegraphenstation findet; und nicht genug damit, gibt es auch noch einen Porto- und Telegramm-Tarif, eine Münz- und Zinsentabelle und einen immerwährenden Kalender. Die aphoristische Kürze, die mannigfachen Zeichen und Abbreviaturen, welche gebraucht werden mußten, um ein solches Resultat möglich zu machen, sind freilich nicht Jedermanns Sache; jedoch neben den großen Konversations-Lexiken, die wir auch hinfüro nicht entbehren möchten, wird „Kürschner's Taschen-Konversationslexikon", namentlich auf Reisen, immer ein sehr nützlicher Begleiter sein.

λ. **Fairy tales from Brentano.** Told in Englishby Kate Freiligrath-Kroeker, and pictured by F. Carruthers Gould. London, J. Fisher Unwin. 1885.

Ein eigenartiges Kinderbuch, das uns Käthe Freiligrath-Kroeker, die Tochter Ferdinand Freiligrath's, beschert hat. Sie hat einige von den schönen phantasievollen Märchen Clemens Brentano's in das Englische übertragen und durch die vortreffliche Uebersetzung ist den Originalen nichts von ihrem poetischen Duft geraubt worden. Eine sehr hübsch geschriebene Einleitung orientirt das englische Publicum über das Leben und die Werke Clemens Brentano's, von dessen Märchen die Uebersetzerin hofft, daß auch englische Kinder sie neben denen der Brüder Grimm und Andersen's gern lesen werden. Die Ausstattung des Werkes ist innen wie außen eine durchweg originelle; das Gleiche darf man von den F. C. Gould'schen Illustrationen sagen, die dem Geiste der Märchen entsprechen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelmann. — Was ist Glück? Novelletten von Alfred Graf Adelmann. Leipzig, Gustav Wolf. 1885.

Alberti. — Gustav Freytag. Sein Leben und Schaffen. Von Conrad Alberti. Leipzig, Edwin Schloemp. 1885.

Amyntor. — Aus der Mappe eines Idealisten von Gerhard von Amyntor. Elberfeld, Sam. Lucas.

Amyntor. — Hypochondrische Plaudereien von Gerhard von Amyntor. Vierte Auflage. Elberfeld, Sam. Lucas.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures, and condition of the Institution for the year 1882. Washington, Government printing office. 1884.

Anzengruber. — Der Schandfleck. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. Neue umgearb. Ausgabe. 2 Theile. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Asemissen. — Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellen und gewerblichen Gebieten von Oscar Asemissen. Bielefeld, August Helmich. 1885.

Ausfliegende Worte, natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen von einem alten Jäger. Zweite verm. Aufl. Neubrandenburg, C. Brünslow'sche Buchhandlung. 1885.

Barthel. — Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung von Adolf Brieger und Kurt von Rohrscheidt herausgeg. von G. Emil Barthel. Halle a. S., Otto Hendel. 1885.

Baumgarten. — Die außereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und culturgeschichtliche Darstellungen. Nach den besten und neuesten Quellen von Dr. Johannes Baumgarten. Kassel, Theodor Kay 1885.

Bergün. — Die junge Frau. Roman von Heinrich Bergün. 2 Bde. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1884.

Bodenstedt. — Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder, verdeutscht durch Friedrich Bodenstedt. Dritte Auflage. Jena, Hermann Costenoble.

Böhm. — Märchenbilder von Hanna Böhm. Text von Lilly Baronin von Bietinghoff. Dorpat, Reval und Fellin, E. J. Karow's Universs.-Buchhdlg. 1884.

Briefe Benedicts XIV. an den Canonicus Francesco Peggi in Bologna. (1727—1758). Nebst Benedicts Diarium des Conclaves von 1740. Herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Freiburg i. Br. und Tübingen, J. C. B. Mohr. 1884.

Briefe an Hans von Bülow von Ferdinand Lassalle. (1862 - 1864). Dresden u. Leipzig, Heinr. Minden. 1885.

Bruneck. — Land-Novellen von E. Bruneck. 2 Bde. Oranienburg, Ed. Freyhoff's Verlag. 1884.

Bülow. — Novellen von Margarethe von Bülow. Mit einem Vorwort von Julian Schmidt. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Butler. — The ancient Coptic churches of Egypt. By Alfred J. Buttler. 2 vols. Oxford, At the Clarendon Press. 1884.

Byron. — Die Braut von Abydos. Aus der englischen des Lord Byron in freie, deutsche Dichtung übertragen von Friedrich Kley. Halle a. S., H. W. Schmidt. 1884.

Catt. — Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt. Herausgegeben von Reinhold Koser. Veranlaßt und unterstützt durch die K. Archiv-Verwaltung. Leipzig, S. Hirzel. 1884.

Della Neve. — Van eene Sultane en andere Gedichten. Door Fiore della Neve. Sneek, H. Pijttersen, Tz. 1884.

Demmin. — Das Tragikomische der Gegenwart. Eine Roman-Trilogie. I. Rache durch Heirath. Von August Demmin. Leipzig, Theodor Thomas. 1885.

Dernburg. — Des Deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom. Journalistische Reiseskizzen von Friedrich Dernburg. Mit Zeichnungen von Hermann Lüders. Berlin, Ferd. Salomon. 1884.

Deutsche Dichter und Denker der Gegenwart. Berlin, Ernst Wasmuth. 1884.

Dichtungen von Puschkin und Lermontow, in deutscher Uebertragung von Andreas Ascharin. Zweite Auflage. Reval, Franz Kluge. 1885.

Ebers. — Serapis. Historischer Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger). 1885.

Eigenbrodt. — Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. Von Wolrad Eigenbrodt. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Ellinger. — Das Verhältniss der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert von Georg Ellinger. Berlin, W. Weber. 1884.

Engel. — Psychologie der französischen Literatur. Von Eduard Engel. (Salon-Bibliothek.) Wien u. Teschen, Karl Prochaska. 1884.

Fernau. — Zoologia humoristica oder grundgelehrte und wahrhaftige Mittheilungen aus dem Thierreich von Dr. R. Fernau. Zweite, vielfach erweiterte und vermehrte Auflage. Gotha, Carl Glaeser.

Festschrift zur Einweihung der Neubauten der Kaiser Wilhelms-Universität Strassburg. 1884.

Feuerbach. — Ein Vermächtniss von Anselm Feuerbach. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1885.

Gaedertz. — Fritz Reuter-Reliquien. Von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Genschen. — Frauenlob. Von Otto Franz Genschen. Berlin, Eugen Grosser.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite Aufl. Lfg. 16/24. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

Graf. — Zur Frage der Organisation des Kleingewerbes und des genossenschaftlichen Creditwesens wider den Druck des Geldmonopols in neuer Auflage herausgegeben von Friedrich Graf. Leipzig, Gustav Kloetzsch.

Grazie. — Hermann. Deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen von M. E. delle Grazie. Zweite, vielfach verbess. Auflage. Wien, K. Konegen. 1885.

Grazie. — Saul. Tragödie in fünf Acten von M. E. delle Grazie. Wien, Karl Konegen. 1885.

Grazie. — Die Zigeunerin. Eine Erzählung aus dem ungarischen Haidelande von M. E. delle Grazie. Wien, Karl Konegen. 1885.

Haggenmacher. — Die Gefangenen. Geschichten und Bilder in Arabesken. Von Otto Haggenmacher. Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Hanslick. — Suite. Aufsätze über Musik und Musiker v. Eduard Hanslick. Wien u. Teschen, Karl Prochaska.

Hartmann. — Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Heusser. — Drei Aufsätze betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen Buenos Ayres, Sta. Fé und Entrerios von Dr. J. Chr. Heusser. Mit einer Karte. Zürich, Orell Füssli & Comp. 1885.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbel's nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. Erster Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Herder's Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. I. Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Herder's Cid. Herausgegeben von Carl Redlich. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Heyse. — Drei einaktige Trauerspiele und ein Lustspiel von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Hinüber. — Lieder und Romanzen von August Hinüber. Dritte Auflage. Leipzig, H. Ellissen. 1885.

Hirundo. — Die Giebinger. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Homer's Odyssee-Lied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von Ernst Johann Jakob Engel. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1885.

Hopfen. — Das Allheilmittel. Eine Berliner Geschichte von Hans Hopfen. Dresden, Heinrich Minden. 1885.

Klein. — Im Pußtenlande. Novellen von Hugo Klein. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (C. Hammer). 1885.

Koehler. — Gedichte von Henriette Koehler. Mit einem Vorwort von Karl Schrattenthal. Zweite Auflage. Bremen, M. Heinsius 1885.

Kralik. — Büchlein der Unweisheit. Gedichte von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1885.

Kraus. — Ultra Montes. Der Hostienbäcker von Kur-Mainz. Zwei historische Novellen von Conrad Kraus. Mainz, Franz Kirchheim. 1884.

Linke. — Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen von Oscar Linke. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Löher. — Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde von Franz von Löher. I. Band. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (Rütten & Loening). 1885.

Mentzel. — Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von E. Mentzel. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1885.

Michelet. — Wahrheit aus meinem Leben von Carl Ludwig Michelet. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, R. Stricker. 1884.

Mont. — Idyllen en andere Gedichten. Van Pol de Mont. Sneek, H. Pijttersen. Tz. 1884.

Müller. — Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung erzählt von Dr. David Müller. Elfte verbesserte Auflage, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Ausgabe für den Schul-Gebrauch. Berlin, Franz Vahlen. 1885.

Müller. — Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Vorlesungen gehalten an der Universität Cambridge von F. Max Müller. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von C. Cappeller. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1884.

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Bd. 6 u. 7. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1884.

Nöthig. — Lichter und Schatten. Gedichte von Theobald Nöthig. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, Max Woywod. 1884.

Parlamentswissenschaft 1. Die parlamentarische Taktik von Sigmund Figdor. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1885.

Paulsen. — Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. Von Dr. Friedrich Paulsen, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. Leipzig, Veit & Comp. 1885.

Pecht. — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Vierte Reihe. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1885.

Péladan. — Le vice suprême. Par Joséphin Péladan. Préface de Jules Barbey D'Aurevilly. Deuxième édition. Paris, Librairie des auteurs modernes. 1884.

Perles de la Poésie française contemporaine. 3me édition revue et augmentée considérablement. Sneek, H. Pijttersen, éditeur. 1884.

Pohl. — Hektor Berlioz. Studien und Erinnerungen von Richard Pohl. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Puttkamer. — Dichtungen von Alberta von Puttkamer. Leipzig, Edwin Schloemp. 1885.

Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Herausgegeben von Prof. Dr. Albert Eulenburg in Berlin. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lfg. 1/2. Wien, Urban & Schwarzenberg. 1885.

Report of the commissioner of education for the year 1882—83. Washington, Government Printing Office. 1884

Rhamm. — Die betrüglichen Goldmacher am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig. Nach den Proceßacten dargestellt von A. Rhamm. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1884.

Roeder. — Gedichte von Hans Roeder. Berlin, Freund & Jeckel. 1884.

Salinger. — Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von Eugen Salinger. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1885.

Salis. — Grifone. Die Bluthochzeit der Baglionen. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arnold von Salis. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Sanders. — Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. Eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutschsprachlichen Wörterbücher (einschließlich des Grimm'schen). Mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Schubin. — Unter uns. Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Seitz. — Gaudeamus. Sammlung ausgewählter Lieder mit Klavierbegleitung für häusliche Kreise, Kranzchen etc. Herausgegeben von Karl Seitz. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.

Semmig. — Fern von Paris. Erzählungen und Novellen aus der Schweiz und dem Innern Frankreichs Mitgetheilt von Hermann Semmig. Leipzig, Rudolf Linde.

Sinnet. — Die Esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus von A. P. Sinnett. Uebersetzung aus dem Englischen. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1884.

Soyaux. — Renate. Eine Künstlergeschichte vom Rhein. Von Ludwig Soyaux. Neudnitz u. Leipzig, A. H. Payne. 1885.

Special-Verzeichniß von Eduard Bloch's Theater-Correspondenz und anderen wirksamen einactigen Lustspielen. Berlin, Eduard Bloch.

Spitta. — Psalter und Harfe. Von Carl Johann Philipp Spitta. Fünfzigste Auflage. Jubel-Ausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Porträt Spitta's, Illustr. ꝛc. nach Originalen von B. Plockhorst u. F. Wanderer. Mit Einleitung und Biographie Spitta's von Julius Sturm. 3./16. Lfg. Bremen, M. Heinfius.

Stackelberg. — Aus Carmen Sylva's Leben. Von Natalie Freiin von Stackelberg. Mit zwei Bildnissen und einem Facsimile. Heidelberg, Carl Winter. 1885.

Stern. — Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Stettenheim. — Unter vier Augen. Besuche des eigenen Interviewers. Von Julius Stettenheim. Mit dem Porträt des Interviewers von Gustav Heil. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Stettenheim. — Muckenich's Reden und Thaten. Von Julius Stettenheim. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Strack. — Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen von Max Strack. Erste Sammlung. Mit 2 Karten u. 2 Abbildungen. Karlsruhe u. Leipzig, H. Reuther. 1885.

Traut. — Englischer Reise- und Hôtel-Dolmetscher. Von Dr. H. Th. Traut. Leipzig, P. M. Blüher. 1884.

Trinius. — Märkische Streifzüge. Neue Folge. Von A. Trinius. Berlin, Schmidt u. Sternaux. 1885.

Turgenjew. — Vier Erzählungen von Iw. Serg. Turgenjew. Dritte und vierte Folge. Aus dem Russischen übertragen von E. St. Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Voß. — Die neuen Römer. Roman aus der römischen Wildniß von Richard Voß. 2 Bde. Dresden, Heinrich Minden. 1885.

Wald-Zedtwitz. — Die Tochter des Majors. Familien-Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1885.

Weddigen. — Neue Gedichte von Friedr. Heinr. Otto Weddigen. Kassel, Ernst Kleinenhagen. 1885.

Welti. — Geschichte des Sonettes in der Deutschen Dichtung. Mit einer Einleitung: Ueber Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform von Dr. Heinrich Welti. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Werner. — Die Massage. Ihre Technik, Anwendung und Wirkung. Populäre Darstellung mit Holzschnitten von von Dr. Carl Werner. Berlin, Steinitz & Fischer. 1884.

Williams. — Mineral resources of the United States. By Albert Williams jr. Washington, Government Printing Office 1883.

Wirth. — Ungarn und seine Bodenschätze. Statistisches Handbuch ungarischer Landeskunde nach amtlichen Quellen von Max Wirth. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1885.

Wussow. — Die Erhaltung der Denkmäler in den Kulturstaaten der Gegenwart. Im Auftrag des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- u. Medizinal-Angelegenheiten nach amtlichen Quellen dargestellt von A. von Wussow. Geh. Ober-Regierungsrath ꝛc. Nebst „Anlagenband". 2 Bde. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1885.

Zabel. — Literarische Streifzüge durch Rußland von Eugen Zabel. Berlin, A. Deubner. 1885.

Zschiesche. — Illustriertes Briefmarken-Album von Alwin Zschiesche. Mit 40 Portraits, 84 Wappen- und über 1000 Marken- und Wasserzeichen-Abbildungen. Neunte Auflage. Leipzig, Albin Zschiesche.

Ziegler. — Teutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder aus fünf Jahrhunderten. (1386—1871.) Gesammelt und herausgegeben von Hans Ziegler. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Fortuna.

Roman

von

Alexander Kielland[1]).

(Schluß.)

XII.

„Jetzt muß ich wirklich glauben, Herr Bankdirector, daß Sie es darauf anlegen, mir Schwierigkeiten zu bereiten."

„Durchaus nicht, Herr Professor, im Gegentheil kann Niemand lebhafter wünschen, Ihnen zu Hilfe zu kommen als ich."

„Zu Hilfe! Sehr verbunden; die brauche ich aber wirklich nicht."

„Nein, nein, mißverstehen Sie mich nicht! Ich meinte nur, daß Angesichts der knappen Zeiten —"

„Ach — diese Krisis ist Ihre fixe Idee, Christensen; Sie wissen, daß ich nicht daran glaube."

Das Gespräch hatte ziemlich lange gedauert, und beide Herren waren etwas erregt — jeder in seiner Weise. Namentlich dem Professor war das Blut ins Gesicht gestiegen, und er focht mit dem Lineal hin und her. Christensen war ruhiger; er schnob nur etwas stärker als gewöhnlich und sah sich im Comptoir um.

„Nun wohl, Herr Professor Lövdahl — Krisis oder nicht — aber so viel ist sicher, daß die „Fortuna" je eher je lieber liquidiren muß."

Das kam so plötzlich, daß dem Professor Hören und Sehen verging und er einen Moment mit weit aufgerissenen Augen sitzen blieb. „Soll das ein Scherz sein, Herr Bankdirector?"

„Durchaus nicht — leider nicht — ich glaubte wirklich, Sie wären mit mir darüber einverstanden, da Sie die ganze Lage noch besser kennen müssen als ich."

„Allerdings, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß von dem Schritt, den Sie andeuten, durchaus nicht die Rede sein kann. Aber nun sage

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Chr. von Sarauw.

ich Ihnen gerade ins Gesicht, Herr Bankdirector Christensen, daß Sie von dem Tage an, wo ich die Direction der „Fortuna" übernahm, Alles, was in Ihrer Macht stand, gethan haben, um mich zu stürzen; und da Ihnen das nicht gelang, so haben Sie versucht, der Fabrik selber zu schaden; deshalb bringen Sie all' Ihre Aengstlichkeiten in den Generalversammlungen vor, und aus demselben persönlichen Grunde haben Sie die Fortunawechsel aus Ihrer Bank vertrieben."

„Persönlichen, Herr Professor?"

„Ja, ich sage: persönlichen Grund; denn das ganze Unglück rührt daher, daß Sie sich in Ihrer Eitelkeit gekränkt fühlten, als ich bei Mordtmann's Abgang Director ward — jetzt wissen Sie es!"

Der Professor ging ganz außer sich in der Stube auf und nieder; Christensen faßte sich an der Nase und lächelte ein klein wenig hinter seiner Hand, indem er sagte: „Lassen Sie uns nicht von persönlicher Eitelkeit sprechen, Herr Professor Lövdahl. Besser wäre es, wir versuchten gemeinsam dem Unglück entgegenzutreten. Diese Fabrik ist ein verfehltes Unternehmen — laßt uns das doch endlich einmal einsehen."

„Durchaus nicht; ich bestreite das auf das Bestimmteste. Die Fabrik ist gut und wird gut geleitet; aber die Zeiten sind über die Maßen ungünstig gewesen."

„Nun, dann bin ich gezwungen, es Ihnen zu sagen: mein heutiger Besuch hatte den Zweck, Sie darauf vorzubereiten, daß ich in der nächsten Generalversammlung den Vorschlag stellen werde, die Fabrik solle liquidiren."

„Meinetwegen," sagte der Professor, drehte sich um und trat an das mittlere Fenster. Er war so aufgeregt, daß er im ersten Augenblick die Sache gar nicht recht zu fassen vermochte; wie er aber so in den Garten hinunter starrte, wo der Krokus am Rande der Blumenbeete emporsproß, trat ihm der Ernst der Lage in seiner ganzen gefahrvollen Tragweite vor die Seele.

Die Lage der Fabrik „Fortuna" war sehr schlecht — das wußte Niemand besser als er selbst, der sie mit großen persönlichen Opfern im Gange und scheinbaren Gedeihen erhalten hatte. Es war keineswegs unmöglich, daß die Actionäre, wenn sie einen genauen Einblick in den Stand der Sache erhielten, die Liquidation vorziehen würden, und dann stand er da wie Einer, der etwas übernommen, was seine Kräfte überstieg; wie Einer, der schweren Verlust über seine Mitbürger gebracht, und seine ganze Stellung, all' die Anbetung, die ihm lieb und unentbehrlich geworden, war hin auf immerdar. Aber etwas noch weit, weit Schlimmeres stieg in dunkeln Umrissen vor ihm auf; wenn die Fabrik fallirte, so war es um seinen guten Namen geschehen, sein Credit erlitt einen Stoß und die allergrößten Schwierigkeiten konnten entstehen.

Lövdahl fühlte die Kniee unter sich wanken; nein — es durfte nicht geschehen; Christensen durfte den Vorschlag nicht stellen, die Lage war zu gefahrvoll. Es konnte aber noch eine Wendung eintreten, wenn er nur Aufschub erhielt, und einen Augenblick sank sein Muth so tief, daß er daran war, sich zu demüthigen und Christensen zu bitten, er möge seinen Vorschlag zurückhalten. Als er sich aber wieder zum Bankdirector umdrehte, der langsam seine Hand-

schuhe anzog, kam ihm ein guter Einfall: „Wenn Sie wegen Ihrer Fortuna-actien so besorgt sind, werde ich sie wohl lieber übernehmen müssen; wie viele haben Sie jetzt?“

„Ich habe zehn; aber ich darf mir wohl kaum die Hoffnung machen, daß Sie so viele übernehmen werden.“

„Warum nicht, ich mache mir ein Vergnügen daraus,“ sagte der Professor mit überlegenem Lachen; „die fünf Actien, die ich das vorige Mal von Ihnen erhielt, verkaufte ich eine halbe Stunde darauf mit Gewinn.“

„Wirklich?“ erwiderte Christensen höflich; „würden Sie denn auch jetzt wieder die Actien zum vollen eingezahlten Betrage übernehmen?“

„Al pari, wie das letzte Mal, natürlich!“ erwiderte der Professor; „dann hoffe ich aber auch, daß Sie einsehen werden, Ihr Vorschlag wegen Liquidation sei, gelinde gesagt, unangebracht.“

„Jetzt kann von jenem Vorschlage nicht mehr die Rede sein; denn da ich nicht mehr Actionär bin, trete ich bei der nächsten Generalversammlung aus dem Verwaltungsrathe aus.“

Diese Wendung kam dem Professor unerwartet; wenn Christensen den Posten als Verwaltungsrath niederlegte, nachdem er sich aller seiner Actien entledigt, so war dies ein ebenso tödtlicher Schlag für die Fabrik wie jener Vorschlag. Der Professor machte daher eine abwehrende Bewegung und sagte: „Nein, nein, Herr Bankdirector, so war es nicht gemeint. Sie haben mich nicht recht verstanden! Wenn ich jetzt Ihre Actien übernehme, so ist dies nicht um eines augenblicklichen Vortheils willen, sondern im Interesse der Fabrik — das wissen Sie selber. Ich verlange daher als Gegendienst von Ihnen, daß Sie nicht allein von jenem Vorschlage abstehen, sondern daß Sie auch die Direction und speciell mich stützen. Sie sollen überhaupt in der Generalversammlung in einer Weise auftreten, daß das Vertrauen zur Fabrik, trotz des ungünstigen Betriebsjahres, bei den Actionären nicht geschwächt wird.“

„Wenn ich nun aber keine Actien mehr besitze, wie soll ich denn überhaupt da noch auftreten können?“ versetzte Christensen unschlüssig.

„Sie behalten ein paar Actien,“ sagte der Professor; als er aber wahrnahm, daß der Andere sich darauf nicht einlassen wollte, schluckte er seinen Aerger hinunter und fuhr fort: „oder lassen Sie mich lieber alle zehn Actien übernehmen, wie ich zuerst sagte, und dann könnten ein paar von den Antheilscheinen unübertragen bei Ihnen liegen bleiben, um der Form zu genügen — wenigstens bis nach der Generalversammlung. Es wäre dies lediglich eine Privatsache zwischen uns Beiden und würde in keiner Weise Ihr Interesse für diese Fabrik berühren, an deren Stiftung Sie sich selbst betheiligt haben und deren Gedeihen Ihnen ebenso sehr am Herzen liegen muß —“

„Wohl wahr; ich möchte aber nur wünschen, daß Sie von mir keinen größeren Beistand verlangten, als mein Gewissen mir erlaubt.“

„Mein lieber Herr Bankdirector Christensen,“ sagte der Professor halb scherzend, „Sie sind in der That etwas ängstlich —“

„Sagen wir lieber vorsichtig, Herr Professor.“

„Nein, ängstlich ist der rechte Ausdruck; wenn Sie jetzt sehen, daß ich —

der nach Ihrer eigenen Aussage die Lage am besten kennen muß — kein Bedenken trage, noch weitere zehn Actien zu übernehmen, so muß Ihnen dies doch wohl die Ueberzeugung beibringen, daß es nicht so schlecht mit unserer Fabrik steht, wie Sie zu glauben scheinen."

„Sie können Recht haben, Herr Professor. Ich verkenne nicht, daß Sie mit Ihren wissenschaftlichen Kenntnissen eine klarere Einsicht in der Sache haben müssen, als wir Anderen, und ich würde es sehr bedauern, wenn Sie für all' Ihre Mühe und Aufopferung nicht durch einen günstigen Ausfall einigermaßen entschädigt werden sollten. Ich werde thun, was in meinen Kräften steht!"

Die beiden Herren wurden auf einmal sehr herzlich gegen einander und trennten sich mit einem treuherzigen Handschlag. In der Thüre drehte sich der Bankdirector um und sagte sanft: „Ich darf also hoffen, daß unser Geschäft heute mit klingender Münze abgemacht wird; es ist dies doch Ihr Princip, Herr Professor!"

„Die Hälfte baar und den Rest in Wechseln auf drei Monate," erwiderte der Professor.

„In Wechseln?" wiederholte der Bankdirector gedehnt; aber ein Blick auf den Anderen belehrte ihn, daß jetzt die äußerste Grenze erreicht sei, und er veränderte rasch den Ton: „Die sind so gut wie baar Geld; ein Papier, auf dem Carsten Lövdahl steht, ist eben so viel werth, wie die Scheine der Norwegischen Bank. Guten Morgen, Herr Professor!"

Und sie verbeugten sich und lächelten einander zu.

„Marcussen! Wir sollen dem Bankdirector Christensen heute Nachmittag fünftausend Kronen baar bezahlen; sorgen Sie dafür, daß die Summe bereit liegt."

Der unerschrockene Marcussen, der niemals verzagte, ward diesmal doch etwas betroffen. Jeder Tag hatte schon an sich der Plage genug, und es war kein Spaß, fünftausend Kronen außer all' dem, was gedeckt und eingelöst werden sollte, herbeizuhexen. Der Professor aber war in der letzten Zeit so heftig und auffahrend geworden, daß Marcussen, der den Frieden liebte, der Sache den Anschein gab, als ob Alles nur so glatt und ohne Anstoß ginge. Er sagte deshalb bloß: „Hm! fünftausend Kronen! Sehr wohl, Herr Professor!"

Marcussen paßte vortrefflich zu Lövdahl's Geschäft, so wie es jetzt getrieben wurde. Er war ganz der Mann dazu, Tag für Tag, ohne einen bekümmerten Gedanken an die Folgen, Rath zu schaffen; und je knapper das Geld war, desto reicher entfaltete sich Marcussen's Erfindungskraft. Verfallene Papiere durch neue zu ersetzen, die gleichen Werth zu haben schienen; nach rechts und links zu trassiren und dabei die wachsende Schuld in stetem Umlauf, der sich wie Umsatz ausnahm, zu halten — das verstand Marcussen meisterhaft. Und wenn er mit Geld und Werthpapieren umherschleuderte, so war er dabei doch nicht fahrlässig und gleichgültig, weil sie einem Anderen gehörten, er würde ganz gewiß sein Geschäft, wenn er eins gehabt hätte, auf dieselbe Weise geführt haben. Gutmüthig und hilfreich, wie er war, fühlte er wirkliche Ergebenheit für den Professor und sein Haus und wünschte von Herzen, daß es ihnen recht gut und glänzend ergehen möge.

Der Professor war jetzt zu dem Punkt gekommen, daß er keine Besorgnisse

hegen wollte; er wollte nicht bemerken, daß das ganze Geschäftsleben gleichsam ermattete und einschrumpfte; er wollte nur von dem einen Tage zum anderen sehen. Aber aus allen Kräften strengte er sich an, den Strom, der im Abfluß begriffen war, zurückzudämmen. Er kaufte Alles, was man ihm anbot, Korn, Kaffee, Fische, Salz, in großen Massen und verkaufte wieder, fast ohne an Gewinn und Verlust zu denken, wenn es nur immer so fort ging und er das Geld durch seine Hände rollen fühlte. Und die fieberhafte Kraft, die dieser eine Mann entfaltete, breitete sich wie eine ansteckende Krankheit über weite Kreise aus, und eine Speculationslust, ein Bild des wildesten Börsenspiels im Kleinen, warf ihren kurzen falschen Glanz über den kleinen entlegenen Winkel, wo Carsten Lövdahl sein Wesen trieb. Je weiter er seine Unternehmungen ausdehnte, desto mehr Namen zog er in den Kreis seiner Indossamente hinein, und da der ganze Umsatz durch Wechsel bewerkstelligt ward, so gab es bald kein bedeutenderes Haus in der Stadt und den Nachbarstädten mehr, das nicht mit Lövdahl zusammen auf einem Papier gestanden hätte. Solange aber die Banken und das Ausland ohne Anstand discontirten, war diese Art, Geld zu beschaffen, so bequem, daß Keiner oder doch nur Wenige die Kraft hatten, einzuhalten — obgleich allmälig der Disconto stieg, so daß das Geld, mit dem man leichtsinnig speculirte, in der That so theuer beschafft war, daß nur sehr wenig Aussicht zu Verdienst übrig blieb. Es schienen auch die Nachrichten aus dem Auslande bei Niemandem ernstliche Besorgnisse zu erwecken; der eine Artikel nach dem anderen fiel fünfzig Procent in einer Börsenwoche, zuerst das Petroleum, darauf verschwanden Millionen in Eisenbahnactien, dann kam die Reihe an den Kaffee und den Zucker — aber Niemand schien verstehen zu wollen, daß darin eine Gefahr für Alles und für Alle läge. Nur Wenige waren so gerieben wie der Bankdirector Christensen, und das Vertrauen zu Carsten Lövdahl war so fest begründet, daß Niemand daran dachte, an der Solidität seines Namens zu zweifeln. Dazu hätte es auch größeren Muthes bedurft, als man ihn gewöhnlich im Kaufmannsstande findet; denn Lövdahl gehörte zum Cirkel, der die ganze Stadt beherrschte. Ein unvorsichtiges Wort gegen Einen von den Großen konnte genügen, um unmerklich ausgeschlossen, abgesondert, vergessen zu werden. Und derjenige, welcher dann nicht stark genug war, um sich ohne Stütze zu behaupten, mußte verdorren und verkrüppeln, weil alle Quellen ihm verschlossen waren. Deshalb hörte man überall nichts Anderes als Lobreden über diese großartige, für die Stadt so segensreiche Thätigkeit, die geschäftigen Hände, den guten Verdienst — und so weiter, und mit diesen Lobreden übertäubte man sich selbst und seine Zweifel.

Unter allen anderen Verhältnissen würde die Rechnungsablage über das letzte Betriebsjahr der Actiengesellschaft „Fortuna" eine Begebenheit gewesen sein, die zum Nachdenken aufgefordert hätte. Auf der Generalversammlung ging es äußerst merkwürdig zu. Nachdem der Professor Lövdahl einen kurzen, von Marcussen ausgearbeiteten Bericht vorgelegt hatte, machte er zu seinem großen Bedauern die Mittheilung, daß die „Fortuna" in diesem Jahre keinen Gewinn geben würde. Das war eine unangenehme Ueberraschung für Alle, und die Stimmung ward sehr gedrückt; allmälig begann das Mißvergnügen sich in vorwurfsvollen Auslassungen gegen die Direction Luft zu machen. Der Bankdirector

Christensen saß schweigend da, und es verbreitete sich in der Versammlung die Ansicht, daß die allgemeine Unzufriedenheit an ihm eine Stütze fände. Alle wußten, daß er von Haß gegen Lövdahl erfüllt sei, und man ward daher immer muthiger; es hatte den Anschein, als solle die Versammlung stürmisch werden. Christensen ließ es weit kommen, ehe er sich erhob; dann aber fiel er den verblüfften Mißvergnügten mit einem so überlegenen, so vertrauensvollen, so offenen Vortrag in den Rücken, daß die aufgeregte Generalversammlung plötzlich wie ein lachender See ward, in dem die wiedergewählte Direction sich ruhig spiegeln konnte.

Darauf trat Christensen seine gewöhnliche Reise nach Carlsbad an — er wußte genau, wie die Sachen sich entwickeln würden. Er fühlte sich aber nicht dazu berufen, Warnungen ergehen zu lassen und Maßregeln zur Abwehr der Katastrophe zu treffen. Nachdem er seine eigenen Angelegenheiten geordnet und seine theure Bank nach Kräften gegen das Unheil, dessen Herannahen er witterte, gesichert hatte, überließ er mit vollkommener Gemüthsruhe seine lieben Mitbürger ihrem Geschick und wartete auf den Augenblick, wo er allein dastehen würde, während rundumher die Gefallenen und Wankenden ihn um Hilfe anriefen.

Carsten Lövdahl schöpfte Athem, als die Generalversammlung vorüber war, und es war ihm eine große Erleichterung, als er das Hamburger Dampfschiff mit Christensen an Bord aus der Bucht laufen sah.

Der Sommer näherte sich und die Geschäfte gingen matter; man begab sich auf Reisen oder hatte Besuch von anderen Orten; und mittlerweile liefen die Wechsel in gewohnter Weise aus und ein bei den Banken, welche Schleusen glichen, durch die der Strom zur Mittagszeit brauste, um Nachmittags die Casse in der allerbedauerlichsten Leere zu lassen.

Im großen Hause des Professors war die ganze Meinhardt'sche Familie zum Besuch, und die vergrößerte Haushaltung ward mit einem rücksichtslosen Aufwand geführt, der Frau Meinhardt in Entzücken versetzte. Nur der alte dürre Rath ward unruhig; er begann umherzuschnüffeln und zu untersuchen, stellte einige Berechnungen an und schlug dem Professor schließlich vor, einen Theil der Grundstücke auf den kleinen Enkel zu übertragen. Da Abraham niemals beansprucht hatte, für einen großen Geschäftsmann zu gelten, ward es dem Rath leichter, der Sache den Anschein zu geben, daß der Vorschlag in keiner Weise irgend einem Mißtrauen gegen den Professor entsprungen sei. Es handele sich nur darum, der Familie den Besitz der Grundstücke zu sichern, wenn es sich zeigen sollte, daß das Geschäft unter Abraham's Leitung nicht so glänzend mehr ginge. So konnte der Professor auch den Vorschlag, der ihm überdies sehr zusagte, leichter annehmen, und die beiden Großväter machten sich jetzt an die Abfassung verschiedener Schenkungsbriefe und Uebertragungsurkunden, wahren juristischen Meisterstücken, wodurch der kleine Carsten zu einem gemachten Manne wurde, während er oben laut seine Unzufriedenheit darüber zu erkennen gab, daß er nicht Kirschen genug bekam.

Abraham erhielt von dem, was die beiden Herren abgemacht hatten, keine Kunde; er hatte auch mit den Angelegenheiten der Arbeiter genug zu thun, und

namentlich machte ihm das rasche Anwachsen des Baufonds große Freude; es sollte ein Versammlungshaus dafür errichtet werden und Abraham sprach immer davon. Der Advocat Kruse hatte seinem jüngeren Freunde diese Sache ganz überlassen, da Abraham die Achtung und Liebe Aller genoß.

Abraham fühlte jetzt keine Unruhe mehr über die Veränderung, die er in seines Vaters Wesen zu spüren geglaubt hatte. Er war vielmehr der Meinung, daß Alles vortrefflich gehe und seine Rastlosigkeit einem unbezwinglichen Thätigkeitstrieb entspringe; und er bewunderte den großen Vater, dessen Kraft mit den Jahren zu steigen schien, nur um so höher.

Eines Tages, als Abraham im Comptoir war, rief sein Vater zu ihm hinein: „Hast Du baares Geld, das Du uns leihen könntest? Marcussen ist nicht bei Casse."

„Du weißt, daß ich nichts Anderes habe, als die Sparcassenbücher für den Baufonds und für —"

„Gib mir, was Du hast; wir können das Geld dann morgen oder an einem der nächsten Tage wieder einlegen."

Abraham beeilte sich, seinen Geldkasten aus dem feuerfesten Schrank des Comptoirs herbeizuholen. „Sieh, Vater! Ist das nicht prächtig? Der Baufonds hat bald seine zwölftausend Kronen, und die Krankencasse ist auch gut im Gange."

„Schön, schön," erwiderte der Professor und griff rasch nach den Büchern.

„Willst Du Alles haben?" fragte Abraham lachend.

„Nein, wir nehmen nur soviel, wie wir heute gebrauchen."

„Und dann mußt Du meinen Leuten den Zinsenverlust vergüten, und zwar recht reichlich — wenn Du das Geld morgen wieder einlegst."

„Ja, natürlich," erwiderte der Professor, der schon an sein Pult zurückgetreten war, wo Marcussen wartete.

Carsten Lövdahl's letzter rasender Kampf hatte begonnen; er suchte überall Geld aufzutreiben, wo es nur eben anging, selbst ferner, loser Verbindungen bediente er sich, um unbedeutende Summen zu erlangen; er schonte nichts, berechnete nichts und schlug sich nur mit seinem getreuen Marcussen von Tag zu Tage durch. Er spannte seinen Credit aufs Aeußerste an, kaufte Alles gegen dreimonatliche Wechsel und verkaufte Alles und Jedes um jeden Preis, wenn er nur baares Geld bekam. Die Staatspapiere des alten Abraham Knorr, seines Schwiegervaters, gingen in aller Stille nach Hamburg, um dort umgesetzt zu werden; und Alles, was an Gelde zusammenzuraffen war, wurde in den einen Abgrund nach dem anderen geworfen, bis man vor einem bodenlosen Schlund ankam und es mit Carsten Lövdahl aus war.

XIII.

Es war ein kalter, regnerischer Morgen am Schlusse des Herbstes. Die Meinhardt'sche Familie hatte längst das Haus des Professors verlassen, und Abraham war auf einer Geschäftsreise im Norden in Angelegenheiten der Fabrik.

Es hatte seit mehreren Tagen eine unheimliche Stille über der Stadt gebrütet, eine athemlose Erwartung, in der die unsinnigsten Gerüchte ungewiß

umherflatterten; alle Zungen hielten sich zum Angriff bereit. Weil aber noch kein wirklicher Stoff vorhanden war, erzählte man sich die thörichtsten Dinge, an die Niemand glaubte. Denn die ganze Luft war mit diesen kleinen Miasmen, aus denen Gerüchte gebildet werden, angefüllt, und immer stärker wuchs das Gefühl, daß etwas Unerhörtes, Schreckliches bevorstehe. Die Arbeiter an der „Fortuna" flüsterten bekümmert einander zu, daß die Fabrik ihre Thätigkeit einstellen werde. Niemand wußte, woher diese Nachricht käme; aber je eifriger Einige die Sache in Abrede stellten und Diejenigen verlachten, die solchem Gerede Glauben schenkten, desto mehr wurden die Anderen in ihren Befürchtungen bestärkt. Es lag in der Luft, sich auf etwas Schlimmeres gefaßt zu machen. Der eine Bankdirector wagte es nicht, dem anderen in die Augen zu sehen. Es waren in den letzten Tagen von verschiedenen Seiten beunruhigende Vorfragen mit dem höflichen Ersuchen eingelaufen, gewisse Contos zu beschränken, und schließlich hatte man Telegramme erhalten, in denen für mehrere Namen eine erhöhte Bürgschaft verlangt oder ihnen geradezu der Credit verweigert wurde.

Es war an einem Montag Morgen nach einer sehr bewegten Woche, in welcher Carsten Lövdahl fast auf alle seine Verbindungen große Summen, zum Theil mit ganz neuen Wechseln, gezogen hatte. Schon am Sonnabend Nachmittag hatte Marcussen ein paar beunruhigende Telegramme erhalten; aber er legte sie, nach dem Brauch des Hauses, beiseite, denn am Sonnabend Abend hatte der Professor seine Spielpartie, und am Sonntage ruhten die Geschäfte. Aber am Montag Morgen hatte sich ein ganzer Stoß von Telegrammen auf Marcussen's Pult angesammelt — ein Schwarm gräulicher Raubvögel, wie Marcussen vor sich hinmurmelte, indem er seinen nassen Ueberrock auszog. Zuerst legte er die Telegramme, wenn er sie durchlaufen hatte, in kleinen Haufen auf dem Pult neben einander; dann aber warf er sie alle zusammen und schlug mit seiner großen Faust darauf. Rasmus, der Diener, näherte sich mit der schwarzen Ledertasche, um die gewöhnlichen Aufträge für die Umsätze in den Banken zu erhalten; aber Marcussen hieß ihn, sich mit seiner Tasche zum Henker scheren. Nachdem er sich dann einen Augenblick bedacht, nahm er alle Telegramme zusammen und ging ins Comptoir des Professors, schloß die Thüre und zog den Vorhang vor.

Der Professor stand am Fenster und starrte in den Garten hinab; als der Andere eintrat, wandte er sich heftig um und rief: „Was gibt's, Marcussen?" Sein Gesicht war aschgrau und die Augen waren tief eingesunken. In mehreren Nächten hatte er nicht geschlafen, und die Anstrengungen der letzten Tage, um sich trotz alledem zu behaupten, die wilden Pläne, die verzweiflungsvolle Gewißheit, die von allen Seiten her ihr Haupt hervorsteckte, hatten den großen stattlichen Mann so umgewandelt, daß ihm wie einem verfolgten Verbrecher zu Muthe war. „Was gibt's, Marcussen?" wiederholte er; auch die Stimme war verändert, als ob sie, unbekannt mit menschlicher Rede, geradeswegs vom Thiere käme.

Marcussen zitterte vor Gemüthsbewegung; er legte die Telegramme auf den Platz seines Principals. Lövdahl ließ sich schwer in den Lehnstuhl fallen. „Telegramme!" rief er, „nichts als Telegramme? Von Donner? Aus Christiania?

Was soll das bedeuten, Marcussen? Warum bringen Sie mir das Alles so durcheinander? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es Ihre Arbeit und nicht die meinige ist, die tägliche Ordnung der Papiere zu besorgen? Antworte mir — Mensch! Stehen Sie nicht da wie ein Stock! Was soll es bedeuten?"

„Herr Professor Lövdahl!" erwiderte Marcussen und die Thränen traten ihm in die Augen, „das bedeutet, daß wir uns nicht länger halten können."

„Was sagt Er?" schrie der Professor und fuhr in die Höhe; „können wir uns nicht länger halten, sagt Er? Meinen Sie — Mensch — meinen Sie, daß ich — daß Carsten Lövdahl falliren müßte?"

Wie ein Blitzstrahl fuhr sein starres Auge in dem Zimmer umher, da das Wort ausgesprochen war — dies Wort, mit dem er Tag und Nacht im letzten Jahre gekämpft hatte; dieses Wort, das niemals von ihm wich, das sich auf seine Lippen schlich, wenn er allein in seinem Comptoir saß, das plötzlich vor seinen Ohren sauste, wenn fröhliche Gäste seinen Wein priesen, und das er im Auge jedes Menschen las, der ihn auf der Straße grüßte.

„Still! — Still! Sie machten doch die Thüre zu? Schließen Sie die Thüre ab, Marcussen; wir dürfen den Kopf nicht verlieren — wir müssen einen Ausweg finden — es kann nicht Alles verloren sein — unmöglich — lassen Sie mich sehen — lassen Sie mich diese Telegramme erst sehen — geben Sie her!"

Und der alte Mann nahm die Papiere, die in seiner zitternden Hand raschelten; er sah bald in das eine, bald in das andere, breitete sie auf dem Pulte aus und sammelte sie wieder, bis er zusammen sank mit dem Haupt in den Händen und laut stöhnte.

Marcussen stand einen Augenblick unschlüssig; dann trat er an seinen Principal heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. Der Professor sah auf und erhob sich mit Mühe: „Gehen Sie, Marcussen, und lassen Sie Niemanden hereinkommen."

Den ganzen Vormittag gingen die Geschäfte scheinbar wie gewöhnlich. Makler und Agenten kamen und sprachen mit Marcussen; es wurden Aufträge zur Fabrik hinausgesandt und der Cassirer saß hinter seinem Gitter, man brachte Geld und holte Geld ab. Der kleine Rasmus aber kauerte in einem Winkel und starrte unverwandt Marcussen an; daß er kein einziges Papier in irgend eine Bank bringen sollte, konnte er nicht verstehen, und er grübelte darüber nach, was dies zu bedeuten habe. Nach zwölf Uhr kam Taraldsen, der alte Bote der Norwegischen Bank, angerannt; er lief immer in kurzem Trab und schlenkerte mit den Armen. Vor Marcussen's Pult blieb er stehen und grüßte; ein unsicheres Lächeln zitterte auf seinem alten Gesicht, indem er fragte: „Sie haben — hm! wohl vergessen?"

„Was?" sagte Marcussen trocken.

Das Lächeln verschwand gänzlich, und athemlos vor Ueberraschung fragte Taraldsen wieder: „Sollen Ihre Wechsel heute nicht eingelöst werden?"

„Nein."

„Herr Marcussen! Die Leute sagen von Ihnen, daß Sie gern Spaß machen; aber dies —"

„Ich spaße nicht — zum Henker!"

Der alte Taraldsen richtete sich auf; Alle saßen über ihre Arbeit gebeugt, nur die Augen des Comptoirdieners Rasmus begegneten den seinigen; der arme Bursche war bleich vor Schreck, endlich ahnte er den Zusammenhang. Auch Taraldsen begriff jetzt, um was es sich handelte; aber gleich darauf ward er wieder ganz verwirrt, denn ihm schauderte vor dem Abgrund, in den er hineinsah. Er hatte die Wechselverbindungen der ganzen Stadt im Kopf, und obwohl er in seinem langen Leben viel Aehnliches gesehen hatte, so war dies Alles nur eine Kleinigkeit gegen das, was hier bevorstand. Mit zitternder Stimme fragte er fast feierlich: „Sollen Carsten Lövdahl's Wechsel protestirt werden?"

„Ja," antwortete Marcussen, ohne aufzusehen.

Der alte Taraldsen trabte aus dem Comptoir; aber auf der Treppe kam ihm der Bote der Actienbank entgegen mit den Worten: „Ist es wahr, Taraldsen?"

„Nun stürzt die ganze Stadt," antwortete der Alte und schlug aus mit den Armen.

„Ist es wahr? — Ist es wahr?" fuhr es durch die ganze Stadt; und als die Gewißheit kam, stockte Alles — jede Arbeit, jedes Gespräch, jeder Gedanke stockte; und von dieser Neuigkeit ward jeder Einzige ergriffen bis auf die Kinder, die mit großen Augen und erschreckten Mienen einander fragten: „Hast Du gehört, daß Lövdahl Bankerott gemacht hat?"

Um ein Uhr war die Börse versammelt. Und so plötzlich war es gekommen, daß der Consul With, der durch Lövdahl's Fall vollständig mit zu Grunde gerichtet war, nur durch eine zufällige Begegnung mit einem Bankdirector auf der Straße davon abgehalten wurde, zur Börse zu kommen. Er kehrte um, ging nach Hause und schloß sich in seinem Comptoir ein.

Im Börsensaal herrschte tiefe Stille, und die Leute schlichen umher, ohne einander anzusehen; sie hatten alle das Gefühl, etwas schäbig geworden zu sein. Die Bänke oben in der Millionenecke — wie sie genannt wurde — standen leer; die Mitglieder des Kreises, die anwesend waren, zogen es heute vor, in einer Gruppe mitten im Saale zu stehen. Nicht einmal der Inhaber der Firma Garman u. Worse saß auf seinem alten Platz; und diese leeren Bänke schlichen sich gleich einem stummen Schrecken längs den Wänden und durch den ganzen Saal. Niemand wagte es sich niederzusetzen, als ob man fürchtete, die Bänke würden zusammenbrechen, weil sie verrottet seien; daß ein allgemeiner Bankerott Alles zertrümmern und sie insgesammt über den Haufen werfen würde. Ein paar jüngere Kaufleute versuchten laut zu sein; sie gaben es aber gleich auf, und als sie ihre Stimme wieder zu dem Gemurmel der Anderen herabdämpften, ward die Stille doppelt unheimlich. Endlich konnte Einer es nicht länger aushalten; er sah nach der Uhr und ging fort, und drei Minuten darauf war der Saal leer.

Aber am Nachmittage saßen bekümmerte Männer ringsumher in der Stadt in ihren innersten Comptoirs und durchforschten ihre Bücher, machten Notizen, rechneten zusammen und schüttelten den Kopf. Und in allen Banken waren die Verwaltungsräthe versammelt, die Boten brachten die eine böse Nachricht nach der anderen, und die armen Räthe, die schon genug mit ihren eigenen Sorgen zu thun hatten, begannen für ihre Bank zu zittern, da eine Gruppe nach der an-

deren in den Strudel, in welchem Lövdahl zuerst zu Grunde gegangen war, hineingezogen und verschlungen wurde. Von Christensen's Bank ward durch ganz Europa nach dem Director telegraphirt, der diesmal eine lange Nachkur in Italien abhielt; und es war fast, als ob sich die ganze Stadt erleichtert fühlte, als die Nachricht eintraf, Christensen habe schon Hamburg auf der Rückreise verlassen.

Schon um fünf Uhr kannte man eine Reihe größerer Fallimente, wie Carsten Lövdahl mit Abraham K. Lövdahl, die Actiengesellschaft Fortuna, K. R. With, Randulph's Söhne u. Comp. und Jörgen F. Kruse, unzähliger kleiner Leute, die mit ins Verderben gezogen waren, nicht zu gedenken. Daß Randulphs und With dasselbe Schicksal theilen würden, konnte man erwarten; denn sie waren verschwägert und hatten auch sonst gemeinsame Verbindungen. Aber ein unbeschreiblicher Schrecken ergriff Alle, als auch der alte Jörgen Kruse daran kam. Man hatte ihn allgemein für einen sehr reichen Mann gehalten, und darin hatte man sich auch nicht geirrt; man hatte überdies gemeint, daß ein so vorsichtiger Kleinhändler, wie er, niemals auch nur zehn Kronen zu einem unsicheren Unternehmen hergeben werde — und als es sich nun zeigte, daß er in die verzweifeltsten Wagestücke Lövdahl's verwickelt sei mit einer Wechselverpflichtung, die Alles, was er besaß, und wohl noch mehr verschlang — da war man starr vor Entsetzen. Und durch Kruse verbreitete sich das Elend bis weit über die Stadt hinaus; denn bei ihm handelten die Bauern und setzten ihre Waaren ab, und wenn jetzt alle Vorschüsse und Forderungen mit gerichtlicher Strenge eingetrieben werden sollten, so ließ sich voraussehen, daß in jenen knappen Zeiten Viele Haus und Hof verlassen müßten.

Während das große Unglück sich so in aller Stille wie Feuer in einem Torfmoor weiterfraß, lärmte die ungeheure Klatschmaschine und webte ihr buntes Gewebe von Bosheit und Schadenfreude. Der lange angesammelte Drang warf sich mit rasendem Hunger über den reichlichen Stoff, und jeder einzelne Mensch, der nicht so persönlich von der Sache berührt war, daß er in stummer Verzweiflung versunken saß, begann zu schwatzen und zu reden, als ob es das Leben gelte, die Zunge zu rühren. Und wie groß der Stoff auch war, so reichte er doch bald nicht mehr aus. Man begnügte sich nicht, den Begebenheiten, die jetzt Schlag auf Schlag eintraten, zu folgen, sondern man eilte mit Prophezeihungen und Andeutungen weit voraus; und es war, als ob man keine Ruhe finden könnte, bis die wildeste Verzweiflung Alle ergriffen.

Einige hatten es besonders auf all' die seidenen Kleider der Frau Lövdahl abgesehen; man nahm sie einzeln durch und ärgerte sich über jedes, um sich dann durch den Gedanken zu erquicken, daß sie jetzt nicht einen Faden auf dem Leibe behielt, wenn es nach dem strengen Recht ginge. Andere, die etwas gutmüthiger waren, saßen zusammen und malten sich einander aus, was diese Menschen fühlen müßten, die so ungeheuer reich gewesen, und jetzt, zu Grunde gerichtet, buchstäblich an den Bettelstab gebracht wären und Haus und Hof verlassen müßten. Anderen wieder ließen diese Millionen, die verloren waren, keine Ruhe; wo war all' das Geld geblieben? wer hatte es bekommen? Denn es mußte doch irgendwo hingekommen sein — das hätte man gern wissen mögen. Es gab auch Einige,

die wirkliches Mitleid hatten; aber es waren ihrer nicht viele, und manchem kleinen Bürger, der vom Sturz der Großen unberührt geblieben war, kam es sogar vor, daß ihm das Bier heute besonders gut schmecke.

Aber weiter abwärts von allen diesen — bei den Arbeitern und denen, die von Tag zu Tag von ihrer Hände Arbeit für Andere lebten — herrschte meistens dumpfe Stille. Nur einige Wenige ergossen sich in Verwünschungen und den ärgsten Schmähreden gegen diese reichen Leute, die in Saus und Braus gelebt und den Arbeiter sich hatten abplacken lassen, damit er eines schönen Tages auf offener Straße ohne Arbeit und Verdienst stehe.

Die meisten aber schwiegen still und ermahnten ihre Frauen und Kinder, sich ruhig zu verhalten. Wußten sie aus Erfahrung, wie das Capital, wenn es im Flor ist, den Arbeiter bis zum Aeußersten preßt, so wußten sie auch, daß sie niemals in höherem Grade Sklaven desselben Capitals seien, als gerade in den bösen Tagen, wenn die Strafe kam für den Schwindel und die übertriebene Speculation der Großen. Denn sie wußten genau, wer zunächst diese Strafe tragen mußte. Nun standen sie vor diesem Dasein der Arbeitslosigkeit, der unregelmäßigen Arbeit, halben Arbeitstage und langen hungrigen Mußestunden — der kleinen Anleihen hier und da, der letzten Anwendung des Credits beim Händler — dann zum Pfandleiher und auf dem äußersten Rande der Verzweiflung — dem Vorzimmer des Armenvorstehers! Deshalb saßen sie still und ermahnten die Ihrigen sich ruhig zu verhalten, daß ihre Klagen nicht von diesem schrecklichen Capital — schrecklicher als je, wenn es wie ein Erdrutsch stürzt und die Kleinen unter sich wälzt — gehört würden. Sie begehrten nichts Anderes, als arbeiten zu dürfen; jede Muskel war dazu willig, sich so stramm anzuspannen, wie Einer es nur verlangen würde — sie wollten ihren Dank dazu geben. Nur nicht so da sitzen und durch Hunger und schlechte Nahrung erschlaffen; am Morgen ausgehen, um etwas zu finden, und am Abend heimkommen, um in der Thür den großen Kinderaugen zu begegnen: ob der Vater ein Brot unter dem Arm habe?

Der alte Steffensen versuchte es natürlich, im Trüben zu fischen; aber ein Haufe der Fortunaarbeiter hätte ihn fast zu Schanden geprügelt, als er auf die Direction und die Verwaltung und die ganze Klerisei schimpfte. Darauf verschwand er.

Nein — nein — Professor Lövdahl war ein Ehrenmann! Der junge Lövdahl auch — Niemand dürfe ihnen Böses nachsagen; vielleicht könnten sie wieder zu Kräften kommen, das hätte man doch schon früher gesehen. Ja, Einigen that es sogar leid um diese reichen Leute, welche jetzt nicht besser daran sein würden, als ein einfacher Arbeitsmann. Es waren aber doch nicht gar Viele, die so dachten, denn man wußte ja doch, wie wunderbar es mit diesen Leuten, die in feinen Kleidern geboren sind, zugeht; sie bleiben darin, wie es auch kommen möge. Wohl könnte es heißen, daß sie Alles verloren und auch Andere um das Ihrige gebracht hätten, und doch hätte man noch nie gesehen, daß solche Leute ganz zu den Arbeitern herabstiegen, unter ihnen wohnten und sich abplagten wie sie. Sie trügen ihre Röcke nach wie vor, hätten warmes Essen und rauchten Tabak, könnten also nicht so äußerst schlimm daran sein. Und eben dies war das Unbegreifliche, aber deshalb auch das am meisten Imponirende am Capital;

es mußte also doch Gottes Wille sein, daß es diesen großen Unterschied geben und daß Einige sich bloß für Andere abmühen und niemals davon erlöst sein sollten. Irgendwo mußte ein Fehler stecken, wo es auch sei. Das war auch eine Folge der Arbeitslosigkeit, daß Einem all' diese nichtsnutzigen Gedanken in den Kopf kamen, wenn man zu Hause saß und die Wand anstarrte. Gedanken aber taugten nicht für kleine Leute; für sie gelte es: leiden und den Mund halten, — hoffen, ja hoffen und vor allen Dingen keinen Branntwein trinken!

So ging man dem Winter entgegen. —

Während all' dieser Gemüthsaufruhr rund umher wogte, saß der, welcher die nächste Veranlassung dazu war, allein in seinem großen prächtigen Comptoir. Er saß nicht im Lehnstuhl vor der Göttin des Glücks, sondern am mittleren Fenster und starrte in den eingeschlossenen Garten hinunter. So hatte er stundenlang gesessen. Bisweilen waren seine abgejagten Gedanken so matt, daß er fast schlief; bisweilen standen das Elend, die Schande, die Demüthigung so sengend nahe vor den Augen, daß er die Hand vorhielt.

Er hatte mit seiner Gattin noch in ihrem Tode gekämpft; die unentrinnbaren Augen waren da gewesen, hatten sich in ihn hineingebohrt — und zum letzten Mal besiegt, hatte er den Kampf aufgegeben, und feig freute er sich darüber, daß diese Augen geschlossen waren.

Aber es gab andere Augen, denen er gegenüber stehen sollte: Abraham, Christensen, Clara — und die ganze Heerschar derer, deren Geld er in alle Winde verstreut hatte; wie, ja wie sollte er das tragen? Wie war es überhaupt möglich, das auszuhalten?

Es war ihm, als zögen ihn seine Gedanken zu einem Ausweg hin; aber er verschloß sofort den Zugang, dahin wollte er nicht.

Und wieder strömte es über ihn ein mit allen Einzelheiten der Schande und der Demüthigung. Weit weg begann es wie eine kleine Kugel, die auf ihn zurollte, größer und immer größer ward, bis sich zuletzt Alles zu einer ungeheuer großen Walze gesammelt hatte, die über ihn hin rollte und ihn zermalmte.

Und sollte es doch nicht möglich sein, den Kopf oben zu behalten? Er war doch immer noch der Professor Lövdahl, der Gelehrte, der Universitätslehrer; er hatte unter diesen Krämern hier Schiffbruch erlitten — nun ja — sein Reichthum war dahin, aber er war etwas mehr, als ein Geldmensch!

Doch nein! — es ging nicht, den Kopf hoch zu tragen; er mußte sich lieber so viel wie möglich bücken, um einigermaßen durchzukommen. Es waren in seinen letzten Handlungen zu viele Dinge da, über die sowohl die Gläubiger wie die Obrigkeit ganz die Augen zudrücken mußten, wenn er durchschlüpfen sollte. Er war nicht so gestellt, daß es sich gut ausnehmen würde, wenn er sich in die Höhe richtete; wie er sich auch krümmte, er mußte hinunter in den Staub.

Sich niedertreten zu lassen! Christensen zu Füßen zu liegen, ohne Spur von Macht — sein ganzes Leben lang zu nichts mehr im Stande zu sein, als wie ein Hund Schläge hinzunehmen und hernach die Hand zu lecken!

Und doch! — es lag ja eine Waffe gerade bei der Hand; eine Waffe, in deren Gebrauch er sich in letzterer Zeit gewissermaßen schon geübt hatte. Professor Lövdahl kannte die Zeit und die Gesellschaft, in der er lebte. Er

wußte, daß in dieser Zeit und in dieser Gesellschaft die Heuchelei der Lebensnerv ist. Er wußte, daß nichts so stark ist wie die Heuchelei, die niemals zuckt; er wußte, daß keine Rechtschaffenheit, keine Tugend die Bosheit so entwaffnen oder gegen Verdacht beschützen kann, wie die Heuchelei, die sich niemals schämt; er wußte, daß derjenige, welcher eine volle Rüstung von dem Stoff anlegen könnte, mit dem die meisten Menschen sich stückweise bedecken, durch das Fegefeuer, das ihm bevorstand, unverletzt hindurchgehen, wieder festen Boden unter den Füßen bekommen, ja vielleicht sogar seine Schande zu einer Glorie machen könne, die von ihm abzureißen Niemand den Muth haben würde.

Und doch konnte er sich nicht dazu entschließen. Die letzten unverderbten Reste in ihm bäumten sich auf gegen diese ungeheure Gemeinheit; er gedachte seiner Jugend, der klaren kurzen Zeit der Wissenschaft, er dachte an Wenche Knorr und er vermochte es nicht, sich in den schleimigen Abgrund hinabgleiten zu lassen.

Aber was half es; es trat wieder und immer wieder an ihn heran. Niemand konnte Argwohn gegen ihn hegen; Prüfungen haben so Manchen zur Religion geführt, und überdies hatte er schon lange Clara zur Kirche begleitet und an ihren religiösen Versammlungen theilgenommen — weil er vielleicht schon damals, als die Möglichkeit des großen Unglücks vor ihm aufzudämmern begann, den unklaren Drang, sich einen Ausweg zu schaffen, gefühlt hatte.

Wenn er nun — ein alter gebeugter Mann — seine Hände faltete: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!"...

Bei Abraham würde es am schwersten werden; die Anderen aber würde er bezwingen — das fühlte er. Und doch kam er nicht dazu, daß er mit vollem Bewußtsein es wählte, ein Heuchler zu werden — sondern es wurde die kleine Hinterthür im Paneel aufgerissen und der Pastor Kruse stürzte herein. Er lief gerade auf den Professor zu, mit kreideweißem Gesicht, auf dem der kalte Schweiß perlte. „Mein Geld — mein Geld!" rief er heiser.

Der Professor war aufgestanden und hielt sich am Fensterbrett fest; seine Lippen bebten und seine Augen hefteten sich starr auf das entstellte Gesicht des Pastors, aber sprechen konnte er nicht.

„Mein Vater ist zu Grunde gerichtet — ich weiß es! aber mein Geld? — Friederike's Geld — das ist gerettet — nicht wahr? — geben Sie mir es! — Was? Sie haben es nicht? — es ist weg — verloren — verschwunden! O schrecklicher Mensch! Sie haben uns betrogen! Sie sollen bestraft werden — nein — Sie sollen mir mein Geld wieder schaffen."

Der Professor war einige Secunden wie gelähmt; dann erhob er seine weiße Hand, lächelte wehmüthig und sagte: „Mein lieber Pastor Kruse! — Sie wissen selber, daß ich in diesem Augenblick leider nicht im Stande bin, Ihnen dies Geld zu schaffen. Ich will aber etwas Anderes für Sie thun — Etwas, das vielleicht eben so gut und nützlich für Sie sein kann."

„Was ist es? — sagen Sie schnell! — Sie wissen einen Ausweg! — o Gott sei gelobt!"

Morten Kruse zitterte über den ganzen Leib; es war noch Hoffnung da;

dieser bewunderungswürdige Mann, zu dem er ein so blindes Vertrauen gehabt, wußte vielleicht noch eine Hilfe — eine Hilfe allein für ihn.

Der Professor legte väterlich seine Hand auf Kruse's Schultern und sagte: „Ich will den Herrn bitten, daß er Ihnen helfe."

Der Pastor taumelte zurück, als ob man ihm mit diesem Namen ins Gesicht geschlagen hätte; die beiden Männer standen unbeweglich still und hielten einander fest im Auge. Ein gemeinsames Geheimniß band ihnen die Zunge, der Eine hatte kein Recht dem Anderen ein Wort zu sagen, und der Blick des Pastors glitt zuerst weg; er ergriff seinen Hut und taumelte davon.

Carsten Lövdahl sank in den Stuhl nieder; das war sein erster Sieg.

Das große Comptoir lag im Schatten des Nachmittags; nur einzelne gelbe Sonnenstrahlen fanden ihren Weg durch die zerzausten Lindenblätter und fielen schräg ins Zimmer, über den Mann am Fenster und über den dicken Teppich hin; und auf dem Tisch traf ein Strahl die broncevergoldete Fortuna, die halb schwebend ihren Kranz gegen den leeren Lehnstuhl ausstreckte. —

Nur in einem Hause der Stadt herrschte ungetheilte Freude. Frau Director Christensen hing am Halse ihres eben heimgekehrten Mannes und bat ihn schluchzend um Vergebung, weil sie ihn schmählich verkannt habe; und halb von Sinnen vor Gemüthsbewegung fabelte sie von all' dem, was sie auf Lövdahl's Auction kaufen wolle.

Es sah fast aus wie ein Tableau.

XIV.

Clara erfuhr es dadurch, daß es ihr vorkam, die Mädchen seien so sonderbar; als sie nachfragte, erhielt sie keinen andern Bescheid, als daß wohl unten im Comptoir etwas vor sich gehe. Ihre Neugierde ward geweckt, und da sie sich vor ihrem Schwiegervater genirte, ließ sie Marcussen heraufholen. Clara trug ein elegantes Kleid von brauner Farbe, sie hatte sich in der letzten Zeit ungemein entwickelt; die blasse blutarme Balldame war in der Ehe zum vollendeten reizenden Weibe geworden.

Marcussen hatte eine Zeit lang in Ungnade gestanden, jetzt wollte sie ihm wieder etwas Sonnenschein gönnen. Clara ging ihm entgegen und reichte ihm lächelnd die Hand. Marcussen war wohl niemals weniger zu Tändeleien aufgelegt gewesen, als gerade heute; aber dennoch verging ihm bei ihrem Anblick fast der Athem, so schön fand er sie, und sein Auge flammte, so daß Clara ihr Gesicht abwenden mußte.

„Setzen Sie sich zu mir, Marcussen! Es ist so lange her —"

Sie setzten sich auf ihr kleines Sopha unter der unvermeidlichen Fächerpalme, und Marcussen, ganz berauscht von der Nähe der schönen Frau, vergaß alle Noth und Sorge und wagte zu hoffen.

„Zuerst müssen Sie mir erzählen, Marcussen," begann Clara, „was heute im Comptoir vorgefallen ist; die Mädchen sagen —"

Marcussen ließ sie nicht ausreden; so urplötzlich aus seinen Träumen herausgerissen sprang er mit einer Verwünschung vom Sopha auf und vergaß ganz seine feinen Manieren.

„Was ist Ihnen denn, Herr Marcussen? Weshalb rütteln Sie so an meinen Blumen? Lassen Sie doch! Erzählen Sie mir nur, was geschehen ist; es handelte sich wohl um eins Ihrer eigenen Abenteuer, nicht wahr?"

„Nein, meiner Treu, nein, gnädige Frau," fuhr Marcussen auf, „es ist keins meiner Abenteuer — leider! — nein es ist schlimmer, tausendmal schlimmer! Und Sie können mir glauben, es thut mir entsetzlich leid, sowohl um den Professor, wie auch um Sie, gnädige Frau — und um Ihren Mann —"

„Mein Gott, Marcussen, Sie weinen! Was gibt es denn, antworten Sie doch!"

„Nun ja, wenn ich es Ihnen denn durchaus sagen soll: wir haben unsere Zahlungen eingestellt."

„Eingestellt? Wer? Was? Ich verstehe von all' dem kein Wort!"

„Das Geschäft — das Haus — Carsten Lövdahl hat fallirt."

Clara stieß einen Schrei aus, der Marcussen zur Thür hinaustrieb; das Einzige, was er durchaus nicht vertragen konnte, waren schreiende Weiber. Die Mädchen kamen herbeigestürzt, Frau Lövdahl lag auf dem Sopha in Krämpfen und hatte das Bewußtsein verloren. Der Professor wollte nicht zu ihr kommen, sondern befahl, daß der Doctor Bentzen geholt werden solle.

Clara's erstes Gefühl, als sie ihr Bewußtsein wieder erlangte, war Wuth gegen Diejenigen, welche dies über sie gebracht hatten — nicht so sehr gegen den Professor, vor dem sie stets großen Respect hatte, als gegen Abraham — diesen Schwachkopf! So war er also nicht einmal reich! — sie war betrogen, schändlich betrogen! Und ihre Kleider, ihre Schmucksachen! Wie? verkauft man nicht solche Sachen, wenn einer fallirt? Ja, ja, so war es! Aber *ihre* Sachen? Mein Gott, es war zum Wahnsinnigwerden; sollte sie jetzt mit einem Mal dürftig leben, im vollen Ernst, mit Friederike um die Wette sparen? Das konnte nicht sein — es war unmöglich!

Es ward ihr ein Telegramm gebracht; sie schleuderte es von sich. Es war natürlich von Abraham! Es sollte wohl ein Trost sein — sie wollte sich aber nicht trösten lassen, am allerwenigsten von ihm; sie wollte das Telegramm nicht lesen — durchaus nicht.

Ein verschlossenes Telegramm aber läßt man nicht so leicht liegen, und als Clara, die händeringend im Zimmer auf- und ablief, ein paar Mal daran vorbeigekommen war, riß sie es auf. Es war von ihrem Vater und lautete: „Sei guthes Muths; mit Klugheit und Vorsicht ist viel zu retten, schreibe näher."

Ein Hoffnungsstrahl! — es war nicht Alles verloren! — Nie hatte sie gewußt, daß sie ihren Vater so liebte, wie in diesem Augenblick.

Es konnte viel gerettet — gerettet werden! Clara ward auf einmal stark, unternehmend, entschlossen. Sie hatte früher von Gerichtsdienern, von Auction und dergleichen gehört, ohne sich weiter darum zu kümmern; nur wußte sie, daß dies Alles feindliche Dinge seien und daß man die Männer des Gesetzes hinters Licht führen könne und müsse. Hastig flog ihr Blick rund umher im Zimmer; zwei Leuchter von massivem Silber standen auf dem Kamin. Wie ein Rabe fiel sie darüber her, flog mit ihnen ins Schlafzimmer und verbarg sie in der Schieblade unter ihrer Wäsche. —

Und die erste der theilnehmenden Freundinnen, welche sie besucht hatte, mußte dem ganzen übrigen Kreise eine Enttäuschung bereiten: Clara Lövdahl war durchaus nicht niedergeschmettert, im Gegentheil — sie zeigte eine bewunderungswürdige Fassung. Sie hatte davon gesprochen, daß sie jetzt natürlich Alle in der äußersten Dürftigkeit leben und arbeiten müßten; aber ihr selber graute gar nicht davor, sie habe eigentlich niemals auf Luxus Werth gelegt. Könnte nur Jeder das erhalten, was ihm zukäme, so würde sie froh sein und nicht klagen. —

Abraham war auf der Rückreise von Norden her, als er ein Telegramm von Peter Kruse erhielt; es wurde ihm an einer Anlegestelle aufs Dampfschiff gebracht. Zuerst konnte er es nicht fassen und er glaubte einen Augenblick, daß es ein schlechter Spaß wäre; das sah aber Kruse gar nicht ähnlich.

Und wie er nun mit dem Telegramm in der Hand hinten auf dem Deck stand, war er dort plötzlich ganz allein mit dem Mann am Ruder — all' die Anderen waren verschwunden, und jetzt fiel es ihm ein, daß seine Reisegefährten schon gestern so sonderbar gegen ihn gewesen seien. Da wurde ihm klar, daß es der schrecklichste Ernst sei, und er ging schnell in seine kleine Kajüte hinunter, und während die Wellen schäumend an dem kleinen Fenster vorbeibrausten, gab er sich den peinlichen Gedanken hin und versuchte es, das große Unglück zu ermessen und zu ergründen. Zuerst dachte er an seinen Vater; was mußte der in der langen Zeit gelitten haben! Dann aber, wie all' die traurigen Folgen einzeln vor ihm auftauchten, versank er tief in Traum und Mißmuth. Das alte liebe Haus, der Garten seiner Kindheit, wo jeder Winkel voll von Erinnerungen war, all' die Tausende von Gegenständen — Alles zu verlassen, mit leeren Händen fortzugehen und sehen zu müssen, wie Fremde einziehen und sich dort niederlassen! Und der kleine Carsten sollte nicht, wie Abraham es gethan, im eingeschlossenen Garten spielen und nach den Katzen mit Steinen werfen; und aus dem Pony wurde nichts, von dem Abraham phantasirt hatte, wenn er sich die Zukunft des Knaben ausmalte. Der kleine Carsten sollte als Sohn eines Mannes, der seine Schulden nicht bezahlt hatte, in die Welt hinausgehen.

Zum ersten Male eigentlich hatte ihn das Leben so angepackt, daß er sich auf sich selbst allein angewiesen fühlte. Bisher hatte er immer seinen ererbten Platz unter den Sicheren gehabt; in diesem Augenblick fühlte er sich ohne Stütze, verantwortlich für einen Sohn, der sich auf nichts Anderes zu verlassen hatte, als seinen Vater.

Aber gerade aus diesem Gedanken strömte eine wunderbare Macht. Nun war gewiß endlich die große Gelegenheit gekommen, wo Abraham Lövdahl zeigen sollte, was er ausrichten könne, wenn nur erst die Aufgabe groß genug für seinen Willen sei. Ja, jetzt war endlich seine Zeit gekommen. Grethe sollte froh werden; selbst Clara sollte ihn nach seinem Werthe schätzen lernen. Aber vor allen Dingen erst heraus aus dieser Kaufmannschaft — ganz und gar fort mit Allem, was dazu gehörte, es war ein Fluch für sie Alle gewesen — jetzt sah er es ein. Die Gläubiger könnten nehmen, was da war — dann mit leeren Händen an ein neues Leben mit bescheidener Arbeit!

Dieser Gedanke machte ihm das Blut so warm, daß er das kleine Fenster

öffnen mußte, um sich an dem salzigen Schaum, der ihm ins Gesicht spritzte, zu erfrischen. Er fühlte sich stark und voll Hoffnung. Er sah schon in Gedanken ihr friedliches Heim in einer kleineren Küstenstadt, Steffensen sollte mitziehen. Der berühmte Professor Lövdahl sollte seine Praxis wieder aufnehmen und Abraham ihm Beistand leisten. Es wäre wohl unmöglich, das medicinische Amtsexamen zu bestehen; aber das juristische müßte ihm doch etwas nützen können.

In dieser Stimmung kam er am vierten Tage nach dem Concurs in der Abenddämmerung nach Hause. Abraham ging, um unerkannt zu bleiben, durch die dunkelsten Straßen und erreichte durch einen Gang hinter dem Garten das Haus seines Vaters. Im ganzen unteren Stock war es dunkel und die Gardinen waren herabgelassen; nur oben in seiner eigenen Wohnung war ein erhelltes Fenster — sein Herz schlug warm: es war in der Kinderstube. Der Hausflur unten kam ihm so groß und leer vor; er vermißte sogleich den alten Schrank, in welchem die Mutter das Tischzeug verwahrt hatte. Der Schrank stammte von seinem Großvater Knorr und war über hundert Jahre in der Familie gewesen; vermuthlich sollte er zur Auction und war vielleicht schon verkauft.

Abraham blieb stehen und lehnte sich an die Treppe; es war doch schrecklich bitter, was er jetzt durchmachen sollte: Stück für Stück die liebsten Erinnerungen ausmerzen, und sehen zu müssen, wie Alles, was ihm theuer war, in fremde Gleichgültigkeit überging. Aber er ermannte sich; so sollte es gerade sein — ja, er war froh darüber, daß der Anfang gemacht war, und langsam stieg er die Treppe hinauf.

Clara und der Professor erwarteten ihn oben; die letzten Tage hatten die Beiden noch näher gebracht, und ohne daß es zwischen ihnen der Worte und ausdrücklichen Verabredung bedurfte, arbeiteten sie Beide nach Kräften daran, das Unglück zu mildern und zu retten, was zu retten war. Clara's erster aufflammender Zorn auf den Professor war schnell verraucht, als der tiefgebeugte Mann ihr einige Schriftstücke brachte, aus denen hervorging, daß der kleine Carsten schon lange mehr besessen habe, als die Mutter ahnte. Und der Professor hatte es nicht nöthig gehabt, einen kleinen schüchternen Wink darüber fallen zu lassen, daß es am gescheidtesten sei, Abraham diese Papiere nicht gleich zu zeigen; denn Clara hatte dies sich selbst gedacht. Beide erwarteten gespannt und ängstlich seine Zurückkunft. Der Professor fürchtete Abraham mehr als alle Anderen, und noch im letzten Augenblick wußte er nicht, wie er seinem Sohne in die Augen sehen sollte. Mußte er nicht darauf gefaßt sein, daß Abraham in seinem heftigen Sinn ihn mit Vorwürfen überhäufen werde, weil sein Leben verscherzt, seine Zukunft, sein Name, seine Ehre in den Ruin des Vaters mit hinabgezogen war? Und es ließ sich nichts dagegen sagen — durchaus nichts, denn es war nur zu wahr. Er hatte diesen Sohn zu vollständiger Abhängigkeit und Bewunderung erzogen; bis zum letzten Moment hatte er Alles verborgen, was in Abraham's Augen den mindesten Schatten auf ihn hätte werfen können — und jetzt! — jetzt fand er keinen Schatten, hinter den er sich hätte verstecken können.

Clara war auch bange vor Abraham, aber auf eine andere Weise; auch sie

kannte seinen Sinn, sie traf aber bei Zeiten ihre Vorsichtsmaßregeln. Sie befürchtete, daß Abraham mit seinem gewöhnlichen Hang zur Uebertreibung das Ganze aufgeben, Alles den Gläubigern zuwerfen und reinen Tisch machen werde. Sie wußte, daß er sich nicht darauf einlassen werde, zu retten, was zu retten sei, und deshalb sah sie seiner Rückkehr mit großer Beklemmung entgegen; er war dazu im Stande, ihr ganzes Werk zu verderben, — worauf auch in einem Briefe vom Rath Meinhardt hingedeutet worden. Abraham Knorr Lövdahl war natürlich gleichzeitig mit Carsten Lövdahl zum Concurs gegangen, aber sein Beitrag zur Masse war in der That lächerlich klein; er haftete fast für die ganze Schuld der Firma mit, weil sein Name zuletzt auf allen Wechseln mit gebraucht wurde, und dagegen besaß er nichts als sein Hausgeräth.

Die Ausführung der gesetzlichen Registrirung oben in der Wohnung der jungen Leute hatte daher fast einen humoristischen Anstrich. Ob die Gläubiger ein halbes oder ein viertel Procent mehr erhielten durch Hinzufügung dieser Gegenstände, war bei der ungeheuren Schuldenmasse factisch ganz gleichgültig, und überdies genirte sich der junge Beamte, der den Act zu vollziehen hatte, im höchsten Grade vor der Frau Lövdahl, welche ihn durchaus von Zimmer zu Zimmer begleiten wollte, um alle Thüren und Schränke aufzuschließen und ihm zu zeigen, was aufzuschreiben sei. Vor wenig Wochen noch hatte er hier in derselben Wohnung mit ihr getanzt, als bescheidener, wenig beachteter Gast, und jetzt sollte er ihre Theelöffel zählen! — Das war wirklich mehr, als man von einem jungen, wohlerzogenen Stellvertreter des Bürgermeisters verlangen konnte — dieser selbst befaßte sich nämlich nie mit einem solchen Geschäft. Deshalb fiel das Verzeichniß wohl auch ziemlich mangelhaft aus; und als die Auction abgehalten wurde, gab es Anlaß zu vielen anzüglichen Bemerkungen unter den Leuten, da es sich herausstellte, wie auffallend schlecht dies üppige Haus mit Silberzeug und anderen werthvollen Gegenständen versehen gewesen war. Andere jedoch behaupteten aufs Kräftigste, daß Frau Lövdahl Alles offen hingelegt und nichts weggesteckt habe. Bis zu welchem Grade sie sich selber beraubt habe, ginge deutlich genug daraus hervor, daß sie den berühmten japanesischen Nähtisch der verstorbenen Professorin hingegeben habe, denn den hätte sie gern behalten können, da es ein Hochzeitsgeschenk des Schwiegervaters war.

Wohin die Sachen nun auch gekommen sein mochten: schon bei Abraham's Heimkehr war es so dürftig und leer in den Stuben, daß es Jedem auffallen mußte. Clara hatte dafür gesorgt, daß es auf dem Flur, wo sonst ein prächtiger Gascandelaber brannte, dunkel war; das einzige Licht kam von einer Glasscheibe in der Küchenthür. Im Eßzimmer war es auch kalt und dunkel; sie sollten im Wohnzimmer speisen, damit nicht zwei Oefen geheizt zu werden brauchten. Sie war davon überzeugt, daß Abraham dies Alles bemerken werde, und sie hoffte, es werde seine Wirkung nicht verfehlen. Wenn man nur Zeit gewinnen könnte, um ihn auf die rechte Spur zu leiten, so war Alles gewonnen. Später konnte man sich dann wieder mehr Licht und Wärme gönnen und das Verschwundene stückweise, in Zwischenräumen, vom Boden herunterholen.

Als sie ihn im Vorzimmer hörten, zitterten dem Professor die Hände, so daß er die Zeitung weglegen mußte; Clara aber erhob sich und lief ihrem Mann

durch das Eßzimmer entgegen. So war Abraham noch nie von seiner Gattin empfangen worden, und in seinem stillen Sinn hatte er sich auf etwas ganz Anderes gefaßt gemacht. Sowie er das Unglück erfuhr, hatte er sich bestrebt, den Gedanken an Clara zu unterdrücken; nach seiner Berechnung würde sie völlig niedergeschmettert sein und bittere Klagen, vielleicht Vorwürfe hören lassen. Und nun lief sie ihm entgegen — liebevoll, offen, beinahe fröhlich — aber etwas fremd in dem schwarzen, schmucklosen, wollenen Kleide, und doch so hübsch und nett, als ob die Einfachheit gerade ihr am allerbesten stände. Er war ganz glücklich und entzückt über sie, und als er dann zum Vater hineinkam, der ihn, ein niedergebeugter Greis, mit bebendem Munde erwartete, warf er sich in seine Arme: „O Vater! armer Vater, was mußt Du gelitten haben!"

„Kannst Du mir vergeben, Abraham?"

„Sprich nicht so, Vater! Wir wollen Alle einander vergeben und eine neue Rechnung, die besser stimmen soll, anfangen — nicht wahr?"

„Mit Gottes Beistand, ja!" antwortete der Professor mit einem tiefen Seufzer — das Schlimmste war überwunden.

Sie standen einen Augenblick alle Drei Hand in Hand und betrachteten sich mit einem Lächeln, das beinahe fröhlich war; die erste Begegnung war über alle Erwartung gut gegangen für sie alle Drei, und Jeder faßte Hoffnung, aber von sehr verschiedener Seite.

Das Mädchen störte sie mit der Botschaft vom Advocaten Kruse, der junge Herr Lövdahl müsse durchaus sofort zu ihm kommen. Der Professor fuhr zusammen und sah wieder ängstlich zu seinem Sohn hinüber; aber Clara sagte zum Mädchen: „Gib dem Boten den Bescheid, Herr Lövdahl sei eben nach Hause gekommen und viel zu müde von der Reise, um heute Abend noch ausgehen zu können. — Es ist doch auch wirklich ziemlich rücksichtslos, sogleich nach Dir zu schicken!"

Abraham meinte auch, es sei morgen früh genug, und nun blickte er im Zimmer umher.

„Du siehst Dich um, mein Freund," sagte Clara; „ich habe Alles, was verkauft werden soll, in Vaters Stuben hinübertragen lassen, wo es bis zur Auction stehen bleibt; ich glaubte, Du sähest am liebsten, daß nichts zurückbehalten würde." —

„Natürlich, liebe Clara! — ich bin froh darüber, daß Du so muthig und unverzagt bist; das war gerade richtig von Dir, und soll ich Dir gestehen? — mehr als ich von Dir erwartet hatte."

„Ja —" erwiderte sie mit resignirtem Lächeln, „ich weiß leider nur zu gut, daß Du sehr geringschätzig von mir denkst und immer glaubst, daß ich mich nur um Putz —"

„O nein, gewiß nicht — das ist mir nie eingefallen, und wenn ich Dir je in meinen Gedanken Unrecht gethan habe, so bitte ich Dich, mir zu vergeben."

Nun ward der kleine Carsten, in seine Bettdecke eingehüllt, ein schläfriges, liebes Kindergesichtchen, hereingebracht, um gute Nacht zu sagen, und dann setzten sie sich zu Tische in einer gemüthlichen Ecke beim Ofen. „Du siehst, lieber

Abraham," sagte Clara, „wir haben nichts als Brot und Butter — und um Deine Rückkehr zu feiern, ein Stück Käse."

„Ganz vortrefflich, Clara; ich hätte es mir nicht besser wünschen können," erwiderte Abraham und beugte sich nieder, um ihre Hand zu küssen.

„Du siehst Dich aber so sonderbar um — was vermissest Du?"

„Ist auch — Mutters Nähtisch? — war das nothwendig?"

„Du wolltest doch wohl nicht, daß ich dieses Prachtstück behalten solle?" fragte Clara scharf; „das hätte den Leuten schön zu reden gegeben!"

„Ich meinestheils," bemerkte der Professor, „meinte wirklich auch, daß Clara mit gutem Gewissen ihn behalten könne — es war ein persönliches Geschenk aus glücklicherer Zeit."

„Nein, Vater! — Clara hat dennoch Recht," sagte Abraham mit Anstrengung; „wir müssen den bitteren Kelch bis zum letzten Tropfen leeren! Das war muthig von Dir, Clara!"

Als sie mit dem Abendbrot fertig waren und sich eben gemüthlich um den runden Tisch vor dem Sopha niederlassen wollten, kam das Mädchen wieder herein mit einem Billet an Abraham.

„Was gibt es denn nun? Ist das schon wieder von dem abscheulichen Kruse?" fragte Clara.

„Ja, es muß eine Sache von ganz besonderer Wichtigkeit sein, da er schreibt, ich müsse heut Abend kommen; ich werde wohl hin müssen."

„Du solltest nicht gehen; ich bin überzeugt davon, daß es morgen auch noch früh genug wäre."

„Nein Clara, wir müssen bedenken, daß wir nicht mehr unabhängig sind; hast Du Deine Bürde ganz auf Dich genommen, so will ich die meinige nicht liegen lassen. Demüthigen wollen wir uns nicht, aber wir müssen uns beugen — nicht wahr, Vater?"

Der Alte murmelte etwas und sah unabläßig seinen Sohn an; und als Abraham gute Nacht gesagt hatte und auf die Thüre zuschritt, war es, als ob der Professor aufstehen wollte, um ihm etwas zu sagen oder ihn zurückzuhalten; aber er sank wieder zusammen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Clara begleitete ihren Mann ins Vorzimmer und bat ihn unter vielen Liebkosungen, bald wieder zu kommen; sie wollte auf ihn warten, es sei ihr gar nicht recht, daß er gleich diesem Kruse in die Hände fallen sollte, der so thörichte, übertriebene Anschauungen hätte.

„Ach Clara, wie ist der Vater doch gealtert!" sagte Abraham, als sie ihm beim Anziehen des Ueberrocks behilflich war; „denk' Dir, ich sah, wie er zitterte, als er die Theetasse nahm, er, der eine so sichere Hand hatte — armer Vater!"

Auf dem Wege zu Kruse war Abraham so mit diesem Gedanken beschäftigt, daß er nicht dazu kam, Betrachtungen darüber anzustellen, weshalb jener ihn sprechen wolle. Sie waren Beide etwas verlegen, als sie sich sahen; Kruse drückte herzlich Abraham's Hand: „Armer Junge! — es kam wohl über Dich wie ein Donnerschlag, aber ich meinte, es wäre besser, daß Du es durch mich erführest."

„Ja, ja! Ich danke für das Telegramm, das war wohlbedacht."

„Du mußt entschuldigen, daß ich Dich bitten ließ, heute Abend zu mir zu

kommen, aber ich bin — rein herausgesagt — in der peinlichsten Unruhe gewesen — und viele Andere waren es auch. Es freut mich, Dich so frischen Muths zu sehen, denn dann wird wohl Alles in Ordnung sein; aber unvorsichtig war es —"

„Wie meinst Du das?" fragte Abraham, und eine dunkle Ahnung von etwas Schrecklichem schnürte ihm die Kehle zu.

„Was ich meine? — bist Du toll, Mensch? Natürlich das Geld! Du hast es doch? — Das Geld der Arbeiter — den Baufonds und die Krankenkasse?"

Abraham preßte beide Hände gegen die Brust, wo er einen Schmerz fühlte, als habe er einen Schlag gegen die Herzgrube erhalten; der Hals schwoll ihm zu und nur mit Mühe konnte er den Laut: „Vater" hervorbringen.

„Ja, ja, Dein Vater hat das Geld aus der Sparkasse genommen, das wissen wir! Das war aber natürlich nur für einen Tag?"

Abraham nickte.

„Und Dein Vater gab Dir das Geld am nächsten Tage wieder?"

Abraham stand mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen da.

„Himmeldonnerwetter!" schrie der kleine hitzige Advocat, „Ihr seid ja insgesammt eine Bande von Verbrechern! Deine Frau packt ihr Silberzeug weg und stiehlt — ja, ich sage gerade heraus: stiehlt! — und Dein Vater! — Dein großer Vater! — nicht allein, daß er meinen Vater und eine Menge Andere zu Grunde gerichtet hat — nein, ich will Dir nur einen Zug erzählen, um Dir zu zeigen, was für ein Mensch er ist. Du hattest ihm gesagt, daß Frau Gottwald etwas Geld in der Sparkasse habe —"

„Nein!" erwiderte Abraham, ward aber gleich darauf feuerroth; denn, wie schrecklich er auch in diesem Augenblick litt, erinnerte er sich doch, daß er eines Tages bei Tische von dieser Idee, dem kleinen Marius ein Denkmal zu errichten, gesprochen hatte.

„Siehst Du wohl?" rief Kruse bitter, „jetzt erinnerst Du Dich. Nun höre: acht Tage vor dem Concurs war Dein Vater hier und lockte der Frau Gottwald ihr Sparkassenbuch ab, unter dem Vorwand, ihr höhere Zinsen zu verschaffen! — Was sagst Du dazu? — Soll ich Dir sagen, was er ist — Dein großer Vater? — Er ist ein ganz gemeiner Schurke!"

Abraham fiel bewußtlos auf einen Stuhl nieder. Kruse erschrak und bereute seine Worte, und als er endlich den Anderen wieder dazu gebracht hatte, die Augen aufzuschlagen, sagte er: „Du mußt nicht böse sein — Löwdahl — aber Du kannst Dir wohl denken, daß die Geschichte mit dem Gelde der Arbeiter mir mehr als mein halbes Leben verdirbt."

Abraham ergriff halb empfindungslos die ihm dargebotene Hand; als Kruse aber sah, daß er noch wie gelähmt sei, ließ er ihm Ruhe und ging unterdessen im Zimmer auf und ab.

Nach einer langen Pause sagte Abraham: „Was soll ich thun?"

„Es kommt darauf an, was Du thun kannst."

„Was ich thun kann?"

„Wozu Du Muth und Kraft hast."

„Du glaubst doch wohl nicht, daß ich mich daran betheiligen will —" er kam nicht weiter; denn er stockte vor den Augen und einem ihm bekannten

Lächeln seines Freundes, einem halb mißmüthigen, halb verächtlichen Lächeln; und Abraham fühlte das Lächeln in seinem Herzen brennen.

Es war nur zu wahr: er hatte weder Kraft noch Muth, sich von den Anderen loszureißen, offen und laut zu sagen: „Seht! das hat mein Vater gethan, das hat meine Gattin gethan und das habe ich selber gethan — straft uns, wenn es sein muß; dann aber wollen wir, wenn wir abgebüßt haben, zu einem neuen Leben gehen." Das konnte er nicht, er wußte es selber. Beschämt und ohne aufzusehen, schlich er fort, und Peter Kruse schloß die Thür hinter ihm. — Nur ein Gedanke war in Abraham's Kopf, ein Name auf seinen Lippen; er eilte fort, um Grethe aufzusuchen.

Er war durch die stillen menschenleeren Straßen an der letzten Gaslaterne vorbeigekommen. Längs der Wegkante waren große Steine gesetzt, und tief unten hörte er den schweren Schwall der Wogen, die gegen die Klippe heraufdrangen und wieder hinabrasselten, saugend und zerrend in dem zähen Tang.

Abraham blieb stehen, ging zur letzten Gaslaterne zurück, um nach der Uhr zu sehen. Es war nach zehn Uhr. Grethe war wohl schon zur Ruhe gegangen; aber er wollte sie bitten, an ihrem Bett sitzen zu dürfen, ihre Hand halten und ihre Stimme hören, in der weder Trug noch Zweifel war. Als er sich aber umwandte, um im Dunkeln weiter zu gehen, hörte er seinen Namen rufen, und eine schwarzgekleidete Dame kam aus dem Schatten an der Kirchhofthür hervor und eilte auf ihn zu.

„Gehen Sie nicht! — ich bitte Sie — Abraham! Ich bitte Sie um des kleinen Marius willen! — gehen Sie nicht weiter in der Dunkelheit."

„Aber, liebe Frau Gottwald! — weshalb sollte ich nicht gehen?"

„Weil ich es schon einmal früher gesehen habe — und hätte ich damals —"

„Wann? — wen haben Sie gesehen?"

„Ihre Mutter stand hier auch; gehen Sie nicht — Abraham! Ich beschwöre Sie!"

Zuerst glaubte er, sie habe über den Verlust ihres Geldes den Verstand verloren; als sie aber seine Mutter nannte, rief er: „Antworten Sie mir, liebe Frau Gottwald, antworten Sie mir, was war es mit meiner Mutter?"

„Nichts; fragen Sie mich nicht; ich weiß von nichts!"

„Antworten Sie mir! Sie sollen mir antworten um des kleinen Marius willen," und er hielt sie fest; „was war es mit meiner Mutter?"

„Ich will antworten und Alles sagen, was ich weiß; dann sollst Du aber auch nicht weiter fragen — armer Abraham!"

Jetzt war sie wie in früherer Zeit die Mutter des kleinen Marius und er der beste Freund ihres Sohnes.

„Ich habe Deine Mutter eben hier gesehen, wo wir jetzt stehen; es war dunkle Nacht wie jetzt; und sie sah nach der Uhr und wandte dann ihr Gesicht dem Gaslicht zu — o, das Gesicht! — ich stand dort im Schatten an der Kirchthür, und ich trat nicht vor, ich bin ja eine arme verlassene Person und sie war die Frau Professorin Lövdahl! Und doch sah ich, daß sie einsam und in Noth sei, und Beide waren wir ja Mütter! — War das nicht schrecklich feige von mir? — und in derselben Nacht starb sie."

„Starb sie? — War das ihre letzte Nacht? — Wo starb sie?"

„Deine Mutter starb in ihrem Bett," antwortete Frau Gottwald fest; „als ich aber jetzt, heut' Abend, von dem Grabe meines Marius kam und gerade an Dich und die Deinigen in diesem großen Unglück dachte — ich dachte dabei namentlich an Dich, Abraham —, so sah ich plötzlich vor mir Dein Gesicht — so ganz dem ihrigen gleich; Du ziehst Deine Uhr hervor und starrst darauf ins Gaslicht — kannst Du nicht begreifen, daß mich die Angst überkam, Du gingest einsam in Verzweiflung einher?"

„Aber meine Mutter! Glauben Sie denn — Frau Gottwald, glauben Sie, daß meine Mutter —"

„Ich glaube nichts, und ich weiß nichts; aber Leute, die unglücklich sind, soll man nicht allein im Dunkeln gehen lassen. Kommen Sie, begleiten Sie mich zur Stadt."

Sie nahm seinen Arm und sie gingen schweigend ihres Weges.

„War meine Mutter unglücklich?" fragte er endlich.

„Wie kann ich das wissen? — Was weiß der eine Mensch von dem andern? — Thun wir wohl etwas Anderes, als daß wir uns gegenseitig betrügen? — Einige um des Bösen, Andere um des Guten willen. Ich kannte sie auch nicht so genau; aber sie war gewiß eine seltene Frau, und eben darum —"

„— Darum, sagen Sie?"

„Ja, lieber Abraham! — Darum war sie wohl unglücklich — so pflegt es zu sein." Er mußte ihr beim Abschied versprechen, nicht wieder hinauszugehen; aber er achtete seines Versprechens nicht: es war ihm unmöglich, nach Hause zu gehen, und es hatte keine Gefahr für ihn, er dachte weder daran, sich in die See zu stürzen, noch sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Und doch mußte er still stehen und auf das geheimnißvolle Brausen der Wogen dort unten in der finsteren Bucht lauschen, während die Lichter von der Stadt wie kleine aufflammende Streifen ihm entgegenhüpften. Hatte seine Mutter auf diesem dunkeln Wege das Leben verlassen wollen? — War sie freiwillig fortgegangen? — Was sollte er glauben?

Er ließ seine Erinnerungen aus jener Zeit an sich vorüberziehen; niemals hatte er geahnt, seine Mutter könne unglücklich gewesen sein; erst jetzt fiel es ihm ein, wie sonderbar schwermüthig sie zuweilen sagte: „Armer kleiner Abraham!" Wenn aber ein Unglück in ihrem Leben gewesen war, so mußte es auf die eine oder die andere Weise mit ihrer Ehe in Verbindung stehen; und es war schrecklich für Abraham, daß sich heute Alles so überwältigend ansammelte, um diesen Vater niederzuschmettern, auf den er sein ganzes Leben hindurch mit Ehrfurcht gesehen, dem er fast religiöse Verehrung dargebracht hatte.

Der große Zwiespalt im Wesen der Eltern, den er in der Kindheit geahnt, stand ihm jetzt klar vor Augen, und er wußte auch, was er hätte wählen sollen: das, was in der Mutter geknickt ward, hätte die Stütze seines Lebens sein sollen; und statt dessen! — — Es wurde grauenhaft leer in ihm, und vor seinen Ohren klang es mit Kruse's scharfer Stimme: „Ihr seid ja insgesammt eine Bande von Verbrechern!"

Wäre es nicht doch am besten, seine Schande dort unten zu bergen, wo es

so schwarz und still war? Dann wäre es vorbei, und die Leute könnten sagen, was sie wollten. Was würden sie wohl sagen? — Er dachte über alle Folgen nach und kam zuletzt zum armen kleinen vaterlosen Carsten.

Aber plötzlich wandte er sich ab mit einer Bewegung, als ob es ihm vor sich selber ekle; er wußte, daß er sich weder jetzt, noch je dazu ermannen werde, er sah gleichsam vor seinen Augen all' die kleinen feigen Treppenstufen, die er hinabgestiegen war — immer hinab und hinab, von seiner Kindheit an bis zu dieser Stunde. All' die großen Worte, all' die glänzenden Phantasiegebilde, all' die kleinen machtlosen Anläufe, all' dieser Drang, wahr und muthig zu sein, der neckisch ihn stets begleitet hatte, all' die Möglichkeiten, die er in der Hand gehabt, all' die Gelegenheiten, die sich ihm geboten hatten — warum? — warum war dies Alles die schmählichste Reihe von Niederlagen geworden?

Er raufte sich in Verzweiflung mit beiden Händen das Haar und rief laut zu sich selber: „Wie ist es doch mit mir bestellt? — Was für ein Teufel ist in mir, der bewirkt, daß ich nie — nie mir selbst genug thun kann? — Eine feige Lüge, ein Zerrbild ist mein Leben — es ist, als ob jede Fiber in mir vergiftet sei." Grethe! — Grethe! — jetzt war nichts Anderes auf der Welt mehr, und er lief fast hinaus zu ihr. Als er sich dem Hause näherte, kam es ihm vor, daß die Hausthür so wunderlich aussähe, er tappte im Halbdunkel und entdeckte nun, daß man die Thür aus den Angeln gehoben und draußen gegen die Wand gestellt habe. Im Hause war nicht der gewohnte Geruch, es war überhaupt nichts da; er ging längs den Wänden in der Küche, in der Kammer, in der Stube, und nirgends fand er das Allermindeste, als etwas Stroh und Kehricht, worauf er trat. Zuletzt stieß er gegen die Bank unter dem Fenster, wo er mit Grethe zu sitzen pflegte; sie war an der Mauer befestigt. Hier warf er sich nieder. Steffensens waren abgereist, jetzt begriff er Alles: Grethe hatte gehört, er habe das von den Arbeitern ersparte Geld an sich genommen, und so war sie fortgezogen. Das war das Ende. —

Die dunklen Stunden wurden von den grauen abgelöst und wurden heller und heller. Der Wind erhob sich gegen Morgen und raschelte in dem Stroh auf dem Fußboden. Unter dem Fenster, auf einigen Resten von Grethe's Schilf und Weidenruthen, war Abraham Lövdahl eingeschlafen; er war von der Bank herabgeglitten. —

XV.

Als die Fallimente endlich aufhörten, so daß man das Unglück übersehen konnte, wurden die Gemüther etwas ruhiger; die ersten übereilten Meinungen hielten nicht Stich, der colossale Umfang des Elends, die großen Umwälzungen und Veränderungen, die prophezeit waren, verschwanden gleichsam von Tag zu Tag, und das Leben nahm ungefähr die alten Formen, wenn auch in graueren Farben an.

Der Haß und die Rachsucht sammelten sich um gewisse Brennpunkte. Von Professor Lövdahl war nicht viel Uebles zu sagen; des armen Mannes Haar war in einigen Wochen schneeweiß geworden. Dahingegen ward man bald darüber einig, daß der Sohn der eigentliche Urheber sei; Freidenker war er, und mit Kruse hatte er sich zusammengethan, um die armen Arbeiter zu betrügen.

Diese hätten denn auch dafür büßen müssen, und es sei bewiesen, hieß es, daß Abraham Lövdahl sich in den Arbeiterverein eingedrängt habe, um das Geld in seine Hände zu bekommen. Bald hieß es sogar, daß er ins Zuchthaus solle — er und Marcussen, ein recht passendes Paar; am schlimmsten sei aber doch der Lövdahl, als verheiratheter Mann. Das arme Mädchen sei noch dazu blind, und sie hätte aus der Stadt fortgeschickt werden müssen — vermuthlich mit einer tüchtigen Portion des gestohlenen Geldes. Dann erzählte man sich wieder, der Bankdirector Christensen solle gesagt haben, es sei — Gott sei Dank — kein Anlaß da, irgend einem von den Falliten den Proceß zu machen, und hatte seine Meinung früher Gewicht, so war sie jetzt durchaus entscheidend und ward von Allen mit Andacht angenommen. Die große Gestalt des Bankdirectors mit der untrüglichen Nase war jetzt die einzige hoffnungsvolle Erscheinung in der Stadt; und wenn er seinen Elephantengang von seinem Comptoir nach seiner geliebten Bank machte, sahen die eingeschüchterten kleinen Leute zu ihm auf, wie zur Kupferschlange in der Wüste.

Er stand an der Spitze aller Unternehmungen, er ordnete und regelte und fügte und beschwichtigte, so daß mitten unter den verzweifelten Ruinen Hoffnungen für den Einen und für den Anderen emporzusprossen begannen. Die Arbeiter dankten ihm mit Thränen, daß er ihnen gestattete, auf seiner Schiffswerft für einen Tagelohn von 1 Krone und 80 Oere zu arbeiten; Leute, die nothwendig baar Geld brauchten, kamen zu ihm, um Gegenstände aller Art zu verkaufen; für Alle wußte er Rath zu schaffen, und man erzählte sich, daß er in diesem Jahre sein Vermögen fast verdoppelt habe.

In der Familie Kruse trat nur bei den alten Leuten eine größere Veränderung ein. Der Pastor und seine Gattin zogen sich ganz zurück, hielten ihre Thür verschlossen und sagten nie ein Wort von dem Geld, das sie verloren. Auf Friederike machte das Unglück den Eindruck, daß sie jetzt doppelt sparsam sein müsse, während sie sich von dem Verlust keinen rechten Begriff zu machen vermochte; sie konnte nur die großen Zahlen wiederholen und dabei schaudern, aber es ging ihr bei Weitem nicht so zu Herzen, als wenn sie entdeckte, daß der Krämer sie um fünfzehn Oere betrogen habe. Morten dahingegen war das ganze Leben vergällt worden; seine Berechnungen, seine geliebten Berechnungen hatten Alles, was er besaß, und Alles, was er als sein Erbe von dem alten Jörgen in Anschlag gebracht hatte, zu Grunde gerichtet. Er fuhr indessen immer noch fort zu rechnen, bis sein Sinn so bitter ward, daß seine Predigten, die bisher wenig beachtet waren, jetzt in den Ruf großer Anregung kamen. Im Hause der Alten aber war Alles verändert, es war leer und verlassen. Sobald Madame Kruse sich von ihrem ungeheuren und ungeheuchelten Erstaunen erholt hatte, befahl sie ihrem Sohn Peter, er solle nie ein Wort über die Schuld, die Morten an der ganzen Sache haben könnte, fallen lassen; sie hoffte, daß für ihren jüngsten Sohn dies Unglück zu Segen und Rettung führen werde. Dann aber machte sie sich ans Werk, und zwei Tage nach Jörgen Kruse's Concurs waren er und seine Gattin in einem der drei Zimmer bei ihrem ältesten Sohne oben in Frau Gottwald's Hause eingerichtet. Der alte Jörgen hätte beinahe den Verstand verloren, als er die Sache erst begriffen hatte, oder er begriff sie wohl

eigentlich nie ganz. Denn sein Kopf, der immer etwas schwach gewesen war, konnte den ungeheuren Schlag, die Vernichtung der Arbeit eines ganzen Lebens, nicht aushalten. Wenn seine Gattin ihm ein altes Cassabuch zum Nachrechnen gab, saß er den ganzen Tag dabei bis auf die Mahlzeiten, und nur zuweilen fragte er geheimnißvoll, ob Morten jetzt dem Laden vorstehe?

Madame Kruse aber trug den Kopf hoch und ward förmlich guter Dinge. Sie und Peter trieben den dicken Advocat Kahrs, welcher die Concursmasse administrirte, zu solcher Eile an, daß Alles binnen Kurzem verkauft und geordnet war. Und als es sich ergab, daß die Gläubiger beinahe volle Deckung erhalten würden, schenkte sie all' dem Gelde, an dessen Erwerbung sie so treulich mitgearbeitet hatte, auch nicht einen Seufzer. Das Leben hatte ihr geradezu einen Schreck vor dem Gelde eingejagt; erst jetzt konnte sie wirklich glücklich sein und sie hoffte, daß auch Andere es würden.

Um Peter that es ihr am meisten leid; er nahm es sich so schwer zu Herzen, daß die Arbeiter ihr Geld verloren hatten, und Peter war doch nicht Schuld daran, sondern das hatte der Lövdahl auf dem Gewissen. Davon wollte Peter aber nichts hören, und er machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er jene Angelegenheit nicht selbst in Händen behalten. Was die Mutter sagte, machte keinen Eindruck auf ihn, und selbst die Versicherung der Arbeiter, daß sie ihn nicht des geringsten Unrechts zeihen könnten, und ihre inständigen Bitten, er möge der Vorsteher des Vereins bleiben, rührten ihn nicht. Peter konnte dies Geld, das er mit so großer Freude hatte anwachsen sehen, nicht vergessen; es hatte seinen großen Traum: die Arbeiter in ihrem eigenen Hause versammelt, verbunden und stark — verwirklichen sollen. Jetzt war Alles verloren und zerstreut, und nur Mißtrauen, Feigheit und das alte Elend waren zurückgeblieben; es mußte Alles wieder ganz von vorn angefangen werden.

Peter müsse aufgemuntert werden, dachte Madame Kruse, und sie warf dabei ihr Auge auf Frau Gottwald; sie hatte natürlich schon längst Peter das Geheimniß abgelauscht. Frau Gottwald aber wollte Madame Kruse's Andeutungen nicht verstehen, sondern machte immer einen Scherz daraus; endlich aber sagte sie sehr ernst: „Hören Sie, Frau Kruse, lassen Sie uns nicht mehr darüber sprechen — nicht einmal im Scherz. Selbst wenn nicht hundert andere Dinge dem im Wege stünden, worauf Sie hindeuten, so würden Sie genug daran haben — und mehr als das — wenn Sie die Geschichte meiner Jugend kennten."

„Die kenne ich, Frau Gottwald."

„Ich bin nicht Frau Gottwald," antwortete die Andere und beugte sich über ihre Arbeit.

„Das weiß ich auch; aber Sie hatten ein Kind."

„Ach ja! — einen kleinen, lieben, unglücklichen Jungen!"

„Hören Sie mich nun an, Frau Gottwald; der Mann, den Sie lieben sollen, war auch so ein kleiner, unglücklicher Junge."

„Ich verstehe Sie nicht oder Sie verstehen mich nicht."

„Seine Mutter war auch nicht verheirathet, als er zur Welt kam; es fielen Thränen auf sein kleines Haupt — solche Thränen, die Sie kennen. Sie sehen

mich an! hier sitzt sie vor Ihnen — seine Mutter. Wir Beide — Frau Gottwald — wir haben uns nichts vorzuwerfen."

„Mein Gott — das habe ich ja nicht gewußt!"

„Nein, meine Liebe, mir hat man es nicht angerechnet, weil ich das Glück hatte, mich nachmals zu verheirathen —"

„Hat es Peter denn gewußt?"

„Davon bin ich überzeugt; aber noch fester bin ich davon überzeugt, daß er niemals im innersten Winkel seines Herzens den mindesten Schatten von Geringschätzung gegen seine Mutter deshalb genährt hat. Das würde auch Ihr Sohn, wenn er jetzt lebte, nicht gethan haben — wie hieß er?"

„Er hieß Marius — der kleine Marius."

„Nun wohl, Frau Gottwald! — Ihr kleiner Marius und mein kleiner Peter waren gewissermaßen Brüder. Sie haben Ihren Sohn verloren, nehmen Sie meinen dafür; wir wollen ihn zusammen besitzen — wir Beide."

Frau Gottwald weinte und lachte; sie war so wenig darauf vorbereitet; aber die Alte zwang sie mit ihr zum Thee hinauf zu kommen. Auf der Treppe aber ward Frau Gottwald dennoch bedenklich und wollte umkehren; aber da kam zum Glück gerade ein Herr von unten her, und als es sich ergab, daß es Peter sei, betrachtete Frau Kruse dies als einen sicheren Fingerzeig und tröstete sich damit, daß die jungen Leute sich nun schon finden würden.

Um den anderen Sohn war sie in anderer Weise bekümmert, und hier hatte sie auch weniger Hoffnung. Morgen wollte sie ihn auf die Probe stellen. Er wollte über ihren Lieblingstext: „Nicht Gold, nicht Silber, nicht Kupfer sollt Ihr in Eurem Gürtel haben" predigen — Friederike hatte es erzählt; Morten hielt es für seine Pflicht, gerade jetzt, in dieser Zeit, mit den Mammonsdienern streng ins Gericht zu gehen. Madame Kruse wollte nicht viel Gewicht auf die Worte legen, so beredt wie der Propst Sparre gewesen, war Morten nun einmal nicht. Aber er war ihr Sohn, sie kannte jeden Laut in ihm; sie wollte schon heraushorchen, ob der rechte Geist über ihn gekommen sei. —

Es war am zweiundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis, im Uebergange zum rechten Winter. Es war feuchtes, schneidend kaltes Wetter ohne die Frische des Frostes; die Leute strömten still zur Kirche und beeilten sich, aus dem pfeifenden Südwest und unter Dach zu kommen.

Es kamen viele Menschen zusammen; die großen Unglücksfälle hatten Leute in die Kirche getrieben, die dort sonst nicht zu sehen gewesen waren. Die Frauen trugen dunkle, reuevolle Farben. Die Männer saßen düster da und brüteten bekümmert darüber, ob jetzt das Schlimmste überstanden, oder ob es bloß der Anfang zu noch Schlimmerem sei.

Und es kam der Consul With, der nach seinem Falliment administrirender Director in Christensen's Bank geworden war; er geleitete seine Gattin galant nach ihrem Platz und war ihr behilflich, den Mantel dicht um sie zu ziehen. Das hatte man früher nie gesehen; vielleicht hatte das Unglück dieses Ehepaar zusammengeführt.

Dann kam Madame Kruse, allein, rasch und rührig, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie hatte gewiß etwas Tüchtiges auf die Seite geschafft — die alte Dohle, da sie so unbekümmert aussah.

Und nun kamen Lövdahls; alle Köpfe drehten sich, Aller Augen folgten ihnen. Clara ging bleich, gebeugten Hauptes, schön und ergeben wie eine Dulderin. Das dunkle Kleid, der bescheidene Hut hatten eine unfreiwillige Eleganz, die beinahe rührend war. Mit dem Hut in der Hand, das weiße Haupt leicht auf die Seite geneigt, und mit einem Lächeln, das Alle um Vergebung bat — so ging Carsten Lövdahl an ihrer Seite. Clara hielt ihm den linken Arm; aber mit der rechten Hand stützte er sich auf den Bettelstab — ein braunes Rohr mit Griff von Elfenbein.

Die Frauen hielten Musterung über Clara ab; allerdings sah sie einfacher aus, viel einfacher als früher, und doch hatte sie, wenn man genau hin sah, etwas an sich, worüber man sich ärgern mußte; ganz geknickt war sie durchaus nicht. Der Professor aber war reizend! Wie gut er aussah in dem fast weißen Haar, und wie er sich in sein Unglück fand! — demüthig — gottergeben — erbaulich für die ganze Gemeinde.

Die Männer ihrerseits stellten Betrachtungen an über den Accord zu fünfzig Procent, den Christensen, wie es hieß, für Lövdahl mit dessen Gläubigern zu Stande bringen wollte, und über die vielen schimpflichen Durchstechereien, die von den Administratoren der Concursmasse entdeckt sein sollten. Es war doch eigentlich zu arg; jeder Einzelne fand, es sei gar zu arg, wenn dies so hingehen sollte. Die Obrigkeit — sowohl der Amtmann, als auch die Unterbehörden — waren sicher genau davon unterrichtet; aber welcher einzelne Mann hatte den Muth und die Macht, diese Obrigkeit zu zwingen, das zu sehen, was sie durchaus nicht sehen *wollte*!

Die Wenigen, welche sich aufrecht erhalten hatten, gehörten zum festen Kreise; und das Gericht, die Anwälte, die Administratoren und die verschont gebliebenen Geldmänner schlossen die Kette enger als je zuvor, und obgleich alle Leute unter vier Augen und insgeheim darüber einig waren, daß das Treiben jener Männer ganz unverantwortlich sei, so ließ sich doch nicht beweisen, daß nicht die gewissenhafteste Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften dabei stattgefunden habe.

Solche Gedanken folgten Clara und dem Professor längs dem Kirchengange, und so eifrig sah man ihnen nach, daß man erst nachher bemerkte, es gehe noch Einer hinter ihnen her. Es war Abraham.

Es gibt Sorgen — namentlich solche, mit denen Schande verbunden ist —, bei denen eine Fortsetzung des Lebens ganz unmöglich zu sein scheint. Am Nachmittage und in der Nacht kommt es Dir vor, daß Du sterben *mußt*, ehe das Licht zurückkehrt. Und wenn der Morgen kommt, merkst Du, daß Du noch am Leben bist; Du mußt Dich anziehen, Dein Haar bürsten und Du mußt essen. Am Abend sagst Du: wie war es doch möglich, daß ich einen ganzen Tag damit habe leben können? Am nächsten Tage rasirst Du Dich; acht Tage darauf machst Du einen Witz und lachst selbst darüber. —

So hatte Abraham einige Wochen durchlebt. Tag und Nacht hatten ihn zwischen sich hin- und zurückgewälzt. Nichts war schwerer, nichts leichter geworden; aber alles rundete sich ab unter dem Schliff der Stunden.

In gewisser Hinsicht hatte er es niemals so gut in seinem Hause gehabt,

wie jetzt; sie behandelten ihn wie einen lieben Kranken. Sein Vater war stets milde — fast ehrerbietig, und Clara überhäufte ihn mit all' der Zärtlichkeit, von der er geträumt hatte, ehe sie verheirathet waren, und die er nie gefunden.

Sie fürchteten ihn Beide. Ein Wort — ein Ausbruch seiner übertriebenen Principien konnte Alles, was sie aufgebaut und gerettet hatten, über den Haufen werfen. Ihnen brauchte aber in der That nicht mehr bange vor ihm zu sein; es war mit ihm vorbei. Und als Clara an jenem Sonntagmorgen ihm halb ängstlich ins Ohr flüsterte: „Du weißt nicht, welche Freude Du dem Vater bereiten würdest, wenn Du mit uns zur Kirche gingest," antwortete er ganz ruhig: „Das will ich gern thun."

Und doch rieselte es ihm durch alle Glieder, als er durch das Portal trat und die alte große Kirche in düsteren, grauen Herbstfarben vor ihm lag. Erinnerungen wollten heraus, Augen wollten hervor. Aber er drängte sie fast ohne Kampf zurück; sie hatten keine Macht mehr über ihn. Und während er hinter seinem Vater und seiner Gattin herging, spie er sich selbst ins Gesicht und rief sich selbst zu: „Sieh' demüthig aus — sieh' demüthig aus! Du Lump, der Du bist!" Wie unheimlich und garstig er aussah! Nicht Einer war da, der ihm Vertrauen geschenkt hätte. Frauen und Männer folgten ihm mit bösen Blicken — ihm, der die armen Arbeiter um ihr sauer erspartes Geld betrogen hatte.

Aber nun kam Christensen, der Bankdirector, mit seiner Frau, die einen neuen Mantel von schwerem Seidenstoff trug. Ach, es that förmlich wohl, Leute zu sehen, die noch die Mittel hatten, sich Seide anzuschaffen. Frau Christensen lächelte bewegt; das Silberzeug stand an seinem Platz und die dumme Inschrift war ausgeschliffen.

Die Mienen des Bankdirectors wollten ausdrücken: „Bete mich nicht an!" Aber das konnte er nicht verhindern; er war ihre Hoffnung und Zuflucht; nicht Einer hatte den Muth, sich seines letzten höchst sonderbaren Auftretens in der Generalversammlung der „Fortuna" zu erinnern.

Und nun begann Morten Kruse seine Predigt über die zehntausend Talente, über die böse Macht, die das Geld unter uns ausübt, über den Mammon und die Lilien auf dem Felde, und als Grundmotiv kehrte immer jenes Wort zurück: „nicht Gold, nicht Silber, nicht Kupfer sollt Ihr in Eurem Gürtel haben".

Da erhob sich mitten unter der Predigt eine kleine Gestalt auf der Frauenseite[1]).

Es war Madame Kruse.

Sie hielt nicht ihr Schnupftuch vors Gesicht; sie hatte kein Nasenbluten, es war ihr nicht übel geworden; denn sie war durchaus nicht blaß. Im Gegentheil sah sie frisch und kräftig aus, wie sie durch die Damen hindurch, die vor Entsetzen vergaßen ihr Platz zu machen, sich einen Weg bahnte.

Als Madame Kruse endlich den Mittelgang erreichte, ordnete sie ruhig ihren Mantel und ging dann mit ihren kleinen sicheren Altenweiberschritten den langen Mittelgang hinunter und zur Kirche hinaus. —

[1]) In den norwegischen Kirchen sitzen Männer und Frauen getrennt in den Kirchenstühlen.

Irland unter Lord Spencer.

Von

Sir Roland Blennerhassett, Bart. M. P.

In der Januarnummer der „Rundschau" von 1882 habe ich den Ursprung, die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Agrarfrage in Irland zu schildern versucht und bei dieser Gelegenheit die Nothwendigkeit betont, der neuen Landacte als unentbehrliche Ergänzung eine Maßregel folgen zu lassen, zum Zweck, den irischen Pächtern den Ankauf ihrer Pachtgüter zu ermöglichen. Ich fügte damals hinzu, daß nur eine solche, von wahrhaft liberalem, unparteiischem Geist getragene Gesetzgebung die Landacte verhindern könne, den Gutsherren ein ungeheures Unrecht zuzufügen und durch Erschütterung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung die Sicherheit des Besitzes in Frage zu stellen.

Die damals ausgesprochenen Wünsche sind unerfüllt geblieben, und auch der oberflächlichste Optimist kann nicht behaupten, daß seit den inzwischen verflossenen zwei Jahren die Dinge in Irland sich zum Besseren gewendet hätten.

Zwar ist — Dank der festen, energischen Administration von Lord Spencer — die äußere Ruhe so ziemlich wieder hergestellt. Aber Niemand, der Irland kennt, wird sich der Einsicht verschließen, daß der Geist der Empörung zu keiner Zeit seiner Geschichte stärker war, als jetzt, selbstbewußter, vertrauender in den endlichen Sieg seiner Sache. Um diesen Geist in Schach zu halten, ist es allerdings nothwendig, der Execution alle legalen Machtbefugnisse zur Bändigung des Aufruhrs und zur schnellen Bestrafung von Verbrechen und Ausschreitungen zu geben. Aber nicht minder dringend als die Aufrechthaltung des Gesetzes ist die Gewinnung der großen Masse der bäuerlichen Bevölkerung zu seinen Gunsten, durch Verkettung ihrer Interessen mit seinem Bestand. Die Agrarfrage ist und bleibt der Angelpunkt der Situation; aber neben und mit ihr sind noch andere Probleme zu lösen: die Reform der Universitäten, ohne welche das ganze höhere Unterrichtswesen einem vollständigen Verfall entgegenzugehen droht, und die Einführung eines den Zeitbedürfnissen angepaßten Systems von Mittelschulen, wie es dem Lande gänzlich fehlt. Bevor ich näher auf diese Punkte zurückkomme, möchte ich jedoch einen Rückblick auf einige der Ereignisse werfen, deren Schauplatz Irland während der letzten zwei Jahre gewesen ist.

I.

Am Abend des 5. Mai 1882 verließ Lord Spencer London, um an die Spitze der Regierung in Irland zu treten. Es fehlte ihm weder an Erfahrung, noch an Kenntniß des Landes, denn bereits unter Gladstone's erstem Ministerium war er von 1868 bis 1873 Vicekönig von Irland gewesen. Ihn begleitete diesmal als Privatsecretär Mr. Courtenay Boyle, ein Mann, dessen hervorragende Begabung seine Wahl zu diesem Vertrauensposten als eine glückliche erscheinen ließ. Die Würde des Staatssecretärs, also die eigentliche parlamentarische Vertretung der Regierung von Irland im Unterhaus, wurde Lord Frederick Cavendish übertragen. Er war der Sohn eines der größten irischen Grundbesitzer, des Herzogs von Devonshire, und ein Bruder von Lord Hartington, der einst dasselbe Amt mit Ehren bekleidet hatte und nach Mr. Gladstone selbst für die einflußreichste Persönlichkeit des Ministeriums galt. Da Lord Frederick durch Heirath mit Gladstone's Familie verbunden und dieser ihm besonders zugeneigt war, so ließ sich hoffen, daß die wohlmeinenden Absichten, mit welchen er seine neue Stellung antrat, besondere Berücksichtigung von Seiten des Cabinets finden würden. Bis zu seiner Ernennung nach Irland hatte er als Secretär im Schatzamt eine schwierige und undankbare Aufgabe in anzuerkennender Weise gelöst; er war von milder, freundlicher Gesinnung und seltener Bescheidenheit, aber dabei besaß er einen festen Willen, wenn es durchzuführen galt, was er einmal als recht befunden hatte. Die ihn genau kannten, schätzten und liebten ihn. Er begab sich nach Irland, zwar nicht ohne eine eigenthümliche Ahnung kommenden Unheils, aber mit den besten Absichten und dem ernsten Entschluß, kein Mittel unversucht zu lassen, um durchgreifende Reformen zu verwirklichen und dem Lande den Frieden und die Segnungen einer bessern Zukunft zu sichern. Seit 1880 war die Lage von Irland geradezu schreckenerregend, einem Pandämonium vergleichbar. Doch gab es auch Solche, die Anzeichen davon zu erkennen meinten, daß das Schlimmste vorüber und die Sonne dem Durchbrechen nahe sei.

Am Morgen des sechsten Mai landeten Lord Spencer und Lord Frederick in Irland und hielten nach hergebrachter Sitte ihren feierlichen Einzug in Dublin. Der Empfang von Seiten des loyalen Theils der Bevölkerung war ein herzlicher, beinahe ein begeisterter zu nennen. Jedermann schien glücklicher und vertrauensvoller in die Zukunft zu blicken, und wie in Uebereinstimmung mit dieser Disposition der Gemüther war der Tag sonnig und warm. Der neue Vicekönig und sein Staatssecretär begaben sich direct ins Schloß, wo altem Herkommen gemäß der permanente Secretär für irische Angelegenheiten, Thomas Henry Burke, sie feierlich beeidigte. Nachdem noch einige der dringendsten Geschäfte erledigt und einige nothwendige Formalitäten erfüllt waren, begab sich Lord Spencer in seine eigentliche, im schönen Park gerade außerhalb der Stadt gelegene Residenz. Dieser Park wird so ziemlich genau in der Richtung von Ost nach West von einer breiten Fahrstraße durchschnitten. Gegen Westen zu erweitert sich dieselbe zu einem offenen kreisförmigen Platz, in dessen Mitte die steinerne Säule mit dem Phönix sich erhebt, welcher dem Park den Namen gibt. Von diesem Punkt aus bis zum großen Thor, das, ihn gegen Osten abschließend,

zur Stadt führt, verfolgt die Straße eine ganz gerade, etwa anderthalb englische Meilen lange Linie. Tritt man durch dieses Thor in den Park, so hat man zur Linken das Monument des Herzogs von Wellington und etwas weiter oben an der Straße die schöne Reiterstatue von Lord Gough, wohlbekannt durch seine Heldenthaten im Feldzug, der mit der Eroberung von Scinde endigte. An dieser Stelle wird die breite Fahrstraße, die große Verkehrsader des Parks, von einer anderen durchschnitten, die, von Norden nach Süden gehend, sich von der letzteren Richtung allmälig wieder gegen Osten wendet und durch ein anderes Thor nach Dublin zurückführt, während der entgegengesetzte, nördliche Theil dieses Wegs ebenfalls zum Park hinaus in die große Fahrstraße mündet, die Dublin gegen Norden zu umschließt. Ungefähr vierzig Meter, bevor man zur Phönixsäule im Park gelangt, begegnet sich noch ein anderer Fahrweg mit dem großen von Ost nach West gehenden. Er durchschneidet ihn nicht, sondern steht in der Richtung nach Süden durch ein anderes Thor mit der direct in die Stadt zurückführenden Straße in Verbindung. Links und rechts von der Phönixsäule, auf eine Entfernung von höchstens dreihundert Schritt, liegen in kleinen, abgeschlossenen Anlagen die Amtswohnungen des Staatssecretärs in südlicher, des permanenten Secretärs in nördlicher Richtung von ihr. Die ebenfalls in Privatanlagen und etwa hundert Meter nördlich von der Fahrstraße gelegene Residenz des Vicekönigs steht zwischen der Phönixsäule und der Reiterstatue von Lord Gough, jedoch der Säule beträchtlich näher als dem Monument. Mit Ausnahme der Faschingszeit, die er im Schloß zu Dublin zuzubringen pflegt, bewohnt er das ganze Jahr hindurch dieses unter dem Namen „Viceregal Lodge" bekannte Gebäude, das, wie bemerkt, nur durch seine Gartenanlagen und einen verdeckten Graben vom Park selbst getrennt ist.

Der sechste Mai 1882 fiel auf einen Samstag. Zwischen sechs und sieben Uhr Abends verließ Lord Frederick Cavendish das Dubliner Schloß und begab sich zu Fuß nach dem Phönixpark. Beim Eintritt in denselben blieb er jedoch nicht auf der großen Fahrstraße, sondern betrat einen mit dieser parallel laufenden Fußweg, der etwas höher als die Straße gelegen, sowohl gegen diese als nach der andern Seite gegen die Wiese hin sanft abfällt. Es mochte sieben Uhr sein, als er, diesen Fußweg in der Richtung nach seiner Amtswohnung verfolgend, zum letzten Male allein erblickt wurde. Der Gedanke an Gefahr schien um so mehr ausgeschlossen, als der Park noch ziemlich belebt war. Im Schloß war der permanente Secretär, Mr. Thomas Henry Burke, durch verschiedene dienstliche Angelegenheiten etwas länger zurückgehalten worden, als Lord Frederick. Nach Erledigung derselben eilte auch er nach Hause. Am Thor des Parks bestieg er einen Dubliner Miethwagen, um den Rest des Wegs von dort bis zu seinem Hause schneller zurückzulegen. Dieser Wagen selbst, ein sogenannter outside car, ist Irland so ausschließlich eigenthümlich, daß er beschrieben zu werden verdient. Er ist ein zweirädriger Einspänner, hat den gewöhnlichen Sitz für den Kutscher und über den Rädern zwei der Länge nach angebrachte, mit dem Rücken gegen einander liegende Bänke, deren jede Raum für zwei Personen bietet, so daß die gewöhnliche Besetzung eines solchen Gefährtes aus fünf Personen im Ganzen besteht. Wenn jedoch nicht alle Plätze besetzt sind, so pflegt der Kutscher

nicht von der Mitte, sondern von der rechten Seitenbank aus das Pferd zu lenken. Die so construirten Wagen sind in ganz Irland gebräuchlich und sehr beliebt; die irischen Kutscher fahren so überaus schnell und gewandt, daß kaum eine andere Hauptstadt in dieser Beziehung mit Dublin zu concurriren vermag. Auf einem solchen Car befand sich Mr. Burke, als er, am Monument von Lord Gough vorüberfahrend, Lord Frederick gewahr wurde. Er ließ sogleich halten, sprang vom Wagen herab, bezahlte den Kutscher, und beide Herren, Arm in Arm ihren Weg fortsetzend, wurden von Vorübergehenden in eifrigem und, wie es schien, heiterm Gespräch miteinander gesehen. Sie gelangten bis zu einer, der viceköniglichen Residenz gerade gegenüberliegenden Stelle. Dort wurden sie überfallen und ermordet. Gerade um dieselbe Zeit sah man einen von vier Personen und dem Kutscher besetzten out-side car mit rasender Schnelligkeit auf der Straße in südlicher Richtung von der Phönixsäule davonjagen. Auch wurde beobachtet, wie ein gewöhnlicher, geschlossener, viersitziger Fiaker sich von der Stelle des Doppelmordes aus, schnell in der Richtung nach dem Monument von Lord Gough zu entfernte, dann aber, statt direct nach der Stadt zu fahren, in den Weg ablenkte, der seinerseits wieder in die nördlich um Dublin laufende Straße führt. Während dies im Park sich zutrug, arbeitete Mr. Courtenay Boyle im Erdgeschoß der viceköniglichen Residenz, um noch an diesem Abend einige dringende Geschäfte zu erledigen, während Lord Spencer sich im anstoßenden Zimmer mit einem andern Herrn seines Dienstes unterhielt. Da plötzlich sah Mr. Boyle einen Bauern über den Graben steigen, so schnell er nur konnte die Gartenanlagen durcheilen und mit dem Ruf: „Mord! Mord!“ dem Hause zustürzen. Im selben Augenblick eilte er selbst durch eines jener bis zum Boden reichenden, beinahe in allen englischen Landhäusern gebräuchlichen Fenster ins Freie und sah noch, wie Lord Spencer und sein Begleiter von ihrem Zimmer aus ein Gleiches thaten. Boyle hielt einen Augenblick inne, um den Vicekönig dringend aufzufordern, die abgesperrten Anlagen nicht zu verlassen, bis man wisse, was denn eigentlich geschehen sei. Inzwischen aber war auch der Bauer herangekommen und berichtete athemlos, zwei Gentlemen seien soeben ermordet worden. Mr. Boyle lief weiter, half sich über den Graben, gelangte zum Platz, wo die Opfer lagen, und erkannte zu seinem Entsetzen Lord Frederick Cavendish und Mr. Burke, Beide in ihrem Blut schwimmend. Wenige Secunden überzeugten ihn, daß Alles vorüber und hier jede Hilfe überflüssig sei. Er ließ also die Leichen in der Obhut einiger indessen herbeigeeilter Personen, rannte zurück, traf Lord Spencer im Privatgarten und rief ihm entgegen: „Alle zwei sind getödtet!“ Dann erst nannte er ihre Namen. Der Vicekönig erwiderte keine Silbe. Er wandte sich auf der Stelle dem Hause zu, ging mit Mr. Boyle in sein Schreibzimmer und dictirte die nöthigen Verhaltsbefehle und Depeschen, ohne daß ein Wort oder eine Bewegung verriethen, was in seinem Innern vorging. Und doch war der Moment ein ungeheuer kritischer. Die Residenz — the Lodge, wie man sie in Dublin nennt — war von dieser Seite vollständig unbewacht. Im keineswegs unwahrscheinlichen Fall, daß der Mord der beiden Secretäre das Werk einer weitverzweigten Verschwörung und das Vorspiel zu einem allgemeinen Aufstand war, hatten die Mitverschworenen

im Park, die, wie es sich später zeigen sollte, auch wirklich zur Stelle waren, nur denselben Weg einzuschlagen, den der Landmann genommen hatte, um bis zum Vicekönig und den wenigen Personen seiner nächsten Umgebung vorzudringen und die Regierung Irlands mit einem Schlage zu vernichten. Die Abendschatten senkten sich bereits herab, und es war nicht unberechtigt, wenn Mr. Boyle unter dem Eindruck des soeben Geschehenen und der nächsten Aufgaben, die es zu bewältigen galt, die Befehle des Vicekönigs mit dem Ausruf: „Welch ein Anfang!" zu Papier zu bringen sich anschickte.

Die Secretäre waren getödtet: mehr wußte man für den Augenblick nicht. Das Gräßliche der That schien das ganze Land wie mit Schrecken zu lähmen und erweckte in der gesammten civilisirten Welt einen schaudernden Widerhall des Entsetzens. Der Gedanke, daß es sich hier um einen Act persönlicher Rache handeln könne, erschien von vornherein ausgeschlossen. Es lag nicht der geringste Anlaß zur Begründung eines solchen Verdachts gegen Mr. Burke vor, der in seiner officiellen Stellung als bloßer Executivbeamter sich keine persönlichen Feinde gemacht hatte und, obwohl ein irischer Grundbesitzer, mit seinen Pächtern die besten Beziehungen unterhielt. Lord Frederick Cavendish war erst am Morgen gelandet, und daß er durch die Hand eines nichtpolitischen Gegners getroffen worden sei, war vollends undenkbar. Es lagen also hier politische Morde vor, und je seltener die englische Geschichte solche Verbrechen zu verzeichnen hat, um so vernichtender war der Eindruck, den die That vom 6. Mai hervorbrachte. Als sie in London bekannt wurde, war die Aufregung so gewaltig, daß einander völlig fremde Personen sich auf der Straße anredeten, und wer die große Stadt an jenem Morgen gesehen hat, wird das von ihr gebotene Bild so leicht nicht wieder vergessen. Vielleicht, daß der 1848 in Rom vollführte Mord des Grafen Rossi eine ähnliche Wirkung hervorbrachte, wie es denn überhaupt an Analogien zwischen den beiden Vorgängen nicht fehlt. Auch Rossi wurde vor den Augen des Publicums hingeschlachtet; auch damals blieb der Mord ungestraft und die Thäter schienen wie von der Erde verschlungen worden zu sein. Die Mörder von Rossi sind unentdeckt geblieben; nach dem Verbrechen im Phönix-Park vergingen Monate, bevor es gelang, die zur Festnahme der Mörder berechtigenden Anhaltspunkte zu gewinnen.

Vorläufig handelte es sich darum, die Regierung von Irland wieder zu reconstruiren. Mr. Burke vor Allen mußte einen Nachfolger erhalten, und die Minister in London wandten sich an Mr. Hamilton, damals Secretär der Admiralität, um ihm den auf diese Weise erledigten Posten anzubieten. Unter den gegebenen Verhältnissen wäre eine bessere Wahl schwer zu treffen gewesen. Mr. Hamillon opferte unbedenklich die Annehmlichkeiten seiner Stellung und alle Aussichten, die sie ihm bot, stellte sich der Regierung vollständig zur Verfügung und war schon wenige Stunden später auf dem Weg nach Irland. Einige Tage nachher folgte ihm Mr. Trevelyan, um an die Stelle von Lord Frederick Cavendish zu treten. Mr. Trevelyan war ein Mann von parlamentarischem Ruf sowohl als von literarischer Bedeutung. Er hatte eine vorzügliche Biographie seines Oheims Lord Macaulay und ein Buch über die Jugendjahre von Charles James Fox verfaßt. Nachdem auf diese Weise die Lücken aus-

gefüllt worden waren, blieb die weitere Frage, was nun in Irland selbst zu geschehen habe. Die Blutscene im Park hatte die Situation so grell beleuchtet, die Gemüther der Menschen so gewaltig ergriffen, daß fortan mit schönen Worten und beweglichen Redensarten nichts mehr zu erreichen blieb. Es war bewiesen und mußte eingestanden werden, daß die Zustände in Irland sich seit Jahren stetig verschlimmert hatten. Im Zeitraum zwischen 1860 und 1870 zählte man mit Einschluß von Drohbriefen 3889 Agrarverbrechen; in dem zwischen 1871 und 1880 deren 5434. Aber im nächsten Jahr und seit Uebernahme der Geschäfte durch das neue Ministerium war die Zahl derselben auf 2590 gestiegen; sie betrug 1881 4439 und erreichte in den ersten sechs Monaten von 1882 die erschreckende Höhe von 2552, also von 425 Fällen im Monat. Solche Verhältnisse waren nicht nur trostlos, sondern auch beschämend für die Administration, unter der sie überhaupt möglich wurden. Deßungeachtet fürchte ich eingestehen zu müssen, daß ohne die Morde im Phönix-Park keine entscheidenden Maßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung vom Parlament genehmigt worden wären. Erst mit ihnen trat ein Umschwung in der öffentlichen Meinung und damit auch für die Politiker in London die Nothwendigkeit ein, sich von ihren kleinen Intriguen weg- und einmal wieder den irischen Angelegenheiten zuzuwenden. Das Erste, was zu geschehen hatte, war merkwürdiger Weise die Wiederherstellung einer ordentlichen Criminaljustiz, die seit Jahren aus Rand und Band gerathen war. Im Jahre 1872 nämlich war durch Parlamentsacte die Zusammensetzung der irischen Geschworenen einer sogenannten Reform unterzogen worden.

Bis dahin hatte der jeweilige Sheriff eine Liste von Personen zu entwerfen gehabt, die ihm, in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung, geeignet erschienen, als Geschworene zu fungiren. Er pflegte sie deshalb aus jenen Schichten der Bevölkerung zu wählen, in welchen die Unabhängigkeit der Stellung oder der gesicherte Erwerb äußere Bürgschaften für Unabhängigkeit des Urtheils gewähren. Obwohl vom praktischen Standpunkt aus in letzter Zeit besonders nur ganz unbedeutende Einwände gegen diese Art der Organisation geltend gemacht werden konnten, wurde sie dennoch auf den Grund hin angegriffen, daß sie eine übergroße Macht in die Hände der Executive lege, und eine Aenderung des Systems beschlossen. Ein neuer Gesetzentwurf bestimmte die Aufstellung von Namenlisten, welche fast Niemand mehr ausschlossen. Einige Zeit vor Einberufung der Schwurgerichte hatte an alle in diese Listen Eingetragenen die Aufforderung zu ergehen, sich zum Zweck der Geschworenenwahl einzufinden. Hierauf sollten sie namentlich aufgerufen und aus den eben Anwesenden die erforderliche Zahl von Geschworenen genommen werden, jedoch so, daß die Krone sowohl als der Angeklagte eine gewisse Anzahl von Personen zurückweisen konnten. Die Wirkung dieser Maßregel war unter den gegebenen Verhältnissen eine zerstörende. In den Städten brachte sie den niedrigsten Pöbel mit auf die Geschworenenbank; in den Grafschaften arme, in einsamen Hütten wohnende Pächter, die der Rache des Angeklagten oder seiner Angehörigen wehrlos ausgesetzt waren, wenn ihr Verdict gegen ihn entschied. Und dazu gelang es dem Angeklagten immer, wenigstens einige seiner Freunde oder Anhänger unter die Geschworenen zu bringen. Da aber zur Schuldigsprechung Einstimmigkeit er-

forderlich ist, so lagen die Aussichten für die Krone noch dann am günstigsten, wenn die Geschworenen sich über ein Verdict überhaupt gar nicht einigen konnten. Das Gesetz aber fand im Parlament beredte Vertheidiger, wie denn, nebenbei gesagt, Irland als das glücklichste Land der Welt gepriesen zu werden verdiente, könnte ein solcher Zustand durch Rhetorik allein zu Stande gebracht werden! Das Gesetz wurde ein segensreicher Fortschritt auf dem Wege freiheitlicher Entwicklung genannt. Es sollte das Volk für den öffentlichen Dienst heranbilden, seine politische Erziehung fördern, den Begriff des Pflichtgefühls entwickeln und was der schönen Redensarten mehr sind. Thatsächlich desorganisirte es, wie gesagt, nach und nach die ganze Criminaljustiz und machte nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die Handhabung des Gesetzes zur feierlichen Posse. Ein Beispiel mag das Gesagte erhärten. Kurz nachdem die neuen Bestimmungen Gesetzeskraft erlangt hatten, fand es ein Mann in der Grafschaft Clare angezeigt, einen andern, und zwar deshalb zu erschießen, weil das Schicksal ihn zu seinem Gutsherrn gemacht hatte. Er stellte sich also hinter eine Hecke, und als der betreffende Landlord nahe genug an ihn herangekommen war, legte er an und schoß. Das Gewehr war alt, platzte und riß dem Schützen den Daumen weg. Er wurde mit noch blutigen Händen festgenommen, verbunden; auch der weggeschossene Finger fand sich wieder, wurde aufbewahrt, und zu geeigneter Zeit brachte man ihn und seinen Besitzer vor die Assisen. Von einer ernsten Vertheidigung konnte nicht die Rede sein; die Geschworenen aber zauderten dennoch keinen Augenblick, den Angeklagten freizusprechen, und dieser, wohl wissend, daß er nach englischem Gesetz nun nicht zum zweiten Mal festgenommen und für sein Verbrechen bestraft werden konnte, begehrte, bevor er den Gerichtshof verließ, laut vom Richter, er möge doch einen der Gerichtsdiener veranlassen, ihm seinen Daumen zurückzugeben, damit er ihn ehrlich bestatten könne.

Sollten Gesetz und Ordnung überhaupt wieder hergestellt werden, so war es allerdings angezeigt, nicht nur der Straflosigkeit des Verbrechens, sondern auch der Unmöglichkeit der Erbringung des Beweises ein Ende zu machen. Selbst angesehene Personen ließen sich nur noch ungern herbei, ein Zeugniß zu geben, das nicht die geringste Beachtung fand, und von armen, abhängigen Leuten war es vollends nicht mehr zu erwarten, daß sie künftig mit Gefahr ihres Lebens vor Gericht die Wahrheit bekennen würden.

Es erfolgte also von Seiten der Regierung die Vorlage eines neuen Gesetzes „zur Unterdrückung der Verbrechen in Irland". Dieses Gesetz enthielt eine Clausel, die der Krone in gewissen Fällen das Recht gab, den Angeklagten, statt vor die Geschworenen der Stadt oder Grafschaft, wo sein Verbrechen begangen worden war, vor ein anderes Schwurgericht zu stellen, das in diesem Fall aus Männern zu bestehen hatte, die gebildeteren gesellschaftlichen Schichten als die große Masse der irischen Geschworenen entnommen werden sollten. Diese Bestimmungen waren durch die Noth vorgeschrieben; es folgte indeß noch eine weitere. Ein besonders hierzu bevollmächtigter Justizbeamter konnte, ohne daß eigentliche Verdachtsgründe gegen sie bestanden, alle Personen vorladen, von denen er voraussetzte, daß sie ihm nützliche Informationen zu geben im Stande seien. Gegen Ende Juli erhielt diese Vorlage Gesetzeskraft in Irland, und es handelte

sich nun darum, sie energisch durchzuführen. Der erste Fall, bei welchem sie zur Anwendung kam, betraf einen gewissen Francis Hynes, der einen armen alten Schäfer mit feiger Grausamkeit hingemordet hatte. Dieser Hynes war der Sohn eines heruntergekommenen kleinen Grundbesitzers in der Grafschaft Clare. Im Lauf des Herbstes von 1879 war ihm ein Pachthof entzogen worden, den im April 1880 ein Mann Namens Lynch übernahm. Auf diesem Pachthof war der sechzigjährige James Doloughty Schäfer, und auch Lynch wünschte, ihn in dieser Eigenschaft zu behalten. Doloughty aber erhielt die Weisung, das dürfe nicht geschehen, denn der neue Besitzer sei ein Eindringling in der Farm, aus welcher sein Vorgänger ausgewiesen worden sei; da er jedoch seinem Weib und sieben Kindern nichts zu geben hatte, als was er täglich verdiente, so gehorchte Doloughty nicht und wurde bald darauf an einem Sonntagsmorgen auf der Landstraße durch die Brust geschossen liegend gefunden. Der Zufall wollte, daß der Polizeibeamte des Districts gerade noch zeitig genug, um seine Aussage zu vernehmen, an dem Schulgebäude ganz in der Nähe vorbeikam, in das man den sterbenden Mann getragen hatte. Doloughty, der vollkommen bei sich war, unterzeichnete, nachdem er Kenntniß von seinem Inhalt bekommen hatte, noch das Protokoll, und erklärte hierauf Angesichts des hereinbrechenden Todes feierlich und aufs Bestimmteste, daß Francis Hynes ihn erschossen habe. Dasselbe wiederholte er nochmals seinem Weibe, und es gelang auch der Polizei, Hynes unweit der Stelle festzunehmen, wo der Mord geschehen war. Dieser Fall nun war die erste Probe, welche die Wirksamkeit des neuen Gesetzes bethätigen sollte.

Im August 1882 wurde Hynes nach Dublin, vor den ebenso klugerfahrenen als entschlossenen Richter Lawson und eine nach den veränderten Vorschriften zusammengesetzte Jury gebracht. Die revolutionäre Partei bot Alles auf, um das Vorgehen der Regierung zu verdächtigen, den Geschworenen sowohl als den Zeugen Furcht und Schrecken einzujagen und eine Freisprechung zu ertrotzen. Es war umsonst. Hynes wurde schuldig befunden, zum Tod durch den Strang verurtheilt, und am 11. September sollte das Urtheil vollzogen werden. Die Wuth und Enttäuschung der Revolution kannten diesmal keine Grenzen mehr. Richter und Geschworene wurden auf das Maßloseste beschimpft und in den Organen der Partei deutlich den Dolchen der Vehme bezeichnet.

Es war immer noch denkbar, daß entweder Lord Spencer selbst von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch machen, oder durch seine Collegen im Ministerium dazu veranlaßt werden würde, wenn es nur gelang, den Einen oder den Andern gehörig zu intimidiren oder etwa, was auch versucht wurde, durch Schmeicheleien zu gewinnen. Man hatte überdies, schon bevor die Geschworenen ein Verdict gesprochen hatten, dafür Sorge getragen, ihren Urtheilsspruch, falls er gegen Hynes lauten sollte, in den Augen des Publicums zu discreditiren. Im britischen Reich nämlich ist es Sitte, während der Sitzungen der Schwurgerichte, bei solchen Verbrechen, welche Todesstrafe nach sich ziehen, den Geschworenen Verkehr mit der Außenwelt nicht zu gestatten. Da nun im Fall von Hynes eine Entscheidung nicht am ersten Tage erfolgte, so ertheilte der Richter nach gewohntem Brauch dem Sheriff den Auftrag, die Geschworenen nach einem von ihm bezeichneten Gasthofe, einem der besten der Stadt, zu bringen. Statt dessen geleitete sie dieser

in ein anderes Hôtel, in welchem die Führer der revolutionären Partei zusammen zu kommen pflegten. Die Mitglieder der Jury fanden dort ihre Zimmer bereit, und das gemeinschaftliche Mittagsmahl in einem für sie reservirten Speisezimmer servirt, an dessen Thür ein Functionär des Sheriffs Wache hielt. Nach dem Essen zogen sich die meisten der Geschworenen in ihre Schlafzimmer zurück. Einige derselben, es mochten ihrer vier oder fünf sein, begaben sich jedoch ins Billardzimmer, zu welchem das Publicum, ohne Zweifel mit Absicht, Zutritt behielt. Die Geschworenen hielten sich jedoch zusammen, und die wenigen laut gesprochenen, übrigens ganz unbedeutenden Worte, die zwischen ihnen und andern Anwesenden gewechselt wurden, konnte Jedermann, der gerade im Zimmer war, hören. Als sie sich in ihre Schlafgemächer zurückzogen, waren die Lichter auf den Gängen bereits ausgelöscht; einer der Herren stolperte in der Dunkelheit über eine Badewanne, was in der Stille der Nacht nicht geringen Lärm verursachte; ein anderer gelangte, statt in sein Zimmer, in jenes eines Herrn Namens O'Brien, den man, trotz des vom Gasthofsbesitzer gegebenen Versprechens, keine Fremden auf denselben Gang mit Geschworenen einzuquartieren, dort untergebracht hatte. Dieser O'Brien, jetzt Herausgeber einer der extremsten Zeitungen in ganz Irland, schrieb am nächsten Tage in aller Frühe einem der leitenden radikalen Blätter von Dublin, die Mitglieder der Jury hätten die Nacht, die dem Urtheilsspruch vorherging, betrunken und mit allerlei Unfug zugebracht. Die Behauptung machte ungeheure Sensation, ließ sich aber in soweit leicht widerlegen, als die ans Licht geförderte Gasthofrechnung der Mäßigkeit der Geschwornen das beste Zeugniß ausstellte. Schwerer ließ sich die Anwesenheit einiger derselben im Billardzimmer rechtfertigen. Sie war durch eben diejenigen veranlaßt worden, deren Pflicht es gewesen wäre, sie zu verhindern, und ein Bruch der hergebrachten Disciplin. Aber nach dem Urtheil der erfahrensten Juristen that sie der Gültigkeit des Verdicts selbst nicht den geringsten Eintrag. — Es blieb also nur das Auskunftsmittel einer umfassenden Agitation im ganzen Lande zu Gunsten der Umwandlung der Strafe. Es war als ein höchst unglücklich gewähltes zu bezeichnen, denn entweder hatte Hynes den Mord begangen und folglich den Tod durch den Strang reichlich verdient, oder er war unschuldig und das Verdict der Geschworenen, sowie der Urtheilsspruch des Richters falsch, in welchem Fall es sich nicht um Umwandlung der Strafe, sondern um Freisprechung handelte. Die Aufregung war aber nichts desto weniger eine ungeheure und steigerte sich mit dem Herannahen des 11. September. Von allen Punkten der Grafschaft Clare und vielen anderen Gegenden Irlands erhielt Lord Spencer zahlreiche Petitionen, unter welche selbst angesehene Persönlichkeiten die Feigheit gehabt hatten, ihre Namen zu setzen. Von allen Seiten wurde er beschworen, Hynes zu begnadigen. Aber er blieb unerschütterlich, erwiderte, er habe keinen Grund, den Lauf des Gesetzes zu hemmen, und am dazu festgesetzten Septembermorgen wurde Francis Hynes gerichtet. Ich stehe mit der Ansicht keineswegs allein, daß dieser Schritt für die weitere Administration von Lord Spencer entscheidend geblieben ist. Von nun an war es klar, daß keine Drohung und keine Schmeichelei etwas über den Mann vermochten, der weder krankhafter Sentimentalität, noch volltönenden Redensarten, noch niedrigem Buhlen um Volksgunst die Majestät

des Gesetzes zu opfern sich herbeiließ. Die ruhige Entschiedenheit des Vicekönigs hatte übrigens noch eine ganz andere, ungleich schwerere Probe zu bestehen. Während des Zeitraums zwischen dem Proceß von Hynes und dessen Hinrichtung verlangte die Polizeimannschaft der Stadt Dublin und ein Theil der Polizei von ganz Irland Gehaltsaufbesserung und Zusicherung der Erhöhung ihrer Pensionsbezüge. Die Regierung antwortete, daß das Gesuch in Erwägung gezogen werden solle, und reizte durch diese als nichtssagende Formel von ihnen gedeutete Antwort die Polizisten aufs Höchste.

Ihr Begehren war, wenn alle Umstände in Betracht gezogen wurden, an sich weder unvernünftig noch übermäßig zu nennen. Da ihnen aber der Bescheid des Schatzamtes jede Erledigung ihrer Angelegenheit auf unbestimmte Zeit zu vertagen schien, so beschloß die Mehrheit der Polizeimannschaft von Dublin die Abhaltung einer Versammlung zur Besprechung ihrer Lage und zur Protestation gegen das Verfahren der Regierung. Nun war es jedoch wiederum für Lord Spencer nicht möglich, eine solche Demonstration von Organen der öffentlichen Sicherheit, und noch dazu gerade gegen jenen Zweig der Verwaltung zu dulden, an dessen Spitze der erste Minister selbst stand. Er untersagte also die Versammlung. Diese aber fand am 31. August dennoch statt. Zahlreiche Polizisten besuchten dieselbe; mehr oder minder heftige Reden gegen die Regierung wurden dabei gehalten. Der Vicekönig, als er von dem Vorgefallenen Kenntniß erhielt, entließ auf der Stelle die sämmtlichen bei dem Meeting betheiligt gewesenen Polizisten und forderte durch Proclamation alle loyalen Bürger der Stadt Dublin auf, freiwillige Dienste zur Handhabung der Polizei und Aufrechthaltung der Ordnung zu leisten. Der Moment war kritisch: der geringste Mangel an Entschiedenheit auf der einen, an Klugheit auf der andern Seite, und das Land fiel dem Bürgerkrieg anheim. Die widerspenstige Polizei erntete den lauten Beifall der revolutionären Partei, und es stand zu befürchten, daß ihr Beispiel Nachahmung von Seiten der Constabulary im ganzen Lande finden würde, eines vortrefflich gedrillten, außerordentlich brauchbaren Corps, das unter rechter Führung den Vergleich mit der besten Linientruppe zu bestehen vermöchte. Die Proclamation von Lord Spencer blieb indessen nicht ohne den gewünschten Erfolg. Aus allen Classen der Bevölkerung eilten die Leute nach dem Schloß von Dublin, um sich vereidigen zu lassen und hiermit die zum Theil höchst ermüdenden und peinlichen Pflichten des Polizeidienstes zu übernehmen. Es ist nicht uninteressant, das Verhältniß dieser Betheiligung nach den verschiedenen Ständen kennen zu lernen. Man rechnete 12 Procent Gentlemen von Stellung und Einfluß; 9 Procent Aerzte, Advocaten und ähnlicher Berufspersonen; 8 Procent Studenten, 43 Procent Geschäftsleute, 16 Procent Commis und kleine Angestellte, 9 Procent Handwerker und Arbeiter, 3 Procent Pensionisten. Eine neue Proclamation mußte weiteren Anmeldungen Einhalt thun. Die Truppen waren in den Casernen consignirt; bereit, jeden Augenblick einzugreifen. Die provisorische Polizeimannschaft erfüllte ihre Obliegenheiten pünktlich und genau, mit Hingebung und Disciplin. Tag und Nacht zur Verwendung bereit, sah man diese freiwillige Polizei durch die Straßen der Hauptstadt ziehen, auf entlegene Stationen sich begeben und die Ordnung überall auf musterhafte Weise aufrecht erhalten.

Damit war die größte und eigentliche Gefahr überwunden. Die Haltung des Vicekönigs, die Bethätigung der Opferwilligkeit des loyalen Theiles der Bevölkerung von Dublin, der gelieferte Beweis des Vorhandenseins einer starken Ordnungspartei, die Ueberzeugung, daß jedem Versuch eines Appells an die rohe Gewalt auch schonungslos mit den Waffen in der Hand begegnet werden würde, alle diese Umstände veranlaßten die Meuterer zum Nachdenken. Bereits nach ein paar Tagen näherten sie sich der Regierung, anfangs einzeln, dann officiell, durch ihre Führer und Verführer, mit Vorschlägen zum Frieden und zur Verständigung. Lord Spencer wies Alles zurück und verlangte bedingungslose Unterwerfung. Es blieb nichts übrig, als sich in seinen Willen zu ergeben. So wurden denn die Meuterer in Reih und Glied im Schloßhof zu Dublin aufgestellt. Dann mußte ein Mann nach dem andern, namentlich aufgerufen, vortreten und laut und vernehmlich in Gegenwart seiner Vorgesetzten und Kameraden für das Geschehene Abbitte leisten. Nachdem das vorüber war, wurde jeder einzelne Fall geprüft. Alle Rädelsführer und die nach ihnen meist Compromittirten erhielten auf der Stelle ihre Entlassung. Andere wurden zwar im Dienst belassen, aber nur unter der Bedingung, daß es ihnen gelingen werde, durch ein während langer Zeit hindurch fortgesetzt tadelloses Betragen die Erinnerung an das Geschehene zu tilgen und damit alle ihre verloren gegangenen Ansprüche wieder zu erwerben. Wieder Andern ließ man in Anbetracht ihrer Jugend oder sonstiger triftiger Entschuldigungsgründe vollständige Verzeihung angedeihen. So endigte der Strike der Dubliner Polizei, und die Rolle von Lord Spencer bei der Sache erinnert an eine Krisis der englischen Geschichte, bei welcher einer seiner Vorfahren in ähnlicher Weise betheiligt war.

Im Jahre 1797 hatte England auf dem Meere den vereinigten Flotten von Frankreich, Spanien und Holland zu begegnen, und dazu wußte man, daß sich in Holland eine Expedition unter den Befehlen des Admirals de Winter in der Absicht vorbereitete, eine Armee unter dem Commando von Hoche an der irischen Küste zu landen. Diesen Zeitpunkt nützten die Matrosen der britischen Nordseeflotte, um Solderhöhung und andere Zugeständnisse zu begehren, welche alle von der Regierung als gleich unbillig befunden und verweigert wurden, worauf die Meuterer sich unter Führung eines gewissen Parker der Schiffe bemächtigten und an der Mündung der Themse in Schlachtlinie traten. Auch damals war die Regierung entschlossen, lieber Alles aufs Spiel zu setzen, als nachzugeben. Es sollte zur Anwendung der Gewalt kommen, da brach ein Streit unter den Aufrührern selbst aus, der Widerstand war gebrochen und die Seeleute ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Dieser Vorgang ist stets als Beweis für die Energie und Charakterfestigkeit der Staatsmänner jener Tage angeführt worden. Der damalige Lord Spencer war erster Lord der Admiralität und bestand die Probe mit Ehren. Es läßt sich aber doch bezweifeln, ob die rothe Fahne der Empörung, als sie damals in der Themsemündung wehte, einer größeren Gefahr das Zeichen gab, als jener Widerstand der Organe der öffentlichen Sicherheit, der die Regierung von Lord Spencer plötzlich und unvorbereitet der Anarchie gegenüberzustellen drohte.

II.

Von jenen Septembertagen an gewann die Executive in Irland rasch wieder an Kraft. Die nach den neuen gesetzlichen Bestimmungen zusammengesetzten Geschworenengerichte thaten in Dublin und auf dem Lande ihre Schuldigkeit. Es gelang, die Urheber verschiedener während der letzten Jahre 1880 und 1881 begangener Agrarmorde festzunehmen, sie ihrer Schuld zu überführen und dem strafenden Arm der Gerechtigkeit auszuliefern. Nur bewiesen die von Zeit zu Zeit sich immer wieder erneuernden Verbrechen, die auf allen Punkten des Landes die Bevölkerung nach wie vor mit begreiflichem Entsetzen erfüllten, daß die Macht des revolutionären Bundes in Dublin selbst noch nicht gebrochen sei; und vor Allem fehlte es immer noch an genügendem Beweismaterial gegen die Theilnehmer an der Tragödie im Phönix-Park. Da beschloß die Partei der Revolution, einen neuen Schlag zu führen und durch Wiederbelebung der Panik die Handhabung des Gesetzes zu lähmen, bevor es gelang, seine vergeltende Gerechtigkeit auf sie selbst zu erstrecken. Die Ausführung dieses Entschlusses war es, die nicht nur zu ihrer Vernichtung führte, sondern auch die Entdeckung der Mörder von Burke und Lord Frederick Cavendish ermöglichte.

Der Richter Lawson hatte durch Verurtheilung des Francis Hynes den Zorn der Umsturzpartei, deren Organe in der Presse ihn täglich insultirten und bedrohten, ganz besonders herausgefordert. Um die Mitte November 1882 wurde er in einer der belebtesten Straßen von Dublin von einem Mann Namens Patrick Delany angegriffen, der seinen sechsläufigen Revolver auf ihn abzufeuern gerade noch durch einige Detectives verhindert wurde, die für die persönliche Sicherheit des ehrenwerthen und gelehrten Herrn Sorge zu tragen hatten und ihm seit Monaten überallhin folgten. Delany, von dem bald wieder die Rede sein wird, wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, worauf er den Aufsichtsbeamten seines Gefängnisses mittheilte, daß es gar nie seine Absicht gewesen sei, den Richter Lawson zu tödten, daß er aber als Mitglied einer zum Zweck des Mordes eingesetzten Gesellschaft den Befehl erhalten habe, ihn aus dem Weg zu räumen. Da er fürchtete oder vielmehr ganz genau wußte, daß Ungehorsam ihm das Leben kosten werde, berichtete Delany weiter, so habe er seinen Revolver gepackt und sei in die ihm bezeichnete Straße gegangen, jedoch mit der Absicht, sich so zu verhalten, daß die Aufmerksamkeit der Polizei sich auf ihn lenken und folglich das Leben des Richters gerettet werden mußte. Am 27. November, vierzehn Tage nach diesem Vorfall, wurde ein gewisser Mr. Field, Besitzer einer großen Papier- und Schreibmaterialien-Handlung, auf dem Weg von seinem Geschäft nach seiner Wohnung das Opfer eines um so besser geplanten und energischer durchgeführten Mordanfalls. Ein Mann ging von rückwärts auf ihn zu, legte ihm mit den Worten: „Sie Elender" die Hand auf die rechte Schulter, versetzte ihm mit einer scharfen Waffe zwei tiefe Wunden in den Rücken und suchte hierauf, nachdem sein Opfer zu Boden gefallen war, ihn auch noch in die linke Brust zu treffen. Da jedoch Mr. Field den Stoß parirte, traf er ihn nur in den Arm. Hierauf erhielt er einen andern Hieb in die rechte Seite, dessen Kraft er durch Entgegenhalten seines Schirms schwächte, und zwei

Stiche ins Gesicht, die beide ihm das Unterkiefer und die Zunge verletzten. Der unglückliche Geschäftsmann behielt noch Geistesgegenwart genug, kein Lebenszeichen mehr zu geben, und seine Angreifer — denn es waren deren zwei — sprangen auf einen in der Nähe stehenden Car und verschwanden. Diesmal war die Aufregung wieder groß. Mr. Field hatte als Geschworner einen wegen Agrarverbrechens Angeklagten schuldig gesprochen, und es unterlag keinem Zweifel, daß die Mordanfälle gegen ihn sowohl als gegen Richter Lawson die Rache dafür waren. Die That, die in Dublin zwischen sechs und sieben Uhr Abends begangen wurde, war in London bereits vor acht Uhr bekannt, denn sie wurde in allen Clubs, bei Diners und den ganzen Abend hindurch in den Gesellschaftsräumen des Unterhauses besprochen, das gerade zu einer Herbstsession versammelt war. Der Nachricht selbst ging das eigenthümliche Gerücht zur Seite, daß noch ein anderer Geschworner ermordet worden sei. Dieses Gerücht erhielt sich so hartnäckig, daß, bevor das Haus um zwölf-ein-halb oder ein Uhr Nachts auseinanderging, Lord John Manners, in Abwesenheit des etwas leidenden Sir Stafford Northcote, Führer der Opposition, sich veranlaßt fand, Mr. Gladstone darüber zu befragen. Dieser erwiderte, daß ein letztes, um zehn Uhr Nachts eingetroffenes Telegramm aus Dublin Einzelheiten über das Attentat gegen Mr. Field, sonst aber nichts Neues enthalte, und man also hoffen dürfe, weitere schlimmere Gerüchte nicht bestätigt zu sehen. Man hörte denn auch wirklich vorerst nichts mehr von der Sache. Erst als die ganze Geschichte der Verschwörung in Dublin bekannt zu werden begann, gestand ein Mann, Farrell mit Namen, Folgendes. Am 27. November, erzählte er, sei er mit noch einigen Andern von einem Buckligen, Joe Mullet genannt, geholt worden; jeder von ihnen habe hierauf einen Revolver und die Weisung erhalten bereit zu sein, denn es gebe etwas für sie zu thun.

In einer Straße, Westland Row, nahe an einer Station der Eisenbahn, welche die Bai von Dublin entlang führt, befand sich die Weinhandlung eines Mr. Barrett, der zugleich mit Mr. Field Geschworener und zwar, wenn ich mich dessen recht entsinne, Vorsitzender des Schwurgerichts gewesen war. Wie die meisten Geschäftsleute in Dublin besaß auch dieser Mr. Barrett ein an der Bai gelegenes Wohnhaus, in welches er sich des Abends zwischen fünf und sechs Uhr, wenn seine Arbeit gethan war, mit der Bahn zu begeben pflegte. Mit Rücksicht darauf war bestimmt worden, daß am Abend des 27. November Joe Mullet ihm auf dem Gang zur Bahn den Weg abschneiden und ein Couvert einhändigen, dann im selben Moment mit beiden Händen seinen Arm packen und festhalten, seine Helfershelfer aber über ihn herfallen und ihn niedermachen sollten. Farrell's Rolle in diesem Drama hätte darin bestanden, einen gewöhnlich in der Nähe der Eisenbahnstation aufgestellten Polizisten zu überwachen und im Fall dieser sich anschickte, dem Angegriffenen zu Hilfe zu kommen, ihn augenblicklich niederzuschießen. Alles war bereit, die ganze Bande in Westland Row aufgestellt, und einer der Verschworenen unterließ auch nicht, zu bemerken, daß es keine Kleinigkeit sein werde, Field und Barrett so in einer Nacht den Garaus zu machen. Der feindurchdachte Plan scheiterte aber doch, denn Mr. Barrett war an jenem Tag Geschäfte halber nach Cork gegangen und so seinen

Mördern entschlüpft. Sonderbar bleibt es immerhin, daß man in London von der That fast zur selben Zeit wußte, zu welcher sie drüben in Dublin hätte geschehen sollen.

Es war selbstverständlich, daß schon das Attentat gegen Field den Zweck der revolutionären Partei insofern erfüllte, als es die ruhigen, ehrsamen Bürger von Dublin in die Aufregung zurückversetzte, welche die verhältnißmäßige Ruhe der letzten Monate gedämpft hatte. Unerwartet dagegen kam es sowohl ihr als der Regierung, daß, wie schon bemerkt, eben das Verbrechen vom 27. November den seit langer Zeit gehegten Verdacht der letzteren über die eigentlichen Urheber der That vom 6. Mai bestätigte.

Der Zufall wollte, daß an jenem Novemberabend ein junges Mädchen, Alice Carroll, Tochter eines Fiakerkutschers, ausgeschickt wurde, um eine Banknote zu wechseln, und daß ihr Weg sie dabei ganz nahe an der Wohnung von Mr. Field vorüber führte. Die Mörder rannten an ihr vorbei; sie hörte einen derselben mit einem Fluch ausrufen, er werde dafür sorgen, daß Field nicht sobald wieder Geschworener werde. Zugleich sah sie denselben Mann etwas aus seiner Rocktasche herausziehen, was wie ein Messer aussah, denn es glänzte wie Stahl. Hierauf beobachtete sie deutlich, wie Mr. Field überfallen wurde, wie er mehrmals getroffen zu Boden stürzte und seine Angreifer davonliefen. Sie wußte noch mehr als das zu sagen. Seit Monaten kannte sie diese Angreifer von Gesicht; einige Tage später, während sie mit einem Polizisten sprach und zwei Wagen — zwei out-side cars — vorüberfuhren, deutete sie auf einen derselben und sagte, er sei ganz jenem ähnlich, auf welchem die Leute, die Mr. Field verwundeten, davongefahren seien.

„Oh," entgegnete der Schutzmann, „dann wissen Sie ja von der Sache," und führte das Mädchen nach dem Schloß. Das geschah am 5. December, und sie sagte dort aus, was sie wußte. Jetzt war die Regierung in Stand gesetzt, das Netz immer enger und enger zu ziehen. Alle verdächtigen Persönlichkeiten wurden, eine nach der andern, ins Schloß citirt und dort vor dem zuständigen Richter zahlreichen Verhören und Kreuzverhören unterzogen. Allmälig begannen einige der Verschwornen Angst zu bekommen und auf ihre Rettung bedacht zu sein. Am 3. Januar 1883 machte Robert Farrell einem Polizeiinspector Mittheilungen, deren Inhalt er später in Gegenwart des Untersuchungsrichters Mr. Curran wiederholte, und in welchen er über die Organisation des Mörderbundes und die Namen einiger seiner Mitglieder Aufschlüsse gab. So erfuhr man, daß der Hauptangreifer des Mr. Field Joseph Brady, sein Gefährte Timothy Kelly hießen; man gewann die moralische Gewißheit von der wahren Urheberschaft der Morde im Phönix-Park. Doch genügten die gewonnenen Resultate noch keineswegs als Beweismaterial vor Gericht. Andererseits war es eine große Verantwortung, Leute im Schoß der Gesellschaft ungestört fortexistiren zu lassen, die sich mit solchen Complotten gegen die öffentliche Ruhe und Sicherheit trugen. In dieser schwierigen Lage faßte Mr. Curran den Entschluß, den gefährlichen Schritt dennoch zu wagen und Verhaftbefehle gegen die Verschwörer zu erlassen. Er rechnete darauf, daß diese, wenn nur einmal unter Schloß und Riegel, ihm selbst die Waffen, die er brauchte, liefern

würden. In der Nacht vom 12. Januar 1883 ließ er nicht weniger als 27 Personen verhaften, unter diesen einen Stadtverordneten, der nahe daran gewesen war, und zwar allem Anschein nach mit Aussicht auf Erfolg, seine Candidatur für das Amt eines Lord-Mayor von Dublin aufzustellen. Am nächsten Tag wurden sie vor den Untersuchungsrichter gebracht, ohne daß jedoch eine directe Anklage gegen die Gefangenen erfolgte. Erst am 27. Januar identificirte Alice Carroll die verhafteten Brady und Kelly als die Angreifer des Mr. Field, und dasselbe that in Bezug auf Kelly ein geachteter Mann, Mr. Connolly mit Namen, der Zeuge sowohl des Angriffs selbst als der Flucht der Mörder gewesen war. Weiter erkannte Alice Carroll den Kutscher, der die beiden Gesellen davonfuhr, und in diesem Fall wurde ihr Zeugniß durch jenes des Dienstmädchens Mary Brophy bestätigt, die mit demselben Kutscher, während er an der Straßenecke stand und wartete, sich in ein Gespräch eingelassen hatte. Sein Name war Michael Kavanagh. Seit langer Zeit war die Polizei davon überzeugt, daß er es gewesen war, der die vier Mörder von Lord Frederick Cavendish und Mr. Burke auf seinem Wagen in Sicherheit gebracht hatte. Man wußte, daß er am Abend des 6. Mai im Park gewesen war; denn einer seiner Kameraden, der Fiakerkutscher Noud, hatte ihn dort gesehen und gesprochen. Kavanagh bekam fürchterlich Angst. Das nächste Verhör fand erst am 10. Februar statt. Als die Gefangenen diesmal vorgeführt wurden, hatte sich ihre Zahl um einen Mann vermehrt, der in Züchtlingstracht erschien. Es war der wegen Mordversuchs gegen den Richter Lawson verurtheilte Patrick Delany. Sie marschirten, der eine nach dem andern, in hergebrachter Ordnung im Gerichtssaal auf, als plötzlich, zum Erstaunen und Schrecken Aller, ein Polizist den Zug unterbrach und einen der Verhafteten, statt auf die Anklagebank, zur Zeugenbank führte. Der neue Zeuge war kein anderer als Michael Kavanagh, der Kutscher. Er bekannte, den einen out-side car kutschirt zu haben, der auf die Mörder im Phönix-Park wartete, und den sie dann zur Flucht bestiegen. Er bezeichnete Joseph Brady und Timothy Kelly als zwei derselben, deutete auf Patrick Delany, dessen Namen er nicht kannte, als den dritten, und erklärte, der vierte sei nicht unter den anwesenden Gefangenen. Im weiteren Verlauf seiner Mittheilungen führte er Thatsachen an, die, wenn sie sich bestätigten, auf James Carey, den Candidaten für den Posten des Lord-Mayor, als auf einen der Haupträdelsführer des ganzen Complotts verwiesen. Aus den gedruckten Aussagen von Kavanagh ist klar zu ersehen, daß er ein bloßes Werkzeug der Verschwörer war. Nachdem er sich einmal zum Ankläger hergegeben hatte, bekannte er, was er wußte. Nichtsdestoweniger war seine Aussage in mehreren höchst wichtigen Punkten eine irrige, und wenn der Untersuchungsrichter sich auf diese hin entschloß, die Angeklagten vor Gericht zu stellen, so war das Ergebniß mehr als zweifelhaft. James Carey hatte auf das Umsichtigste für ein Alibi gesorgt, und wenn es ihm plausibel zu machen gelang, daß er an jenem Abend des 6. Mai ganz wo anders als im Park war, so konnte er sich über die gegentheilige Behauptung eines einfältigen, bornirten Dubliner Fiakerkutschers leichten Herzens hinwegsetzen.

So weit waren die Dinge gediehen, als dem Untersuchungsrichter ein Helfer in der Noth gesendet wurde.

Zur Zeit seiner ersten Statthalterschaft in Irland, während des strengen Winters 1873, begegnete Lord Spencer, als er eines Tages im Phönix-Park spazieren ging, einem Mann, der Schlittschuhe in der Hand trug. Der Vicekönig wünschte ihm guten Tag und fügte hinzu, er hoffe, daß er sich am See und auf dem Eise gut unterhalten habe. Der Angesprochene erwiderte, daß sei leider nicht der Fall gewesen, denn die Eisbahn sei mit Menschen so überfüllt, daß er nicht einmal den Versuch gemacht habe, Schlittschuh zu laufen, worauf Lord Spencer ihm die Erlaubniß gab, die Eisbahn seiner Privat-Anlagen zu benützen. Als er dann sah, daß der Mann wirklich ein sehr geschickter Schlittschuhläufer war, dehnte er die Erlaubniß auf den ganzen Winter aus. Die Zeit verstrich, und am 6. Mai 1882 traf es sich, daß jener Mann wieder im Park war. Wenige Minuten vor dem Doppelmord ging er an den Mördern vorbei in der Richtung auf die Vicekönigliche Residenz zu, sah den Lord-Statthalter von einem Spazierritt nach Hause kommend, und erzählte einem Polizisten, nachdem er diesen, der ihn noch gar nicht kannte, darauf aufmerksam gemacht hatte, daß es Lord Spencer sei, wie freundlich er sich ihm vor Jahren erwiesen habe. Später bemerkte man, wie der Betreffende einige Worte mit James Carey wechselte. Auch Kavanagh erwähnte eines gutgekleideten Mannes, der mit James Carey gesprochen und hierauf, in der Richtung gegen die Stadt zu, seinen Weg fortgesetzt habe. Als Lord Spencer von der Geschichte hörte, entsann er sich des Vorganges; doch den Namen des Schlittschuhläufers von 1873 hatte er längst vergessen. Es wurden Anzeigen in alle Zeitungen eingerückt, mit der Aufforderung an den Mann, sich bei der Polizei zu melden. Einige Tage später that er es auch wirklich. Sein Name war Mr. Glyn, und als am 15. Februar das nächste Verhör vor sich ging, befand er sich unter den Zeugen. Was er zu berichten hatte, war Folgendes. Als er am 6. Mai durch den Park und nach der Stadt ging, fand er James Carey auf einer Bank mit einem Andern sitzen, der ihm ganz unbekannt war. Er sprach während einiger Minuten mit Carey, den er kannte, von gleichgültigen Dingen und setzte hierauf seinen Weg in der Richtung nach der Reiterstatue von Lord Gough fort. In der Nähe derselben hielt, gerade als er vorüberkam, ein out-side car. Ein Herr sprang von demselben herab und holte einen Andern ein, der wenige Schritt davon auf dem Seitenweg ging, worauf Beide ihren Weg zusammen fortsetzten. Es waren die beiden Secretäre. Glyn wandte sich der Stadt zu. Der Lampenanzünder erleuchtete eben die letzte Laterne am Parkthor. Glyn blickte nach der Uhr, um sich zu überzeugen, ob er es zu früh that, denn die Sonne war noch nicht untergegangen. Diesem geringfügigen Umstand war es zu verdanken, daß er später die Stunde ganz genau anzugeben wußte. James Carey fühlte sogleich, daß die Aussage dieses durchaus achtbaren, anständigen Mannes das ganze, mühsam und künstlich errichtete Gebäude seiner Selbstvertheidigung umstoßen mußte. Seine Anwesenheit im Park zur Stunde der Blutthat war jetzt erwiesen, das Zeugniß von Kavanagh beglaubigt und ihm selbst der Strick um den Hals gelegt. Er beschloß also, wenn die Krone sein Zeugniß annahm und ihm Straflosigkeit verbürgte, zwar nicht Alles zu sagen, was er wußte, aber doch genug, um glauben zu machen, daß er nicht viel mehr wisse, als das. Die irische Regierung zögerte.

Einige ihrer Mitglieder und Berather hielten es für angezeigt, etwas zu warten, weil alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß nun auch ein anderer Angeklagter, Curley genannt, sich als Angeber anbieten werde. Was aber Curley mitzutheilen haben würde, wußte man nicht bestimmt zu sagen; Carey dagegen war ein Stadtverordneter und bekannt mit Mr. Egan, der zugleich mit Mr. Biggar, M. P., das Amt eines Schatzmeisters der Land-Liga bekleidete. Durch ihn konnte man möglicher Weise der ganzen Conspiration auf die Spur kommen und sich ihrer Führer bemächtigen. Man konnte auch hoffen, daß sein Beispiel und der Verrath, den er an seinen Bundesgenossen beging, junge Leute davon abschrecken würden, sich in Zukunft leichtsinnig zum Eintritt in geheime Gesellschaften verleiten zu lassen. So entschied man denn zu Gunsten der Annahme seines Zeugnisses. Es war noch keine Viertelstunde verflossen, seit er von diesem Entschluß verständigt worden war, als auch schon Daniel Curley seine Dienste in gleicher Eigenschaft anbot. Im Interesse der Wahrheit und des Gesetzes mußte man beklagen, daß sein Anerbieten zu spät kam. Denn im Geheimbund genoß er höhere Ehren und ein größeres Vertrauen als Carey. Die Organisation desselben im ganzen Lande und insbesondere in Westmeath und in Kerry kannte er viel besser als jener. Durch ihn wären wenigstens einige Leiter der Bewegung bekannt geworden; er hätte vielleicht anzugeben vermocht, woher das Geld floß, mit welchem die Agrarverbrechen gezahlt wurden. Aber es war zu spät. Die Regierung war gegen Carey gebunden. Sein Erscheinen unter den Zeugen führte zur Begründung des prima facie und zur Einleitung des eigentlichen Processes. Als Carey im Begriffe stand, den Gerichtssaal wieder zu verlassen, wandte sich Curley mit einem Ausruf gegen ihn, der seinen ganzen Haß und Abscheu vor dem Mann zum Ausdruck brachte. Carey hielt inne, warf einen höhnischen Blick auf den unglücklichen Curley und sagte dann spottend zu ihm: „Ah, Dan, alter Junge, ich habe Dir's abgewonnen!"

Am 11. April 1883 eröffnete Mr. Justice O'Brien, einer von Ihrer Majestät Richtern der irischen Queens Bench, im alten Justizgebäude von Green-Street in Dublin die Gerichtsverhandlungen gegen die Mörder vom 6. Mai. Das düstere, von außen ganz unansehnliche kleine Gebäude hat dennoch seine Geschichte. Mancher irische Rebell hat dort vor seinem Richter gestanden. Es war innerhalb dieser Mauern, daß Robert Emmett 1803 die berühmte Rede hielt, in welcher er verlangte, es möge keine Grabschrift seinen Leichenstein bezeichnen, bis Irland eine unabhängige Nation geworden sei; hier, wo 1848 John Mitchell seine theatralische Herausforderung an die englische Krone richtete. Das barbarische Verbrechen, über welches jetzt das Urtheil gesprochen werden sollte, war, Alles in Allem genommen, nur die natürliche Folge der Lehren jener Vorgänger der Verschwörer vom Phönix-Park und aller Derjenigen, welche die Ueberlieferung des Umsturzes und der Conspirationen bewahrt hatten. Der Gerichtshof war zum Ersticken voll.

Nach den vorgeschriebenen Formalitäten rief ein Gerichtsbeamter laut den Namen Joseph Brady, und inmitten athemlosen Schweigens aller Anwesenden trat ein untersetzter Bursche mit kurzem Hals, breitem Schädel und kleinen, vorstehenden, unruhig hin- und herschweifenden Augen vor. Auf die Anklage, den

Mord von Mr. Burke vollführt zu haben, antwortet er mit „nicht schuldig". Die Geschworenen wurden hierauf beeidigt und der Staatsanwalt leitete das Verhör ein. Nachdem der Beweis des Bestehens einer Conspiration erbracht worden war, wurde James Carey vorgeladen.

Er war ein in den besten Jahren stehender Mann von etwas mehr als mittlerer Größe; er trug einen schwarzen, spitz zulaufenden Bart, die Gesichtsfarbe war geröthet, das ganze Auftreten ein Gemisch von brutaler Menschenverachtung, Servilität und grenzenloser Eitelkeit. Er begab sich auf die Zeugenbank, und von dort aus gab er mit frecher Kaltblütigkeit die Schilderung einer Reihe von Thaten, deren Infamie in der Geschichte menschlicher Verbrechen nicht oft übertroffen worden ist.

Im November 1881 wurde ein aus dem englischen Norden kommender Irländer, Namens Walsh, in Carey's Haus eingeführt. Als den Zweck seiner Anwesenheit in Irland bezeichnete er die Gründung einer Gesellschaft, „um Geschichte zu machen". Sie sollte aus einer auserlesenen Schaar von Feniern zusammengesetzt werden, deren Bund Carey seit mehr als zwanzig Jahren angehörte, und im Ganzen aus 250 Mitgliedern für das Vereinigte Königreich bestehen, wovon 50 in Dublin zu bleiben hatten. Die Aufgabe dieser Gesellschaft bestand zunächst darin, Regierungsbeamte, Staatsmänner, Richter, überhaupt solche Persönlichkeiten aus der Welt zu schaffen, deren Existenz die Gesellschaft beanstandete. Carey willigte darein, ihr beizutreten, und schwur, die Hand auf ein Messer gelegt, den Geboten der Häupter der Gesellschaft zu gehorchen, ihre Geheimnisse nicht weiter zu ergründen als man für gut finden würde, sie ihm mitzutheilen, und endlich den Tod als verdiente Strafe für den Bruch dieses seines Eides anzunehmen. Hierauf wurde ihm die Liste der dem Untergang Geweihten vorgelegt. Der erste Name auf derselben war der von Mr. Foster, damals Staatssecretär von Irland, der zweite jener von Lord Cowper, dem Vicekönig. Es wurde beschlossen, Lord Cowper von einem Fenster aus zu erschießen, und Carey beauftragt, zu diesem Zweck ein passend gelegenes Haus zu miethen. Es gelang ihm nicht, ein solches zu finden, und „die Unbesiegbaren" — the Invincibles — wie die Gesellschaft sich nannte, wandten daher ihr ganzes Augenmerk auf Mr. Foster. Zwischen dem 3. März und dem 27. April 1882 wurden wenigstens 22 Anschläge gegen sein Leben, wahrscheinlich jedoch noch mehr gemacht. Zuweilen fanden deren zwei an einem Tage statt. Der Raum erlaubt nicht, die geradezu wunderbar zu nennenden Errettungen dieses Ministers aus fortwährender Lebensgefahr zu erzählen. Die merkwürdigste vielleicht von allen trug sich am Tage seiner Abreise von Irland zu. Die Postdampfer stechen nicht von Dublin selbst, sondern von dem, sieben englische Meilen von der Hauptstadt entfernten Kingstown aus in die See. Dicht am Hafen liegt ein nautischer Club, höchstens hundert Meter von der Landungsstelle der Dampfer entfernt. Man wußte, daß Mr. Foster Irland am Abend des 27. April zu verlassen gedachte, und setzte voraus, er werde den Eilzug benützen, der gerade rechtzeitig zum Abgang des Dampfers von Dublin in Kingstown eintrifft. In Uebereinstimmung damit waren fünfzehn Unbesiegbare unter dem Befehl von Daniel Curley aufgeboten worden, um den scheidenden Staatssecretär im Stationsgebäude

von Dublin zu ermorden. Mr. Foster jedoch begab sich mit einem früheren Zug nach Kingstown, um dort mit einem Freund im nautischen Club zu Mittag zu speisen und noch die Abendbrise in der Bai zu genießen. Einige Zeit vor Abgang des Eilzuges trafen Curley und seine fünfzehn Spießgesellen richtig vor dem Stationsgebäude ein und wenige Minuten später fuhr auch schon der Wagen von Mr. Foster mit dessen Gemahlin und Tochter vor. Da er selbst nicht zu sehen war, dachten die Verschworenen, er werde später und auf einem anderen Wege eintreffen, und begaben sich auf die Plattform, in die Nähe des Eisenbahncoupés, in welchem Mrs. Foster Platz genommen hatte. Zwei derselben folgten ihr sogar ins Coupé und warteten dort einige Minuten lang auf ihr Opfer. Die Zeit verging; die Wagenthüren wurden geschlossen, der Zug setzte sich in Bewegung, und hängenden Kopfes und unverrichteter Dinge kehrten Curley und seine Freunde zu ihren Bundesgenossen zurück. Eine halbe Stunde später fuhr Mr. Foster an Bord des Postdampfers zum Hafen von Kingstown hinaus, in die weite See. Seine Thätigkeit als Staatssecretär war zu Ende: er nahm Abschied von Irland, nicht ahnend, welchem Zufall er es verdankte, lebend seine Küsten zu verlassen.

Die Rettung von Mr. Foster war es eben, die das Schicksal von Burke besiegelte.

III.

Als der Bund der Invincibles geschlossen wurde, empfahl Carey den Gebrauch „schweigsamer Werkzeuge", worauf ein Mann, den er häufig als Priester verkleidet in den Straßen von Dublin zu begegnen pflegte, die Sendung von Messern oder Dolchen aus London versprach. Der Name dieses Individuums war Sheridan. Einigen der Parnelliten im Unterhause scheint er ganz wohl bekannt gewesen zu sein, denn er figurirt in einem höchst unterhaltenden Proceß, der von Seiten eines Frauenzimmers gegen Mr. Biggar M. P. wegen nicht gehaltenen Eheversprechens angestrengt wurde, als dessen Freund, oder wenigstens als dessen Vertrauter. Ebenso gab Mr. Parnell, als Unterhandlungen zu seiner Befreiung aus der Haft von Kilmainham im Gang waren, zu verstehen, daß er sich seiner bedienen könne, um den Agrarverbrechen im Westen von Irland ein Ende zu machen. Kurz nach der erwähnten Besprechung zwischen Carey und Sheridan brachte eine Frau dem ersteren aus London ein Gewehr, zwei Revolver und sechs Messer, zugleich mit 4000 Patronen für die Schießwaffen. Die Messer waren in einem kleinen Kistchen verpackt und chirurgische Instrumente von der Sorte, die Männern des Fachs als das Liston transfixion knife zum Zweck der Amputation des Oberschenkels bekannt sind. Sie waren von bester Qualität, aus einem der bekanntesten Londoner Läden. Die Frau, welche die ganze Waffenladung herübergebracht hatte, soll, nach Carey's anfänglicher Aussage, die Gattin eines gewissen Frank Byrne gewesen sein, der zur revolutionären Partei in naher Beziehung stand und Secretär einer Gesellschaft war, die sich „Die großbritannische Landconföderation" betitelte. Später jedoch ihr gegenübergestellt, erklärte er, sie nicht zu kennen. Bald darauf erhielt Carey den Besuch eines Mannes, dessen Namen er nicht zu wissen vorgab. Diese Persönlichkeit gab ihm Geld

und war den Unbesiegbaren als Nr. 1 bekannt. Sein eigentlicher Name war Tynan; er gehörte dem Kaufmannsstand an und war für Papier- und Schreibmaterialgeschäfte gereist. Gewöhnlich hielt er sich in London auf und diente bei einem Freiwilligen-Corps. Dieser Tynan nun bedeutete Carey, daß Mr. Burke sein Leben verwirkt habe, und unverzüglich wurden die Vorbereitungen zu seiner „Hinwegräumung" getroffen. Am 5. Mai gingen seine Mörder in den Park, um ihm zu begegnen; dasselbe thaten sie am Morgen des 6. Mai, wo sie Burke auf dem Wege nach der Stadt zu treffen hofften. Da ihr Anschlag beide Male fehlschlug, kehrten sie am Abend desselben Tages zurück, und diesmal sollte er gelingen. Um 3 Uhr Nachmittags traf Carey mit den Verschwörern in einer Schenke zusammen; mit ihnen kam ein gewisser Joseph Smith, früher Fenier, und nun durch Carey in den Bund der Invincibles aufgenommen. Er war zuweilen im Schloß von Dublin beschäftigt, konnte in Folge dessen dort kommen und gehen wie es ihm gefiel und war, eben weil er die vornehmsten Regierungsbeamten alle von Gesicht kannte und den Anderen bezeichnen konnte, in den Bund gewählt worden. Carey bestieg nun mit Smith und einem Hanlon genannten Manne den im Besitz eines Verschworenen befindlichen und von ihm kutschirten Fiaker, während ein zweiter Wagen, der Out-side car, auf einem anderen Wege demselben Ziele, dem Park, entgegenfuhr. Ihn kutschirte Michael Kavanagh, und vier Menschen, Joseph Brady, Timothy Kelly, Thomas Caffrey und Patrick Delany, befanden sich auf demselben. Der Fiaker und der Car trafen sich auf der bereits beschriebenen Fahrstraße, der Hauptverkehrsader des Parks, unweit der Phönix-Säule. Dort standen sie beide still, und nach einer kurzen Besprechung setzte der Car mit den vier Männern seinen Weg in der Richtung gegen den Phönix fort, während die im Fiaker befindlichen drei Männer ausstiegen. Linker Hand von der Straße, wenn der Blick dem Phönix zugewandt blieb, war auf einer nahen Wiese ein Cricketspiel, rechter Hand ein Polo im Gange. Hanlon wandte sich nach links und betrachtete das Cricket; Carey und Smith gingen über die Straße auf eine rechter Hand befindliche Bank zu. Smith setzte sich auf diese Bank, Carey schlenderte ein Stückchen weiter und besah sich das Polospiel. Während er so dastand, kam Curley auf ihn zu und forderte ihn auf, mit ihm zur Fahrstraße zurückzugehen: Mr. Burke könne jeden Augenblick kommen. Auf die Straße gelangt, bestieg Curley den Fiaker und ließ sich in der Richtung nach der Phönix-Säule fahren, bemerkend, er werde den Car von dort zurückschicken. Carey setzte sich mit Smith auf die Bank nieder, und damals war es, daß Mr. Glyn ihn ansprach. Der von Kavanagh kutschirte Car kam indessen angefahren und stellte sich gerade der Bank gegenüber, und zwar so, daß das Rücktheil des Wagens gegen den Rasen, der Kopf des Pferdes gegen die Mitte der Straße gerichtet war. Eben hatte Mr. Glyn Carey guten Abend gewünscht; Kavanagh stand mit dem Rücken an den Wagen gelehnt, das Pferd fraß ruhig aus dem angehängten Futtersack, als Smith plötzlich auffuhr. Mr. Burke hatte soeben seinen Wagen halten lassen, war herabgesprungen und im Begriff, Lord Frederick einzuholen. Smith bezeichnete ihn dem Carey. Beide gingen hierauf über die Straße, Kavanagh nahm dem Pferde den Futtersack ab und alle drei sprangen auf den Car. Indessen wurde der Kutscher

aschfarbig und begann am ganzen Körper zu zittern. Im selben Zustand war Smith. Nur Carey's Nerven hielten aus, und, wie Smith später bemerkte, wechselte er auch nicht einmal die Farbe. Der Car fuhr wieder der Phönix-Säule zu, mit dem Kutscher auf der rechten Seitenbank, Smith und Carey auf der linken, doch so, daß Carey dem Pferde zunächst saß. Er zog ein weißes Sacktuch aus der Tasche, schwenkte es, führte es hierauf an den Mund und bedeutete Smith, ein Gleiches zu thun. Der Car fuhr am Fiaker vorüber, der rechter Hand auf der Straße, mit dem Kopf des Pferdes gegen die Stadt zu gewendet, dastand, und ging weiter bis zum Punkte, wo die Straße von der Phönix-Säule aus nach Süden zu geht. Dort standen sieben Invincibles: Joseph Brady, Timothy Kelly, Thomas Caffrey, Michael Fagan, Daniel Curley, Joseph Hanlon und Patrick Delany, unter dem Befehl von Curley. Obwohl noch viele andere Verschwörer im Park vertheilt waren, scheinen nicht mehr als diese auf der angegebenen Stelle gegenwärtig gewesen zu sein. Als der Car hielt, stiegen Smith und Carey ab, und ersterem wurde gesagt, er könne nach Hause gehen. Er ließ es sich nicht zweimal sagen und eilte fort. Dasselbe that Carey; als er hörte, daß auch er jetzt überflüssig sei, ging er schräg durch den Park so schnell er konnte weg. Brady erklärte den Uebrigen, daß zur Ausführung der That vier von ihnen genügten, und es wurde bestimmt, daß es die vier Leute sein sollten, die auf dem Car gekommen waren. Nun gingen Curley, Fagan und Hanlon zu dritt in einer Reihe den beiden Secretären entgegen; vier oder fünf Meter nach ihnen folgten Brady und Kelly, und hinter diesen Caffrey und Delany. Die Drei gingen an den Secretären vorbei und auf den Fiaker zu, der auf der anderen Seite der Straße stand. Da, gerade im Moment wo Brady und Kelly sich mit Lord Frederick und Mr. Burke begegneten, rollte ein Wagen vorüber; Brady bückte sich, als wolle er sein Schuhband binden, und die beiden Secretäre kamen an ihm und hierauf an Kelly, an Caffrey und an Delany vorüber. Dann wandten sich alle Vier um: Brady und Kelly gingen an Caffrey und Delany vorbei, Brady legte seine linke Hand auf die linke Schulter von Mr. Burke und stieß ihm das Messer mit solcher Kraft durch den Rücken, daß die Spitze desselben auf der entgegengesetzten Seite einige Centimeter weit hervorstach; Mr. Burke fiel todt zu Boden. Lord Frederick schlug mit dem Ruf: „Elender!" seinen Regenschirm Brady ins Gesicht, worauf dieser, sich ihm zuwendend, ihm einen Stich in den linken Vorderarm versetzte, der einen Knochen zersplitterte; dann, während Lord Frederick, sich noch immer vertheidigend, die Andern abzuwehren suchte, traf er ihn ein zweites Mal in die rechte Armhöhle, wobei er die Hauptarterie und die in den Arm gehenden Adern durchschnitt, so daß ein schneller Tod durch den ungeheuren Blutverlust herbeigeführt wurde. Brady versetzte dem Sterbenden noch einige Stiche, und sich umwendend sah er Kelly damit beschäftigt, ein Gleiches am Körper von Mr. Burke zu thun. Er ging hin, rannte der Leiche das Messer durch die Kehle, wischte es im Grase ab, sprang auf den Car, auf welchem die Anderen schon saßen, und im rasenden Galopp fuhr dieser davon.

So lautete die Geschichte der Morde im Phönix-Park nach der im Gerichtssaal gegebenen Version. Sie beruhte vornehmlich auf den Aussagen von Farrell,

Carey, Smith und Kavanagh, die nun alle bereit waren, sich gegenseitig zu verrathen. Nun ist es aber nach englischem Gerichtsverfahren unabänderliche Sitte, daß der Richter die Geschworenen darauf aufmerksam macht, auf solche Zeugnisse nur dann Gewicht zu legen, wenn sie von anderer Seite her bestätigt werden und zwar gerade in Bezug auf einen wesentlichen, den Thatbestand direct berührenden Punkt, und nicht auf bloße Nebenumstände. Aus dem Gesagten ergibt sich schon, daß ein Mitschuldiger nicht die Aussage eines anderen Mitschuldigen, Carey z. B. keine solche von Smith, beglaubigen konnte. Eine ausdrückliche Gesetzesbestimmung ist jedoch nicht vorhanden, und es steht dem Gerichtshof vollständig frei, sich eine Meinung darüber zu bilden, in wie weit die Aussagen solcher Zeugen Glauben verdienen oder der Bestätigung bedürfen. In diesem besonderen Fall der Morde im Phönix-Park konnte über den Thatbestand in der Hauptsache gar kein Zweifel bestehen, denn er war durch eine Menge von Nebenumständen und unabhängige Zeugen beglaubigt. — Der Proceß von Joseph Brady dauerte drei Tage und endigte mit seiner Schuldigsprechung. Richter O'Brien hielt ihm hierauf eine kurze Ansprache, des Inhalts, daß er mit den Leben, die er genommen, sein eigenes verwirkt und seinen Opfern in die Ewigkeit zu folgen habe, worauf sich Seine Lordschaft mit der schwarzen Kappe das Haupt bedeckte und nach vorgeschriebener Form das Todesurtheil sprach.

Es folgten sich nun rasch die Processe der übrigen Gefangenen, von welchen viele sich schuldig bekannten, und am 17. Mai, etwas länger als einen Monat nachdem sie begonnen, waren sie zu Ende. Der Bund der Unbesiegbaren überlebte sie in Dublin wenigstens nicht. Von den dreißig Personen, die zu ihm gehörten, wurden fünf durch den Strang gerichtet, vier zu lebenslänglicher, fünf zu zehnjähriger, eine zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Ein Einziger wurde unter der Bedingung künftigen tadellosen Verhaltens und entsprechender Bürgschaft freigegeben, einer oder zwei der Verschwörer starben im Gefängniß, sechs wurden Kronzeugen, und ungefähr der gleichen Zahl gelang es, aus dem Lande zu fliehen.

Gesetz und Ordnung hatten also endlich gesiegt; denn nicht nur, daß der Hauptherd der Verschwörung zu bestehen aufgehört hatte, sondern auch ähnlichen Verbindungen in ganz Irland drang sich die Ueberzeugung auf, daß die Zeiten der Straflosigkeit vorüber waren. Die Führer revolutionärer Gesellschaften erkannten die Gefahren des von ihnen betriebenen Handwerkes, und Diejenigen, die sich mit ihrer Vergangenheit nicht mehr anders abzufinden wußten, verließen die Heimath, um nach fremden Ländern zu gehen. Es herrschte wieder Ruhe auf der ganzen Insel, und sie wird anhalten, so lange die Criminaljustiz mit Gerechtigkeit und Consequenz gehandhabt werden wird. Dazu ist vor Allem die theilweise Erneuerung und Aufrechthaltung der wichtigsten Bestimmungen des nach dem Mord der beiden Secretäre eingeführten Gesetzes erforderlich, welches im gegentheiligen Falle vom nächsten September an seine Gültigkeit verliert.

Der Krone muß die Möglichkeit gesichert werden, in Criminalfällen sowohl den Sitz des Geschworenengerichtes als auch die Zusammensetzung desselben aus zuverlässigen, ehrenhaften Geschworenen zu bestimmen. Geschieht das nicht, so läßt sich mit Sicherheit voraussehen, daß die Greuel von 1880, 1881 und 1882

sich in vermehrtem Maße wiederholen werden. Aber wenn die Interessen der Civilisation die Sicherstellung von Gut und Leben als Grundbedingung aller staatlichen Ordnung verlangen, so hat der Staatsmann die weitere, nicht minder gebieterische Pflicht, nach den geistigen und materiellen Ursachen zu forschen, auf welche sociale Calamitäten wie die Aera der Verbrechen in Irland zurückzuführen sind. Und hier kann man sich nicht verhehlen, daß Irlands Geschichte und Politik leider einer Krankheitsdiagnose zu vergleichen sind, deren Interesse auf der moralischen Wirkung einer unwissenden und gleichgültigen Gesetzgebung und ungesunden socialen Existenzbedingungen beruht.

Richter O'Brien, als er die Unbesiegbaren von Dublin verurtheilte, hob als charakteristisches Zeichen hervor, daß beinahe alle bei den Morden im Phönix-Park Betheiligten im Privatleben sich eines unbescholtenen Rufes erfreuten. Es war bei Curley der Fall, der doch Beweise von so kalter Grausamkeit gab; Joseph Brady, der Mörder der beiden Secretäre und Angreifer von Mr. Field, der auf dem besten Wege war, den Mord als Handwerk zu betreiben, war ein fleißiger, nüchterner Arbeiter, seines Zeichens ein Steinmetz und nicht ohne Talent und Begabung für die seinem Fache eigene Technik. Während seines Processes benahm er sich ruhig und ehrerbietig und beschäftigte sich nach seiner Verurtheilung ausschließlich mit religiösen Uebungen und mit der Vorbereitung zu seinem Tode. Er empfing die Sacramente wenigstens scheinbar mit großer Frömmigkeit, beklagte das persönliche Schicksal der von ihm Erschlagenen, aber gab nicht im Geringsten vor, die That selbst zu bereuen. Sein beständiger Gefährte, Timothy Kelly, derselbe, der an der Leiche von Mr. Burke niederknieend ihr noch mit wilder Energie mehrere Messerstiche versetzte, pflegte durch die Regelmäßigkeit und den Eifer, mit welchem er den religiösen Uebungen oblag, alle, die ihn kannten, zu erbauen. Während der Zeit, die zwischen seiner Verhaftung und seiner Hinrichtung verlief, verschlang er Bücher streng mystischen Inhalts, insbesondere ein solches des Londoner Oratorianers Faber, das den Geist höchster Frömmigkeit athmet. Er starb dem Anschein nach mit sich selbst völlig in Frieden, unter Anrufung des Erlösers und von der Berechtigung seiner That überzeugt.

Auch waren Brady und Kelly keineswegs Ausnahmen in dieser Beziehung. Im Hause des Buckligen, Joseph Mullet, der beauftragt gewesen war, Mr. Barrett bei den Händen festzuhalten, während seine Mitschuldigen ihn erstechen sollten, und der tief in die Geheimnisse der Unbesiegbaren eingeweiht war, fand sich ein Tagebuch höchst merkwürdigen Inhalts. Der Bund war, wie bereits erwähnt, im December 1881 beschworen worden. Am 19. desselben Monats findet sich unter den durchaus persönliche Eindrücke enthaltenden Aufzeichnungen der folgende: „Gestern früh wurde ich in die Sodalität der hl. Jungfrau, der Hilfe der Christen, aufgenommen. Möge Gott mir durch die Vermittlung der hl. hl. Ignatius, Franciscus, Aloysius und Stanislaus die Gnade ertheilen, die damit eingegangenen Verpflichtungen getreu zu erfüllen." Man wird sich entsinnen, daß am 3. März die Vorbereitungen zur Ermordung von Mr. Foster vollendet waren und die systematischen Angriffe auf sein Leben begannen. Während dieses Monats ist auch das Tagebuch mit Anrufungen um den Beistand der Heiligen ausgefüllt. Der Mangel an Raum

gestattet mir nur zwei derselben, die vom 17. und 18. März, anzuführen. Die erste lautet: „In der Erlöserkirche zu Ehren des hl. Patrick die hl. Communion empfangen. O glorreicher Apostel unseres heimgesuchten Landes, erhöre die Bitte eines armen Kindes zu Gunsten seiner Mutter, und wie du das Werkzeug in der Hand Gottes warst, sein Volk im einen, wahren Glauben zu vereinigen, so vereinige, o! großer Heiliger, auch durch deine Macht im Himmel das Irische Volk zu einer gewaltigen Anstrengung für die angestammten Rechte, die Verrath und Verfolgung ihm entrissen haben. — Und du, o großer Heiliger, du hast es nicht wider das Gesetz Gottes und der Kirche (der du als ein geachteter Würdenträger angehörtest) gehalten, gegen die Unterdrücker deines Volkes Waffengewalt anzuordnen. Bete für Irland, hl. Laurentius O'Toole." Am 18. März 1882 schreibt er wieder: „O süßer Heiliger (Joseph), ich bitte um deine Hilfe, denn ich bin traurig und verstimmt. Von dir erwarte ich Trost .... Heiliger Joseph, Vater der Waisen und Verlassenen, stehe mir bei und richte mich, dein armes Kind, wieder auf, damit meine Absichten sich erfüllen." Es ist unnöthig, daran zu erinnern, daß es Mordpläne waren, die er auf diese Weise unter den Schutz des Himmels stellte.

Die Anschauungen der Verschwörer über die Moralität ihrer Handlungen hat James Carey, in dessen Haus sie sich Sonntags nach dem Gottesdienste zu versammeln pflegten, ins hellste Licht gestellt. Während des Processes von Michael Fagan versuchte Mr. Adams, den die Krone ihm zum Vertheidiger gegeben hatte, den Beweis zu führen, daß Carey zu gewissenlos und sittlich verkommen sei, um irgend welche Glaubwürdigkeit für seine Aussagen zu verdienen. In dieser Absicht unterzog er ihn einem Verhör, dessen Ergebniß mir zur Kenntniß der Motive, Absichten und überhaupt der geistigen Verfassung dieser Leute und ihrer Anhänger so wichtig erscheint, daß ich mir nicht versagen kann, wenigstens einen Auszug daraus zu geben.

Mr. Adams: „Nun, Carey, sagen Sie mir, ob Sie einer religiösen Gemeinschaft angehören?"

Carey: „Ja."

Mr. Adams: „Ist es eine der Gemeinschaften der christlichen Kirche?"

Carey: „Ja."

Mr. Adams: „Welche ist es?"

Carey: „Die römisch-katholische Kirche."

Mr. Adams: „Sind Sie ein bloß äußerlicher Anhänger dieser Kirche oder ein Gläubiger?"

Carey: „Ich bin ein Gläubiger."

Mr. Adams: „Haben Sie Bücher gelesen, in welchen dieser Glaube gelehrt wird?"

Carey: „Allerdings."

Mr. Adams: „Ist es Ihnen bekannt, daß der Glaube, zu welchem Sie sich zu bekennen erklären, den Mord verbietet?"

Carey: „Das weiß ich ganz gut."

Mr. Adams: „Ist es Ihnen auch bekannt, daß Complotte und Verschwörungen zum Zweck des Mordes verboten sind?"

Carey: „Das weiß ich auch ganz gut."

Mr. Adams: „Gehen Sie zurück auf die Monate März und April 1882. Mit wie vielen Mordplänen trugen Sie sich damals?"

Carey: „In diesem Punkte kann ich Ihnen nicht beistimmen; das waren keine Morde, sondern gerechtfertigte Kriegführung, Hinwegräumung von Tyrannen, — wenigstens einiger derselben. Alle konnte ich nicht vertilgen."

Mr. Adams: „Hinwegräumung der Tyrannen?"

Carey: „Ja, einiger derselben. Alle, das war nicht möglich."

Mr. Adams: „Also wären Sie froh, wenn Sie Tyrannen aus dem Wege räumen könnten?"

Carey: „Ja, das wäre ich."

Mr. Adams: „Was verstehen Sie in diesem Augenblick unter Tyrannen?"

Carey: „Jedermann, der das Recht des Volkes mit Füßen tritt."

Mr. Adams: „War Mr. Burke ein Tyrann?"

Carey: „Das war er."

Mr. Adams: „Warum?"

Carey: „Weil ohne ihn Mr. Foster niemals auf alle seine Schliche gekommen wäre."

Mr. Adams: „Also haben Sie es als kein Verbrechen betrachtet, Mr. Burke hinwegzuräumen?"

Carey: „Nein, nicht als das geringste."

Man mag über Carey denken, wie man will: darüber besteht kein Zweifel, daß er in diesem Theil seiner Aussagen ganz allgemein verbreiteten und herrschend gewordenen Anschauungen seine Stimme lieh. Ein sehr beträchtlicher Procentsatz der Bevölkerung von Irland betrachtete die Mörder des Phönix-Parks nicht als gewöhnliche Verbrecher. Dies bewies das Aussehen der Stadt Dublin am Tage der Hinrichtung von Brady deutlich genug. Eine mehrere tausend Köpfe zählende Menge hatte sich um den Eingang des Gefängnisses gedrängt, in welchem die Hinrichtung stattfand. Als sie hörte, daß Alles vorüber sei, brach diese ganze Menge, auf ihre Kniee niedersinkend, in dumpfe Klagen aus, und eine Zeitlang vernahm man nichts als Gebete für die Ruhe seiner Seele. In vielen Kirchen wurde das Allerheiligste ausgesetzt und den ganzen Tag über drängte sich das Volk in dieselben. Man mag dies dahin erklären, daß es die christliche Liebe, das Erbarmen für den Sünder, nicht die Sympathie mit dem Mörder und seiner That war, welche die Kirchen füllte. Vielleicht. Aber immerhin bleibt es merkwürdig, daß nicht allen Hingerichteten die gleiche Theilnahme erwiesen wurde. Sie blieb ganz und voll dem Manne zugewendet, dessen Hand den Schlag führte, war für seine Mitschuldigen viel geringer und erlosch gänzlich für einen derselben, Thomas Caffrey, der mit dem reuigen Bekenntniß seiner Schuld in den Tod ging.

IV.

Die einfache Wahrheit ist, daß das Irland von heutzutage dem Frankreich des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts merkwürdig ähnlich ist. Joseph Mullet, Kelly, Brady sind irische Repräsentanten einer ähnlichen geistigen Strömung, wie jene, welche im damaligen Frankreich die Barrière, die Chastel,

die Ravaillac erzeugte. Staatsmänner, welchen es nicht um Palliative, sondern um gründliche Heilung zu thun ist, müssen wohl vor Augen behalten, daß es sich hier wie dort um einen krankhaften geistigen Zustand handelt.

Dies führt zur Behandlung eines der dringendsten Bedürfnisse Irlands: der Herstellung eines Systems der Erziehung und des Unterrichts, das, von wahrhaft religiösem und sittlichem Geist getragen, der Jugend wieder eine klare, bessere Erkenntniß der ewigen Gesetze aller Moral und Sittlichkeit zu vermitteln vermöge. Und zwar ist es die Reform der mittleren und höheren Unterrichtsanstalten, die in Irland vor Allem Noth thut. Denn die Volksschulen sind im Ganzen gut und können, insofern das bloße Erlernen in Betracht kommt, den Vergleich mit jenen anderer Länder ganz gut bestehen. Anders dagegen ist es mit den Anstalten bestellt, die höheren Anforderungen der Bildung und Vorbereitung für das Leben zu entsprechen und Solche zu erziehen haben, die selbst wieder Einfluß auf das Leben der Nation auszuüben bestimmt sind. Die Vorkommnisse der letzten Jahre vermögen hier allein den gegenwärtigen Zustand zu erklären. Von den Tagen der Königin Elisabeth bis zum Jahre 1845 war das nach dem Vorbilde der englischen Universitäten Oxford und Cambridge organisirte Trinity-College in Dublin die einzige Institution in Irland, die akademische Bildung verlieh. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Zutritt zu derselben auch den Katholiken und Dissenters ermöglicht, allein von seinen Ehren und Vortheilen blieben sie nach wie vor ausgeschlossen. Kein Unbefangener konnte in Folge dessen behaupten, daß eine Institution, die alle Bekenner des Glaubens, welchem drei Viertel der Nation angehören, im Nachtheil ließ, den Ansprüchen der Nation auf höhere Bildung genügte. Trinity-College hielt aber nichtsdestoweniger alle seine exclusiven Privilegien mit äußerster Zähigkeit fest und beraubte sich damit der Aussicht und des Verdienstes, den Geist der Nation zu bilden und zu heben, was im gegentheiligen Fall während der ersten vierzig Jahre des Jahrhunderts hätte gelingen können. Denn während dieser ganzen Zeit hatte man von Seiten des katholischen Clerus keine ernstlichen Einwendungen gegen ein gemischtes Erziehungssystem zu befürchten. Obwohl er seine Bedenken gegen ein solches niemals ganz aufgegeben hat, ließ er es doch unbeanstandet geschehen, daß in ganz Irland Katholiken und Protestanten ihr Griechisch und Latein in gemeinsamen Lehranstalten ungestört zusammen studirten. Diesen und anderen, von Privaten ins Leben gerufenen und geleiteten Erziehungsanstalten bereitete die, unter dem gefürchteten Namen der großen Hungersnoth bekannt gebliebene Calamität ein vorschnelles Ende. Hätte Trinity im Lauf dieser vierzig Jahre seine Ehren und materiellen Hilfsmittel, ohne Berücksichtigung des religiösen Bekenntnisses, dem ganzen Lande zugänglich gemacht, man hätte es als eine unschätzbare Wohlthat empfunden. Unglücklicher Weise für Irland, unglücklicher Weise für das Reich und für Trinity selbst ging diese einzige, kostbare Gelegenheit verloren.

Um endlich doch der weitaus größeren Majorität der Nation zu ihrem Rechte zu verhelfen, wurden von Sir Robert Peel zwei verschiedene Maßregeln in Vorschlag gebracht und schließlich auch durchgesetzt. Die eine trug Sorge für die Erziehung des römisch-katholischen Clerus; die andere sollte den Interessen und Bedürfnissen der katholischen Laienwelt entsprechen. Erstere sicherte dem

geistlichen Seminar zu Maynooth ein beträchtliches Einkommen und stellte es unter die Leitung eines Aufsichtsrathes, in welchem sich auch Laien befanden. Letztere schuf drei Collegien, zu Belfast, Galway und Cork. Diese Collegien wurden nach den Grundsätzen strengster religiöser Gleichheit und mit der Zuversicht errichtet, daß es ihnen gelingen werde, junge Leute aller Bekenntnisse im Interesse wissenschaftlicher Studien zu vereinigen. Diese Organisation sollte durch Errichtung einer Centralbehörde, der aus einem Kanzler und Senat bestehenden Queen's University, ihre Vollendung erhalten. Sie ertheilte jedem Studenten, der in einem dieser drei Collegien seine Studien abgeschlossen und die vorgeschriebenen Examina bestanden hatte, die akademischen Grade, leitete die Administration sämmtlicher Anstalten, ohne jedoch in die ihnen besonders gesicherten Rechte einzugreifen; bestimmte die Studienpläne und die Examinatoren. Der Senat der Queen's University war mit gewissenhafter Unparteilichkeit zusammengesetzt und zählte unter den Namen seiner ersten Mitglieder auch den — clarum ac venerabile nomen — von Daniel Murray, römisch-katholischem Erzbischof von Dublin.

Es fehlte selbstverständlich nicht an einer rührigen Minorität unter dem katholischen Clerus, um mit Unterstützung der extrem-nationalistisch und römisch gesinnten Elemente die neue Einrichtung zu bekämpfen. Aber das moralische Ansehen und die persönliche Bedeutung des Erzbischofs Murray und seines kaum weniger ausgezeichneten Collegen im Episkopat, Doctor Croley, Erzbischofs von Armagh, ließen kaum einen Zweifel darüber bestehen, daß einige weitere Jahre ihres wahrhaft christlichen, weisen Regiments die große Masse der Nation dem wohlthätigen Einflusse der neuen Collegien gewonnen hätten, während sie andererseits bei Politikern und Staatsmännern eines genügenden Ansehens sich erfreuten, um die später begangenen Mißgriffe zu verhindern. Doch leider für Irland starb Dr. Croley im selben Jahre, in welchem die Queen's Colleges eröffnet wurden, und zwei Jahre später folgte ihm Erzbischof Murray ins Grab. Ihnen beiden wurde Dr. Cullen zum Nachfolger gegeben, ein Mann, der während dreißig Jahre in Rom gelebt und selbst dort seiner extremen Ansichten wegen Aufsehen erregt hatte. So vertheidigte er einst eine These, welche die Ptolemäische Theorie festhielt, das Copernikanische System verwarf und Galilei des Irrthums überführte. Ich nehme natürlich an, daß es eine bloße Hypothese war, allein ich fürchte, sie glich jener des Patriarchen in „Nathan dem Weisen", kraft welcher der Jude doch verbrannt wird. Cullen also wurde zuerst Erzbischof von Armagh; dann, nach Murray's Tode, vertauschte er das Erzbisthum Armagh mit jenem von Dublin. Kaum war seine Ernennung erfolgt, als er auch schon den Angriff gegen die Queen's Colleges eröffnete und unerachtet der Opposition von Bischöfen, die ihr Leben in Irland zugebracht hatten, ihre feierliche Verurtheilung durchsetzte. Den nun folgenden Streit zu schildern, würde zu lange Zeit in Anspruch nehmen. Manche Fehler der Regierung, das uncorrecte Verhalten der Queen's University, zweifelhafte und auch entschieden unglückliche Ernennungen von Professoren kosteten den Queen's Colleges viele ihrer Freunde. Der Wunsch nach Gründung einer freien Universität machte sich immer mehr fühlbar. Einflußreiche Persönlichkeiten und zwar, so unbegreiflich es scheinen mag,

unter diesen Cullen selbst wandten sich an Newman, den jetzigen Cardinal, und als dieser endlich, nach mannigfachen Bedenken, den Versuch zu wagen sich entschloß, sagte sich Jedermann, daß etwas Bedeutendes unternommen werden würde, und Viele meinten, es werde gelingen. Newman umgab sich mit Lehrkräften, die denjenigen der anderen Universitäten des Reiches im Ganzen nicht nachstanden, in einzelnen Disciplinen sie selbst übertrafen. Es genügt, in dieser Beziehung auf die Namen von Sullivan, O'Curry und Renouf zu verweisen. Newman entwarf Statuten für die neue Hochschule, welche das Eingreifen fremder, nicht akademischer Elemente auf ein Minimum reducirten und ihr die Freiheit gewährleisteten, die einer Universität so unentbehrlich ist als dem Menschen die Luft zum Athmen. Eine Institution wie die alte Pariser Hochschule stand als Vorbild vor seinen Augen: was er bezweckte, war die Schöpfung in Irland eines großen wissenschaftlichen Mittelpunktes für die gesammte angelsächsische, englisch-sprechende Welt, einer großen Schule wissenschaftlicher Theologie für die katholische Kirche. In Bezug auf Geldmittel begegnete er keinen Schwierigkeiten, denn die Irländer schienen willig, bereit und auch vollständig in der Lage, eine solche Gründung reich und selbst glänzend auszustatten. Allein die Ideen von Doctor Newman waren durchaus nicht die Ideen von Doctor Cullen. Was Letzterem ganz besonders mißfiel, war das unabhängige Studentenleben, der freie Verkehr der jungen Leute unter sich, den Newman stets als das weitaus wichtigste Element jeder Universitätsbildung betrachtet hat. Cullen und seine Freunde verstanden nicht, was Newman meinte, wenn dieser von den Lehren sprach, die während drei oder vier Jahre aus der Berührung und dem Gedankenaustausch tüchtiger junger Leute unter sich gezogen werden, Lehren der Bescheidenheit und Selbstachtung, der Wahrheitsliebe und der Toleranz; wenn er eben ihnen die Einimpfung der unentbehrlichen Ueberzeugung überließ, daß alle irdischen Dinge verschiedene Seiten haben, wovon eine jede gute und ernste Anhänger zählt; wenn er auf treue Freundschaften und ehrenhafte Rivalitäten zur Ausbildung männlicher Charaktereigenschaften und insbesondere jener Kunst rechnete, das im Hörsaal und in den Collegienheften Angesammelte auf dem weiten Markt des Lebens geschickt und nützlich zu verwerthen.

Das war es gerade, was Doctor Cullen und seine Freunde *nicht* wollten. Was sie erstrebten, war nicht eine Universität, sondern ein Seminar, in welchem so viele Laien als nur immer möglich jene Jahre zubringen sollten, die sie sonst den Zwecken geistiger Cultur auf Universitäten gewidmet hätten. Von der Betheiligung junger Theologen an den Studien einer Hochschule nach dem Plane Newman's konnte vollends nicht die Rede sein. Der bloße Gedanke daran entzog sich für sie der Discussion. Die Beziehungen zwischen Newman und der Mehrheit des irischen Episkopates wurden gespannt. Die Gegensätze zwischen ihnen waren tiefgehende und beschränkten sich nicht auf die Mittel, sondern erstreckten sich auf die Ziele. Newman beabsichtigte die Gründung einer Anstalt, der die Pflege der Wissenschaft Selbstzweck war, die Vorurtheile und vorgefaßte Meinungen nach Maßgabe menschlicher Schwäche ausschließen und die Ergebnisse gründlicher Untersuchung offen und rückhaltlos anerkennen sollte. Doctor Cullen dagegen wünschte in seinem innersten Herzen Geschichte,

Philosophie, Naturwissenschaften, mit einem Worte die Wissenschaft überhaupt so lange zu biegen und zu drehen, bis sie mit den Schlußfolgerungen gerade der theologischen Schule in Uebereinstimmung gebracht war, zu welcher er gehörte. Die Linien also, auf welchen die beiden Männer sich bewegten, konnten sich niemals schneiden. Newman wurde der Partei von Cullen bald unerträglich. Man flüsterte sich zu, er sei von zweifelhafter Orthodoxie. Nicht lange nachher ging er fort, und mit ihm verschwand jede Hoffnung auf den Erfolg seines Planes. Einige seiner bedeutendsten Mitarbeiter fanden gleichfalls die Beibehaltung ihrer Lehrstühle mit ihrer Selbstachtung und inneren Unabhängigkeit unvereinbar, nachdem die Institution, in welche sie unter anderen Verhältnissen eingetreten waren, vollständig in die Gewalt der Bischöfe gerieth. Sie zogen sich daher, einer nach dem andern, zurück. Die katholische Universität fristete ein elendes Dasein und blieb zuletzt fast ohne jede Frequenz. Ihre Leistungsfähigkeit war dahin, aber der Kampf gegen die Queen's University tobte weiter. Die Bauern von Munster und Connaught wurden zur Ausübung einer Pression auf die irischen Parlamentsmitglieder und zur Vernichtung eines Bildungssystems aufgeboten, über welches ein Urtheil sich zu bilden auch die glühendsten ihrer Lobredner sie doch wohl nicht für fähig halten konnten. Diese Taktik lohnte endlich der Erfolg. Unter seinem Einfluß brachte die Regierung von Lord Beaconsfield eine Parlamentsacte ein, deren Consequenzen die bedrohlichsten sind. Die Queen's University wurden aufgehoben und eine neue Institution, die königliche Universität, gebildet. Sie besteht eigentlich aus einem Senat, in welchem Persönlichkeiten von hervorragender akademischer Stellung, wie z. B. die Präsidenten der drei Queen's Colleges und einige ihrer Professoren, Sitz und Stimme haben. Aber dann sind auch wieder Persönlichkeiten in diesem Senate, die niemals eine Universität besuchten oder ihr angehörten und ebensoviel von einer solchen verstehen als der Mann im Monde, und deren Zweck augenscheinlich nur der ist, nach bestimmten Anweisungen zu stimmen. Diese Anweisungen gehen von den Jesuiten aus, welchen die Bischöfe ihr eigenes College übertragen haben und die im neuen Senate zahlreich vertreten und auf dem besten Wege sind, die Leitung des Ganzen in die Hände zu bekommen. Die neue Hochschule verleiht die akademischen Grade, auch an diejenigen, die in den Clericalseminarien unterrichtet worden sind, und die Acte hat sie mit Geldmitteln ausgestattet, die theilweise als Stipendien an fleißige Studenten gegeben, theilweise aber auch dazu verwendet werden, den Institutionen, die erfolgreiche Candidaten aufzuweisen haben, als Prämien zuzufließen. Für deutsche Leser bedarf der fundamentale Irrthum, auf welchem ein solches System beruht, keines eingehenderen Nachweises. Es verwandelt den ganzen Erziehungsapparat des Landes in eine Maschinerie zur Abrichtung von Prüfungscandidaten, befördert in Folge dessen alle damit verbundenen intellectuellen Mängel und Gebrechen, insbesondere das Ueberladen des Gedächtnisses mit Förmlichkeiten und ausgefüllten Schablonen, die, sobald das Examen vorüber ist, wieder aus demselben verschwinden. Dieselbe Tendenz haftet selbstverständlich allen Prüfungsmethoden an und kann nur dadurch niedergehalten werden, daß man vom jungen Manne, bevor er sich der Prüfung unterzieht, die Absolvirung eines Lehrcurses unter den besten wissenschaftlichen

Autoritäten seines Landes begehrt. Nicht nur daß solche und ähnliche Erwägungen und Vorsichtsmaßregeln in vorliegendem Falle außer Acht gelassen worden sind, man will noch weiter gehen als das. Die Queen's Colleges verfügen über eine bestimmte Anzahl von mehr oder minder beträchtlichen Stipendien, die allen ihren Studenten durch competitive Prüfungen zugänglich sind und eine große Anziehungskraft auf junge Leute ausüben. Eben jetzt ist eine Agitation im Gange, um den Queen's Colleges diese Stipendien zu entziehen und sie der königlichen Universität zuzuwenden. Gelingt dies, so vereinigt sie das ganze, zu akademischen Zwecken verfügbare Capital des Landes, mit Ausnahme des Vermögens vom Trinity-College, Dublin, in ihrer Hand. Nicht so bald wird das geschehen sein, als auch eine, den bereits erlebten an Umfang und Bedeutung gewiß nicht nachstehende Bewegung in ganz Irland die Confiscation der Revenüen von Trinity zu Gunsten derselben Körperschaft verlangen wird. Die Kräfte des Widerstandes sind schon beträchtlich geschwächt und werden es, fürchte ich, bis dahin noch mehr sein, während die Parteimänner in London, denen es nur um Erwerbung von Stimmen zu thun ist, die nicht viel von den Unterrichtsangelegenheiten des Landes verstehen und sich noch weniger um dieselben kümmern, Trinity leichten Herzens opfern werden. Und doch sollte kein Staatsmann die älteste irische Universität oder die drei Queen's Colleges dem Untergange preisgeben. Die erstere hat ihre Grundlage erweitert und kann nicht länger mehr ohne Unbilligkeit als eine rein protestantische Hochschule bezeichnet werden. Für nützliche und zeitgemäße Reformen ist aber immer noch Raum, und gerade diejenigen, welchen das Wohl und Gedeihen dieser Institution zumeist am Herzen liegt, sind auch am bereitwilligsten, diese noch wünschenswerthen Reformen durchzuführen und zu vervollständigen. Was nun die Queen's Colleges betrifft, so entsprechen sie den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes, das so lange von religiösen Parteikämpfen und Streitigkeiten zerrissen worden ist, daß noch heutzutage Protestanten und Katholiken sich als natürliche Feinde zu betrachten geneigt sind. Um das Gift der Bigotterie auszutreiben und Gefühle gegenseitiger Achtung und Duldung unter dieser Bevölkerung gemischten Glaubens herzustellen, ist die gemeinsame Pflege geistiger Cultur, an welcher Alle ein gleiches Interesse haben, wohl das geeignetste Mittel. Dieses System ist zwar bereits erschüttert, aber gerettet kann es doch noch werden, und zwar am besten dadurch, daß die drei Queen's Colleges, künftig von der königlichen Universität unabhängig, mit einem genügenden Capital ausgestattet, zu freien Universitäten constituirt und auf ihre eigenen Kräfte angewiesen würden. Hand in Hand mit dieser Maßregel hätte eine andere zu gehen, durch welche wenigstens vier gute, tüchtige Gymnasien nach deutschem Vorbilde zu Dublin, Cork, Galway und Belfast zu errichten wären. Unter der Leitung bewährter Kräfte erhielte das Land in solchen Anstalten einen Maßstab der Leistungsfähigkeit, von welchem es im gegenwärtigen Entwicklungsstadium der humanistischen Studien in Irland gar keinen Begriff hat. Es würde zur Einsicht gelangen, daß die Anwendung einer echt wissenschaftlichen Methode für die Disciplin und Entwicklung des jugendlichen Geistes noch weit wichtiger als die bloße Anhäufung von Kenntnissen ist. In diesem Augenblick zählt Irland nach den neuesten statistischen Aufzeichnungen nicht weniger

als 1500 Unterrichtsanstalten mit 200,000 Schülern, von denen die meisten darauf Anspruch erheben, Vorbereitungsschulen für Universitäten zu sein. Schon ihre Zahl genügt, eine solche Prätension als völlig ungerechtfertigt erscheinen zu lassen; denn dazu wäre ein so unverhältnißmäßig großes Lehrpersonal erforderlich, daß kaum die zehnfache Bevölkerung ein solches zu liefern im Stande wäre. Aber auch abgesehen davon, bin ich ganz überzeugt, daß nicht eine dieser 1500 Schulen auf der Höhe eines deutschen Gymnasiums steht und kaum ein Dutzend ihrer 200,000 Schüler das Maturitätsexamen eines solchen zu bestehen vermöchten, obwohl die irische Race zur geistigen Arbeit ganz besonders befähigt ist.

Neben dem moralischen Einfluß gründlich gethaner Arbeit auf den Nationalcharakter würde die vortheilhafte Wirkung einer Reform des Unterrichtswesens sich auf die industriellen Verhältnisse des Landes erstrecken. Sie würde die Irländer daran erinnern, daß ihrem Heimathland von der Natur ein reicher Antheil alles dessen geworden ist, worauf der Wohlstand eines Volkes sich gründet. Eisen ist in großer Menge vorhanden; Kupfererz findet sich in einzelnen Gegenden in nicht geringer Quantität; Blei wird häufig und reichhaltig nachgewiesen, Gold und Silber wenigstens in der Grafschaft Wicklow; die schönsten Marmorsorten liefert das ganze Land. Dazu bildet das Meer an der Küste ringsum herrliche, natürliche Häfen. An Seen und Flüssen im Innern fehlt es nicht, um Handel und Verkehr überallhin zu vermitteln. Um diese zu heben, bedarf es nur verfügbarer Capitalien. Kein Capital aber, weder fremdes noch einheimisches, wird sich für Irland bereit finden, so lange der gegenwärtige, halbbarbarische Zustand dauert. Die Bedingung zu seiner Befreiung aus demselben ist, mit Reform des Unterrichtswesens, die endliche Erledigung der Landfrage.

Als eine solche kann die Acte von 1881 nicht betrachtet werden. Sie hat die Gutsherren geschädigt, ohne die Pächter zu befriedigen, und ein gesteigertes Gefühl des Uebelwollens zwischen ihnen hervorgerufen, indem sie ein getheiltes Besitzrecht über Grund und Boden und damit eine unerschöpfliche Quelle gegenseitiger Reibungen und Plackereien schuf. Die vollständige Befreiung des Bodens, die der eigentliche Zweck aller Agrargesetzgebung ist, kann in Irland nicht bald und nicht vollständig genug in Angriff genommen werden. Die Schwierigkeiten sind nicht übermäßig; mit Garantie des Staats ließe sich die Ablösung der gutsherrlichen Rente unter billigen und für beide Theile annehmbaren Bedingungen durchführen; und ein freier, unabhängiger Bauernstand würde um den Preis von Annuitäten begründet, deren Betrag schon während der ersten Jahre ihrer Abzahlung niedriger gestellt werden könnte, als der gegenwärtige Pachtschilling des Gutsherrn. Gerade dieser Theil der Agrargesetzgebung ist in Deutschland so wohl bekannt, daß er an dieser Stelle einer besonderen Erörterung nicht bedarf. Das eigentliche Hinderniß einer endlichen Lösung liegt also nicht sowohl in der pecuniären Frage, als vielmehr in der Unfähigkeit so vieler englischer Staatsmänner, sich in einem gesellschaftlichen Zustand zurechtzufinden, der mit den Lebensbedingungen ihres eigenen wenig oder nichts gemein hat, und noch mehr in den unwürdigen, kleinlichen, zuweilen selbst verächtlichen Intriguen, welche, aus den parlamentarischen Conflicten erwachsend, das Geschäft

des Regierens und die Aufgaben der Gesetzgebung so oft erschweren, wo nicht ganz paralysiren. Erst im vorigen Jahre, wenn ich mich recht entsinne gegen Pfingsten, legte die Regierung dem Unterhaus eine Bill vor, zum Zweck, den Pächtern den Ankauf ihrer Pachtgüter zu erleichtern. Am Entwurf war Manches auszusetzen, und er hätte einiger Modificationen zum Schutz der gutsherrlichen Interessen bedurft. Statt aber solche in Vorschlag zu bringen, empfing ihn die Opposition mit frostiger, selbst mit feindseliger Gleichgültigkeit, so daß die Regierung, als sie sah, daß keine Aussicht bestand, die Bill im Lauf der Session durchzubringen, dieselbe zurückzog. Hätte die Opposition eine gegentheilige Taktik befolgt, die Bill angenommen, dafür aber dem Parlament und der Regierung ihre eigenen Amendements aufgezwungen, so wäre die irische Landfrage gegenwärtig ihrer Lösung und zwar einer definitiven Lösung näher, als sie es jemals gewesen ist. Bevor eine solche nicht erfolgt, ist kein Friede zu hoffen.

Man gebe dem irischen Bauern die Sicherheit, daß, wenn er bestimmte, nicht allzu drückende Verpflichtungen erfüllt, das Land, auf dem er lebt und das er bebaut, sein eigen ist, und jedes Jahr, das ins Land geht, wird ihn den Aufreizungen gegen das Gesetz unzugänglicher und in der Ueberzeugung befestigter finden, daß von Unordnungen nichts für ihn zu hoffen ist.

Mit dem Gesagten glaube ich klar ausgesprochen zu haben, daß ich für Irland das Heil nicht in einer vorübergehend, sondern dauernd befestigten Criminalgesetzgebung, dann in einem Erziehungssystem, das den Geist der Nation zugleich gründlich bildet und wahrhaft veredelt, und endlich in einer Agrargesetzgebung suche, die den Gutsherrn aus seiner unerträglich gewordenen Lage befreit und den Bauernstand durch Besitz des Bodens mit seinen Sympathien der Sache der Ordnung und des Gesetzes gewinnt. Mit Befolgung dieser Politik wird das Land ein anderes Ansehen erhalten. In der Ruhe geordneter Zustände werden fähige, energische Leute seine industriellen Hilfsquellen ausbeuten und mit dem Aufschwung von Handel und Gewerbe ihm wieder Wohlfahrt und Reichthum zuführen. Bevor das Jahrhundert zu Ende ist, werden, wenn das geschieht, die meisten Ursachen verschwunden sein, die gegenwärtig nicht nur die Einheit des Reiches, sondern auch den Bestand der Gesellschaft in Irland bedrohen, und die Geister, die so viele Generationen von Menschen um ihre Ruhe gebracht haben, für immer gebannt bleiben.

Indische Dorf-Idylle.

Die siebenhundert Sprüche des Hâla.

Von

Albrecht Weber.

Alles, was das Herz angeht, vor Allem, was das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander anbetrifft, findet in jeder Menschenbrust sympathischen Anklang. Der Ausdruck aber, den solche Gefühle finden, die Form, in die sie sich kleiden, ist nicht nur je nach Ort und Zeit, sondern auch je nach der natürlichen Anlage eines Volksstammes sehr verschieden. Gleich bei dem ersten Bekanntwerden von Erzeugnissen der Sanskrit-Literatur nun, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, trat es hervor, und ward sofort als ein sprechender Beweis der alten Stammesverwandtschaft anerkannt, wie ungemein nahe die indische Poesie, und zwar besonders die erotische Richtung derselben, unserer eigenen modernen Dichtung verwandt ist. Die Sentimentalität derselben, um es kurz zu sagen, fand sich in Indien in einem viel ausgebildeteren Grade wieder, als man dies von Griechenland und Rom her kannte, und es ward dadurch alsbald, besonders auch bei uns in Deutschland, ein sympathischer Zug für das Land geweckt, dessen Dichter eine unserm Herzen so bekannte Sprache führten, fast als wären sie eben zu uns selbst gehörig.

Çakuntalâ, Damayantî, Sâvitrî, „des Brahmanen Wehklage", die Sprüche des Bhartṛihari und des Amaru, wie überhaupt die reiche indische Spruchpoesie, wie sie uns Otto Böhtlingk in seiner stattlichen Sammlung vorgeführt hat[1]), — alles dies gehört indessen mehr oder weniger nur den höheren Schichten des indischen Volkes an, ist in der formvollendeten feinen Sprache derselben, dem classischen Sanskrit, abgefaßt. In neuester Zeit aber ist uns auch eine Dichtungsgruppe erschlossen worden, welche, in einer Schwestersprache des Sanskṛit, dem Prâkṛit, abgefaßt, wie dieses selbst den unteren Schichten

[1]) „Indische Sprüche, Sanskrit und Deutsch, herausgegeben von Otto Böhtlingk." Zweite Auflage. St. Petersburg 1870—73, drei Bde. mit 7613 Sprüchen.

des Volkes entstammend und angehörig zu sein beansprucht. Und zwar ist für die Anfänge derselben dieser Anspruch unstreitig auch als völlig zu Recht bestehend anzuerkennen. Ja, es hat sich ihr ursprünglich rein volksthümlicher Charakter sowohl wie die volksthümliche Sprache ihrer ersten Abfassung eben auch dann noch bewahrt, nachdem Beides längst aufgehört hatte den wirklichen Lebensverhältnissen zu entsprechen, nachdem speciell die Sprache des Volkes bereits wieder andere, neue Bahnen eingeschlagen hatte (in denen sie sich dann mit der Zeit auch wieder ihren eigenen dichterischen Ausdruck zu schaffen begann). Die Form war einmal da, hatte auch in den höheren Volksschichten Beifall gefunden, und so wurde sie nun von diesen festgehalten. Aus der Naturpoesie ward so eine Kunstpoesie, aber immerhin doch nur eine solche, die sich nach wie vor in den Gedanken und Rhythmen jener bewegte.

Ihren vollendetsten Ausdruck hat diese zur Kunstpoesie umgewandelte Volkspoesie in den „Siebenhundert" Strophen des Hâla gefunden, welche ich neuerdings in Text und Uebersetzung publicirt habe[1]).

Und zwar liegt uns hier nicht etwa das Werk eines einzigen Dichters vor, sondern — und es gibt dies diesen „siebenhundert" Strophen einen besonderen Werth — eine Sammlung, eine von Hâla, wie es in V. 3 heißt, aus einer „koṭi", d. i. Unzahl (koṭi bedeutet: zehn Millionen) von „feinen Liedern" zurecht gemachte Auswahl. Hâla selbst ist dabei nur als „Dichterfreund" bezeichnet, eine Angabe, die auf königlichen Rang desselben hinführt. Damit steht denn auch die Tradition in Einklang, die ihn mit dem König Sâtavâhana (spätere Namensform: Çâlivâhana) identificirt. Eine Dynastie dieses Namens regierte seit dem ersten Jahrhundert im südwestlichen Indien, und dahin, genauer in den nordwestlichen Theil des Dekhans, weisen uns auch theils die geographischen Namen (Flußnamen hauptsächlich), die sich in den Liedern finden, theils tritt dafür auch die Sprache derselben ein, welche genau zu den Regeln stimmt, die von den Prâkṛit-Grammatikern für die Mâhârâshṭrî, d. i. den Dialekt der Mâhârâshṭra, der Mahratten also, die damals bereits in jenen Theilen Indiens saßen, überliefert werden.

Da nun ferner die Existenz der Sammlung, und zwar eben als einer solchen, sowie unter dem Namen des Sâtavâhana, für den Beginn des siebenten Jahrhunderts u. Z. sicher beglaubigt ist, so gewinnen wir hiermit, — und dies ist bei dem schwankenden Boden literarischer Chronologie in Indien immerhin schon ganz anerkennenswerth —, die Zeit vom ersten bis zum siebenten Jahrhundert u. Z. als die Periode, innerhalb welcher die Abfassung derselben zu setzen ist. Weitere aus dem Inhalt zu entnehmende Gründe, auf die ich hier nicht eingehen kann, bestimmen im Uebrigen die Grenze nach obenhin noch näher dahin, daß die Abfassung frühestens in das dritte Jahrhundert gesetzt werden kann.

Ob König Hâla, aus dem Geschlecht des Sâtavâhana, wirklich selbst die Sammlung veranstaltet, oder ob er sie nur veranlaßt und ihr dann seinen Namen

[1]) „Das Saptaçatakam des Hâla". pagg. LXIV. 597. Leipzig 1881. F. A. Brockhaus. Ein Theil davon erschien bereits 1870 ibid., s. auch Band 26 und 28 der „Zeitschrift d. Deutschen Morgenl. Gesellschaft" (1872—1874), sowie „Indische Studien", vol. XVI (1883).

gegeben hat, mag dahin gestellt bleiben (Hâla selbst, Pflüger, könnte etwa ein nom de plume sein, auf den meist dem Dorfleben angehörigen Inhalt der Lieder bezüglich). Die Tradition berichtet, daß die heilige Bhârati, die Göttin der Dichtkunst, sich einstmals $1^1/_2$ Tage lang in dem Heerlager des Sâtavâhana, Königs von Pratishthâna, dem Baithana des Ptolemaios, aufgehalten und alle Insassen, bis zu den Elephanten- und Rossetreibern hinab, zu der Anfertigung von Prâkrit-Gedichten, in Prosa oder Metrum, begeistert habe, woraus dann der König eben seinerseits diese siebenhundert Lied-Strophen auserwählte. Der volksthümliche Charakter derselben kommt in dieser Legende jedenfalls sehr scharf zum Bewußtsein. Und in vollem Einklange damit steht denn auch ein weiterer von der Tradition überlieferter Umstand, der nämlich, daß von Anfang an einem jeden dieser Verse auch der Name seines Verfassers, und zwar auch in prâkritischer Wortform, beigegeben war. Diese Namenlisten sind nun freilich zur Zeit nur noch sehr unvollständig und in sehr corrumpirter Gestalt erhalten, weichen auch in den verschiedenen Quellen in so hohem Grade von einander ab, daß ihre Authentität in diesen ihnen vorliegenden Formen nur eine sehr bedingte ist. So viel indessen erhellt immerhin aus ihnen, daß die Träger dieser Namen den verschiedensten Theilen des Volkes, vom Fürsten bis zum religiösen Bettler hinab, angehören; und es sind darunter auch sechzehn weibliche Namen! Hâla selbst wird dabei als Autor für circa vierzig Verse aufgeführt. Anderweit bereits literargeschichtlich bekannte Namen sind nur sehr wenige darunter, und unter Allem nichts, was über die vorhin angegebenen Zeitgrenzen nach oben oder nach unten nothwendig hinausführte. Kâlidâsa's Name fehlt, und dies bleibt immerhin von einem gewissen chronologischen Werth; die Sammlung muß demnach wohl vor seine Zeit gesetzt werden.

Der volksthümliche Charakter derselben ergibt sich im Uebrigen denn auch noch aus der ungemein großen Popularität, deren sie sich in Indien erfreut hat. Es sind zur Zeit bereits sechs verschiedene Recensionen davon bekannt, in Bezug auf welche denn freilich die Frage nach der Authentität ihrer einzelnen Verse, ob sie nämlich bereits zum ursprünglichen Texte gehörig waren, vielfach eine ziemlich zweifelhafte bleibt. Denn diese Recensionen scheiden sich nicht nur durch die verschiedene Textgestalt und Anordnung der Verse, sondern auch durch den Textbestand selbst, indem eine jede von ihnen eine ganze Anzahl eigener Verse hat, dem entsprechend aber andere Verse nicht kennt. Durch diese Abweichungen wird die Gesammtzahl der „siebenhundert" Strophen auf nahezu tausend erhöht. Von diesen aber sind nur 430 allen Recensionen gemeinsam; von den zur Completirung der Zahl 700 nöthigen 270 Versen derjenigen Recension, die ich als die Vulgata bezeichnet habe, und die wohl als die älteste zu erkennen ist, fehlen 131 nur in einer Recension, weitere 62 nur in deren zwei. Die übrigen 77 aber fehlen in mehreren Recensionen. Den geringsten oder vielmehr wohl gar keinen Anspruch auf Authentität haben diejenigen Verse, die nur je in einer Recension sich finden, und die sich zunächst nur als ein Resultat secundärer Nachbildung zu ergeben scheinen. Sie müßten denn etwa auch ihrerseits auf denselben Boden alter volksthümlicher Dichtung zurückgehen, aus dem die Sammlung des Hâla geschöpft ist. Denn, da diese eben doch selbst nur eine

Auswahl war, so ist jene Möglichkeit immerhin ins Auge zu fassen, zumal sich neuerdings für die weite Verbreitung dieser Dichtungsform auch noch von ganz unerwarteter Seite her ein Zeugniß ergeben hat. In einem der Texte nämlich, welche zu dem Canon der heiligen Schriften der Dschaina-Secte gehören, dessen Redaction seinerseits etwa dem fünften Jahrhundert u. Z. anzugehören scheint, werden als Beispiele für die neun Dichtungsformen, welche daselbst angenommen werden, für vier derselben vier Strophen in Prâkrit beigebracht, welche zu den „Siebenhundert" des Hâla in nächster Beziehung stehen[1]). (Damit wird uns denn auch ein weiteres synchronistisches Moment dafür an die Hand gegeben, welches zu dem früher Bemerkten trefflich stimmt.) Ist somit die Möglichkeit, daß die in der Vulgata fehlenden Verse doch auch schon in alte Zeit zurückgehen können, durchaus nicht von der Hand zu weisen, so ist doch andererseits für dieselben die Eventualität eines erst secundären Ursprungs mindestens ebenso nahe liegend, denn wir können mit ziemlicher Bestimmtheit nachweisen, daß diese Dichtungsform auch noch in späte Zeit, ja noch bis in die modernste Zeit, hinab reicht. Da dieselbe einmal als eine solenn bestimmte, typische gegeben war, so stand nichts im Wege, sie zu benutzen, wenn und wo Jemand sich ihrer bedienen wollte. — Auch speciell die Sammlung der „Siebenhundert" als solche hat ja unmittelbare Nachbildung erfahren, und zwar auf dem Gebiete der Sanskrit-Literatur selbst. Der Dichter Govardhana hat im zwölften Jahrhundert ein eigenes Gedicht unter dem gleichen Namen, und wesentlich analogen Inhaltes, verfaßt, in dessen Eingang er seinen Vorgänger Hâla zwar nicht direct nennt, aber doch ausdrücklich es als seine Absicht hinstellt, „die (erotische) Muse", die (bisher nur) im Prâkrit ihren beliebten Ausdruck gefunden habe, mit Gewalt in das Sanskrit hinüberzuführen, und er vergleicht dieses sein Unternehmen damit, als ob er die Yamunâ, die Dschumnâ unserer Karten, (ähnlich wie dies ihrer Zwillingsschwester Gangâ bereits geglückt sei), in den Himmel erheben wolle. Die „Siebenhundert" des Govardhana sind dann ihrerseits wieder im 16. Jahrhundert das Vorbild für das gleichnamige Hindi-Gedicht des Bihâri Lâl geworden, in welchem denn freilich das ursprüngliche Vorbild, Hâla's „Siebenhundert", gar nicht mehr zu erkennen ist, einfach darum, weil dasselbe eben auch schon bei Govardhana eine ganz selbständige Verwerthung gefunden hatte. Bei beiden Autoren ist eben von dem frischen Leben, welches in dem Werke Hâla's pulsirt, nicht die geringste Spur mehr zu finden; sie sind einfach das Resultat gemachter Dichtkunst.

Die „Siebenhundert" Strophen der Hâla dagegen sind aus dem Leben gegriffen und führen uns auch mitten in dasselbe hinein; wir lernen in ihnen das indische Leben in seinen innersten Beziehungen kennen. Das Familien-Leben des Volkes, und zwar das der unteren Classen desselben, zudem das häusliche Leben des Dorfes, nicht das der Stadt, ist es, das uns darin nach den verschiedensten Richtungen, hauptsächlich allerdings nach der erotischen Seite hin, vor Augen tritt. Die auch im Sanskrit so trefflich bewährte Meisterschaft der Inder in der Kleinmalerei, ihre Kunstfertigkeit, mit wenigen Strichen

[1]) S. „Ind. Studien" 16, 154 flg. 17, 30.

ein Miniatur-Gemälde zu entwerfen, welches in sich vollendet ist, gelangt auch hier zu vollster Bewährung. Wir finden hier eine ganze Zahl kleiner Meisterstücke der Art, Dorfgeschichten und Dorfidylle in dem denkbar kleinsten Rahmen, darunter auch wahrhafte Cabinetstückchen von Naturschilderungen, aus Haus und Hof, Garten und Feld, Gebüsch und Wald, Fluß und Berg, Thier- und Pflanzenwelt. Den Scholien nach soll auch da überall eine erotische Beziehung mit unterlaufen, auf welche der Vers, doppelsinnig, gemünzt wäre, bei welchen Wortspielen dann freilich allerhand orthographische Licenzen anzunehmen sind. In den meisten Fällen mögen die Scholien auch Recht damit haben. Oft indessen ist der Doppelsinn doch wohl nur ein hineingetragener, nicht vom Verfasser beabsichtigter. Denn der Eindruck des reizenden, idyllischen Stilllebens der Natur, den man aus vielen dieser Verse empfängt, leidet oft ganz empfindlich darunter, wenn man sich zu denken hat, daß der Dichter dabei auch noch eine andere Beziehung im Auge gehabt haben sollte. Dem nach Zweideutigkeiten suchenden Raffinement ist freilich Alles möglich. Und auch dies ist ja hier entschieden vertreten. Neben aller Anmuth und Lieblichkeit, neben naiver Frische und inniger Empfindung, zartem Gefühl und leidenschaftlicher Gluth fehlt es nämlich nicht an geradzu lasciven, üppigen und frivolen Bildern, die nicht sowohl dem einfachen Dorfleben, als vielmehr dem Haremsleben der Reichen, sowie dem Hetärenthum und der verdorbenen Zügellosigkeit der Stadt angehören. Entstanden sind die vorliegenden Verse überhaupt kaum noch unter den Dörflern selbst, von denen sie so viel handeln, sondern sie sind vielmehr wohl bereits großentheils das Product feingebildeter, wo nicht überfeinerter Dichter aus der Stadt, die das Landleben wie die Poesie der Natur und der Liebe verherrlichen und sich dabei an vorgefundene volksthümliche Typen anschließen, die immerhin hier und da auch ihrerseits noch unmittelbar darin vertreten sein mögen. Charakteristisch in dieser Beziehung ist besonders, daß diese Verse als zum Singen bestimmt erscheinen, ein Umstand, durch den sich auch der zum Theil sehr depravirte lautliche Sprachbestand derselben vortrefflich erklärt. Solche Lieder mögen es sein, welche die indischen Mädchen, insbesondere auch die Bajaderen und Buhldirnen der Tempel, zu singen pflegten. In der That ist die Situation der einzelnen Verse großentheils der Art, daß sie einem verliebten Mädchen oder Jüngling, oder den beiderseitigen Freundinnen und Freunden in den Mund gelegt werden. Und zwar erscheinen sie vorzugsweise als aus weiblichem Munde gesprochen. Die Anreden sind gerichtet an die Mutter, die Vatersschwester, die Schwiegermutter, die Muhme, die Freundin, das eigene Herz. Als liebkosende Anrede von Seiten älterer Frauen erscheint: Tochter! und: Söhnchen! sowie: Kind! das jedoch auch dem Liebsten gegenüber gebraucht wird. Das Mädchen spricht entweder von ihrer Liebe und ihrem Liebsten, oder sie redet ihn an, oder unterrichtet eine Botin, die sie an ihn sendet, oder sie sucht neue Bande zu schlingen. Wiederholt wirbt eine Freundin bei einem Jüngling um seine Liebe, sein Erbarmen für eine Andere, oder es wird umgekehrt einem Mädchen, einer jungen Frau von einer Freundin oder Botin zugeredet, zu einem Stelldichein zu kommen ꝛc. In männlichen Mund sind verhältnißmäßig nur wenig Sprüche gelegt, in denen ein Jüngling von oder zu

seiner Liebsten, oder zu einem Freunde spricht, oder schalkhafte Anrede an ein Mädchen richtet, dessen Liebe er wohl gewinnen möchte.

Daß diese Lieder ursprünglich aus dem unteren Volke hervorgegangen sind, ergibt sich ganz augenscheinlich aus den Volksclassen, die darin genannt werden. Voran die Ackersleute, die Pflüger. Neben den Bauern aber stehen die Hirten und die Hirtinnen, die Jäger, die Gärtnerin, die Müllerin, der Zimmermann, der Barbier, die Räuber und ihre Gefangenen, die Almosenempfänger und frommen Pilger, die Armen, vor Allem aber die Wandersleute und Reisenden (es muß damals ein sehr reger Handelsverkehr bestanden haben), die ihre Liebsten allein lassen, in Geschäften in die Fremde ziehen, und bei Beginn der Regenzeit oft vergeblich zurück erwartet werden, endlich die Buhldirnen. Die Situationen wechseln auf das Mannigfaltigste, von den zartesten elegischen Liebesklagen durch alle Phasen innigen Liebeslebens mit seinen Schmerzen und Wonnen hindurch bis zu den lüsternsten Schilderungen hin. Hier und da wird auch auf höhere Lebenskreise, besonders auf Fürsten und auf die Polygamie der Reichen, Bezug genommen. Auf das Benehmen einer jungen Schönen ihrer Mitgemahlin gegenüber wird z. B. wiederholt hingewiesen. Vorwiegend jedoch sind die lieblichen, idyllischen Züge und zarte wie launige Gemälde häuslichen Friedens und Stilllebens. So z. B. die Angaben über die Art, wie die junge Frau sich der Erziehung des jungen Bruders ihres Mannes widmen soll (hier und da erscheint sie freilich auch in einem unlauteren Verhältnisse gerade nach dieser Richtung hin) und wie sie im Uebrigen zu der Familie desselben sich zu verhalten hat, stets einzig und allein auf sein Wohl bedacht, das ihrige ganz bei Seite setzend. Auch von der Wonne der Wittwe bei ihrer Verbrennung mit dem Gatten ist einige Male die Rede. Mehrfach finden sich ganz allgemeine Beobachtungen, gute Lebensregeln u. dgl., ohne jeden erotischen Hintergrund, vor.

Hâla's „Siebenhundert" erschließen uns Indien und das Leben des indischen Volkes von einer ganz neuen Seite her und haben daher auch bei den Fachgenossen eine sehr anerkennende, ja enthusiastische Aufnahme gefunden. Letzteres besonders in den Besprechungen, die ihnen von Herm. Brunnhofer[1]) und Gustav Meyer[2]) zu Theil geworden sind. In der poetischen Form indessen, in welche Beide diese Verse bei ihrer Wiedergabe derselben gekleidet haben, erscheint mir ihr Wortlaut doch etwas gar zu kurz gekommen. Ich bin der Meinung, daß es auch für das größere Publicum unserer Gebildeten zunächst lehrreicher und daher zweckmäßiger ist, diese Sprüche in ihrem ursprünglichen Wortlaute kennen zu lernen, als die in ihnen vorliegenden Gedanken, zwar in poetische Form gekleidet, aber doch eben ihres eigentlichen Colorits und Charakters nahezu entkleidet, vorgeführt zu erhalten[3]). Ich habe daher im Folgenden hundert und

[1]) „Der Geist der indischen Lyrik, mit Original-Uebersetzungen aus der Hymnensammlung des Rigveda, den Spruchdichtern und Hâla's Anthologie volksthümlicher Liebeslieder". Von Dr. Hermann Brunnhofer, Kantonsbibliothekar in Aarau. Leipzig 1882.

[2]) „Indische Vierzeilen". Von Gustav Meyer, im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse", 1883, 13. und 14. Juni.

[3]) An eine Beibehaltung des Metrums des Originals ist ohnehin kaum zu denken, da dasselbe, aus zwei je in der Mitte durch eine Cäsur getheilten Zeilen bestehend, nur nach der

einige Verse daraus als ein Specimen des Ganzen in dem prosaischen Gewande meiner möglichst getreuen Uebersetzung zusammengereiht, indem ich dabei zugleich dieselbe an mehreren Stellen, auf Grund mittlerweile gewonnener neuer Hilfsmittel, berichtigt habe[1]). Bei der Auswahl habe ich mich zunächst, um einen gewissen Anhalt zu haben, an die Recension des Sâdhâraṇa angeschlossen, in welcher die Verse ihrem Inhalt nach, freilich zum Theil in ziemlich unklarer Weise, in bestimmte Gruppen geordnet sind. Dieselbe ist vermuthlich in Bengalen entstanden und ist ihre Existenz immerhin schon für die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts beglaubigt.

Voran stelle ich somit, wie dies daselbst geschieht, einige die Jahreszeiten behandelnde Verse, in denen die Naturschilderung dementsprechend ganz besonders lebendig ist.

Herbst.

186.[2]) Gegensatz.

Im Herbst wird das Wasser großer Seen innerlich kalt, äußerlich heiß, ähnlich den Herzen erzürnter Liebesleute.

562. Stille Mondnacht.

Die trunknen schwarzen Bienenschwärme, unbeweglich auf den (weißen) Lotusblättern ruhend, sehen aus wie Knoten der durch die Mondstrahlen ganz beseitigten Finsterniß.

535. Herbsttriebe und Weinlaune.

Wenn die Gurke, sich rankend, seht! sogar einen alten Ast hinansteigt, so ist das die Schuld des Herbstes (Weines), der von dem Duft der blauen Lotusblumen durchzogen ist.

624. Wehmüthige Lust.

Im Herbst trinken die Wandersleute durstig das schöne, klare, von blauem Lotus durchduftete Wasser im See, welches ihnen das Antlitz ihrer Liebsten (das schönäugige, wie blauer Lotus duftige) vergegenwärtigt.

691. Erntelust.

Wenn das Korn gut gerathen ist, singt (auch) der gemeine Mann nach Lust im Herbst, in den Nächten, wo der Mond so weiß aussieht, wie gestoßene frische Reiskörner.

Winter.

109. Reise noch nicht, es ist noch zu kalt.

Und seht! der Wanderer zur Winterszeit schlitzt das verlöschende Strohfeuer an der Thür des Tempels des elenden Dorfes, wie eine (innerlich rothe) Muschel auseinander (stöbert darin herum, es neu anzufachen).

329. Armuth.

Im Winter ist Der, dem's schlecht geht, kenntlich an seinem alten Gewande, das nach Dungfeuer riecht, von Rauch braun ist, und dessen Fäden sehr undicht sind.

Quantität, nicht nach der Silbenzahl gemessen wird. Eine jede Länge kann, vgl. den Dactylus und Spondeus im Hexameter, durch zwei Kürzen vertreten werden.

[1]) Die zu den einzelnen Versen gegebenen Ueberschriften stammen von mir her und tragen zum Theil dem Bestreben der betreffenden Scholien Rechnung, welche dem Text einen Doppelsinn unterzulegen bemüht sind.

[2]) Dies sind die Verszahlen in meiner Ausgabe.

774. Innere Gluth.

Im Winter schwindet dem Wandersmann, ob er auch vom Schnee weiß und ohne Schutzdach ist, wenn er an das Antlitz seines Weibes denkt, die Kälte ganz dahin, so daß er sogar in Schweiß geräth.

77. Reise noch nicht, es ist noch zu kalt!

In den Wäldern schützt sich der Wanderer durch Feuer, das er mit Aesten sich anmacht, in den Dörfern durch dgl. mit Gräsern. Uebernachtet er aber in der Stadt, wird er durch die gleichsam (ihre dortige Ohnmacht) bereuende Kälte heftig gequält.

Frühling.

128. Der Lenz.

Im Walde, voll vom Summen der Bienen, die vor den Lüften des Lenzmonats herbeigezogen sind, singt die Hirtin ein Lied, das von der Trennung handelt und den Sinn der Wandrer (durch Wehmuth) verstört[1]).

575. Gib dich doch auch der Wonne des Lenzes hin!

Der Bienenschwarm, wonnig entzückt durch den Blumensaft aus den Kelchen der großen Aravinda-Blumen, schwirrt summend (umher), gleichsam einen Gürtel aus schwarzen Edelsteinen für die Lenzmonatsgöttin bildend.

308. Frühlingsgewand der Erde.

Die Erde glänzt (jetzt im Frühling) mit ihren (an Farbe) den Köpfen der Papageien ähnlichen Palâça-Blumen, als ob sie bedeckt wäre von Bhikshu-Scharen, niedergefallen zur Verehrung der Füße Buddha's[2]).

332. Nur scheinbare Andacht.

Söhnchen! Vor wem neigst du wohl deine anscheinend dem Sonnengott zu Ehren gefalteten Hände? Huldigungen an die Götter pflegen nicht mit Lachen und Seitenblicken begleitet zu sein.

143. Sei getrost, der Lenz läßt ihn nicht fort!

Weine nicht, Tochter! Der frische Mangosprößling, der mit den ersten Knospen geschmückt ist, wird deinem Liebsten das Weggehen verleiden, wenn ich ihn (angeblich des guten Omens halber) auf den Becher des Abschieds(-Trunkes) hinlege[3]).

543. Will der Lenz noch immer nicht kommen?

Zwar zeigen sich (noch) keine Mangoknospen, Schwiegermutter! Es weht auch (noch) nicht der Malaya-Wind. Daß der Frühlingsmonat nahe ist, sagt mir nur meine Sehnsucht (oder: mein sehnsüchtiges Herz).

782. Frühlingspracht.

Der Liebesgott schenkt der Frühlings-Fee ein ihr gleichsam auf den Leib gegossenes, mit Ranken (Franzen) geziertes Gewand von schönen Blumen, dessen Duft sich weithin verbreitet.

Sommer.

494. Bleib hübsch daheim bei der Hitze!

Zur Mittagszeit im Sommer heulen gleichsam, weh! im Walde die durch das Auftreffen der schwer auszuhaltenden Sonnenstrahlen gequälten Bäume mittelst des lauten Schrillens der Grillen.

---

[1]) Vgl. 381, Sympathie. Heute früh, Freundin! sang Einer ein Lied, wie ich meine irgend einer Liebsten gedenkend, welches alle Wunden meines von den Pfeilen des Liebesgottes getroffenen Herzens aufriß.

[2]) Die buddhistischen Bettler tragen gelbrothe (orangefarbene) Gewänder.

[3]) Der Mangoduft gilt als besonders auf Erweckung erotischer Gefühle hinwirkend.

800. Komm nur! Bei der Hitze stört uns Niemand.

Im Sommer schnarchen gleichsam die Häuser selbst, innerhalb deren sich die Hausgenossen still halten und deren Thür-Augen (wie im Schlaf) geschlossen bleiben, — mittelst des rasselnden Klanges der Handmühle.

49. So kehr' doch bei mir ein!

Sieh', sogar der Schatten geht bei Mittag nicht ein Bischen heraus, aus Furcht vor der Sonnenhitze, hält sich dicht an der Körperfläche. Drum, Wand'rer, warum ruhst du nicht (bei mir) aus?

Regenzeit.

567. Bitte des noch unterwegs befindlichen Wanderers.

Nur über mir, dem Eisenherzigen, donnere, o Wolke, und mit aller Macht; daß du mir nur ja nicht etwa (dadurch) die Arme, mit den herabhangenden Locken[1]), tödtest!

568. Die Freude des Bauern.

Das Reisfeld, das schmutzig von Koth ist, fortwährend Wasser in sich saugt, und wo man bis in die Knie einsinkt, macht dem Ackersmann eben solche Freude wie sein (schmutziges, milchtrinkendes, ihm auf den Knien reitendes) Söhnchen.

436. Das regnet ja Bindfaden!

Seht nur, die Wolke johlt gleichsam, weil sie mit aller Anstrengung die Erde nicht emporheben kann, die mit den unaufhörlich niederfallenden frischen Wasserströmen wie mit Seilen (an sie) gebunden ist[2]).

589. Was soll nun aus dir werden, wenn auch ich, vor Gram, sterbe!

Als sie die Wolken sich thürmen sah, blickte die Frau des (trotzdem ausbleibenden) Wanderers, alle Hoffnung auf sein Leben aufgebend, ihr Söhnchen mit weinendem Antlitz an.

584. Gewitterscene.

Mit von der Macht des scharfen Windes gepackten und durch den Anprall an die Bergspitzen zerborstenem Leibe läßt die schwarze Wolke gleichsam ihren Lebensgeist in Gestalt von Blitzen hin und her zucken.

623. Zur Regenzeit!

Die Frau des Wandersmanns schützt ihr Söhnchen zwar mit dem eignen Haupt, indem sie damit das Wasser aus der Dachtraufe auffängt, merkt aber (in ihrem Schmerz über das Fernbleiben des Gatten) nicht, daß es durch ihre Thränen naß wird.

394. Gib dir nur eben solche Mühe! sonst kriegst du mich nicht!

Wie mit smaragdenen Nadeln durchbohrte Perlen trinkt der Pfau zur Regenzeit, langgestreckten Halses, die an den Grasspitzen hangenden Wassertropfen.

564. Das Wetter dauert noch lange, da kannst du nicht fort!

Die Krähen auf den Zaunhecken sehen wie gepfählt aus; sie lassen ihre (emporgerichteten) Schnäbel durch die (Regen-) Tropfen auswaschen, ihre Flügel hängen, und halten den Hals eingekrümmt (ohne sich zu rühren).

Ich lasse nunmehr einige speciell auf das Liebesleben bezügliche Verse folgen.

---

[1]) Die Hauptmasse des Haares wird, wenn der Liebste verreist, in eine einzige Flechte zusammengebunden, die vorderen Haare jedoch bleiben frei und fallen lang herab.

[2]) Ein hübsches, aus dem Leben des Zimmermanns gegriffenes Bild; es war damals die Zeit der großen Tempelbauten.

Schmeichelworte.

726. Widerspruch.

(Dein) Herz ist rein aus Nektar bestehend, deine beiden Hände stillen jedes Verlangen der Verlangenden. Wo, o Mondantlitzige(r)! sitzt (denn nun wohl jene) deine die Feinde verbrennende Gluth?

174. Unterweisung, wie man gegen die Mädchen sich zu verhalten habe.

Den schelmisch aus den Augen Blickenden, schelmisch Sprechenden, schelmisch Einherstolzirenden, schelmisch Lachenden, macht man sich lieb, o Söhnchen, durch Geschenke [1]).

235. Doppelnatur (v. Bhartrihari 1, 74. 75).

In der Trennung schlimm wie Gift, ist sie bei der Vereinigung nektarartig überaus. Wie hat doch das Geschick die Liebste gleichzeitig aus allem Beiden zusammensetzen können?

805. Sehnsüchtiges Verlangen.

Wiederholentlich hatte ich von dir gehört. Endlich bist du mir sichtbar geworden. O Holder! sprich doch etwas, laß meine Ohren Nektar trinken!

Zuneigung.

137. Zur Belohnung!

Linkes [2]) Auge! Wenn auf dein Zucken hin der Liebste heute kommen wird, dann will ich ihn gar lange, das rechte (Auge) schließend, (bloß) durch dich sehnsüchtig anschauen.

50. So habe ich ihn doch noch einmal gesehen!

O du hilfreiches Fieber, das du mir aus der Ferne den schwer zu erlangenden Mann, um (doch einmal) nach meinem Befinden zu fragen, herbeigeführt hast, nimm auch nun mein Leben fort. Du thust mir damit kein Leid.

69. Gutes Omen.

Schon bei der Handerfassung (Hochzeit) erkannten die Freundinnen das (bevorstehende Ehe-)Glück der Pârvatî, da Paçupati (ihr zu Liebe) das Schlangen-Armband [3]) weit weg schob.

85. Versteckter Vorwurf.

Auch nur aus Freundlichkeit herkommend, erfreust du, Lieber! unsre Herzen. Zu denen du aber ohne Falschheit (aus vollem Herzen) hingehst, welche Wonne ist denen!

229. Glück im Unglück.

Obschon all (mein) Eigenthum beim Dorffeuer verbrannt ist, dennoch ist (mein) Herz froh, weil er (beim Löschen desselben) beim von Hand-zu-Hand-Reichen den (Lösch-)Eimer (aus meiner Hand) nahm!

465. Das hättest du besser ausnutzen sollen!

Dadurch, daß du gleich bei seinem Anblick wieder gut wurdest, bist du, Thörichte! um viele Freuden gekommen, um Fußfall und um mit Ungestüm geraubten Kuß.

750. Demüthige Bitte.

Daß du mir lieb bist, deß bin ich sicher. Aber das weiß ich nicht, ei, bitte! lehre es mir selbst, wie ich dir lieb werde.

---

[1]) Oder: nur durch großes Tugendverdienst in früherer Geburt wird man solches Glückes als Lohn dafür theilhaftig.

[2]) Die linke Seite, speciell das Zucken des linken Auges, ist bei Frauen glückverheißend.

[3]) Vor dem es ihr graute.

743. Ich krieg's nicht fertig!

Ich wollte ihn wohl mit Stirnrunzeln anblicken, ihn ausschelten, mich von ihm abwenden, Alles thun, was Ihr sagt, Freundinnen! — wenn ich ihn nur nicht ansehen müßte!

Liebe.

81. Unbeständigkeit der Liebe.

Durch Nichtsehn (Trennung) geht die Liebe fort; durch zu viel Sehen (zu häufigem Verkehr) geht sie auch fort; auch durch das Geschwätz boshafter Leute geht sie fort; ja sie geht auch so (ohne besondere Veranlassung) fort.

124. Zweifel an der Liebe.

Es gibt, o Muhme, in der Menschenwelt keine Liebe, die frei von Falschheit wäre. Gäbe es (solche), woher käme die Trennung (wer würde sich trennen)? Wenn aber Trennung eintritt, wer kann da lieben?

236. Du solltest dich doch nicht so rar machen.

Durch das Nicht-(sich)sehen, Kind, schwindet mit der Zeit auch in zärtlicher Verbindung fest verknüpfte Liebe wie Wasser aus der hohlen Hand.

517. Wir können doch nichts dafür!

Was weinst du? Was trauerst du? Was zürnst du einem Einzelnen, Schöne! Die Liebe ist einmal bös wie Gift. Sag, wer kann ihr Einhalt thun!

Liebeszank und Schmollen.

71. Demüthige Bitte.

Gib mir so viel Liebe, als du nur irgend gewähren kannst. Nicht Jedermann ist fähig, den Schmerz verwirkter Huld zu ertragen.

215. Sei mir nur wieder gut!

Knabe! Von dir abhängig, gleichsam (dein) eigen ist mein liebes Leben. Ohne dich ist es nicht[1]). Darum bitte ich dich, den Zürnenden, um Gnade.

353. Stolz.

Du betrübst mich, glaube mir, o Holder, nicht so sehr durch deine Vergehen, wie durch deine der Wahrhaftigkeit entbehrenden höflichen Reden.

401. Damit ist's nun einmal aus!

Brennst du, o Herz? Brenne! — Kochst du? so koche! — Brichst du? Nun so brich immerhin! Sei's auch so, ich habe den Treulosen ganz aufgegeben.

152. Warnung.

Mache doch deinen Feinden nicht die Freude! Versöhne dich mit dem Liebsten, der so begierig nach deiner Huld ist. Durch fortgesetztes schweres Schmollen, Tochter, wirst du zerfallen, wie ein durch ein schweres Maß belasteter Haufen.

649. Beharrlich schmollend.

Befragt von ihm, der sich gegen sie vergangen hat, spricht das junge Weib nicht, zuckt zusammen, wenn er sie anfaßt, weint, wenn er sie küßt, bleibt sogar still, wenn er sie umschlingt.

450. C'est le ton qui fait la musique!

Muhme! Auch ganz gleich lautende Reden klingen doch sehr verschieden, die einen voll Zärtlichkeit, die andern gezwungen.

---

[1]) Hört es auf zu sein.

451. Du Falscher!

Die aus dem Herzen kommen, das sind andere Worte! Geh' ab! Was sollen diese deine bloß auf den Lippen befindlichen Reden?

277. Uebles Geschäft.

Als sie, obschon durch dein Bitten versöhnt, deine Vergehen lange nachzählte, fing die Arme zu weinen an, da die Finger ihrer beiden Hände nicht zureichten.

184. Versöhnlichkeit.

Unverständiger! Ich zürne (dir gar) nicht. Umarme mich (nur und), laß das unnöthige Besänftigen. Auch mein deinen Zorn hervorlockendes Schmollen war ganz unnöthig.

Bevorstehende Trennung von dem Geliebten.

111. Die böse Trennung.

Wer hat denn wohl (zuerst) — ich meine, seine Wünsche waren alle zerbrochen — das Wort „Verreisen" ausgesprochen? durch welches die Glieder der jungen Frau schwach werden, wie vergiftet.

46. Gebet an die Nacht.

Morgen früh geht mein Liebster, der Hartherzige, fort — so heißt es bei den Leuten. O hehre Nacht! wachse doch so, daß es gar kein „Morgen" dafür gibt.

503. Das „Morgen" erlebe ich gar nicht.

Nur heute noch denn, den einen (Tag), wehre mir, liebe Freundin, das Weinen nicht! Morgen, wenn er fort ist, und ich nicht todt bin, will ich nicht mehr weinen.

Die Getrennte.

43. Ich habe ihn gar zu lieb.

(Es heißt zwar:) Das Feuer der Trennung wird erträglich durch das Band der Hoffnung. Aber, Mutter, wenn der Liebste auch nur ein einzig Dorf von mir weg ist, so überwiegt mir das den Tod (ist schlimmer, als ob ich sterben sollte).

190. Ohne ihn ist Alles öde.

Heute eben ist er fort, und heute sind nun auch öde geworden für uns Straßenfläche, Tempel, Plätze[1]) und Herz.

222. Gram.

Beim Hinreichen der Lampe beugt die Frau des Wanderers ihren Hals zur Seite, befürchtend, daß der Thränenstrom, der bei dem Gedanken an den Liebsten hervorquillt, darauf niederfallen könnte.

336. Treue Pflege.

Als wäre sie ein Belebungs-Zauberkraut für ihren (in der Ferne weilenden Sohn), pflegt die Schwiegermutter, mit nichts Anderem sich beschäftigend, ihre Schwiegertochter, der bei dem Anblick der frischen Wolken (die seine Rückkehr als nahe bevorstehend melden) das Leben wieder in die Kehle zurückgekehrt ist.

349. Ultimum refugium.

Anders kann nicht zur Ruhe gebracht werden der immer wachsend schwere Schmerz der Trennung von dem Geliebten, — ohne (als durch) die Vertreibung durch den Tod.

296. Sie ist ganz weg nach dir!

Sie schaut aus, ohne ein Ziel zu haben, seufzt lange, lacht ins Leere, spricht unverständliche Worte — fürwahr, es muß ihr was im Herzen liegen.

---

[1]) Trotz des regen Lebens darauf erscheinen sie mir als öde, weil ich ihn nicht darauf sehen kann; catvara, Platz, auf dem vier, d. i. viele, Wege münden.

397. Ja, wenn ich nur erst zum Schlafen käme!

Glücklich die Frauen, die den Liebsten (wenn) auch (nur) im Traume sehen! Aber der Schlaf kommt ja gar nicht ohne ihn, wie kann man einen Traum sehen?

613. Hast du denn gar kein Mitleid mit ihr?

Da sie ja doch nur deinetwegen (weil du fern warst) abgemagert ist, was ist es, weshalb du sie lachend (danach) fragst? „Es ist das so im Sommer meine Art," — als sie so zu dir gesprochen, weinte sie nun heftig.

Botschaft.

486. Mach' nur, daß er recht bald kommt!

Ich bin ganz mager durch die Trennung, das Feuer der Verlassenheit ist schwer zu ertragen, das Leben schwankend. Was soll ich dir noch (an ihn) auftragen, Freundin! Du weißt selbst, was paßlich ist (ihm zu sagen).

363. Schwere Uebel.

Wie eine Krankheit ohne Arzt, — wie Wohnen bei Verwandten, wenn man arm ist, — wie der Anblick des Gedeihens des Feindes, — so schwer auszuhalten ist die Trennung von dir.

572. Liebesgruß.

Wie kann man es mit Worten sagen? und wie viel etwa läßt sich wohl im Briefe schreiben? Welchen Schmerz ich in der Trennung von dir leide, — du selbst kennst ihn ja.

727. Reise nicht.

So lange der Blick auf dir ruhen kann, so lange, o Holder, bereitest du Wonne. Dem Blick entrückt quälst du gerade so! (wie man im Traum) durch den Anblick eines Opferpriesters gequält wird[1]).

Der Getrennte.

78. Als ich sie küßte!

Ich gedenke ihres Antlitzes, wie es, umflort von den durch das Schütteln des Kopfes, als ich ihre Lippe faßte, umherfliegenden Locken, einer Lotusblume glich, die da von einem nach dem Duft herbeiflatternden (schwarzen) Bienenschwarm umwallt wird.

226. Rücksichtsvoll auch im Zorn.

Ich gedenke daran, wie sie, nachdem sie den ganzen Tag über stumm geschmollt hatte, nach gethaner Hausarbeit, trotz ihres schweren Zornschmerzes, zu meinen Füßen entschlummerte.

252. Böse Länge der Nacht.

O du mit dem Mondantlitz! du langäugige! die monderhellte lange Nacht mit ihren vier Nachtwachen wollte mir in der Trennung von dir gar nicht zu Ende gehen, als ob sie hundert Nachtwachen hätte.

Allerlei.

350. Sie hat dich uns abspänstig gemacht!

Kind! wenn du durch uns selbst, indem wir so oft deine Tugenden in Gegenwart der Buhlerin rühmten, ein schwer zu Erreichender geworden bist, wem sollen wir zürnen?

383. Ihm schmeckt vor Wehmuth kein Bissen! und du —!

Ob auch von schwerem Hunger geplagt, läßt doch der Elephant, an das Antlitz seiner geliebten Ilsin denkend, den saftigen Lotusfaserbissen an seinem Rüssel welken (schluckt ihn, in Sinnen verloren, nicht hinunter).

---

[1]) Hier treten wohl buddhistische Antipathien gegen das brahmanische Opferritual mit seinen blutigen Thieropfern zu Tage.

605. Wir sind dir wohl nicht mehr gut genug?

Durch den Genuß der ihm von der Herrin gegebenen Kuchen verwöhnt, will der Bursche jetzt zu allen übrigen Kuchen: „Aetsch!" sagen!

470. Guck-Aeugerle! Wetter, die versteht's!

Auch andere Schönen haben in ihrem Angesicht langbewimperte, schöne, lang-(gezogen)e, schwarze Augen, — aber so zu blicken verstehen sie nicht.

316. Wenig, aber mit Liebe.

Genieße was sich dir bietet. Im Haushalt eines armen Dorfes ist kein Salz zu finden. Und wenn auch Salz da wäre, Holder! was hülfe es, wenn kein Fet (doppelsinnig: keine Liebe) dabei ist.

204. Der Gefühllose, Kalte!

Ob mein Herz auch (vor Liebe) birst (überquillt), wie kann es, o Muhme, wohl bei ihm froh werden? Da ja der Schmerz (d. i. wohl: die schmerzliche Sehnsucht der Liebe) auf ihn nicht übergeht, wie das Bild (nicht) auf den Spiegel.

217. Wahrer Freund.

Der ist zum Freunde zu nehmen, der da im Unglück, am rechten Ort, zur rechten Zeit, nicht sich abwendet, (stetig) wie eine Figur auf der bemalten Wand.

340. Wehmüthiger Anblick.

Tochter, da deine Schönheit und Jugend vorüber, nicht mehr sichtbar ist, wer sollteſt du nicht traurig stimmen? ähnlich dem Wiedersehen des Geburtsortes, wo die alten Leute alle verschwunden sind.

102. Treue Mutterliebe.

So gleitet (dort auf dem Neste) das Krähweibchen mit dem Strome fort, ohne sich vor dem Herabfallen zu fürchten, einzig nur bedacht darauf, seine Brut zu schützen, die sich auf der einen Seite des Nestes befindet.

291. Hübscher Anblick.

Dort läuft, um den Jungen zu suchen, der aus Furcht vor dem Barbier geflohen ist, die (junge) Hausfrau, indem ihre Handspitzen damit beschäftigt sind, die ihr entgleitenden Locken und Gewänder zusammenzuhalten.

44. Sei nicht bang!

Die Liebste gleitet ihm (schon) wieder ins Herz hinein, wenn er (auch einmal) mit einem andern Mädchen kost! mag er nun daran die gleichen Vorzüge sehen oder nicht sehen.

243. Was sich schickt.

Dem Herrn steht Zärtlichkeit gut an, der Liebsten Schmollen, Nachsicht dem Starken, Reden dem Kundigen, Schweigen dem Unkundigen.

251. Wahre Sachlage.

Das (ist) Besitz, was man in Händen hat. Der (ist) ein Freund, der auch im Unglück sich nicht trennt. Das (ist) Schönheit, wo Tugenden. Das (ist) Wissen, wo Frömmigkeit.

142. Jugendliebe, durch den Tod getrennt.

Wenn von Zweien, die da in Gemeinsamkeit von Lust und Schmerz erwachsen, durch allmälig entstandene Liebe vereinigt sind, Eines stirbt, das lebt (im Andern fort)[1]: das Andere (der am Leben Bleibende) ist todt.

214. Greif zu!

Ein Mann, der, wenn ein Geschäft zu thun vorliegt, die guten und bösen Seiten darin zu lange überlegt, verdirbt das Geschäft durch zu langes, schwerfälliges Hinsehen.

242. Hab' Dank dafür, daß du gleich die rechten Worte gefunden hast!

Wahrlich! Selten ist der Mann, der im rechten Moment weiß, was zu sagen

[1]) „Der ist nicht todt, dessen ein geliebter Mensch gedenkt." Mâlatîmâdhava.

ist, was die Einwürfe beseitigt, — liebe Worte, welche das Herz des Andern erfreuen[1]).

13. An die mit Feuer-Anzünden beschäftigte Hausfrau.

O du in der Kochkunst Geschickte! erzürne dich nicht! Das Feuer brennt nicht, raucht nur, um (recht lange deinen) wie rothe pâṭala-Blüthen würzigen Mundeshauch zu trinken (mit dem du es anfachst).

14. Küchen-Scene.

Wenn die Hausfrau mit der vom Küchenruß beschmutzten Hand sich ins Gesicht fährt, lacht der Gatte, weil es nun ganz dem Monde (mit seinen Flecken) gleicht.

388. Ihrer Schönheit thut das keinen Eintrag.

Unverwandten Auges blicken die Wandersleute verlangend auf die vom Mehl (beim Backen?) bestäubte Tochter des Bauern, wie (die Götter dereinst) auf die aus dem Milchmeer aufsteigende Lakshmî[2]).

366. Ein Blumen-Antlitz.

Nach der wundersamen[3]) Lotosblume, ihrem Antlitz, welches keine Niederlage durch den (Vergleich mit dem) Mond kennt, (ihn noch an Glanz übertrifft)[4]), schwärmen die Bienen (Liebhaber) hin, in Scharen herbeigezogen durch den Wohlgeruch ihres würzigen Dufthauchs (Athems).

410. Urit mature!

Jetzt schon bethört sie (durch ihre Schönheit) die Jünglinge, obschon sie noch im Kindesalter sich befindet. Erwachsen, wird die Schulzentochter[5]) (viel) Unheil anrichten, wie eine Giftranke.

593. Beseligend ist ihre Nähe!

Die Schulzentochter allein trägt den Preis der Schönheit davon, denn sie hat alle Leute im Dorfe starr (nach ihr) blickend, zu Göttern[6]) gemacht.

804. Scherzhafte Warnung (v. Çringâratilaka v. 6).

Tochter! ich warne dich, 's ist Neumond! schlafe nicht im Hofe! damit nicht etwa Râhu[7]) dein Antlitz verschlingt, indem er es für den Mond hält.

573. Bezaubernd schönes Haar!

Die Maid (dort) trägt ihre duftige Haarlast wie eine Rauchsäule des Liebesfeuers, wie einen Verblendungswedel (Zauberbesen) für die Blicke der Leute, wie eine Siegesfahne der Jugend.

80. Bei der Toilette nach dem Bade.

O du, die du dort mit dem Rohrdorne die Zackengitter des Kammes reinigst, deren Zwischenräume vom Bade her mit Gelbwurz gefüllt sind, wen willst du (willst du nicht mich) beglücken?

125. Entzückend!

Wie ein Wunder, wie ein Schatz, wie ein Königreich im Himmel, wie ein Trunk Ambrosia, war es mir in dem Augenblick, wo ich sie zuerst ohne Gewandung sah.

---

[1]) Nach einer andern Lesart: Wenn er Zeit hat, Lieber! kann Jeder liebe Worte finden, die dem Herzen der Liebsten Freude bereiten. Selten ist aber der Mann . . .

[2]) Die Göttin der Schönheit, die wie Aphrodite aus dem Meere hervorgegangen ist.

[3]) Wörtlich: früher noch nicht dagewesen.

[4]) Es ist hier für Lotosblume ein Wort gebraucht, welches die Taglotus bedeutet, die also den Mond überhaupt ignorirt, und nur der Sonne zu Liebe aufblüht.

[5]) Wörtlich: die Tochter des Führers, Vorstehers des Dorfes.

[6]) Die Götter zwinkern nicht mit den Augen.

[7]) Der Dämon der Mondfinsterniß.

420. Warum habt ihr ihn denn nicht aufgehalten?

Habt ihr ihn denn, nach fremder Musik tanzend, übersehen, als er traurigen Herzens hinausging, da ich Unverständige seine Versöhnungsversuche abwies?

677. Du mußt ihr das nicht zu hoch anrechnen!

Söhnchen! das ist nun einmal die Weise der Liebe, plötzlich zu zürnen, im Augenblick wieder gut zu werden, verstellte Reden zu führen, übermäßig zu quälen.

498. Die Beiden sind nur für einander da!

Er sieht nur ihr Antlitz an, und sie auch ist ganz berauscht durch seinen Anblick. Alle Beide, in sich befriedigt, thun so, als wenn es auf der Erde keine andern Frauen und Männer (weiter) gebe.

516. Die Liebe allein macht glücklich.

Wer ein treues Lieb hat, hält sich auch im Unglück für zufriedengestellt; vom Lieb verlassen aber ist man unglücklich, und wenn man auch die (ganze) Erde gewonnen hätte.

91. Laß ab von deiner Strenge gegen sie!

Die da ihre Herrschaft nicht geltend machen, die Erzürnte wie ein Sklave begütigen, die allein sind den Frauen lieb — die anderen sind nur erbärmliche Herren.

39. Zarte Rücksicht.

Obschon ihr (eigner) Liebster da, das Fest gekommen ist, hat sie sich doch nicht geschmückt, um ihre arme Nachbarin zu stützen (zu schonen), deren Gatte (noch) verreist ist.

54. Die Befreiung naht.

Als die Gefangene den Klang der Bogensehne ihres Gemahls hörte, der noch härter als der Fall des Donnerkeils klingt, wurden durch sie auch die Augen ihrer Mitgefangenen getrocknet.

107. Er wird schon kommen, mir zu helfen!

Als die Schwiegertochter des Bauern den Sohn ihres Hausherrn (oben) am Ufer der Godâ stehen sah, begann sie hinaufzusteigen auf schwer gangbarem Pfade.

118. Räuberbraut.

Obschon schwer bekümmert durch den Tod ihrer Verwandten, blickt die Gefangene doch liebevoll auf den jungen Räuber, weil er ihr als ein fertiger (Held) erscheint. Wer kann Tugenden gegenüber (seinen) Unwillen festhalten?

161. Damit es recht lange dauert.

Wie der Wandersmann mit aufwärts (auf sie hin) gerichteten Augen, mit losen Fingern langsam trinkt, ebenso macht auch die Brunnenhüterin (in seinen Anblick verloren) den so schon dünnen Strahl (Wassers, den sie ihm in die Hand gießt), immer noch dünner.

162. In gegenseitigen Anblick versunken.

Der nach Almosen Wandernde blickt auf ihren herrlichen Wuchs, sie (die es ihm geben will) auf seinen Antlitzmond, dabei berauben die Krähen allen Beiden Kelle und Krug.

232. Elegie.

Das Rohr (das uns als Stelldichein diente) ist dahin; von den Gebüschen sind nur die Stämme übrig. Auch unsere Jugend ist vorüber. Die Liebe ist aus, mit der Wurzel ausgerissen.

239. Dankbare Erinnerung.

Die Wahrheit sage ich. Ich stehe hier, meinem Tode nahe, am heiligen Ufer der Tâpî. Aber noch jetzt fällt mein Blick ebenso (dankbar) auf sein Gebüsch (wie damals, wo ich darin mein Stelldichein mit dem Liebsten hatte).

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

X.

Wir durchritten die Mündung des Cypressenthals und passirten seinen Fluß auf einer Brücke von wenigen Schritt Länge. Das Wasser hat hier eine echte Klamm gebildet und den Felsen 150 Fuß tief eingesägt. Wir hielten uns auf der linken Seite des Cachapual, und da wir aufwärts ritten, so blieb der Fluß linker Hand; sein chocoladebraunes Wasser strömte jetzt mit großer Heftigkeit, und oft ließ sich deutlich das Poltern der auf dem Grunde des Bettes fortgerollten Felstrümmer vernehmen. Die seebodenartige ebene Sohle und die unteren Theile der Thalwand zeigten kräftige Buschvegetation in Fülle, Gruppen hoher Quillaï- und Pfirsichbäume. Die gegenüberliegenden Bergketten setzen in dem Thalgrunde in der Entfernung von einem Kilometer auf und steigen bis zu 1000—2000 m sichtbarer Höhe auf. Nur vereinzelt liegen auf ihnen weiße Flecken von Schnee; die höchsten Theile, welche eine prächtige Schneekette constituiren (wenigstens auf dem rechten Cachapual-Ufer), bleiben unsichtbar. Die auslaufenden Hänge werden auf beiden Seiten von mehr oder minder fein geschichteten Flußablagerungen bedeckt, die immer wieder erwähnt werden müssen, weil sie so charakteristisch für alle chilenischen Andesthäler sind. Thalab ist ein weiter Ausblick ins Niederland gestattet, thalauf legt sich ein schneeloser Felsberg quer gegen die Marschrichtung. In wechselnder Ueppigkeit zeigt die Vegetation die charakteristischen Bestandtheile der subandinen Flora; neben den noch immer häufigen Quisco-Cakteen und Cardones: den Bollén- und Litrestrauch, den schwarzbeerigen Maqui, die sehr charakteristische Colliguaya, die Chilca, den Romero, den Retamo und viele andere Halbsträucher. An einer wasserreichen Stelle treten kräftige Farne mit sehr fein zertheilten Wedeln auf (panilla), Schilfrohr und Stechapfel (carda). Die Zone dieser kräftigen „Monte"-Vegetation liegt im Cachapualthal zwischen 1100 und 1300 m.

Nach dreistündigem Marsch erreichten wir die Mündung des ersten größeren Seitenthals; es liegt auf derselben Seite wie der Cajon de los Cipreses und heißt

Cortaderal. Ob der Name mit Cortadera, dem bei uns als „Pampagras" eingeführten schilfartigem Grase zusammenhängt, lasse ich dahingestellt. Die Untersuchung dieses Thales würde vielleicht ähnlich interessante Aufschlüsse geben, wie das Gebiet des Ada-Gletschers. Beide Thäler spielen in der Configuration die Rolle eines Zwillingspaares, und zwischen beiden muß es vergletscherte Paßübergänge geben. Ich vermuthe auch im Cortaderal einen großartigen Ursprungscircus und bedaure lebhaft, daß ich mich nicht persönlich davon überzeugen konnte. Denn sehr wahrscheinlich würde der Aufstieg durch das Cortaderal-Thal an den Fuß eines Berges führen, dessen höchsten Theil ich vom „Erstling" aus photographirte; er überragt von jenem Punkt aus die rechte Thalwand des Ada-Gletschers, gerade da wo diese aus Steinpfeilern und Felsmauern aufgebaut erscheint, und fällt durch die sanften Neigungen seiner schuttbedeckten Kuppe besonders auf. Ich nannte ihn den „Schutthaldenberg" und wurde durch spätere Vergleiche, namentlich mit dem Vulkan Maipo, zu der Annahme geführt, daß auch er ein vulkanischer Berg sein müsse.

Da wo das Cortaderalthal sich gegen den Cachapual öffnet, hat sich eine kleine Ebene gebildet, wo prachtvolle große Quillaïbäume Schatten spenden; sie liegt 1300 m hoch. Hier schließt sich der Blick nach abwärts, und man steht in einer von Bergen allseitig eingefaßten Landschaft. Bald nachdem das hellfarbige Gletscherwasser des Cortaderalbaches überschritten ist, gelangt man an ein zweites Seitenthal, den Cajon de la Leña. Das helle Wasser seines Flusses sticht deutlich ab gegen das braune des Cachapual, der ungleich mächtiger ist und den Seitenstrom absorbirt, ohne seine eigene Farbe zu ändern. Ueber steile Geröllablagerungen stiegen wir auf und überwanden so die Stufe, zu welcher die Einmündungsstelle gestaltet ist.

Damit verließen wir definitiv das Cachapualthal, welches hier nach links, etwa in Nordost aufsteigt, und führten eine Schwenkung nach rechts gegen Ostsüdost aus. Auf der gegenüberliegenden rechten Seite des Cachapual, wenige hundert Fuß über dem Fluß, constatirte ich eine isolirte, dreieckförmige Insel von Cipreses (Libocedren) in 1500 m Höhe. Sie scheinen auf diese eine Stelle beschränkt zu sein und treten daselbst in großer Zahl auf. Das ist merkwürdig, wenn man bedenkt, daß sie im Cypressenthal, oberhalb 1500 m aller Orten, aber niemals Bestände bildend auftreten.

In der Sohle des Cachapualthals hatten wir noch die Wärme eines reinen Sommertages empfunden; um 10 Uhr Vormittags zeigte das Thermometer in 1300 m Höhe 26,5° Celsius. Mit dem Eintritt in das Leñathal vollzog sich ein klimatischer Wechsel; ebenso begleitete ein Wechsel in der Scenerie unser Vordringen in das innere Hochgebirge. Das Thal hat keine Sohle, der Fluß ist in den Fels gerissen. Die Gebüschvegetation verkümmert; statt ihrer treten andere Formen, Kräuter mit lebhaft gefärbten Blumen auf, und nur vereinzelt fesselt ein Halbbaum den Blick. An gewissen Stellen finden sich dann freilich wieder Anklänge an den Vegetationshabitus der tiefer gelegenen Theile.

Denn die Natur erscheint nur in Büchern typisch, durch scharf gezogene Grenzen in Theile getheilt. Schauen wir sie aber an Ort und Stelle, so verschwimmen die Grenzen, und die Gesetze verbergen sich hinter bunter Mannigfaltigkeit. Das kann auch nicht anders sein; denn von den vielen Factoren, welche die schaffende

Kraft an irgend einer Stelle zusammensetzen, kennen wir immer nur einige, und was wir locales Gepräge nennen, beruht nur zu oft auf denjenigen Theilkräften, die wir nicht kennen.

Da wir den Leñabach nicht überschritten hatten, so führte unser Weg an dem linken Thalhange her, wo große Trümmer über vegetationsbedeckten Schuttfeldern zerstreut liegen. Ein Querriegel sperrt das Thal zwei Stunden oberhalb seiner Mündung ab. Einige kleine Schleierfälle unterbrechen die Starrheit der öden Felsmassen, deren keine die deutliche Schichtung verleugnet. In 1800 m Höhe, wo ein großes Feld gelbblühender Compositen die erstorbene Vegetation neu belebt, biegt das Thal nach links auf, so daß wir in ostnordöstlicher Richtung reiten mußten, um das Plateau des Querriegels zu erreichen. Er ist etwa 200 Schritt breit. Auf dem Geröll seiner Oberfläche leuchteten die blutrothen Blüthen des Sangretoro auf; die schwärzliche Farbe der felsigen, plattenreichen Thalwände gibt hier der Landschaft etwas unbeschreiblich Oedes. Zur Linken kommt eine steile Felsschlucht nieder; in ihren oberen, verbreiterten Theil ist ein Gletscher eingekeilt, wild und großartig, mit strahlenförmigen Zerreißungen: er bricht plötzlich ab mit einer 100 Fuß mächtigen Eiswand, die einer gleich steilen Felswand aufgesetzt ist. Durch die Querbarre ist die 2000 m hoch gelegene Thalsohle in ein Schutthügelland verwandelt, auf welchem der Dindillostrauch (eine Ephedra-Art) an vielen Stellen aufsprießt; das Gebüsch ist völlig verschwunden.

Der Blick öffnet sich gegen ein höher gelegenes, kesselartiges Seitenthal. Sein Ursprung zeigt drei Schneefelder; darunter breiten sich große Trümmerfelder aus, aber der abfließende Bach ist grün eingefaßt. An dem oberen Ende des Schuttriegels, bei 2222 m, sieht man auf eine langgestreckte Lagune nieder, deren braunes Wasser in die düsteren Farben der Landschaft eingestimmt ist; in ihr reinigt sich der hell abströmende Leñabach, wie Alpenströme sich in ihren Seen reinigen. Ich schätzte die Länge der Lagune auf 2 Kilometer, ihre Breite auf 200 Meter; eine abschüssige Geröllhalde trennte mich von dem Wasserspiegel. Die wüstesten Trümmerhalden ziehen sich hoch hinauf, die Vegetation ist ganz verschwunden; dazu das Schwarzgrau als Grundton der wilden Oede, nur stellenweise durch das bläuliche Weiß unerreichbarer Gletscherklüfte unterbrochen; — in der That eine Landschaft, die man melancholisch nennen müßte, wenn nicht das Großartige ihrer Gestaltung die Energie der bildenden Naturkräfte zum Ausdruck brächte.

Jenseits des oberen Lagunen-Endes — sie heißt Laguna del Yeso (Gyps) — schlugen wir das Biwak auf, am unteren Saume einer neu auftretenden Vegetationszone; in der Mitte eines Kessels, welcher durch einmündende Seitenthäler ausgeweitet ist. Höchst wahrscheinlich ist die Laguna del Yeso der winzige Rest eines vormals hier ausgebreiteten Sees. Ich nannte das Biwak das Yeso-Biwak. (2220 m.) Denn alle meine Lagerplätze erhielten Namen, von irgend einer Eigenthümlichkeit hergenommen, so daß ich dieselben jederzeit leicht identificiren konnte. Das war auch deshalb nothwendig, weil die Lage fast aller Biwaks astronomisch bestimmt wurde. An sich hat es wenig Sinn, Punkte, welche äußerlich durch Nichts markirt sind, mit astronomischer Präcision festzulegen; und das war der Fall bei meinen Biwaks. Sie dienten aber als Fixpunkte

bei der Construction der Reiseroute und zur Lagenbestimmung der trigonometrisch vermessenen Gipfel.

Natürlich mußte ich jetzt, wo die Tage dem Marsch dienten, die Nacht zu Hilfe nehmen und Sterne statt der Sonne beobachten. Wenn der Tagesmarsch anstrengend war, und die ersten Stunden im Biwak mit der geistigen Verarbeitung der im Sattel genommenen Notizen dahingegangen sind, so gehört oft ein nicht geringer Aufwand von Willenskraft dazu, den ermüdeten Körper und abgespannten Geist noch einmal zur nächtlichen Arbeit zu vermögen. Die Glieder sind steif, man fröstelt und möchte nichts lieber, als unter wärmenden Decken ausgestreckt ruhen. Statt dessen muß der Theodolit aus seiner schwerfälligen Verpackung herausgenommen, das Stativ aufgestellt, die von Ruß und Oel stets verschmierte Beobachtungslaterne in Ordnung gebracht werden. Dann erst beginnt die Arbeit, bei welcher Präcision und Gewissenhaftigkeit walten müssen, wo eine falsch genommene oder falsch notirte Ablesung der Uhr oder der fein getheilten, mit Mikroskopen abgelesenen Kreise schweres Unheil anstiften kann. Nur Routine hilft über alle Fehler, Klippen und Unterlassungssünden fort, und je weniger man nachzudenken oder zu überlegen braucht, ein um so besserer Beobachter wird man sein.

Bei der Fortsetzung des Marsches zeigte sich der Boden bald dicht mit reicher Blumenvegetation bedeckt und lieferte in 2380 m Höhe schöne Beiträge zu meinem Herbarium. Die Thalwände enthalten auf beiden Seiten mächtige Einlagerungen von Gyps, welcher die Sohle an einer Stelle in der Form einer geblichweißen Pyramide überragt. Dann zeigt sich wieder rechts und links eine gleichförmigere Formation: unten Schuttfelder von 30—40° Böschung mit Vegetation bedeckt, oben schwarze krystallinische Schiefer. Wo die Thalsohle sich verengt, steigt sie stärker an und zeigt Lawinenreste. Der Fluß hatte einen solchen durchnagt, und es ließen sich daran deutlich verschiedene Jahresschichten bemerken. Deutlich geschichteter Schnee und Firn ist eine häufige Erscheinung; am Ylimani in Bolivien habe ich sie sogar in der Zone 6300—6400 m constatirt. Enger und enger wird das Thal, nur der Bach findet noch Platz unter ausfüllenden Schneemassen. Ich ritt mit Zamorano voraus, und schließlich fiel die Halde so steil ab, zeigte so harten Boden, daß für Mensch und Pferd mit dem Gletscherbeil Stufen gemacht werden mußten. An solchen Stellen beschlich mich stets ein leises Bangen wegen der Maulthiere, welche die Instrumente trugen; in ihrer Zaum- und Halfterlosigkeit schritten sie mir viel zu unbekümmert und sorglos einher. Wir traversirten über 40 geschlagene Stufen an dem Hange her und führten Beide die Pferde am Zügel: Zamorano, weil er die Stufen machte, und ich, weil ich das Barometer nicht einem Sturz aussetzen wollte. Später folgte der Rest der Karawane; Francisco, José und Antonio passirten beritten; dennoch kam eine Last in Unordnung, und die schwerwiegende Maßstange für geodätische Basismessungen fiel hinunter auf den Lawinenschnee. Antonio holte sie unbeschädigt wieder herauf. Sie durfte sich vieler glücklich überwundener Unfälle und Stöße während ihrer nützlichen Existenz rühmen; denn Dr. Reiß hatte sie jahrelang durch die Gebirge Columbiens und Ecuadors geführt; auch dieser Sturz in Chile prallte spurlos an ihr ab, und nach wie vor repräsentirte sie 6 m Länge, ohne auch nur um

eines Millimeters Betrag falsch geworden zu sein. Sie ließ sich nach Art eines Reisefernrohrs zusammenschieben und bildete dann ein cylindrisches Rohr von 1 m Länge und 5 cm Durchmesser.

Dies geschah in 2590 m Höhe; wir hatten damit das eigentliche Hochgebirge erreicht. Zwar war die Vegetation noch nicht erstorben, aber die großen Massen von Lawinenschnee und die vergletscherten Seitenschluchten sprachen schon zu laut für die Herrschaft von Schnee und Eis, und in diese stumme Sprache mischte sich das heulende Brausen eines unerträglichen Windes. Eine Lawine, welche die Thalsohle in ihrer ganzen Breite sperrte, mußte überritten werden, und dann schlugen wir nach einem sehr kurzen Tagemarsch, Angesichts der zu überkletternden Andesmauer, das Lager in 2747 m Höhe auf. Ich habe es das Plazilla-Biwak genannt; hinter niedergestürzten Conglomeratblöcken suchten wir Schutz vor den Unbilden des Windes. Am folgenden Tage sollte das große Ereigniß der Cordillerenüberschreitung auf der Wasserscheide der beiden Weltmeere stattfinden.

Wenn ich die Photographien betrachte, die ich noch in später Nachmittagsstunde von dem Lager aus aufnahm, und welche nur eine plastische Zusammenfassung der Tagebuch-Notizen sind, so kommt von Neuem die unbeschreibliche Oede der düsteren Landschaft über mich. Was Wind und Wolken thun konnten, in das strenge Gesicht des Hochgebirges einen unheimlichen Zug zu legen, das thaten sie, und vergeblich erwartete ich den günstigen Moment, der den höchsten Kamm ganz frei legen würde. Ich hatte zuvor eine kleinere Kletterei ausgeführt und bessere Einsicht in die Configuration gewonnen. Zwei Thäler stießen am Plazilla-Biwak zusammen, getrennt durch einen Kamm, welcher in schroffer werdendem Profil zur Centralkette aufsteigt. Das Plazillathal steigt nach Nordosten zu auf und zeigt einen schneeerfüllten Thalgrund; das andere, für das der Name des Leñathals beibehalten ist, biegt rechts von jenem nach Südost auf, zeigt weniger Schnee, aber einen um so wilderen Hintergrund. Denn es endet an den Felsen der „linea“, wie Zamorano die Wasserscheide benannte.

Auf der linken Wand des letzteren Thals stieg ich mühselig auf und war erstaunt, bei einer Neigung von 30° so viel Schwierigkeit zu finden; aber der Boden war nur mit einer dünnen Schicht von Grus bedeckt, und unter diesem lag das anstehende Gestein; der Fuß fand geringen Halt. Unsere Schätzungen von der Begehbarkeit geneigter Halden gründen sich aber in der Regel auf die Voraussetzung, daß der nachgibige Boden den Fuß vor dem Gleiten schützt.

Als am Abend um 8 Uhr der Wind nachließ, konnte ich mit Ungestörtheit den eigenartigen Eindrücken des Tages nachhängen. Diese verschiedenfarbigen Conglomeratmassen; die steile, bald schwarz, bald weiß erscheinende Felsmauer der Wasserscheide; der gänzliche Mangel großer Gletscher; die Häufigkeit vereister Klüfte und abgebrochener Gletscherstufen; die lappenförmig ausgebreiteten Schneefelder, zwischen denen große Flächen grau dalagen, weil der Schnee abgerutscht war; dazu die isolirt blühenden Geröllpflanzen, die niedergestürzten Felsblöcke, die Lawinenreste, die umherliegenden Gerippe verendeten Viehes, das periodisch wiederkehrende Heulen des Windes und die Wolkenfetzen am Himmel — wahrlich, es

war eine eigene Welt, eine Welt, die für Menschen nicht geschaffen schien. Und in diese Welt sollten wir folgenden Tages noch tiefer eindringen.

Bereits um 4 Uhr Morgens wurden die Thiere eingefangen, und um 6 Uhr brach die Karawane auf. Zamorano allein kannte den Uebergang, und ich war äußerst gespannt auf die Entwicklung der Dinge. Denn was ich von dem Andes-Rückgrat hatte sehen können, glich einer Mauer und war weder für Menschen, geschweige denn für eine Truppe beladener Thiere passirbar. Wir zogen in dem Leñathal auf und änderten die Marschrichtung des vorangegangenen Tages aus Nordost in Südost. Rechter Hand zogen sich röthliche Halden auf, spärliches Gras trat hier und da auf, und in 3000 m Höhe flogen Rebhühner auf, Perdizes de la Cordillera genannt, — für jene Gegenden höchst charakteristisch und gar nicht selten anzutreffen.

Das Thal bildet anfänglich eine ziemlich schmale Terrainfalte und öffnet sich bei 3200 m Höhe nach oben gegen einen weiten Gebirgskessel, dessen Ausfluß sie ist. In diesem wird der Andes-Kamm sichtbar, und der „atravieso" d. h. der Paß erscheint als eine sattelförmige Einsenkung in der Profillinie des Kessels. Nun wird Alles weit und erhaben, und in die Formen des Gebirges kommt eine Mannigfaltigkeit, welche dem Blick aus der Tiefe des Plazilla-Biwaks nicht beschieden war. Nun darf das Auge nach allen Richtungen schweifen und findet immer wieder etwas Neues. Rückwärts schauend sieht man im Mittelgrund die wilde Kette des Plazilla-Thals; als ihre Fortsetzung erscheinen die weißen Felsen des Yeso-Kammes, deutlich abgehoben gegen Schnee und Fels, weniger schön als eigenthümlich. Den hohen Plazillabergen gegenüber liegen die geschichteten Conglomeratriffe und die abschüssigen braunrothen Halden des linken Leña-Gehänges. In nordwestlicher Richtung schließt sich der Hintergrund am großartigsten: durch eine 5000 m hohe Schneekette, welche die Plazillaberge überragt, und wo der Ursprung des Cachapual zu suchen ist. Damit verglichen erschien allerdings derjenige Theil des Leñakessels sanft, in welchem wir aufstiegen. Aber neben den Schneekuppen, welche den Sattel einfassen, erheben sich links die schwarzen Felsnadeln des Andes-Kammes und stürzen in einer schwarzen Mauer ab, in welche ein zweites, weißes Gebirge aus Gyps eingelassen ist. Der rechter Hand gelegene Theil des Kessels zeigt große Firnfelder und Felspartien in orgelförmigem Aufbau.

Mochte nun der Weg relativ sanft erscheinen, in Wirklichkeit machte er uns viel zu schaffen, und die Thiere kamen nur langsam von der Stelle. Die Eile, mit der in der Morgendämmerung der Aufbruch betrieben wurde, hatte zur Folge gehabt, daß die Packung der Mulas oft in Unordnung gerieth, und immer wieder waren Pausen nöthig, damit die Lasten neu geschnürt werden konnten. Die Leute hatten kaum minder harte Arbeit, als die Thiere. Dabei wurde der Haldenanstieg immer steiler, blies der Wind immer heftiger, wurden die Schneefelder häufiger. Wo der Boden schneefrei war, glich er den sogenannten Serirflächen der nordafrikanischen Wüsten, d. h. er zeigte sich gleichmäßig mit kleinen viereckigen Bruchstücken bedeckt, an vielen Stellen so, als ob eine leichte Walze über ihn hingegangen sei. Hier hatten die Thiere nur mit der Steilheit des Anstiegs zu kämpfen. Wo aber Schnee lag, wurde die Sache viel schlimmer,

weil kein Feld eine geglättete Oberfläche zeigte, sondern tiefe Löcher und Furchen dem Fortkommen der Pferde und Mulas wehrten; diese mußten, je höher sie stiegen, um so häufiger anhalten und verschnaufen. Die Thiere erscheinen weit empfindlicher gegen die dünner werdende Luft, als der Mensch; wenigstens für die erste Uebergangszeit. Denn sie machen, je steiler der Weg ist, um so heftigere Bewegungen und gehen des Vortheils verlustig, den sich der Mensch durch verlangsamte Bewegung verschaffen kann.

Unter solchen Verhältnissen wird das Reiten unangenehm. Man fühlt sich im Sattel bald auf- und niedergestoßen, bald hin- und hergerissen; und außerdem kann sich der Nord-Europäer doch auch eines gewissen Mitleids nicht erwehren, das ihn unbehaglich stimmt, so lange er im Sattel sitzt. Unsere religiösen Anschauungen gestatten es uns nicht, die harte Behandlung eines Thieres durch die Worte zu begründen: no es Cristiano, es ist kein Christ. Ich stieg also zu Fuß auf und ließ die Karawane bald so weit hinter mir zurück, daß sie meinen Blicken entschwand. Die Vegetation hatte bei 3500 m aufgehört, aber in 4000 m sproßte zwischen dem Geröll noch eine Nassovia auf. Das Terrain blieb ganz unverändert: keine Gletscher, kein anstehendes Gestein; nur Geröllboden, bedeckt mit Schneelappen. Der Wind schien von allen Seiten hervorzubrechen; denn er wehte aus Nordnordwest von Chile her, fing sich in dem Kessel, prallte ab und fuhr dann heulend über die Schneide des Atraviesо fort. Gegen 11 Uhr betrat mein Fuß zum ersten Mal die Kammlinie, und weil ich weit und breit kein lebendes Wesen sah, so vertiefte Einsamkeit den Eindruck der Landschaft.

Ich stand auf der Grenze von Chile und Argentinien, auf hoher Warte, inmitten des Unbekannten, wo mein Wort im Sturm verhallte. Der Vorhang, den die Andesmauer errichtet hatte, war gefallen, und ein fremdes, märchenartiges Land, das kein Reisender beschrieben hatte, dehnte sich mir zu Füßen aus. Weite Schneegefilde, gegen den Paß eingebuchtet und nach unten zu in vergletscherte Gehänge übergehend, trennten mich von einem weiten Thalboden, und wo sie ausliefen, leuchteten hellblaue Lagunen aus einem Kranze von Eis auf. Wohl ließ sich die Richtung des Thals bestimmen und erkennen, daß dasselbe wie ein breites Band die Hauptkette der Andes umsäumt, aber in welchem Sinne es steigt, in welchem es fällt, das vermochte ich nicht anzugeben: so horizontal verlaufend erschien sein Boden aus der Höhe meines Standpunktes. Nach links zu, in südöstlicher Richtung schien es sich stundenlang fortzusetzen, nach rechts zu verlor es sich für das Auge in dem perspectivisch zusammengedrängten Bilde des Gebirgslandes. Was jenseits des Thales, mir gerade gegenüber, sichtbar war, trug einen ganz besonderen Stempel. Fremdartige Färbungen und fremdartige Formen löften hier die Eindrücke der chilenischen Landschaft ab, ohne daß ich sogleich den inneren Grund erkannte. Erst nach dem Abstieg lehrten schwarze Laven, daß diese ganze Region das Product vulcanischer Thätigkeit sei, und daß das Centrum derselben jener hohe, farbenreiche, vergletscherte Kegel sei, der in 5—6stündiger Entfernung, wie aus einer Ebene isolirt aufragte. Ich nenne ihn den Cerro Overo. Wie unendlich verschieden davon war das Bild auf der chilenischen Seite, wo zwar auch in einer Richtung, nämlich nach Westen, das Land offen dalag, wo aber andrerseits die hohen

Schneeketten des Cachapual-Ursprungs im Norden an die Gebirgstöcke der Alpen erinnern konnten!

Der Atravieso de la Leña, so will ich den Paß nennen, ist ein echter Sattel. Der Kamm, auf welchem ich stand, ist sanft geschwungen, verläuft in seinem tiefsten Theil fast horizontal, bildet aber kein Plateau. Der chilenische und der argentinische Hang der Cordillere durchsetzen sich hier in einer Linie; sie hat eine Nordost—Südwest-Richtung, und der Sattel wird von zwei Schneeköpfen eingefaßt, welche die nächst gelegenen Theile des Hauptkammes selbstredend verdecken. In der Richtung nach Argentinien werden aber jenseits des rechts gelegenen Schneekopfes nach Süden zu Ketten sichtbar, welche wie Eine erscheinen und einen Gesichtswinkel von 50° ausfüllen. Zu der chilenischen Seite dieses Systems gehören auch die Berge des Ursprungs von Cortaderal und Cipreses.

Es war keine Kleinigkeit, in dem wüthenden Sturm das Quecksilberbarometer aufzustellen, zu ajüstiren und abzulesen. Die dünnen Messingstäbe des Stativs boten dem Wind zum Glück nur geringen Widerstand, und die Spitzen konnten in den Schnee eingestoßen werden. Die Schwierigkeit lag in der Einstellung; diese beruht darauf, daß eine feine Elfenbeinspitze mit der Oberfläche des im Gefäß befindlichen Quecksilbers zur Berührung gebracht wird. Dann erst kann die Ablesung erfolgen; und beide Operationen werden nicht nur durch das Zittern des Quecksilberspiegels, durch die unstete Pendelbewegung des Barometers erschwert, sondern auch durch das Thränen des vom Wind gereizten Auges, durch das Starrwerden der ungeschützten Hände bei der Berührung mit den kalten Metalltheilen des Instrumentes. Am besten arbeitet man schnell und unverzagt darauf los und sucht die Genauigkeit dadurch zu erreichen, daß man in rascher Folge eine große Zahl von Einstellungen macht und das Mittel nimmt, — nicht dadurch, daß man bei einer Einzelablesung Zeit und Mühe verschwendet, um eine Genauigkeit zu erzielen, welche durch die Umstände ausgeschlossen ist. So machte ich schnell 8 Einstellungen und Ablesungen hinter einander, deren Extreme um $^3/_{10}$ mm von einander abwichen, erhielt einen Barometerstand von 469,7 mm und berechnete daraus später die Höhe des Uebergangs zu 4107 m.

Bereits über eine Stunde hatte ich hier oben verweilt, aber noch immer ließ sich nichts von der zurückgebliebenen Karawane sehen; ich eilte also noch einmal nach Chile hinunter, gerade dem brausenden Wind entgegen, der mich umzuwerfen drohte. Vierhundert Fuß tiefer traf ich José mit einigen losen Pferden und ließ die ganze Truppe, die in weiten Zwischenräumen aufkletterte, herankommen. Alle diese lebendigen Wesen hatten harte Arbeit, jedes hatte für sich einen Kampf zu kämpfen; ein freundliches Wort der Ermunterung verfehlte seine gute Wirkung nicht, und die erneute Vereinigung gab neue Kraft. Das Fortkommen war aber ein so langsames, daß ich zum zweiten Mal allein voraneilte, um möglichst viel Zeit für den Aufenthalt in der Höhe und für die Notirungen an so wichtiger Stelle zu gewinnen. Als ich mit Allem fertig war, verkündete lautes Freudengeschrei, daß die Karawane hinter einer kleinen Hebung der Sattellinie den Uebergang glücklich bewerkstelligte. Sie passirte ohne Aufenthalt, und fünf Minuten später verließ auch ich den Atravieso de la Leña und stieg nach Argentinien hinunter.

Die Schneeverhältnisse zeigten sich grundverschieden auf den beiden Seiten des Gebirges. Während der Aufstieg über den pacifischen Hang den Schnee nur in lappenförmiger Anordnung darbot, erglänzte jenseits der Wasserscheide die atlantische Seite in dem reinen Weiß einer gleichmäßig und weit ausgebreiteten Decke ewigen Schnees und Eises. Zum Theil mag dies durch die Verschiedenheit der Sonnenexposition erklärt werden, zum andern Theil durch die Windverhältnisse. Der Abstieg nach Chile verläuft in einem weiten Kessel; der Abstieg nach Argentinien auf der Flanke einer Kette, welche einer Hochebene aufgesetzt scheint. An der Stelle, wo die Karawane passirte, zog sich, gleichsam von Chile her übergreifend, eine braungraue Zunge freigelegten Schuttbodens durch den Schnee hin, und so bot der Abstieg gerade in seinem höchsten Theil die geringsten Schwierigkeiten. In der von Thauwasser erweichten Erde sanken die Hufe der Thiere mäßig ein und fanden trotz des steilen Abfalls genügenden Halt. Eine breite Zickzackspur war darauf eingegraben, und die Karawane hatte den Schnee bereits erreicht, als ich den ersten Schritt von der Wasserscheide nach Argentinien zu that. Dies war gegen halb Zwei Uhr Nachmittags.

Inmitten der erdigen Spuren stieß ich auf die bereits einmal erwähnte Meßstange, welche Dr. Reiß mir mitgegeben hatte; Keiner der Leute hatte bemerkt, daß sie verloren gegangen war, und da ich die Truppe schnell zu erreichen hoffte, so fügte ich die kostbare Last zu der anderen, welche ich bereits trug. Ueber der einen Schulter hing das Barometer, über der andern eine Ledertasche mit kleinen Instrumenten, die rechte Hand hielt das Gletscherbeil, die linke jene aufgelesene Stange. So stieg ich ab und hatte die Schneefelder kaum betreten, als ich laut und aufgeregt rufen hörte und sah, wie mein bestes Maulthier zu Fall kam, kurze Zeit lang mit dem steilen Schneehang kämpfte, dann ins Rollen gerieth und zur Tiefe niederging. Abwechselnd sah ich den dunklen Rücken der Mula, den rothen Kasten des Theodoliten, den weißen Bauch des verloren gehenden Thieres und den gelben Instrumenten-Koffer über der blendenden Fläche des Hanges auftauchen und wieder darunter verschwinden. Ich war ganz starr, schlug ein Kreuz und dachte: Es hat nicht sollen sein! Unmittelbar darauf wurde an einer andern Stelle des Weges ein zweites Maulthier von demselben Geschick ereilt und gerieth gleichfalls ins Rollen. Beladen wie ich war, konnte ich der ersten Mula nicht einmal nachspringen, was mir ohne die Rücksicht auf das Quecksilberbarometer ein Leichtes gewesen wäre. Mehrere hundert Fuß tiefer, auf einer ebenen Stufe des Hanges, blieb das Thier in sehr tiefem Schnee stecken, während gleichzeitig die Lastriemen gesprungen waren, und Theodolit und Koffer halb vergraben zu Seiten der befreiten, keuchenden Mula zu liegen kamen. Durch das gleichzeitige Rutschen zweier Thiere, durch die Befürchtung, daß den Rest dasselbe Schicksal erreichen könnte, war die Aufmerksamkeit der Leute getheilt, und Keiner wußte, wo und wie er helfend eingreifen sollte. Es war ein wirres Durcheinander, ein lautes Schreien, ein ängstliches Hin- und Herirren; die Karawane schien in Auflösung begriffen, und weit umher standen die erschreckten Thiere mit verschobenen Lasten. Für unser Leben fürchtete ich freilich nicht, aber mit dem Untergang der Instrumente und photographischen Platten erlitt der wissenschaftliche Zweck meiner Reise einen tödtlichen Schlag. Ich suchte die

Leute gar nicht erst zu erreichen, rief nur nach Zamorano und stieg direct hinab zu der Stelle, wo das Maulthier und die Schätze lagen. Meine natürliche Empfindung war, Kasten und Koffer sogleich zu öffnen und der peinlichen Ungewißheit über die Wirkung des Geschehenen ein Ende zu machen; aber das verboten der tiefe Schnee und die Eile, zu der das möglichst schnelle Entrinnen aus der gefahrvollen Situation zwang.

Das Schneefeld fiel unter uns noch einmal steil ab, so daß das Maulthier zum zweiten Male zu Fall kommen konnte. Wir beluden es daher nicht, sondern befreiten es nur aus dem Schnee; es hatte sich auf der weichen durchrollten Bahn nicht beschädigt. Dann rückten wir den Kasten und den Koffer aneinander, verbanden sie durch Lederriemen (Lassoriemen), Zamorano spannte sich davor, ich faßte das hintere Ende des Lasso und blieb als dirigirender Hemmschuh hinter der Last: und so schleiften wir sie über die abschüssigen Gefilde zu dem Niveau von 3670 m, wo das Gefälle sanfter wurde. Nach dem erlittenen Schreck noch die harte Arbeit zu leisten, und darüber in keinem Augenblick die Rücksicht auf das gebrechliche Barometer zu vergessen, dabei die nagende Sorge um den Zustand der Instrumente — das constituirte eine von den Situationen, welche die nervöse Erschöpfung nach beendeter Reise vorbereiten. Ich ließ Zamorano bei der Mula und den geschleiften Gepäckstücken zurück und ging allein weiter: denn bis das Packen beginnen konnte, mußte viel Zeit verfließen.

Aufblickend sah ich die Karawane gruppenweis in verschiedenen Höhen auf dem steilen Schneefeld halten. Noch schien Alles außer Rand und Band; das zweite Maulthier, welches gestürzt war, mußte gleichfalls neu beladen werden; auch alle übrigen Packungen waren neu zu schnüren; dann aber stellte sich allmählich Ordnung ein. Bei 3530 m erreichte ich die ebene Fläche und flüchtete mich auf eine Schuttinsel, wo auch das Auge sich von der sehr starken Blendung des Schnees erholen konnte. Hier ruhte ich aus, verzeichnete die Erlebnisse der letzten Stunde und erfreute mich an dem bereits gestatteten Ueberblick der weißen Andeskette und an den deutlich erkennbaren Spuren unseres Marsches. Zeitenweise war die Luft ganz ruhig; dann aber kamen heftige, widerwärtige Windstöße. Der Himmel erschien nicht schwarzblau, sondern zeigte ein schönes Azur. In der Marschrichtung fesselte der Cerro Overo den Blick, besonders durch die feuerrothen Stellen seines 4740 m hohen isolirten Kegels. Gegen 3 Uhr sah ich die ganze Karawane auf mich loskommen, — ein eigenthümlicher Anblick, diese lange Reihe von dunklen Thieren auf der weißen abfallenden Schneefläche des Andeskammes; in unsern Alpen sind wir jetzt nicht mehr daran gewöhnt.

Als wir zum ersten Mal seit vielen eindrucksvollen und erlebnißreichen Stunden wieder sämmtlich vereinigt waren, bestieg ich meinen Rappen und ließ mich über den ebenen Schnee nach Südosten tragen. Wir entfernten uns in halbschräger Linie von der Haupt-Kette, und größere und größere Theile wurden von ihr sichtbar. Das 3400 m hoch gelegene Vorland ist mit dünenartigen Erhebungen besetzt, die oft ringförmig geschlossen sind und dem schmelzenden Schnee zu lagunenartigen Bildungen Anlaß geben; in der Mitte schwimmt oft ein Teller schneebedeckten Eises. Dazwischen zeigt der Boden eine orangegelbe Farbe, die

unter dem Huf in dem schwarzen, schmierigen Untergrund verschwindet. Spuren von grüner Vegetation zeigten sich, und ein Volk von 7 Enten brachte uns den ersten Gruß der Fauna auf argentinischem Boden dar.

Ein Feld schwarzer Lava nahm uns auf, und hier machten wir Halt. Die erschöpften Thiere mußten sich mit den dürftigen Gaben des vulcanischen Hochthals begnügen, während wir auf der erstarrten Fläche des einst feuerflüssigen Gesteins in 3440 m Höhe einer bitterkalten Nacht entgegensahen. Denn wir fanden weit und breit nichts Brennbares, und kein Biwakfeuer lohnte uns für den Sturm und die Mühsal des Tages. Doch was war mir das an jenem unvergeßlichen Abend? Denn als ich den Theodoliten aus seiner schweren Kiste und den einhüllenden Wergkissen herausnahm und auf das unzerbrochene Stativ stellte, fand sich, daß er völlig intact geblieben war, daß nicht ein Schräubchen seinen Dienst versagte. Auch die Camera war unversehrt geblieben, und sogleich, im Anblick des sinkenden Tagesgestirns, nahm ich zwei Bilder der heut überschrittenen Kette auf und richtete dann Alles her für die nächtliche Beobachtung mit dem Theodoliten.

So endete der eindrucksvolle, inhaltschwere Tag erst in seiner letzten Stunde für mich. Bis auf das Mark durchkältet wie ich war, konnte ich mich auch unter den Decken nicht mehr erwärmen; halb vor Frost, halb vor Freude über die geretteten Instrumente blieb ich träumend liegen und fand den erhofften Schlaf nicht. Nun hatte ich eine große Karawane von 17 Thieren glücklich über einen hohen Andespaß gebracht; nun war ich zum ersten Mal, wenn auch auf rauhem Lager, in Argentinien gebettet; nun waren die gebrechlichen Hilfsmittel meiner Arbeiten wieder in Sicherheit, und mit gegründeter Aussicht auf Erfolg durfte ich dem Erwachen des neuen Tages entgegensehen.

Wie abhängig sind wir doch vom Glück! Der Fehltritt eines Pferdes, ein einziger Stein auf der Bahn des rollenden Maulthieres können uns um den Lohn unserer Mühe bringen, unsere wichtigsten Arbeiten können unmöglich werden. Wir Reisenden sehen hinter die Coulissen von Glück und Unglück, aber die Welt beurtheilt unsere Leistungen auf der Schaubühne des Erfolges.

XI.

Ein strahlender Tag folgte der ersten Nacht, die wir auf argentinischem Boden verbrachten. Ich nannte das Biwak das Lagunenbiwak, weil gerade das letzte Stück des durchschnittenen Terrains, gegen welches der Cordillerenabstieg auslief, diesen Namen durch das Fremdartige und Charakteristische seiner Bildung nahelegte. In der That sah ich auch später Aehnliches nicht wieder: einen weit ausgebreiteten Boden, besetzt mit vielen ringförmigen Dünen aus vulkanischem feinen Schutt, jeder Ring einem kleinen Krater gleichend, und erfüllt mit Schmelzwasserlagunen, schwimmenden Eisblöcken oder schneebedeckten Scheiben wasserdurchtränkten Firns. Seitdem die Andesmauer mich von Chile trennte, kam die Empfindung, weitab von menschlichen Wohnstätten, inmitten des Unbekannten zu stehen, sehr lebhaft und freudig in mir zur Geltung. Alles selbst machen zu müssen, weder durch Karten, noch Bücher, noch mündliche Angaben unterstützt, nur angewiesen auf selbstbeschaffte zuverlässige Hilfsmittel und eine kleine Schar eben so zuver-

lässiger Begleiter: das war wissenschaftliche Exploration in ihrer echtesten Form und streifte Handlungen wie Gedanken mit dem leichten Hauch des Märchenhaften.

In der Lagunenebene schieden sich Schwarz und Weiß; schwarz erschien die Lava zu unsern Füßen und der mauerartige Hintergrund, den sie bildet; weiß dagegen die Kette der Andes. Aus den Halden vulcanischen Schutts, welche das Lavagebirge bedecken, stehen Gruppen fester Lavafelsen hervor, vergleichbar isolirten Gruppen von Tannengebüsch auf Bergeshang. In wirkungsvollem Gegensatz dazu erhebt sich auf der andern Seite das weiße Schneegehänge, von mannigfachen Eiszerreißungen durchsetzt, und trägt die Wasserscheide. So weit das Auge reicht, läßt sich daselbst nur ein einziger Weg verzeichnen, den eine Karawane nehmen kann, und dort waren die Spuren des gestrigen Marsches, noch auf große Ferne erkennbar, eingedrückt. Was rechts und links davon liegt, ist entweder durch Firnbrüche gekennzeichnet, oder weist so steile Schneefelder auf, daß von einer Passage mit Thieren nicht die Rede sein kann. Die weiße Kette erinnert in etwas an die Jungfraukette vom Aletschgletscher aus, nur daß dem andinen Gebilde, trotz der Schneemassen und Firnaufbrüche, der große Basisgletscher fehlt; und eben das Fehlen dieses für die Alpen charakteristischen Zuges wird für die Andes nun selbst ein Charakteristicum.

Der Verlauf der Kammlinie war von dem Biwak aus viel besser zu erkennen, als von dem Atraviesо aus. Sie zeigt sich als eine ziemlich regelmäßig und flach verlaufende Wellenlinie; und nur dasjenige Wellenthal, welches den Paß enthält, ist unregelmäßig gebildet, d. h. von zwei Bergen ungleicher Höhe eingefaßt. Der auf der Nordseite gelegene ist der höhere; er überragt den Leña-Paß um ebensoviel, als die Thalebene von letzterem überragt wird, d. h. um circa 666 m; deshalb muß seine Erhebung auf 4770 m geschätzt werden. Ich hatte, um das Bild der Atraviesокette zu erhalten, nacheinander zwei Platten exponirt, welche so aneinander schlossen, daß der rechte Rand der einen sich mit dem linken der andern deckte. Wenigstens glaubte ich, das gethan zu haben; in Wirklichkeit war aber die eine Platte gar nicht, die andere zwei Mal exponirt worden. Dieser Fehler brachte ein merkwürdiges Resultat hervor. Die zweimal exponirte Platte zeigte zwei deutlich übereinander gelagerte Bilder, die nur auseinandergezeichnet zu werden brauchten, um das für zwei Platten bestimmte Stück der Kette darzustellen; nur wo zwei Felspartien übereinanderfallen, zeigt das positive Bild kräftigere Schatten.

Die Lavamauern in der Umgebung des Lagunenbiwaks verhinderten zum Theil die gründliche Orientirung. So viel aber stand fest, daß unser Boden der breiten Ursprungsmulde eines nach Süden zu sanft geneigten Thals angehörte, und daß letzteres sich fast eben so unmerklich zu einer nah gelegenen Wasserscheide aufzieht, wie das Hochthal des Engadin zum Malojapaß. Ein kurzer Ritt in nordnordöstlicher Richtung brachte uns auf einen breiten Rücken vulcanischen Gesteins. Hier traten wir in eine andere Mulde ein, für welche Zamorano den Namen cajon ancho, d. h. breites Thal, angab. Nun erkannte ich, weshalb der Blick von der Höhe der Cordillere über das Steigen und Fallen des weithin erstreckten Thals im Zweifel ließ. Ich hatte als ein einziges Thal angesprochen, was sich in Wirklichkeit zu zwei entgegengesetzt gerichteten Ursprungsthälern auf-

löste; den trennenden Rücken hatte die Entfernung in die Thalsohle eingeebnet. Der Cajon ancho umsäumt den Andeswall, der auch hier — bei 3500 m Höhe — wie aus einer Ebene aufragt. Dann verschwindet der Boden plötzlich im Grunde einer Enge; welche dadurch entsteht, daß sich ein Querriegel gegen die Hauptcordillere zu vorschiebt. Höchst wahrscheinlich findet an jener Stelle ein Terrassensprung statt, der es nicht rathsam erscheinen ließ, das Thal nach abwärts zu verfolgen. Im Verlauf der Reise erkannte ich, daß wir hier oben in dem Quellgebiet des Rio Diamante standen, und daß das Schmelzwasser des Cajon ancho zur Hauptquelle dieses Stromes wird. Freilich gibt es noch andere Quellen; von der schönsten, der Laguna del Diamante, wird noch die Rede sein.

Wir zogen mehrere Stunden über den majestätisch eingerahmten Boden des Cajon ancho hin, in der Absicht, den Querriegel zu übersteigen und ein anderes Thal zu erreichen. Die Eindrücke wurden mächtig und packend, und in dem Maße, wie wir uns von der Hauptkette entfernten, gewann die Landschaft an Vielgestaltigkeit der Gebirgsglieder, an Eigenart und Größe. Andere Continente drücken ihren Hochgebirgen einen andern Stempel auf, erheben und erfreuen in anderer Weise; was ich hier sah, das war echt südamerikanisch, echt andin. Eine ganze Reihe verschiedener Bergtypen war durch die hohe Andeskette in Eins zusammengefaßt: Weit im Süden sind die Cypressen- und Cortaderalberge sichtbar, noch am meisten an schöne Alpengipfel erinnernd; es folgt die weiße Kette des Atraviesо, die mit ihren sanften Schneekuppen das vulcanische Lagunengebiet beherrscht; dann noch weiter rechts gelegen, noch höher in die Lüfte ragend: schwarze und hellleuchtende Felsnadeln, die unersteiglichen Zinnen der zum Diamante abfallenden Mauer. Gegenüber: der farbenspielende, gletscherbedeckte, vulcanische Berg Overo, graue Schuttfelder, compacte Massen schwarzglänzender Lava. Keine Spur von Vegetation, kein Zeichen organischen Lebens, aber ein Glanz, eine Verklärtheit, und so absonderliche Schneegestalten auf dem weiten Boden, an den flachen Hängen, daß mir wurde, als ritte ich durch verzaubertes Land.

Denn hier, in dem Cajon ancho, war es, wo ich zum ersten Mal jene wundersam geformten Schneefelder sah, welche unter einem besonderen Namen in die Wissenschaft eingeführt zu werden verdienen. Ich bezeichnete sie anfänglich als „Kerzenfelder", bis mir Zamorano das bessere Wort nieve de los Penitentes, oder nieve penitente, „Büßerschnee", an die Hand gab. Von dem eigenthümlichen Eindruck, den diese Felder auf den Beschauer machen, ist es kaum möglich, eine Vorstellung zu geben; wohl aber von der Art ihres Entstehens. Letzteres führe ich auf zwei Einwirkungen zurück: des Windes und der Sonne. Zunächst furchen constant wehende, meridionale Winde die Oberfläche des Schnees, ähnlich, aber in größeren Dimensionen, wie Dünensand gerippt wird; es entstehen Erhöhungen und Vertiefungen, Leisten und Furchen, welche von West nach Ost laufen; auf sie wirkt die Sonne ein mit der ganzen Stärke, die ein hoher Stand, die geringe Absorptionsfähigkeit der dünnen Höhenluft, die Wolkenlosigkeit der Atmosphäre bedingen. Wie der Meißel den Block bearbeitet, so bearbeitet Sonnenstrahlung die vergletschernden Schneeleisten, und es entstehen durch Wegthauen ausgezackte Figuren, deren bizarre Formen jede menschliche Phantasie in den Schatten stellen. Ein Höllen-Breughel hätte sich hier Motive

holen können. Man glaubt alle nur denkbaren Formen gesehen zu haben, und dann erscheinen plötzlich ganz neue, welche unsere Verwunderung nie zur Ruhe kommen lassen. Figur reiht sich an Figur, jede hoch und starr aufgerichtet, eine jede von ihrem Nachbarn verschieden, und alle scheinen, versteinerten Sündern gleich, auf ein erlösendes Zauberwort zu harren. Den phantastischen Unregelmäßigkeiten dieser tausendfältigen Figuren dient die regelmäßige Anordnung zu geradlinigen, parallelen Reihen als Folie, als der Ausdruck, daß ein gemeinsames Gesetz sie alle binde. Man muß diese Kerzenfelder Nachts im bleichen Mondeslicht gesehen haben, wenn die Seele zum Außerirdischen neigt! besonders solche Felder, bei welchen der Schnee in den Furchen und zwischen den Figuren ganz weggeschmolzen ist, so daß letztere nun isolirt und weiß aus dem schwarzen, vulcanischen Boden aufragen.

Der Cajon ancho ist weit und breit mit nieve penitente bedeckt, und man sieht an keinem Punkt ungefurchten Schnee; nur ist die Ausbildung zu Figuren an den verschiedenen Stellen verschieden weit vorgeschritten. Für die Karawane boten die Kerzenfelder eine große Erschwerung, — ganz abgesehen davon, daß wir Tags zuvor die Andes überklettert hatten, und daß den Thieren während der kalten Nacht nur eine sehr spärliche Weide zu Theil geworden war. Ich ritt mein stärkstes Pferd, aber mich jammerte des Rappen. Schlimmer noch waren die Maulthiere daran, deren Lasten sich oft zwischen den Furchenwänden verschoben; auch stürzten sie wohl zuweilen in Schneelöcher, wollten oder konnten nicht wieder aufstehen, mußten abgeladen und wieder neu bepackt werden. Das gab viel Aufenthalt, der mir indeß stets willkommen war. Meine braven Chilenen mußten dann allerdings hart arbeiten, ich aber konnte mich nach allen Seiten in die unvergleichliche Landschaft vertiefen.

Mein einziger Kummer blieb, daß ich nicht das ganze Panorama mit der Camera aufnehmen konnte; aber das war unmöglich, weil sämmtliche Platten in den Cassetten bereits exponirt waren, und die Nacht abgewartet werden mußte, damit neue Platten eingelegt werden konnten. Solche Enttäuschungen muß der Explorationsreisende hinnehmen; wenn er am Morgen wissen könnte, welche Bilder der Tag an seinem Auge vorüberführen wird, so würde er eben nicht dem Unbekannten zueilen. Er disponirt täglich über eine beschränkte Anzahl von Platten; soll er nun deshalb die Aufnahme eines interessanten Stückes Landschaft unterlassen, weil die noch zurückzulegende Strecke des Tagesmarsches ihm möglicher Weise schönere Bilder zeigt? Er greift auf gut Glück zu. Bei späteren Expeditionen habe ich mich freilich von dieser Beschränkung unabhängig gemacht, und war im Stande, auch bei Tage den Wechsel der Platten vorzunehmen.

Wo der Boden von Schnee frei war, erwies er sich meist tief und schmierig, ähnlich dem Boden unserer Felder, denen die Märzsonne den letzten Winterschnee nimmt. Es gab aber auch Strecken, die eine natürliche Pflasterung zeigten. Der Niederblick auf den dunkeln Boden wurde dem schneegeblendeten Auge jedesmal eine Erholung.

Wir näherten uns dem Cerro Overo, der besser und besser sichtbar wurde, nachdem er anfänglich durch seine eigenen Lavamassen dem Blick entzogen geblieben

war. Dieser vulcanische Kegel steigt aus dem rechten Gehänge des Cajon ancho auf, etwa gegenüber der Stelle, wo dieses kesselförmige Thal seine Einschnürung und seinen Ausfluß hat. Wir suchten, soweit es möglich war, die braunen Bänder zwischen zwei Schneefeldern des flach ansteigenden rechten Hanges zu verfolgen und hielten uns auf der Durchschnittshöhe von 3600—3650 m. Was neben der pyramidalen Form und dem Farbenspiel des Cerro Overo am meisten fesselte, das war ein großer Firnbruch in der Mitte seiner Südwestflanke. Als wir noch näher kamen, that sich in dem schwärzlichen Schutt der Basis eine Kluft auf, durch welche ein großer, zwar steil geneigter, aber doch vornehm aussehender Gletscher tritt. Er windet sich, als natürliche Fortsetzung des Firnbruchs, in einer Viertelsdrehung schneckenförmig um den Berg nach unten, so daß der mittlere Theil unsichtbar bleibt. Ein Vulcangletscher hat immer etwas besonders Eindrucksvolles wegen des Gegensatzes zwischen dem eisigen Strom und seinem einst feuerflüssigen Bett; und auch die schwarzen, rothen und gelben Farben des Gesteins zeugen von alter Gluth und treten dadurch doppelt in Gegensatz zu den bläulichweißen Reflexen des eingeschalteten Gletschers.

Nachdem ich schon so viele merkwürdige Eindrücke in dem kurzen Laufe eines Tages erhalten hatte, staunte ich auch die neue Erscheinung wie ein neues Wunder an. Die Oberfläche ließ nirgendwo zusammenhängende Eisflächen erkennen, sondern zeigte sich kerzenförmig aufgespalten, nach Art des Nieve penitente. Ich fürchtete einen großen Gletscherbach: wir hatten aber kein strömendes Wasser zu durchreiten, und ich nahm an, daß dasselbe, in viele Rinnsale vertheilt, von dem porösen Thalboden und seiner Schneedecke aufgesaugt werde. Erst später, nachdem ich den Maipo und den Aconcagua besucht hatte, stieg mir der Zweifel auf, ob dieser rückhaltlos bewunderte, prachtvolle Overo-Gletscher auch wohl wirklich ein Gletscher wäre und nicht vielmehr ein stromartig gewundenes Band von Nieve penitente? Das führte ganz allgemein zu einer Frage, die in diesen Aufzeichnungen füglich nicht behandelt werden kann; zu der Frage: wann ist eine Eismasse noch als Gletscher zu betrachten, wann nicht mehr? Es gibt hier Grenzbildungen auf unorganischem Gebiet, und die Classification kann in ähnliche Schwankungen gerathen, wie bei gewissen Organismen, die bald dem Thier-, bald dem Pflanzenreich zugerechnet werden.

Endlich verließen wir den Kessel des Cajon ancho und betraten den 3638 m hohen, flachen Rücken seiner Wasserscheide gegen das Thal des Rio negro. Eine Anzahl hausartiger Conglomeratblöcke, tuffartige Bildungen, liegen auf der kahlen Fläche und wurden von Zamorano mit dem Namen la iglesia, die Kirche, belegt — eine beliebte Bezeichnung für alle ähnlichen Vorkommnisse. Die Oberläufe des „schwarzen" und des Diamantflusses werden durch einen Grat getrennt, welcher aus Ostnordost zum Iglesia-Paß niedergeht, und dessen Schneegipfel für viele Stunden der Augenpunkt des Marsches blieb. Denn andere hervorragende Gipfel wies die linke Thalwand des Rio negro nicht auf.

Wir nahmen nun Abschied von der Berglandschaft des Cajon ancho, einer Landschaft so schön, so großartig und mir so vertraut, daß ich noch heute nicht glauben mag, ich solle sie nie wiedersehen! Ein anderes Gebiet nahm uns auf,

in dem die Natur mehr Milde walten ließ, wo die organische Schöpfung einen lebensfrischen Zug in das starre Bild von Stein brachte.

Die höchste Stufe des Rio negro-Thals zeigte allerdings noch nichts davon. Wir ritten zwischen schwarzen Lavablöcken hin, und je beschränkter die Aussicht wurde, um so steriler erschien der Boden. Seit dem Verlassen des Lagunenbiwaks hatte uns an keiner Stelle der Anblick auch nur des bescheidensten Pflänzchens erfreut. Erst als wir wiederum zu dem Niveau von 3440 m hinab gestiegen waren, leuchteten gelbe, vierzackige Blüthensternchen an der vulcanischen Oberfläche auf, und bald folgten ihnen vereinzelt stehende Grasbüschel. Beide Thalgehänge zeigten helle Farben, aber während die linke Seite dem Auge des Laien einen vulcanischen Ursprung nicht verrieth, ließ die rechte Seite darüber nicht im Zweifel. Diese ist dem Overo zugewandt, mit welchem sie in genetischem Zusammenhang steht, gerade so wie auch der heutige Boden des Thals als ein Lavastrom jenes erloschenen Vulcans aufgefaßt werden muß. Die Eruptivmassen des Overo sind sowohl gegen den Cajon ancho, wie gegen das Thal des Rio negro geflossen und bedecken eine Fläche von vielen Quadratmeilen.

Zu beiden Seiten des Weges, besonders rechter Hand, zeigten sich die kahlen Halden mit sauberen, schmalen Pfaden überzogen; diese sind an einzelnen Stellen so häufig und mit solcher Regelmäßigkeit angelegt, daß sie ein Netzwerk bilden. In den Hochalpen würde die Erscheinung auf Gemsen, in der arabischen Wüste auf Steinböcke deuten; hier, in den argentinischen Andes, zeugt sie von der Thätigkeit eines anderen Gebirgsthieres, des Guanaco. Dieses ist dem Lama (Llama) aufs engste verwandt, doch ein wenig kleiner, flüchtiger und den Bergen besser angepaßt. Das Lama ist, wenn auch nicht gerade ein Hausthier, so immerhin ein domesticirtes Thier; nirgendwo scheint es besser zu gedeihen, als auf den weiten bolivianischen Hochplateaus, wo es in Heerden von vielen hunderten zusammenlebt und als Lastthier verwandt wird. Nicht so das Guanaco, welches an Freiheitsdrang der Gemse kaum nachsteht.

Da, wo die Gräser zum ersten Mal gesellig auftraten und ein grüner Wiesenfleck die öde Thalsohle schmückte, sahen wir auch die ersten Guanacos. Als sie unserer gewahr wurden, äugten sie uns neugierig und furchtlos an, ohne zu fliehen. Ein Fehlschuß Zamorano's schien ihren Antheil an diesem harmlosen, jagdentbrannten Schützen noch zu erhöhen, und erst bei dem zweiten Fehlschuß sprangen sie davon, während wir unsern Weg fortsetzten. Wir ritten abwärts, bis zu dem Niveau von 3024 m, und durchmaßen eine Zone, in welcher die Vegetation sich kraftvoll und kraftvoller gestaltete; schließlich standen wir in schönen Weidegründen. Der Wasserreichthum des jungen Rio negro war hier bereits so beträchtlich, daß wir nach einer Furt suchen mußten; und nachdem wir sie passirt hatten, wurde das Lager auf dem rechten Ufer aufgeschlagen, wo große Trümmerblöcke Schutz gewährten. An dem größten derselben baute ich mir ein kleines, vorübergehendes Heim und nannte es das Biwak des Guanacosteins.

Ein Vorfall, welcher leicht sehr schlimme Folge hätte haben können, hielt mich fast zwei Tage lang an dieser Stelle fest und wurde für meine Arbeiten von besonderem Werth. Es ereignete sich nämlich noch selbigen Tages, daß sämmt-

liche Thiere auf und davon liefen. Mulas und Pferde waren abgeladen und abgesattelt und erfreuten sich zum ersten Male wieder kräftigerer Weide. Die Leute ordneten das Gepäck und suchten nach Feuerungsmaterial; ich selbst machte einen Spaziergang, Steine zu klopfen, die Pflanzenwelt zu betrachten und Guanacos zu beobachten — als ich aus der Ferne die sämmtlichen siebenzehn Thiere in langer Reihe durch den Fluß gehen sah und in der Richtung forteilen, aus der wir gekommen waren. Bald darauf hörte ich Zamorano's Rufe, der sich bemühte, die tropa (so nennt man kurzweg die Gesammtheit der zu derselben Karawane gehörigen Thiere) zum Stillstand zu bringen. Vergeblich! Hin zogen sie und verschwanden hinter Lavablöcken. Noch war mir die Bedeutung des Vorgangs nicht ganz klar; denn schließlich verstand ich doch die Maulthiersprache Zamorano's nicht hinreichend, um wissen zu können, was er von seinen vierbeinigen Schützlingen verlangte. Es hätte sich ja auch um ein Dirigiren nach einem besseren Weideplatz handeln können; und erst als ich die trostlosen, zerknirschten Gesichter meiner Begleiter sah, ahnte ich, was ihre Rede bestätigte: nämlich daß hin — hin sei, und daß wir nunmehr, inmitten der Cordillere, mit Sack und Pack, ohne Thiere dasäßen.

Wenn man einen Unfall nicht tragisch nimmt, so pflegt man ihn komisch aufzufassen; und dazu neigte ich diesmal. Die Unvernunft der Thiere kam mir dadurch so spaßhaft vor, daß ihre Furcht vor den vielen Guanacos die Flucht veranlaßt haben sollte. Nun liefen sie zurück, gegen den Iglesia-Paß zu den Schneefeldern des Cajon ancho. Zamorano fürchtete, sie möchten die Cordillere auf den alten Spuren überschreiten und nach Chile eilen. Das nahm der Sache allerdings erheblich von ihrer Komik. Im Augenblick war nichts zu machen; so lange die Tropa in der Bewegung blieb, war sie nicht einzuholen, und daß sie die ganze Nacht laufen würde, das wußten die kundigen Chilenen. Der Abend hatte bereits eingesetzt, und es wurde beschlossen, daß mit dem Grauen des neuen Morgens drei Leute — Zamorano, Antonio und Francisco — den Spuren der siebenzehn Ungetreuen folgen sollten, und daß José zu meinem persönlichen Dienst im Lager bliebe.

So verabschiedeten sich denn die Drei um fünf Uhr in der Frühe und mußten ihre Wanderung thalauf damit beginnen, daß sie das kalte Wasser des Stromes durchwateten, um dann — bis zu den Hüften naß — ins unbestimmte Weite zu marschiren. Mir aber blieb ein Tag beschaulicher Ruhe, den ich redlich ausnutzte. Vormittags und Nachmittags wurden mit dem Theodoliten Zeitbestimmungen gemacht, zur Herleitung der geographischen Länge; des Mittags wurde die Breite ermittelt und die trigonometrische Messung des Cerro Overo vorbereitet; dazwischen schoß ich ein Guanaco, war dann José beim Abhäuten und Ausnehmen behilflich, studirte die Physiognomie der neuen Landschaft, entwarf Angesichts derselben eine Schilderung davon und construirte schließlich mit großer Mühsal aus meinen Reisedecken, Kasten und Gletscherbeilen ein lichtdichtes Zelt, in welchem ich Abends unter schmerzhaften Körperverkrümmungen das Wechseln und Verpacken der photographischen Platten vornahm. Nichts störte diesen Frieden, als die großen Fliegen (tábanos), deren Zudringlichkeit und schmerzhafte Stiche jede gesammelte Thätigkeit unmöglich machten;

sie erschienen einige Stunden nach Sonnenaufgang und verschwanden mit Sonnenuntergang.

Daß der erste Schuß, den ich in Amerika abfeuerte, ein großes männliches Guanaco zur Strecke brachte, war mir des Wildprets wegen lieb; auch wohl wegen des Ansehens bei den Leuten, die sich sämmtlich als ungeschickte Schützen entpuppt hatten. Es war meine Absicht gewesen, auf dieser Reise eine Büchse überhaupt nicht zur Hand zu nehmen; denn die Jagdpassion zieht den Reisenden von der ruhigen, auf das Allgemeine gerichteten Beobachtung ab, gefährdet das Innehalten der geeignetsten Observationsstunden und stört jene Continuität des Sinnens und Betrachtens, welche dem Reisenden gute Gedanken wie reife Früchte in den Schoß wirft. Wie recht ich hierin hatte, sah ich am folgenden Tage, wo ein Fehlschuß die Passion entfesselte und das Terrain mich nur noch in so weit interessirte, als sich Guanacos darauf befanden. Deshalb resolvirte ich mich kurz und schoß nur, wenn die Noth es erheischte.

Man hätte glauben können, inmitten eines Wildparks zu sein: so viele Guanacos zeigten sich, rudelweis und einzeln, in der Nähe des Biwaks. Neugier scheint der hervorstechende Zug ihres Charakters zu sein; Neugier und neugieriges Anäugen, wenigstens hier oben, in den zurückgeschobenen Theilen der argentinischen Andes, wo die Unbekanntschaft mit dem Menschen noch keine Furcht erzeugt hat. Sehr eigenthümlich ist der Ruf des Guanaco. Als ich ihn zum ersten Mal vernahm, sah ich unwillkürlich nach oben in der Erwartung, irgend einen neuen Vogel zu Gesicht zu bekommen; denn der Ruf ist ein Mittelding zwischen dem Schnattern einer Ente, dem Quaken eines Frosches und dem Bellen eines geängstigten Affen. Morgens und Abends ließen sie sich in besonders großer Zahl sehen. Wenn sie ruhig dastehen, mit aufrechter Haltung des nach vorn ausgebogenen Halses und mit gespitzten Gehören, so sehen sie hübsch aus und doch sonderbar dabei; auch sind ihre Bewegungen nicht ungraziös. Nur wird im Galopp der lange Hals nicht selten nach vorn vorgestreckt, was nicht gerade ein schönes Bild liefert.

An Geschwindigkeit sind die Guanacos einem guten Pferde gleich oder überlegen. Die Jagd, welche vom Sattel aus mit dem Lasso oder Wurfkugeln betrieben wird, beruht mehr darauf, daß man ihnen den Weg abschneidet, als daß man sie durch directe Verfolgung ereilt. Die Farbe der Thiere ist bräunlich und sehr constant, ganz im Gegensatz zu der Farbe der Lamas, deren Wolle mindestens ebenso viele Farbenvarietäten darbietet wie das Haar der Pferde; davon habe ich mich später in Bolivien überzeugen können. Die Guanacofelle zeichnen sich durch Dichtigkeit und Stärke der nicht groben Wolle aus. Letztere ist sehr geschätzt und findet sowohl in Argentinien wie in Chile Verwendung. Im Besonderen dienen ihre Gewebe zur Herstellung der sogenannten ponchos, jener Umhänge, deren man sich im ganzen spanischen Amerika mit großer Vorliebe bedient. An Einfachheit der Construction lassen sie nichts zu wünschen übrig: ein rechteckiges Stück Tuch, in der Mitte ein Schlitz, parallel der kurzen Seite, — das ist Alles und heißt poncho.

Daß Argentinien eine reichere Thierwelt darbieten würde, als Chile, ließ sich schon in dieser höchsten Zone des Weidegebiets vermuthen. Ich sah einen

grauen Fuchs in nächster Nähe an mir vorüberlaufen, als ich gerade an dem Theodoliten beschäftigt war, um eine Basis zu messen; ferner sah ich Enten, Andes-Rebhühner und kleine gelbe Vögel, welche an Canarienvögel erinnerten und auch als canarios von meinen Leuten bezeichnet wurden. Bei einer zweiten Reise würde ich vielleicht eine Schrotflinte mitnehmen, die wegen Vereinfachung des Gepäcks in Santiago zurückgeblieben war; denn Enten und Rebhühner wären eine willkommene Gabe für die Küche des stets hungrigen Reisenden gewesen. Ich führte aber nur eine englische Winchester Repetir-Büchse, die beste Waffe, welche ein Reisender bei sich führen kann; sie trägt sehr weit, hat eine rasante Flugbahn und verlangt durchaus keine zarte Behandlung; für kleine Jagd ist sie freilich nicht geeignet.

Das charakteristische Wachsthum vieler hochandiner Pflanzen konnte in der Nähe des Guanacostein-Biwaks sehr deutlich beobachtet werden; das Charakteristische besteht in der Geselligkeit des Auftretens und in der Anordnung der Individuen zu halbkugeligen Polstern. Dieses Hilfsmittels, den Pflanzen durch gegenseitig gewährten Schutz, inmitten rauher Lebensbedingungen, die Existenz zu sichern, bedient sich die Natur häufig; auch unsere Alpen zeigen Beispiele. Zwei Arten von Gräsern, deren eines torfbildend, bauen sich zu Halbkugeln dadurch auf, daß auf absterbenden Individuen neue aufsprossen. Die Thalsohle erhält dadurch Aehnlichkeit mit einer sogenannten Grabhügelformation, wie solche entsteht, wenn ein Geröllboden mit einer Humusdecke und Rasenschicht bekleidet wird. Neben den polsterbildenden Gräsern treten auch andere Pflanzenarten (z. B. eine Verbena) so compact, dichtgedrängt und kurzgliedrig auf, daß man ein Polster von gepreßtem Leder vor sich zu sehn glaubt.

Gesträuch gelangt in dieser Höhe von 3000 m nur zu verkrüppelter Entwicklung, und zwar in Form jener dornigen Papilionacee (Adesmia), die zwar kurz am Boden bleibt, deren knorrige Strünke aber leibliches Brennholz liefern. Nach der feuerlosen Nacht im Lagunenbiwak erschien diese Adesmia als unsere größte Wohlthäterin. Was wäre der Andesreisende ohne sie!

Obwohl das Guanacostein-Biwak in der Sohle des Thales lag, so steigerte sich doch die Heftigkeit des Nordnordwest-Windes am Nachmittag so sehr, daß die instrumentalen Arbeiten abgebrochen werden mußten, und daß ich vorzog, auf dem Boden, statt in dem Feldbett, zu schlafen. Erst gegen Morgen pflegte der Wind einzulullen und setzte dann gegen acht Uhr von Neuem ein. Diese frühen Morgenstunden waren entzückend, und der Gebrauch der Instrumente in dem Medium der unbewegten Luft ward für den windgeplagten Reisenden zu einer Quelle wahren Vergnügens.

In diesem Biwak beobachtete ich das Phänomen großer elektrischer Spannung in der Atmosphäre mit ganz besonderer Deutlichkeit. Als ich mich Nachts zur Ruhe begeben wollte und eine große Segeltuchleinwand, die auf den wollenen Decken lag, wegzog, knatterte eine ganze Batterie großer elektrischer Funken los; mit jedem Strich der Hand ließ sich neuer Funkenregen ziehn und ein röthlichvioletter Lichtglanz erzeugen. Ueber mir den prachtvollen Sternenhimmel, unterhielt ich mich lange Zeit damit, den außerirdischen Lichtpunkten das elektrische Funkenspiel entgegenzusetzen.

Ich durfte wenigstens ohne Sorge der Ruhe pflegen; denn noch vor dem Eintritt der Nacht waren die drei Leute, welche zu Fuß in der Frühe hatten ausziehen müssen, beritten zurückgekehrt, und von den zehn Pferden und sieben Maulthieren war keines verloren gegangen noch beschädigt. Aber bis zu dem Lagunenbivak hatte die Verfolgung ausgedehnt werden müssen; dort wurden sämmtliche siebzehn Thiere auf dem einzigen vorhandenen Weidefleck gefunden; und wer weiß, ob sie ohne diese Lockung ihren Weg nicht bis nach Chile würden fortgesetzt haben! Die Freude war groß, daß wir selb Zweiundzwanzig nun wieder vollständig vereinigt waren, — wenigstens bei fünfen von uns; die siebzehn Eingefangenen mochten anders denken. In der Regel schützt man sich gegen das Weglaufen der Thiere dadurch, daß ein oder zwei Stuten, welche sich des besonderen Vertrauens der „Tropa" erfreuen, in der Nähe des Bivaks lang angebunden werden; sie können dann noch bequem weiden und doch nicht fortlaufen. Der in Freiheit gelassene Rest der Thiere entfernt sich selten weit und wird leicht zusammengetrieben, wenn es nöthig ist. Zu diesem Zweck werden die festgebundenen Pferde gesattelt und dann die losen Thiere mit dem Lasso eingefangen. Es freute mich nun doppelt, ein Guanaco erlegt zu haben, weil das der beste Lohn für die ausgehungerten, ermatteten Leute war. Aber in der Frühe des folgenden Morgens war der alte Zamorano schon wieder bei der Hand und half mir bei der langwierigen und delicaten Arbeit einer Basismessung, welche nöthig war, damit die Höhe des bisher unbekannten Cerro Overo ermittelt werden konnte. Mitten in der Arbeit überfiel uns der böse Wind; erst Nachmittags wurde ich mit Allem fertig.

Auch die Elemente des Erdmagnetismus wurden bestimmt, sind aber höchstwahrscheinlich durch die magnetische Beschaffenheit des vulcanischen Gesteins beeinflußt.

XII.

Es war meine Absicht, von hier aus das Thal des Rio negro bis zu seiner Einmündung in den Rio Diamante zu verfolgen und in dem Regime des letzteren Flusses zu den großen Pampas niederzusteigen. Was den Weg interessant machte, war der Wechsel der Landschaftsbilder, wodurch bewirkt wurde, daß kein Reisetag dem andern glich. Nur Gebirgsreisen bieten eine solche Gedrängtheit der Mannigfaltigkeiten dar. Bei anderen Reisen behält die durchmessene Gegend oft für Wochen denselben Charakter bei, und das Extrem bilden Seefahrten. Mit den Bildern, welche der Abstieg vom Atravieso de la Leña bis zur Pampa kennen lehrte, hätte sich ein sechsfach längerer Weg noch mannigfaltig ausstatten lassen. Hatte die Schneeregion Argentiniens durch das Auftreten des nieve penitente ein besonderes Gepräge erhalten, so erschien die Vegetationszone zwischen 3000 m und 1400 m Höhe gleichfalls verschieden von der entsprechenden chilenischen. Es ist dies weniger zurückzuführen auf den verschiedenen Habitus der argentinischen Andespflanzen, als vielmehr auf ihre gesellige Gruppirung; im Besonderen gilt das für die Gräser, welche hier natürliche Weidegründe bilden und dadurch dem Thal des Rio negro streckenweise einen pastoralen Charakter geben. Nicht so scharf ins Auge springend wie die klimatischen und vegetativen Unterschiede des nördlichen und südlichen Abfalls der Alpen erscheinen die Gegen-

sätze zwischen der chilenischen und argentinischen, zwischen der westlichen und östlichen Seite der Andes und sind eben deshalb schwerer zu skizziren: aber sie bestehen und sind auch zu erwarten. Denn es wäre doch überraschend, wenn ein Gebirgsland, dem nur der schmale Küstenstrich Chile's vorgelagert ist, sich im Bau, in Flora, Fauna und Klima ebenso verhielte, wie ein Gebirgsland, das sich gegen unabsehbare Pampas öffnet und das von dem tributempfangenden Meer um die Breite eines Continents getrennt ist.

Das Durchreiten des Rio negro-Thals war bequem und gefahrlos. Nur traten die Thiere häufig tief durch den Boden, gerade da, wo der vulcanische Detritus glatt ausgebreitet dalag und die geringsten Schwierigkeiten bot. Derartigen Tücken des scheinbar harmlosen Terrains bin ich mehrfach in Argentinien, später auch in Bolivien begegnet, und es liegt hier höchst wahrscheinlich die unterminirende Thätigkeit von Mäusen vor. Diese Thiere kommen in großer Menge vor; ich hörte ihr Nagen zuweilen Nachts in der Nähe meines Lagers.

Wir ritten unter dem Guanacoschneeberg her, der von links her einen steilen, in der Höhe abbrechenden Gletscher gegen das Thal sendet. Der allgemeine Charakter der linken Thalwand war der oft gesehene: Halden, hervortretende horizontale Leisten unverwitterten Gesteins, darüber mauerartiger Fels, nicht selten mit nadelförmig ausgefransten Rändern. Auf der rechten Seite standen Lavawände über den Halden vulcanischen Schutts. In weiter Ferne, gegen Ostnordost, erschien das Thal durch eine röthlich schimmernde Kette abgeschlossen, welche sich senkrecht gegen die Thal- und Marschrichtung legte und bereits den linken Uferbergen des Rio Diamante-Thals angehörte. Der Boden, welcher nicht frei von sumpfigen Stellen war, zeigte gerade dort grabhügelförmige Wiesen, während die trockenen Theile der Thalsohle mit Adesmiengesträuch von höher und höher werdendem Wuchs bestanden waren; sie machten einen sonderbaren Eindruck sowohl durch den flammenartigen Habitus ihrer Zweige wie durch deren safrangelbe Rinde. Guanacos ließen sich bald hier bald da sehen, so daß sie den Blick kaum noch fesselten; im Uebrigen erinnerten die netzförmig angelegten Pfade, die kreisförmigen Ansammlungen der Losung, häufig angetroffene Gerippe fast an jeder Stelle an die Existenz dieser Thiere. Große, ungraziöse Eidechsen von grauer und gelber Farbe, mit langsamen Bewegungen, zeigten sich häufig und waren mir neu. Am Wege lagen die gebleichten Knochen eines Maulthierbeins, mit einem verrosteten Eisen am Huf.

Wir hielten am Rande einer großen Wiese, welche die ganze Breite der Thalsohle einnimmt, und schlugen auf dem trockenen Boden vulcanischen Sandes, umgeben von Adesmien, das Lager des „Wiesenbivaks" in 2626 m Höhe auf. Die grüne Fläche, die ruhige Luft, die höhere Temperatur brachten eine stimmungsvolle Wirkung hervor. Man kann für ein bestimmtes Gebiet (wie beispielsweise das Hochgebirge) eine reine und ungekünstelte Begeisterung empfinden; wenn dasselbe die für uns nothwendigen Lebensbedingungen nicht mehr gewährt, so wird bei der Rückkehr zu günstigeren Gebieten der instinctive Selbsterhaltungstrieb ein gewisses Wohlbehagen in uns erzeugen. Wir hatten eine klimatische Grenze überschritten; Abends um 6 Uhr zeigte das Thermometer 17° C., zwölf Stunden später 4°. Nach Sonnenaufgang machten sich viele kleine Mosquitos

lästig, eine Plage, der ich später nicht mehr begegnet bin. Vielleicht war ihre Anwesenheit an die Nähe der großen Wiese gebunden; denn Feuchtigkeit und Vegetation scheinen die natürlichen Lebensbedingungen für die winzigen Blutsauger zu sein, zum erhöhten Verdruß des Reisenden, der nicht einsieht, warum gerade er den Tummelplatz darbieten soll für die unnatürlichen Leidenschaften der auf Pflanzenkost angewiesenen kleinen Verbrecher.

Um zur Mündung des Rio negro in den Rio Diamante zu gelangen, hatten wir durch die Höhenzone 2600—2000 m abzusteigen, durch eine Zone, die besonders für den Botaniker Interesse bot, weil die Physiognomie der Pflanzenwelt sich rasch ändert; denn einmal traten neue Arten in rascher Folge auf, und andererseits änderten einige der vorhandenen ihren Habitus, krochen nicht länger verkrüppelt am Boden hin, sondern erhoben sich frei und unverkümmert als kräftiges Gesträuch. Zunächst herrschten noch die halbkugeligen Rasen vor. Der Thalgrund zeigte einige Terrassenstufen, über deren weichen Boden die Thiere ohne Schwierigkeit passirten. Die Thalwand, in ihrem sichtbaren Theil etwa 1500 m über den Rio negro aufsteigend, zeigte Lager von Schnee, die sich vermuthlich zu größeren Höhen in weiteren Feldern aufzogen. Ein plötzlicher Wechsel der Formation aus krystallinischen Schiefern in rothen Sandstein änderte die Landschaft des linken Thalgehänges sehr wesentlich, während rechts die vulcanischen Bildungen sich fortsetzten, scheinbar ohne Aenderungen zu erleiden. Der rothe Sandstein zeigte in den unteren Lagen deutlich erkennbare, um 40° gegen Osten aufgerichtete Schichten; die Profillinie mehrere Kuppen in 1000 bis 1500 m relativer Höhe. Die Hänge bekleideten sich mit Gebüsch, auch der Chacaï des Leña- und Cypressenthals trat auf, die Adesmien bildeten Bestände, gelbe Compositen mit violettgrauen Stengeln und Blättern erschienen in Menge; ebenso wenig fehlten die ungestielten, dichte Decken bildenden Kräuter; „zu scheußlichen Klumpen geballt" durchbrach ein stacheliger Kugelcactus den Boden, aber weder Quisco-Cacteen noch Bromeliaceen ließen sich constatiren. Dafür trat, stellenweise in großer Menge, das mannshohe Pampagras, die Cortadera, auf, ausgezeichnet durch schilfartige Blätter und seidenglänzende Blüthenrispen. In der wachsenden Zahl der blühenden Kräuter und Sträucher leuchteten Gelb und Weiß am häufigsten als Farben der Blumenkelche auf, viel seltener Roth (in einigen Kugelcactus), Blau fast gar nicht.

Nach dem Durchreiten des zehn Schritt breiten, eisengrauen Rio negro traten wir auf die linke Seite über und hatten zum ersten Mal rothen Sandstein unter den Füßen. Die Halden waren hier weithin mit maschenartig angeordneter Vegetation bestanden, in der ein neu auftretender Strauch, eine dornige Papilionacee mit myrtenartigen Blättern, die Hauptrolle spielt. Dort lag ein zerrissenes Guanaco, daneben eine Feder, von der meine Leute behaupteten, daß sie einem Condor entfallen sei. Ich möchte es selbst glauben, obwohl ich auf meinen Reisen nur einen einzigen Condor gesehen habe; dieser lebte als Rentner in den Bädern von Cauquenes und war leider so zahm, daß ich ihn einmal aus meinem Zimmer jagen und oft von dem im Freien aufgestellten Stativ des Theodoliten vertreiben mußte; lieber den wildesten Condor, als dieses civilisirte, unheilstiftende Thier. Daß der Condorgeier in den von mir betretenen Theilen der

Andes (auch in der Aconcagua-Gruppe) sehr selten ist, muß ich behaupten; dagegen ist eine andere Art von Raubvögeln, welche schlechtweg Geier, spanisch Buitres, genannt werden, sehr häufig.

Im Osten lagerten sich prachtvolle Haufenwolken, ein Anblick, den Argentinien oft gewährte; der Wind stand uns entgegen, einem Wüstenwinde ähnlich. Ich fühlte die Trockenheit der Luft in einem unerträglichen Maße, und die Nägel meiner Finger wurden brüchig.

Wir näherten uns der Vereinigung der beiden Thäler, und von der linken Wand des Rio negro sah ich bereits auf die breite Sohle des Diamante. Eine merkwürdig anzuschauende Gegend bereitete sich vor, als deren Mittelpunkt ein weiter, ringsum geschlossener Thalkessel anzusehen ist. Innerhalb der letzten Wegstunde zeigte die vulcanische rechte Seite des Rio negro den überraschenden Anblick einer mächtigen Basalteinlagerung. Die vulcanische Wand ward hier bereits niedriger; der hell angewitterte höchste Theil ruhte auf einer Bank schwärzlichen Gesteins, dessen Oberfläche nichts anderes zeigte, als gruppenweis zusammengehörige, prächtige Säulen von Basalt. Die auslaufende Thalwand bildete dort einen Sporn und fiel auf der hinteren Seite gegen ein Seitenthal ab; die Schichten durchsetzten den Sporn, so daß beide Wände denselben Anblick gewährten. Wir passirten die tiefe Gesteinsrinne des Rio negro nicht ohne Schwierigkeit und erreichten die Kammlinie des Sporns, über den die Karawane, in langer Reihe auseinandergezogen, auf schmalem Felspfad dahinzog. Wir stiegen dann zu dem breiten Boden des Diamante nieder, wo Weidegründe eine grüne Decke bildeten und inselartig mit schwarzen, porösen, schlackenartigen Trümmern bedeckt waren. Thalauf ließen sich mehrere Terrassenstufen erkennen; in weiter Ferne, gegen Nordwest, zeigten sich einige wenige Spitzen der hohen Andes; im Mittelgrunde bildete ein in sehr schöner Linie hingezogener Thalkopf den oberen Thalschluß. Ihn umströmen zwei Flüsse, der eine aus Nordwest kommende ist derselbe Diamante, dessen Quelle im Cajon ancho liegt; der andere das Abflußwasser einer 3300 m hoch gelegenen Lagune (laguna del Diamante), die ich auf dem weiten Umweg über die Pampas erreichte. Die vereinigten Bergströme haben sich in dem vulcanischen Gestein des breiten Diamantebodens einen steinernen Canal gegraben, durch dessen Serpentinen die röthlich braunen Fluthen rasch dahinstürzen. Zu beiden Seiten ragten Wände auf, zum Theil von prachtvollen Basaltsäulen gebildet, zum Theil von rothen Porphyren oder Sandsteinen. Alles, was von Basalt sichtbar war, machte den Eindruck, als wären es Fragmente einer und derselben gewaltigen Basaltdecke. Basalt war es auch, unter welchem her der Diamante den um und um geschlossenen grünen vulcanischen Kessel durchbrach, um dann in einer für Menschen unpassirbaren Felsschlucht zu verschwinden. Gegen dieses Ende ohne Ausgang trieb die wilde Jagd, welche meine berittenen Leute gegen Guanacos eingeleitet hatten. Das war ihr Element; den Lasso wußten sie besser zu handhaben als die Büchse und waren so glücklich zwei Thiere zu fangen; in voller Flucht stürzte die aufgescheuchte Heerde dicht an mir vorüber, — ein prachtvoller Anblick.

Der Gesammteindruck der Landschaft ist mir unvergeßlich geblieben; ich be-

zeichnete sie in meinem Tagebuche als eine heroische, wegen des Ernsten und Gehaltenen, wegen der Einfachheit und Schönheit der Berglinien; ich mußte an Claude Lorrain denken. Dieser Scenerie fehlte nichts als ein Tempel und einige allegorische Figuren, um ein in die Wirklichkeit übertragenes Bild des Meisters zu geben, eines Meisters, der uns lehrte, daß die Natur am dauerndsten fesselt, wo sie in den einfachsten Linien auftritt. Dazu trat noch die schöne Wirkung der Wolkenschatten, aus denen sich freilich nichts Gutes für uns ankündigte. Am Abend war im Osten starkes Wetterleuchten wahrnehmbar, schwarze Wolken zogen auf, und nur mit Mühe erhielt ich eine Breitenbestimmung mit dem Aldebaran und eine Zeitbestimmung mit dem Saturn.

Ein heftiger Wind wehte in Stößen während der Nacht. Am folgenden Morgen war der Himmel dick bezogen und regendrohend; bald nach sechs Uhr leuchtete ein Regenbogen auf; um sieben Uhr früh exponirte ich bei beginnendem Regen eine Platte, um das Bild einer der vielen säulengespaltenen Basaltwände zu erhalten; dann setzte der Regen stärker ein, und, weil uns ja doch jeder Schutz gegen ihn fehlte, so gab ich den Befehl zum Aufbruch. So zogen wir denn hinaus in die unwirthliche Weite; aber noch bis zum letzten Augenblick fand ich Gefallen an der heroischen Landschaft, so vornehm, so ruhig lag sie da, trotz ihrer contrastirenden Farben, trotz ihrer Entstehung aus wilden vulcanischen Umwälzungen.

XIII.

Zum zweiten Mal verließen wir das Hauptthal und stiegen zu den Höhen des rechten Thalhanges auf. Wir gelangten in schnellem Anstieg aus 1968 m zu einem Paß von 2886 m und umgingen so die Durchbruchsschlucht des Diamantekessels. Der Aufstieg führte in eine Kalksteinformation, wodurch natürlich ein ganz neuer Zug in die Landschaft kam. Der Regen rieselte unaufhörlich nieder, Thiere und Menschen fühlten sich unbehaglich; ich fürchtete besonders den Verlust der schönen, unzureichend geschützten Pflanzencollection. Die nassen Zügel und das nasse Futteral des Barometers wurden zu einer sehr unerwünschten Kältequelle; zu Fuß zu wandern verbot der Wunsch, wenigstens den Sattel und die aufgelegten Decken vor Nässe zu schützen. Auf der Höhe liegt ein Kalkbodenplateau, welches von zwei vulcanischen Köpfen durchbrochen wird. Der linker Hand gelegene Kopf mußte gegen den Durchbruch des Diamante abstürzen. Die Vegetation war hier kümmerlich; Krüppel-Adesmien, spitzige Gräser und hart über dem steinigen Boden die kleinen Gelbsternblüthen, dann gelbe Compositen und Kräuter mit violetter Schmetterlingsblüthe. Von der Hochebene aus war ein Rückblick auf die wolkenbedeckte Hauptcordillere gestattet, desgleichen auf die Serpentinen des Diamante und die basaltdurchwachsene Mündungsöffnung des seitlichen Rio negro. Ich konnte ahnen, daß in der entgegengesetzten Richtung die große Pampa liege und Nebel allein den freien Ueberblick verschleierten. Das linke Thalgehänge des Diamante, sowohl oberhalb wie unterhalb seines Durchbruchs, zeigte frischen Schnee. Die vegetationsbedeckten Theile sahen schwarzgrün, die nackten roth aus. Vereinzelt ließen sich Guanacos blicken; sonst nichts; und auf dem Boden lagen Schädel jener Thiere. Kälter blies der Wind, während in dem Regen eine kurze Unterbrechung eintrat und

das Rollen des Donners unser Ohr traf. Dann setzte der eisigkalte Regen mit neuer Stärke ein, während wir hoch oben längs des rechten Thalhanges an steiler Böschung hinritten; später erreichten wir über eine Einsattelung ein rechtes Seitenthal und ritten in ihm entlang. Sehr bald zeigte sich mannshohes Adesmien-Gesträuch, ein wiesenbekleideter Thalboden und einige Stück Rindvieh.

Inmitten dieser Scenerie hielten wir an und schlugen in 2515 m Höhe das „Regenbiwak" auf. Zunächst interessirte uns einzig und allein die Frage, ob es möglich sein würde, bei dem strömenden Regen mit dem nassen Material ein Feuer zu entzünden. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten wir dem Glimmen einiger trockner Grashalme und dem ersten Aufschlagen der Flamme; und als die Geschicklichkeit meiner Chilenen von Erfolg gekrönt war, entwickelte sich daraus ein Feuer, wie es mächtiger in der Cordillere nie gebrannt hat. Dieses umstanden wir, behangen mit den rauchenden Ponchos. Dann packte ich meine Pflanzenpackete aus und ließ sie gleichfalls am Feuer trocknen; der unglückliche Tag hat ihnen gar nichts geschadet. Der große Pflanzenkenner Prof. Dr. Aschersон, der meine Collection später in Europa bestimmt hat [1]), erklärte dieselbe für tadellos erhalten; sie ist dem Kgl. botanischen Museum zu Berlin einverleibt worden.

Gegen sechs Uhr Abends hörte der Regen endlich auf, während die Sonne sich schwach zeigte und ein sturmartiger Wind einsetzte; der trocknete alles gründlich auf. Vor Sonnenuntergang machte ich noch einen Recognoscirungsausflug zu den nackten Felsen des linken Thalhanges, wurde von dunkler Nacht überrascht, verlor mich im Gestrüpp und stand versprengt da. Mit Mühe und Noth erreichte ich die ängstlich gewordenen Leute und verfiel, Angesichts des drohenden Himmels, nach der Pein und den Mühen des Tages in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Für das Auge des Geologen mochte es leicht sein, zu erkennen, nach welchem Gesetz die Cordillere sich um uns her aufbaute; ich konnte nur aussagen, daß das „Regenbiwak" in der Grenzzone zweier Regionen lag, einer sedimentären und einer vulcanischen. Ob das vulcanische Gebirge schon vorhanden war, als das Kalkmeer seine festen Bestandtheile ablagerte, oder ob glühende Massen das fertige Kalkgebirge durchbrachen, dieses zu entscheiden würde selbst einem Fachmann mehr Zeit kosten, als mir zu Gebote stand. In ihrer heutigen Gestalt zeigen die Kuppen und Gehänge ein buntes Durcheinander von anstehendem Gestein jenes doppelten Ursprungs. Zwischen horizontal und auch schief geschichteten Kuppen von grauweißem Kalkstein liegen vulcanische Rücken aus rothem und schwarzem Gestein; in der rechten Thalwand ist dem geschichteten Kalk säulenförmig abgesondertes, vulcanisches Gestein eingelagert. Auf der Thalsohle fand ich nur kleine vulcanische Trümmer, nicht ein einziges Stück Sedimentgestein, während die linke Thalwand ganz aus letzterem besteht. Weil das „Regenbiwak" an dem Zusammenfluß zweier Thäler lag (durch eines waren wir abgestiegen), die bis zu ihrem Ursprung verfolgt werden konnten, so war ein umfassender Einblick in das scheinbar so regellos gestaltete Gebirge gegeben. Mir kommt es hier nur darauf an, eine Vorstellung seiner bunten Physiognomie

[1]) Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften XXXVIII, S. 923—927.

zu geben; nicht mit Kenntnissen zu prunken, welche ich nicht besitze und als Nicht-Geologe auch nicht besitzen kann. Wohl aber darf ich auf den topographischen Zusammenhang hinweisen, in welchem dieses Grenzgebiet mit dem vulcanischen Rayon des Cerro Overo steht. Ich glaube, daß letzterer für das Gebiet der rechten Rio Diamante-Seite eine ähnliche Rolle spielt, wie der jetzt erloschene Vulcan Maipo für das linksufrige Gebirge desselben Flusses, und daß der Durchbruch des Rio Diamante durch den Kessel der „heroischen Landschaft" der Contactpunkt beider Regionen ist.

Der Rio Diamante bildet die Axe des von mir durchreisten argentinischen Terrains, und es handelte sich darum, sie an passender Stelle zu schneiden. In dem Regenbiwak befanden wir uns noch auf der rechten Seite und erreichten das Hauptthal nach halbtägigem Marsch.

Nichts erfreute an jenem Tage so sehr, als die ersten Strahlen der wärmenden Sonne; denn der Regen des vorangegangenen Tages hatte uns eine größere Pein verursacht, als man von einem Regentage erwarten sollte. Den Sturm und die Kälte der hohen Andesgipfel ertrug ich ohne Murren, darauf war ich eingerichtet. In Ecuador, wo der Andesreisende oft wochenlang vom Regen geplagt wird, hätte ich mich auch auf diesen eingerichtet; hier in dem centralen chileno-argentinischen Gebirge erschien es mir als eine unberechtigte Einmischung in meine Pläne.

Wir traten bald in eine Thalerweiterung ein, von der aus zum ersten Mal, in 6—8stündiger Entfernung, der Cerro Diamante sichtbar wurde; er ist ein isolirter erloschener Vulcan und gehört dem Hügelland an, welches der Cordillere vorgelagert ist. Er erinnerte mich an den Vesuv, nur ist er mächtiger, aber auch schneelos; an den Vesuv erinnern freilich die meisten Vulcane — wie ich vielleicht überflüssiger Weise bemerke —; sonst wären sie eben keine Vulcane. Wir befanden uns in 2400 m Höhe, als über den weiten grünen Boden fünfzehn Pferde dahingaloppirten und bald darauf ein einzelner Reiter, ein echter argentinischer Gaucho, einhergesprengt kam. Der erste Mensch, und noch dazu der einzige weit und breit! Er machte mir Eindruck, und ich erwartete, daß auch auf der anderen Seite durch uns, die wir ja fünffach überlegen waren, ein ähnlicher Effect würde hervorgebracht werden. Doch nein! Der einsame Reiter zeigte weder Furcht noch Freude, sondern galoppirte schnurstracks weiter hinter seinen fünfzehn Pferden her. Sehr bald gelangten wir an eine elende Hütte, aufgebaut aus Strauchgeäst und Fellen: des Reiters Wohnstätte. Hier hielten wir an und sahen bald den Gaucho zurückkehren und auf uns zu reiten. Es fand eine Begrüßung zu Pferde statt, bei der große Ruhe und viel natürlicher Anstand waltete; — und wenn ich jetzt von Europa aus an diese Scene zurückdenke, so wird es mir zweifelhaft, ob Einsamkeit und Wildniß oder Geselligkeit und Civilisirtheit einem würdevollen äußeren Auftreten günstiger sind. Alle Gauchos, die ich später sah, hatten den Typus unseres neuen Freundes. Worin der sehr in die Augen springende Unterschied gegen die chilenischen Huasos liegt, könnte nur durch Abbildungen klar gemacht werden. Ich fand in der Physiognomie der Gauchos eine größere Einheitlichkeit als in derjenigen der Huasos; bei jenen ist der Typus durch ein einziges Bild zum Ausdruck zu bringen, nicht so bei den

Huasos, den Landbewohnern Chile's. Aeußerlich sind die Unterschiede durch verschiedene Tracht unterstützt, wozu auch die Tracht des Pferdes, d. h. seine Zäumung, gerechnet werden muß. Ein Gaucho zu Pferde macht gleichzeitig einen verwilderten und einen eleganten Eindruck: ein Vollbart umrahmt die rauhen, ausdrucksvollen Züge, und die gefällige Haltung im Sattel bekundet das Reiterleben des Hirten.

Auf dem Abschnitt, der sich von hier bis zur Pampa hinzieht, verliert das Gebirge den Charakter der Großartigkeit; dafür erfreut das grünende Pflanzenkleid und die kräftiger gestalteten Sträucher. In der Marschrichtung zeigten sich monotone Rücken von Sandstein, verschiedenen breiten Thälern des Vorgebirges angehörig, auf dem Wege selbst lagen vulcanische Trümmer; links davon erhob sich ein vulcanischer Berg, der während des ganzen Tagemarsches sichtbar blieb. In 1900 m Höhe traf ich eine kreisrunde Lagune, von Binsen und andern Gräsern in Fülle umstanden. Ein Schwefelwasserstoff-Geruch machte sich in ihrer Nähe bemerkbar, und beim Erreichen des horizontalen Uferrandes sah ich, daß flüssiges Pech den Grund ausfüllte, welchen das klare Wasser einen Fuß hoch bedeckte; die flüssige Masse ließ sich in braune Fäden ausziehen.

Unser neu entdeckter Gaucho begleitete uns auf einem sehr hübschen Pferde, gefolgt von einer langen Reihe großer Hunde, die alle mehr oder weniger verwundet waren und zum Theil lahmten. Gemeinsam gelangten wir zu einer zweiten Behausung des argentinischen Hirten. Von den Pfählen der Einzäunung starrten vier aufgespießte Pumaköpfe auf uns nieder, daneben waren die Pranken befestigt. Auf dem Boden, zwischen Pflöcken ausgespannt, breiteten sich einige Felle der jüngst erlegten Silberlöwen aus; das Ganze bot einen eigenthümlichen Anblick dar, zu dem der Verwesungsgeruch und die unappetitlichen Wunden der verhungerten Hunde paßten. Jetzt erst erfuhr ich, daß der ruhige Gaucho ein Jäger sei, der die Pumalöwen mit Hunden und Lasso, ohne Pulver und Blei jage. Daß er großen Erfolg hatte, bewiesen die aufgespießten Schädel; daß der Erfolg aber theuer erkauft wurde, bewiesen die übel zugerichteten und übelriechenden Doggen. Ein sehr großes Pumafell war für 10 Mark feil; desgleichen kauften wir dem jagenden Eremiten einige gefangene „quilquinchos" d. h. Gürtelthiere ab, deren genauere Bekanntschaft ich bei der Abendmahlzeit machte.

Der wenigstündige Weg, den wir bis zum Wiedereintritt in das Hauptthal zurückzulegen hatten, führte durch eine Formation von Sandstein-Conglomeraten. Besonders die rechte Thalwand wurde grotesk durch castellartige und amphitheatralische Felsgebilde; von nistenden Vögeln, welche in den Höhlungen ausgewitterter Rollsteine natürliche Nester gefunden hatten, erschienen Theile der Felswand wie weiß getüncht, so daß ich zuweilen den Eindruck hatte, als ritten wir auf ein Haus los, in welchem Wäsche zum Trocknen ausgehängt sei. Das durchrittene Seitenthal mündete in einem spitzen Winkel gegen den Diamante aus, dessen Thal in NNW einen Hintergrund mit einem Schneeberg zeigte. Ein freigelegtes Profil des gegenüberliegenden linken Diamante-Ufers ließ deutlich erkennen, daß dem Sandstein-Conglomerat eine vulcanische Decke aufgelagert ist.

Die Landschaft änderte sich nun vollkommen. Dieses letzte Stück des Ge-

birgslaufes war weder großartig, noch schön, allenfalls eigenthümlich, oder — wo der Sandstein ausgewaschene Schluchten und Wände darbot — grotesk. Das Thalbecken zeigte eine regelmäßige Anordnung, als ob es in eine Hochebene eingelassen sei; die Böschung auf beiden Seiten war durch eine resp. zwei horizontale Ebenen oder horizontale Bänder gegliedert. Auf der ebenen Terrasse des Hanges führte unser Weg zwischen weit gestellten, niedrigen Dornsträuchern hin und machte das Reiten sehr bequem. Ihr besonderes Gepräge erhielt die Landschaft dadurch, daß der Diamante in einem „Cañon" fließt, dessen senkrechte Wände 30—40 m tief in das Wasser fallen und aus röthlich-grauem Sandstein bestehen.

Wir betraten das Diamantethal in 1820 m Höhe, befanden uns also nur hundert Meter niedriger, als zwei Tage zuvor in dem Basaltbivak. Der Rückblick auf die Hauptkette war allein klar, sonst zeigten sich viel Wolken. Züge von Ameisen, welche den schmalen Pfad kreuzten, fielen mir auf; ihr Auftreten ist ein plötzliches und massenhaftes. Auf einer weißen Stelle des Bodens ließ sich die $2\frac{1}{2}$ Schritt breite Spur des amerikanischen Strauß constatiren, daneben lag sogar eine Straußenfeder. In den eingerissenen Seitenschluchten (quebradas) zeigte sich eine mannigfaltigere Vegetation, besonders viel Cortadera (Pampagras). Der Charakter der Pflanzenwelt war einheitlich, aber nicht gerade ansprechend: Kleinblättrigkeit, Hang zur Dornenbildung, Beschränkung des verholzten Gesträuchs auf 4 Fuß Höhe, wenig Gras, sehr häufiges Auftreten der rothbeerigen, blattlosen Salupe, nirgendwo Dickicht, stets geräumiges Wachsthum — das mag die Vegetation kennzeichnen. Zu bemerken ist ferner, daß die chilenischen Charakterpflanzen: die Quisco-Cacteen, die Cardones (ananasartig) und die Espino-Akazien (auch in geringerer Höhe) fehlen; wohl aber, daß die erste und die letztgenannten Pflanzen durch andere, minder schöne Arten derselben Gattung ersetzt sind. Die Böschung zeigte sich — abwärts von dem 1600-Meter-Niveau — mit 4—6 Fuß hohen unverzweigten Säulencactus bestanden, die wie Monolithe aufgesetzt schienen und einen unschönen Eindruck machten.

Auf der unteren Terrassenebene, hart am Rande des Diamante-Cañon in 1540 m Höhe, trafen wir auf einige niedrige, verlassene Hütten, deren Inneres und nächste Umgebung durch Knochenreste, alte Felle und Unrath abstießen. Die Wände waren aus eingesteckten Strauchreisern und aus der Salupe-Ginster, das Dach aus Cortaderagras hergestellt. Wir biwakirten nur deshalb in ihrer Nähe, weil hier ein Abstieg zum Fluß möglich war, und die Thiere auf dem Schwemmland einer Uferkrümmung Weide fanden. Dies war der südlichste Punkt, den ich auf meiner Landreise erreichte. Trotz des wolkenreichen Nachthimmels erhielt ich die nothwendigen Beobachtungen und berechnete daraus: Ranchito-Biwak: 34° 42′ S. Br.; 69° 27′ W. L. Gr. (1540 m). Ranchito heißt sowohl in Chile wie in Argentinien: Hütte oder Behausung; es ist das Diminutiv von rancho. Während der Nacht, der ein klarer Morgen folgte, fiel Thau; am Morgen erschien mir die Thaubildung sogar excessiv und um so bemerkenswerther, als bisher nie ein einziger Tropfen Thau auf unsere Andesbiwaks gefallen war. Der Rio Diamante zeigte an seinem Ufer einen auffallend breiten Streifen bloß-

gelegten, durchnäßten Terrains: eine Ebbe- und Fluth-Erscheinung, offenbar herrührend von dem Unterschiede, welchen Tag und Nacht für die Schneeschmelze bedingen.

In dem Ranchito-Biwak erhielten meine culinarischen Kenntnisse einen beträchtlichen Zuwachs dadurch, daß mein Diener Antonio mir ein gebratenes Gürtelthier mit Panzer und seinen vier über den Rand des Tellers hängenden Pfoten servirte; dieses gebratene Armadillo war der Trumpf, den Antonio's Kochkunst gegen mich ausspielte. Ich hatte aber große Mühe, das Thier zu tranchiren, und was ich davon aß, galt weniger der Eßlust als der Belehrung. Das Fleisch erinnert an Schweinefleisch, nur erschien es mir noch fetter. Zwar konnte ich meinen Widerwillen gegen die dargebotene Speise nicht überwinden, begriff aber völlig, daß Armadillobraten für meine Leute ein großer Leckerbissen war. Nachdem ich mich an dem Studium des bewunderungswürdig gebauten Panzers erfreut, 24 Gürtel, jeden zu 40 Panzerplättchen gezählt, auch die dreieckförmige, mehr unregelmäßige Bepanzerung des Kopfes betrachtet hatte, griff ich zu einem Stück am Spieße gebratenen Guanacos. Das verstand jeder meiner Leute in unübertrefflicher Vollkommenheit herzustellen. Sie waren alle leidliche Köche und wußten der täglich wiederkehrenden Suppe stets durch irgend ein gepflücktes Kraut das Einerlei des Alltäglichen zu nehmen. Aber die größten Triumphe wurden mit den zugespitzten Stecken gefeiert, welche als Bratspieße dienten. Noch heute bilde ich mir ein, nie saftigeren Braten gegessen zu haben, als in meinen Andesbiwaks. Die Elemente der Kochkunst gehören nur in dem civilisirten Europa nicht zur allgemeinen Bildung; wo der innige Contact mit der Natur noch nicht durch Arbeitstheilung, Bücher und Maschinen aufgehoben ist, versteht ein Jeder das Rohmaterial durch Wasser und Feuer eßbar zu machen. Daher bietet bei Reisen außerhalb Europa's kaum etwas anderes so geringe Schwierigkeiten, als die Beschaffung eines Kochs.

Vom Ranchito-Biwak aus schickten wir uns zu einem schweren Ritt an. Denn es handelte sich jetzt darum, eine Furt im Diamantebett ausfindig zu machen und durch die strömenden Wasser hindurchzureiten. Wir hielten uns zunächst auf der untersten Terrasse, welche als 50 Fuß mächtige Alluvialbank dem Sandstein aufgelagert ist. Durch die enge Schlucht des Cañon wälzten sich rauschend und unheimlich die röthlichbraunen Fluthen des Diamante, eines Flusses, der schon deshalb mächtig sein muß, weil er einen weithin erstreckten Abschnitt der Argentinischen Andes entwässert. Die Terrassenbänke der beiden Ufer hatten hier etwa die Breite einer halben Stunde; ihr gleichmäßiger Kiesboden trug unverändert dieselbe zerstreute Vegetation von Dornsträuchern, die zwar zähe und widerstandsfähig aussahen, deren graugrünes Laub aber ebenso wenig wie die ungeselligen Gräser Lebensfreudigkeit zum Ausdruck brachte. Diese Flora glich einer Ansiedelung von Menschen, welche alle unter strenger Arbeit, im Wehen der Lebensstürme groß geworden, die alle auf *mehr* Arbeit, auf *mehr* Unbilden eingerichtet sind, in deren Zügen aber die Freude nicht wohnt. Wie die Flora, so war die Landschaftsform, vorwärts und rückwärts gleich einförmig, durch horizontale Linien gegen den Himmel abgesetzt. Kleine,

muldenförmige Seitenthälchen, alle sehr sanften Charakters, öffneten sich hier und da gegen den Terrassenboden des Diamante.

Wir sahen fast unausgesetzt auf den Fluß nieder, welcher tief unten zu unserer Linken in seinem Cañon dahinbrauste. In der Höhe von 1470 m, etwa eine Stunde oberhalb des Austritts in die Pampa, begann das Suchen nach einem passenden Flußübergang. Die senkrechten Wände des Cañon gingen hier streckenweise in sanftere Hänge über, und wo Biegungen statthatten, verbreiterte sich der Fluß zuweilen auf das Vierfache und verlor entsprechend an Tiefe. Untiefen und Bänke pflegten dann das Flußbett zu durchsetzen. Francisco, der die Maulthiere der Karawane unter sich hatte, probirte einen Uebergang dadurch, daß er von oben Steine auf die Wasserfläche warf und den beim Einschlagen erzeugten Ton beobachtete. Er plaidirte mit allem Nachdruck für eine auf diese Weise ermittelte Furt, aber Zamorano wollte nichts davon wissen, und seiner Weisheit beugte sich ein Jeder. Natürlich kamen wir langsam von der Stelle, und erst um ½11 Uhr war der Punkt erreicht, wo der Uebergang bewerkstelligt werden sollte; er lag 1428 m hoch.

Vielleicht würde ich den bevorstehenden Ritt durchs Wasser leichteren Muthes betrachtet haben, wenn nicht meine vier Chilenen im Anblick der breiten, gekräuselten, unheimlich murmelnden Fläche so überaus ernste Gesichter gemacht hätten; während doch sonst Alles, was auf dem Rücken der Pferde abgemacht werden konnte, ihren Gleichmuth eher befestigte als störte. Zamorano fragte mich besorgt, ob ich auch „meines Kopfes ganz sicher" sei, und hatte doch schon viele Flüsse mit mir durchritten; im Cypressenthal trug ich bei solchen Gelegenheiten wohl selbst den Theodoliten auf dem Rücken. Freilich lag hier eine zehnmal breitere Wasserfläche von mehreren hundert Schritten vor uns. Zamorano ritt allein ins Wasser, sein zweites Pferd am Lasso mitnehmend. Er suchte mit Vorsicht die Furt, bald flacher bald tiefer ins Wasser tauchend, muthig vorwärts reitend, bis er nach langen Minuten das linke Ufer erreichte. Hier ließ er sein Handpferd zurück und ritt zum zweiten Male durch die Fluth, um mir bei dem Uebergang zur Seite zu sein und den rechten Weg zu zeigen.

Ich ritt nun ohne Säumen selbst ins Wasser, mit der linken Hand das Barometer haltend, mit der rechten den Zügel. Auf der einen Seite (der unteren) hielt sich Zamorano, um eine Kopfeslänge voran, auf der anderen José, um ebenso viel zurück. In das betäubende Rauschen des Wassers mischte sich das laute, immer unverständlicher werdende Rufen der Leute, unter dem Bauch der Pferde hin schoß das Wasser; dann schien es still zu stehen, das Pferd selbst nicht mehr vom Fleck zu kommen; allmählich fühlte ich mich mitsammt dem Pferde stromaufwärts gerissen; erst langsam, dann schneller und schneller, schließlich mit der Geschwindigkeit der Fluthen, aber immer diesen entgegen. Dies war das täuschende Spiel, das ich absichtlich über mich ergehen ließ, indem ich auf den Hals des Pferdes und das ziehende Wasser sah; und gerade das war es, was die Leute meinetwegen so besorgt gemacht hatte, was dieselben erfahrungsgemäß als eine Gefahr kennen gelernt hatten; es war der Anfang jenes Schwindels, der den schwachköpfigen Reiter seiner Sinne und seines Gleichgewichts beraubt. Die täuschende Erscheinung floh, sobald ich die Augen von dem feindlichen Wasser

hinweg zum Himmel erhob, oder noch besser, als ich einen Punkt des erstrebten Ufers fixirte. Was aber nicht floh, das war die stille Sorge, das Pferd möchte einen Fehltritt thun und von den Fluthen mit fortgenommen werden. Die Minuten werden mir unvergeßlich bleiben, als ich gleichweit von beiden Ufern, deren Entfernung übertrieben weit erschien, mit hochgezogenen Knieen und hochgenommenem Barometer auf dem wacker kämpfenden Braunen, flankirt von zwei wackeren Getreuen, dasaß, als das freundlich winkende Ufer näher und näher rückte, das laute Brausen verstummte, und die Hufe des Rosses den trocknen Boden faßten.

Als Reisender hatte ich meine Sache gut gemacht, weil ich in einer ungewohnten kritischen Situation meiner Beobachtungspflicht eingedenk geblieben war und mir Rechenschaft von allen inneren und äußeren Vorgängen geben konnte; als Reiter hatte ich es darin versehen, daß ich das Pferd ein wenig zu fest hielt. Denn dem Instinct des pfadfühlenden Pferdes gehört die Initiative, nicht dem Reiter, welchem die Bodenbeschaffenheit des Flußbettes verborgen bleibt. Das Pferd muß die Freiheit haben, einen langen Hals machen zu können; es darf nur eine ganz leise Anlehnung an den Zügel finden, gerade so viel, daß im Falle eines Fehltritts ein Anzug des Reiters wirksam wird.

Nun stand die Karawane getheilt; auf dem linken Ufer des Diamante ich selbst mit Zamorano, José und vier Pferden; auf dem rechten Antonio und Francisco mit sechs Pferden und sieben beladenen Maulthieren. Die zurückgebliebenen Leute hatten natürlich eine viel schwierigere Aufgabe, aber sie waren ihr gewachsen. Antonio ritt voran, die losen Thiere wurden mit Steinwürfen und Zurufen in den Fluß getrieben, und Francisco, der sich hier, wie auch später, als ein besonders unerschrockener und geschickter Mann zeigte, schloß den langen Zug. So schwebte denn meine kostbare Habe, die Journale, die Instrumente und photographischen Platten, über dem Wasser, und ich machte im Geist einen zweiten, unvergleichlich schwereren Uebergang durch. Als die Truppe sich dem letzten Stück näherte, das besonders tief und reißend war, wurde ich abergläubisch, glaubte, daß mein Blick die Mulas zu Schaden bringen könnte, und wandte mich ab bis zu dem gepriesenen Augenblicke, wo wir Alle wieder vereinigt waren und nur meine Würde mich abhielt, das Theodolitenmaulthier zu umarmen.

Sehr bald sollte ich Dinge erleben, die in der allgemeinen Schätzung wohl für gefährlicher gelten, aber nie habe ich eine ähnliche Nervenspannung und Abspannung durchgemacht, wie bei diesem Karawanenritt durch den Rio Diamante. Der Fluß hätte nur wenig mehr Wasser zu haben brauchen, und wir wären nicht durchgekommen, wenigstens nicht mit den bepackten Maulthieren. Die Lasten streiften gerade noch die Wasserfläche. Hätte die Tiefe des Flusses ein Schwimmen nothwendig gemacht, so hätte seine starke Strömung den Erfolg ziemlich sicher vereitelt. Reiter und Roß allein kommen wohl noch durch, wo eine Karawane stecken bleibt oder zu Schaden kommt. Charles Darwin bemerkt einmal, das beste Mittel, einen tiefen und breiten Fluß zu passiren, bestehe darin, daß man das Pferd ohne Reiter schwimmen lasse; letzterer aber, mit einer Hand die Mähne am Widerrist packend, nebenher schwimme.

Wir stiegen sogleich durch eine der charakteristischen Seitenmulden auf und ver-

ließen das Diamantethal. In dem heißen Sande, der den Boden hier bedeckte, gab ich dem durchnäßten Schuhzeug ein willkommenes Trockenbad. Wir hatten noch einen weiten Weg vor uns, der zunächst durch ein schluchtdurchzogenes Hügelland, dann in die eigentliche Pampa führte. Die Reiseroute machte hier eine Schwenkung nach links, nach Nordnordost.

Ich war weit hinter meinen Leuten zurückgeblieben und sprengte über die Hochebene, als ich eine Karawane auf mich zukommen sah: — argentinische Reiter, die mit einigen beladenen Thieren im Schritt einherzogen. Sie sahen mich mißtrauisch an, und ich sagte ihnen höflich guten Tag, was sie ebenso erwiderten; aber Keiner von uns hielt sein Pferd an, und ohne meinen Gruß wären wir stumm in dieser unbewohnten Einöde an einander vorübergegangen. Es waren Händler, die längs der Andeskette ein Hausirergeschäft betrieben.

Britannien.

Von

Theodor Mommsen [1]).

Siebenundneunzig Jahre waren vergangen, seitdem römische Truppen das große Inselland im nordwestlichen Ocean betreten und unterworfen und wiederum verlassen hatten, bevor die römische Regierung sich entschloß, die Fahrt zu wiederholen und Britannien bleibend zu besetzen. Allerdings war Caesar's britannische Expedition nicht bloß, wie seine Züge gegen die Germanen, ein defensiver Vorstoß gewesen. So weit sein Arm reichte, hatte er die einzelnen Völkerschaften reichsunterthänig gemacht und ihre Jahresabgabe an das Reich hier wie in Gallien geordnet. Auch die führende Völkerschaft, welche durch ihre bevorzugte Stellung fest an Rom geknüpft und somit der Stützpunkt der römischen Herrschaft werden sollte, war gefunden: die Trinovanten (Essex) sollten auf der keltischen Insel dieselbe mehr vortheilhafte als ehrenvolle Rolle übernehmen wie auf dem gallischen Continent die Haeduer und die Remer. Die blutige Fehde zwischen dem Fürsten Cassivellaunus und dem Fürstenhaus von Camalodunum (Colchester) hatte unmittelbar die römische Invasion herbeigeführt; dieses wieder einzusetzen, war Caesar gelandet, und der Zweck ward für den Augenblick erreicht. Ohne Zweifel hat Caesar sich nie darüber getäuscht, daß jene Tribute ebenso wie diese Schutzherrschaft zunächst nur Worte waren; aber diese Worte waren ein Programm, das die bleibende Besetzung der Insel durch römische Truppen herbeiführen mußte und herbeiführen sollte.

Caesar selbst kam nicht dazu, die Verhältnisse der unterworfenen Insel bleibend zu ordnen; und für seine Nachfolger war Britannien eine Verlegenheit. Die reichsunterthänig gewordenen Briten entrichteten den schuldigen Tribut gewiß nicht lange, vielleicht überhaupt niemals; das Protectorat über die Dynastie von

---

[1]) Wir sind, Dank der Freundlichkeit des Herrn Verfassers, in den Stand gesetzt, obiges Kapitel aus dem unter der Presse befindlichen und demnächst in der Weidmann'schen Buchhandlung, Berlin, erscheinenden fünften Bande der „Römischen Geschichte" hier mitzutheilen.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

Camalodunum wird noch weniger respectirt worden sein und hatte lediglich zur Folge, daß Fürsten und Prinzen dieses Hauses wieder und wieder in Rom erschienen und die Intervention der römischen Regierung gegen Nachbaren und Rivalen anriefen — so kam König Dubnovellaunus, wahrscheinlich der Nachfolger des von Caesar bestätigten Trinovantenfürsten, als Flüchtling nach Rom zu Kaiser Augustus, so später einer der Prinzen desselben Hauses zu Kaiser Gaius[1]).

In der That war die Expedition nach Britannien ein nothwendiger Theil der caesarischen Erbschaft; es hatte auch schon während der Zweiherrschaft Caesar der Sohn zu einer solchen einen Anlauf genommen und nur davon abgesehen wegen der dringenderen Nothwendigkeit, in Illyricum Ruhe zu schaffen, oder auch wegen des gespannten Verhältnisses zu Antonius, das zunächst den Parthern sowohl wie den Britannern zu Statten kam. Die höfischen Poeten aus Augustus' früheren Jahren haben die britannische Eroberung vielfach anticipirend gefeiert; das Programm Caesars also nahm der Nachfolger an und auf. Als dann die Monarchie feststand, erwartete ganz Rom, daß der Beendigung des Bürgerkrieges die britannische Expedition auf dem Fuße folgen werde; die Klagen der Poeten über den schrecklichen Hader, ohne welchen längst die Britannier im Siegeszug zum Capitol geführt worden wären, verwandelten sich in die stolze Hoffnung auf die neu zum Reich hinzutretende Provinz Britannien. Die Expedition wurde auch zu wiederholten Malen angekündigt (727. 728); dennoch stand Augustus, ohne das Unternehmen förmlich fallen zu lassen, bald von der Durchführung ab, und Tiberius hielt seiner Maxime getreu auch in dieser Frage an dem System des Vaters fest. Die nichtigen Gedanken des letzten julischen Kaisers schweiften wohl auch über den Ocean hinüber; aber ernste Dinge vermochte er nicht einmal zu planen. Erst die Regierung des Claudius nahm den Plan des Dictators wieder auf und führte ihn durch.

Welche Motive nach der einen wie nach der andern Seite hin bestimmend waren, läßt sich theilweise wenigstens erkennen. Augustus selbst hat geltend gemacht, daß die Besetzung der Insel militärisch nicht nöthig sei, da ihre Bewohner nicht im Stande seien die Römer auf dem Continent zu belästigen, und für die Finanzen nicht vortheilhaft; was aus Britannien zu ziehen sei, fließe in Form des Einfuhr- und Ausfuhrzolles der gallischen Häfen in die Kasse des

---

[1]) Allem Anschein nach sind die politischen Relationen zwischen Rom und Britannien in der Zeit vor der Eroberung wesentlich auf das von Caesar wiederhergestellte und garantirte (b. G. 5, 22) Fürstenthum der Trinovanten zu beziehen. Daß König Dubnovellaunus, der nebst einem andern ganz unbekannten Britannerfürsten bei Augustus Schutz suchte, hauptsächlich in Esser herrschte, zeigen seine Münzen (mein mon. Ancyr. 2. Ausg. p. 138 fg.). Die britannischen Fürsten, die den Augustus beschickten und seine Oberherrschaft anerkannten (denn so scheint Strabon 4, 5, 3 p. 200 gefaßt werden zu müssen; vgl. Tacitus ann. 2, 24), haben wir auch zunächst dort zu suchen. Cunobelinus, nach den Münzen der Sohn des Königs Tasciovanus, von dem die Geschichte schweigt, gestorben, wie es scheint bejahrt, zwischen 40 und 43, im Regiment also wahrscheinlich dem späteren des Augustus und denen des Tiberius und Gaius parallel gehend, residirte in Camalodunum (Dio 60, 21); um ihn und um seine Söhne dreht sich die Vorgeschichte der Invasion. Wohin Bericus, der zum Claudius kam (Dio 60, 19), gehört, wissen wir nicht, und es mögen auch andere britische Dynasten dem Beispiel derer von Colchester gefolgt sein; aber an der Spitze stehen diese.

Reiches; als Besatzung werde wenigstens eine Legion und etwas Reiterei erforderlich sein und nach Abzug der Kosten derselben von den Tributen der Insel nicht viel übrig bleiben. Dies alles war unbestreitbar richtig, ja noch keineswegs genug; die Erfahrung erwies später, daß eine Legion bei Weitem nicht ausreichte, um die Insel zu halten. Hinzuzunehmen ist, was die Regierung zu sagen allerdings keine Veranlassung hatte, daß bei der Schwäche des römischen Heeres, wie sie durch die innere Politik August's einmal herbeigeführt war, es sehr bedenklich erscheinen mußte einen erheblichen Bruchtheil desselben ein für allemal auf eine ferne Insel des Nordmeers zu bannen. Man hatte vermuthlich nur die Wahl von Britannien abzusehen oder deswegen das Heer zu vermehren; und bei Augustus hat die Rücksicht auf die innere Politik stets die auf die äußere überwogen.

Aber dennoch muß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Unterwerfung Britanniens bei den römischen Staatsmännern vorgewogen haben. Caesar's Verhalten würde unbegreiflich sein, wenn man sie nicht bei ihm voraussetzt. Augustus hat das von Caesar gesteckte Ziel trotz seiner Unbequemlichkeit zuerst förmlich anerkannt und niemals förmlich verleugnet. Gerade die weitsichtigsten und folgerichtigsten Regierungen, die des Claudius, des Nero, des Domitian haben zu der Eroberung Britanniens den Grund gelegt oder sie erweitert; und sie ist, nachdem sie erfolgt war, nie betrachtet worden wie etwa die traianische von Dacien und Mesopotamien. Wenn die sonst so gut wie unverbrüchlich festgehaltene Regierungsmaxime, daß das römische Reich seine Grenzen nur zu erfüllen, nicht aber auszudehnen habe, allein in Betreff Britanniens dauernd bei Seite gesetzt worden ist, so liegt die Ursache darin, daß die Kelten so, wie Roms Interesse es erheischte, auf dem Continent allein nicht unterworfen werden konnten. Diese Nation war allem Anschein nach durch den schmalen Meeresarm, der England und Frankreich trennt, mehr verbunden als geschieden; dieselben Völkernamen begegnen hüben und drüben; die Grenzen der einzelnen Staaten griffen öfter über den Kanal hinüber; der Hauptsitz des hier mehr wie irgendwo sonst das ganze Volksthum durchdringenden Priesterthums waren von je her die Inseln der Nordsee. Den römischen Legionen das Festland Galliens zu entreißen vermochten diese Insulaner freilich nicht; aber wenn der Eroberer Galliens selbst und weiter die römische Regierung in Gallien andere Zwecke verfolgte als in Syrien und Aegypten, wenn die Kelten der italischen Nation angegliedert werden sollten, so war diese Aufgabe wohl unausführbar, so lange das unterworfene und das freie Keltengebiet über das Meer hin sich berührten und der Römerfeind wie der römische Deserteur in Britannien eine Freistatt fand. Zunächst genügte dafür schon die Unterwerfung der Südküste, obwohl die Wirkung natürlich sich steigerte, je weiter das freie Keltengebiet zurückgeschoben ward. Claudius besondere Rücksicht auf seine gallische Heimath und seine Kenntniß gallischer Verhältnisse mag auch hierbei mit im Spiel gewesen sein. Den Anlaß zum Kriege gab, daß eben dasjenige Fürstenthum, welches von Rom in einer gewissen Abhängigkeit stand, unter der Führung seines Königs Cunobelinus — es ist dies Shakespeare's Cymbeline — seine Herrschaft weit ausbreitete und sich von der römischen Schutzherrschaft emancipirte. Einer der Söhne desselben, Adminius,

der gegen den Vater sich aufgelehnt hatte, kam schutzbegehrend zum Kaiser Gaius, und darüber, daß dessen Nachfolger sich weigerte dem britischen Herrscher diese seine Unterthanen auszuliefern, entspann sich der Krieg zunächst gegen den Vater und die Brüder dieses Adminius. Der eigentliche Grund desselben freilich war der unerläßliche Abschluß der Unterwerfung einer bisher nur halb besiegten eng zusammenhaltenden Nation.

Daß die Besetzung Britanniens nicht erfolgen könne ohne gleichzeitige Vermehrung des stehenden Heeres, war auch die Ansicht derjenigen Staatsmänner, die sie veranlaßten; es wurden drei der Rhein-, eine der Donaulegionen dazu bestimmt, gleichzeitig aber zwei neu errichtete Legionen den germanischen Heeren zugetheilt. Zum Führer dieser Expedition und zugleich zum ersten Statthalter der Provinz wurde ein tüchtiger Soldat, Aulus Plautius ausersehen; sie ging im J. 43 nach der Insel ab. Die Soldaten zeigten sich schwierig, wohl mehr wegen der Verbannung auf die ferne Insel als aus Furcht vor dem Feinde. Einer der leitenden Männer, vielleicht die Seele des Unternehmens, der kaiserliche Cabinetssecretär Narcissus wollte ihnen Muth einsprechen — sie ließen den Sklaven vor höhnendem Zuruf nicht zu Worte kommen, aber thaten wie er wollte und schifften sich ein.

Besondere Schwierigkeit hatte die Besetzung der Insel nicht. Die Eingeborenen standen politisch wie militärisch auf derselben niedrigen Entwicklungsstufe, welche Caesar auf der Insel vorgefunden hatte. Könige oder Königinnen regierten in den einzelnen Gauen, die kein äußeres Band zusammenschloß und die in ewiger Fehde mit einander lagen. Die Mannschaften waren wohl von ausdauernder Körperkraft und von todesverachtender Tapferkeit und namentlich tüchtige Reiter. Aber der homerische Streitwagen, der hier noch eine Wirklichkeit war und auf dem die Fürsten des Landes selber die Zügel führten, hielt den geschlossenen römischen Reiterschwadronen ebenso wenig Stand wie der Infanterist ohne Panzer und Helm, nur durch den kleinen Schild vertheidigt, mit seinem kurzen Wurfspieß und seinem breiten Schwert im Nahkampf dem kurzen römischen Messer gewachsen war oder gar dem schweren Pilum des Legionars und dem Schleuderblei und dem Pfeil der leichten römischen Truppen. Der Heermasse von etwa 40 000 wohlgeschulten Soldaten hatten die Eingebornen überall keine entsprechende Abwehr entgegen zu stellen. Die Ausschiffung traf nicht einmal auf Widerstand; die Briten hatten Kunde von der schwierigen Stimmung der Truppen und die Landung nicht mehr erwartet. König Cunobelinus war kurz vorher gestorben; die Gegenwehr führten seine beiden Söhne Caratacus und Togodumnus. Der Marsch des Invasionsheeres ward sofort auf Camalodunum gerichtet und in raschem Siegeslauf gelangte es bis an die Themse; hier wurde Halt gemacht, vielleicht hauptsächlich um dem Kaiser die Gelegenheit zu geben, den leichten Lorbeer persönlich zu pflücken. Sobald er eintraf, ward der Fluß überschritten, das britische Aufgebot geschlagen, wobei Togodumnus den Tod fand, Camalodunum selber genommen. Wohl setzte der Bruder Caratacus den Widerstand hartnäckig fort und gewann sich siegend oder geschlagen einen stolzen Namen bei Freund und Feind; aber das Vorschreiten der Römer war dennoch unaufhaltsam. Ein Fürst nach dem andern ward geschlagen und abgesetzt — elf britische Könige nennt der

Ehrenbogen des Claudius als von ihm besiegt; und was den römischen Waffen nicht erlag, das ergab sich den römischen Spenden. Zahlreiche vornehme Männer nahmen die Besitzungen an, die auf Kosten ihrer Landsleute der Kaiser ihnen verlieh; auch manche Könige fügten sich in die bescheidene Lehnstellung, wie denn der der Regner (Chichester) Cogidumnus und der der Icener (Norfolk) Prasutagus eine Reihe von Jahren als Lehnfürsten die Herrschaft geführt haben. Aber in den meisten Districten der bis dahin durchgängig monarchisch regierten Insel führten die Eroberer ihre Gemeindeverfassung ein und gaben was noch zu verwalten blieb den örtlichen Vornehmen in die Hand; was denn freilich schlimme Parteiungen und innere Zerwürfnisse im Gefolge hatte. Noch unter dem ersten Statthalter scheint das gesammte Flachland bis etwa zum Humber hinauf in römische Gewalt gekommen zu sein; die Icener zum Beispiel haben bereits ihm sich ergeben. Aber nicht bloß mit dem Schwert bahnten die Römer sich den Weg. Unmittelbar nach der Einnahme wurden nach Camalodunum Veteranen geführt und die erste Stadt römischer Ordnung und römischen Bürgerrechts, die „claudische Siegescolonie" in Britanien gegründet, bestimmt zur Landeshauptstadt. Unmittelbar nachher begann auch die Ausbeutung der britannischen Bergwerke, namentlich der ergiebigen Bleigruben; es gibt britannische Bleibarren aus dem sechsten Jahre nach der Invasion. Offenbar hat in gleicher Schleunigkeit der Strom römischer Kaufleute und Industrieller sich über das neu erschlossene Gebiet ergossen; wenn Camalodunum römische Colonisten empfing, so bildeten anderswo im Süden der Insel, namentlich an den warmen Quellen der Sulis (Bath), in Verulamium (St. Albans nordwestlich von London) und vor allem in dem natürlichen Emporium des Großverkehrs, in Londinium an der Themsemündung bloß in Folge des freien Verkehrs und der Einwanderung sich römische Ortschaften, die bald auch formell städtische Organisation erhielten. Die vordringende Fremdherrschaft machte nicht bloß in den neuen Abgaben und Aushebungen, sondern vielleicht mehr noch in Handel und Gewerbe überall sich geltend. Als Plautius nach vierjähriger Verwaltung abberufen ward, zog er, der letzte Private, der zu solcher Ehre gelangt ist, triumphirend in Rom ein und Ehren und Orden strömten herab auf die Officiere und Soldaten der siegreichen Legionen; dem Kaiser wurden in Rom und danach in anderen Städten Triumphbogen errichtet wegen des „ohne irgend welche Verluste" errungenen Sieges; der kurz vor der Invasion geborene Kronprinz erhielt anstatt des großväterlichen den Namen Britannicus. Man wird hierin die unmilitärische, der Siege mit Verlust entwöhnte Zeit und die der politischen Altersschwäche angemessene Ueberschwenglichkeit erkennen dürfen; aber wenn die Invasion Britanniens vom militärischen Standpunkte aus nicht viel bedeuten will, so muß doch den leitenden Männern das Zeugniß gegeben werden, daß sie das Werk in energischer und folgerichtiger Weise angriffen und die peinliche und gefahrvolle Zeit des Uebergangs von der Unabhängigkeit zur Fremdherrschaft in Britannien eine ungewöhnlich kurze war.

Nach dem ersten raschen Erfolg freilich entwickelten auch hier sich die Schwierigkeiten und selbst die Gefahren, welche die Besetzung der Insel nicht bloß den Eroberten brachte, sondern auch den Eroberern.

Des Flachlandes war man Herr, aber nicht der Berge noch des Meeres.

Vor allem der Westen machte den Römern zu schaffen. Zwar im äußersten Südwest, im heutigen Cornwall, hielt sich das alte Volksthum wohl mehr, weil die Eroberer sich um diese entlegene Ecke wenig kümmerten, als weil es geradezu sich gegen sie auflehnte. Aber die Siluren im Süden des heutigen Wales und ihre nördlichen Nachbaren, die Ordoviker, trotzten beharrlich den römischen Waffen; die den letzteren anliegende Insel Mona (Anglesey) war der rechte Herd der nationalen und religiösen Gegenwehr. Nicht die Bodenverhältnisse allein hemmten das Vordringen der Römer; was Britannien für Gallien gewesen, das war jetzt für Britannien und insbesondere für diese Westküste die große Insel Ivernia; die Freiheit drüben ließ die Fremdherrschaft hüben nicht feste Wurzel fassen. Deutlich erkennt man an der Anlegung der Legionslager, daß die Invasion hier zum Stehen kam. Unter Plautius Nachfolger wurde das Lager für die vierzehnte Legion am Einfluß des Tern in den Severn bei Viroconium (Wroxeter unweit Shrewsbury) angelegt, vermuthlich um dieselbe Zeit südlich davon das von Isca (Caerleon = castra legionis) für die zweite, nördlich das von Deva (Chester = castra) für die zwanzigste; diese drei Lager schlossen das wallische Gebiet ab gegen Süden, Norden und Westen und schützten also das befriedete Land gegen das frei gebliebene Gebirge. Dorthin warf sich, nachdem seine Heimath römisch geworden war, der letzte Fürst von Camalodunum, Caratacus. Er wurde von dem Nachfolger des Plautius, Publius Ostorius Scapula, im Ordovikergebiet geschlagen und bald darauf von den geschreckten Briganten, zu denen er geflüchtet war, den Römern ausgeliefert (51) und mit all den Seinen nach Italien geführt. Verwundert fragte er, als er die stolze Stadt sah, wie es die Herren solcher Paläste nach den armen Hütten seiner Heimath verlangen könnte. Aber damit war der Westen keineswegs bezwungen; die Siluren vor allem verharrten in hartnäckiger Gegenwehr, und daß der römische Feldherr ankündigte, sie bis auf den letzten Mann ausrotten zu wollen, trug auch nicht dazu bei sie fügsamer zu machen. Der unternehmende Statthalter Gaius Suetonius Paullinus versuchte einige Jahre später (61) den Hauptsitz des Widerstandes, die Insel Mona in römische Gewalt zu bringen und trotz der wüthenden Gegenwehr, welche ihn hier empfing und in der die Priester und die Weiber vorangingen, fielen die heiligen Bäume, unter denen mancher römische Gefangene geblutet hatte, unter den Aexten der Legionare. Aber aus der Besetzung dieses letzten Asyls der keltischen Priesterschaft entwickelte sich eine gefährliche Krisis in dem unterworfenen Gebiete selbst und die Eroberung Mona's zu vollenden war dem Statthalter nicht beschieden.

Auch in Britannien hatte die Fremdherrschaft die Probe der nationalen Insurrection zu bestehen. Was Mithradates in Kleinasien, Vercingetorix bei den Kelten des Continents, Civilis bei den unterworfenen Germanen unternahmen, das versuchte bei den Inselkelten eine Frau, die Gattin eines jener von Rom bestätigten Vasallenfürsten, die Königin der Icener Boudicca. Ihr verstorbener Gatte hatte, um seiner Frau und seiner Töchter Zukunft zu sichern, seine Herrschaft dem Kaiser Nero vermacht, sein Vermögen zwischen ihm und den Seinigen getheilt. Der Kaiser nahm die Erbschaft an, aber was ihm nicht zufallen sollte, dazu; die fürstlichen Vettern wurden in Ketten gelegt, die Wittwe geschlagen,

die Töchter in schändlicherer Weise mißhandelt. Dazu kam andere Unbill des späteren neronischen Regiments. Die in Camalodunum angesiedelten Veteranen jagten die früheren Besitzer von Haus und Hof, wie es ihnen beliebte, ohne daß die Behörden dagegen einschritten. Die vom Kaiser Claudius verliehenen Geschenke wurden als widerrufliche Gaben eingezogen. Römische Minister, die zugleich Geldgeschäfte machten, trieben auf diesem Wege die britannischen Gemeinden eine nach der anderen zum Bankerott. Der Moment war günstig. Der mehr tapfere als vorsichtige Statthalter Paullinus befand sich, wie gesagt wurde, mit dem Kern der römischen Armee auf der entlegenen Insel Mona, und dieser Angriff auf den heiligsten Sitz der nationalen Religion erbitterte ebenso die Gemüther wie er dem Aufstande den Weg ebnete. Der alte gewaltige Keltenglaube, der den Römern so viel zu schaffen gemacht, loderte noch einmal, zum letzten Mal, in mächtiger Flamme empor. Die geschwächten und weitgetrennten Legionslager im Westen und im Norden gewährten dem ganzen Südosten der Insel mit seinen aufblühenden römischen Städten keinen Schutz. Vor allem die Hauptstadt Camalodunum war völlig wehrlos, eine Besatzung nicht vorhanden, die Mauern nicht vollendet, wohl aber der Tempel ihres kaiserlichen Stifters, des neuen Gottes Claudius. Der Westen der Insel, wahrscheinlich niedergehalten durch die dort stehenden Legionen, scheint sich bei der Schilderhebung nicht betheiligt zu haben und ebenso wenig der nicht botmäßige Norden; aber, wie das bei keltischen Aufständen öfter vorgekommen ist, es erhob sich im Jahre 61 auf die vereinbarte Losung das ganze übrige unterworfene Gebiet auf einen Schlag gegen die Fremden, voran die aus ihrer Hauptstadt vertriebenen Trinovanten. Der zweite Befehlshaber, der zur Zeit den Statthalter vertrat, der Procurator Decianus Catus, hatte im letzten Augenblick, was er von Soldaten hatte, dieser zum Schutz gesandt: es waren 200 Mann. Sie wehrten sich mit den Veteranen und den sonstigen waffenfähigen Römern zwei Tage im Tempel: dann wurden sie überwältigt und was in der Stadt römisch war, umgebracht bis auf den letzten. Das gleiche Schicksal erfuhr das Hauptemporium des römischen Handels Londinium und eine dritte aufblühende römische Stadt Verulamium, nicht minder die auf der Insel zerstreuten Ausländer — es war eine nationale Vesper gleich jener mithradatischen — und die Zahl der Opfer — angeblich 70,000 — nicht geringer. Der Procurator gab die Sache Roms verloren und flüchtete nach dem Continent. Auch die römische Armee ward in die Katastrophe verwickelt. Eine Anzahl zerstreuter Detachements und Besatzungen erlag den Angriffen der Insurgenten. Quintus Petillius Cerialis, der im Lager von Lindum den Befehl führte, marschirte auf Camalodunum mit der neunten Legion; zur Rettung kam er zu spät und verlor, von ungeheurer Uebermacht angegriffen, in der Feldschlacht sein gesammtes Fußvolk; das Lager erstürmten die Briganten. Es fehlte nicht viel, daß den obersten Feldherrn das gleiche Schicksal erreichte. Eilig zurückkehrend von der Insel Mona rief er die bei Isca stehende zweite Legion heran; aber sie gehorchte dem Befehle nicht und mit nur etwa 10,000 Mann mußte Paullinus den ungleichen Kampf gegen das zahllose und siegreiche Insurgentenheer aufnehmen. Wenn je der Soldat die Fehler der Führung gut gemacht hat, so war es an dem Tage, wo dieser kleine

Haufen, hauptsächlich die seitdem gefeierte 14. Legion, wohl zu seiner eigenen Ueberraschung den vollen Sieg erfocht und die römische Herrschaft in Britannien abermals festigte; viel fehlte nicht, daß Paullinus Name neben dem des Varus genannt worden wäre. Aber der Erfolg entscheidet, und hier blieb er den Römern[1]). Der schuldige Commandant der ausgebliebenen Legion kam dem Kriegsgericht zuvor und stürzte sich in sein Schwert. Die Königin Boudicca trank den Giftbecher. Der übrigens tapfere Feldherr wurde zwar nicht in Untersuchung gezogen, wie Anfangs die Absicht der Regierung zu sein schien, aber bald unter einem schicklichen Vorwand abgerufen.

Die Unterwerfung der westlichen Theile der Insel wurde von Paullinus' Nachfolgern nicht sogleich fortgesetzt. Erst der tüchtige Feldherr Sextus Julius Frontinus unter Vespasian zwang die Siluren zur Anerkennung der römischen Herrschaft; sein Nachfolger Gnaeus Julius Agricola führte nach harten Kämpfen mit den Ordovikern das aus, was Paullinus nicht erreicht hatte, und besetzte im Jahre 78 die Insel Mona. Nachher ist von activem Widerstand in diesen Gegenden nicht die Rede; das Lager von Viroconium konnte, wahrscheinlich um diese Zeit, aufgehoben, die dadurch frei gewordene Legion im nördlichen Britannien verwendet werden. Aber die anderen beiden Legionslager von Isca und von Deva sind noch bis in die diocletianische Zeit an Ort und Stelle geblieben und erst in dem späteren Besatzungsstand verschwunden. Wenn dabei auch politische Rücksichten mitgewirkt haben mögen, so ist doch der Widerstand des Westens wahrscheinlich, vielleicht gestützt auf Verbindungen mit Ivernia, auch später noch fortgeführt worden. Dafür spricht ferner das völlige Fehlen römischer Spuren in dem inneren Wales und das daselbst bis auf den heutigen Tag sich behauptende keltische Volksthum.

Im Norden bildete den Mittelpunkt der römischen Stellung östlich von Viroconium das Lager der neunten spanischen Legion in Lindum (Lincoln). Zunächst mit diesem berührte sich in Nordengland das mächtigste Fürstenthum der Insel, das der Briganten (Yorkshire); es hatte sich nicht eigentlich unterworfen, aber die Königin Cartimandus suchte doch mit den Eroberern Frieden

---

[1]) Eine schlechtere Relation als die des Tacitus über diesen Krieg, 14, 31—39 ist selbst bei diesem unmilitärischsten aller Schriftsteller kaum aufzufinden. Wo die Truppen standen und wo die Schlachten geliefert wurden, hören wir nicht, dafür aber von Zeichen und Wundern genug und leere Worte nur zu viel. Die wichtigen Thatsachen, die im Leben des Agricola 31 erwähnt werden, fehlen im Hauptbericht, insonderheit die Erstürmung des Lagers. Daß Paullinus von Mona kommend nicht bedacht ist die Römer im Südosten zu retten, sondern seine Truppen zu vereinigen, begreift sich, aber nicht, warum er, wenn er Londinium aufopfern wollte, deswegen dahin marschirt. Ist er wirklich dorthin gekommen, so kann er nur mit einer persönlichen Bedeckung ohne das Corps, das er auf Mona bei sich gehabt, dort erschienen sein; was freilich auch keinen Sinn hat. Das Gros der römischen Truppen, sowohl der von Mona zurückgeführten wie der sonst noch vorhandenen, kann nach Aufreibung der neunten Legion nur auf der Linie Deva—Viroconium—Isca gestanden haben; Paullinus schlug die Schlacht mit den beiden in den beiden ersten dieser Lager stehenden Legionen, der 14. und der (unvollständigen) 20. Daß Paullinus schlug, weil er schlagen mußte, sagt Dio 62, 1—12, und wenngleich dessen Erzählung sonst auch nicht gebraucht werden kann, um die des Tacitus zu bessern, so scheint dies durch die Sachlage selbst gefordert.

zu halten und erwies sich ihnen gefügig. Die Partei der Römerfeinde hatte hier im Jahre 50 loszuschlagen versucht, aber der Versuch war rasch unterdrückt worden. Caratacus, im Westen geschlagen, hatte gehofft seinen Widerstand im Norden fortsetzen zu können, aber die Königin lieferte ihn, wie schon gesagt ward, den Römern aus. Diese inneren Zwistigkeiten und häuslichen Händel müssen dann in dem Aufstand gegen Paullinus, bei dem wir die Briganten in einer führenden Stellung fanden und der eben die Legion des Nordens mit seiner ganzen Schwere traf, mit im Spiel gewesen sein. Indeß war die römische Partei der Briganten einflußreich genug, um nach Niederwerfung des Aufstandes die Wiederherstellung des Regiments der Cartimandus zu erlangen. Aber einige Jahre nachher bewirkte die Patriotenpartei daselbst, getragen durch die Losung des Abfalles von Rom, welche während des Bürgerkrieges nach Nero's Katastrophe den ganzen Westen erfüllte, eine neue Schilderhebung der Briganten gegen die Fremdherrschaft, an deren Spitze Cartimandus früherer von ihr beseitigter und beleidigter Gemahl, der kriegserfahrene Venutius stand; erst nach längeren Kämpfen bezwang Petillius Cerialis das mächtige Volk, derselbe, der unter Paullinus nicht glücklich gegen eben diese Briten gefochten hatte, jetzt einer der namhaftesten Feldherren Vespasian's und der erste von ihm ernannte Statthalter der Insel. Der allmälig nachlassende Widerstand des Westens machte es möglich, die eine der drei bisher dort stationirten Legionen mit der in Lindum stehenden zu vereinigen und das Lager selbst von Lindum nach dem Hauptort der Briganten Eburacum (York) vorzuschieben. Indeß so lange der Westen ernstliche Gegenwehr leistete, geschah im Norden nichts weiter für die Ausdehnung der römischen Grenze; am caledonischen Walde, sagt ein Schriftsteller vespasianischer Zeit, stocken seit dreißig Jahren die römischen Waffen. Erst Agricola griff, nachdem er im Westen fertig war, die Unterwerfung auch des Nordens energisch an. Er schuf vor Allem sich eine Flotte, ohne welche die Verpflegung der Truppen in diesen wenige Hilfsmittel darbietenden Gebirgen unmöglich gewesen sein würde. Gestützt auf diese gelangte er unter Titus (J. 80) bis an die Tava-Bucht (Frith of Tay) in die Gegend von Perth und Dundee und wandte die drei folgenden Feldzüge daran', die weiten Landstriche zwischen dieser Bucht und der bisherigen römischen Grenze an beiden Meeren genau zu erkunden, den örtlichen Widerstand überall zu brechen und an den geeigneten Stellen Verschanzungen anzulegen, wobei namentlich die natürliche Vertheidigungslinie, welche durch die beiden tief einschneidenden Buchten Clota (Frith of Clyde) bei Glasgow und Bodotria (Frith of Forth) bei Edinburgh gebildet wird, zum Rückhalt ausersehen ward. Dieser Vorstoß rief das gesammte Hochland unter die Waffen; aber die gewaltige Schlacht, welche die vereinigten caledonischen Stämme den Legionen zwischen den beiden Buchten Forth und Tay an den graupischen Bergen lieferten, endigte mit dem Siege Agricola's. Nach seiner Ansicht mußte die Unterwerfung der Insel, einmal begonnen, auch vollendet, ja auch auf Ivernia ausgedehnt werden; und es ließ sich dafür mit Rücksicht auf das römische Britannien geltend machen, was mit Rücksicht auf Gallien die Besetzung der Insel herbeigeführt hatte; hinzu kam, daß bei energischer Durchführung der Besetzung des

gesammten Inselcomplexes der Aufwand an Menschen und Geld für die Zukunft wahrscheinlich sich verringert haben würde.

Die römische Regierung folgte diesen Rathschlägen nicht. Wie weit bei der Rückberufung des siegreichen Feldherrn im J. 85, der übrigens länger, als sonst der Fall zu sein pflegte, im Amte geblieben war, persönliche und gehässige Motive mitgewirkt haben, muß dahingestellt bleiben; das Zusammentreffen der letzten Siege des Generals in Schottland und der ersten Niederlagen des Kaisers im Donauland war allerdings in hohem Grade peinlich. Aber für das Einstellen der Operationen in Britannien und für die wie es scheint damals erfolgte Abberufung einer der vier Legionen, mit denen Agricola seine Feldzüge ausgeführt hatte, nach Pannonien, gibt die damalige militärische Lage des Staates, die Ausdehnung der römischen Herrschaft auf dem rechten Rheinufer in Obergermanien und der Ausbruch der gefährlichen Kriege in Pannonien, eine völlig hinreichende Erklärung. Das freilich ist damit nicht erklärt, warum hiermit dem Vordringen gegen Norden überhaupt ein Ziel gesetzt und Nordschottland sowohl wie Irland sich selber überlassen wurden. Daß seitdem die Regierung, nicht wegen Zufälligkeiten der augenblicklichen Lage, sondern ein für allemal von der Vorschiebung der Reichsgrenze absah und daran bei allem Wechsel der Persönlichkeiten festhielt, lehrt die gesammte spätere Geschichte der Insel und lehren insbesondere die gleich zu erwähnenden mühsamen und kostspieligen Wallbauten. Ob sie im rechten Interesse des Staates auf die Vollendung der Eroberung verzichtet hat, ist eine andere Frage. Daß die Reichsfinanzen bei dieser Erweiterung der Grenzen nur einbüßen würden, wurde auch jetzt ebenso geltend gemacht wie früher gegen die Besetzung der Insel selbst, konnte aber freilich nicht entscheiden. Militärisch durchführbar war die Besetzung so, wie Agricola sie gedacht hatte, ohne Zweifel ohne wesentliche Schwierigkeit. Aber ins Gewicht mochte die Erwägung fallen, daß die Romanisirung der noch freien Gebiete große Schwierigkeit bereitet haben würde wegen der Stammesverschiedenheit. Die Kelten im eigentlichen England gehörten durchaus zu denen des Festlandes; Volksname, Glaube, Sprache waren beiden gemeinsam. Wenn die keltische Nationalität des Continents einen Rückhalt an der Insel gefunden hatte, so griff umgekehrt die Romanisirung Galliens nothwendig auch nach England hinüber, und diesem vornehmlich verdankte es Rom, daß in so überraschender Schnelligkeit Britannien sich gleichfalls romanisirte. Aber die Bewohner Irlands und Schottlands gehörten einem anderen Stamme an und redeten eine andere Sprache; ihr Gadhelisch verstand der Brite wahrscheinlich so wenig wie der Germane die Sprache der Scandinaven. Als Barbaren wildester Art werden die Caledonier — mit den Ivernern haben die Römer sich kaum berührt — durchaus geschildert. Andererseits waltete der Eichenpriester (Derwydd, Druida) seines Amtes an der Rhone wie in Anglesey, aber nicht auf der Insel des Westens noch in den Bergen des Nordens. Wenn die Römer den Krieg hauptsächlich geführt hatten, um das Druidengebiet ganz in ihre Gewalt zu bringen, so war dieses Ziel einigermaßen erreicht. Ohne Frage hätten in anderer Zeit alle diese Erwägungen die Römer nicht vermocht, auf die so nahe gerückte Seegrenze im Norden zu verzichten, und wenigstens Caledonien wäre besetzt worden. Aber weitere Landschaften mit römischem Wesen zu durch-

bringen vermochte das damalige Rom nicht mehr; die zeugende Kraft und der vorschreitende Volksgeist waren aus ihm entwichen. Wenigstens diejenige Eroberung, die nicht durch Verordnungen und Märsche erzwungen werden kann, wäre, wenn man sie versucht hätte, schwerlich gelungen.

Es kam also darauf an, die Nordgrenze für die Vertheidigung in geeigneter Weise einzurichten, und darum dreht sich fortan hier die militärische Arbeit. Der militärische Mittelpunkt blieb Eburacum. Das weite von Agricola besetzte Gebiet wurde festgehalten und mit Castellen belegt, die als vorgeschobene Posten für das zurückliegende Hauptquartier dienten; wahrscheinlich ist der größte Theil der nicht legionaren Truppen zu diesem Zweck verwendet worden. Später folgte die Anlage zusammenhängender Befestigungslinien. Die erste der Art rührt von Hadrian her und ist auch insofern merkwürdig, als sie in gewissem Sinn bis auf den heutigen Tag noch besteht und vollständiger bekannt ist als irgend eine andere der großen militärischen Bauten der Römer. Es ist genau genommen eine von Meer zu Meer in der Länge von etwa 16 deutschen Meilen westlich an den Solway Frith, östlich an die Mündung der Tyne führende, nach beiden Seiten hin festungsmäßig geschützte Heerstraße. Die Vertheidigung bildet nördlich eine gewaltige, ursprünglich mindestens 16 Fuß hohe und 8 Fuß dicke, an beiden Außenseiten aus Quadersteinen erbaute, dazwischen mit Bruchsteinen und Mörtel ausgefüllte Mauer, vor welcher ein nicht minder imponirender 9 Fuß tiefer, oben bis 34 Fuß und mehr breiter Graben sich hinzieht. Gegen Süden ist die Straße geschützt durch zwei parallele, noch jetzt 6—7 Fuß hohe Erddämme, zwischen denen ein 7 Fuß tiefer Graben mit einem nach Süden aufgehöhten Rande sich hinzieht, so daß die Anlage von Damm zu Damm eine Gesammtbreite von 24 Fuß hat. Zwischen der Steinmauer und den Erddämmen auf der Straße selbst liegen die Lagerplätze und Wachthäuser, nämlich in der Entfernung einer kleinen Meile von einander die Cohortenlager, angelegt als selbständig wehrfähige Castelle mit Thoröffnungen nach allen vier Seiten; zwischen je zweien derselben eine kleinere Anlage ähnlicher Art mit Ausfallsthoren nach Norden und Süden; zwischen je zweien von diesen vier kleinere Wachthäuser in Rufweite von einander. Diese Anlage von großartiger Solidität, welche als Besatzung 10—12,000 Mann erfordert haben muß, bildete seitdem das Fundament der militärischen Operationen im nördlichen England. Eigentlicher Grenzwall war sie nicht; vielmehr haben nicht bloß die schon seit Agricola's Zeit weit darüber hinaus vorgeschobenen Posten daneben fortbestanden, sondern es ist späterhin, zuerst unter Pius, dann in umfassenderer Weise unter Severus gleichsam als Vorposten für den Hadrianswall[1]) die schon von Agricola

[1]) Die Meinung, daß der nördliche Wall an die Stelle des südlichen getreten sei, ist ebenso verbreitet wie unhaltbar; die Cohortenlager am Hadrianswall, wie sie uns die Inschriften des zweiten Jahrhunderts zeigen, bestanden im Wesentlichen unverändert noch am Ende des dritten (denn dieser Epoche gehört der betreffende Abschnitt der Notitia an). Beide Anlagen haben neben einander bestanden, seit die jüngere hinzugetreten war; auch zeigt die Masse der Denkmäler am Severuswall mit Evidenz, daß er bis zum Ende der römischen Herrschaft in Britannien besetzt geblieben ist. — Der Bau des Severus kann nur auf die nördliche Anlage bezogen werden. Einmal war die Anlage des Hadrian von der Art, daß eine etwaige Wiederherstellung unmöglich,

mit einer Postenreihe besetzte, um die Hälfte kürzere Linie vom Frith of Clyde zum Frith of Forth in ähnlicher, aber schwächerer Weise befestigt worden. Der Anlage nach war diese Linie von der hadrianischen nur insofern verschieden, als sie sich auf einen ansehnlichen Erdwall mit Graben davor und Straße dahinter beschränkte, nach Süden also nicht zur Vertheidigung eingerichtet war; im Uebrigen schloß auch sie eine Anzahl kleinerer Lager in sich. An dieser Linie endigten die römischen Reichsstraßen, und obwohl auch jenseit dieser noch römische Posten standen — der nördlichste Punkt, auf dem der Grabstein eines römischen Soldaten sich gefunden hat, ist Ardoch zwischen Stirling und Perth —, kann die Grenze der Züge Agricola's, der Frith of Tay, auch später noch als die Grenze des römischen Reiches angesehen werden.

Weniger als von diesen imponirenden Vertheidigungsanlagen wissen wir von der Anwendung, die sie gefunden haben und überhaupt den späteren Ereignissen auf diesem fernen Kriegsschauplatze. Unter Hadrian ist eine schwere Katastrophe hier eingetreten, allem Anschein nach ein Ueberfall des Lagers von Eburacum und die Vernichtung der dort stehenden Legion, derselben neunten, die im Boudiccakriege so unglücklich gefochten hatte. Wahrscheinlich ist diese nicht durch feindlichen Einfall herbeigeführt, sondern durch den Abfall der nördlichen als reichsunterthänig geltenden Völkerschaften, insbesondere der Briganten. Damit wird in Verbindung zu bringen sein, daß der Hadrianswall ebenso gegen Süden wie gegen Norden Front macht; offenbar war er auch dazu bestimmt, das nur oberflächlich unterworfene Nordengland niederzuhalten. Auch unter Hadrian's Nachfolger Pius haben hier Kämpfe stattgefunden, an denen die Briganten wieder betheiligt waren; doch läßt sich Genaueres nicht erkennen. Der erste ernstliche Angriff auf diese Reichsgrenze und die erste nachweisliche Ueberschreitung der Mauer — ohne Zweifel derjenigen des Pius — erfolgte unter Marcus und weiter unter Commodus; wie denn auch Commodus der erste Kaiser ist, der den Siegesbeinamen des Britannikers angenommen hat, nachdem der tüchtige General Ulpius Marcellus die Barbaren zu Paaren getrieben hatte. Aber das Sinken der römischen Macht tritt seitdem hier ebenso hervor wie an der Donau und am Euphrat. In den unruhigen Anfangsjahren des Severus hatten die Caledonier ihre Zusage, sich nicht mit den römischen Unterthanen einzulassen,

---

wie dies von der severischen gesagt wird, als Neubau aufgefaßt werden konnte; aber die Anlage des Pius war ein bloßer Erddamm (murus cespiticius vita c. 5) und unterliegt hier die gleiche Annahme minderem Bedenken. Zweitens paßt die Länge des Severuswalles von 32 Milien (Victor epit. 20; die unmögliche Zahl 132 ist ein Schreibfehler unserer Handschriften des Eutropius 8, 19 — wo Paulus das Richtige bewahrt hat —, der dann von Hieronymus J. Abr. 2221, Orosius 7, 17, 7 und Cassiodor zum J. 207 übernommen worden ist) nicht auf den Hadrianswall von 80 Milien; aber die Anlage des Pius, die nach den inschriftlichen Erhebungen etwa 40 Milien lang war, kann wohl gemeint sein, da die Endpunkte der severischen Anlage an den beiden Meeren recht wohl andere und näher gelegene gewesen sein können. Wenn endlich nach Dio 76, 12 von der Mauer, welche die Insel in zwei Theile theilt, nördlich die Caledonier, südlich die Maeaten wohnen, so sind zwar die Wohnsitze der letzteren sonst nicht bekannt (vgl. 75, 5), können aber unmöglich, auch nach der Schilderung, die Dio von ihrer Gegend macht, südlich vom Hadrianswall angesetzt und die der Caledonier bis an diesen erstreckt werden. Also ist hier die Linie Glasgow-Edinburgh gemeint.

gebrochen, und auf sie gestützt ihre südlichen Nachbarn, die Maeaten, den römischen Statthalter Lupus genöthigt, gefangene Römer mit großen Summen zu lösen. Dafür traf sie Severus schwerer Arm nicht lange vor seinem Tode; er drang in ihr eigenes Gebiet ein und zwang sie zur Abtretung beträchtlicher Strecken, aus welchen freilich, nachdem der alte Kaiser im Jahre 211 im Lager von Eburacum gestorben war, seine Söhne die Besatzungen sofort freiwillig zurückzogen, um der lästigen Vertheidigung überhoben zu sein. — Aus dem dritten Jahrhundert wird von den Schicksalen der Insel kaum etwas gemeldet. Da keiner der Kaiser bis auf Diocletian und seine Collegen den Siegernamen von der Insel geführt hat, mögen ernstere Kämpfe hier nicht stattgefunden haben, und wenn auch in dem Landstrich zwischen den Wällen des Pius und des Hadrianus das römische Wesen wohl nie festen Fuß gefaßt hat, scheint doch wenigstens der Hadrianswall, was er sollte, auch damals geleistet und hinter ihm die fremdländische Civilisation gesichert sich entwickelt zu haben. In der Zeit Diocletian's finden wir den Bezirk zwischen beiden Wällen geräumt, aber den Hadrianswall nach wie vor besetzt und das übrige römische Heer zwischen ihm und dem Hauptquartier Eburacum cantonnirend zur Abwehr der seitdem oft erwähnten Raubzüge der Caledonier, oder wie sie jetzt gewöhnlich heißen, der Tättowirten (picti) und der von Ivernia her einströmenden Scoten. — Eine ständige Flotte haben die Römer in Britannien gehabt; aber wie das Seewesen immer die schwache Seite der römischen Wehrordnung geblieben ist, war auch die britische Flotte nur unter Agricola vorübergehend von Bedeutung.

Wenn, wie dies wahrscheinlich ist, die Regierung darauf gerechnet hatte nach erfolgter Besetzung der Insel den größten Theil der dorthin gesandten Truppen zurücknehmen zu können, so erfüllte diese Hoffnung sich nicht: nur eine der entsendeten vier Legionen ist, wie wir sahen, unter Domitian abgerufen worden; die drei anderen müssen unentbehrlich gewesen sein, denn es ist nie der Versuch gemacht worden sie zu verlegen. Dazu kamen die Auxilien, die zu dem wenig einladenden Dienst auf der abgelegenen Nordseeinsel dem Anschein nach im Verhältniß stärker als die Bürgertruppen herangezogen wurden. In der Schlacht am graupischen Berge im J. 84 fochten außer den vier Legionen 8000 zu Fuß und 3000 zu Pferde von den Hilfssoldaten. Für die Zeit von Traian und Hadrian, wo von diesen in Britannien 6 Alen und 21 Cohorten, zusammen etwa 15,000 Mann standen, wird man das gesammte britannische Heer auf etwa 30,000 Mann anzuschlagen haben. Britannien war von Haus aus ein Commandobezirk ersten Ranges, den beiden rheinischen und dem syrischen vielleicht im Rang, aber nicht an Bedeutung nachstehend, gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts wahrscheinlich die angesehenste aller Statthalterschaften. Es lag nur an der weiten Entfernung, daß die britannischen Legionen in der Corpsparteiung der früheren Kaiserzeit in zweiter Reihe erscheinen; bei dem Corpskrieg nach dem Erlöschen des antoninischen Hauses fochten sie in der ersten. Darum aber war es auch eine der Consequenzen des Sieges des Severus, daß die Statthalterschaft getheilt ward. Seitdem standen die beiden Legionen von Isca und Deva unter dem Legaten der oberen, die eine von Eburacum und die Truppen an den Wällen, also die Hauptmasse der Auxilien, unter dem der unteren

Provinz. Wahrscheinlich ist die Verlegung der ganzen Besatzung nach dem Norden, die, wie oben bemerkt ward, nach bloß militärischen Rücksichten wohl zweckmäßig gewesen sein würde, mit deswegen unterblieben, weil sie einem Statthalter drei Legionen in die Hand gegeben hätte.

Daß finanziell die Provinz mehr kostete, als sie eintrug, kann hiernach nicht verwundern. Für die Wehrkraft des Reiches dagegen kam Britannien erheblich in Betracht; das Compensationsverhältniß von Besteuerung und Aushebung wird auch für die Insel in Anwendung gekommen sein und die britischen Truppen galten neben den illyrischen für die besten der Armee. Gleich anfänglich sind dort sieben Cohorten aus den Eingeborenen aufgestellt und diese weiter bis auf Hadrian stetig vermehrt worden; nachdem dieser das System aufgebracht hatte, die Truppen möglichst aus ihren Garnisonbezirken zu recrutiren, scheint Britannien dies für seine starke Besatzung wenigstens zum großen Theil geleistet zu haben. Es war ein ernster und tapferer Sinn in den Leuten; sie trugen die Steuern und die Aushebung willig, nicht aber Hoffahrt und Brutalität der Beamten.

Für die innere Ordnung Britanniens bot als Grundlage sich die dort zur Zeit der Eroberung bestehende Gauverfassung, welche, wie schon bemerkt ward, von derjenigen der Kelten des Continents sich nur darin wesentlich entfernte, daß die einzelnen Völkerschaften der Insel, es scheint sämmtlich, unter Fürsten standen. Aber diese Ordnung scheint nicht beibehalten und der Gau (civitas) in Britannien wie in Spanien ein geographischer Begriff geworden zu sein; wenigstens ist es kaum anders zu erklären, daß die britannischen Völkerschaften genau genommen verschwinden, so wie sie unter römische Herrschaft gerathen, und von den einzelnen Gauen nach ihrer Unterwerfung so gut wie gar nicht die Rede ist. Wahrscheinlich sind die einzelnen Fürstenthümer, wie sie unterworfen und eingezogen wurden, in kleinere Gemeinden zerschlagen worden; es ward dies dadurch erleichtert, daß auf der Insel sich nicht, wie auf dem Continent, eine ohne monarchische Spitze geordnete Gauverfassung vorfand. Damit hängt auch wohl zusammen, daß, während die gallischen Gaue eine gemeinsame Hauptstadt und in dieser eine politische und religiöse Gesammtvertretung besessen haben, von Britannien nichts Aehnliches gemeldet wird. Gefehlt hat der Provinz ein Concilium und ein gemeinsamer Kaisercultus nicht; aber wäre der Altar des Claudius in Camalodunum auch nur annähernd gewesen, was der des Augustus in Lugudunum, so würde davon wohl etwas verlauten. Die freie und große politische Gestaltung, welche dem gallischen Lande von Caesar gewährt und von seinem Sohne bestätigt worden war, paßt in den Rahmen der späteren Kaiserpolitik nicht mehr. — Von der mit der Invasion ziemlich gleichzeitigen Gründung der Colonie Camalodunum war schon die Rede, wie es auch bereits hervorgehoben wurde, daß die italische Stadtverfassung früh in einer Reihe britannischer Ortschaften eingeführt worden ist. Auch hierin ist Britannien mehr nach dem Muster Spaniens als nach dem des keltischen Continents behandelt worden.

Die inneren Zustände Britanniens müssen, trotz der allgemeinen Gebrechen des Reichsregiments, wenigstens im Vergleich mit anderen Gebieten nicht ungünstige gewesen sein. Kannte man im Norden nur Jagd und Weide und waren

hier die Einwohner wie die Anwohner zu Fehde und Raub jederzeit bei der Hand, so entwickelte sich der Süden in dem ungestörten Friedensstand vor allem durch Ackerbau, daneben durch Viehzucht und Bergwerksbetrieb zu mäßiger Wohlfahrt: die gallischen Redner der diocletianischen Zeit preisen den Reichthum der fruchtbaren Insel und oft genug haben die Rheinlegionen ihr Getreide aus Britannien empfangen. — Das Straßennetz der Insel, das ungemein entwickelt ist und für das namentlich Hadrian in Verbindung mit seinem Wallbau viel gethan hat, hat natürlich zunächst militärischen Zwecken gedient; aber neben, ja vor den Legionslagern nimmt Londinium darin einen Platz ein, welcher seine leitende Stellung im Verkehr deutlich vor Augen bringt. Nur in Wales gab es Reichsstraßen allein in der nächsten Nähe der römischen Lager, von Isca nach Nidum (Neath) und von Deva zur Ueberfahrt nach Mona. — Zu der Romanisirung verhielt sich das römische Britannien ähnlich wie das nördliche und mittlere Gallien. Die nationalen Gottheiten, der Mars Belatucadrus oder Cocidius, die der Minerva gleichgesetzte Göttin Sulis, nach welcher die heutige Stadt Bath hieß, sind auch in lateinischer Sprache noch vielfach auf der Insel verehrt worden. Ein exotisches Gewächs ist die aus Italien eindringende Sprache und Sitte auf der Insel noch mehr gewesen als auf dem Continent; noch gegen das Ende des ersten Jahrhunderts lehnten die angesehenen Familien dort sowohl die lateinische Sprache ab wie die römische Tracht. Die großen städtischen Centren, die eigentlichen Herde der neuen Cultur, sind in Britannien schwächer entwickelt; wir wissen nicht bestimmt, welche englische Stadt für das Concilium der Provinz und die gemeinschaftliche Kaiserverehrung als Sitz gedient und in welchem der drei Legionslager der Statthalter der Provinz residirt hat; wenn, wie es scheint, die Civilhauptstadt Britanniens Camalodunum gewesen ist, die Militärhauptstadt Eburacum, so kann dieses sich so wenig mit Mainz messen wie jenes mit Lyon. Die Trümmerstätten auch der namhaften Ortschaften, der claudischen Veteranenstadt Camalodunum und der volkreichen Kaufstadt Londinium, nicht minder die vielhundertjährigen Legionslager von Deva, Isca, Eburacum haben Inschriftsteine nur in geringfügiger Zahl, namhafte Städte römischen Rechts wie die Colonie Glevum (Gloucester), das Municipium Verulamium bis jetzt nicht einen einzigen ergeben; die Sitte des Denksteinsetzens, auf deren Ergebnisse wir für solche Fragen großentheils angewiesen sind, hat in Britannien nie recht durchgeschlagen. Im inneren Wales und in anderen weniger zugänglichen Strichen sind römische Denkmäler überhaupt nicht zum Vorschein gekommen. Daneben aber stehen deutliche Zeugen des von Tacitus hervorgehobenen regen Handels und Verkehrs, so die zahllosen Trinkschalen, die aus den Ruinen Londons hervorgegangen sind, und das Londoner Straßennetz. Wenn Agricola bemüht war, den municipalen Wetteifer in der Ausschmückung der eigenen Stadt durch Bauten und Denkmäler, wie er von Italien sich auf Afrika und Spanien übertragen hatte, auch nach Britannien zu verpflanzen und die vornehmen Insulaner zu bestimmen in ihrer Heimath die Märkte zu schmücken und Tempel und Paläste zu errichten, wie dies anderswo üblich war, so ist ihm das für die Gemeindebauten nur in geringem Umfang gelungen. Aber in der Privatwirthschaft ist es anders; die stattlichen römisch angelegten und geschmückten

Landhäuser, von denen jetzt nur noch die Mosaikfußböden übrig geblieben sind, finden sich im südlichen Britannien bis in die Gegend von York hinauf[1]) ebenso häufig wie im Rheinland. Die höhere schulmäßige Jugendbildung drang von Gallien aus allmälig in Britannien ein. Unter Agricola's administrativen Erfolgen wird angeführt, daß der römische Hofmeister in die vornehmen Häuser der Insel anfange seinen Weg zu finden. In hadrianischer Zeit wird Britannien als ein von den gallischen Schulmeistern erobertes Gebiet bezeichnet, und „schon spricht Thule davon sich einen Professor zu miethen". Diese Schulmeister waren zunächst Lateiner, aber es kamen auch Griechen; Plutarchos erzählt von einer Unterhaltung, die er in Delphi pflog mit einem aus Britannien heimkehrenden griechischen Sprachlehrer aus Tarsos. Wenn im heutigen England, abgesehen von Wales und Cumberland, die alte Landessprache verschwunden ist, so ist sie nicht den Angeln oder den Sachsen, sondern dem römischen Idiom gewichen; und wie es in Grenzländern zu geschehen pflegt, in der späteren Kaiserzeit stand keiner treuer zu Rom als der britannische Mann. Nicht Britannien hat Rom aufgegeben, sondern Rom Britannien — das letzte, was wir von der Insel erfahren, sind die flehentlichen Bitten der Bevölkerung bei Kaiser Honorius um Schutz gegen die Sachsen, und dessen Antwort, daß sie sich selber helfen möchten wie sie könnten.

---

[1]) Nördlich von Aldborough und Easingwold (beide etwas nördlich von York) haben sich keine gefunden (Bruce the Roman wall p. 61).

Rede auf Jacob Grimm

in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität

am 4. Januar 1885

gehalten von

Wilhelm Scherer.

Es war am 30. April 1841, als Jacob Grimm zum ersten Mal einen Hörsaal dieser Universität betrat, um mit einer Vorlesung über die Alterthümer des deutschen Rechts eine Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen, welche vier Jahre vorher in Göttingen gewaltsam unterbrochen worden war. Er fand eine Versammlung von mehreren Hundert Zuhörern vor, welche seiner schlichten Größe mit lautem lang anhaltendem Beifall huldigte und ihre Verehrung für den Mann an den Tag legte, der wie kein anderer den vaterländischen Geist unserer Wissenschaft gestärkt, auf weiten Gebieten der Forschung neue Bahnen eröffnet und mit den sechs vertriebenen Göttinger Genossen das allgemeine Rechtsgefühl in Deutschland geschärft hatte.

Jacob Grimm, so lebhaft empfangen, dankte mit sichtbarer Rührung, die noch einige Zeit bei ihm anhielt und über seinen ganzen Vortrag eine milde Wärme verbreitete. Das Schicksal, begann er, habe ihn nicht gebeugt, sondern erhoben, und darum preise er es umsomehr, weil es ihn in die Mitte seiner neuen Zuhörer geführt habe[1]). Er sprach hierauf von seiner Art, die Dinge zu betrachten, von dem Verhältnisse zwischen Recht und Sprache, von dem Werthe des deutschen Rechtes gegenüber dem römischen und von seinen Studien überhaupt.

„Ich habe die Rechte studirt," sagte er, „zu einer Zeit, wo das eintönige Grau der Schmach und Erniedrigung schwer über Deutschlands Himmel hing. Da ließ das römische Recht mit aller seiner anziehenden Fülle in meinem Sinnen und Trachten eine empfindliche Leere, und das einheimische wurde nicht so gelehrt,

---

[1]) Nach dem Bericht in der „Augsb. Allg. Ztg." 1841, Nr. 128, 8. Mai, Beilage S. 1017. Das folgende aus dem Manuscripte des Entwurfes, den sich Jacob Grimm aufgezeichnet hatte. Die Kenntniß dieses interessanten Actenstückes, von dem hier noch mehrfach Gebrauch gemacht wird, verdankt der Verfasser Herrn Dr. Ippel. Einzelne Stellen mußten etwas freier redigirt werden. — „Die Empfindung beim ersten Wiederauftreten," schrieb Jacob Grimm an Dahlmann (in dem gleich anzuführenden Briefwechsel S. 454), „soll mir theuer und unvergeßlich bleiben."

daß es mich hätte anziehen können. Ich suchte Trost und Labung in der Geschichte der deutschen Literatur und Sprache. Es war eine unsichtbare schirmende Waffe gegen den feindlichen Uebermuth, daß in unscheinbaren, aber unentreißbaren Gegenständen Vorzüge und Eigenheiten verborgen lagen und wieder entdeckt werden konnten, an denen unser Bewußtsein mit gerechter Anerkennung haften durfte."

Wie Jacob Grimm, von frommen und vaterländischen Gedanken erfüllt[1]), sich in der Zeit der Schmach am Studium des deutschen Alterthums aufzurichten suchte und dadurch eine neue Wissenschaft gründete: so wußte das zertretene Preußen, nach dem unvergeßlichen Königswort, an das wir uns nicht oft genug erinnern können, durch geistige Kräfte zu ersetzen, was es an physischen verloren hatte, und schuf einen neuen Mittelpunkt deutscher Forschung und Lehre.

Hier galt es und dort, sich an das Unentreißbare zu klammern. Die Universität Berlin und die Wissenschaft von deutscher Sprache, Literatur und Alterthum sind aus derselben Gesinnung entsprungen. Die verdientesten Pfleger der germanischen Philologie haben in Universität und Akademie uns angehört. Niemand hat mehr Ursache, als wir, den heutigen Tag zu feiern und lebendiges Zeugniß dafür abzulegen, daß wir noch wissen, was Jacob Grimm uns bedeutet.

Aber es wäre nicht in seinem Sinne, wollten wir seinen Ruhm allein verkünden. Als er vor bald fünfundzwanzig Jahren seinem Bruder Wilhelm die akademische Gedächtnißrede hielt, da konnte er nicht umhin, von sich selbst zu sprechen; und so, indem wir von ihm reden, müssen wir des Bruders gedenken, der Leben und Lernen, Haus und Beruf mit ihm theilte.

An einem Dienstag, heute vor hundert Jahren, ist Jacob Grimm geboren. Seines Bruders Geburtstag wird am 24. Februar 1886 zum hundertsten Male wiederkehren.

Die Brüder sind, wie Jacob Grimm sagt[2]), aus dem Schoße des glücklichen Mittelstandes hervorgegangen, der zu jeder gründlichen Arbeit des Lebens stärkt und die freiesten Aufschwünge des Geistes fördert.

Ihr Leben spielte sich bis ins fünfte Jahrzehnt wesentlich in der hessischen Heimat ab.

Zu Hanau, wo sich bald ihr Denkmal erheben wird, hat einst ihre Wiege gestanden. Zu Kassel besuchten sie das Lyceum. Jacob bezog 1802, Wilhelm ein Jahr später die Universität Marburg. Beide sollten Juristen werden, wie der früh verstorbene Vater gewesen war. Beide fanden in Savigny einen Lehrer, der sie am römischen Recht zu geschichtlicher Betrachtung anleitete. Gemeinsam fingen sie an, mit geringen Mitteln systematisch Bücher zu kaufen und so den

---

[1]) Jacob Grimm spricht einmal vom Wiener Congreß mit dem Zusatze: „dem ich selbst, politisch uneingeweiht, nur von frommen und vaterländischen Gedanken erfüllt, mit beiwohnte". Vgl. den eben erschienenen, bedeutungsvollen Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus, herausgegeben von Eduard Jppel, Bd. 1 (Berlin 1885), S. 532.

[2]) Er sagt es nicht von sich, sondern von dem Bibliothekar Ludwig Völkel (Kleinere Schriften Bd. 6, S. 405).

Grund zu der stattlichen Sammlung zu legen, die sie Zeitlebens gemeinsam benutzten und die jetzt auf unserer Universitätsbibliothek den strebenden Jüngern der deutschen Philologie in die Hand gegeben ist.

Im Sommer 1805, als Jacob mit Savigny in Paris war, um diesem an den Vorarbeiten zu seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu helfen, faßten die Brüder den Beschluß, sich im späteren Leben nie zu trennen. Um dieselbe Zeit wandten sie, unter romantischen Anregungen, sich dem Studium der altdeutschen Literatur immer entschiedener zu; und ob Jacob Grimm nach seiner Rückkehr aus Paris in das hessische Kriegscollegium eintrat, ob er unter Jerôme Napoleon als Privatbibliothekar des Königs den Staatsrathssitzungen beiwohnte, ob er in der Zeit der Freiheitskriege und der Friedensverhandlungen im Hauptquartier der Verbündeten, in Paris oder in Wien diplomatische Geschäfte auszurichten hatte: unverrückbar hielten die Brüder das Ziel einer gemeinsamen Arbeit an der Wiederbelebung des deutschen Alterthums fest. Im Jahre 1807 begannen sie ihre literarische Laufbahn, und seit 1816 waren sie Beide an der Cassseler Bibliothek angestellt. Was sie für ihre äußere Lage wünschten, schien erreicht; und als sich Wilhelm 1825 mit Dorothea Wild, einer Urenkelin des Philologen Matthias Gesner, vermählte, einem Mädchen, das er schon als Kind gekannt und das seine Mutter wie ihr eigenes geliebt hatte: da blieb der brüderliche Bund ungestört; die Gütergemeinschaft ward aufrecht erhalten; sie wohnten zusammen und aßen zusammen nach wie vor; Wilhelm's Frau sorgte für Jacob mit schwesterlicher Liebe; Wilhelm's Kinder waren von Jugend auf gewohnt, den Onkel wie einen zweiten Vater zu ehren; und Wilhelm selbst bekannte öffentlich, er habe niemals aufgehört, Gott für das Glück und Segensreiche der Ehe dankbar zu sein.

Eine ungerechte Zurücksetzung im Dienste trieb wider alles Vermuthen im Jahre 1830 die Brüder aus der geliebten Heimath nach Göttingen, wo sie nicht bloß als Bibliothekbeamte, sondern auch als Universitätslehrer wirkten. Der Staatsstreich des Königs Ernst August von Hannover trieb sie nach sieben Jahren in die Heimath zurück, wo aber nunmehr an eine Wiederanstellung nicht zu denken war. Ihre äußere Existenz wurde durch literarische Arbeiten und durch freiwillige, von Leipzig her angeregte Geldsammlungen gesichert, deren unverbrauchte Reste zum Theil noch heute an unserer Universität wissenschaftlichen Zwecken zu Gute kommen. Mit Recht sagte Dahlmann, der Göttinger College und Schicksalsgenosse der Brüder[1]): „Wer sich für Viele opfert, wenn er auch die Hauptsache um sein selbst willen thut, der darf auch Vielen etwas verdanken." Die That des freien Gewissens, welche den sieben tapferen Göttinger Professoren ihr Amt kostete, war für Viele gethan; der Protest gegen einen Rechtsbruch für Viele ausgesprochen und weiten Kreisen unseres Volkes zum Bewußtsein gebracht, daß es ein öffentliches Gewissen in Deutschland überhaupt gebe.

Der Lohn blieb nicht aus. „Wenn Gott," schrieb Jacob Grimm an Dahl-

[1]) In dem angeführten Briefwechsel S. 70.

mann[1]), „die Gefahren und Nöthen dieser Zeit gnädig vorbeigehen läßt, wird sie keine unglückliche heißen dürfen; so viel Erhebung, Trost und Freundschaft ist uns in ihr geworden, daß die wohlthätigste Erinnerung daran durch unser ganzes Leben dauern wird."

Die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm des Vierten brachte endlich den Brüdern die lange vergeblich erwartete Genugthuung, die Berufung nach Berlin. Am 15. März 1841 trafen sie hier ein. Jacob war seit 1832 auswärtiges Mitglied der preußischen Akademie: er hatte es in seiner Bescheidenheit eine unpassende Ernennung gescholten, die seiner Gesinnung und seinen Arbeiten nicht gebühre[2]). Jetzt war sie der Faden, an dem er nach Berlin gezogen wurde. Wilhelm's Wahl in die Akademie erfolgte bald, und Beide haben von dem Rechte der Akademiker, Vorlesungen an unserer Universität zu halten, seit dem Sommer 1841, Jacob bis zum Sommer 1848, Wilhelm bis zum Sommer 1852, wenn auch nicht ununterbrochen, Gebrauch gemacht.

Gemeinsam hatten Jacob und Wilhelm Grimm in ihrer Jugend, indem sie sich, mit Unterdrückung der Vornamen, nur schlechthin „die Brüder Grimm" nannten, altdeutsche Gedichte, Lieder der Edda, Märchen und Sagen herausgegeben. Darnach schufen sie Jeder auf seinem besonderen Gebiete ihre Hauptwerke: Jacob die deutsche Grammatik, die deutschen Rechtsalterthümer, die deutsche Mythologie, den Reinhart Fuchs, die Geschichte der deutschen Sprache; Wilhelm die deutsche Heldensage, die Geschichte des Reims, die Ausgaben des Freidank, des Rolandsliedes, der goldenen Schmiede, des Athis. Und wieder am Abend ihres Lebens waren sie zur Abfassung des „deutschen Wörterbuches" verbunden, dessen Plan einst nach der Göttinger Vertreibung an sie herangebracht wurde, um sie nöthigenfalls in ihren Einkünften ganz auf die eigene Arbeit zu stellen. Zahlreiche Fachgenossen hatten ihnen, Zeit und Kraft willig hingebend, Auszüge dazu geliefert; eine bloße Redactionsthätigkeit sollten sie Anfangs nur übernehmen. Aber es zeigte sich, daß intensivere Versenkung nothwendig sei. Schon der bloße Entschluß, an ein in mancher Beziehung für sie fremdartiges Unternehmen wirklich Hand anzulegen, wurde nicht leicht. Erst 1852 konnte das Erscheinen beginnen. Jacob bearbeitete die ersten drei Buchstaben; Wilhelm hat nur das D vollendet; Jacob drang dann noch bis zu dem Worte „Frucht" vor: hierauf entsank auch ihm die Feder.

Jacob und Wilhelm Grimm hatten in ihren Schuljahren an Einem Tische gearbeitet, später an zwei Tischen in demselben Zimmer, zuletzt in zwei an einander stoßenden Zimmern: auch ihre Gräber liegen dicht beisammen und fromme Hände werden sie heute schmücken. Der Jüngere ist zuerst, der Aeltere ihm bald nachgestorben. Wilhelm hat am 16. December 1859, Jacob am 20. September 1863 seinen letzten Athemzug gethan.

Die Geschichte der deutschen Literatur und Wissenschaft hat mehrfach von geist- und kraftreichen Brüdern zu erzählen, die, auf gemeinsame oder verwandte Ziele gerichtet, sich in ihrem Streben ergänzten. Alexander von Humboldt

---

[1]) A. a. O. S. 104.
[2]) A. a. O. S. 12.

wußte den Makrokosmos zu bewältigen, während sein Bruder Wilhelm in Sprache, Kunst und Staat den Mikrokosmos zu umspannen suchte. Wilhelm und Friedrich Schlegel traten in enger Genossenschaft auf und haben sich in ihren Anfängen sehr wesentlich gefördert. Einem Entdecker in der Wissenschaft von der Natur und vom Menschen, wie Ernst Heinrich Weber, standen zwei gleichgestimmte Brüder zur Seite. Aber eine so innige Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, durch alle Wechselfälle des Schicksals festgehalten, durch Hingebung an die edelsten vaterländischen Zwecke geheiligt, von der ganzen Nation mit Rührung geehrt, von drei deutschen Regierungen in ihrer Untrennbarkeit anerkannt, ein gleichsam symbolischer Ausdruck dessen, was treue Liebe der Blutsverwandten ausrichten und bedeuten kann: dafür gibt es kein zweites Beispiel.

Gleichwohl waren Jacob und Wilhelm Grimm kräftige Individualitäten, in seiner Eigenart jeder bestimmt bezeichnet, Jacob freilich der Führende, Wilhelm der, der sich unterordnete, doch nicht überall und nicht über eine gewisse Grenze hinaus. Selbst wo sie gemeinsam arbeiteten, erlosch die Besonderheit nicht.

Jacob war hastig, kühn, ungeduldig und vordringend, von einer ausdauernden, unermüdlichen Arbeitskraft ohne Gleichen, in einsamer Thätigkeit am glücklichsten, der Geselligkeit abgeneigt. Er besaß den Muth des Fehlens, ohne den in den Geisteswissenschaften kein großer Wurf gelingt. Er besaß die Begierde des Entdeckers, die sich über alle Hindernisse hinwegsetzt und dem Ruf einer großen Bestimmung rücksichtslos folgt.

Wilhelm dagegen, durch eine wankende Gesundheit von vornherein zu mäßiger und unterbrochener Thätigkeit gezwungen, wußte das Leben in heiterer Geselligkeit behaglich zu genießen und zu schmücken, seine wissenschaftlichen Arbeiten in ruhiger Vorsicht und geduldiger Sammlung auszubilden, die Gegenstände zu erschöpfen, das Gewonnene wohlgeordnet mitzutheilen und durch anmuthige Milde der Darstellung zu erfreuen.

Jacob war ein Eroberer, der ein neues Reich gründete: Wilhelm half es befestigen und regieren.

Jacob strebte unersättlich von vornherein ins Große, ins Allgemeine: Wilhelm vertiefte sich enthaltsam ins Besondere und stieg doch von da zuweilen zu einem Allgemeineren auf.

Jacob durchmaß eine unregelmäßige Bahn, in der es an Umwegen und Irrwegen nicht fehlte: Wilhelm's Entwicklung zeigte keine Sprünge und Umwälzungen; früh ergriff er, was ihm gemäß war und hielt es mit Treue fest.

Dem deutschen Alterthum waren Beide unwandelbar zugethan. Aber indem sie die Vergangenheit erforschten, lehrten sie die Gegenwart besser verstehen; und, weit über ihr besonderes Gebiet hinaus, gaben sie den Geisteswissenschaften langdauernde und noch immer nachwirkende Impulse.

Sie haben den Begriff der Philologie erweitert. Sie haben die Genauigkeit der Betrachtung, welche früher nur dem classischen Alterthum und der Bibel gegönnt ward, auf die vaterländischen Dinge angewandt und dadurch jedem civilisirten Volke für sich selbst und der Wissenschaft überhaupt für alle Völker neue Aufgaben gestellt. Sie haben im Verein mit Benecke und Lachmann die

Wissenschaft der deutschen Sprache und des deutschen Alterthums innerhalb eines Menschenalters auf eine Höhe der Ausbildung gebracht, daß sie die in Jahrhunderten gepflegte classische Philologie nicht nur in allen wesentlichen Beziehungen erreichte, sondern sie, nach dem Zeugnisse von Moritz Haupt[1]), in einigen Beziehungen überholte.

Sie haben die zufriedene Liebe, mit der sie einen engen Daseinskreis im eigenen Leben umfaßten, auf die geringsten Thatsachen, in denen sich das Seelenleben unseres Volkes spiegelt, treulich übertragen und die Andacht zum Unbedeutenden, die man ihnen als einen Spottnamen aufheftete, zu einem Ehrennamen gemacht. Sie haben die strenge Beobachtung und Untersuchung nicht bloß auf die geschriebenen Denkmäler beschränkt; sie haben alle bornirten Maßstäbe einer vornehm thuenden Aesthetik hinweggeworfen und in den unscheinbaren Reimen und Erzählungen, an denen sich die Kinder und Bauern ergötzen, den Glanz unvergänglicher Poesie und den unschuldigen Zauber ursprünglicher Menschheit erkannt. Sie haben auch dadurch ein Signal zu weitreichenden Sammlungen des Aberglaubens, der Lieder, der Märchen gegeben, welche sich nach und nach auf alle Länder der Erde ausdehnen; und sie haben, wenn auch unbewußt, die Forderung einer unparteiischen Aesthetik erhoben, welche zunächst nur Erscheinungen und Wirkungen beschreibt und nicht voreilig urtheilt.

Aber sie setzten nur fort und brachten zur Ausführung, was die besten und freiesten Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts gewollt hatten. Sie theilten mit Lessing den Haß gegen eine Ueberhebung, welche ganze Völker und Zeiten als barbarisch verachten mochte. Sie wußten überall die Keime zu pflegen und zu entwickeln, die Herder mit verschwenderischer Hand ausgestreut hatte. Sie gehörten zu den hervorragendsten Vertretern jener großen Epoche der deutschen Wissenschaft, die man sehr unvollständig und nur nach ihrer Schattenseite bezeichnet, wenn man sie als die Epoche der Metaphysik oder Naturphilosophie in den düstersten Farben schildert, statt mit patriotischem Stolze zu sagen, was ohne Anmaßung behauptet werden darf: daß die Deutschen damals einen Fortschritt in den Geisteswissenschaften vollzogen, der alle anderen Nationen zu ihren Schülern machte und worin sie bis jetzt nur von wenigen eingeholt, von keiner übertroffen sind.

Unsere moderne classische Dichtung ruhte vielfach auf einer vertieften Erkenntniß des Menschen und der Natur, welche nothwendig auf die Wissenschaft herüberwirken mußte und schließlich an den luftigsten Constructionen des Universums Gefallen fand.

Aber während sich die meisten deutschen Naturforscher von den Dichtern und Metaphysikern verführen ließen, vorschnell Systeme bauten, an Worte glaubten, der Schule Newton's entliefen und die mathematische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts verschmähten: legten die deutschen Philologen, Sprachforscher und Historiker den Grund zu einer neuen geschichtlichen und vergleichenden Methode, zu einer neuen Schärfe, Genauigkeit und Vollständigkeit der Beobachtung, zu einer neuen vorsichtigeren und gerechteren Kritik, indem sie die

[1]) Mauricii Hauptii Opuscula (Lipsiae 1876), Bd. 3, S. 165.

besten wissenschaftlichen Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts festhielten und sie durch noch bessere bereicherten oder verfeinerten. Selbst jener metaphysische Drang, der vorschnell ein Ganzes erfassen wollte, da er die Theile noch nicht in der Hand hatte, erwies sich für die Geisteswissenschaften als eine Vorschule der vergleichenden Methode, welche mehrfach, was erst nur ein vager Traum schien, zur gesicherten Kenntniß erhob.

Den Uebergang von der vorschnellen Hypothese zur exacten Untersuchung und die Fruchtbarkeit einer, wenn auch zunächst verwegenen Hypothese stellt aber Niemand in sich mit solcher Reinheit dar, wie Jacob Grimm.

Berückt von den ersten verführerischen Ahnungen eines verwandtschaftlichen Zusammenhangs zwischen europäischen und asiatischen Völkern und schwelgend in den etymologischen Dithyramben einer ungeregelten Sprachvergleichung, mochte Jacob Grimm noch 1815 die Behauptung drucken lassen[1]), an sich seien alle und jede Wörter nur eins; es komme lediglich darauf an, die Kette nachzuweisen, die sie verbinde. Aber schon 1819 errichtete er das erste Gebäude einer vergleichenden Formenlehre der germanischen Sprachen; 1822 entdeckte er die Lautgesetze, auf deren Existenz alle Möglichkeit einer wissenschaftlichen, methodischen und zu verhältnißmäßig sicheren Ergebnissen führenden Sprachvergleichung beruht.

Er hat hier nicht allein das Entscheidende gefunden: zum Theil hat ihm Franz Bopp, zum Theil der Däne Rask den Weg gezeigt; was er für die germanischen Sprachen leistete, hatte Raynouard schon früher für die romanischen begonnen. Aber gewaltig wuchs sein Haupt- und Lebenswerk, seine „deutsche Grammatik" von 1819 bis 1840 über alle Vorgänger hinaus durch die Fülle des Stoffes, die Klarheit des Vortrages, den Reichthum und die Sicherheit unerwarteter Resultate. Sie wurde für Bopp, für Diez, für Miklosich ein Vorbild. Die vergleichende Grammatik der arischen Sprachen überhaupt, die vergleichende Grammatik der romanischen und der slawischen Sprachen ist durch Jacob Grimm's Beispiel auf eine höhere Stufe gehoben oder begründet worden.

Nie war ein Gelehrter stärker in die Bande der alten unmethodischen Sprachvergleichung verstrickt gewesen, als Jacob Grimm. Nie hat ein Gelehrter mehr gethan, um eine neue methodische Sprachvergleichung ins Leben zu rufen, als Jacob Grimm. Unmethode und Methode beruhen aber auf einer völlig entgegengesetzten Geistesverfassung. Trotzdem liegen sie bei Jacob Grimm nur drei oder vier Jahre auseinander[2]). Der Act des Ueberganges, des Durchkämpfens von der einen zur andern, der sich innerhalb dieser drei oder vier Jahre vollzogen haben muß, war für Viele gethan und bedingte die größten Fortschritte der modernen Geisteswissenschaften.

---

[1]) „Irmenstraße und Irmensäule" (Wien 1815), S. 28.

[2]) Die Rechnung ist unsicher. Die Schrift „Irmenstraße und Irmensäule" erschien zwar 1815, ist aber vermuthlich einige Jahre früher verfaßt (vgl. des Verfassers Schrift „Jacob Grimm", 2. Aufl., S. 97). Andererseits datirt in Vorrede der „Deutschen Grammatik" vom 29. September 1818, und dieses Werk setzt entschieden mehrjährige Arbeit voraus, bei deren Beginn es schon festgestanden haben muß, daß jede Ausschweifung ins Ungewisse unterlassen und mehr darauf ausgegangen werden sollte, „das vorhandene Dunkel durch langsame, geschichtliche Beweise aufzulösen, als schon das Ganze verbunden darzustellen".

Leider wissen wir über den näheren psychologischen Proceß, der ihn begleitete, so gut wie nichts. Der eigentliche Hergang läßt sich nur vermuthen. Der vergleichende Trieb, d. h. die Sehnsucht, durch die Vielheit der Erscheinungen hindurch zu einer ursprünglichen Einheit vorzudringen, wurde durch den pantheistischen Zug in der deutschen Wissenschaft, durch die Speculation Goethe's über die Metamorphose der Pflanzen, durch die halbmetaphysischen Anfänge der Transmutationstheorie, durch die romantischen und vorromantischen Träume von einem Urvolk, einer Urreligion, einer Ursprache geweckt und genährt. Aber die tumultuarischen Excesse der etymologischen Willkür, die sich Jacob Grimm gestattete, forderten den Widerspruch heraus, führten zur Ernüchterung und Besinnung und gaben daher den Grundsätzen ruhiger und enthaltsamer Forschung Raum, die, in Savigny's solider Schule eingesogen, nur verdunkelt, aber nicht vergessen in seiner Seele geruht hatten.

Erst jetzt gewann er mit Bewußtsein die inductive Methode, zu der er sich in seiner ersten Berliner Vorlesung bekannte, indem er etwa folgendermaßen anhob: „Es gibt eine doppelte Art und Weise, die Dinge zu betrachten, je nachdem man die Betrachtung oder die Dinge überwiegen läßt. Herrscht die Betrachtung vor, so erhebt sie sich in die Höhe und schwingt sich in großen Kreisen über ihrem Gegenstand, den sie von oben herab fassend bewältigt. Es ist nicht zu verkennen, daß dann der Gedanke behende Kraft gewinnt und aus sich selbst eine ungehemmte Fülle zu entfalten vermag; er wird aber auch unvermerkt genöthigt sein, sich zu senken und, gleichsam auf einem Ruheplatz, auf einzelnen Gegenständen zu verweilen. Wo aber umgekehrt ausgegangen wird von den Gegenständen und aufgestiegen zu der Betrachtung, da bleibt das Verfahren zäher und ruhiger!, die Gedanken entsprießen erst an ihrer Stelle und pflegen nur ausnahmsweise ihren sicheren Schritt gegen kühneren Aufflug zu vertauschen. Dort also wird immer ein günstiger Gesichtspunkt gesucht und eine Ansicht gewonnen; die Betrachtung weiß von vornherein, wo sie sich befindet und wie weit sie reicht. Hier hingegen klimmt sie an den Dingen selbst auf und erlangt bald niedere, bald höhere, meistens aber unberechnete Aussichten. Wenn uns dort ein Gefühl der Unzulänglichkeit menschlicher Augen und Sinne befallen mag, so können wir hier, innerhalb fester Schranke, sicheren Ertrages uns erfreuen."

„Ich will," fuhr Jacob Grimm fort, „mit dieser Erwägung lange nicht einen Unterschied zwischen idealer und realer Forschung, noch weniger zwischen philosophischer und historischer Schule aufgestellt haben: denn diese Namen scheinen mir vom Uebel, sobald sie über das hinaus, was wirklich in ihrer Entgegensetzung begründet ist, schroffe Parteien einander gegenüberstellen. Was mich betrifft, bin ich mir bewußt, keiner von beiden anzugehören, achte und schätze vielmehr ihre beiderseitigen Bestrebungen auf das Willigste und bin bereit, von dem, was ihnen beiden gelingt, zu lernen. Methode und Studium (und das ist weit von solchen Grundansichten verschieden) neigen sich aber bei mir dahin, die Dinge nicht von der Betrachtung abhängen zu lassen, sondern aus ihnen als einem unerschöpften und unerschöpflichen Stoff neue und immer reichere Ergebnisse zu gewinnen."

Die erste Frucht einer solchen erfahrungsmäßigen, an den Dingen selbst

aufklimmenden Forschungsweise und gleich auf ein weites Gebiet angewandt war die „deutsche Grammatik", der Grund- und Eckstein von Jacob Grimm's deutschen Studien, der Grund- und Eckstein der deutschen Philologie, ein Grund- und Eckstein der Geisteswissenschaften überhaupt.

Durch die Grammatik erst wurden Wilhelm Grimm und Lachmann Jacob Grimm's Schüler. Und der Grammatik verdankte er selbst, wie er noch 1858 an Dahlmann schrieb[1]), Alles, was er erreichte.

Sie war das Vorbild seiner Arbeiten über das deutsche Recht, über deutsche Mythologie, über deutsche Sitte, und die Grundlage des deutschen Wörterbuchs. Die Sprache blieb immer das Paradigma, wornach er die anderen Lebenserscheinungen beurtheilte.

Durchweg übte er historische Methode, indem er die Wurzeln des Heutigen in der Vorzeit aufzeigte und alle seine Forschung mit der Gesinnung durchdrang, die ihm bei seiner Berliner Antrittsrede für das Recht die Worte eingab: „Die heimliche, aber ergreifende Stimme der Vergangenheit ruft uns mahnend zu, daß wir durch die Erforschung des alten Rechts uns selbst, unsre Gegenwart und Zukunft, besser verstehen lernen werden."

Durchweg übte er auch vergleichende Methode. Auf allen Lebensgebieten wies er nach, wie man das germanische Alterthum erhellen könne, indem man die heimische Ueberlieferung mit den Nachrichten der Alten verbinde. Von der Germania des Tacitus sagte er: „Durch eines Römers unsterbliche Schrift ist ein Morgenroth in die Geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere Völker beneiden." Aber erst er selbst hat dieses Morgenroth recht entzündet und für Jedermann offenbar gemacht, daß wir zu den Ursprüngen der Nation bei den Germanen viel weiter vordringen können, als bei den Griechen und Römern und den übrigen Völkern der alten Welt. Indem er den vergleichenden Blick auf die ehemalige Einheit der Germanen gerichtet hielt, lehrte er uns den verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen Deutschen, Holländern, Skandinaviern, Engländern und Nordamerikanern würdigen, der, wie auch die Wechselfälle der Politik diese Völker gelegentlich zu einander stellen mögen, doch schon wiederholt im Laufe der Geschichte seine Macht bewährt hat und wieder bewähren kann.

Jacob Grimm war einer der Ersten, die in Herder's und Wilhelm von Humboldt's Sinn das Sprachstudium nicht bloß als ein Mittel ansahen, um in fremde Literaturen einzudringen, sondern als die Beschäftigung mit einer der erhabensten Aeußerungen des menschlichen Geistes, die wie ein selbständiges Wesen sich nach eigenen und festen Gesetzen entwickelt und uns, auch wo eine Literatur fehlt, tiefe Blicke in das Denken und Fühlen der Völker eröffnet. Jacob Grimm wußte, daß den Wörtern Vorstellungen und Sachen entsprechen, daß daher den Wörtern Aufschlüsse über die Sachen abgewonnen werden können; er zeigte den Weg, um aus der Sprache die Cultur untergegangener Völker zu erschließen.

Niemand hat lebendiger als Jacob Grimm die der Sprache innewohnende Poesie empfunden und für die Erkenntniß der deutschen Sprache nicht minder als für seinen eigenen Stil daraus Vortheil gezogen. Er hat die vergleichende

[1]) Angef. Briefw. S. 539.

Methode auch auf die Poesie angewandt und gezeigt, wie man aus den allitterirenden Gedichten der Deutschen, Angelsachsen und Skandinavier den ursprünglichen Stil der germanischen Poesie errathen und so einen weiten, tiefen Hintergrund für die Geschichte der deutschen Dichtung gewinnen könne, die er auch im Einzelnen nach der Seite des Thierepos, der lateinischen Dichtung und der kunstmäßigen deutschen Lyrik des Mittelalters und sonst noch vielfach zu fördern wußte.

Wo aber die deutsche Dichtung und ihre Geschichte in Frage kommt, da greift nun Wilhelm Grimm's Thätigkeit ein. Er wandte die vergleichende Methode auf die deutsche Heldensage an. Er lehrte aus deutschen und skandinavischen Ueberlieferungen das Ursprüngliche erschließen und aus Trümmern oder zerstreuten Anspielungen verlorene Gedichte annähernd errathen. Er verfolgte auch sonst poetische Stoffe durch viele Literaturen, poetische Anspielungen durch viele literarische Denkmäler. Er gab in seiner Geschichte des Reims einen wichtigen Beitrag zur Kunde der poetischen Technik. Er stellte mehrere mittelhochdeutsche Gedichte sauber ans Licht, und wenn er vielleicht in der Schärfe der Textkritik hinter Lachmann zurückstand, so übertraf er ihn bei Weitem in der literarhistorischen Verwerthung, in der erschöpfenden Erläuterung und in den feinen stilistischen Beobachtungen, mit denen er eine umfassende historische Stillehre vorbereitete.

Wilhelm Grimm war mehr Künstler als sein Bruder. Er hat sich das Hauptverdienst um die deutschen Märchen erworben, die er seit der zweiten Auflage allein redigirte. Er stellte den einheitlichen Ton derselben fest, indem er den Erzählern des Volkes ihre Kunstmittel ablauschte und sie dann mit Freiheit handhabte. Er wußte den anspruchslosen Geschichten einen weihnachtsmäßigen Glanz zu verleihen und doch nichts Unechtes oder Persönliches einzumischen. Er gab den Kindern aller Stände ein unveraltbares Buch in die Hand, dessen Reize sich Jahr für Jahr neu bewähren und von dem eine edle volksthümliche Wirkung ausgeht, weil die volksthümliche Ueberlieferung darin veredelt ist.

Die Ehrfurcht vor dem Traditionellen, aus welcher die liebevolle Pflege der Märchen entsprang, war dem Wesen der Brüder von Anfang an tief eingepflanzt und ruht auf dem innersten Grund ihres Charakters.

Sie überschätzten das, was sie Naturpoesie nannten, und unterschätzten die Kunst. Sie setzten, wie Savigny, das Bewußte gegenüber dem Unbewußten, die individuelle Arbeit und freie That gegenüber dem Naturwüchsigen und Nothwendigen herab. Sie trauten dem Einzelnen nicht viel zu und erblickten die volle Kraft der Menschheit nur dort, wo ein ganzes Volk ergriffen ist und ein ganzes Volk zu schaffen scheint.

Es war nur consequent, wenn Jacob Grimm 1843 in Rom die typischen Göttergestalten der Antike den modernen Gemälden vorzog, wenn er in jenen das langüberlieferte Urbild bewunderte, in diesen die Phantasie und Willkür des Malers ungern empfand.

Dem Literarhistoriker drängt sich dabei eine Erinnerung auf.

So hatte mehr als ein halbes Jahrhundert früher auch Goethe in Rom vor den Resten griechischer Schönheit gestanden und begeistert ausgerufen: „Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott."

Wie Jacob Grimm hat Goethe fortan das Typische für das wahre Schöne, die bleibenden Verhältnisse dieser vergänglichen Welt für den höchsten Gegenstand der Kunst gehalten und durch die Beschäftigung damit seinem Geiste, wie er sagt, erst die Ewigkeit zu verschaffen gesucht.

Was aber zu den nothwendigen und bleibenden Verhältnissen zu rechnen sei, welche die Ehrfurcht der Menschen herausfordern, darüber gingen die Ansichten von Goethe und Jacob Grimm mehrfach auseinander, ebenso wie die Empfindungen der verschiedenen Generationen, denen sie angehörten.

Mit einer Art von trunkener Andacht sprachen Jacob Grimm und sein Bruder, sprach ihr Freund Achim von Arnim das Wort „Volk" aus; und sie verstanden darunter gleichsam einen unsichtbaren guten Geist, welcher die Uebereinstimmung der Besten leite und in den unteren Schichten unverfälscht wohne, während Goethe mit der nüchternen Unbefangenheit des Weltmannes sich über die Existenz eines wirklichen Pöbels keinen Illusionen hingab und den führenden Einzelnen, der zuweilen die widerwilligen Massen fortreißen muß, niemals übersah.

Aber wenn die Brüder Grimm und ihre Freunde das Vaterland unter die ewigen Güter des Lebens rechneten und, ohne jede poetische Unklarheit, ein unter Preußens Führung geeinigtes Deutschland darunter verstanden, so waren sie glücklicher und reicher als Goethe, der, so viel und so schön er auch sein Leben lang von der Hoffnung gesungen, es doch in schweren Zeiten verlernte, für das Vaterland zu hoffen. Die beiden Grimm und ihre Freunde sprachen vom Vaterland oft mit dem elegischen Accente der Sehnsucht. Aber sie waren stets von froher Zuversicht durchdrungen. In seiner ersten Berliner Vorlesung sprach Jacob Grimm von dem Aufschwunge der deutschen Sprache seit Klopstock und Lessing und meinte: auf dieselbe Weise werde auch ein deutsches Recht erstehen und aus den alten festen Wurzeln ein hoher Baum mit frischgewölbter Krone erwachsen[1]). Den 1846 in Frankfurt um ihn versammelten Fachgenossen rief er zu: „Ja, wir hegen noch Keime in uns künftiger ungeahnter Entwicklungen!" An Dahlmann schrieb er in einem seiner letzten Briefe von unserer Einheit, die uns allein retten könne und bald alle Verluste und Schwierigkeiten, die den Uebergang begleiten, überwunden und reichlich ersetzt haben würde[2]).

Wie sich Jacob Grimm's politische Sehnsucht erfüllte, so ging seine wissenschaftliche Saat munter auf. Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht bloß ein mathematisch-naturwissenschaftliches, ein technisch-inductives Zeitalter. Die Geisteswissenschaften blühen, wie in der ersten Hälfte des Jahr-

[1]) Das Bild fehlt in Jacob Grimm's Handschrift; es steht in dem Berichte der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", und der Correspondent wird es nicht aus eigenen Mitteln hinzugefügt haben. Jacob Grimm bemerkt ausdrücklich (an Dahlmann S. 456), er habe nicht alles Niedergeschriebene gesprochen, noch alles Gesprochene geschrieben gehabt.

[2]) Den Anlaß zu der Bemerkung gab Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" und die Stelle lautet vollständig (Briefw. S. 532): „Er (d. h. Gervinus) widerstrebt unserer Einheit, die uns allein retten kann und bald alle Verluste und Schwierigkeiten, die den Uebergang begleiten, überwunden und reichlich ersetzt haben würde. Freilich muß auch die Glaubensspaltung einmal fort, ich bin aber überzeugt, daß es nicht eher geschehen wird, als auf dem Grund und Boden der vorangegangenen Volkseinigung, welcher dadurch gleichsam das Siegel aufgedrückt wird." Wäre doch auch dies ein prophetisches Wort!

hunderts. Sie schreiten nicht zurück, sondern vorwärts. Wenn die genialen Entdecker fehlen, so mangeln doch nicht die wesentlichen Fortschritte der Erkenntniß, welche den Eifer des Untersuchens beleben. Die vergleichende Sprachforschung zieht nach und nach alle Völker der Erde in ihr Bereich. Die fundamentalen Probleme der Lautlehre stehen im Vordergrunde der linguistischen Wissenschaft. Die strengen Grundsätze philologischer Genauigkeit ergreifen von den fernsten und von den modernsten Sprachen und Literaturen glücklich Besitz. In die Geheimnisse des Stils und der künstlerischen Technik dringen wir immer tiefer und unbefangener ein. Die Geschichte der Künste wird in immer weiterem Umfange betrieben und wirkt bald verwirrend bald reinigend auf den Geschmack und die Production. Die Deutschen haben ihren vollgemessenen Antheil an der Ermittlung der Thatsachen, von denen die Steine reden und die aus dem Schoße der Erde fast wie ein Wunder emporsteigen. Und wenn sie die Geschichte des eigenen Volkes erzählen, so bewegen sie sich nicht mehr bloß auf den idealen Höhen der Kriege, der auswärtigen Politik, der Verfassungskämpfe und der Literatur; sie steigen auch hernieder zu den irdischen Mühen der Wirthschaft und der Verwaltung. Die Erfahrungen der Gegenwart kommen den Auffassungen der Vergangenheit zu Gute. Die elementaren Thatsachen der Religion, der Sitte, des Rechtes werden bei allen Völkern aufgesucht. Die Leuchte der Kritik wird immer energischer in die heiligen und profanen Schriften hineingetragen. Es besteht ein nur theilweise bewußter, aber thatsächlicher Zusammenhang aller Principien der Forschung. Die Philosophie erlangt wieder Fühlung mit der Naturwissenschaft, und die philosophische Befruchtung wird den historischen Einzelwissenschaften nicht ausbleiben. Es gedeiht das kühnste Streben ins Allgemeine ebenso wie die peinlichste Sorgfalt am Einzelnen, und in diesen Beiden ist alle Tugend des Forschers beschlossen. Sie gedeihen und wachsen, als wenn in lebendigem Vorbild, sichtbar führend, Jacob und Wilhelm Grimm uns voranschritten, weit ausgreifend der eine, sinnig vertieft der andere.

Möchten sie uns allen, die wir forschend uns bemühen, auch ein *menschliches* Vorbild sein können!

Die Gelehrsamkeit macht zuweilen stolz, selbstgenügsam, eifersüchtig und rechthaberisch. Sie zerstört leicht den Geradsinn und den derben Verstand. Sie pflanzt spitzfindige Gedanken und einen künstlichen Geschmack. Sie hat ganze literarische Epochen vergiftet durch gespreizte Vornehmheit und eine dünkelhafte Exclusivität. Sie schafft oft falsche Maßstäbe für die Menschen und stellt eine Summe beliebiger Kenntnisse, unter dem täuschenden Namen der Bildung, höher als die „alte geheimnißvolle Kraft der Herzen".

Die Brüder Grimm, das edle Paar, waren von allem Flitter falscher Bildung und leerer Geistreichigkeit unberührt. Sie blieben auf der Höhe des Lebens und Ruhmes einfache gute Menschen. Sie wußten mit den Kindern zu fühlen, wie mit den Weltweisen, Staatsmännern und Dichtern. Ihre prunklose Genialität strahlt mit einem sanften Glanze durch die kommenden Zeiten; denn das Schicksal hat ihnen seine höchste Gunst verliehen: die schlichte Schönheit der Seele.

Aus dem Berliner Musikleben.

Berlin, 10. Januar 1885.

Musikleben! Was ist's? Was sollte es sein? — Unmöglich zielt das Wort auf die in zahllosen Formen wuchernde bloße Musikbethätigung, jene alles Hohen und Heiligen entkleidete alltägliche Production, die dem öffentlichen und häuslichen Bedarf dient, unsere Nerven consumirt, unsere Energien lähmt. Oder hat noch Jemand den Muth, die Gefahr zu leugnen, welche dem Volkscharakter von dieser Art der Musik droht? Gegen diesen inneren Feind, das Klavier, gibt es leider keine Kanzel und keinen Kanzler, vor ihm schützen uns nicht Mahn- noch Machtworte. Jene, die Ueberwucherung des Musiklebens, eine wahre Musiknoth constatirende Verfügung des Stadtmagistrats von Weimar, wonach bei Tage nur hinter geschlossenen Fenstern und Abends nur bis zehn Uhr musicirt werden darf, hätte nicht einmal eine Wirkung für Berlin, wo die „Antönung" niemals vom Gegenüber, sondern von oben, von unten, von rechts und links des eigenen Hauses kommt. „Welch' entsetzliches Gewässer!" Aber nicht nur der sich selbst zum Zweck setzende Dilettantismus läßt uns das Musikleben wie einen Fieberzustand erscheinen; auch etliche Künstler thuen ihr redlich Theil dazu. Mit Grauen denke ich z. B. an sechs der vergangenen Maitage zurück. Es war auch in Weimar. Musik gab es, unendlich viel, so viel, als nur die Constitution des „Allgemeinen deutschen Musikvereinlers" zu ertragen vermag; aber statt reinen Weines reichte man meist Surrogate, bis zur Sprit-Verdünnung im Salve Polonia von Liszt. Und auf diesem selben geheiligten Boden ward ein Tag erlebt, der 12. October 1798, da gesellte sich am Schlusse des Prologes, welcher das erneute Theater zu weihen und den „Wallenstein" zu introduciren hatte, der Ernst des Lebens der Heiterkeit der Kunst, die Lebenskunst stellte sich neben das Kunstleben, und da folgte, wie Rochlitz berichtet, die Corona der Bürger und Studenten dem Zuge des Geistes mit einer Begeisterung, wie sie so tief und nachhaltig nur selten von einem Kunstwerk entzündet wurde.

Hat jemals, das ist die Cardinalfrage, eine Musik so tiefe Spuren in das Menschenherz gezogen, wie hier das Drama? Viele antworten mit Nein, weil die ethische Potenz im Drama unendlich größer sei, als in der Musik; jenes zeige uns Menschen, Thatsachen, — diese „wiegt uns zwischen Ernst und Spiele auf schwanker Leiter der Gefühle". Nun gut! Also eröffnet uns doch die Musik den Blick in das innerste Heiligthum der Menschennatur. Sie vermag nicht mit der Präcision des Wortes zu sagen, was uns bewegt, aber sie zeigt diese Bewegung selbst, ihr Kommen und Schwinden. Dem verfeinerten Stoff entspricht das verfeinerte Mittel. Kein Wunder, daß die feineren Vernehmungsorgane nicht allgemein verliehen sind, daß also nicht Jedermann berufen und befähigt ist, das Musikleben mitzuleben. Dazu gehört mehr, als jene Passivität, in welcher sich das Gros der Gesellschaft verhält: das Musikleben setzt Beruf, Verständniß und völlige active Hingebung voraus. Ist es mit diesen Voraussetzungen vorhanden? Ja und nein! Es kann nicht fehlen z. B. in einer kleinen Stadt, wo ein tüchtiger Musiker es versteht, das öffentliche Interesse für den größten Theil des Jahres etwa auf ein Händel'sches Oratorium zu lenken. Für die Richtung und Bildung des musikalischen Geschmackes ist damit eine vorzügliche, solide Basis gewonnen. In großen Städten aber, und besonders in Berlin, gedeihen die verschie-

densten Geschmacksrichtungen nebeneinander, kreuzen, stören und erdrücken sich. Das erfährt Niemand sicherer, als der Berichterstatter, der oft genug innerhalb desselben Abends ganze Jahrhunderte der Musikgeschichte durchleben muß, und nicht nur an den Werken, sondern auch an ihrer Ausführung. Höchste Vollendung und naiv-kleinstädtisches Unvermögen, goldene und blecherne Töne klingen nicht selten auf denselben Brettern ineinander. Und das Publicum? Es läßt sich Alles bieten, spendet Beifall in allen Graden, hat aber, eben durch die Musik, die Energie der Ablehnung längst eingebüßt.

Die Frage nach dem Glaubensbekenntniß der Reichshauptstadt hat, ähnlich wie in religiöser und politischer, so auch in musikalischer Beziehung auf ein unisones Credo in unum nicht zu rechnen, umsoweniger, je jünger diese Kunst ist. Es fehlt ihr ein geschichtlich gewordener Schatz von unveräußerlichen, unwandelbaren Grundsätzen, den die Meister wie einen heiligen Gral hüten und aus dem die Jünger erste, heilsame Nahrung empfangen. Auf verwandten Gebieten ist es anders. Seit hundert Menschenaltern hat z. B. der Meißel in der Hand des Bildhauers die schöne Linie nach denselben Gesichtspunkten gesucht; die Ausgrabungen aller Hauptperioden, neben die Schöpfungen unsrer Zeit gestellt, beweisen unwiderleglich die Continuität des Schönheitsgedankens, das Vorhandensein eines Kanon, nach dem, bewußt oder unbewußt, die Künstler arbeiten. Hat die Musik einen solchen Kanon? wird sie ihn jemals haben? Man darf einwenden, daß die Plastik als Kunst im Raume, in der Alles sinnfällig vor unsern Augen verharrt, welcher als Regulator die Natur zur Seite steht, nicht wohl mit der Kunst in der Zeit, mit der dem Ohre flüchtig entschwebenden, völlig nur in unserer Vorstellung lebenden Musik verglichen werden könne, der Marmor mit dem Klange. Zugegeben; aber wer je ein mit „Ausgrabungen" aufgeputztes, sogenanntes „historisches" Concert gehört hat, wird erfahren haben, daß, trotz der Flucht der Erscheinungen, obwohl jedes Werk die Wirkung seines Vorgängers nahezu aufhob, von ihm doch ein Niederschlag verblieb, bedeutend genug zur Erkennung allgemeiner Merkmale, zur Bestätigung der Fortentwicklung, zur Charakterisirung einer Periode. Wie viel aber ist nun in diesem Niederschlag, was die nächsten Jahrhunderte überdauern wird? Eine musikalische Species scheint allerdings, wie die Madonnenmalerei, nach ewigen Gesetzen geordnet, nämlich der streng-kirchliche Styl; für diesen bilden die Partituren Palestrina's das goldene Buch. Für alle anderen großen Formen fehlt es jedoch an einem Codex. Vielleicht daß einst, wenn die gegenwärtige Krisis überwunden sein wird, Beethoven'sche Dicta, denen Palestrina's gesellt, den Grundstock bilden werden. Je tiefer unser Geschmack im Proceß der Reinigung befangen ist, desto natürlicher ist jene Vielstimmigkeit des Credo.

* * *

Je bunter sich demgemäß die Musterkarte der Wünsche des Publicums gestaltet, desto schwieriger müßte auch, so sollte man meinen, allseitige Befriedigung zu schaffen sein. Diese Schwierigkeit ist in der That vorhanden für alle diejenigen Institute, welche, wie die großen Gesangvereine und die Königliche Symphonie, nur selten vor der Oeffentlichkeit erscheinen. Indem dieselben jedoch dem Geschmack des Tages möglichst wenig Concessionen machen, erfüllen sie eben ihre ideale Aufgabe um so sicherer. Große Aufführungen sind monumentalen Statuen zu vergleichen; diese aber errichtet man nur den Heroen des Volkes, deren Bedeutung ganz außer Zweifel steht. In der souveränen Abkehr vom Unnothwendigen, Untüchtigen, liegt den jungen Componisten gegenüber ein pädagogisches Moment, auf welches nicht verzichtet werden darf. Andererseits genießen Institute mit alltäglicher Aufführungspflicht die unbeschränkteste Freiheit der Bewegung; ihnen verargt Niemand das zeitweilige Getändel mit den Ephemeriden.

Wenn die königliche Oper von dieser Freiheit nur mäßigen Gebrauch macht, wenn sie es verschmäht, nach dem Muster der Hamburger — eine Probir-Oper zu sein, mit einigen aus überhasteten und völlig mißglückten Versuchen aufragenden Treffern, so liegt der Grund dafür nicht allein in der Initiative des Herrn v. Hülsen, sondern

in der ganzen Stellung der Oper als eines königlichen Instituts. Damit soll durchaus nicht ein glättender, schillernder Firniß ausgebreitet sein über Geschmack und Geschick des General-Intendanten, ihm keine Coulisse geschaffen sein, von welcher geschützt er der Action gemächlich beiwohnen kann. Die rechte Kritik soll mit dem geziemenden Freimuth das Kunstleben in der Hofoper fördernder Besprechung unterziehen. Mit demselben Freimuth aber und mit derselben Tendenz gewissenhafter Förderung der Kunst soll sie auch energische Abwehr üben gegenüber aller verbitternden Nörgelei und heißspornigem Drängen. Wenn z. B. die königliche Oper außer dem „Ring der Nibelungen" sämmtliche Musik-Dramen Richard Wagner's ihrem Repertoir eingefügt hatte und nach dem Tode des Meisters mit Geld das Hinderniß wegräumte, welches ihr bis dahin zur Gewinnung des „Ringes" entgegenstand, so war zunächst das Erforderliche und Mögliche geschehen, der Wagner-Sache zu genügen. Weit entfernt, dies und die unleugbaren Werthe der Berliner Aufführung der „Walküre" anzuerkennen, erhoben Rufer im Streit ihre Stimme gegen die „Nur-Walküre", setzten aus eigener Machtvollkommenheit die Ankündigung des „Siegfried" in Cours und eiferten dann wieder über das Dementi derselben. Das hat zwar keinen Sinn, aber doch Methode. Vergeblich sucht man ferner nach einem ehrlichen, stichhaltigen Grunde für die souveräne Art, mit welcher Capellmeister Radecke besprochen wird, obwohl wir gerade diesem ausgezeichneten, als Componist, Virtuos, Lehrer und Dirigent gleich hervorragenden Musiker eine der allerbesten Tristan-Aufführungen zu danken haben.

Zwei Neuigkeiten, eine neue Oper und ein neuer Opern-Tenor, und außerdem ein Jubiläum nahmen während der Herbst-Saison das Interesse in Anspruch, das Werk in nur mäßigem, der Sänger in lebhafterem und das Jubiläum im höchsten Grade. Die dreiaktige Oper „Hero" von Ernst Frank hat das von F. Vetter bearbeitete Drama Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen" zum Inhalt, ein Stoff, der, wie „Romeo und Julie", eigens für die Musik gedichtet zu sein scheint, so unmittelbar drängt er zum Ton-Ausdruck, so reich ist die Ausbeute an echt dramatischen Effekten. Trotzdem entbehren Buch und Partitur des Theaterblutes im heutigen Sinne. Eine griechische Sage wird zwar immer eine gewisse Wirkung auf uns ausüben; dafür sorgt schon der intime Verkehr, welchen unsere Jugend mit dem klassischen Hellas pflegt. Aber wesentlich durch Wagner's Werk sind wir heutzutage leichter für einen auf heimischem Boden gewordenen, als für einen zwar antiken, aber fremdländischen Stoff zu gewinnen. Frank hat es, wie sich deutlich erkennen läßt, für Pflicht und für zweckmäßig gehalten, seine musikalische Eigenart der griechischen Sage anzuähneln. Je besser ihm dies gelang, desto weiter entfernte er sich von dem Bedürfniß seiner zeitgenössischen Zuhörer. Schon Georg Vierling hat in seiner Cantate „Hero und Leander" jene Assimilation markirt, gleichzeitig aber die volle üppige Pracht der modernen Instrumentirung hinzugethan. In der Oper ist die Zahl gut erfundener, stylgerecht gestalteter und vornehm ausgestatteter Parthien zwar groß genug, um in Frank einen vortrefflichen Musiker (er ist Kapellmeister an der Kgl. Oper zu Hannover) erkennen zu lassen; dennoch werden wir nicht nachhaltig und tief genug bewegt. Wir erwarten ein farbensattes, lebensfrisches Bild und finden nur eine tüchtig gearbeitete, akademisch lobenswerthe Marmorstatue. Nicht genug kann der Componist denen danken, welche in den Hauptrollen seine Vertheidigung übernahmen. Frau Sachse-Hofmeister wuchs mit ihrer Aufgabe. Den vollen Zauber ihrer bestrickend-schönen Erscheinung, alle Süßigkeit ihres edlen Soprans und die ganze Wucht ihres oft gerühmten schauspielerischen Geschickes wandte sie dem Werke zu, belehrte alle die eines Besseren, welche leicht geneigt sind, ihr jede innere Wärme abzusprechen und brachte mit ihrem hochbegabten, vortrefflich disponirten Partner, Herrn Ernst (Leander) und Herrn Biberti (Oberpriester) die ergreifenden Scenen des Werkes weit über die intentirte Höhe hinaus zu bedeutender Wirkung, ohne jedoch ihre Hero über Wasser halten zu können.

Die Erscheinung des Polen Mierzwinski drückte die Novität in den Schatten zurück. Da hätten wir nun zweierlei beisammen, was nicht weniger als Alles zu

sein scheint: eine phänomenale Stimme, welche mit strahlender Kraft das hohe A-B-C beherrscht, und eine technische Durchbildung, wie wir sie vollendeter auch bei den besten Italienern nicht fanden. Was will man mehr? Diese Frage paßt aber nur in den Mund des großen, allein durch Kraft, Höhe und Technik zu befriedigenden Publikums; die musikalische Corona ist damit nicht abzufinden. Herr Mierzwinski hat sowohl als Arnold (in Rossini's „Tell"), wie als Raoul (in Meyerber's „Hugenotten") und namentlich als Manrico (in Verdi's „Troubadour") so erheblich, so peinlich-auffällig detonirt, daß aller Glanz seiner großen Eigenschaften vor diesem tiefen Schatten auslöschte. Durch Uebertünchung eines solchen Fundamentalfehlers ist dem Künstler ein schlechter, dem irrenden, eines Besseren zu belehrenden Publikum aber ein verhängnißvoller Dienst erwiesen. Der musikalischen Reinheit gebührt durchaus der erste Platz unter allen Qualitäten. Auf Kraft, Höhe, Kehlgewandtheit, Spiel kann man in gewissem Maße wohl verzichten; auf jene aber nie, ohne die Oper als musikalisches Kunstwerk überhaupt zu zertrümmern. Im „Tell" traten dem sehr „theuren" Gaste Fräulein Beeth mit tremulirender, ungenügend geschulter, und Herr Kalisch mit wohldressirter, aber in der Höhe verbraucht klingender Stimme zur Seite, während Fräulein Lehmann und Herr Betz mit ihren gesunden, reinen, im schönen Gleichmaß gehaltenen Tönen dem sich der italienischen Sprache bedienenden Genossen beherzigenswerthe Lectionen ertheilten. Als bei der Wiederholung der „Hugenotten" nicht Herr Betz, sondern Herr Krolop den St. Bris sang, hatte Fräulein Lehmann allein, unterstützt von Herrn Fricke (Marcel) und Fräulein Leisinger (Page), die Ehre des Instituts zu vertreten. Wenn, ebenfalls für Herrn Betz, Herr Krolop den Wotan zu singen hat, schlägt die Waberlohe stets wilder in die Soffitten hinauf. Was kann ein Buffo einem Wagner'schen Drama oder einer Meyerbeer'schen Oper sein? Was soll er als Kaspar in Weber's „Freischütz"? Sein ganzes Van Bett-Naturell widerstrebt einer solchen, auch nur alternirenden Verwendung, die um so auffälliger erscheint, da in Herrn Biberti eine geeignete, vielversprechende Kraft gewonnen ist. — Am 18. Dec. 1884, dem 98. Geburtstage C. M. v. Weber's, erlebte der „Freischütz", das durch seine wunderbare Romantik und sein das deutsche Gemüthsleben wie in einem Zauberspiegel treu und wahr wiederstrahlende, volksthümlichste Werk des Meisters, seine 500. Aufführung im Opernhause. Nach der 1. Aufführung (18. Juni 1821) schrieb Weber an den Dichter Kind: „Victoria können wir schießen. Der Freischütz hat ins Schwarze getroffen!" Zelter berichtete referirt an Göthe: „Die Musik findet großen Beifall und ist in der That so gut, daß das Publikum den vielen Kohlen- und Pulverdampf nicht unerträglich findet." Beethoven äußerte: „Ich hätte es dem sonst weichen Männel gar nicht zugetraut. Nun muß er Opern schreiben, eine über die andere, frischweg, ohne viel zu knaupeln. Der Caspar, das Unthier, steht da wie ein Haus, und der Teufel, wo er die Tatze 'reinstreckt, da fühlt man sie auch." Die Hauptrollen (Agathe, Aennchen, Max, Caspar) sangen 1821: Frau Seidler-Wranitzki, Frl. Eunicke, Herr Stümer und Herr Blume —, 1884: Frau Sachse-Hofmeister, Frl. Lehmann, Herr Niemann und Herr Fricke. Dazu traten beim Jubiläum Herr Betz (Eremit) und Herr Salomon (Kuno). Der Enthusiasmus, welcher von der Bühne her das ausverkaufte Haus durchströmte und erfüllte, war von jener frischen Ursprünglichkeit und Wahrheit, wie sie nur in einem gesunden Musikleben gedeiht. So wurde dieser 18. December zu einem Glanztage sowohl für Sänger und Musiker, wie nicht minder für das Publikum, um so glänzender, je deutlicher die Coincidenzpunkte der romantischen und neudeutschen Schule zu Tage traten.

* * *

Eine alle Parteien gleichmäßig interessirende Angelegenheit verwandelte den ausschließenden Gegensatz zwischen Wagnerianern und Nichtwagnerianern zeitweilig in einen fließenden und nahm der Controverse die Schärfe: Die Orchesterfrage nöthigte Akademiker und Neudeutsche an denselben Berathungstisch. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß die völlig abgewirthschaftete alte Symphonie-Capelle

von der „Philharmonischen" (ehemals Bilse'schen) prompt abgelöst wurde. Vereine, Künstler, — Alles athmete erleichtert auf; denn die zur Disposition stehende Künstler-Gemeinschaft war den weitestgehenden Ansprüchen gewachsen. Ueber die oratorischen und symphonischen Aufführungen schien ein neuer Geist ausgegossen; den Ruck nach oben fühlten, außer den Chorkörpern, auch die Dirigenten, und die Instrumental- und Gesangsvirtuosen erkannten mit Befriedigung die Homogenität der Mitwirkenden an. Da gerieth plötzlich die Bewegung ins Stocken; es stellte sich heraus, daß alle Concert-Veranstaltungen zusammengenommen nicht im Stande waren, den Orchestermitgliedern eine würdige Existenz zu sichern. Rasches Handeln war geboten, die drohende Auflösung des Philharmonischen Orchesters zunächst aufzuhalten, und so bildete sich unter der Führung von Dirigenten, Musikern und kunstliebenden Notabeln die „Philharmonische Gesellschaft", welche zunächst auf ein Jahr und zwar bis zum 1. Mai 1885 die erforderlichen Garantien gab. Durch sechszehn Abonnements- und ein Extra-Concert war den Gesellschaftern ein ihren Beiträgen angepaßtes Aequivalent geboten, die Qualität der Concerte selbst aber durch die mit der Direction betrauten Herren Joachim, Wüllner und Klindworth gewährleistet. Namentlich die Betheiligung Wüllner's, des illustren Dirigenten jener durch die vortreffliche Concert-Direction Wolff ins Leben gerufenen und berühmt gewordenen Wüllner-Concerte, erweckte allgemeine Befriedigung; in ihm fanden alle Richtungen ihren Gewährsmann, während Joachim und Klindworth zunächst besondere Parteien repräsentirten. Auf den ersten Blick wird die Dreiköpfigkeit des Tactschlags widerräthlich erscheinen; die einheitliche Leitung liegt viel näher. Nichts leichter als die Empfehlung derselben; aber wen soll man wählen? Wüllner, der historisch gewordene Dirigent, hat in Köln eine seiner Bedeutung entsprechende Stellung gefunden und ist nur als Gast zu haben; Joachim kann sich umfänglicher der Philharmonischen Sache nicht widmen ohne erhebliche Schädigung seiner Verpflichtungen als ausübender Künstler und Director der Hochschule; Klindworth endlich dürfte der Majorität der Gesellschaft als enragirter Vorkämpfer der neudeutschen Schule nicht objectiv genug erscheinen, wozu kommt, daß seine allseitig anerkannte technische Gewandtheit als Dirigent das Schicksal hat, etwas zu geflissentlich gelobt zu werden. Aber selbst wenn eine Persönlichkeit mit allen erforderlichen Eigenschaften gefunden wäre, ein Musiker über den Parteien, der als geistiger Magnet das Orchester zu sich herauf- und das Publicum unwiderstehlich heranzuziehen verstünde, man müßte doch die Dreiheit wählen, weil ein wesentliches Stück: der Reiz des edlen Wettstreites, gänzlich entfallen, der Geschmack des Einen aber monopolisirt würde.

Gleichzeitig mit der Orchesterfrage kam die Saalfrage aufs Tapet. Die „Singacademie", dieser Concertraum par excellence mit seinen klassischen Verhältnissen und seiner unvergleichlichen Akustik, ist zwar vorhanden, die Zahl der Hörerplätze steht jedoch mit der gegenwärtigen Bewohnerzahl von Berlin in keinem richtigen Verhältniß. Dies ist übrigens der einzige stichhaltige unter allen gegen die alte Heimstätte unsrer besten Concerte angeführten Gründen. Es fragt sich nur, ob man sich mit dem durch eine größere Zahl verkäuflicher Plätze erzielten klingenden Gewinne für das Klangminus wird entschädigt halten dürfen, welches der größere Raum unfehlbar mit sich bringt. Ein über die Maße der Singacademie wesentlich hinausgehender Saal wird niemals akustisch völlig genügen. Die Vernehmungsfähigkeit des Ohres hat ebenso ihre Grenzen, wie z. B. die Tragfähigkeit der Streichinstrumente. Schon die Singacademie ist für das Joachim-Quartett hart an der Grenze des Zulässigen; einige Meter weiter und der Ton würde zum Schatten zusammenschrumpfen, gleichzeitig aber der Genuß durch die erforderliche höhere Anspannung der Aufmerksamkeit halbirt werden. Das Klavier als häufigstes Concertinstrument verdient nicht minder sorgsame Rücksicht. Der Bechstein'sche Flügel ist in gewissem Sinne aus der Singacademie hervorgegangen, so merkwürdig wahlverwandt ist sein sammetweicher, nobler Gesangton der eigentlichen Bestimmung des Raumes, und so congruent erhält sich seine Ausgiebigkeit und Tonfülle zu den Raumachsen. Der Steinway-Flügel empfing sein Ursprungs-

attest in den auf Massen berechneten, mehr für Meetings als Concerte berechneten Riesensälen Amerika's, darum erscheint er in der Singacademie deplacirt, robust, hart und schneidig im Ton, Eigenschaften, die theilweise auch dem Blüthner'schen Flügel zum Nachtheil gereichen und welche Duysen geschickt vermieden hat, ohne jedoch der reizenden Mittel- und Hochlage durch volle, sonore Bässe das Gegengewicht halten zu können. Das volle Orchester allerdings fühlte sich in der Singacademie stets etwas eingeengt.

Dem Verlangen nach einem großen Raume entsprach der anfänglich für Sportzwecke, später für eine italienische Oper verwendete Saal der „Philharmonie" in der Bernburger Straße. Er leidet an zwei großen, unabänderlichen Fehlern: die Construction seiner Decke aus Glas und Eisen ist klangfeindlich, und das Concertpodium steht in der Mitte der Langseite des Oblongums, und zwar nicht an der glatten Wand, sondern vor einer für den größten Theil des Klangkörpers ausgenutzten Nische. Weder Solovioline, noch Klavier, noch menschliche Stimme werden von irgend einem Punkte des Raumes in unbeschädigter Schönheit vernommen, wohl aber wirken die Blechbläser übermäßig nach der einen, die Holzbläser nach der andern Seite, immer zum Nachtheil des Streicherchores. Da für das Oratorium auch die Orgel fehlt, so ist der gesuchte und Berlins würdige Concertsaal also zwar noch nicht gefunden und die Singacademie jedenfalls nicht ersetzt oder erreicht; aber der Vortheil des großen Publicums, welches nun für wenig Geld in den Nebenräumen den Concerten beiwohnen kann, ist erheblich genug, um den Saal willkommen zu heißen. Seine Weihe eröffnete am 30. September die Concert-Saison. Die philharmonische Kapelle (mit Herrn Kruse an der Spitze des Geigerchores) begann unter Direction ihres neuen Kapellmeisters Herrn Rauchenecker würdig und wohlgewählt mit Beethoven's Ouvertüre zur „Weihe des Hauses" und bot später eine allerliebste Miniaturen-Suite von Bizet, dem jung verstorbenen Componisten der Oper „Carmen", zum flüchtigen Genusse. Fräulein Senkrah, die liebenswürdige Violinistin, spielte im großen, virtuosen Style Vieuxtemp's D-moll-Concert, sowie kleinere Stücke von Raff und Sarasate; der Bassist Herr Friedländer versuchte sich am Löwe'schen „Douglas" ꝛc. Die Musik begann 8 Uhr und endete gegen 11 Uhr. Glücklicherweise ist es bei diesem einen Versuche einer Verschiebung unsrer Tageseintheilung geblieben. Wenn unsere Instrumental- und Kammer-Concerte 1/2 8 beginnen und 1/2 10 Uhr schließen, so ist das rechte Verhältniß zu unserem Familien- und Gesellschaftsleben, gleichzeitig aber ein gesundes Maß des Musikgenusses gefunden. Was drüber ist, ist vom Uebel. —

* * *

Mindestens eine Stunde mehr, im Ganzen also drei Stunden, nehmen die oratorischen Aufführungen in Anspruch. Von einem Werke, wie Haydn's „Jahreszeiten", möchte Niemand, auch bei einer weniger glänzenden Aufführung als die der Singakademie am 17. October, nur eine Nummer entbehren. Mit dem Chor, der sich durch Innigkeit und Frische der Declamation wie nicht minder durch Reinheit der Intonation und edle Tonbildung auszeichnete, wetteiferten die vorzüglich gewählten und disponirten Solisten: Fräulein Oberbeck, Herr Dierich (aus Bremen) und Herr Betz. — Eine Leistung allerersten Ranges, mit welcher das Institut nun zum 10. Male seinen Primat behauptete, war Ed. Grell's 16stimmige (a capella-) Messe. Trotz seiner Gebrechlichkeit erschien der ehrwürdige, gefeierte Meister am 6. November 1884, seinem 84. Geburtstage, selbst im Saale. Gleich die ersten Töne des „Kyrie" versetzen an geweihte Stätte. Die Bußaccorde wallen himmelan, sie wollen den Höchsten erreichen. Jetzt der gewaltige Einsatz des Gloria. Wie zur Stärkung des Glaubens rufen die vier Chöre den Eingang der großen Doxologie einander zu, zehn Solostimmen führen sie weiter. In überirdischen Accorden erklingt das Miserere. Die acht Töne des alten Gregorianischen Credo (Solo-Tenor) geben das Thema zum Beginne des zweiten Theiles. In majestätischen Klängen spiegelt sich des Allmächtigen, des Schöpfers und der Schöpfung Herrlichkeit. Wie Boten Gottes mit leisem Flügel-

schlag schweben mit dem Descendit de coelis die Melodien aus der Höhe nach der Tiefe. Nun erscheint das Heil. Das Genie des Meisters entfaltet sich in seiner ganzen Kraft. Er schreibt mit dem Herzblut seiner religiösen Ueberzeugung. Et incarnatus singen in unbeschreiblich weihevollen Klängen die Solostimmen. Das Mysterium de spiritu sancto umschreiben tiefliegende Accorde. Jetzt verkündet der Chor in scharfen Rhythmen den Beginn des Drama's: Crucifixus! In schneidenden Dissonanzen schreit die Qual des Gekreuzigten zum Vater auf. Die ganze Last und Tiefe des Leidens schildert das erschütternde Passus. Wie ringende Hände heben sich die anschwellenden Nonenaccorde nach der Höhe. Geheimnißvoll, leise, tröstlich deutet das Sepultus auf das Grab. Nun hell aufleuchtend das Auferstehungsevangelium und das nicht enden wollende Non erit finis. Dann der dritte Artikel, in welchem gegen das Ende die e-Vocale (et expecto) die Schatten der Auferstehenden ankündigen. In strahlenden Accorden erklingt das dreifache Sanctus der Seligen im großen Chor. Acht Solostimmen singen das herrliche Benedictus. Mit dem frommen, friedereichen Agnus Dei schließt das gewaltige Werk, ein klingendes Monument für Meister Grell. Der Großthat des Chores schlossen sich die 16 Solostimmen (darunter Frau Müller-Ronneburger und Herr Geyer) in jeder Hinsicht würdig an. Herr Director Blumner hatte die beglückende Genugthuung, die reiche Aussaat seiner Belehrung beim Studium des Werkes fröhlich gedeihen und Frucht treiben zu sehen. — Der Stern'sche Gesangverein (Direction E. Rudorff) widmete dem Gedächtniß F. Mendelssohn's eine Aufführung des „Paulus", welche im chorischen Theile vorzüglich gerieth, durch Frau Prof. Schultzen von Asten, sowie durch Fräulein Schmidtlein entsprechende Unterstützung fand, durch Herrn Henschel aber, den aus Amerika als Gast eingetroffenen musikalisch-gewandten Bassisten, empfindlich gestört wurde, nicht nur durch seine von früher noch unangenehm in unserer Erinnerung gebliebenen und wohl conservirten Sängerunarten: stark nasalirende Stimme, häßliche Aussprache des E, dramatische Vergewaltigung des deutschen Oratoriums —, sondern mehr noch durch seine Unbotmäßigkeit gegen den Dirigenten. — Das zweite Concert des Vereins brachte E. Geibel's prächtige Ballade „Schön Ellen" in der Composition von M. Bruch (Soli: Frl. Oberbeck und Herr F. Schmidt), sowie Gluck's unsterblichen „Orpheus". Während in der Ballade der vortreffliche Chor den entsprechenden, charakteristischen Ton mit Leichtigkeit fand, blieb er in der Oper gerade an den entscheidensten Stellen weit hinter der Erwartung. Es fehlte in der großartigen Unterweltscene am rechten Localcolorit, die Furien waren zu Salonmenschen avancirt oder eigentlich reducirt. Als Orpheus entfaltete Frl. Spieß den ganzen Reichthum ihrer Begabung und ihrer Kunst, und das philharmonische Orchester erschien auf der Höhe der Königlichen Capelle; der Raum jedoch (die Philharmonie) mit der starken Ausladung des Podiums that mancherlei zur Ernüchterung der zahlreichen Zuhörerschaft. — An derselben Stelle producirte sich der Cäcilien-Verein mit A. Rubinstein's geistlicher Oper „Das verlorene Paradies". Bekanntlich hat der Componist in einem Aufsatze seine Bezeichnung „geistliche Oper" zu vertheidigen und dem Oratorium, sowie der dramatischen Cantate gegenüber als berechtigt hinzustellen gesucht, ohne indeß thatsächlich eine neue Species zu schaffen. Milton's Gedicht erscheint hier für die Composition überhaupt so geschickt präparirt, daß der Streit, ob Oratorium oder Oper, keine rechte Veranlassung hat. Jedenfalls würde das Werk, wenn anders seine Inscenirung sich als ausführbar erwiese, durch dieselbe nur verlieren, mindestens im solistischen Theile. Engel und Teufel, wenn sie ausschließlich singend auftreten, gewinnen in unserer Phantasie leicht die entsprechende Gestalt; aber auf die Bühne gestellt wirken sie nur dann ernsthaft, wenn sie nicht scheinen wollen, was sie sind. — Die Vorzüge der früheren Aufführung kamen dadurch etwas in Bedrängniß, daß an Stelle des Herrn A. Holländer, der das Werk bisher dirigirte, der Componist selbst am Pulte erschien. Rubinstein aber dirigirt, wie er componirt: der geniale Künstler läßt dem einfachen Leitungs-Techniker neben sich keinen Raum, und so fehlten dem Chore und auch dem Orchester manche Avertissements, welche erwartet

wurden. — Herr Hill aus Schwerin sang den Satanas und Adam echt dramatisch, die übrigen Solisten genügten nur im Allgemeinen.

Im Musikleben Berlins tritt seit einigen Jahren eine speciell auf die Pflege kirchlicher Musik gerichtete Bewegung immer deutlicher hervor. Dem königl. Domchor hat sich schon 1880 der Kirchenchor von St. Nicolai und St. Marien zur Seite gestellt, andere Chöre sind gefolgt. Unter Führung des Professor Kleinert, einer Autorität auf hymnologischem Gebiete, entstand der „Evangelisch-kirchliche Chorgesangverband für die Provinz Brandenburg", dessen segensreiche Thätigkeit mehr und mehr Boden gewinnt. Allen Kirchenchören wird der reichfundirte und über auserlesene Stimmen verfügende Domchor wahrscheinlich stets unerreichbares Muster bleiben. Sein erstes Concert (23. October) brachte als Hauptstück Seb. Bach's achtstimmige Motette „Singet dem Herrn", ein Werk, welches an die musikalische Begabung, Sicherheit, Geschicklichkeit und Ausdauer des a capella-Chores die höchsten Ansprüche stellt, höhere noch, als selbst die Grell'sche Messe. Der Chor zeigte sich seiner Aufgabe am wenigsten im ersten, am besten im zweiten Theile gewachsen. Dort fehlte die feinere Ausfeilung der rhythmischen Gruppen, besonders der zahlreichen Syncopen; hier traten die beiden vierstimmigen Chöre, der choralisirende und interludirende, in das schönste Verhältniß. Leider wurde in der Schlußfuge das Thema vom Baß ohne die erforderliche Sicherheit vorgetragen und so die wiedergewonnene günstige Stimmung abermals erschüttert. — Endlich sei noch des weitberühmten Kölner Männergesangvereins gedacht, der im Anschluß an eine dem Kaiser dargebrachte Ovation sich wiederholt öffentlich hören ließ. Alle seine Vorträge, wenn auch unter sich nicht gleichwerthig, erhoben sich durch Schönheit der Stimmen und Feinheit des Vortrages in die eigentliche Kunstsphäre. Die Tenöre scheinen am Rhein besonders gut zu gedeihen, während die in Berlin und Norddeutschland häufigen Fundamental-Bässe dort offenbar dünner gesäet sind. Unter der Leitung des Herrn de Lange gewann sich der Chor, ebenso wie früher schon der Straßburger, mit Leichtigkeit die Gunst der Berliner. Die Frage, weshalb in Berlin ein gleicher Chor nicht existirt, beruht auf Unbekanntschaft mit dem Bestehenden. Die besten Vereine (Zelter-Liedertafel, Lieder-Verein ꝛc.) treten niemals öffentlich auf, während den öffentlich auftretenden ohne Ausnahme die Concertfähigkeit abgesprochen werden muß. In Berlin absorbirt auch, was in dem katholischen Köln nicht der Fall ist, das Freimaurerthum die Elite der Gesangsdilettanten und vereinigt sie mit den Künstlern zu vortrefflichen Chören. Trotzdem ist nicht ausgeschlossen, daß ein tüchtiger Berliner Männerchor sich bildet; dazu gehört aber ein hervorragender, tüchtiger Musiker, und der hat sich bis jetzt noch nicht gefunden oder bereit finden lassen.

* * *

Die Königl. Kapelle — der Opernhaussaal — eine bedeutende Summe von musikalischer Bildung und traditioneller Pietät im Auditorium — — welche Vornehmheit! Die Kapelle ist eine der erlesensten in Europa; sie recrutirt sich selbstverständlich nur aus den Reihen der bewährten Künstlerschaft und empfängt ihre Physiognomie durch bedeutende Virtuosen, wie die Violinisten de Ahna und Struß, der Cellist Lübeck, der Flötist Gantenberg, der Oboist Wieprecht, der Clarinettist Pohl, der Trompeter Kosleck ꝛc. — Ueberzeugender noch als neben der Bühne treten alle Vorzüge des Orchesters in den Symphonie-Soiréen hervor; erst die absolute Musik enthüllt die ganze Zauberpracht der Instrumente. Dazu hilft wesentlich der Saal. Form, Farbe und Ausstattung desselben (ein Oblongum in spiegelglattem, weißem Marmorstuck mit einem von riesigen Karyatiden getragenen, ringsumlaufenden Balkon) können für einen Concertraum nicht günstiger gedacht werden. Die Zuhörerschaft hat einen durchaus aristokratischen Zug und zwar ohne eigentlich der Aristokratie anzugehören: Künstler, Gelehrte, Diplomaten, Beamte aller Grade (aber wenig Börsianer), die Frauenwelt in entschiedener Majorität und auffallend durch einfache Toilette — Alles hastend, eilend, um mit Radecke's Erscheinen am Pulte und vor Schluß der Thüren seinen Platz zu erreichen. — In bisher vier Abenden gelangten neben Werken

unserer Klassiker, welche den rocher de bronze der Programme bilden, einige Novitäten — alte und neue zu Gehör. Literarisch und klanglich interessant war eine Serenade in B-dur für Blaseinstrumente, welche Mozart 1768 als Streichquintett componirte und für Oboen, Clarinetten, Fagotten, Bassetthörner, Waldhörner und Contrefagott im Idomeneo-Jahre 1780 einrichtete. Der Vierundzwanzigjährige begnügte sich mit der Erfindung des Zwölfjährigen —, ein deutlicher Beweis dafür, daß wir es mit einem Gelegenheitsstück zu thun haben, einer Abendmusik, wie sie für die kleinen fürstlichen Harmonie-Kapellen erwünscht war. Aus der Reihe der sieben, der Anlage und Gliederung nach, musterhaften Sätzen, ragt das Adagio durch seinen wunderbaren Gesang bedeutungsvoll auf, während das Finale in übermüthigem Humor Töne anschlägt, die im Laufe des Jahrhunderts ihren Adelsbrief längst eingebüßt haben. — Neben dieser alten (das Werk kam übrigens schon vor zwanzig Jahren in einem Privatconcert des Herrn Radecke zum Vorschein) präsentirte sich eine Novität jüngsten Datums, eine Fest-Ouverture in C vom Oldenburger Kapellmeister A. Dietrich. Sie errang einigen Beifall. — Zum Verwundern war es nicht, daß Brahms' Symphonie No. 3 in F diesem wählerischen, verwöhnten Publicum nicht ohne Weiteres mundete, wie Brahms überhaupt an dieser Stätte wenig Sympathieen findet. Geist und Tiefe allein gewinnt den Hörer selten; das Grüblerische, Strenge schreckt ab, während ein Aufleuchten göttlicher Heiterkeit stets Wohlgefallen erzeugt. Da nun Brahms' Genius gerade in dieser Symphonie neben der immer noch schwer fließenden Erfindung ein freundlicheres Gesicht zeigt, so dürfte bei einer Wiederholung die Zahl der Freunde wachsen.

Die philharmonische Gesellschaft bildete das Centrum und übernahm die Führung der musikalischen Bewegung. In den acht (von zwanzig) bereits gegebenen Concerten hat sich nun zwar die Leistungsfähigkeit des Orchesters in hoch erfreulicher Weise von Neuem bekundet, doch blieb die Theilnahme des Publicums hinter der Erwartung zurück, wahrscheinlich weil der nach Analogie der Mitgliederbeiträge normirte Eintrittspreis viel zu hoch gegriffen war. Nach dieser Richtung ist für das neue Rechnungsjahr die Findung eines anderen Modus unerläßlich. Die Annahme wird nicht zu kühn sein, daß diejenigen, welche überhaupt erhebliche Summen zur Subventionirung der Kapelle beitragen, auf einer genau ausgerechneten Entschädigung durch Concert-Billets nicht ohne Ausnahme bestehen dürften. Die es dennoch und mit gutem Rechte thun, werden sich auch durch Vorzugsplätze befriedigen lassen, und es wird auf diese Art die Möglichkeit sich ergeben, für das übliche Entrée die Concerte allgemein zugänglich zu machen. Es muß ferner darauf Bedacht genommen werden, daß die Musiker an keinem Tage mehr als eine Probe und ein Concert haben; jede größere Belastung würde eine Herabminderung der künstlerischen Qualität bedeuten. Endlich dürfte es rathsam sein, daß die Dirigenten sich am Entwurf der sämmtlichen Programme gemeinsam betheiligen, damit die Möglichkeit minderwerthiger Concerte ausgeschlossen bleibe und namentlich Novitäten in denselben gleichmäßig Berücksichtigung fänden. Alle diese Wünsche treiben hervor aus beobachteten Thatsachen, auf welche näher einzugehen hier der Anlaß fehlt. — Drei der von Herrn Professor Joachim dirigirten Concerte fanden in der Singakademie statt. Das erste culminirte in Viotti's A-moll-Concert, welches unser Geigerkönig in genialer, zündender Weise aus dem Staube seiner hundert Jahre löste und mit der Frische unvergänglicher Schönheit umgab. Der zweite Abend fand in den durchaus nicht unanfechtbaren Leistungen des Ehepaares Henschel und dem Siegfriedidyll von R. Wagner ein pikantes Gewürz. Joachim und Wagner — welch' ausgibiges Thema! Man durfte mit einiger Genugthuung constatiren, daß dem in der Sprache Mozart's und Beethoven's so unwiderstehlich beredten Meister das Neudeutsche weniger leicht von den Lippen fließt. Den dritten Abend trug die vorzügliche Pianistin Frau Montigny-Remaury, eine Pariserin, welche an Beethoven's Concert in C-dur den Beweis für die Existenz einer Weltsprache führte: wenn sie das Schönheitsideal offenbaren, verstehen sich alle Nationen. Die Serenade in A-dur von Brahms, ein geistreich durchge-

führter Versuch mit einem Orchester ohne Violinen, strandete vorübergehend an einem Gedächtnißfehler in Beziehung auf den Werth der Tactschläge.

Ein Extraconcert in der „Philharmonie" trug insofern deutlich die Marke Joachim's, als mit zweien seiner neusten Werke (dramatische Ouvertüre „Husitska" und ein Clavier-Concert) Herr Anton Dvorak sich den Berlinern präsentirte. Als Verlängerung des steif und ungeschickt geführten Tactstockes erschien ein echter, unterjetzter Slave mit Vollbart und Kahlkopf. Dickblütig und melancholisch erklang das Unisono der Holzbläser, gewaltsam bis zum Rohen geberdeten sich die rhythmischen Motive — trotzdem war Charakter in der Ouvertüre, mehr als im Concert, dessen bedeutendere Stellen übrigens von Beethoven bereits vorgedacht sind. Frau Grosser saß am Flügel. Herr Götze aus Köln sang eine Arie aus Mozart's „Cosi fan tutte" und einige Lieder, hoffentlich nicht als ein Fertiger, sondern als ein Werdender. Das Uebermaß von Süßigkeit ist immer unschmackhaft und wird es durch willkürliche Verzögerung des Tempo's, durch Tremuliren und dynamische Uebertreibung noch mehr. — Den Glanzpunkt des ersten der beiden von Herrn Prof. Wüllner geleiteten Concerte bildete Chopin's Clavierconcert in E-moll, gespielt von Frau Annette Essipoff. Berauschender Rosen- und Veilchenduft quillt aus diesen Tönen. Wer hat jemals die berühmte arpeggirte Stelle so herrlich gespielt? So erzählt Scheherezade reizende Märchen. Und wie folgte der wunderbare Bechstein-Flügel diesen Händen! Es war ein Genuß seltenster Art. — Im zweiten Concert concentrirte sich das Interesse auf die F-dur-Symphonie von Felix Dräseke, einem hochbegabten Musiker, begabt genug, sich aus den seine wahre Natur niederzwingenden, irrenden Einflüssen völlig herauszuarbeiten, den Himmel in der eignen Brust und weniger in Wagner'schen Partituren zu finden. Die Brahms'sche Rhapsodie für eine Altstimme mit Männerchor ging spurlos vorüber, obwohl Frl. Spieß die Altistin war. Unter Herrn Klindworth's Direction spielte Joachim das Beethoven'sche Violinconcert, sang Frau Koch-Bossenberger aus Hannover mit ungewöhnlichen Stimmitteln und stupender Gewandtheit eine reichcolorirte Concert-Arie von Mozart, spielte ferner Herr Ondricek unter stürmischem Beifall Mendelsohn's Violinconcert und sang endlich Frau Sucher aus Hamburg, die bekannte Wagner-Sängerin, mit ungleichem Gelingen zwei Arien aus „Tannhäuser" und „Widerspenstige", sowie eine Romanze von Saint-Saëns. — Aus dieser nur die Höhepunkte bezeichnenden Aufzählung läßt sich der reiche Inhalt der Concerte, nebenbei aber erkennen, von welcher überragenden Bedeutung Professor Joachim für unser Musikleben ist.

Aus der langen Reihe von Clavirvirtuosen, welche sich hören ließen, verdienen zwei an die Spitze Aller gestellt zu werden: Eugen d'Albert, der Einundzwanzigjährige, und Arthur Friedheim, ein echter Lisztianer. Beide schoben das Niveau der pianistischen Kunst um viele Grade nach oben und nahmen selbst hoch über ihm Platz. Also ist das echte Virtuosenthum doch noch nicht todt. Der Pianist schlechtweg ist ja im Ensemble unseres Lebens so unvermeidlich, wie das Clavier unter den Möbeln. Alle Räthsel der Technik scheinen gelöst; dem Techniker ist Alles zugänglich. Alles? O nein. Die Ungleichheit unter den Fürsten des Clavierspiels bleibt sogar dem Laien nicht verborgen. Wie weit sie Musiker sind, das entscheidet, und zwar das allein. Auf dieses Capitel kommen wir später zurück. — Zuletzt sei des Besten gedacht: der Soiréen des Professoren-Quartetts Joachim — de Ahna — Wirth — Hausmann, um deren Genuß uns die Welt beneidet. Mögen sie uns auch ferner und lange noch erquicken! —

Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Der Uebergang vom alten in das neue Jahr hat sich allenthalben gleich geräuschlos vollzogen. Das Zeitalter der politischen Neujahrsüberraschungen, deren Europa sich nach dem 1. Januar 1859 zu gewärtigen hatte, ist seit funfzehn Jahren geschlossen, und da, wo heut' zu Tage dergleichen Ueberraschungen allein möglich wären, war man von jeher gewöhnt, schweigend seine Pflicht zu thun und sorgfältig Alles zu vermeiden, was als prunkende Schaustellung des durch diese Arbeit erworbenen Einflusses gedeutet werden könnte. Nicht nach Westen, nach Osten hat die Weltgeschichte sich gewandt. Seit Jahr und Tag bewegt die von Berlin geleitete große Politik sich in Gleisen, an denen nur noch die grundsätzlichen Gegner der bestehenden Ordnung Etwas geändert zu sehen wünschen, — in Gleisen, deren Richtung von dem französischen Staatswagen nachgerade ebenso gefolgt wird, wie seitens der verbündeten Mächte des Nordostens. Das britische Inselreich geht allerdings eigene Wege, — wohin dieselben führen sollen, scheinen die Betheiligten selbst aber nicht zu wissen. Ueber die Directions- und Marklosigkeit dessen, was Mr. Gladstone und Lord Granville ihr „System" nennen, wird nirgend lauter geklagt, als in England, wo es lediglich Rücksichten innerer Politik sind, welche die rathlosen Nachfolger Lord Beaconsfields am Leben erhalten. Erben hat der verstorbene Toryführer weder dem Fleische noch dem Geiste nach hinterlassen. Der angeblich fähigste derselben, Graf Salisbury, verdankte seine Erfolge von 1878 lediglich der Bereitwilligkeit, mit welcher er sich der Leitung des letzten bedeutenden Parlamentariers alt-englischer Schule überlassen hatte. Wo diese Leitung fehlte — wie z. B. bei Gelegenheit der Constantinopolitanischen Conferenz vom Winter 1876/77, hat der Graf keine Lorbeeren geerntet, rücksichtlich der inneren Fragen aber fast regelmäßig die Ungeduld und Maßlosigkeit des Dilettanten verrathen. Von der berühmten alten Toryschule ist nichts als der Name übrig geblieben. Von Namen und großen Erinnerungen aber läßt sich in unseren Tagen rücksichtsloser Kritik nicht mehr leben. — Wie anderswo ist auch in England des Einen Tod des Andern Brod; das Cabinet Gladstone-Granville lebt von dem Mangel einer in Betracht kommenden Mitbewerberschaft, und da, wo eine solche Mitbewerberschaft besteht — auf dem Gebiete der auswärtigen Politik — ist sein Leben bereits seit geraumer Zeit zum bloßen Vegetiren herabgekommen. Hätte die britische Regierung vom April des Jahres 1880 in der öffentlichen Meinung überhaupt noch Etwas zu verlieren gehabt, so wäre sie durch die im letzten Monate des vorigen Jahres erfolgten Veröffentlichungen der deutschen Weißbücher um den Rest ihres Credits gekommen; aber da nichts zu verlieren war, hat es im In- und Auslande einfach „Legt's zum Uebrigen" geheißen. Mit Lord Granville's südafrikanischem Fiasco hängt es zusammen, daß die von britischer Seite unternommenen Versuche, unsere Besitzergreifungen an der Nordküste Neu-Guinea's und im neubritischen Archipel mit einem Proteste der australischen Colonial-Verwaltungen zu beantworten, nirgend in der Welt auch nur die Spur eines Eindrucks gemacht haben.

Die Entschlußlosigkeit der Centralstelle hat sich den Gliedern des anglo-sächsischen Weltreichs längst mitgetheilt, und das vorliegenden Falls angewendete Mittel, die Colonial-Regierungen davor zu schieben, wo ein entscheidendes Wort allein von entscheidender Stelle eine gewisse Wirkung hätte üben können, verrieth von vornherein, daß die Flinte ins Korn geworfen worden sei. Möglich, daß eine künftige englische Regierung die Drohung Sir Robert Moriers, des neuernannten Botschafters für St. Petersburg, wahr zu machen versucht, nach welcher „der deutsche Dogge für den englischen Riesenfisch erst angreifbar geworden ist, seit er sich auf die kleine koloniale Fischzucht gelegt hat", — so lange Mr. Gladstone am Ruder bleibt, wahrscheinlich aber noch sehr viel länger, ist in dieser Hinsicht nichts zu fürchten. Englands Anspruch auf die Herrschaft über alle der Schifffahrt zugänglichen Küstenländer der fremden Welttheile bedeutet seit dem Emporkommen der Vereinigten Staaten ein bloßes Wort. Da wo dieser Anspruch überhaupt noch geltend gemacht werden kann, begegnet er regelmäßig dem Widerspruch Frankreichs, Rußlands, der Niederlande und derjenigen südeuropäischen Seemächte, die ihre Interessen richtiger zu beurtheilen wissen, als das von Herrn Mancini regierte Italien. Seit Deutschland auf eignen Füßen steht, vermag dasselbe diesen Mächten einen Rückhalt zu bieten, dessen Stärke in der ägyptischen Angelegenheit bereits erprobt worden und dessen Fortdauer auf Gegenseitigkeit gegründet ist. Kein sichereres Mittel, uns mit mitinteressirten Genossen zu umgeben, als daß England die verschollenen Weisen einer verschollenen Zeit wieder aufspielt und sich dann regelmäßig davon überzeugt, daß das seit dem Jahre 1871 bestehende Europa aufgehört hat, nach denselben zu tanzen.

Nirgend lassen sich die Wirkungen der von den Gladstone und Granville in Sachen Südafrika's und Aegyptens verschuldeten moralischen Niederlage und der Isolirung Englands deutlicher nachweisen, als in Frankreich. Zum Stillstande ist der Einfluß der Revanche-Partei erst gebracht worden, seit die Regierung Ferry's durch die Erfahrung darüber belehrt worden ist, daß es eines Gegengewichts gegen des ehemaligen Alliirten überseeische Prätensionen bedarf und daß derselbe allein durch den Anschluß an die Ostmächte gewonnen werden könne. Noch vor Jahresfrist wären Auslassungen über Deutschlands afrikanische und australische Colonialpolitik, wie sie gegenwärtig in der Mehrzahl der ernsthaften Pariser Blätter zu finden sind, ganz undenkbar gewesen. Erst seit dem Mai vorigen Jahres wird Deutschlands Einfluß auf die ägyptische Frage geradezu als französisches Interesse angesehen und aus dem Verzicht auf die Ueberlieferungen der berühmten entente cordiale kaum mehr ein Hehl gemacht. Noch in diesen letzten Tagen ist erlebt worden, daß eines der angesehensten republikanischen Organe (der „Temps") den im Besitz einer französischen Gesellschaft befindlichen Bezirk Scheik Said (an der Straße von Bab-el-Mandeb) dem Erwerbe durch die deutsche Reichsregierung förmlich empfahl und daß der Antrag auf Zuziehung deutscher und russischer Vertreter zu der ägyptischen Liquidations-Commission nirgend in der französischen Presse auf Widerspruch stieß, im Hinblick auf die Unannehmbarkeit der neuesten englischen Vorschläge vielmehr gutgeheißen wurde. Radicale und Monarchisten haben sich allerdings nicht nehmen lassen, Herrn Ferry wegen seiner nahen Beziehungen zu Berlin Vorwürfe zu machen, — die Art, in der es geschah, entbehrte aber so sichtlich der inneren Wärme, daß sie nirgend Eindruck zu machen vermochte und daß das Pariser Cabinet völlig ungestört auf dem beschrittenen Wege weitergeht. Der Staatsmann, der das unerhörte Wagestück der Lossagung von Gambetta's Tradition unternommen, galt für dieses „Meisters" rechten Erben und genießt eines Ansehens, wie es seit dem Tode des Herrn Thiers kein Minister-Präsident vor ihm besessen. Wo sonst in der Welt hätte eine Budget-Erledigung durchgesetzt werden können, wie sie Herrn Ferry anstrengungslos gelungen ist? Trotz der schweren Enttäuschungen, welche das Scheitern der auf den Vertrag von Tientsin gesetzten Erwartungen dem Ministerium vom März 1883 gebracht hat, steht dasselbe zu Anfang dieses Jahres fester da, als im Januar 1884, wo sein Rücktritt „aux pâques où à la trinité" von der Oppositionspresse immer wieder vorausgesagt wurde. Sonst sah man es als Zeichen des

Niedergangs einer Regierung an, wenn dieselbe partieller Erneuerungen bedurfte und wenn angesehene Minister sich freiwillig zurückzogen. Dem Rücktritt des Handelsministers Hérisson ist neuerdings derjenige des General Campenon gefolgt, — Niemand aber kommt es in den Sinn, darauf Schlüsse auf die Erschütterung der Stellung des Viermänner-Bundes Ferry, Waldeck-Rousseau, Tirard und Martin-Feuillet zu ziehen!

Durch Herrn Campenon's Ausscheiden aber hat die Regierung Frankreichs unzweifelhaft einen Verlust erlitten. Der ehemalige College Gambetta's (15. November 1881 bis 29. Januar 1882) und fünfzehnte Kriegsminister der republikanischen Aera genoß eines Ansehens in der Armee, das seine Unbeliebtheit bei der Volksvertretung reichlich aufwog und aus diesem Grunde der Regierung wesentlich zu Gute kam. Die von dem energischen und selbständigen Soldaten stets bekannte Abneigung gegen das Institut der Einjährig-Freiwilligen beruhte nicht auf vorgefaßten Meinungen, sondern auf den Erfahrungen, die im Verlauf eines Jahrzehnts mit der Disciplinlosigkeit der vornehmen Jugend und mit der Unpopularität des Systems der allgemeinen Dienstpflicht in Frankreich gemacht worden waren. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Thibaudin sah General Campenon (wie vor ihm de Ciffey und Billot gethan hatten) in der selbständigen Vertretung der militärischen Interessen seine Aufgabe, in der Unterordnung derselben unter Rücksichten des Parteiinteresses und der parlamentarischen Taktik den alleinigen Grund für das Scheitern der bisher angestellten Organisationsversuche, — und die Mehrheit der gebildeten Franzosen stand dabei auf seiner Seite. Daß der neue Minister Leval den entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, wird der Verwirklichung der Pläne, welche der Freund Thibaudin's mitbringt, vielleicht für den Augenblick zu Gute kommen, der Sache selbst dagegen schwerlich nützen, auf die ohnehin verstimmte Armee aber einen ungünstigen Eindruck machen. Für Herrn Ferry war die Nothwendigkeit, die Beendigung des chinesischen Krieges mit allen überhaupt verfügbaren Mitteln ins Werk zu richten und den Befehlshabern in Ostasien die dringend verlangten Verstärkungen zu senden, eine so gebieterische, daß er den Minister, der zuvor die Bildung einer Colonialarmee zum Abschluß bringen wollte, gehen lassen mußte; leicht mag ihm der Entschluß aber nicht geworden sein, denn thatsächlich zerstört jede neue Veränderung an der militärischen Central-Verwaltungsstelle ein weiteres Stück dessen, was in der Armee von autoritärem Geiste übrig geblieben. So lange kein Rekrutirungsgesetz vereinbart ist, hängt die Organisation des Heeres in der Luft, mit jedem Wechsel der auf dieses Ziel gerichteten Pläne aber wird die Sache schwieriger. Was unter dem frischen Eindruck der Niederlagen von 1870 und 1871 nicht gelang, erscheint doppelt fraglich, wo die Macht der alten Tradition gebrochen ist, ohne daß sich eine neue zu bilden vermocht hätte. Die zunehmende Schärfe der Parteigegensätze theilt sich mehr und mehr der Armee mit, die daran gewöhnt wird, die Organisationsfragen vornehmlich unter den Gesichtspunkten des Fractionsinteresses zu beurtheilen und in den Dienst heterogener Zwecke zu stellen, — die Regierung aber hat so vollauf mit andern Dingen zu thun, daß die für die Sicherheit des Landes maßgebende Angelegenheit zu einer Aufgabe unter vielen herabsinkt. Im Vordergrunde stehen zur Zeit einmal die wirthschaftlichen und finanziellen Probleme, deren Lösung mit einer Ungeduld erwartet wird, die für die Heeresorganisation einen nur mäßigen Antheil übrig läßt. Dem französischen Bauern ist an einer Entscheidung der Anträge auf landwirthschaftliche Schutzzölle, dem Industriellen an einem Verdict über den zwischen Seidenwebern und Baumwollspinnern entbrannten Streit ungleich mehr gelegen, als an dem Zustandekommen einer definitiven Einrichtung der bewaffneten Macht. Im Vordergrunde der Scene stehen allerdings die Eifersüchteleien der parlamentarischen Parteien, und weil diese die Pariser Presse beherrschen, hat es zuweilen den Anschein, als gehörten die wirthschaftlichen Entreprisen erst in den zweiten Rang. Thatsächlich waltet das umgekehrte Verhältniß ob und führt die Schwierigkeit der wirthschaftlichen Lage der Agitation für Umgestaltung des Zolltarifs fortwährend neue Hilfstruppen zu. Außerordentlich interessant sind in dieser Hinsicht die Protokolle der parlamentarischen Enquête-Commission, deren in die Provinzialstädte entsendete Dele-

gationen bereits wiederholt mit agrarischen Fragen befaßt gewesen sind. In den Seestädten und in Paris haben die von L. Say geführten Freihändler die Oberhand behalten, im Binnenlande ist die Enquête-Commission dagegen Anschauungen anderer Art begegnet. Der Präses der Handelskammer von Lille und die Vertreter der Arbeitersyndicate des benachbarten Armentières sind für die Nothwendigkeit, ihren „grand consommateur" den Landmann mit Hilfe von Getreide- und Viehzöllen wieder kaufkräftig zu machen, mit wahrem Feuereifer und, wie sie versicherten, in Uebereinstimmung mit der großen Mehrheit ihrer Berufsgenossen vorgegangen. Auf Maßnahmen zum Schutze der Landwirthschaft scheint von dieser Seite noch größeres Gewicht gelegt zu werden, als auf die Ablehnung der, fast allenthalben in Nordfrankreich lebhaft bekämpften, Lyoner Anträge auf Zulassung englischer Baumwollgarne. — Das den Landwirthen verpfändete Versprechen eines „mäßigen" Getreidezolles gedenkt das Ministerium Ferry durch Einführung eines Satzes von $2^1/_2$ Francs für Weizen einzulösen; die vom Departement de l'Aisne aus geleitete agrarische Agitation aber will sich damit nicht mehr zufrieden geben, sondern fordert zum mindesten 5 Francs, indem sie verrechnet, daß der im Norden des Landes marktgängige Preis von 19 bis 22 Francs gerade um den erwähnten Betrag hinter den Selbstkosten zurückbleibe. Inzwischen aber hat dieses Argument dadurch seine Bedeutung verloren, daß im Hafen von Dünkirchen indischer Weizen zum Preise von 14 bis 15 Francs verkauft, der französische Producent mithin nicht mehr um 5, sondern um 10 bis 12 Francs unterboten wird, und daß an eine auf diese Höhe geschraubte „Preisregulirung" begreiflicher Weise aber nicht zu denken ist.

Dem Austrag der über die Zollfragen entbrannten Controversen wird man um so gespannter entgegen sehen, als der wirthschaftliche Rückgang des Landes in der That höchst bedenkliche Verhältnisse angenommen hat und eine Besserung nach keiner Seite abzusehen ist. Während der ersten elf Monate des vorigen Jahres waren die Steuererträge um nicht weniger als 56 Millionen hinter den (bekanntlich auf Durchschnittsberechnungen beruhenden) Voranschlägen zurückgeblieben, — die Hauptcontingente zu diesen Ausfällen aber hatten zwei für den öffentlichen Wohlstand und die geschäftliche Lage in der That im höchsten Grade charakteristische Rubriken geliefert: der Fehlbetrag der Abgabe von Grundeigenthumsübertragungen bezifferte sich auf 39 Millionen, derjenige der Zölle auf rund 12 Millionen. Die Entwerthung des Grund und Bodens soll auf dem flachen Lande noch fühlbarer sein, als in den Städten, — das von einer seit Jahr und Tag andauernden Häuser-Krisis arg mitgenommene Paris mit eingeschlossen. Dabei ist die vorigjährige Ernte fast allenthalben eine günstige gewesen und zufolge des Erlöschens der Phylloxera nach vielen Jahren einmal wieder in größerer Menge Wein geerntet worden. — Höchst verwunderlich nimmt es sich aus, daß die Thatsache der Entwerthung des Grund und Bodens und der förmlichen Verödung gewisser Landschaften auch von den französischen Freihändlern eingeräumt wird, daß *ausreichende* Erklärungen für diese der Hauptsache nach plötzlich hereingebrochene Erscheinung aber nirgend haben gegeben werden können. Auch wenn es um die Weiterentwicklung der französischen landwirthschaftlichen Cultur wirklich so übel bestellt wäre, wie gewisse Oekonomisten behaupten, so bliebe unaufgeklärt, warum die darauf bezüglichen Entdeckungen erst *jetzt* gemacht worden sind, und warum gleichzeitig das Votum einer englischen Autorität vorliegt, nach welchem man *da* am Schlimmsten daran ist, wo am Reichlichsten meliorirt und mit der bloßen „Routine" am Vollständigsten gebrochen worden ist!

Es ist an dieser Stelle bereits früher erwähnt worden, daß die auf der westlichen Culturwelt lastenden Nöthe in dem schwach bevölkerten, wesentlich in der Naturalwirthschaft stecken gebliebenen Osten des Welttheils noch drückender empfunden werden, als bei uns. Vom Riga'schen Meerbusen bis an das Gelände des Schwarzen Meeres hinab liegen Handel, Industrie und Landwirthschaft in kaum dagewesener Weise darnieder, weil ihre Erzeugnisse nirgend Abnehmer zu finden vermögen. Das Ausland ist überreichlich versorgt, im Inlande fehlt die Kaufkraft, auf welche man gerechnet

hatte. Inzwischen aber nimmt die Arbeit der wirthschaftlichen Erschließung neuer, für den Mitbewerb erst zu gewinnender Ländermassen unaufhaltsam ihren Fortgang und stehen dem Verkehrswesen der alten Welt Umwälzungen bevor, die trotz geringeren Umfangs den amerikanischen Riesenbauten an Wichtigkeit nichts nachgeben. Die seit Jahren discutirte Erbauung einer Eisenbahn bis in das Herz Sibiriens (Tobolsk) ist durch einen Ende December v. J. gefaßten Beschluß des kaiserlichen Minister-Comité zu St. Petersburg so nahe heran gerückt worden, daß man in Rußland bereits mit den praktischen Folgen der getroffenen Entscheidung zu rechnen beginnt. Gegen die allgemeine Erwartung ist beschlossen worden, der projectirten Linie die Richtung nach Süden zu geben und Sibirien nicht mit Moskau und der Ostsee, sondern dem Schwarzen Meere direct zu verbinden. Die sibirische Strecke soll über Slatoust (einen wegen seiner Eisenwerke wichtigen Ort am Fuße des Ural) nach Ufa, der jüngsten europäisch-russischen Gouvernementsstadt, führen und von dort über Samara an den Don und an das Schwarze Meer fortgesetzt werden, damit die schweren sibirischen Exportartikel einen Theil ihrer weiten Reise auf Flußfahrzeugen zurücklegen können. Auch hier wird es sich darum handeln, den europäischen Märkten Erzeugnisse der Land- und Forstwirthschaft zuzuführen und (wie die „Russ. Petersb. Zeit." rühmend hervorhob) der Welt zu beweisen, daß Sibirien aufgehört hat, ein Pelz- und Bergwerksland zu sein. Die Moskauer Klagen darüber, daß diese Entscheidung die Hoffnungen auf Erschließung neuer weiterer Absatzgebiete für die centralrussische Industrie zu Boden schlagen und am Ende nur „Europa", nicht Rußland, zu Gute kommen werden, haben trotz der ausgesprochen protectionistischen Tendenz der Centralstelle bis jetzt keine Erhörung gefunden. — Politische Meldungen von allgemeinem Interesse sind auch während der letzten Wochen aus Rußland nicht eingegangen. Die Regierung beschränkt ihre Thätigkeit auf stricte Erhaltung der bestehenden Zustände, an denen weder im liberalen noch im „Katkow'schen" Sinne etwas geändert werden soll, — der nicht vollständig von ökonomischen Sorgen in Anspruch genommene Theil der Bevölkerung aber unterhält sich mit nie endenden Scandalprocessen und mit unfruchtbaren Speculationen über die Zukunft des Slawenthums. Neben lebhaften Verstimmungen über das Vordringen des griechischen Einflusses in Macedonien und über die durch das Einvernehmen mit den Nachbarmächten bedingte Zurückhaltung der russischen Politik auf der Balkanhalbinsel, spielt der Streit über die bevorstehende Methodiusfeier in den slawistischen Kreisen augenblicklich die Hauptrolle. Da der vor nächstens tausend Jahren verstorbene Slawenapostel und Bibelübersetzer Methodius vor der Spaltung der Kirchengemeinschaften von Rom und Byzanz sein Missionswerk getrieben, nehmen beide Kirchen den Heiligen für sich in Anspruch. Nachdem russischerseits bereits im Sommer v. J. ein großes orthodoxes und slawisches Kirchenfest angekündigt worden war, haben polnische und mährisch-czechische Katholiken mit Unterstützung der Curie eine Feier vorbereitet, die in Mähren begangen und von allen — mindestens allen katholischen — Slawenstämmen beschickt werden soll. Russischerseits hat man in diesem Unternehmen einen österreichischen Schachzug erblicken zu müssen geglaubt, der bestimmt sein soll, Rußland von den süd- und westslawischen Stämmen zu trennen, dem orthodoxen einen katholischen Slawismus gegenüber zu setzen und ein habsburgisches Protectorat über denselben zu verkündigen. Vorschub wird dieser Auffassung durch die außerordentliche Heftigkeit geleistet, mit welcher die polnische Presse für die mährische und gegen die russische Methodiusfeier Partei ergriffen und Gelegenheit genommen hat, ihrem verhaltenen Grimm über die gewaltsame Niederschlagung der von den podolischen Unirten in Rom erhobenen Beschwerden Ausdruck zu geben. Moskauischerseits hat man in ebenso erregtem Tone replicirt, weil man die Empfindung hat, daß es mit dem russischen Einfluß und Ansehen bei den außerrussischen Slawen bereits seit einiger Zeit zurückgehe.

Ganz Unrecht hat man dabei nicht. Erst wenige Wochen ist es her, daß Herr Rieger bei Gelegenheit seines Besuchs in Pesth die Erklärung abgab, daß es einen andern, als den rein literarischen Panslawismus für ihn und seine Landsleute nicht gebe und

daß er an politische Verbindungen, die über die österreichisch-ungarische Reichsgrenze hinausreichten, niemals gedacht habe. Serbien hat um dieselbe Zeit mit dem neuerwählten ökumenischen Patriarchen von Constantinopel Frieden geschlossen und sich dadurch von der guten oder übeln Meinung Petersburgs auch in kirchlicher Beziehung emancipirt; Bulgarien fährt fort, eigne Wege zu gehen, in Macedonien beginnt die griechische Bevölkerung dem bulgarischen Vordrängen erfolgreichen Widerstand zu leisten und in Athen redet man von einem näheren Verhältniß zu dem Wiener Cabinette, wie von einem selbstverständlichen, durch die beiderseitigen Interessen bedingten Dinge. Allenthalben (so klagen Iwan Aksakow, Graf Ignatjew und die übrigen Feinde des Ministers Giers) — allenthalben ist Oesterreich der Erbe des russischen Einflusses; es erntet, wo es nicht gesäet habe, indem es die Früchte der russischen Blutarbeit von 1877—78 in seine Scheuern sammelt und von Bosnien aus politische Geschäfte treibt, denen das auf dem Berliner Congresse „festgefahrene" Rußland thatenlos zusehen muß. Und dabei kann nicht einmal geltend gemacht werden, daß es Deutsche seien, die dieses verderbliche Werk auf Unkosten des Slawenthums betreiben: slawische Hände sind es, die die Hauptarbeit besorgen, während es Deutsch-Oesterreicher waren, die der habsburgischen Orientpolitik den einzigen ernstgemeinten Widerstand leisteten!

Die Festigkeit der zu Skiernewice getroffenen Vereinbarungen hat diese Ausbrüche slawischen Mißvergnügens bis auf Weiteres um jede praktische Bedeutung gebracht und eine Lage geschaffen, welche Oesterreich die ungehemmte Wahrnehmung seiner legitimen Interessen, dem deutschen Reiche die Fortsetzung seiner Friedensarbeit sichert. Die mit den aufständischen Schwarzen von Heakstowne gewechselten Flintenschüsse haben diese Arbeit keinen Augenblick unterbrochen und werden voraussichtlich für längere Zeit die einzigen sein, die aus deutschen Gewehren abgefeuert worden. Auf Gegner, die offen in die Schranken getreten waren, ist die deutsche Colonialpolitik weder im Auslande, noch im Inlande gestoßen; die Versuche, den Gang derselben in der Stille und durch kleine Chicanen aufzuhalten, können aber bereits gegenwärtig als gescheitert angesehen werden. Die ungeheure Mehrheit der Nation steht so voll und so ganz unter dem Eindruck der fast anstrengungslos vollzogenen deutschen Fußfassungen in Süd-Afrika und Australien, daß sie auf der Weiterführung des begonnenen Werkes unter allen Umständen bestehen wird. Die Theilnahme an den Meldungen aus unsern jungen Colonien hat selbst die wichtigen socialpolitischen Vorlagen (Ausdehnung des Unfallversicherungsgesetzes auf die Arbeiter der Transportgewerbe, der land- und der forstwirthschaftlichen Betriebe) in den Hintergrund gedrängt und die Schärfe der Parteigegensätze wenigstens für den Augenblick unwirksam gemacht. Lange wird die Wiederbelebung derselben freilich nicht auf sich warten lassen, denn der längst erwartete Antrag auf Erhöhung der Getreidezölle steht dem Anscheine nach unmittelbar vor der Thüre. Die Entscheidung darüber wird wesentlich bedingt sein durch das Verhalten der Centrumspartei, die seit Ablehnung des Windthorst'schen Antrages drauf und dran ist, sich als Oppositionspartei quand même einzurichten. — An den Kreisen, welche sich durch diese Fraction vertreten lassen, sind die Vorgänge, welche das Leben der übrigen Deutschen bewegten, eben spurlos vorübergegangen. Für die Partei der Freisinnigen konnte es eine Verlegenheit bedeuten, daß Tausende von Deutschen der verschiedensten Parteien zu dem Reichstagsbeschlusse vom 15. December v. J. Stellung nahmen, denn die Wähler, mit denen die liberale Opposition zu rechnen hat, werden von nationalen Gedanken bewegt, — sie leben in und mit der Zeit. An den Mauern, hinter denen die Wählerschaft der Centrumspartei sich verschanzt hat, hört die Welt dagegen auf. Ob für oder wider die nationale Sache, an der Seite des Fortschritts oder im Bunde mit den Conservativen marschirt, in freihändlerischem oder in protectionistischem Sinne gestimmt wird, ficht diese Wählerschaften nichts an, so lange ihnen plausibel gemacht wird, daß das Interesse der Curie die eine oder die andere Taktik bedinge. Die Führer aber geben, soweit an ihnen ist, das Beispiel starrer Unzugänglichkeit für die vitalsten Interessen der Nation. Von ihnen gilt, was die Sphinxe der „classischen Walpurgisnacht" von sich rühmten:

„Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden,
Und verziehen kein Gesicht."

Treten diese starren Fanatiker der Reflexion einmal in anderen Veranlassungen, als denjenigen des häuslichen Vortheils hervor, so geschieht das regelmäßig und nachweisbar in der Absicht, neue Standpunkte für Aufstellung ihrer Geschütze zu gewinnen, oder behufs Bereicherung ihres Arsenals politische Tauschgeschäfte zu machen. Gewinnbringend sind diese Geschäfte schon seit geraumer Zeit nicht mehr, — um nicht zum Stillstande verurtheilt zu sein, müssen große Firmen unter Umständen aber auch an unvortheilhaften Unternehmungen Theil nehmen: über die damit verbundenen Verluste tröstet man sich dann mit dem Bewußtsein, daß überhaupt ein „Umsatz" erzielt worden. Ob dieser Trost wohl auch Tags nach jener Reichstagsverhandlung vom 10. Januar 1885 vorgehalten hat, in der Herrn Windhorst's Rechnung auf fortschrittliche Unterstützung gegen die Colonialpolitik des Reichskanzlers so schmählich getäuscht wurde? Nie hat der sonst so umsichtige Centrumsführer in einer und der nämlichen Rede zwei so schwerwiegende Fehler begangen, wie das am 10. Januar geschehen ist. Die Berufung auf „die Wünsche, Aufträge meiner Wähler" war gleichbedeutend mit dem Eingeständniß, daß die Absperrung des clerikalen Hinterlandes gegen die deutschen Zeitgedanken eine vollständige geblieben sei, — der von Herrn Windthorst unternommene Streifzug auf das Gebiet der großen Politik aber stellte sich als ein Abenteuer dar, dessen unglücklicher Ausgang im Voraus feststand. Ob es nach den Erfahrungen dieser letzten Wochen wohl noch Politiker geben wird, die an der Meinung festhalten, daß unter den Parteien der Opposition das Centrum diejenige sei, mit welcher der Reichskanzler am leichtesten zu einer Verständigung gelangen könnte?

Literarische Rundschau.

Zur Sprachwissenschaft.

Sprachwissenschaftliche Abhandlungen von Karl Abel, Dr. phil. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Von den zwölf Abhandlungen, in die das vorliegende Buch zerfällt und die zum Theil als Vorträge in wissenschaftlichen Gesellschaften Londons gehalten worden, also ursprünglich englisch geschrieben sind, gehören die ersten drei, sowie die fünfte und sechste dem Inhalt nach zusammen; eine zweite Gruppe bilden die vierte, siebente, achte und neunte Abhandlung, die zehnte und elfte schließen sich inhaltlich der ersten Gruppe an, während die zwölfte wieder der zweiten Gruppe zuzuzählen ist — eine Anordnung, die dem Werthe des Buches keineswegs Abbruch thut, sondern ihm eine wohlthuende Abwechslung und fesselnde Frische verleiht.

Die Resultate des Buches sind zum Theil neu, zum Theil rücken sie ältere Forschungen in ein neues interessantes Licht, oder geben eine tiefere Begründung für dieselben; durchgängig aber zeigt der Verfasser, wie die Sprachwissenschaft eine wahrhaft universale Wissenschaft ist, die auf die höchsten und niedrigsten Erscheinungen des menschlichen Geisteslebens interessante Schlaglichter fallen läßt, aber auch umgekehrt von einem richtigen Verständniß der Bestrebungen und bethätigungen des Menschengeistes, wie sie die Geschichte der Völker aufweist, am Bedeutsamsten gefördert wird.

Die erste Abhandlung „Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise" zeigt in geistvoller Weise, wie die Sprache „die genaueste Photographie der den Mitgliedern eines Volkes eigenthümlichen und gemeinsamen Gedankenwelt ist". Der Verfasser sieht in jeder Sprache „den Quell göttlicher Vernunft rieseln, in manchen nur ein Bächlein, in anderen den weiten, tiefen Strom". Die Folgerungen, die sich hieraus über den in unseren Tagen so heftig entbrannten Nationalitätenkampf ergeben, erscheinen uns der höchsten Beachtung der maßgebenden Kreise werth.

Die zweite Abhandlung „Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neueren Sprachen" zeigt am Lateinischen, Englischen, Hebräischen und Russischen, wie die „Liebesworte" besonders geeignet sind, „den Werth der Sprache als einer wahren Selbstschilderung der Völker zu erläutern".

Die dritte Abhandlung von den „englischen Verben des Befehls" ist ein sprachliches Charaktergemälde von elf synonymen Verben des Befehls, das zwar ein Meisterstück der synonymischen Begriffsmalerei, aber dennoch von den vom Verfasser im Eingange der vierten Abhandlung aufgezeigten Mängeln solcher Gemälde nicht ganz freizusprechen ist.

In der fünften Abhandlung „Ueber philologische Methoden" erstrebt der Verfasser eine geistvollere Behandlung der Erlernung fremder Sprachen, und gibt in der sechsten „Ueber Verbindung von Lexikon und Grammatik" ein Mittel dafür an.

Die zehnte Abhandlung „Ueber die Möglichkeit einer gemeinsamen Schriftsprache aller Slawen" weist aus linguistischen, literarischen und politischen Gründen dem Russischen die höchste Bedeutung unter den slawischen Sprachen an.

Von geringerem Interesse für nichtfachmännische Kreise ist die elfte Abhandlung „Ueber einige Grundzüge der lateinischen Wortstellung". In allen

bisher genannten Abhandlungen ergeben sich außer den Hauptresultaten noch eine Menge überraschender Einzelresultate.

Dennoch halten wir die zweite Gruppe der Abhandlungen für die bedeutsamere der ganzen Sammlung. Die Abhandlung „Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter und das Werden des Sinnes" zeigt unter Anderem, wie in der Sprachentwicklung einem Zustande großen Reichthums synonymer und in ihrer Bedeutung vom ganzen Volke scharf auseinander gehaltener concreter Begriffe eine Verarmung an solchen anschaulichen Begriffen auf einer höheren Stufe der Cultur gefolgt und eine ungleiche Betheiligung von Seiten des Volkes an der Entwicklung des Gedanken- und Wortschatzes eingetreten ist. Sie kommt zu dem paradox klingenden Resultate, „daß nicht jeder Deutsche deutsch und jeder Engländer englisch spreche", sondern daß „Jedem von uns nur der innerhalb seines Bildungsgrades gelegene Theil seiner Muttersprache verständlich ist, weil er seine eigne Vernunft und seinen eignen Verstand ausmacht". Daß „nur gebildete Selbstdenker, welche neue Begriffe durch eigenthümliche Zusammenstellung oder Abänderung alter schaffen", über das Wörterbuch der Sprache hinausgehen, können wir dem Verfasser auf Grund unsrer Beobachtungen an der Kindersprache durchaus nicht zugeben. Viele seiner Einzelresultate finden wir durch die Beobachtungen über die Entwicklung der kindlichen Sprache bestätigt. Noch mehr gilt dies für die beiden Abhandlungen, die sich mit dem größten Problem der Sprachforschung beschäftigen: „über den Ursprung der Sprache" und „über den Gegensinn der Urworte". Des Verfassers Verdienst scheint uns darin zu liegen, daß er an der Hand eines außerordentlich reichen sprachlichen Materials den Grundfehler aller bisherigen Untersuchungen über den Ursprung der Sprache aufgedeckt hat. Derselbe liege in der falschen Voraussetzung, daß die Sprache immer verständlich gewesen sei. Was er hier durch ägyptische Beispiele zeigt, lehrt die Beobachtung der Kindersprache in überraschender Weise. Wir wundern uns billig, daß dem Verfasser der Parallelismus in der Sprachentwicklung des Kindes und der Sprachentwicklung eines und desselben Volkes vom Zustande der Uncultur bis zu dem der Cultur ganz unbekannt zu sein scheint. Auch beim Kinde ist der Gang der Sprachentwicklung „allmäliges Auftauchen aus vagem Ton und Sinn in gesonderten Laut und präcisirte Bedeutung". Und auch seine Lehre vom „Gegensinn der Urworte", wonach die ersten sprachlichen Begriffe zwei einander entgegengesetzte Bedeutungen in sich befaßt haben, wird durch die Beobachtungen der Kindersprache bestätigt und somit gestützt. (Man vergl. hierzu Preyer, die Seele des Kindes, 1. Aufl. S. 328 und 359, 2. Aufl. S. 318 und sonst, und meine eigenen „Beobachtungen und Bemerkungen über die Entwickelung der Sprache des Kindes" S. 18.)

Eine weitere Frucht von des Verfassers „Koptischen Untersuchungen" ist die Abhandlung „Koptische Intensivirung". Das Endresultat derselben ist: „Der Wahrscheinlichkeit, daß einst in jeder Sprache bestimmten Lauten bestimmte Begriffsschichten vorzugsweise entsprochen hätten und daß dieses Entsprechen nur durch späteren Abfall verdunkelt worden sei — einer Wahrscheinlichkeit, welche, aus der Vernunft der Sprachschöpfung hervorgehend, durch die Klangmalerei aller Idiome unterstützt wird — tritt eine thatsächliche historische Erkenntniß, örtlich und begrifflich beschränkt, aber sicher und handgreiflich bestätigend zur Seite."

Doch wir dürfen unsere „Kritik" des trefflichen Buches nicht mit dem eben citirten Satze beschließen, mit dem der Verfasser es selbst zu beschließen für gut befunden hat, sondern mit einem Danke für die überaus reiche Fülle der dargebotenen werthvollen Belehrungen und Anregungen und mit dem Wunsche, dessen Verwirklichung wir sicher hoffen, daß das Buch einen recht zahlreichen Leserkreis finden möge, umsomehr als die Diction eine sehr anziehende ist; dies tritt besonders in der achten Abhandlung hervor, wo der Verfasser erst das scheinbar Widersinnige aufstellt, um dann alle von uns im Stillen bereit gehaltenen Einwände der Reihe nach in überraschender Weise zu entkräften. So läßt er uns gewissermaßen Theil nehmen an der Freude seines Schaffens.

Gustav Lindner.

ν. **Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung** aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Erster Band. Das Mittelalter. Dresden, L. Ehlermann. 1884.

Wir wünschen dem Verfasser Glück, daß es ihm gelungen ist, eine neue Auflage seines „Grundrisses" in verhältnißmäßig rascher Zeit so weit zu fördern; und wir zweifeln nicht, daß das Buch auch in seiner neuen Gestalt viele dankbare Benutzer finden wird. Das Mittelalter hat nie zu den stärksten Partien des Werkes gehört, und man wird es auch jetzt wohl nicht dazu rechnen. Aber wie viel man auch im Einzelnen vermißt, wie viel man einzuwenden hat, wie oft man den Verfasser aus den von ihm selbst angeführten Schriften berichtigen könnte: man lernt doch fast überall, wo man aufschlägt; man findet eine verborgene Notiz, eine bisher unbekannte Abhandlung ans Licht gezogen; man entdeckt neue Autornamen, stößt auf willkommene Inhaltsangaben, genauere Büchertitel, neu nachgewiesene Exemplare seltener Schriften, kurz auf Vieles von dem, was ein „Grundriß" leisten soll und jetzt in vermehrtem Maße leistet, wenn man die erste Auflage vergleicht. Sowohl die Hinweisungen auf die Quellen als die Anführungen von Hilfsmitteln haben sich beträchtlich vermehrt; und insbesondere das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ist ungemein reich ausgestattet worden. Die Anfänge des deutschen Humanismus werden vielen Lesern daraus sehr anschaulich, und vielleicht zum ersten Male so anschaulich, entgegentreten. Es kann eine überzeugende Gewalt auch von Büchertiteln ausgehen; sie wirkt freilich nur auf die rechten Leser, welche Thatsachen zu deuten gelernt haben und zur Noth den Cicerone entbehren können. Denn eine eingehende und lebendige Charakteristik der Wimpfeling, Celtis, Bebel, Reuchlin würde man hier vergeblich suchen.

ν. **August Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur.** Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster Band. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1884.

Koberstein's bekanntes ausgezeichnetes Werk wird seit der fünften Auflage durch Karl Bartsch herausgegeben. Der Herausgeber hat den sehr richtigen Grundsatz aufgestellt, daß er seine eigene wissenschaftliche Ueberzeugung unterdrücken müsse, wo ihr eine entschiedene Ansicht Koberstein's entgegenstand. Ueber das Nibelungenlied fand er in Koberstein's Nachlaß ein ausführliches Excerpt aus seinen eigenen (Bartschens) Untersuchungen über das Gedicht; er fand es ohne Aeußerung einer abweichenden Meinung, schloß daraus, daß der Verfasser seine früheren auf Lachmann gegründeten Ansichten zu Gunsten der seinigen (Bartschschen) aufgegeben habe und veränderte danach in der fünften Auflage den früheren Text. Da nun mittlerweile ein glaubwürdiger Schüler Koberstein's, Professor Erich Schmidt in Wien, das bestimmteste Zeugniß dafür abgelegt hat, daß Koberstein der Lachmann'schen Liedertheorie „bis zu seinem Ende mit Entschiedenheit anhing" (Allgemeine deutsche Biographie 16, 362), so durfte man erwarten, in der vorliegenden sechsten Auflage den Koberstein'schen Text wiederhergestellt zu sehen. Das ist aber nicht geschehen, und der Herausgeber sagt auch kein Wort darüber in der Vorrede. Daß ihm Erich Schmidt's Artikel entgangen sei, kann man nicht annehmen, da er ihn in seiner Germania Bd. 28 S. 424 erwähnt. Es bleibt also hierüber eine Aufklärung noch abzuwarten. Im Uebrigen bedarf Koberstein's Grundriß keiner Empfehlung; und die Gelehrsamkeit des Herausgebers hat denselben überall durch nützlichen Stoff bereichert.

ο. β. **Das niederdeutsche Schauspiel.** Zum Culturleben Hamburgs. Von Karl Theodor Gaedertz. Zwei Bände. Berlin, A. Hofmann & Co. 1884.

In zwei große Abschnitte legt der Verfasser seine Darstellung des niederdeutschen Schauspiels auseinander: von den Anfängen im ausgehenden Mittelalter bis zur Franzosenzeit läuft der eine, der andere gibt die Entwicklung der plattdeutschen Komödie in unserm Jahrhundert. Dort handelt es sich um eine bereits historisch gewordene, abgeschlossene Periode; hier werden wir bis mitten in die Gegenwart hineingeführt und ein Blick in die Zukunft eröffnet sich. Als der örtliche Mittelpunkt des niederdeutschen Schauspiels bildet sich, in beiden Abschnitten, Hamburg heraus, das die vor ihm auftretenden Schwesterstädte Lübeck und Bremen auch hier schnell überholt; an die Errichtung des Hamburger Opern- und Stadttheaters ist das plattdeutsche Drama gebunden und es nimmt an der Blüthezeit unter Eckhof und Schröder Theil; später findet es ein neues Heim im Thalia-Theater unter Maurice, und erlebt seine jüngste Zeit im Karl-Schultze-Theater. Wie in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch Jacob Heinrich David und seine populären, witzigen Parodien die niederdeutsche Komödie auf ihre Höhe kam, wie zahlreiche Jüngere sich anschlossen und in frischer localer Satire das sie umgebende Leben abschilderten, stellt der Verfasser dar; er bringt eine reiche Kenntniß und lebendige Theilnahme für seinen Stoff mit und eine Fülle neuen Materials legt er vor. Eine schärfere Gruppirung, strengere Beschränkung auf das Wesentliche, und mehr durchgehende literarhistorische Gesichtspunkte wären aber wohl noch anzustreben gewesen.

ρ. **Psychologie der französischen Literatur.** Von Eduard Engel. Salon-Bibliothek. Wien und Teschen, Karl Prochaska.

Der Verfasser hätte seinem hübschen und interessanten Buche nicht das Motto voransetzen können, welches Daudet seinem „Numa Roumestan" gegeben: „Pour la seconde fois, les Latins ont conquis la Gaule". Herr Engel behauptet im Gegentheil, daß dies celtische Element sowohl in der Sprache als der Literatur der Franzosen das siegreiche sei und findet das specifisch Nationale und racenhaft Eigenthümliche allein im „Gaulois". Mit großer Virtuosität führt er diesen ethnologischen Grundzug an dem vorhandenen Material aus, welches er, als Verfasser einer Geschichte der französischen Literatur, vollkommen beherrscht; und gibt unter diesem Gesichtspunkt sehr geistreiche, im Ganzen auch zutreffende Bemerkungen über die französische Sprache, den Charakter der französischen Literatur und ihre hauptsächlichen Strömungen, worauf, gewissermaßen als Beweis seiner Thesis,

eine Reihe von Porträts derjenigen Autoren folgt, welche ihm als vorzugsweise „gallisch" erscheinen: Rabelais, Montaigne, Boileau, la Rochefoucault, Lafontaine, Corneille, Molière, Montesquieu, Voltaire, Jean Jacques Rousseau, Diderot, Beaumarchais, Béranger, Alfred de Musset, Victor Hugo, Dumas fils, Balzac, Zola. Die Charakteristiken sind ebenso knapp als scharf, aber ihrer ganzen Natur nach einseitig: sie geben nicht das volle Bild der literarischen Persönlichkeit, sondern nur den typischen Zug derselben, auf welchen es dem Verfasser ankommt. Indessen ist eine solche Art der Betrachtung, welche in den Grenzen des zierlichen Bandes mehr aphoristisch angedeutet als systematisch ausgeführt werden konnte, wenn nicht absolut neu, doch jedenfalls fruchtbar und anregend.

ρ. **Geflügelte Worte.** Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Gesammelt von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Vierzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse Georg Büchmann's. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 1884.

Wenn man von irgend einem Buche sagen kann, daß es „für den Gebildeten unentbehrlich" sei, so sind dieß Büchmann's „Geflügelte Worte". Von Auflage zu Auflage wuchs das im Jahr 1864 zuerst erscheinende, sehr bescheidene Bändchen zu dem stattlichen Band an, den wir Alle kennen; und erreichte in zwanzig Jahren eine Verbreitung von 57,660 Exemplaren. Büchmann sah noch das Erscheinen der dreizehnten Auflage; die vorliegende vierzehnte ist von seinem jüngeren Freund und Mitarbeiter Walter Robert-tornow besorgt worden. Wir glauben, daß das Werk Büchmann's hier in guten Händen ist: mit der Pietät für den verstorbenen Verfasser verbindet der neue Herausgeber große Belesenheit und einen scharfen Blick für das praktisch Nothwendige, so daß schon diese Auflage gegen die vorangehende gewonnen hat, namentlich in der inneren Anordnung und dem Register. Es wird kein geringes Verdienst sein, wenn es Herrn Robert-tornow gelingt, Büchmann's „Geflügelte Worte" immer auf der Höhe der Zeit — die ja die nie rastende Mitarbeiterin derselben ist — zu erhalten.

ευ. **Erlebtes.** Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagner, Wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rath. I. II. Berlin, R. Pohl. 1884.

Die deutsche Memoiren-Literatur, die so lange hinter der der übrigen Nationen zurückgeblieben war, scheint in neuerer Zeit den von den anderen gewonnenen Vorsprung etwas gar zu hastig einholen zu wollen. Briefwechsel, Erinnerungen, Denkwürdigkeiten und wie diese Sammlungen alle heißen, erscheinen alljährlich in unerschöpflicher Fülle, und zwar, was nicht unbedenklich ist, vorwiegend noch bei Lebzeiten der Verfasser. Nothwendig muß unter dieser Eilfertigkeit, bei den Rücksichten, die der Lebende dem Lebenden schuldet, der Inhalt an Interesse und Bedeutung einbüßen. Was hätte uns H. Wagner, der erste Redacteur der „Kreuz-Zeitung", der langjährige Vertraute des Fürsten Bismarck, für interessante Dinge erzählen können, wenn er die Zeit zu seinen Mittheilungen hätte abwarten wollen! Immerhin bilden die Erinnerungen, die er unter dem Titel „Erlebtes" kürzlich veröffentlicht hat, so schnell sie über viele Punkte seines Lebens hinweggleiten, einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der inneren Entwicklung Preußens seit 1848, namentlich sofern die konservative Partei daran betheiligt ist. Die größere historische Bedeutung kommt ohne Frage dem ersten Theile dieser Memoiren zu, in welchem die Anfänge der „Kreuz-Zeitung" erzählt und zugleich Briefe von Bismarck, Gerlach und Leo mitgetheilt werden, die in der Tagespresse bereits allgemeine und verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben. Weniger historisch als kritisch ist der zweite Theil, der die innere Politik Preußens seit 1870 lebhaft und nachdrücklich angreift. Der Verfasser, der, wie man weiß, als einer der ersten die Bedeutung der socialen Frage gewürdigt hat, macht es der preußischen Politik hauptsächlich zum Vorwurf, daß sie die Bahnen einer conservativen Social-Politik zu Gunsten des Liberalismus verlassen und eben dadurch erst der socialen Bewegung mehr und mehr einen revolutionären Charakter aufgedrückt hat. Die nicht immer richtigen, immer aber selbständigen und scharfsichtigen Erörterungen Wagner's, der selbst das Socialisten-Gesetz zu verwerfen nicht ansteht, sind für die Geschichte der jüngsten Zeit charakteristisch genug, um sich der Beachtung auch eines weiteren Leserkreises zu empfehlen.

σχ. **Zur Idee des Faust.** Von Emil Mauerhof. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

„Zur Idee des Faust" hat der Verf. nichts Aufklärendes beizubringen. Er besitzt so wenig eigene fördernde Gedanken, wie er fremde versteht. Die „Briefe berühmter Männer", die er vorausschickt, sind ein witzloses Product. Unter diesen berühmten Männern kommt auch Johann Schlaumeier vor, was ein Pseudonym des Verfassers zu sein scheint. Wir fürchten aber, er wird weder unter dem Namen Mauerhof noch unter dem Namen Schlaumeier jemals ein berühmter Mann werden.

τ. **Le Livre des Peintres, de Carel van Mander,** traduit et commenté par M. Henri Hymans, Conservateur du Cabinet des Estampes de Bruxelles et membre de l'Académie royale de Belgique. — Librairie de l'Art, J. Rouam, éditeur, Paris.

Das Buch, das selten war, wird in dieser Form Vielen willkommen sein. Die beigegebenen Anmerkungen und Commentare erhöhen seine Brauchbarkeit. Auf die einschlägige deutsche Literatur ist in ausreichender Weise Rücksicht genommen worden, wie das bei den Publicationen der Bibliothèque Internationale des Arts nicht immer, aber doch meist der Fall ist. Wir werden auf das Werk zurückkommen, wenn es vollendet vorliegt. Die deutschen Bibliotheken und Kunstsammlungen werden nicht umhin können, es anzuschaffen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albers. — König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage, besonders des Elsasses und der Pfalz. Von J. H. Albers. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig und Kaiserslautern, Herrmann Kayser. 1884.

Allgemeine Kriegsgeschichte des Mittelalters. — Herausgeg. unter der Redaction des Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. II. Bd. I. Hälfte. Von Einführung der Feuerwaffen bis zum 30jährigen Kriege. (1350—1618). Mit Karte. Cassel, Theodor Kay. 1885.

Aus Theodor Körner's Nachlaß. — Lieder- und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Zum erstenmal vollständig und getreu nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters herausgegeben von Friedrich Latendorf. Mit dem Portrait von Antonie Adamberger in Stahlstich. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1885.

Berg. — Tagebuchblätter aus der Krimm. Von Graf Fr. Berg. Reval, Franz Kluge. 1885.

Bildermappen zu Schorer's Familienblatt. — Kleine Ausgabe. 36 Holzschnitte in Kupferstichmanier gedruckt. Mit poetischen Textbeilagen. Berlin, J. H. Schorer.

Bildermappen zu Schorer's Familienblatt. — Neue Folge. 1. Lfg. Berlin, J. H. Schorer.

Blüthgen. — Aus gährender Zeit. Roman von Victor Blüthgen. 2 Bde. Groß-Lichterfelde bei Berlin, Wilhelm Wicke. 1884.

Briefe von Anna Maria von Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig. — 1731—1732. Herausgegeben von Dr. Berthold Litzmann. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1885.

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. — Herausgegeben von Eduard Ippel. Erster Band. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1885.

Christensen. — Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie, sowie im täglichen Verkehr. Von Jens, L. Christensen. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1885.

Deutscher Kinderkalender auf das Jahr 1885. — Eine Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters. Dritter Jahrgang. Berlin, A. B. Auerbach.

Die Einweihung der Neubauten der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg 26.—28. October 1884. Officieller Festbericht. Strassburg. 1884.

Doornkaat Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. 22. Lfg. Norden, Herm. Braams. 1884.

Dorenwell-Hummel. — Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Nord-Deutschland. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben von K. Dorenwell und A. Hummel. Lfg. 8—13. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 1885.

Erman. — Aegypten und aegyptisches Leben im Alterthum geschildert von Dr. Adolf Erman. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. 1. Lfg. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1885.

Froning. — Zur Geschichte und Beurtheilung der geistlichen Spiele des Mittelalters, insonderheit der Passionsspiele. Von Dr. Richard Froning. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag. 1885.

Graefe. — Gedichte von Julius Graefe. Dritte veränderte Auflage. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1885.

Grimm. — Lieder der alten Edda. Deutsch durch die Brüder Grimm. Neu herausgegeben von Dr. Julius Hoffory. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Hantel. — Aus dem Siegesjahre 1870/71. Kriegsfahrten eines Truppenarztes vom X. Armee-Corps, 2. Hannöverschen Dragonerregiment Nr. 16. Von Dr. Georg Hantel. Elbing, Reinhold Kühn jun. 1885.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen. Von Friedrich von Hellwald. Lfg. 51—55. Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Portrait Hebbel's nach Kahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. I. Bd. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Kulemann. — Anastasia. Von Rudolf Kulemann. Unveränderte, mit einem Vorwort versehene Auflage. Dresden, Selbstverlag des Verfassers. 1884.

Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. XVIII. Jahrg. 1884. Nürnberg, G. P. J. Bieling. 1884.

Mädler. — Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie von Dr. J. H. von Mädler. Achte vermehrte und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend umgearbeitete Auflage. Mit 24 astronom. Tafeln etc. 1/4. Lfg. Strassburg, R. Schultz & Comp. 1884.

Menzel. — Nachgelassene Novellen von Wolfgang Menzel. I. Band. Thalweil, Alf. Brennwald. 1885.

Neumann-Spallart. — Uebersichten der Weltwirthschaft. Von Dr. F. X. von Neumann-Spallart. Jahrgang 1881 bis 1882 (mit vielen auch das Jahr 1883 umfassenden Nachweisen). Stuttgart, Julius Maier. 1884.

Quidde. — Die Entstehung des Kurfürstencollegiums. Eine verfassungsgeschichtliche Untersuchung von Dr. Ludwig Quidde. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag. 1884.

Reich. — Phantastikon. Märchen, Novellen und ästhetische Briefe von Adolph Reich. Berlin, Siegfried Cronbach. 1885.

Retzius. — Finnland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben. Von Gustaf Retzius. Autoris. Uebersetzung von C. Appel. Mit 93 Holzschnitten etc. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Rohmer. — Friedrich Rohmer's Wissenschaft vom Menschen. Auf Grund mündlicher Ueberlieferung und schriftlicher Aufzeichnungen bearbeitet von Dr. Rudolf Seyerlen. 2 Bde. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Heft 452: Aristoteles' Anschauung von Freundschaft und von Lebensgütern. Von Rudolf Eucken. Heft 453: Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzen-Organe. Von Dr. K. Goebel. Berlin, Carl Habel. 1884.

Satyre Ménippée de la vertu du Catholicon d'Espagne et de la tenue des Estats de Paris. Kritisch revidierter Text mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen von Josef Frank. Oppeln, Eugen Frank's Buchhandlung. 1884.

Schießl. — System der Stilistik. Eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der „stilistischen Entwicklungstheorie" von Max Schießl. Straubing, Cl. Attenkofer'sche Buchhandlung. 1884.

Schletterer. — Vorgeschichte und erste Versuche der französischen Oper von H. M. Schletterer. (Studien zur Geschichte der französischen Musik. Teil III.) Berlin, R. Damköhler. 1885.

Schorer's Familienblatt. Eine illustrirte Zeitschrift. Band V. IV. Quartal. 1884.

Steinmann. — Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses von Gertrudis der Mutter Heinrichs des Löwen bis auf Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg von Carl Steinmann. Abth. I/III. Braunschweig, Goeritz & zu Putlitz. 1885.

Stocker. — Vom Jura zum Schwarzwald. Geschichte, Sage, Land und Leute. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde von F. A. Stocker. Aarau, H. R. Sauerländer. 1884.

Straßburger. — Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten von B. Straßburger. 2/4. Lfg. Stuttgart, Levy & Müller. 1884.

Sydow. — Dr. Adolf Sydow. Ein Lebensbild. Den Freunden gewidmet von Marie Sydow. Mit A. Sydow's Bildniß. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Tolstoi. — Anna Karenina. Roman in 6 Büchern von Graf L. N. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Paul Wilhelm Graff und mit einem Vorwort von Eugen Zabel. 3 Bde. Berlin, Richard Wilhelmi 1885.

Vierordt. — Lieder und Balladen von Heinrich Vierordt. Zweite Ausgabe. Heidelberg, Carl Winter 1885.

Vietinghoff. — Was die Großmutter erzählte Bilder und Märchen für die Frauenwelt von Lilly Baronin von Vietinghoff. Dorpat, Riga und Leipzig, Schnakenburg's Verlag. 1885.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Eine stille Geschichte.

Novelle

von

Theodor Storm.

Mein Haus steht auf dem Lande, in einer holzreichen Gegend zwischen einem Kirchdorf und einem kleinen, in breiten Kastanien-Alleen fast vergrabenen Orte, welcher allmälig um einen Gutshof aufgewachsen ist, von beiden kaum zehn Minuten fern. Fast täglich mache ich nach rechts oder links meinen Spaziergang, und im Frühling und Sommer ergötzt mich dann das Leben, das hier aus den Bauergehöften, im Orte aus den kleinen Häusern der dort wohnenden Handwerker oder Handelsleute auf den Weg oder in die Vorgärten hinaus dringt; die Kinder des Gutsortes und ich, wir grüßen uns allzeit ganz vertraulich; um Weihnachten aber beehren sie mich von beiden Seiten, sei es als „ruge Klas" oder als „Kasper und Melcher aus dem Morgenland", und sind freundschaftlicher Behandlung sicher.

Deshalb plagte mich ein Haus am Ende des Gutsortes; ich selber hatte es theilweis bauen sehen, und als ich einmal einige Monate fortgewesen war, stand es bei meiner Heimkehr fertig da; aber so oft ich später daran vorbei ging, es wollte mir nicht vertraut werden; denn in diesem Hause war kein Leben: niemals sah ich einen Menschen dort hinein- oder herausgehen, niemals regte sich etwas hinter den blanken Fenstern, die je zwei zu den Seiten des vertieften Säuleneinganges aus den rothen schwarzgefugten Mauern auf einen mit dunklen Coniferen vollgepflanzten Vorgarten hinausgingen; den Einblick wehrten ungewöhnlich hohe Vorsätze von schwarzblauem Drahtgewebe; dahinter sah man schattenartig und regungslos nur die weißen Gardinen herabhängen. Alles war sauber und wie unberührt; aber zwischen den gelben Klinkern, von denen ein breiter Fries um das Haus lag, und zwischen den drei Granitstufen der Haustreppe trieben die grünen Grasspitzen hervor. Und dennoch sollte das Haus bewohnt sein: ein Auswärtiger — so hörte ich — habe das früher dort gestandene geräumige, aber verfallene Gebäude in Erbgang oder sonstwie erworben und statt dessen durch einen fremden Maurermeister den jetzigen Bau dorthin setzen

lassen; ja nicht er allein, es sollte außerdem von einer ältlichen kränkelnden Frau und von einem gar argen zwölfjährigen Buben bewohnt sein; wie aber das Verhältniß der drei Personen zu einander war, darüber wußten die von mir Befragten nicht Bescheid zu geben; die Bewohner schienen nur mit einander zu verkehren.

Von dem Jungen freilich ging bald allerlei Gerede: er sollte aus der Volksschule wegen dort unzähmbaren Wesens fortgewiesen sein und seit einiger Zeit die vornehme Institutsschule besuchen, wo die Knaben Französisch und Englisch, sogar Latein und Griechisch lernen konnten; auch hier war er schon ein paar Mal eingesperrt gewesen; dennoch sollte der alte Riewe — diesen bei uns nicht ungewöhnlichen Namen trug der Hausherr — ihn zu seinem Erben eingesetzt haben. Bändigen sollte auch er ihn nicht können; ja, man erzählte, als nach einer neuen Schulstrafe der alte Herr mit liebreicher Ermahnung auf den Knaben eingedrungen sei, habe dieser plötzlich eine freche Geberde nach ihm hingemacht und, aus der Thür rennend, auf Plattdeutsch noch zurückgeschrieen: „Din Geld krieg' ick doch, ohl Riew'!"

Ich frug wohl Diesen und Jenen, woher denn der Mann gekommen sei; die Einen meinten: aus Lübeck, die Andern: aus Flensburg oder Hamburg; auch wohl, was er denn sonst getrieben haben möge, und diese machten ihn zu einem Makler, die Anderen zu einem früheren Schiffscapitän; ich hätte mich bei der Gutsobrigkeit erkundigen können; aber, obgleich die Dinge mich sonderbar interessirten, welche Veranlassung hätte ich zu solch' officieller Erkundigung gehabt?

Der hohe, seitwärts von dem Hause fortlaufende und mit einem dichten Dornenzaun besetzte Erdwall begrenzte nach der Straße hin den großen, durch alte Obstbäume verdüsterten Garten, welcher sich nach einer Waldwiese abwärts senkte. Im Sommer freilich war Alles durch den Zaun verdeckt; aber jetzt war es Herbst, die Drosseln fielen in die rothen Beeren, und eine Fülle bunten Laubes war von den Alleebäumen schon auf den Weg gefallen; als ich eines Spätnachmittages jetzt dort vorüber ging, gewahrte ich eine entblätterte Stelle in dem Zaun und blieb stehen, um einen Blick in das sonst unsichtbare Gartengrundstück hinein zu werfen. Ich hatte mich auf den Fußspitzen erhoben; aber ich erschrak fast: ein blasses und — so erschien es mir — wunderbar schönes Knabenantlitz mit dunkelgelocktem Haupthaar stand dicht vor dem meinen und sah von der anderen Seite mir starr und schweigend entgegen; ich gewahrte noch, daß die großen, gleichfalls dunkeln Augen voll von Thränen standen; dann war es verschwunden, und ich hörte langsame Schritte in den Garten hinab.

War das der arge Bube, von dem die Leute redeten? Nachdenklich setzte ich meine Abendwanderung fort, denn das Gesicht, welches ich eben sah, einmal mußte ich es schon gesehen haben, vor fünfzehn oder zwanzig Jahren — aber das ging ja nicht, der Knabe mochte jetzt kaum zwölfe zählen.

Noch am Abend dieses Tages hörten wir, in dem neuen rothen Hause liege die alte Haushälterin im Sterben; aber das Haus selbst war am Nachmittage, als ich dort vorbeigegangen, in seiner gewohnten wunderlichen Einsamkeit dagestanden, die Gardinen hatten, wie immer, unbewegt hinter den blauen Vor-

sätzen gehangen, keinen Laut hatte ich vernommen, selbst der schöne wilde Knabe hinter dem Gartenzaune war mir nur wie ein Gespenst erschienen; auch das Sterben wurde hier ganz still besorgt.

Als ich am andern Tage mit meiner Frau vorüber ging, sagte ich: „Im neuen Hause hier soll Eine zum Sterben liegen; zu leben scheint man nicht darin."

„Dann wird sie schon gestorben sein," erwiderte sie, indem sie durch die Zaunlücke in den Garten wies; „sieh' nur, dort unter dem großen Apfelbaum stehen zwei Frauen und reden miteinander; das ist mir hier noch nimmer vorgekommen."

Wir sahen sonst nichts weiter; aber meine Frau hatte recht geschlossen; noch am selben Abend lief es durch das Dorf, die Haushälterin, wie die alte Frau im rothen Haus benannt wurde, habe seit jenem Vormittag ihr Tagewerk auf immer eingestellt. Einige Tage später wurde ein Sarg auf der Landstraße an meinem Hause vorbeigetragen, hinter welchem nur ein weißhaariger Mann mit einem Knaben ging; aber der Zug war, als ich vor die Thüre kam, schon zu weit entfernt, das Antlitz der Beiden konnte ich nicht mehr sehen; mein Nachbar, der zu mir trat, sagte: „Der arme Bursche sah aus, wie der Tod selber; es war seine Großmutter, die sie nun bei der Kirche da begraben; seine Mutter soll er nie gekannt haben."

„Der arme Junge!" dachte auch ich; „was wird aus ihm, wird der Alte sich allein nun mit ihm abgeben?"

Als ich mit Frau und Kindern am Nachmittagsthee saß, bei dem goldnen Herbstsonnenschein noch einmal im Freien auf der Terrasse, brach aus dem Armenhausgarten, welcher derzeit mit dem unseren zusammenstieß, ein lautes Schreien und Toben, unterbrochen durch die scharfredende Stimme des Armenvaters, zu uns herüber, so daß das Gespräch aufhörte und Alles dorthin horchte. Die schreiende Stimme kam offenbar von einem Knaben.

„Ich fürchte," sagte lächelnd unser Nachbar, der neben uns saß, „er wird nicht mit ihm fertig!"

„Mit wem?" frug ich. „Wer ist denn das?"

„Nun, das wissen Sie nicht? Der Junge von dem Riewe; er ist gleich vom Kirchhof in das Armenhaus gebracht. Er mag sich das wohl nicht gedacht haben; mit dem Erben ist es auch wohl eitel Wind!"

„Unglaublich! Empörend!" rief meine Frau, während drüben das Geschrei noch immer fortging.

Der Nachbar zuckte die Achseln. „Ja, du lieber Himmel, der Bengel ist ein Ausbund, von den schlimmsten; erst gestern haben sie ihn wieder aus der Institutsschule fortgewiesen; was soll der Alte mit ihm aufstellen? Er hat die alte Frau nun auch nicht mehr zur Hülfe."

Aber die Frauen an unserem Tische schüttelten gleichwohl die Köpfe.

Ob dann der Armenvater endlich das aufgeregte Kind beruhigt hatte, oder ob die Scene nach einem anderen Theil des Hauses verlegt war, kann ich nicht sagen; aber der Lärm hörte auf und wir sprachen weiter nicht davon.

— — Einige Tage später, da ich von dem Jungen nichts mehr gemerkt hatte, frug ich über unseren Zaun den Armenvater, der einige Weiber bei der

Arbeit in seinem Garten überwachte: „Nun, wie geht es mit Ihrem neuen Alumnen?“

„Wen meinen Sie?“ frug der Mann zurück und sah mich wie unwissend an.

„Wen sollte ich meinen? Natürlich den Riewe'schen Jungen; ich weiß nicht seinen Namen.“

„Oh, der! Der sitzt schon längst wieder im warmen Nest; der beerbt den Alten noch bei lebendigem Leibe. Ich hätte ihn nur behalten sollen!“ fügte er mit einer entsprechenden Handbewegung hinzu.

Ich dachte an das zarte Gesicht des Knaben und sprach zu mir selber: „Es ist doch besser so.“

Es war schon in den letzten Tagen des October, als ich eines Nachmittags wieder an dem Riewe'schen Garten entlang ging, wo der Zaun jetzt freie Durchsicht ließ; auch war dort heute wirklich was zu sehen; denn oben im Geäste eines großen Birnbaums hing der hübsche Knabe und langte mit ausgestrecktem Leibe nach ein paar goldgelben Birnen, die noch an einem fast blätterlosen Zweige hingen. Unter ihm am Stamm sah ich einen untersetzten Mann, der mir seinen breiten Rücken zuwandte; nur seinen weißen, seitwärts abstehenden Backenbart konnte ich außerdem gewahren. „Zum Teufel, Rick, so komm' herunter!“ rief er; „das ist kein Mastkorb, worin Du arbeitest!“

„Wart' nur, Ohm!“ erwiderte der Knabe; „ich krieg' sie gleich; die allerletzten sollen doch nicht sitzen bleiben!“ und er reckte sich stöhnend noch ein Stückchen weiter.

„By Jove! Du brichst Dir um zwei Birnen noch das Genick!“ Und der Alte griff in die Tasche und schien ihm eine kleine Münze hinzuhalten. „Komm' herunter und kauf' Dir welche! Der Schuster hat dieselben.“

Der Junge hörte aber nicht danach; er suchte droben den Zweig, woran die Birnen saßen, zu sich heranzubiegen. Ich stand in plötzlichem Besinnen; auch die alte Stimme war mir bekannt. Eine untersetzte grauhaarige Gestalt aus meinen Hamburger Schülerjahren tauchte vor mir auf, daneben ein Kinder-, ein Mädchenangesicht. „Wenn er es wäre!“ dachte ich bei mir selber; „und Riewe heißt er, vielleicht John Riewe!“

Da hörte ich einen Krach; und als ich aufblickte, sah ich es vor mir durch die Luft zur Erde fahren; ein gebrochener Ast baumelte oben von dem Baum herab; es war kein Zweifel, der Junge war herabgestürzt. „Man hat noch den Tod von Dir!“ schrie der Alte. „Sind denn die Planken heil geblieben?“ Und gleichzeitig hatte er sich gebückt und wollte dem Jungen auf die Beine helfen.

Der aber war schon aufgesprungen. „Thut nichts!“ sagte er, sich zuckend seine Hüfte reibend. „Unkraut vergeht nicht, Ohm!“

Der Alte brummte etwas, das ich nicht mehr verstand; denn ich fürchtete, auf meinem Platz entdeckt zu werden, und hatte deshalb meine Wanderung fortgesetzt. Aber sein Gesicht war mir zugewandt gewesen, und ich wußte nun, es war mein alter Capitän John Riewe, der sich dies Haus gebaut hatte. Noch jetzt blühten ihm seine guten rothen Wangen, nur Bart und Haare waren weiß geworden; denn wohl achtzehn Jahre mochten verflossen sein, seitdem wir uns

zuletzt gesehen hatten. Damals aber — es war zur Zeit meiner Primanerschaft auf dem Johanneum zu Hamburg — hatten wir fast täglich uns gesehen; denn dort, unweit des nun verschwundenen Kaiserhofes, an dessen reich ornamentirter Façade mein Schulweg mich vorüber führte, wohnten wir beide als einzige Miether in einem zweistöckigen Häuschen, das zwischen himmelhohen Speichern aus alter Zeit zurückgeblieben war. Unsere Wirthin war eine Schifferwittwe, deren trunkfälliger Mann im Rausch durch einen Unfall sein Leben verloren und seiner Frau wohl kaum Anderes als den kleinen Fachbau hinterlassen hatte, in welchem ich eine Stube unten neben der Hausthür inne hatte. John Riewe, damals schon ein ergrauter Mann, bewohnte oben die einzige Etage; und so eines Sommerabends, auf der Bank vor der Hausthür, hatten wir Bekanntschaft gemacht. Er war lange als Capitän zur See gefahren; nach Rio, Hongkong, auch weniger fern nach Lissabon und London; kurz, er hatte mehr gesehen, als wir studirten Leute, und wußte davon zu erzählen. Endlich war er seemüde und dann hier Makler geworden. „Es ist commoder," sagte er, „den Sturm vom Bette aus zu hören."

Unsere Wirthin war eine einfältige Person; er mußte ihr in Allem Rath ertheilen, ja es war, als habe sie Alles auf ihn abgeladen; ich weiß nicht, weshalb er sich so von ihr plagen ließ. Das Beste an der Frau war jedenfalls ihre zwölfjährige Tochter Anna, braun, feingliedrig, mit dunklem Haar und, oh, mit welchen Augen! Es war etwas Begehrliches in dem Mädchen; aber Alles, was sie that, und mochte sie in einen Apfel beißen, geschah mit einer Art von froher Anmuth. Wie jetzt mit dem Jungen, so hatte der Capitän es damals mit dem Mädchen; er wußte selbst nicht, was er dem verzogenen Ding zu Willen thun sollte; er kaufte ihr seidene Schürzen und rothe Tüchelchen, mit denen sie dann auch sogleich erschien; er stopfte ihr Marzipan und gebrannte Mandeln in die Taschen, und wenn sie vergnügt zu schmausen anfing, dann lachte er über sein ganzes gutes Angesicht. „Nicht wahr, schlecken und Dich putzen," sagte er und schüttelte das hübsche Ding an beiden Schultern, „das möcht'st Du wohl Dein Leben lang; aber wart' nur, Rackerchen, es wird noch anders kommen!" Und sie sah mit lachenden Augen zu ihm auf und nickte nur; denn sie hatte ihr Mäulchen noch voll von seinem Futter. „Naschkatze Du!" rief dann der Capitän, und schaute, die Hände in den Taschen, ihr voll Vergnügen zu.

Auch ins Theater, als einmal ein Zauberstück gegeben wurde, hatte er sie mitgenommen. Dort aber hatte sie nur auf die silbernen Sternen- und Meernixenkleider gesehen, wenn auch sonst die glänzendsten Helden über die Bühne schritten; sie hatte nur davon geredet und ihn immerfort gezupft und angestoßen, und zuletzt gesagt, wenn sie groß wäre, wolle sie auch Comödiantin werden und solche Kleider tragen. John Riewe war in Todesangst gerathen: „Daß Du Dich nicht unterstehst!" hatte er so laut gerufen, daß das ganze Parterre die Köpfe nach ihm umgewandt; „weißt Du wohl, wenn sie todt sind, die kommen Alle in die Hölle!" Seitdem hatte er sie nicht mehr in die Comödie gebracht.

Auf sein Zimmer aber kam das Kind mehrmals am Tage; denn die Mutter hatte es so eingerichtet, daß sie selber mich, ihre Tochter aber, wenigstens außerhalb der Schulzeit, den Capitän bediente. Es ist mir wohl später eingefallen,

daß dies, bei aller Ehrenhaftigkeit des Mannes, auch kein Zeugniß für die Verständigkeit der Frau gewesen sei; denn die Herzensgüte unseres Capitäns war doch mitunter derart, daß sie mehr zu einem handfesten Schiffsjungen, so zwischen See und Sturm, als zu einem zierlichen halbgewachsenen Mädchen passen mochte.

Als wir eines kalten Octoberabends wieder einmal plaudernd auf der Straßenbank saßen, fuhr der Nordwest uns endlich so eisig in den Nacken, daß er mich einlud, mit in seine Cabine hinaufzusteigen, wo wir behaglicher unser Gespinnst abwickeln könnten. Ich hatte nichts dagegen und saß dort kaum in einem guten Polsterstuhl, den er mir hingeschoben hatte, als ich ihn auch schon, die Hand am Schlüssel, vor einem Wandschränkchen stehen sah. „Nun, Nachbar," rief er, „wir müssen, däucht mir, ein Quantum heizen! Rum oder Cognak? Für Prima-Qualität wird garantirt."

Von den Schätzen dieses Schrankes hatte ich schon gehört; „Das wird Ihnen überlassen, Capitän!" rief ich.

„Also Rum!" erwiderte er. Dann schloß er auf, und nachdem er an der Klingelschnur gerissen hatte, stellte er eine Flasche und zwei tüchtige Glashumpen auf ein daneben stehendes Tischchen.

Nach einer Weile flog ein leichter Schritt die Treppe herauf, und Anna trat mit einem Kesselchen voll heißen Wassers in die Stube; sie nickte uns vertraulich zu, entzündete dann die auf dem Tische stehende Spirituslampe und setzte den Kessel darüber.

„Nachbar," flüsterte der Capitän, „was sagt Ihr zu meinem kleinen Maat?"

Der kleine Maat aber stand, die Hände in den Schoß gefaltet, und neigte das dunkle Köpfchen nach dem Kessel. Als er zu sausen anhub, wandte sie sich und wollte gehen.

„Oho!" rief der Capitän, „Du meinst wohl, wir sollen uns unser Glas heut' selber machen!"

Sie blieb stehen, schüttelte den Kopf und wurde purpurroth. Dann aber ging sie lautlos nach dem Schrank, hob ihre schmächtige Gestalt auf den Zehen und holte vom obersten Bord eine Schale mit Zucker herab.

„So recht, Anna!" rief der Capitän. „Nun zeige, was Du von mir gelernt hast!"

Und das feine Ding nickte wieder ein paar Mal; nur so in den Schrank hinein, aber doch, als sollt' es heißen: „Ohne Sorge; soll schon werden!" Dann begann sie die drei Elemente sorgsam zu mischen, schaute auch einmal durch das Glas, indem sie es mit dem etwas hageren Aermchen gegen die jetzt über unserem Tische brennende Ampel hielt, und goß noch ein paar Feuertropfen in dasselbe, ohne aber vorher weder mit noch ohne Löffelchen daraus gekostet zu haben.

„Wenn's gefällig ist!" sagte sie dann, indem sie uns die Gläser auf einem Tablettchen darbot.

Ich nahm das meine, und schon an dem Dufte merkte ich, es war ein steifes Seemannsglas. Der Capitän aber, als sie zu ihm trat, legte beide Arme vor sich auf den Tisch. „Nun?" sagte er und sah lachend unsere kleine Schenkin an; „ich muß wohl heut' um Alles betteln gehn!"

Sie stand einen Augenblick wie verlegen.

„Oder scheust Du Dich vor unserm jungen Herrn?“ fügte der Capitän hinzu.

Da hob sie das Glas an ihre Lippen. „Wohl bekomm's!“ sagte sie leise; dann trank sie, und es schien mir, daß sie mit Behagen trinke.

„Halt, halt, Jüngferlein!“ rief der Alte lachend; „ei, seht doch, schickt sich das für ein so zartes Manntje?“

Aber schon hatte sie das Glas vor ihn auf den Tisch gesetzt, und wir hörten, wie sie draußen wiederum die Treppe hinunterflog.

„Eine Wetterhexe!“ sagte der Capitän; „wenn die ein Junge wäre, mit dem ginge ich noch einmal auf die alten Planken!“

Ich aber weiß noch sehr wohl, wie ich ihn um sein Glas beneidete, an dem der süße Mädchenmund geruht hatte.

— — Wie eine Bilderreihe zog das Alles jetzt in mir vorüber; plötzlich aber stolperte ich, mein Stock flog mir aus der Hand und ich sammelte mich geduldig vom Erdboden auf; denn ich war mitten im Walde, der mir soeben seine dicken Buchenwurzeln vor die Füße gestreckt hatte. Langsam kehrte ich um und ging nach Hause; doch die Gedanken wollten mich nicht lassen. Das anmuthige Kind, von dem ich später nie wieder etwas gehört hatte, sie mochte jetzt etwa dreißig Jahre zählen, — was war aus ihr geworden?

Es ließ mir doch keine Ruhe: wie kam der Capitän hieher? Was war das mit dem Jungen?

Tages darauf ließ ich den Abend herankommen; es mochte schon neun Uhr sein, als ich vor dem rothen Hause stand. Alles war dunkel; aber eben vorher hatte ich von der Hinterseite aus einen Lichtschein auf den kahlen Gartenbüschen wahrgenommen. Ich drückte die Hausthür auf, an der keine Glocke läutete, und stand in einem dunklen Flur, in den jedoch, scheinbar durch das Schlüsselloch der Thür einer Hinterstube, ein schmaler Lichtstreifen hineindrang. Es rührte sich aber nichts im Hause, und ich tastete weiter, bis ich mit den Händen an die Thüre stieß.

„Herein! Wer ist da?“ rief es drinnen, als ich eben eintrat.

Der Capitän saß neben einer Lampe an dem Sophatische und las in einer großen Zeitung, die ich später als den „Hamburger Correspondenten“ erkannte, — außer ihm war nur der schöne Knabe in dem Zimmer; er stand mit einem brennenden Lichte vor dem Spiegel und schnitt Gesichter, die er einigen Fratzen im Kladderadatsch nachzumachen schien; wenigstens lag auf dem Spiegeltischchen ein Exemplar davon.

„Guten Abend, Capitän!“ sagte ich kräftig; „da Sie nicht zu mir gekommen sind, so haben Sie wohl nichts dagegen, daß ich Ihnen meinen Antrittsbesuch mache?“

Er war aufgestanden, während der Junge seine Unterhaltung mit unbekümmerter Geschäftigkeit fortsetzte, und ich konnte den Alten im Schein der Lampe ungestört betrachten. An Haar und Bart sah man freilich, es war Winter geworden; aber seine Wangen blühten noch immer, und die guten Augen darüber sahen mich, wie einstens, hell und freundlich an. Ich wollte reden; aber er legte seine Hand schwer auf meine Schulter. „Halt! — Halt!“ sagte er. „Ich

werfe Anker! Hamburg — beim Kaiserhof — das Häuschen — meine Cabine! Alle Millionen Windrosen, Herr Nachbar, und Sie wohnen hier?"

„Ja, ja, Capitän; und Sie wohnen hier?"

„Ei, freilich," rief er lachend, „und so wohnen wir alle beide hier! Rick!" und er wandte sich zu dem Knaben, „zünde die Spritflamme an und nimm eine Flasche aus dem Schränkchen! — Junge, hörst Du denn nicht!"

„Ja, Ohm, ich höre ja schon!" rief der Knabe, setzte den Leuchter auf das Spiegeltischchen, daß das Licht aus der Röhre sprang, und vollbrachte dann das aufgetragene Geschäft. Meine Augen folgten ihm, und mit Verwunderung sah ich hier im neuen Hause ein gleiches Schränkchen, wie in der Hamburger Baracke.

Der Capitän hatte indessen mein Gesicht gemustert, als wolle er die Züge des einstigen Primaners herausstudiren. „Sie also sind der Doctor, der sich das große Haus dort auf der Höhe gebaut hat?"

„Ja freilich, Capitän; und was für Abenteuerlichkeiten habe ich nicht hinter Ihrem stillen Neubau wittern müssen; aber freilich ...." meine Augen fielen auf den Knaben, und ich schwieg.

Er hatte eben den kochenden Kessel nebst Flasche, Gläsern, und was sonst nöthig war, vor uns hingestellt. „Dank, mein Junge," sagte der Alte. „Aber nun geh mit Deinem Licht in Deine Koje; es ist Kinder-Bettzeit."

Aber der Junge fiel ihm um den Hals und flüsterte ihm eifrig bittend in das Ohr.

„Nein, nein, Rick, heute nicht," sagte der Alte; „der Herr kommt schon 'mal wieder, und früher als die Hühner auf die Wiemen müssen."

„Doch! doch!" rief der Knabe. „Ohm! Alter John, nur eine Viertelstunde!" Und er würgte ihn fast mit seinen Armen.

Da riß der Alte ihn heftig von sich und hielt ihn, nach des Knaben Gesicht zu urtheilen, nicht eben sanft an beiden Handgelenken vor sich. „Calculire," sagte er im ruhigen Commandoton; „Du gehst jetzt augenblicklich in Deine Koje!" Dann ließ er ihn los, und der Knabe nahm, ohne ein Wort zu sagen oder uns nur anzusehen, sein Licht und ging zur Thür hinaus; ich hörte, wie er eine Treppe nach dem Oberhaus hinaufstieg.

John Riewe zog jetzt die Gläser an sich und begann den heißen Trank für uns zu mischen; als er aber die Flasche aufgezogen hatte, spürte ich an dem Duft, daß es Madeira oder Xeres sei, welchen er hineingoß. „Ei was, Capitän," sagte ich; „Sie trinken ja wie ich! Hat der Jamaica Sie jetzt verlassen?"

„Ich trinke ihn nicht mehr," erwiderte er ernst; „doch wenn's Ihnen lieber, es wird noch eine alte Flasche da sein."

„Ich danke, es ist mir so eben recht. Aber Sie? Vertragen Sie ihn nicht mehr? Sie sehen doch aus, als hätten Sie Zeit Lebens zusammenhalten müssen!"

„Es wär' auch sonst wohl so gewesen; aber — seit der Junge da geboren, haben wir uns geschieden. Doch — Sie schwiegen vorhin; jetzt ist frei Wasser; wonach wollten Sie denn fragen?"

„Nun, Capitän; zunächst freilich nach dem Jungen! Waren Sie inzwischen verheirathet? Sind Sie Wittwer? Ist der Junge Ihr eigen, oder wo haben

Sie ihn aufgelesen? Und wie kommen Sie dazu, sich hier auf dem völlig trockenen Lande anzubauen?"

„Holla!" rief er dazwischen; „nun ist's genug für einmal! Aber Sie erlebten mit mir den Anfang, so mögen Sie auch das Ende wissen!"

„Wenn ein Mensch zu viel' Tugenden hat" — so begann er sein Gespinnst, indem er mir eins der dampfenden Gläser zuschob — „dann ist der Teufel allemal dahinter."

Ich mochte wohl gelacht haben. „Nein, Nachbar," fuhr er fort, „das ist die simple Wahrheit; es ist gegen die Natur des unvollkommenen Menschen, den unser Herrgott nun einmal so geschaffen hat; denn irgendwo in unsrem Blute sitzt er doch, und je dicker er mit Tugenden zugedeckt wird, desto eifriger bemüht er sich, die Hörner in die Höh' zu kriegen. Ich hatte so einen Freund, Rick Geyers hieß der Junge, und wir fuhren auf einem Schiff; glaubt nicht, daß er ein Duckmäuser war, nein, im Gegentheil, ein wilder Kerl; aber dabei ein wahres Nest von Tugend; seine halbe Heuer, so lange sie noch lebte, schickte er an seine Mutter, und saß und schrieb an sie, während wir an den festen Wall gingen und unsern Thalern Flügel machten. Hatte ein armer Teufel Unheil angerichtet, Rick wollte an Allem Schuld sein; aber man glaubte ihm zuletzt nicht mehr; denn er verstand fast ohne Wind zu segeln, unser großmäuliger Capitän ging selbst bei ihm zu Rathhaus; und dabei war er ein halb Dutzend Jahre kürzer auf der Welt als ich. Vor den Weibern, wenn er einmal mit uns andern an Land war, konnte er sich kaum bergen; in Hongkong, da ist eine Gasse, freilich ehrbare Leute sollten dort nicht kommen; Ihr hättet nur sehen sollen, als wir einmal mit ihm hindurch gingen, wie das niedliche schlitzäugige Gesindel um ihn herum war! Rick Geyers aber sah mit seinen großen braunen Augen über sie weg, und wenn sie zu dicht an ihn herantänzelten und ihre Locktöne machten, dann räumte er sie schweigend wie eine Schar von Ungeziefer mit den Armen von sich. Die Dirnchen — denn sie sind zart und gelenkig — schlenkerten ihre feinen Händchen gegen ihn und flogen mit Angstgekreisch an ihre Hausthüren, wo sie ihm wieder mit den feinen Fingern winkten; uns andern plagte, by Jove, die Eifersucht. Rick ging stumm und zornig neben uns: „Ein ander Mal, wenn ich bitten darf, gehen wir nicht durch die Menagerie hier!" sagte er, als wir hindurch waren.

Und so dauerte es denn nicht lange, und er war Capitän, als ich noch das Rad am Steuer drehen mußte. Aber Freunde blieben wir auf Noth und Tod, und der Wind wechselte nicht allzu oft, da hatte ich auch mein Schiff; aber trafen wir uns am Wall, so waren wir gleich beisammen.

Nun fand sich derzeit in Hamburg bei einer vornehmen alten Senatorstochter eine Art Mamsell, so gegen die dreißig schon; Riekchen hieß sie und war ehrlich und zuverlässig, allzeit wie mit eben geplätteten Kleidern angezogen und, ganz egal, mit einer gelbblonden langen Locke hinter jedem Ohr; sie konnte kochen und braten, sagte nie ein Wort entgegen und hatte niemals eine Meinung; die alte Dame behauptete, es gäbe auf der Welt keinen Mann für diese Perle; und wirklich, es begehrte sie auch keiner.

Und das war das Schicksal, für Rick Geyers mein' ich; denn in dieses Un-

muster von Tugend mußte der unselige Junge sich vergaffen; und noch mehr, er wollte sie heirathen, und kaufte sich sogleich zum Schauplatz seines Eheglückes die Baracke, wo wir beide, Herr Nachbar, später einst gewohnt haben. Nun, Sie haben ja das Riekchen selbst noch gekannt. — Ich packte den Rick eines Tages unter den Arm und ging mit ihm durch die Stadt und dann nach dem Stintfang hinauf, wo unten im Hafen seine stolze Brigg lag und die roth und weißen Wimpel im leichten Morgenwinde wehten. „Rick! Rick!" sagte ich, „besinne Dich doch! Du bist verblendet, bete vierundzwanzig Vaterunser, und es wird vorübergehn! Was willst Du das einfältige Tugendmensch heirathen; Du hast ja selbst die volle Ladung davon; unter so viel Tugend geht Dein Schiff zu Grunde! Kann's nicht anders sein, so nimm Dir eine schmucke wilde Katz, an der Du Deine Plage und doch auch Dein Vergnügen hast! Was meinst Du, Rick?"

Aber er lüpfte nur den Hut, daß die Luft durch seine braunen Locken ging, und sah mich lachend aus seinen hellen Augen an. „Dank für Deine Weisheit, John," sagte er; „aber was Einer muß, das kann nur Einer wissen."

Da sah ich wohl, daß er weit ab von aller Vernunft sei, und so hat er die Perle Riekchen zu seinem Unheil dann geheirathet. Aber ich sage Ihnen, Nachbar, auch derzeit, da sie jünger war — zehn Jahre auf einer Robinson-Insel!" und der Capitän spreizte abwehrend seine Hände vor sich. „Doch," rief er dann wieder, „das Getränk, nicht zu vergessen! God bless you, Sir!"

— — Schon einige Mal hatte ich ein Rühren an der Thürklinke vernommen; jetzt, während wir mit den Gläsern anklirrten und tranken, sah ich, daß die Thür, der ich zugewandt saß, um einen schmalen Spalt geöffnet wurde.

„Capitän," sagte ich, „es ist Jemand vor der Stube."

Er wandte sich: „Das ist Rick!" sagte er. „Junge, warum schläfst Du nicht?"

Aber die Thür öffnete sich weiter. „So komm herein," rief er, „wenn Du was auf dem Herzen hast!"

„Ich kann nicht;" kam es von der Thür; und ich gewahrte jetzt freilich, daß der arme Schelm baarfuß und im blanken Hemde draußen stand.

Da stieß der Alte einen Seufzer aus, erhob sich und schritt nach der Thür: „Nun, Rick, was willst Du denn?"

„Ohm," sagte der Knabe leise und vor Kälte zitternd, doch so, daß ich's verstehen konnte, „ich hab' Dir ja noch gar nicht gute Nacht gesagt!"

„Und deshalb konntest Du nicht schlafen?"

Ich glaubte nur zu sehen, wie Rick stillschweigend mit dem Kopfe schüttelte. Und der Alte gab ihm einen herzhaften Schmatz: „Gute Nacht, mein Kind! Aber nun schlaf, und bitt' vorher unsern Herrgott, daß er Dein weiches Herz allzeit bei Deinem harten Kopfe lasse!"

Da hörte ich, wie der Knabe behend die Treppen hinauflief; der Alte aber setzte sich langsam wieder an seinen Platz. Wir saßen eine Weile schweigend. „So ist er immer," sagte er dann; „der Grund ist gut; ich dacht' schon, daß er kommen würde."

„Und doch," erwiderte ich — ich konnte es nicht zurückhalten — „haben Sie ihn neulich recht hart behandelt, Capitän!"

Er blickte mich an: „Sie meinen das mit dem Armenhause! Ja, ja, es mag auch so aussehen; aber er mußt' einmal erfahren, wohin er ohne mich gerathen würde." Er trank einen Schluck und starrte vor sich hin. „Doch," hub er wieder an, „ich wollte Ihnen von meinem alten Rick erzählen; der Junge ist ja noch gar nicht auf der Welt."

Da fiel's mir bei, ich frug: „Ist er der Sohn von Ihrem Freunde? Ich mein', es war doch nur das Mädchen da?"

„Geduld, Nachbar," sagte der Capitän und legte seine Hand auf meinen Arm; „der Junge wird, leider, auch geboren werden; Ihr sollt Alles noch erfahren! Also — wie in den ersten Ehejahren von Rick Geyers der Seegang gewesen ist, das weiß ich nicht; denn ich war überall, nur nicht in Hamburg. Dann aber, in einem Junimonat, kam ich wieder heim und hörte, auch Rick sei dort, er habe Havarie gehabt; sein Schiff liege auf der Werfte, er selber warte in seinem Hause die Zeit ab. Wer war fröhlicher, als ich! Ich konnt' es nicht erwarten, bis ich bei ihm war. Als ich die Thür seiner Baracke aufstieß, by Jove, da standen die beiden Tugendmenschen schon auf dem Flur; aber freilich, allzu lustig sahen sie nicht aus. Einen Augenblick noch, dann fiel Rick mir um den Hals: „Hurrah for John!" rief er; „gib ihm die Hand, Riekchen!" und mit einem wunderlichen Blick auf seine Frau: „Aber, nicht wahr, verteufelt elend sieht der Capitän doch aus?"

Ich glaubte, er sei toll geworden; denn ich platzte derzeit vor Gesundheit.

„Meinst Du, Rick?" sagte die Frau und nickte mir halbtraurig zu; „ja, so rothe Backen sind auch oft nicht von den besten."

„So? — Meinst Du?" rief Rick ingrimmig. „Ich meine das nicht. Sieht er nicht aus wie ein Berserker?"

Die Frau gab mir die Hand: „Freuen wir uns," sagte sie, „daß Sie so gesund wieder ans Land gekommen sind!"

Ich dankte ihr; Rick aber warf seine kurze Pfeife, die er in der Hand hielt, gegen die Wand, daß der Porzellankopf in hundert Stücken über die Fliesen flog, und ich hörte, wie er mit den Zähnen knirschte.

„Oh Rick!" rief die Frau; „der schöne Pfeifenkopf; das hättest Du nicht thun sollen!"

„Endlich! Danke, Riekchen!" sagte er, und ich sah, wie er ihr voll Hohn die Hand preßte; „aber freilich, Scherben müssen erst gemacht werden!"

Dann gingen wir in die Wohnstube, während das Weib, als wäre nichts geschehen, die Porzellanbrocken auf dem Flur zusammensuchte.

„Nimm Dich in Acht, Rick," sagte ich, „daß Dein Teufel nicht die Hörner hoch kriegt!"

Aber er stieß ein Lachen aus, so fröhlich, als hätt' ich ihn nur mit dem Kinder-Bußemann erschrecken wollen. „Komm," sagte er, und zog mich in die Schlafstube nebenan, „Du weißt noch nicht, daß ich einen Engel in der Wirthschaft habe!"

Wir waren an sein Ehebett getreten, von dem er jetzt das schwere Deckbett zurückschlug. „Nun, John Riewe?“ rief er triumphirend.

Und freilich, da lag — ich dacht' im selben Augenblick: ein Engel; aber es war doch nur ein schönes Kind, im tiefen Schlaf; ein Mädchen von kaum zwei Jahren wohl; die eine Wange hatte es gegen sein Fäustlein gedrückt, über das die braunen Haare fielen; es war fast nackt, denn das Hemdlein hatte sich über die Brust hinaufgeschoben, und es glühte gleich einem Christkind wie von innerem Rosenlichte.

„Nun, John?“ sagte Rick wieder, „Du schweigst? Ja, Alter, dem müssen alle Teufel weichen!“

Und mit demselben schlug das Kind seine dunklen Augen auf und, die Aermchen nach dem Vater streckend, rief es: „Papa, mein Papa!“

Da riß Rick es ungestüm aus den Kissen und preßte das schöne Ding an sein Herz und küßte es vielmal und flüsterte ihm heimliche Worte in sein Ohr, so leise, daß ich nichts davon verstand. Ich sah es wohl, sein Herz war voll, und was er seinem Weib nicht geben konnte, das verschwendete er an das unvernünftige kleine Wesen.

Und doch, Nachbar; in späteren Jahren, und auch jetzt noch kommt es mir oftmals, es habe derzeit das Kind ihn dennoch wohl verstanden und sei nichts davon verloren gegangen.

— — Am andern Tage kam ich nach dem Abendbrote zu ihm, er saß am Stubenfenster mit untergeschlagenen Armen und schaute auf die enge stille Gasse; das Riekchen hatte ich bei meinem Eintritt in der Küche rumoren hören.

„Nun, Rick,“ rief ich, „was fängst Du für Mäuse?“

„Ich fange gar nichts, John,“ sagte er.

„Warum hast Du denn Deinen Engel nicht bei Dir?“

„Das ist's, John; der schläft allezeit von jetzt bis übers Morgenroth; aber für mich ist's noch nicht Schlafenszeit.“

„So gehen wir ein Stück noch an den Hafen!“ sagte ich. „Du bist noch nicht auf meinem Schiff gewesen.“

Er schien eine solche Aufforderung nur erwartet zu haben; denn er sprang sogleich auf und riß seinen Hut vom Thürhaken.

„Gehst Du aus, Rick?“ frug die Stimme seiner Frau, als wir durch den Flur gingen, und ihr geduldiges Haupt erschien aus der Küchenthür.

„Ja, Riekchen; ich nehme den Schlüssel mit; wirst Du müde, schließe mit dem andern zu!“

Sie nickte: „Gute Nacht, Rick! Gute Nacht, Capitän Riewe!“

Wir gingen noch auf mein Schiff; aber es fing bald an zu dämmern, und so wanderten wir nach St. Pauli und gingen nach dem Trichter, wo wir bald zwei steife Gläser vor uns dampfen ließen.

Wir sprachen erst von alten Zeiten; dann aber erzählte Rick von seinem Kinde, nur von seinem Kinde; er lachte selber wie ein Kind, es war wie eine lachende Freude, wenn er nur ihren Namen nannte; ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß sie „Anna“ hieß.

Als die Gläser leer waren, wollte ich aufstehen; aber er hielt mich zurück

und zog seine Uhr. „Noch nicht, John!“ sagte er; „es ist erst Zehn: sie schläft noch nicht.“

Ich verstand ihn wohl; und so tranken wir noch weiter, und es war nach Elf, als wir davon gingen.

Noch an ein paar anderen Abenden saßen wir dort; aber jedesmal ein Viertelstündchen länger; und auf meine zwei Gläser trank Rick allemal drei; ich sah es wohl, er war schon satt von seinem Tugendmuster und schätzte sie am höchsten, wenn sie schlief. „Rick,“ sagte ich, „nimm Dich in Acht, das dritte Glas, das ist des Teufels!“ Aber er lachte: „Es ist nur ein Zeitvertreib, John; um ein paar Wochen ist mein Schiff wieder flott; und dann gibt's wieder Arbeit und guten Schlaf!“

Am Tage darauf war meine Zeit in Hamburg abgelaufen; wir schüttelten uns die Hände, das Riekchen nickte sanft, und auch die kleine Anna gab mir ihr Patschchen und sagte kläglich: „De, Ohm Jiew!“ Dann begleitete Rick mich auf mein Schiff.

Noch einmal nach ein paar Jahren — es war in der Kapstadt — habe ich Rick Geyers wiedergesehen; aber er war es nicht mehr selber, es war nur noch ein Trunkenbold, der unter seinem Namen umging. Ich dachte damals, das sei mein größtes Leid, das ich erlitten, und vielleicht auch ist es jetzt noch so; nur daß über einen Mann uns das Erbarmen nicht so bitter faßt .... aber ich will der Reihe noch erzählen.

Als ich an der Bai nach meinem Schiff hinuntertrabte, denn in der Nacht noch sollte ich die Anker lichten, sah ich einen Mann vor mir am Wasser stehen, der mich trübselig aus seinem gedunsenen Gesichte zu betrachten schien. Ich stutzte; „Rick,“ rief ich, „Du bist es, Rick! Was fehlt Dir? Bist Du krank? Du siehst sehr übel aus!“

Doch er schüttelte den Kopf und sagte schwerfällig: „Mir fehlt nichts, John. Bleibst Du noch lange hier?“

„Nein, Rick; nur bis heut' Nacht, und ich muß noch wieder nach dem Gouvernementshaus. Aber sag' mir noch schnell: wie geht es bei Dir zu Hause, Deiner Frau, Deinem kleinen Engel? Kommst Du bald wieder zu ihnen?“

„Ganz wohl, alles wohl!“ Weiter antwortete er nicht; aber er seufzte tief, als ob er sie verloren hätte.

„Du fährst noch immer die Fortuna?“ frug ich wieder.

„Ja, John, ich fahre sie noch; wir sind erst gestern angekommen.“

„So lebe wohl, Rick! Ich habe leider keine Stunde mehr für Dich; lebe wohl!“

Ich ging, ganz vernichtet durch dies Wiedersehn. „Er schämte sich,“ sprach ich zu mir selber; „Rick Geyers, der beste aller Jungen, ist verloren.“

Da fühlte ich mich plötzlich zurückgehalten: er war mir nachgelaufen; er lag in meinen Armen: „John, John, mein Freund! Noch einen Augenblick, wir sehen uns zum letzten Mal!“

Und als er mich in seiner alten Liebe ansah, da waren seine Augen wieder jung und schön. „Das nicht, das wolle Gott nicht, Rick!“ rief ich; „aber auf

ein baldig Wiedersehen in der Heimath, in Deinem Hause und bei Deiner kleinen Anna!"

Er wiegte langsam seinen Kopf: „Leb' wohl, John Riew," sagte er, und leise, als ob auch hier es niemand hören dürfte, setzte er hinzu: „Und wenn Du einmal heimkommst, dann frage nicht mehr nach Rick Geyers!"

Er riß sich los und war mir bald in einer Menschenmenge, die von der Stadt herkam, verschwunden. Das weiß ich noch, die heitere Sonne, die vom Himmel strahlte, hat mir damals weh gethan.

— — Nach ein paar Jahren — es war in Rio, und ich fuhr derzeit für eine Lübecker Firma das Schiff „die alte Hanse" — nahm ich einen deutschen Matrosen in Heuer, der krankheitshalber dort zurückgeblieben war. „Wo stammst Du her?" frug ich.

„Mein Vater," erwiderte er, „wohnt am Johannisbollwerk!"

„In Hamburg?"

„Ja, Capitän."

„So kennst Du auch wohl Capitän Rick Geyers."

„Ja, Herr; ich bin ein Jahr als Leichtmatrose mit ihm gefahren; aber — —"

„Was aber?"

„Er ist kein Capitän mehr!"

„Hat er sich zur Ruh' gesetzt? Er ist noch jung!"

Der Bursche schüttelte den Kopf: „Es ging nicht mehr!" Und er warf den Kopf zurück und machte mit der Hand die Bewegung, als ob er ein Glas an den Mund setze. „Er fährt jetzt mit dem Blankeneser Postewer."

Ich nahm den jungen Menschen auf mein Schiff; aber ich hatte genug vom Fragen.

— — Ein paar Jahre später kam ich denn doch wieder nach Hamburg; ich hatte Ueberdruß am Seefahren, und mein Kopf war leidlich grau geworden. Ich ging nach Rick's Hause; aber Rick lag draußen auf dem Petri-Kirchhof; er war eines Nachts über eine in Reparatur begriffene Flethbrücke gegangen und durch eine Oeffnung in das Wasser und in den Tod gestürzt. Ich denke wohl, er war mit einem schweren Kopf gegangen, der ihn hinabgerissen hatte; aber — Allen Gerechtigkeit! — seine Frau hat nie davon geredet; nur die Nachbaren und der alte Doctor Snittger haben es später mir bestätigt.

Ich war inzwischen Makler geworden und miethete, nachdem ich mit meinem alten Herrn zu Lübeck ins Reine gekommen war, die kleine Oberetage; schön war sie nicht; aber sie genügte, und Rick Geyers Weib und Kind kam es zu Gute. Ein halb Jahr darauf fand sich auch noch ein Schüler des Johanneums für die untere Stube rechts, und das waren Sie, Herr Nachbar; ich denke, wir haben uns, bis Sie zur Universität gingen, leidlich genug in dem engen Haus vertragen!

Sie wissen, die Anna war damals schon ein gestrecktes Mädchen, nach dem wohl ein so junger Gesell, wie Sie es damals waren, sich einmal umschauen mochte!"

Der Capitän sah mich schelmisch an, und es mag wohl nicht gefehlt haben, daß ich roth geworden bin.

„Du lieber Gott!“ fuhr er dann fort, „wir wollen nicht darüber scherzen; aber ich darf wohl sagen, daß das Kind die Liebe zu seinem Vater auf dessen alten Freund übertragen hatte, und mir war oft, als sähe sie mich mit seinen jungen Augen an, wenn er — wie oftmals! — mich herzhaft auf die Schulter schlug und dazu rief: „Ja, John, Du bist's, auf den man sich verlassen kann!“

Der Capitän seufzte und schlug sich gegen die Stirn: „Das aber war zu viel gesprochen,“ sagte er; „denn Dummheit ist auch eine arge Sünde! Ich plagte mich viel mit dem lustigen Mädchen; Sie haben es ja selbst gesehen, der Unband war mir lieb als wie mein eigen Blut, und wenn nach etwas ihr Gelüsten stand, Ohm Riew' mußte allzeit Rath wissen. Das alte Riekchen hatte seine unschuldige Freude daran, und das Kind übernahm bald fast meine ganze Bedienung; Ihnen, Nachbar, blieb nur das alte Weib: ich habe manches Mal darüber lachen müssen; aber der Kaffee von der Anna hätte Ihnen doch noch besser geschmeckt!“

Der Alte schwieg plötzlich und horchte nach oben hinauf. „Ja, der Junge schläft,“ sagte er; dann trank er den kleinen Rest aus seinem Glase und machte sich daran ein neues für sich zu mischen; denn der kleine Kessel sauste immerfort. Mir war, als ob ihm das Erzählen plötzlich widerstehe, oder als ob er sich besinnen müsse, wie er fortzufahren habe.

Aber er saß schon wieder auf seinem Platz, und ohne das dampfende Glas zu berühren, hub er aufs Neue an: „Es sieht manches aus wie ein Kinderspaß; aber auch der Strauß hat erst in einem Ei gelegen! Sie wissen Nachbar, es war meine alte Seemannsart, zwischen Nachmittag und Abend ein gutes Glas zu trinken, und was den Rum anlangt, so hatte ich allzeit was Echtes in meinem Schränkchen. Ich hatte die Anna gelehrt, nach meinem Maße mir das Glas zu mischen; aber wenn sie den Rum in das heiße Glas goß und nun der Dampf ihr in das feine Näschen stieg, dann begann sie ein Gehüstel, bog den Kopf zurück und machte allerlei Gesichter des Abscheues gegen mich.

Ich lachte darüber und sagte: „Probir' es nur!“ oder: „Es wird Dir doch noch schmecken!“

Aber eines wie das andere Mal erwiderte sie: „Ich habe es schon geschmeckt, Ohm; es ist abscheulich!“ und schob mit ausgestrecktem Arm das Glas mir zu.

Es wurde allmälig eine stehende Neckerei zwischen der Jungen und dem Alten. „Du sollst doch noch probiren!“ rief ich endlich; „ist das ein Koch, der nicht probiren kann?“

„Ich bin kein Koch!“ sagte sie schnippisch.

„So bist Du doch mein Mundschenk!“

„Ich thu's aber doch nicht!“ rief sie und flog mir aus der Stube und die Treppe hinab.

Ich alter Thor, ich muß jetzt denken, daß ihre Natur uns habe warnen wollen; aber ich ging wie mit verbundenen Augen.

Nun war's an meinem Geburtstage, und ich hatte, mir selber zur Festfreude, dem Kinde ein Dutzend Schnupftücher von einer Extra-Qualität geschenkt, da ich ihre Lust an feinem Linnenzeuge kannte. Und wirklich, sie leuchtete vor Freude, als sie zur Mutter lief und ihr die schöne Waare zeigte; und über ein Kleines

saß sie auch schon am Fenster, um ihr kunstvolles Monogramm hineinzusticken. „Mein Ohm!“ rief sie mir zu; „ich thu' Dir Alles zu Gefallen!“

„Das ist schon mein Gefallen,“ sagte ich, „daß Du Dich freust.“

„Nein, noch was Anderes, Ohm!“ Sie sah mich geheimnißvoll mit ihren dunklen Augen an, und stickte weiter an ihren Monogrammen.

Abends brachte sie mir, wie gewöhnlich, das Kesselchen mit heißem Wasser auf mein Zimmer; sie nickte mir zu, und als es kochte, begann sie mir mein Glas zu mischen. Sie that das wie in Freude zitternd und doch so feierlich, als solle sie ein Opfer bringen. Dann hielt sie das dampfende Glas hoch vor ihrem Angesicht: „Ohm,“ sagte sie, indem sie auf mich zutrat, „mein Ohm, mögst Du noch vielmal diesen Tag erleben!“ Der herzlichste Strahl, den meine arme Seele je getrunken, flog aus ihren Kinderaugen in die meinen. Dann setzte sie das Glas an ihren Mund und that einen herzhaften Zug daraus.

Aber es war zu viel gewesen, was sie sich zugemuthet hatte: wie im Krampf spieen die jungen Lippen den scharfen Trank hinaus und das Glas fiel aus ihrer Hand zu Boden, daß der Inhalt und die Scherben umherflogen; dann stürzte sie in den Alcoven, an meinen Waschtisch; ich hörte, wie sie Wasser in ein Glas goß, ein und zwei Mal, und wie sie gurgelte und sprudelte, als gelte es, einen Gifttrunk wegzuspülen.

Ich ging ihr nach; da fiel sie mir um den Hals: „Ohm, mein süßer Ohm ... ich konnte nicht dafür ... verzeih' mir, sei nicht bös!“

Das Kind war außer sich; dennoch wollte sie mir ein neues Glas bereiten; aber ich litt es nicht, ich nahm sie auf meinen Schoß: „Sei ruhig, Anna; Du weißt es ja, wir Beide können einander gar nicht böse sein!“

Da preßte sie meinen Hals mit ihren Armen, als ob sie mich ersticken wollte: „Du bist gut, mein Ohm; ich weiß es, Du bist gut!“ und dann weinte sie sich noch ein braves Stückchen.

Aber auch das, Nachbar, öffnete mir nicht meinen vernagelten Verstandeskasten. Am andern Abend kam sie wieder mit ihrem Kesselchen. „Zünd' nur die Lampe an,“ sagte ich; „hernach mach' ich mir's schon selber.“

Ich wollt', Sie hätten ihr bittend Angesicht gesehen. „Laß mich, Ohm!“ sagte sie. „Ich weiß, ich kann es heute.“

Ich wollte es dennoch wehren; aber jetzt stampfte sie mit ihrem Füßchen: „Ich muß aber, Ohm; das ärgert mich, das von gestern!“

So litt ich's denn; und als sie ihr: „Zur Gesundheit!“ sprach und dann ein Schlückchen aus dem Glase trank, hielt sie den Athem an und Mund und Augen gewaltsam offen; aber, ich sah es wohl, ein paar Thränen sprangen doch heraus. Bald danach sind Sie ins Haus gezogen, und — Sie haben es ja selbst gesehen, wie zierlich sie uns zu credenzen wußte. Gott verzeihe mir! Das Kind steuerte Backbord; aber ich hätte Steuerbord halten sollen.

— — Im Winter, nachdem Sie fort waren, suchte mein Lübecker Rheder mich wiederum zu ködern; der schlaue Alte hatte es heraus, daß ich zu früh mich landfest gemacht hatte; er meinte, ich könnte wohl noch ein paar Jahre wieder laden und löschen. Von dem dazwischen sprach er nicht; aber er bot mir ein neugebautes Vollschiff und einen Part darin. Mir gefiel das schon;

aber was sollte dann aus Riekchen Geyers und meiner Anna werden? Denn auch Ihr Quartier im Unterhause stand unvermiethet. Da, als ich eines Tages in der Januarsonne mit Anna über den Gänsemarkt promenirte, blieb sie vor einem Weißwaarengeschäft stehen und betrachtete begierig die Sauberkeiten, die hier alle in dem Ladenfenster ausgelegt waren. Ich wollte ungeduldig werden; aber sie hatte trotzdem immer ihren Finger noch nach etwas Neuem. Auf einmal kam mir die Erleuchtung: „Komm'," sagte ich, „was meinst Du, wenn Ihr selber solchen Laden hättet?"

Sie wurde schier dunkelroth vor Freude; aber gleich darauf sagte sie traurig, ihr dunkles Köpfchen schüttelnd: „Das ist ja nicht möglich, Ohm!"

„Nicht möglich, Anna? Aber, was meinst Du, wenn Dein Ohm es dennoch möglich macht! Komm' nur, wir wollen gleich nach Hause, und Mutter soll ihren Segen geben!"

By Jove, ich hatte Noth, daß sie mir nicht vor allen Leuten um den Hals fiel.

Und so kam es denn in Ordnung. Freilich, mein Maklerverdienst ging so circa wohl darauf; aber wen hatte ich denn sonst, für den ich sorgen konnte! Die Stube rechts, wo Sie Ihre Lateiner studirt hatten, wurde zum Laden umgewandelt; die Einkäufe waren schon gemacht, Näherinnen außer dem Hause wurden in Arbeit genommen und eine Glocke über der Hausthür angebracht; Anna selbst war das behendeste Ladenjüngferchen und saß fleißig mit der Nadel in der Hand. Wie ich nach ein paar Jahren aus einem Briefe der Mutter sah, gewann sie später noch besseren Verdienst, indem sie in fremde Häuser schneidern ging; damals aber warteten wir noch auf Käufer; und sie kamen auch, erst die Nachbarn und die Apothekertöchter, mit denen Anna damals wohl zusammenlief, dann auch von den Gästen aus dem Kaiserhofe. Ich hörte mit Behagen unsere Glocke läuten, wenn ich oben auf meinem Zimmer saß.

Dann eines Abends nahm ich muthig einen großen Briefbogen und schrieb darauf an meinen alten Herrn Richardi in Lübeck, daß ich sein neues Schiff, „die alte Liebe", führen würde.

„Die alte Liebe" war so gut wie ihr Name; und wir hatten Glück, mein alter Herr und ich! Fünf Jahre lang bin ich gefahren, wie noch nie zuvor — aber wir haben noch andere Abende, davon zu reden — nur bei der letzten Fahrt, in den englischen Nebeln, zwischen Plymouth und Southampton, da hätten wir bald, trotz Nebelhorn und Schüssen, das Schiff und auch uns selbst verloren. Das machte mich kopfscheu; mir schien's nun endlich doch genug vom Wasser und besser, das Bischen Lebensrest im Trocknen zu verzehren. Doch, mein Herr Richardi in Lübeck war nicht solcher Meinung, und da er mich halten wollte, so wußte ich wohl, weshalb er mit unserer Abrechnung immer noch nicht fertig wurde. „Herr," sagte ich endlich, „ich besuche meinen alten Ohm in Holstein; indeß wird hier wohl Alles klar?"

Er brummte etwas, und ich fuhr am andern Tag hieher. Es war aber ein rechtes Doppelwrack, was ich hier fand. Der geizige Greis und sein großes verfallenes Bauernhaus, worin einst eine weitläufige Wirthschaft war betrieben

worden. Zwei Stuben mit vollen Schränken und hohen Wandbetten standen bestaubt und unberührt; der Eigenthümer und eine verrunzelte zahnlose Magd hausten jetzt allein in einer Kammer; freilich, auf dem Boden jungten die Marder in den Ecken und schleppten des Nachts ihre Beute heim und sprangen durch die Löcher des alten Strohdachs auf die Bretter, daß in der Stube unten nicht zu schlafen war. In einer Nacht, wir waren gegen August, kam unerwartet ein Sturm auf; das ganze Dach schüttelte sich, und ich hörte, wie ein Fach Mauerwerk herauspolterte; da sprang ich auf und ging die Nacht spazieren. „Ohm," sagte ich am andern Morgen, „mein Schiff war doch noch sicherer als Euer Haus; Ihr müßt bauen, sonst begräbt's Euch noch!"

Aber er lachte, indem er sich sein schlotteriges Wams über seinen hageren Leib zuknöpfte: „Das verstehst Du nicht, John; die alten Häuser sind zäh. Du kannst es flicken lassen, wenn sie mich hingetragen haben."

Ich hielt's nicht länger aus, mich überkam ein plötzliches Verlangen nach unserer kleinen Anna, und ich schrieb an Riekchen Geyers, daß ich kommen würde.

Am zweiten Tage danach fuhr ich mit dem Wochenwagen ab. Als mein Ohm mit seiner Magd, die ich mit einem unmäßigen Trinkgeld erfreut hatte, mich hinaus begleitete, gab er mir die Hand: „Aber John!" sagte er, „das in dem Canal, das will mir nicht gefallen; bleib' schmuck im Lande nun! Wenn Du versöffest, ich müßt' mein Testament ummachen lassen; das sind theure Sachen!"

Damit fuhr ich ab. Als ich vors Millernthor in Hamburg kam, ging just der Tag zu Ende; ich konnt's nicht lassen, stieg ab und spazierte nach dem Stintfang hinauf; da sah ich am Hafen längs den ganzen Mastenwald im braunen Abendroth. Langsam ging ich dort hinunter, und da überfiel's mich: „Haus oder Schiff? Land oder See?" Ich schlenderte am Bollwerk entlang, den Kopf voll melancholischer Gedanken; da kam der Sohn unseres Nachbarn, des Apothekers, mir entgegen; er war in Californien gewesen, kam aber jetzt von Hause und wollte nun wieder in die Minen. Die beiden Schwestern hatten den wilden Jungen weich gemacht, ich glaube, am liebsten wär' er mit mir umgekehrt; zuletzt aber häkelte er zwei Klümpchen Goldes los, die er als Berlocks an der Kette hängen hatte. „Good bye!" sagte er, „bringt's den Dirnen; wenn ich wieder käme, sollt's ein Pfund sein!" Und damit drehte er ab und ging davon.

Ich steckte die Berlocks in die Tasche und wanderte jetzt rascher in die Stadt hinein. Als ich Rick's Häuschen erreicht hatte, brannte im Flur schon eine Lampe. Ein dunkelköpfiges Mädchen flog aus dem Laden, nicht groß, aber schlank; ein zierliches Stupnäschen und über der Stirn, nicht was die Frauenzimmer Simpelfransen nennen, nur so die feinen Stirnlocken, die mit dem Kamm nicht mehr zu bändigen waren; und vor der Brust hing ihr ein sauber Spitzentuch.

Ich zog sehr höflich meinen Hut und wußte nicht, war das feine Ding *sie* oder war's nur eine fremde Jungfer? Freilich, so auf Siebzehn schien auch die zu stimmen, die mich da mit ihren großen braunen Augen ansah; aber ich war

doch nicht auf Nummer Sicher und sagte lieber vorsichtig: „Guten Abend; wär' Frau Geyers wohl zu sprechen?" „Guten Abend;" sagte sie — und mir war's, als ob sie innerlich lache — „treten Sie nur näher!" Aber ich kehrte mich zu ihr: „Um Verzeihung, liebes Kind," sagte ich, „wie heißen Sie denn?" Sie neigte den Kopf, daß ich vom Gesicht nur noch die Stirnlöckchen sehen konnte und sagte: „An-na!"

Sie sagte das so eindringlich, so very engaging; es sang ordentlich was in den beiden Silben, und wieder auch, als wär' ein Mädchenlachen noch dahinter.

Dann aber, als Frau Riekchen jetzt aus der Stube trat, da lachte sie wirklich und warf den Kopf empor: „Mutter," rief sie jubelnd, „da ist Onkel Riew, und er kennt mich nicht mehr!" Und sie flog mir an den Hals, die junge Katze! In mir aber rief es: „Land, Land! Nicht nochmals auf die Planken!"

Ich wohnte schon wieder oben in meinem alten Quartier und hatte aus Lübeck und vom Schiff schon meine Sachen um mich. Es war fast wie früher, nur daß, weil die Frauen Anderes zu thun hatten, eine kleine Magd mich jetzt bediente, und ich Abends meist mein Glas im Kaiserhofe trank. Da fielen die goldenen Berlocks mir eines Vormittags in die Hand, die ich noch immer abzuliefern hatte, und ich machte mich sogleich jetzt auf den Weg.

Als ich eintrat, fand ich im Zimmer nur die beiden Mädchen, die vor einem Tische emsig an großen bunten Lappen nähten; da ich aber mein Gewerbe anbrachte und die Goldklümpchen in ihre Hände legte, by Jove, da ging das Gejammer los: „Ach der Herzensbruder, o mein Peter, Peter!"

Wisset, Herr Doctor, ich kann die Frauenzimmerthränen nicht leiden; denn sie machen mich boshaft, was ich von Natur nicht bin; aber so wie eine wilde Gans aus der Thür rennen, das war doch auch nicht schicklich; ich blieb also vor der Hand noch sitzen. Da öffnete sich die Thür und eine alte Näherin trat herein, die mir von früher wohl bekannt war; sie hatte wieder solchen Lappen in der Hand, wie die hier drinnen; es mußte also miteinander wohl ein Kleid ausmachen; auch paßten sie es zusammen und strichen es sich an Hals und Schultern. Als die Alte fortgegangen war, dachte ich für die Anna ein Wort einzulegen und sagte: „Ist das Ihre Näherin? — Die könnten Sie ein Pfundsmaß hübscher haben! Ich meinte, daß die Anna Geyers bei Ihnen nähte?"

„Ja," sagte die Aelteste und wischte sich den Thränenrest von ihren Backen, „die ist freilich hübscher."

— „Steht Ihnen das Mädchen denn nicht an?"

„O, — wir haben sie ja schon gehabt."

— „Und Sie wollen sie nicht wieder haben? Das thut mir leid, sie ist so halbwege ja mein Ziehkind."

„Ja; aber . . . . . ." Sie bückte sich über ihre Näherei und kam nicht an Bord mit ihrem Satze.

— „Schießen Sie los, Mamsellchen!" sagte ich. „Helles Feuer ist das Beste. Die Anna soll doch ihre Arbeit gut verstehen; hat sie gestohlen, oder wo steckt denn sonst der Fehler?"

„Nun, Herr Riew," sagte die Jüngere und luwte mich mit ihren kleinen unverschämten Augen an; „gestohlen nun wohl nicht; es ist nur Eins!"

Die Aeltere winkte ihr zu und schüttelte den Kopf; aber das schwarze Ding ließ sich nicht übersiegeln: „Ich will es Ihnen sagen, Herr Riew, sie hat für uns zu vornehme Bekanntschaften; wir sind ehrliche Bürgermädchen; mit Grafen und Posamentiergesellen haben wir nicht gern zu thun; auch nicht mal durch die dritte Hand! Und das noch nicht allein!"

„Liebes Mamsellchen," sagte ich, da sie innehielt, „sparen Sie die Worte nicht; ich bin bereit zu hören."

Hierauf, während die Aeltere sittsam auf ihre Arbeit sah, rückte das beredte Mädchen sich einen Schemel unter die Füße und setzte sich ordentlich in Positur. „Es war im vorigen Herbste, Capitän Riew," sagte sie, „und die Centralhalle war eben eröffnet; man konnte in Familie an kleinen Tischen sitzen, seinen Thee oder eine Tasse Chocolade trinken und dabei eine Comödie oder was es sonst denn gab, mit ansehen, und die Kosten waren auch nicht groß. Alle gingen hin, und groß wurde davon gesprochen. Wir, Herr Riew, gehören nicht zu denen, die nach allem Neuen laufen; aber die Gummi-Elasticum-Kerle, als die angekündigt wurden, die mußten wir doch sehen! Wir beide gingen also eines Abends in die Centralhalle, unsere Mutter war natürlich bei uns; der alten Dame schwindelte der Kopf, und sie hätte bald ihren Zufall bekommen, als wir in den ungeheuren Saal traten; doch es gab sich zum Glück, als wir erst an einem Tischchen unsern Thee tranken und dann der Vorhang aufging. Die Elasticum-Kerle waren freilich besser auf dem Zettel als auf der Bühne; aber als der Eine sich rückwärts um den Tisch wickelte und der Andere als Schlange über ihn wegkroch, ihre Faxen sahen sich doch lustig an. — Da, als wir im besten Lachen waren, entstand an einem Tische, ein Stückchen von uns, ein Rumoren, daß wir unwillkürlich unsere Augen dahin wenden mußten. Zwei Frauenzimmer hatten dort schon länger mit dem Rücken gegen uns gesessen; nun langten noch zwei leidlich junge Herren an; der eine sah wirklich vornehm aus; aber wer weiß das! Das Gesicht war ziemlich vercommerschirt, und die vielen Haare, die nicht mehr da waren, hatten wohl auch umsonst sich nicht empfohlen. Das gab ein Reden und Complimentiren, ein Schurren mit den Stühlen; dann rief der Kleinere von den Beiden nach dem Kellner. Ein blasser Schlingschlang mit weißer Binde drängte sich an den Tisch: „Befehlen?" — „Ja, was?" — Und der Kellner zählte her, was er zu bieten hatte. — Dazwischen rief der Cavalier: „Genug, Kellner! Zum Vorschmack vier Gläschen schwedischen Punsch!" — Kennen Sie es, Capitän? Es soll furchtbar stark sein!"

Ich nickte.

„Nun, die Gläser kamen, und die Herren hatten's immer nur mit dem einen Frauenzimmer, als wenn die Gummi-Elastiker sie gar nichts angingen, und sie gingen auch mich bald nichts mehr an: denn ich sah immer nur nach diesen vier Menschen. Da stößt meine Mutter mich in die Seite: „Du," sagt sie, „kennst Du das Frauenzimmer in der Lila-Haube?" Und da ich nein sage — „Frau Geyers," flüstert sie mir zu, und als die Andere just den Kopf wendet, „Herr Jesus!" ruf ich; „und da ist auch die Anna!"

In diesem Augenblick stand der vornehmere der Herren auf. „Ihr Glas ist leer, Fräulein," sagt er zu der Anna; aber, indem er sich wendet: „Freund Jack, das war wohl eigentlich kein Getränk für Damen!"

Der Andere lachte: „Nur ein gustus, Edmund!" — „Verzeihen Sie, meine Damen!" begann der Vornehmere wieder; und: „Kellner! Kellner!" rief er so laut, daß sie von allen Tischen ihn zornig ansahen und zu brummen anfingen; denn auf der Bühne ging jetzt ein Lustspiel vor sich. Aber er kehrte sich nicht daran und als der Schlingschlang wieder vor ihm stand mit seinem athemlosen „Herrschaften befehlen?", rief er: „Champagner! Zwei Flaschen und Eis!"

Nun, Capitän, das kann ich Sie versichern, Anna hat nicht am wenigsten davon getrunken! Ihr schmuckes Lärvchen brannte ordentlich, und daß sie mit der linken Hand sich auf den Tisch stützte, wenn sie sich erhob und mit den Herren anstieß, das war auch nicht von ungefähr! Hätte die Mutter nicht mit ziemlich trockenem Munde dabei gesessen, sie wäre nach dem Schauspiel wohl, Gott weiß, wohin gekommen; denn der am vornehmsten aussah, der schien viel Gutes nicht mit ihr im Sinn zu haben!"

Als das lustige Mädchen mit ihrem Gespinnst zu Ende war, sagte ich nichts; denn mir war nicht eben wohl ums Herz, Nachbar; ich hörte nur, daß jetzt die ältere Schwester der jüngeren beistimmte: „Wir reden natürlich nicht davon," sagte sie, „aber ins Haus nehmen, das geht doch nicht!"

Und die Jüngere warf den Kopf zurück: „Ich danke — wenn der Herr Graf sie Abends vor unserer Hausthür erwartete, — da könnte am Ende ich noch in den Geruch einer Gräfin kommen!"

„Sie haben völlig recht, Mamsell Nettchen, und das wäre wenig passend," sagte ich und empfahl mich höflichst.

— — Daß ich beim Nachhausekommen mir unsere alte Tugendhafte auf mein Zimmer bat, und was der Inhalt unseres Gesprächs gewesen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu erzählen; aber soviel sah ich, die Apothekermädchen hatten jedenfalls nur mäßig übertrieben; die Herren aus der Centralhalle aber waren freilich Biedermänner, der eine ein Graf, der andere ein Baron.

„Riekchen, geht in Euch!" rief ich, „besinnt Euch! Biedermänner, und Grafen und Barone, und mit Euch in der Centralhalle?"

Das war zu viel. „Ohm Riewe," sagte sie, „unsere Anna ist ein Kind; — ich aber bin mein langes Leben hindurch eine ehrenwerthe Frau gewesen! Wir werden sie nicht verunehrt haben!"

Du lieber Gott! sie wußte nicht einmal, weshalb Rick Geyers in sein frühes Grab getaumelt war.

Nicht lange darauf kam ich eines Abends spät nach Hause; da die Straßenthür noch offen stand, so trat ich, ohne daß es schellte, in den Flur. Es war schon dunkel hier, nur durch das Guckfenster in der Ladenthür fiel ein Schein heraus. Ich stand einen Augenblick, denn ich hörte, wie drinnen eine Herrenstimme sprach, und allerhand, was ich erst nicht reimen konnte.

„Verzeihung, Madame," sagte der Jemand, „die Toilette ist keineswegs

kostbar; nur ein weißes, weiches Gewand und weiter nichts! Es darf sich keine vor der andern auszeichnen; die Blumen wird die Gesellschaft den Damen liefern; und ich würde hier" — er sprach das wie mit einer zärtlichen Verbeugung — „um die Erlaubniß bitten, dem Fräulein blaßrothe Rosen anbieten zu dürfen!"

Es entstand eine Pause; dann schien unsre tugendhafte Mutter eine leise Bedenklichkeit zu äußern, die ich nicht verstehen konnte. Aber der Unbekannte sprach sogleich: „Pardon, madame; das ist es ja; nicht Rang und Stand, denen unsereiner gern einmal entflieht, soll hier den Ausschlag geben; sondern Schönheit und gute Sitten; doch da dieselben selten bei einander sind, so wird der Cirkel nur ein kleiner sein, ein Dutzend Paare etwa. Sie wissen, in den richtig construirten Familien ist stets die Mutter die Schöpferin der Tugend ihrer Kinder; und nicht jede Tochter, Madame, ist so glücklich, wie die Ihre!"

„Damned scoundrel!" brummte ich bei mir selber; denn mir war, als sähe ich durch die Thür ihn jetzt sein nichtsnutziges Compliment gegen unsre Alte machen. Und wer war denn der Monsieur? — Am Ende der Versucher in eigener Person; nur in Monaco beim Pharao und beim Roulett', unter dem vornehmen nichtsnutzigen Volk war mir solche Menschenstimme vorgekommen.

Unwillkürlich trat ich dem Guckfenster näher; denn ich hörte schon die Alte sagen: „O, Herr Baron, wenn doch Alle Ihresgleichen solche Grundsätze hätten!"

Aber der Versucher war schon wieder da: „Ich bitte, Madame, beurtheilen Sie uns nicht voreilig! Der Präsident unsrer Gesellschaft ist von einer Strenge, daß man ihm gegenüber um sich selber, ja fast um unsre Damen bangen dürfte; aber — enfin, er wurde gewählt und zwar mit allen Stimmen!"

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr unserem alten Tugendmöbel, als ich eben in das Fenster sah. Ein großer, eleganter Herr saß beinbaumelnd vorne auf dem Ladentisch; wahrhaftig, Herr Nachbar, ich weiß noch heute, daß das Bein in ockergelben Hosen steckte! Im Uebrigen Alles, wie man's nur verlangen konnte; dünnes, aber modisch frisirtes schwarzes Haar, ein kleiner Schnurrbart in einem glattrasirten, etwas käsigen Angesicht; die eine Hand, in hellem knappem Handschuh, lag mit dem Augenglas auf seinem Knie.

Die Alte stand mit übergeschlagenen Händen vor ihm und sah in dummer Anbetung zu ihm auf. Für mich, das muß ich sagen, zumal er allezeit, wenn er seine Augen aufhob, mit den bleichen Backen zuckte, hatte der Geselle eine verflucht confiscirte Physiognomie! Er hatte stets nur zu der Mutter geredet; aber Anna, die dort im Winkel stand, sah mit brennenden Augen auf ihn hin. War das am Ende ihre vornehme Bekanntschaft, von der jene Mädchen gesprochen hatten?

Ich ging zurück an die Hausthür und stieß sie zu, daß die Glocke läutete; dann trat ich in den Laden. Mein Erscheinen mochte den drinnen eben kein groß Plaisir machen: Anna kam aus ihrer Ecke und ging daran, einige Bänder und Spitzen vom Tische in einen Pappkasten zu räumen; der fremde Musjö hob sein Glas an die Augen und sah auf mich herab, als ob ich unter seinem Blick verschwinden müßte.

Aber ich verschwand nicht; sondern setzte mich auf einen Stuhl neben der Thür und sagte: „Schön warm hier drinnen; guten Abend, meine Herrschaften!“

Das alte Weib drehte sich hin und her: „Unser Onkel Riewe, Herr Baron!“ sagte sie. „Er wohnt bei uns im Hause.“

„So?“ erwiderte er gleichgültig und streckte das Kinn vor; und ich hörte ordentlich, wie das kleine Wort zu Boden fiel: „Sehr angenehm.“

„Lüg' du und der Teufel!“ dachte ich; aber ich nickte ihm zu und sagte höflich: „Dito, mein Herr; gleichfalls!“

Und damit war unsere Unterhaltung zu Ende. Und da ich nun meinen Hut auf meinen Stock hing, und diesen neben mir an die Wand stellte, so mochte er zu der Meinung kommen, ich sei so leicht nicht zu verjagen; wenigstens glitt er bald vom Ladentisch herunter: „Madame!“ sagte er, und mit einem langen Blick auf die Anna: „Mein Fräulein! Sie gestatten mir wohl, zu gelegenerer Zeit wieder vorzusprechen!“ Dann, ohne mich auch nur anzusehen, war er bei mir vorbei und zur Thür hinaus, und die Alte mit „Sehr angenehm!“ und: „Allzeit willkommen, Herr Baron!“ hinter ihm her. Anna hatte nur eine stumme Verbeugung gemacht; aber es war gut, daß ihre Augen fest saßen in ihrem heißen Angesicht.

Als die Alte wieder eintrat, waren wir drei denn nun allein beisammen. „Hmm,“ sagte ich endlich, da die andern beiden schwiegen, „ein feiner Maat, der Euch da beehrt hat!“

Die Alte nickte: „Ein sittsamer, edler, junger Herr! Aber ich glaube, Onkel John, Ihr habt ihn fortgetrieben!“

„Was hab' ich Riekchen?“ rief ich; denn so sanft sie das auch vorbrachte, solch' eine Anklage hatte ich noch nie von ihr gehört. „Ich habe ja in aller Ehrbarkeit auf diesem Stuhl gesessen!“

„Ja, Riew', das haben Sie wohl; aber — Sie saßen so, als wollten Sie den Herrn Baron zur Thür hinaus haben!“

„Und das wollt' ich auch, Riekchen!“ rief ich, „und er ist denn auch gegangen; und wisset Ihr weshalb? — Weil er ein schlecht Gewissen hatte! Weil er keinen Mann gebrauchen konnte beim Auswerfen seiner Angel, womit nur junge Dirnen und alte dumme Weiber zu ködern waren! Und wenn Ihr noch etwas Mutterwitz im Kopfe habt, so beißt Ihr nicht daran!“

Die Alte stieß einen sanften Klageton aus und ging händeringend auf und ab; ich aber war zornig geworden, Nachbar, und wollte es nicht noch mehr werden; deshalb nahm ich Hut und Stock und stieg hinauf nach meiner eigenen Wirthschaft.

Am andern Morgen mußte ich nach Lübeck, um endlich mit meinem alten Rheder rein zu werden. Er ließ, als ich ankam, nicht ab, ich mußte bei ihm Quartier nehmen, in seinem großen Hause in der Wahmstraße, wo die braun getäfelten Zimmer danach aussahen, als seien Marx Meyer und Herr Jürgen Wullenweber dort noch aus- und eingegangen; der lange Hausflur stieg in das erste Stockwerk hinauf, und oben lief eine Galerie herum, auf welche viele

Thüren, auch die von meinem Schlafkabinett, hinausgingen. Das Alles hatte ein gar stattlich Ansehen.

Der alte Herr selber war etwas gebrechlich schon; ein wenig steif im Rücken und die Finger vom vielen Schreiben krumm; aber er saß noch immer an seinem Pult; denn er war der Letzte, er hatte keinen Sohn. Wir beide waren aber noch allzeit mit einander fertig geworden; nur etwas langsam ging es, und Geduld mußte man haben. So zog es sich denn auch jetzt wieder von einem Tag zum andern. Die Sache war aber eigentlich, ihm fehlte noch immer der Capitän für „die alte Liebe"; er dacht' wohl, hätte er mich im Hause, so wär' ich noch zu halten.

Als ich eines Morgens aus meiner Kammer getreten war, und über die Galerie in den steinernen Flur hinabsah, schritt er eben aus einer der hinteren Stuben hervor, in seinem grauen Röckchen, das spärliche Haar zu einem dünnen Pull emporgekämmt. „Nun Cap'tän Riewe," rief er hinaufblickend, „hat die letzte Nacht Euch bessern Rath gebracht?"

„Nein Herr; es muß bleiben, wie es ist," rief ich hinab.

„Ich glaube, Riew', Ihr wollt ein Weib nehmen!" sagte er lachend.

„Auch das nicht; ich habe Familiensorgen ohne das."

Da drohte der alte Kaufherr mir schelmisch mit dem Finger: „Ja, ja, Ihr alten Capitäne! Ihr habt Familiensorgen in aller Welt, an jedem Ankerplatz, John Riewe! Seid Ihr denn auch von denen? Das wußte ich noch nicht!"

„Daß ich selbst nicht wüßte, Herr," sagte ich; „aber es ist ein Freundeserbe, und das hat auch sein Freud' und Leid."

„So, so! Verzeihet! Aber kommt nun herunter, daß der Kaffee uns nicht kalt werde!"

So gingen wir denn zum Kaffee, und der alte Mann fragte mich zum Schluß noch wacker aus und klopfte mir ein paar Mal nickend auf die Schulter: „Kann ich helfen?"

„Dank Herr; das mach' ich schon allein."

Am Abend — es war an einem Freitag — waren wir beide mit einander klipp und klar, und am andern Morgen befand ich mich wieder auf dem Weg nach Hamburg. Damals gab's aber weder Chaussee noch Bahnzug; unser Wochenwagen, in dem wir wie die Heringe zwischen Ballen und Kisten verpackt waren, rumpelte auf dem verruchten Knüppeldamm, daß wir mitten auf dem Weg noch beide Stengen brachen; und so war's schon gegen zehn Uhr Abends, da wir endlich in Hamburg einfuhren. Hundsmüde stieg ich sogleich die Treppe nach meinem Quartier hinauf, und im Augenblick kam auch das alte Riekchen hintennach. „Nun, seid Ihr es?" frug ich.

„Ja, Onkel John; Ihr seid wohl müde? Soll ich Euch 'was zu essen machen, oder eine heiße Tasse Thee, oder ein Glas Grog? Das nehmt Ihr heut wohl lieber?"

„Nein, nein, Alte; geht nur und grüßt die Anna, wenn sie noch die Augen auf hat! Ich muß schlafen."

Die Alte murmelte etwas und ging; ich kroch in meinem Alkoven unter die Decke, hörte noch, wie es von Michaelis elf schlug, und wie der Wind aufkam

und zwischen die losen Dachpfannen fuhr; dann hörte ich nichts mehr. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, aber es mußte mitten in der Nacht sein — mir träumte, ich fahre auf einem kleinen Schmack durch die norwegschen Schären, und ein Windstoß schlägt das Fahrzeug gegen einen Felsblock — wie von einem Ruck fahr' ich in die Höhe, und auf einmal fühl' ich, ich liege in meinem Bett und will mich eben behaglich wieder in mein Deckbett wickeln, da ruckt unten vor der Hausthür ein Wagen auf dem Steinpflaster, ein Kutscher klatscht mit der Peitsche und stößt einen Fluch über seine unruhigen Pferde aus; eine Art Getümmel ist dabei, als würde einer vom Wagen herabgehoben.

Da fiel's mir plötzlich ein: „Warum, als du heimkamst, war die Anna denn nicht da? Und die Alte, sie war um dich herum, als wollte sie das Mädchen dich vergessen machen; am Ende ist heut der Musterball!"

Ich war aus dem Bett gesprungen und lief ans Fenster. Aber die Unruhe hatte sich schon ins Haus verloren, und ich sah nur noch, wie ein großer Herr im Mantel in den Wagen sprang.

„Vorwärts, Kutscher!" rief er, und mit Gepolter rasselte das Gefährt davon.

Mit selbigem kam es auch schon die Treppe zu mir herauf, daß ich mir kaum die Nothdurft über den Leib ziehen konnte, und wieder stand die Alte, aber mit einem wahren Jammergesichte, vor mir.

„Nun, Riekchen," rief ich, „was ist denn das für eine Comödie?"

„Ach, Onkel John, scheltet nur nicht! Der Herr Baron hat sie selber vom Ball zurückgebracht; aber sie ist krank geworden beim Tanzen; ohnmächtig, ganz ohne Besinnung; ach, Onkel John, schier wie eine Leiche sieht sie aus! Die alte feine Frau, die mitkam, ist noch unten; aber sie weiß ja hier doch nicht Bescheid."

„Da soll ich wohl den Doctor holen?" frug ich.

„Ach, wenn Ihr wolltet, Onkel John?"

„Hol' der Teufel Euere Bälle und Barone!" rief ich; „aber geht nur hinunter zu dem armen Kind!" — Ich hatte mich schon völlig angekleidet, nahm meinen Hut und lief hinaus.

Bald war ich auch am Doctorhause und klingelte den alten Doctor Snittger aus den Federn, der nur eine Straße von uns wohnte und mir vor Jahren einmal das Marschfieber vertrieben hatte.

Er war sogleich auch diesmal bei der Hand und fertig. „Sorget Euch nicht, Capitän," sagte er, als wir mit einander die Gasse wieder hinaufgingen; „ja, wenn's ein Mann wäre! Aber bei den jungen Frauenzimmern, da ist's meist erschreckender, als schrecklich!"

Als wir ins Haus getreten waren, ging der Doctor unten zu den Frauen, ich in mein eigen Zimmer und wanderte, Gott weiß, wie lange, auf und ab. Da endlich hör' ich unten wieder die Stubenthür knarren und das Riekchen auf dem Hausflur mit dem Doctor klöhnen. Als ich die Treppe hinabsteig', ruft er mir noch zu: „Alles in Ordnung, Capitän; wir können schlafen gehn!" und somit ist er zur Hausthür hinaus und das Riekchen zur Stubenthür hinein und Alles still und dunkel.

Also ich auch wieder hinauf in meine Cabine und schlafe bis in den Tag hinein. Da vernehm' ich auf einmal aus meinem Alkoven, daß drinnen im Zimmer mein Kaffeegeschirr auf den Tisch gesetzt wird, und noch halb im Schlaf rief ich: „Bist Du es, Anna?"

Ich fuhr ordentlich zusammen, als es von drinnen antwortete: „Ja, Ohm." Aber es war, by Jove, ihre Stimme.

„Komm' doch, mein Kind!" rief ich wieder, „und sag' mir guten Morgen!"

Und als sie nun kam und die Alkoventhüren zurückschlug, die ich wegen des Straßenlärmes meist geschlossen hatte, — Herr, wie war ich erschrocken, da der Morgenschein auf das junge Gesicht fiel! — Zerstört, ja ganz zerstört schien es mir; ich suchte darin nach etwas, und ich wußte nicht wonach; die rothen vollen Lippen schienen wie zum Spott daraus hervor.

„Guten Morgen, Ohm!" sagte sie kaum hörbar; aber ihre Hände zitterten, womit sie mir die volle Tasse reichte, daß ein Theil mir auf das Deckbett floß.

„Kind! Anna!" sagte ich und faßte ihre Hand; „wo bist Du gewesen? Du hast ja arge Havarie erlitten!"

Sie antwortete nicht; sie zitterte nur noch stärker; und als ich in ihre sonst so fröhlichen Augen sehen wollte, schlug sie sie nieder oder wandte sie zur Seite.

„Anna! Anna!" sagte ich, „Du gehst mir nimmer wieder auf diese Bälle!"

Da mußte ich nach der Tasse greifen; denn sie wollte die Hände über ihren Kopf erheben. „Nein, Ohm!" schrie sie, „nie — nie wieder!" Ihre schlanke Gestalt wollte sich aufrichten; aber sie sank wie ohnmächtig an meinem Bett zusammen.

Ich hatte meine Hand auf ihren Kopf gelegt. „So ist es recht, mein Kind," sagte ich; „nun gräme Dich nur nicht; ich gehe mit Dir, wohin Du willst! Und wenn's erst Sommer ist, dann reisen wir zu meinem alten Ohm, der auf dem Lande wohnt! Da sind große stille Stuben und draußen Wald und grüne Wiesen!" By Jove! Ich hatte die Marder ganz vergessen!

Sie hatte meine Hände an ihre Stirn gepreßt, und nickte ein paar Mal leise ohne aufzusehen; dann aber richtete sie sich empor. „Laß mich nun, mein Ohm," sprach sie freundlich, „ich muß nach unten."

Sie ging, und ich blieb, ohne meinen Kaffee anzurühren, noch lang auf meinem Bette; ich wußte in der Sache mich nicht zurecht zu finden.

Einige Zeit verging; das Aussehen des Mädchens wurde freilich besser; aber innerlich war das Kind verwandelt. Wenn sie sonst um Mittag so fröhlich unten an der Treppe rief: „Ohm! Ohm John! Servirt!" — Du lieber Gott, wie träg und öde klang das jetzt! Mir war auch, als ob ihr Angesicht allmälig sich verändre; sie hatte sonst noch immer wie ein Kinderspiel um Mund und Wangen; das war wie weggeblasen.

Es ging mir arg im Kopf herum; von dem Herrn Baron war nicht der Zipfel seines Rockes mehr zu sehen, und als ich zu dem alten Riekchen davon

sprach, erhielt ich zur Antwort, der Herr Baron habe auf seine Güter in Mecklenburg müssen und komme erst im Sommer wieder; das Mädchen aber, das daneben stand, wurde bei dieser Rede wie mit Blut übergossen und ging rasch zur Thür hinaus.

„Ei," dacht' ich, „liegt da der Has' im Pfeffer? Sind die Gedanken unsres Kindes noch immer bei dem confiscirten Kerl!" Und es fraß ordentlich in mir.

— — Wieder waren ein paar Monate vergangen, als ich an einem Spätnachmittage im März, da schon das Dunkel in die Häuser kroch, von einem Geschäftsgange zurückkam. Als ich am Laden vorüber wollte, sah ich durch das Guckfenster, daß dort die Lampe noch nicht brannte; aber, da ich still stand, hörte ich drinnen Jemand weinen. „Mußt einmal revidiren!" sagte ich zu mir und ging hinein. Da fand ich die Anna in einer Ecke auf dem Ladentritt, mit beiden Händen vor den Augen. „Bist Du es, Anna?" frug ich. „Wo ist Deine Mutter?"

„Ausgegangen," erwiderte sie leise.

„Aber Du mußt ja die Lampe anzünden!"

Sie stand langsam auf, und als die Lampe brannte, sah ich dicke Thränen über ihre Wangen rinnen.

„Bist Du krank, Anna? Oder fehlt es Dir sonst?" frug ich, während sie sich abwandte und die Fenstervorhänge herabließ.

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Aber was ist denn? Warum weinst Du?"

„Ich weiß nicht, Ohm; es kommt nur manchmal so."

Da ergriff ich sie bei beiden Händen: „Du sollst mir Stand halten, Kind! Nicht wahr, Du härmst Dich nach Deinem Tänzer, nach dem Baron, der jetzt auf seinen Gütern ist?"

„Nein, nein, Ohm!" rief sie heftig.

„Nun, was ist's denn? Kannst Du's Deinem alten Ohm nicht sagen? Wir wollen sehen, daß wir Hülfe schaffen!"

Aber ich sah nur, daß ihr die Thränen reichlicher aus den Augen rannen: „Ich kann nicht!" Und sie stammelte das nur so. „O, lieber Gott! die Angst! die Angst!" schrie sie dann wieder.

„Aber so sag' Dir's doch vom Herzen! Kind, wirf den Ballast über Bord! Oder, wenn nicht mir, so sag' es Deiner Mutter!"

Sie starrte mit ihren schmucken Augen vor sich hin, als ob sie in ein schwarzes Wasser sähe, und sagte rauh: „Nein, nicht der, nicht meiner Mutter."

„Versündige Dich nicht," sprach ich; „Du hast ja nur uns Beide auf der Welt!"

Da warf sie sich auf die Kniee und schrie: „Mein Vater, o mein guter Vater! Ich will zu Dir!"

Und ich kniete neben ihr, und wußte mir nicht zu helfen; denn Nachbar, die Frauenzimmer haben nicht den Verstand, daß man ihnen damit beikommen könnte. Zum Glück klingelte jetzt die Hausthür, und ihre Mutter mit einem Korb voll Brot und Kohl und Rüben trat herein; und so ließ ich die Beiden

und ging nach dem Römischen Kaiserhof und dort unten in das Gastzimmer. Aber mein Glas schmeckte mir nicht; denn immer sah ich das arme Kindergesicht in seiner Angst und Noth.

— — Sie hatte sich denn endlich doch der Mutter kund gethan; aber, Herr Nachbar, helfen konnten wir nicht; nur, wir wußten es denn nun — ein vaterlos Kind sollte geboren werden, von ihr, die ja fast selber noch ein Kind war.

Herr, du meines Lebens! Wie wurde die alte Tugendcreatur lebendig! Wie hat sie geschrieen! Den Mund hab' ich ihr verhalten müssen, daß nur die ganze Gasse nicht zusammenlief: sie wollte den Baron verklagen, von seinem Gelde wollte sie nichts; aber heirathen sollte er ihre Tochter; noch Frau Baronin sollte sie werden! Ja, das sollte sie!

„Ja," sagte ich, „Baronin! Aber wenn's nun ein Posamentirgeselle oder ein Valbirer gewesen ist!"

Da schrie sie noch schlimmer. Und freilich, später erfuhren wir wohl, es war richtig so ein feiner Maat, ein Wasserschößling aus großer Familie gewesen, von denen, die von Schulden leben und deren Geschäft ist, anderer Leute Kinder zu verderben. Der Herrgott weiß, wo er geblieben ist; von seinen Gütern ist er nicht zurückgekommen.

Die Anna aber wurde immer stiller. Wenn die Mutter da war, besorgte diese den Laden, und sie saß im Hinterstübchen und nähte sich die Augen roth; war die Mutter aus dem Hause, so bediente das arme Kind die Käufer demüthig und wie eine Sünderin, sprach nur, was nöthig war, und ihre jungen Augen, die sonst so lustig in die Welt sahen, waren fast allezeit zu Boden geschlagen.

Nur, wenn jezuweilen Abends die Mutter auswärts war, kam sie die Treppe zu mir heraufgeschlichen. Dann pochte sie leise an die Thür: „Darf ich ein wenig bei Dir sitzen, Ohm? Es ist so einsam unten."

Und ich rückte ihr einen Stuhl zum Tisch; ich selber las die Zeitung oder schrieb, wenn so was vorlag. Gesprochen wurde nicht viel; von dem, der ihre Jugend gebrochen hatte, hat sie nie ein Wort geredet; dagegen waren ihre Gedanken oft bei einem Todten. So sagte sie einmal und hielt ihre Nadel müßig in der Hand: „Ohm, ich war doch schon sechs Jahre, als mein Vater starb; aber, wenn ich an ihn denken will, ich kann mir sein Gesicht nicht mehr vorstellen — das ist doch wohl keine Sünde."

„Nein, Kind," erwiderte ich, „warum sollte das eine Sünde sein?"

„Ja, er hat mich doch so lieb gehabt; das fühl' ich wohl noch immer; aber sein Gesicht, das kann ich nicht mehr sehen!"

Es that mir weh, Nachbar, als das arme Kind so sprach, ich weiß nicht mehr weshalb; ihr Vater konnte auch sein schmuckes Gesicht nicht mehr gehabt haben, als er verunglückte. Da fiel mir ein, ich bewahrte ja noch ein paar Briefschaften von ihm aus seiner besten Zeit, aus Rio einen, den anderen aus Hongkong, die waren so hell und jung geschrieben, als stünde er im Maiensonnenschein am Steuerrad und der Südwind wehte durch seine dunklen Locken. Die holte ich aus meiner Schatulle und legte sie vor ihr hin: „Da, Anna, hast Du Deinen Vater; es war, by Jove, derzeit ein herrlicher Junge!"

Ein heißes Roth flog über das blasse Gesicht, und ihre Augen strahlten für einen Augenblick. „Darf ich sie lesen?“ rief sie, und da ich nickte: „darf ich sie auch mit mir nach unten nehmen?“

„Gern,“ sagte ich, „wenn Du sie hier nicht lesen willst.“

Sie schüttelte den Kopf und sah mich mit ihren düsteren Augen bittend an; das hätte einen Stein erbarmen können. „So geh!“ sagte ich.

Da nahm sie die Briefe, raffte ihr Nähzeug zusammen, und ich hörte, wie sie draußen die Treppe hinabflog. Ich hörte die Stubenthür im Unterhause öffnen und schließen; sie war wohl dort nicht mehr allein nun; denn die Todten — wer kann's wissen, wenn eine Kinderstimme so ins Grab hinunterschreit!

— — Es gingen wohl acht Tage hin, daß sie nicht zu mir kam; dann pochte eines Abends wieder ihre kleine Hand an meine Stubenthür: „Darf ich hineinkommen, Ohm?“

„Gewiß, mein Kind.“

Dann schritt sie leise herein. „Da sind die Briefe wieder,“ sagte sie beklommen; „ich danke Dir tausendmal.“

„Willst Du sie nicht behalten?“ frug ich.

„Darf ich?“ rief sie und bückte sich über mich und küßte mich und drückte krampfhaft meine Hände.

„Gewiß, mein liebes Kind; aber setz' Dich nun und bleib' ein wenig!“

„Ja, Ohm; ich will nur meine Arbeit holen!“ Und dann ging sie mit den Briefen aus der Thür; aber bald war sie zurück und setzte sich mit ihrer Näherei an meine Seite; du lieber Gott, ich sah wohl, daß es kleine Kinderjäckchen waren. Wir sprachen erst nicht; ich sah auf ihr liebes vergrämtes Angesicht, und sie saß wie grübelnd; aber ihre fleißigen Finger rührten sich dabei, als gehöreten sie nicht zu ihr.

„Ohm,“ sagte sie endlich und athmete stark dazwischen, „hat mein Vater einen gewaltsamen Tod gehabt?“

„Ja, Kind; er ist ertrunken, hier in Hamburg, in einem von den Flethen; weißt Du das denn nicht?“

Sie schüttelte den Kopf: „Nicht recht; Mutter spricht ja nicht davon. Ohm, sag' mir: that er das mit Willen?“

„Mit Willen, Anna? Was red'st Du denn! Er kam spät Nachts nach Hause; an der Brücke, wo er vorüber mußte, ward gebaut, und mit den Laternen war es noch nicht wie heutzutage; da ist er fehlgetreten und verunglückt.“

Sie schwieg, aber ich sah, wie ihre Brust sich vor innerer Aufregung hob, und wie sie heftiger ihre Nadel führte. „Ohm,“ hub sie wieder an und ließ nun ihre Hände ruhn, „hat mein Vater auch von dem Schrecklichen getrunken, was Du immer Abends trinkst, und — wo ich auch davon getrunken habe?“

Ich erschrak, aber ich antwortete scheinbar ruhig: „Das ist nicht schrecklich, Anna; das hat ja der Herrgott uns Seeleuten so recht zum Labsal gegeben: Hast Du danach bei mir was Schreckliches gesehen?“

„Bei Dir nicht, Ohm“ — und sie sah mich mit ganz großen Augen

an; „aber Alle dürfen das nicht trinken; es bringt uns um den Verstand; die Bösen haben dann Gewalt über uns."

„Ja, Anna," sagte ich, „das hat der Herrgott in der Welt so eingerichtet; wohl thut's mit Maßen und weh im Uebermaß; mein alter Hochbootsmann hatte sich in starkem Kaffee den Säuferwahnsinn auf den Hals getrunken: „Capitän," sagte er, als er den Athem wieder oben hatte, „ich bin der nüchternste Mensch; von Euerem gebrannten Zeuge habe ich fast nimmer noch ein Glas getrunken; aber Kaffee, das ist ja ein Getränk für Kinder!" — Und ich erzählte weiter und sprach wie ein Prediger; aber nur aus Angst und um der Anna ihre bösen Fragen aus dem Kopf zu schaffen. Da läutete zum Glück die Hausthürglocke und sie mußte in den Laden.

Als sie wiederkam, war davon nicht mehr die Rede, und so hatte ich ihr heilig Vaterbild nicht zu beschmutzen brauchen.

Und endlich kam die Nacht, in der das Kind geboren wurde; ein Knabe, derselbe, der jetzt oben hier im Hause schläft. Es ist die einzige Geburt gewesen, der ich in meinem Leben so nahe beigewohnt: aber Freude war nicht dabei. Anna freilich war gesund geblieben; nur nähren konnte sie ihr Kind nicht selber. Wenn man es ihr aufs Deckbett brachte, sah sie es jammervoll aus ihren dunklen Augen an; aber sie gab es kopfschüttelnd wieder fort, und ich sah nicht, daß sie es küßte oder nur sich zärtlich zu ihm niederbeugte. Sie lag in dem Wohnstübchen, und ihre Mutter ging seufzend aus und ein und mühte sich, das arme Kind aus einer Flasche trinken zu lehren; des Nachts nahm sie die Wiege mit in ihre Schlafkammer, welche, Sie wissen es ja, hinter dem Stübchen lag und durch eine Thür damit verbunden war.

Es mag am siebenten oder achten Tag gewesen sein, daß ich wieder Abends mein Glas in der Gaststube des Kaiserhofes trank. — Sie wissen, die Gelehrten müssen ja allezeit was Neues ausheckeu, und damals hatten sie es mit der Vererbung vor — es war just ein solcher Artikel, den ich an diesem Abend im Correspondenten las, und ich muß sagen, obschon es mir Phantastereien schienen, ich vertiefte mich immer mehr darin, konnte nicht davon los. „Dummes Zeug!" rief ich endlich laut, als es mir doch gar zu bunt wurde.

„Mein Gott, capitano," hörte ich eine Stimme mir gegenüber; „Sie lesen ja heute über alle Maßen; was haben Sie denn da?"

Als ich aufblickte, saß der alte Doctor Snittger vor mir und nickte mir lachend zu.

„Ja freilich, Doctor," sagte ich, „verrücktes Zeug, was der Correspondent uns heute auftischt!"

„Hab's noch nicht gelesen;" sagte der Alte; „sind zu viel Lungenfieber in der Stadt jetzt."

„Auch vererbte?" frug ich.

„Wie meinen Sie?"

„Lesen Sie es selbst," sagte ich und reichte ihm das Blatt, „hier steht's; Alles ist vererblich jetzt: Gesundheit und Krankheit, Tugend und Laster; und wenn einer der Sohn eines alten Diebes ist und stiehlt nun selber, so soll er

dafür nur halb so lange ins Loch, als andre ehrliche Spitzbuben, die es aber nicht von Vatershwegen sind!"

„Ja so," sagte der alte Herr, nachdem er einen Blick in die Zeitung geworfen hatte; „es sollte wohl so sein; aber so ist es bis jetzt noch nicht."

Ich sah ihn an: „Ist das Ihr Ernst, Herr Doctor?"

„Ei freilich, Capitän; den mitschuldigen Vorfahren müßte gerechter Weise doch wenigstens ein Theil der Schuld zugerechnet werden, wenn auch die Strafe an ihnen nicht mehr vollziehbar oder schon vollzogen ist. Wissen Sie nicht, daß selten ein Trinker entsteht, ohne daß die Väter auch dazu gehörten? Diese Neigung ist vor Allem erblich."

Ich wollte reden; aber er fuhr fort: „Ja, ja, ich weiß wohl, die Erziehung der Jugend, wenn sie mit ausdauernder Sorgfalt die Reizung dieses entsetzlichen Keimes zu verhindern weiß, kann bei dem Einzelnen das Unheil vielleicht niederhalten; aber darin wird nur zu arg gesündigt. Die hübsche Anna in Ihrem Hause, das arme Mädchen, das jetzt mit einem Kinde liegt, sie hatte ja wohl nicht den Fehler ihres unglücklichen Vaters, wie das bei Frauen denn auch seltener ist; aber doch — was meinen Sie, das ihr fehlte vor nun dreiviertel Jahr, in jener Nacht, da Sie mich aus dem besten Schlaf aufklopften? — Ich will es Ihnen sagen, Capitän, — das schöne Mädchen war in jener Nacht sinnlos betrunken! — Wer weiß, ob nicht ihr Unglück . . . ."

Aber ich hörte schon nicht mehr, was der Doctor sprach: denn in mir redete es mit hundert Stimmen durcheinander; aber eine darunter war die stärkste: „Deine Schuld! deine Schuld!" rief sie stets dazwischen. Und das war Rick Geyer's Stimme, die ich gleich erkannte; und bald sah ich ihn vor mir in seiner schönen Jugendflottheit, die Bänder an seinem blanken Hute flatterten im Winde; bald aber mit dem gedunsenen Gesicht und den schweren Augen, die mich zornig ansahen. Dann wieder sah ich die Anna, das zehnjährige begehrliche Ding, wie sie voll Abscheu den heißen Trunk von sich sprudelte, zu dem ich so unbesonnen sie genöthigt hatte; dann wieder, wie sie später mein halbes Glas mir vor der Nase wegschluckte. „Deine Schuld! Deine Schuld!" schrie die eine Stimme wieder. Ich sprang von meinem Stuhle auf: „Ja, ja!" rief ich; „aber ich will" . . . Ich besann mich; ich hatte das fast laut geschrieen. Zum Glück war eben jetzt nur der verständige Doctor allein mit mir im Saale; seine Hand lag auf meinem Arm: „Was wollen Sie, Capitän?" frug er ruhig.

Ich setzte mich wieder. „Helfen will ich," sagte ich, „soweit eines ehrlichen Menschen Kraft nur reichen kann!"

„Das thun Sie! Ich habe ja den Vater auch gekannt — daß nur nicht zwei solcher Menschenkinder hier zu Grunde gehen! Und wenn Sie meiner dazu bedürfen, wir sind ja Nachbarn!"

Ich drückte ihm kräftig seine gute Hand: „Good bye, Doctor; ich werd' es nicht vergessen." Dann stand ich auf und ging. Den Kopf voll guter Werke trabte ich über die Straße; ich begann in Gedanken schon an meinem Testament zu arbeiten.

Als ich zu Anna in die Stube trat, lag sie mit weit gestreckten Armen

und sah starr auf die in einander geschlungenen Hände und das leise Bewegen ihrer Finger, als sei der Lebensknoten dort zu lösen; wie es Menschen machen, die ihren Curs nicht mehr zu steuern wissen. Ich setzte mich zu ihr auf die Bettkante. „Anna," sagte ich, „Du siehst so traurig aus; was machst Du denn da?"

Sie blickte langsam zu mir auf: „Nun?" frug sie, und als ich nickte: „Nun denke ich nur."

„Woran denn denkst Du?"

„An meinen Vater, Ohm."

„Nicht an Dein Kind?"

„Mein Vater — das ist sanfter. — Ohm, bitte," sagte sie dann, löste die Hände auseinander und wies nach der Schatulle am Fenster, in deren Klappe ein Schlüssel steckte; „ich habe ja noch die Briefe, ich darf sie auch wohl noch behalten; die oberste Schublade! Wenn Du so gut sein willst, so gib sie mir!"

Ich reichte ihr die Briefe, und sie packte sie unter ihr Kissen und legte sich dann zur Seite und mit der Wange darauf. „Ohm," sagte sie, „wie kommt das, ich sehe jetzt wieder ganz deutlich sein Gesicht. — Vielleicht — er war so gut, er hat wohl Mitleid" ... sie warf sich unruhig im Bett empor: „ach Ohm, ich darf nicht denken, nicht eine Spanne weit! Aber heute Nacht, da hört' ich seine Stimme, so sanft, als wollte sie mich an sich ziehen; Du kannst Dir das nicht denken! Nur, als ich zu ihm wollte, war er fort, und es rauschte über mir, als wenn ich in ein Meer versänke. Und dann hörte ich das Kind weinen und meine Mutter fing an zu singen."

„Das waren Deine Träume, Anna," sagte ich.

„Ja, vielleicht, Ohm; aber" — und sie sprach das fast unhörbar — „ich wär' so gern bei meinem Vater!"

„Denk' lieber an Dein Kind!" sagte ich, „und laß Rick Geyers schlafen."

Sie starrte mich geheimnißvoll an: „Das Kind, das ist eine Sünde," sagte sie, „und darum ist mir auch die Brust für ihn vertrocknet."

„Ei, dummes Zeug! Sieh ihn nur muthig an. Der Junge ist wie jeder andre unsres Herrgotts Kind! Laß ihn erst ein paar Jahr' älter werden; ich will Dir helfen, Anna; wir wollen was Tüchtiges aus ihm machen, einen flotten Steuermann, einen Capitän! Und wenn er dann mit seinem Vollschiff von der ersten großen Reise heimkommt, wir beide stehn am Hafen; er schwenkt den Hut — die Ankerkette rasselt — Hurrah für Capitän .... ja, Kind, wie sollen wir ihn denn taufen? Ich denke doch wohl: Rick? Was meinst Du zu Rick Geyers?"

Ein Seufzer unterbrach mich: „Ja, Ohm, und seine Mutter steht dann da und ist ein altes Mädchen!"

„Deine Schuld! Deine Schuld!" schrie es wieder in mir, so laut und schaurig, wie aus einem Nebelhorn; man hört's und weiß in der grauen Finsterniß nicht, woher es kommt. Da fuhr's in meiner Noth mir durch den Kopf, ich sagte: „Anna, ich weiß, ich bin nichts, als Dein alter Ohm, schon über Sechzig, und morgen mach' ich mein Testament: was ich habe — es ist ein anständig' Bürgertheil — kommt Dir und Deinem Jungen zu; und willst Du die paar

Jahr' noch meine Frau heißen — denn es bleibt trotzdem beim Alten, Anna — aber ein altes Mädchen brauchst Du nicht zu werden!"

Ich weiß nicht, Nachbar, es war vielleicht was ungeschlacht; ich wußte mir nur anders nicht zu helfen; es ist ja nun auch einerlei.

Aber Anna hatte sich strack emporgerichtet. „Nein!" schrie sie, „nein, das will ich nicht! Du bist so ehrenhaft und brav! Ach, Ohm," — und ich sah, wie sie in sich zusammenschauderte — „Du weißt es doch — die Schande ist so ansteckend!" Sie hatte krampfhaft meine Hand ergriffen und geküßt.

„Anna," sagte ich, „ich kann Dich hiezu nicht drängen; aber Schande ist nur unter den Menschen und verweht in einem guten Leben. Denk' an Dein Kind, und daß ich nichts für mich will!"

— „Nein Ohm, nie — nie!" Ihre Augen bewegten sich zitternd, sie hatte die Arme ausgestreckt und rang die schmalen Hände um einander. „Aber — das Andre, was Du sagtest," begann sie schüchtern wieder, „mein Kind, es wird zu leiden haben um seiner Mutter willen. Hilf ihm, Ohm! Kannst Du es wirklich mir versprechen, mein Kind niemals, auch bei Deinem Tode nicht zu vergessen?" Die großen Augen waren angstvoll auf mich gerichtet.

Da legte ich meine Hand auf ihr armes junges Haupt: „Niemals Anna;" sagte ich, „sonst vergesse mich unser Herrgott in der letzten Stunde! Schon morgen soll Dein Sohn mein Erbe sein."

Wie mit einem Seufzer der Erlösung sank sie zurück in ihre Kissen: „Ich danke Dir, mein geliebter Ohm! Und nun geh! Nun möcht' ich schlafen!"

Ich stand noch eine kurze Weile und blickte auf ihr jetzt so blasses Angesicht, in welchem die Augen schon geschlossen waren. „Gute Nacht, liebe Anna!" sagte ich und küßte ihr die Stirn.

Sie schlug noch einmal ihre Augen zu mir auf und bewegte leis das Haupt; dann ging ich.

Als ich auf den Hausflur trat, geleitete die Mutter eben einen späten Käufer an die Thür. „Gute Nacht, Frau Geyers!" sagte ich und stieg hinauf nach meiner Stube.

Ich hörte die Hausthür schließen, dann noch von nah und fern die Glocken aller Thürme durcheinander schlagen; innen und außen wurde es allmälig ruhig, und ich schlief; wie lange, weiß ich nicht. Aber mich weckte etwas; ich mußte erst völlig wach werden, bevor ich's fassen konnte; der erste Dämmerschein fiel eben in die Stube. Endlich glaubte ich es zu wissen: die Kette vor unserer Hausthür mußte herabgeglitten sein; aber wie? — Sie wurde jeden Abend über eine hohe Klammer aufgehakt. Ich lag noch und grübelte darüber; sogar an Diebstahl und Einbruch streiften die Gedanken; da drang noch ein zweites Geräusch vom Flur herauf: es klirrte; aber es war ein leiser Klang dabei, als käme er von einer Glocke.

Rasch war ich aus dem Bett gestiegen und kleidete mich völlig an; dann nahm ich meinen Revolver aus der Schatulle und stieg leise in den Flur hinab. Es war nichts zu sehen; nichts rührte sich; aber als ich an die Hausthür ging, fand ich sie unverschlossen; bei dem Oberlichte, das darüber war, sah ich die

Glocke mit einem Tuch bedeckt, und an der einen Seite hing die Kette los herunter.

Noch immer war Todtenstille; auch das Kind schien zu schlafen. Ich faßte die Ladenthür: sie war verschlossen; aber als ich mich dann wandte — die Thür der Wohnstube war nur angelehnt, und ich öffnete sie noch etwas weiter, so daß ich Anna's Bett übersehen konnte. Die Nachtlampe knisterte nur noch, aber es drang schon Morgenhelle herein: das Bett war leer, die Decke hing halb herausgerissen über der Kante; aus der Kammer nebenan hörte ich das Riekchen schnarchen.

Und im selben Augenblick, Herr Nachbar, wußte ich Alles, Alles! Wie ein Krach war es durch meine alten Knochen hingefahren; baarhäuptig, wie ich war, den Revolver in der Hand, lief ich aus dem Hause, aus einer Straße in die andre, mir war, als ob ich fortgetrieben würde; und endlich, da lag die Brücke und das Fleth vor mir, wo einst mein armer Rick sein bischen Leben eingebüßt hatte.

Das trübe Wasser zog langsam nach Osten unter der Brücke durch, und der erste Dunst des Morgenroths schillerte wie Blut darauf; die Rückseiten der hohen Speicher standen rechts und links in halbem Schatten; es war ein eiskalter Frühmorgen; nur ein paar Brotträger sah ich an mir vorbeipassiren.

Aber dort auf der Brücke stand schon eine Vierländerin, ein blutjunges Ding; sie hatte bei einem ihrer ersten Gänge in die Stadt wohl nichts versäumen wollen.

Ich ging näher, ohne daß sie mich bemerkte; denn sie streckte ihr Köpfchen mit dem runden Strohhut weit über das Geländer und sah nur immer in das Wasser; am Arm hing ihr ein Korb, wie ihn solche Mädchen tragen, der von Maililien ganz gefüllt war. „Was macht das Kind?" frug ich mich eben; da langte sie zurück in ihren Korb und warf einen der Sträuße in das Wasser. Betroffen war ich stehn geblieben. „Hier ist es!" sprach etwas in mir; und ich sah noch, wie die kleine Hand ein zweites und ein drittes Mal in den Korb faßte; und jedesmal fiel eine Hand voll Frühlingsblumen in die Tiefe. Ich fuhr mir durch das Haar und steckte den Revolver, den ich gedankenlos noch in der Hand trug, in die Tasche; als ich dann aber zu ihr trat, da sah ich, daß zu den Blumen auch dicke Thränen aus den Kinderaugen fielen. „Erschrick nicht!" sagte ich; „aber wem streust Du da denn Blumen?"

Als sie mich so plötzlich sah, hub sie dennoch laut zu schreien an: „Hülfe! Hülfe! O, die schöne blasse Frau; sie nickoppte mir noch so traurig zu!"

„Was sagst Du!" rief ich, „sprich Kind! Liegt sie da unten?"

Das Mädchen nickte heftig, und die Thränen stürzten ihr reichlicher aus den Augen.

Ich lugte von der Brücke nach Osten aus, wohin das Wasser zog. Da, am Backbord eines Ewers, der hinter einem Speicher lag, sah ich etwas schimmern; der erste Morgenstrahl hob es eben aus dem Dunkel; aber das Meiste war unter dem Wasser."

Der Capitän hielt inne und trank den Rest aus seinem Glase, indem er meine Hand faßte. „Wir wollen es kurz machen, Nachbar;" sagte er; „sie

war es; ihr Nachtkleid hatte sich dort verfangen und den Körper aufgehalten, damit er bald zur Ruhe komme. Es waren jetzt auch Leute herzugelaufen; wir haben sie in ein Haus getragen, einen Doctor geholt und alle Versuche angestellt; aber die junge Seele war zum armen Rick gegangen, und ich will hoffen, daß ihnen beiden Gott verziehen hat."

Er schwieg eine Weile; dann begann er wieder: „Als ich über die Brücke zurückging, stand die Kleine noch immer dort; nur daß sie aus ihrem runden Gesichtlein jetzt nach der Seite auf das Fleth sah, wo wir vorhin unser liebes Kind herausgehoben hatten, wo aber jetzt nur noch der träge Zug des Wassers floß. Sie ließ sich ruhig bei der Hand fassen, als ich ihr sagte: „Komm' mit mir; ich will Dir alle Deine Blumen abkaufen; die sollen mit der todten Frau in ihren Sarg!"

So gingen wir, und als wir in unser Haus kamen, wo Alles noch zu schlafen schien, nahm ich sie mit in meine Stube und gab ihr zu essen und zu trinken; eine Rauchwurst und ein Stückchen Brot waren noch im Schrank und auch ein Schlückchen süßen Weines; denn mir war, ich müsse zuerst das verklommene Kind erquicken. Dann stieg ich hinab und ging in die Wohnstube, wo Alles noch lag, wie ich es vorher verlassen hatte; aber durch die offene Kammerthür sah ich das Riekchen jetzt in ihrem Bette sitzen, aufrecht und geschäftig: sie wickelte das Kind und sang dazu ihr „Eia popeia."

„Das ist recht, Frau Geyers," sagte ich; „aber Ihr könnt jetzt alle Eure Tugend brauchen!"

Sie fuhr ein wenig zusammen, denn sie hatte meinen Eintritt nicht bemerkt. „Ja, Ohm Riew," sagte sie, „wenn wir unsere Sündenschuld abziehen, so müssen wir mit dem Rest schon fertig werden." Und das Weib, by Jove, Herr Nachbar, sah mich an wie ein Engel der Geduld; und mit der Trauer in meinem Herzen, die ich noch auf sie abladen sollte, ich hätt' ihr Alles abbitten mögen, was ich sonst über sie geredet und gelacht hatte.

Als ich meine Todesbotschaft ihr verkündete, legte sie das Kind mit zitternden Händen in die Wiege, die vor ihrem Bette stand. „Gott steh' mir armem schwachen Menschen bei!" Das war Alles, was sie sagte; und als sie Anstalt machte, aus dem Bette aufzustehen, ließ ich sie allein und ging auf mein Zimmer, wo ich die Vierländerin schier vergessen hatte.

Da stand sie mit ihrem leeren Korbe und ihrem Rundhut mitten auf der Diele; die Maililien aber hatte sie alle in meine große Waschschaale geordnet und auf den Tisch gestellt. „Bist Du schon fertig?" frug ich.

„Ja, Herr; und ich dank' auch."

Und als ich ihr zwei Thaler auf die Hand legte, lachte das ganze runde Gesichtlein.

„Wie heißt Du?" frug ich noch; denn mir war, als dürfte ich das Kind nicht lassen, als trüge sie das letzte Lebewohl von Anna mit sich fort.

„Trienke!" sagte sie fröhlich.

„Und wo hast Du denn Deinen Stand?"

„Am Jungfernstieg; Neuen Walls Ecke."

Und damit nickte sie und ging; aus dem Fenster sah ich noch, wie muthig sie in das Leben hinauslief.

Ich habe später noch manchen Strauß von ihr gekauft, und Trienke suchte immer das Schönste für mich aus, rothe Nelken und Rosen, da es Sommer wurde, im Herbste weiße und violette Astern; sie wußte wohl, für welches Grab ich mir die Blumen kaufte.

— — Schon am andern Tage aber lag unsere schöne Anna weiß und kalt in ihrem Sarge, da, wo sie gestern noch im warmen Bett geschlafen hatte, und um sie war alle Sorge aus. Die Mutter hatte das feuchte und verwirrte Haarwerk ihr getrocknet, und die langen dunklen Flechten lagen auf den feinen Linnen, worin wir sie gehüllt hatten; schon, als sie noch Kind war, konnte die Wäsche ihr immer nicht fein und sauber genug sein; das Beste aus dem Laden hatten wir ihr gegeben. So lag sie denn noch einmal in full dress, Maiglöckchen um ihr schönes stilles Angesicht und in ihren blassen Händen. In der Nacht habe ich die Wache bei ihr gehalten; ich hatte ihre Hand gefaßt, bis mir die Todeskälte in den Arm hinaufstieg; aber sie drückte meine Hand nicht mehr; die geschlossenen Augen, auf die ich lange Stunden sah, sie hatten sich rasch am Leben satt getrunken."

Der Capitän schwieg, langte nach seinem halbvollen Glase und trank es in einem Zuge aus. „Es ist kalt geworden, Nachbar," sagte er, „und meine Geschichte ist aus. Wir wollen noch Eins brauen und von anderen Dingen reden!"

„Aber Ihr wolltet mir noch sagen —"

„Was denn? — Nun ja, seit jener Nacht trinke ich mein Glas nur noch, wie wir es heute Abend thun; und — ja, mein alter Ohm, zu dem ich damals mit der Anna wollte, der starb, ich war sein Erbe, und da die Anna nicht mehr zu haben war, so zog ich, nachdem wir die Hamburger Baracke verkauft hatten, mit ihrem Jungen und der Alten hier hinaus, baute aber für das alte Haus, das nicht mehr stehen konnte, erst ein neues. Die Großmutter, Sie wissen es, die haben wir neulich hier zur Ruh' gebracht; was aber aus dem jungen Rick Geyers noch werden soll — —"

„Nun, Capitän, das berathen wir noch mitsammen! Euer Testament ist hoffentlich in Ordnung?"

„Mit allen Klammern der Gesetze."

Ich nickte. „Aber es ist spät; wir wollen heute nicht mehr trinken! Gute Nacht, Capitän; das müßte doch mit allen Teufeln zugehen, wenn zwei Kerle wie wir nicht einen solchen Bengel nach unserm Compaß sollten steuern können!"

Ein dankbarer Händedruck des Alten; dann war ich auf dem Heimweg.

Seit dem hier Erzählten sind fast zehn Jahre vergangen, und es ist wieder einmal Herbst; aber erst im Anfang des September, und die Laubhölzer lassen nur noch hie und da ein gelbes Blatt zur Erde fallen. Mein alter Capitän Riewe ist noch ein munterer Greis, noch jetzt ein musterhafter Gärtner: in seinem Obstviertel stehen fast lauter junge Bäume; manches Pfropfreis haben

wir getauscht und manche treffliche, fast vergessene Art aus alten Gärten in den unseren zu neuem Glanz verholfen; Périnette und Grand Richard, Beurre blanc und Winterbergamotte stehen in unseren Gärten jetzt, und schon seit Jahren, mit Frucht beladen; aber bei dem Alten glänzen Stamm und Zweige wie die Rinde einer Silberweide; bei ihm muß Alles sauber sein wie auf einem Schiffsdeck. Er lebt allein mit einer freundlichen und verständigen Haushälterin; aber an Sommernachmittagen, zumal des Sonntags, kommt er gern zur Kaffeestunde auf unsere Terrasse, und es stört ihn auch nicht, wenn der Südost dort einmal durch seine weißen Haare fährt. „Ich danke, Madame, den haben wir einstmals anders kennen lernen," sagt er mit seiner gütigen Höflichkeit, wenn meine Frau eine Besorgniß um ihn kund gibt. — Nach dem Kaffee spazieren wir in unserem Garten und besehen die Fruchtbäume oder reden über unsere Nelken und Levkojen; denn darin sucht der Eine dem Andern es zuvorzuthun und die Sache ist nicht ohne Eifersucht. Wenn die Dämmerung anbricht, begleite ich ihn nach Hause, und dann reden wir von Rick — nur von Rick; denn von diesem ist das Herz ihm doch am vollsten; aber es ist auch eine Freude, über Rick zu sprechen.

Abends ist der Capitän zu Hause und allein, außer wenn ich einmal ein Stündchen bei ihm sitze, wo mir mein Glas Madeira-Grog niemals entgeht. Sonst liest der Capitän dann seine Zeitung, den Hamburger Correspondenten; am aufmerksamsten und mit seinem Herzen die Schiffsnachrichten; denn er segelt mit jedem Schiffe, und auf einem von den allen fährt sein Rick.

Wir hatten Glück mit dem Jungen damals, der Alte und ich: der tüchtige Sohn unseres Küsters hatte eben sein Examen auf dem Seminar bestanden, da fingen wir ihn ein, und für zwei Jahre wurde er der Lehrer Rick's. Es traf sich, daß bei Beiden die angeborene Befähigung, man könnte sagen, eine wissenschaftliche Leidenschaft für die Mathematik vorhanden war. Das verband die beiderseits noch so jugendlichen Herzen, und auch in anderem mochte nun der lernfähige Schüler nicht zurückstehen. In freien Stunden streiften sie botanisirend durch Wald und Feld oder übten an den Stangen und Turnricken, die der Capitän hinter seinem Hause aufschlagen ließ, die Gewandtheit ihrer Glieder; so wurden sie auch Freunde, und wenn jetzt Rick nach Hause kommt, der in unserem Dorfe angestellte junge Lehrer Fritz Oye ist seine erste Frage.

Zwei Jahre war er noch auf einer guten Schule gewesen; dann ließ der Alte ihn confirmiren und brachte ihn nach Hamburg auf ein gutes Schiff. Vor zehn Monaten wurde er Steuermann auf der „Alten Liebe", die noch immer für die Lübecker Firma in See geht. Freilich, der alte Rheder meines Freundes ist nicht mehr; ein junger Vetter desselben ist jetzt Herr des Geschäftes und des alten Hauses.

Nur Eines habe ich noch zu sagen: Eben, vor einer Stunde nur, öffnete sich meine Stubenthür, und unser Freund, der Capitän John Riewe, trat zitternd und bleich zu mir herein; er legte seinen Hut auf einen Stuhl und wischte sich den Schweiß aus seinen weißen Haaren.

„Was ist, Capitän?" rief ich erschrocken. „Ihr seht ja ganz verteufelt aus!"

Aber er ergriff meine beiden Hände und schüttelte den Kopf: „Vor Freude, Nachbar, nur vor Freude! God bless you, Sir! Der Junge ist Capitän!"

„Alle Wetter!“ rief ich, „das geht ja wie der Wind!“

„Ja, ja; hier steht's!“ und er riß ein Telegramm aus der Tasche und hielt es mir triumphirend vor die Augen. „Sein Vorgänger starb drüben in Rio Janeiro am gelben Fieber, und nun ist er's und soll's auch bleiben — Capitän der „Alten Liebe“! By Jove! Der junge Lübecker weiß sich seine Leute auszusuchen! — Aber — warum ich komme, Nachbar! — Sie fahren doch mit mir übermorgen?“

„Wohin? Doch nicht nach Rio, Capitän?“

„Nein, nein!“ sagte der Alte lächelnd, „nur nach Hamburg; denn dann ankert dort im Hafen die „Alte Liebe“ unter dem jungen Capitän Rick Geyers! — O Anna, mein liebes Kind, Du hast das nicht erleben wollen!“

Er wischte sich die Augen mit seinem großen blauen Schnupftuch. „Aber heute Abend, Nachbar,“ setzte er, sich ermuthigend, hinzu, „trinken wir Beide in meiner Koje ein Steifes mit einander und — God dam! — von meinem alten Jamaika!“

„Topp,“ rief ich, „Capitän, ich trinke und ich fahre mit Ihnen. Hurrah für unsern Jungen!“

— — Er ging; und ich habe nichts Weiteres zu erzählen; es ist jetzt Alles gut; denn wir haben die Hoffnung, freilich auch nur diese, wenn wir des alten Ricks gedenken und die Knabenstreiche des jungen nicht auf Abschlag nehmen; aber die Hoffnung ist die Helferin zum Leben und meist das Beste, was es mit sich führt.

Die Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel auf die Culturentwicklung.

Von

C. Herzog,

Staatssecretär z. D.

Es hat in der politischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts kaum ein stilleres Jahrzehnt gegeben, als das von 1830 bis 1840: in England nur parlamentarische Streitigkeiten über die Wahlreform und die irische Zehntbill, in Frankreich der Roi citoyen, das übrige Europa schlummernd unter dem Schatten der heiligen Alliance. Und doch ist dieses Jahrzehnt die Wiege einer neuen Zeit geworden, indem Erfindungen des menschlichen Geistes darin zuerst in die Erscheinung getreten oder zur praktischen Vervollkommnung gebracht worden sind, welche tiefer und nachhaltiger, als irgend ein politisches Ereigniß es vermocht hätte, auf die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft eingewirkt haben. Im Anfange jenes Jahrzehnts wurde die erste mit Dampf betriebene Eisenbahn in Europa gebaut, nachdem George Stephenson im October 1829 das Problem der Locomotive gelöst hatte; im Jahre 1833 stellten Gauß und Weber in Göttingen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Cabinet daselbst die erste Telegraphenleitung her und legten damit den Grund zu der elektromagnetischen Telegraphie, auf welchem weiter bauend der Amerikaner Morse schon 1836 den Schreib- oder Drucktelegraphen erfand, und in demselben Jahre (1836) wurde in England das erste Schraubendampfschiff construirt und damit die regelmäßige transatlantische Dampfschiffahrt (seit 1838) eröffnet.

Nur wenige kühne und erleuchtete Geister werden in jener Zeit vermocht haben, sich eine Vorstellung von den Wirkungen zu bilden, welche diese Erfindungen über den Erdkreis hin zu äußern berufen waren; aber auch die weitestgehenden Erwartungen hat deren Entwicklung von jenen schüchternen Anfängen bis auf den heutigen Tag unmeßbar weit übertroffen.

Die Länge der Eisenbahnen, von welchen im Jahre 1830 dreihundertzweiunddreißig Kilometer im Betriebe waren, hat sich im Jahre 1883 auf mehr als 444,000 Kilometer gehoben; würden sie aneinander gefügt, so würden sie die Erde in deren größtem Umfange mehr als zehnmal umspannen. Wie ein Netz,

dessen Maschen sich immer enger schließen, breiten sie ihre Schienenstränge über alle Länder Europa's; auf beiden Continenten Amerika's haben sie Pfade in die bisher unwegsame Wildniß gebahnt; sie haben die Felsengebirge des Nordens wie die Cordilleren von Peru erstiegen und die völkerscheidenden Wälle der Alpen durchbrochen; die mächtigsten Ströme der Erde tragen das Joch ihrer Brücken; im Süden Afrika's, in Ostindien, in Japan dringen sie unaufhaltsam in immer neue Gebiete, ja selbst das chinesische Reich, das sich bisher gegen die Eisenstraßen der rothhaarigen Barbaren hartnäckig verschlossen hielt, läßt jetzt die Tracen prüfen, auf denen es sie zur Verbindung seiner Häfen und zur Beförderung seiner Truppen am nützlichsten anlegen kann.

In ähnlich großartiger Weise hat sich die Dampfschiffahrt entwickelt. Nahezu 10,000 Dampfschiffe mit einer Tragfähigkeit von sieben Millionen Tonnen machen die Oceane wegsam und verbinden alle Erdtheile miteinander. In ungleich höherem Grade unabhängig von Wind und See als die Segelschiffe besorgen sie diese Verbindung mit einer Schnelligkeit, Sicherheit und Regelmäßigkeit, welche mit derjenigen der Eisenbahnen, deren Ergänzung im Weltverkehr sie bilden, wetteifert.

Noch rascher und weiter als beide hat die Telegraphie sich die Welt erobert. Die Leitung, die im Jahre 1833 die Studirzimmer zweier deutschen Gelehrten verband, hat sich in diesen fünfzig Jahren zu einem Telegraphennetz ausgedehnt, das den Erdball überspannt. Die Länge der Telegraphenlinien berechnet sich zur Zeit auf nahezu eine Million Kilometer, die Länge der Leitungsdrähte auf mehr als das Doppelte dieser Ausdehnung. Es gibt keine Hindernisse, vor denen sie Halt machen; über Berge, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, durch Wüsten und über Ströme finden sie ihren Weg. Selbst das Meer hält sie nicht auf; mehr als 700 unterseeische Kabel tragen auf dem Grunde der Oceane auf Tausende von Meilen Botschaften mit einer Schnelligkeit, welche die des Gedankens, dem sie entsprungen sind, noch übertrifft.

Wenn es vor fünfzig Jahren schwierig war, die bevorstehende Entwicklung der jungen Erfindungen und ihrer Wirkungen auch nur annähernd vorauszusehen, so ist es heute nicht minder schwer, deren ganze Fülle zu erfassen. Die Mehrzahl der jetzt Lebenden allerdings nimmt sie als etwas Gegebenes, ihr Angehöriges hin, und macht sich keine besonderen Gedanken darüber; ihr sind Eisenbahnen und Telegramme von Jugend auf so geläufig und vertraut, daß sie sich kaum vorstellen kann, es sei jemals anders gewesen. Wessen Erinnerung aber weiter als ein Menschenalter zurückreicht, oder wer in Ländern gereist ist, wo Maulthier oder Reitochse noch die einzigen Transportmittel sind, dem kommt der Unterschied zum Bewußtsein, und es freut ihn, die Bedeutung des Fortschrittes, sowie den Zusammenhang, in welchem zahlreiche neue Lebenserscheinungen mit jenen Einrichtungen stehen, zu ermessen und klar zu stellen. Vielleicht findet eine solche Darstellung auch über den Kreis der Altersgenossen hinaus Theilnahme.

I.

Am bedeutendsten und am sichtbarsten sind die Veränderungen auf dem wirthschaftlichen Gebiet, das Eisenbahnen und Telegraphen als Mittel des Ver-

kehrs zunächst erfaßten: ihre Einwirkungen machen sich aber auch darüber hinaus theils als Folge jener Aenderungen, theils unmittelbar geltend im staatlichen Leben wie in Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände und der Volkssitte und Gesinnung.

Von einer mit Zahlen unterstützten, ausführlichen Darlegung der wirthschaftlichen Wirkungen kann abgesehen werden, da sie im Kreise der täglichen Wahrnehmung liegen und wissenschaftliche Bücher wie die Tagespresse sich angelegen sein lassen, von den Leistungen der Verkehrsmittel regelmäßig und ins Einzelne gehende Rechenschaft zu geben. Nur auf die hauptsächlichsten will ich hindeuten, insbesondere soweit sie die Voraussetzung auch für einen Theil der über das materielle Gebiet hinaus reichenden Einflüsse bilden.

Den durch Dampf bewegten Transportmitteln wie der Telegraphie ist gemeinsam, daß sie Ortsveränderungen bewirken, jene von körperlichen Sachen und von Menschen, diese von Gedanken, und zwar mit einer Vergrößerung der Mengen, der Schnelligkeit und der Sicherheit, welche die früher bekannten und erreichbaren in ungeheurem Maße übertreffen. Da der Verkehr, der die für das Leben unentbehrliche Vermittlung zwischen den menschlichen Bedürfnissen und deren Befriedigung besorgt, auf der Bewegung der Personen und dem Güteraustausch beruht, so ist erklärlich, daß die Einführung neuer Beförderungsmittel von fast unbegrenzter Kraft ihn nicht allein räumlich erweitert, sondern auch seine Energie gewaltig gesteigert hat.

Betrachten wir zunächst den Güteraustausch, welchen der Handel vermittelt. In seinen neuesten „Uebersichten der Weltwirthschaft" hat Dr. von Neumann-Spallart das Gewicht der Gütermenge, welche die Eisenbahnen im Jahre 1882 insgesammt befördert haben, auf 1200 Millionen metrische Tonnen berechnet, die Leistung der Dampfschiffe, die aber dadurch an Bedeutung gewinnt, daß die Beförderung in der Regel auf lange Strecken geschieht, auf etwa die Hälfte jenes Gewichtes.

Die bei Weitem größte Menge dieser Gütermassen hat der Handel in Bewegung gesetzt, um sie dahin zu schaffen, wo sie dem Verbrauch dienen konnten. Indeß gibt die Bezifferung ihres Gewichtes, für deren Größe der durchschnittlichen, auf die Anschauung beschränkten Vorstellungskraft ohnehin der Maßstab abgeht, nur eine unvollkommene Einsicht in die Bedeutung dieser enormen Bewegung, ebenso wenig vollkommen etwa, wie die Kenntniß von dem Gewicht des Blutes im menschlichen Körper, mit welchem man den Verkehr zu vergleichen pflegt, über die Wirkungen seines Umlaufs allein Aufschluß geben würde.

Die Ausdehnung, welche der Handel durch die modernen Verkehrsmittel erfahren hat, ist räumlich und sachlich. In der ersteren Beziehung sind nicht nur Theile der Erde in den Bereich des Güteraustausches einbezogen worden, welche bisher völlig außerhalb solcher Verbindung lagen, sei es weil sie überhaupt nicht oder nur spärlich bewohnt, sei es weil sie schwer zugänglich waren, sondern es ist auch innerhalb der Culturländer das Absatzgebiet um so viel erweitert worden, als die Erleichterung des Transports die Differenz zwischen den Kosten der früheren und der zeitigen Beförderung ausgeglichen hat. Aus beiden Gründen sind sowohl die Mengen der in den Verkehr gebrachten Güter als die Arten

derselben vermehrt, oder sie sind wenigstens für ganze Classen von Verbrauchern erreichbar geworden, denen ihr Gebrauch früher wegen ihrer Seltenheit oder wegen der durch die Schwierigkeit und die Gefahren des Transports bedingten Höhe des Preises versagt war. Belege dafür gibt das tägliche Leben in Fülle. In der Vielartigkeit und dem Preise unserer Nahrungsmittel, in der Weise unserer Bekleidung, in der Bauart, in der Heizung und Beleuchtung unserer Wohnungen liegen sie vor Augen. Kaffee, Thee, Gewürze und andere Erzeugnisse der Tropen, die ehedem nur für den Wohlhabenden erschwinglich waren, sind jetzt Volksnahrungsmittel und Gegenstände des Massenverbrauches. Wir haben im Norden frische Südfrüchte von den Küsten des Mittelmeeres und aus Kleinasien zu Preisen, die selbst dem Armen ihren Genuß möglich machen; frische Seefische werden in das Binnenland auf Hunderte von Meilen ohne erhebliche Vertheuerung befördert; im Winter sendet uns Algier frische Gemüse und sommerliche Früchte, die Riviera frische Blumen; Rhein- und Moselweine, die sonst im Osten Europa's nur vereinzelt getrunken wurden, sind zur Zeit daselbst voll eingebürgert, und das bayerische Bier hat sich in allen Zonen der Erde, nicht allein da, wo Deutsche wohnen, heimisch gemacht. Corned beef aus den Vereinigten Staaten und aus Argentinien, australische Rinderzungen, amerikanisches Schweinefleisch füllen die Fleischmärkte von London; ebendorthin sendet Frankreich täglich Millionen von Eiern; californischer Wein und preußischer Sprit ergänzen in Bordeaux die Lücken, welche durch die Verheerungen der Phylloxera entstanden sind; norddeutsche Brenner machen Branntwein aus amerikanischem Mais; Europa's Bedarf an Weizen bringen im Wetteifer die Dampfer aus dem Norden und Westen Amerika's, aus Chile, aus den La Plata-Staaten und aus Indien. Dies nur Beispiele, die vielfach vermehrt werden könnten.

Im Bereich der Kleidung tritt mehr die Ermäßigung der Preise, zu welcher Eisenbahnen und Dampfschiffe durch billige Zuführung der Rohstoffe und Verbreitung der Fabrikate mitwirken, in die Erscheinung, als die Beschaffung neuen, bisher unbekannten oder nicht erreichbaren Materials. Nur der Jute möchte in letzterer Beziehung zu gedenken sein. Daß Seide, die zu tragen in früherer Zeit ein Vorrecht der Reichsten war, jetzt auch von den Frauen der minder wohlhabenden Bevölkerungsclassen getragen werden kann, und daß baumwollene Stoffe, die noch vor hundert Jahren ebenfalls ein Luxusartikel waren, heut zu Tage auch von dem geringsten Haushalt zur Bekleidung des Körpers und der Lagerstätten beschafft werden können, ist nicht zum kleinsten Theil der Billigkeit und Schnelligkeit der Fracht zu danken, welche die zeitigen Verkehrsmittel ermöglichen, wenngleich einen wesentlichen Factor auch die durch den Dampfbetrieb erleichterte und vermehrte Fabrikation bildet. Das Gleiche gilt für wollene Gewebe von der Einführung der Schafwolle aus Australien, aus den Ländern am La Plata und vom Cap der guten Hoffnung, während der wachsende europäische Bedarf an Leder, den die verminderte Viehzucht hier nicht mehr befriedigen kann, durch das Sohlleder von Valdivia im südlichen Chile und durch die Häute befriedigt wird, welche die Rinderheerden der argentinischen Pampas und der Prairien des nordamerikanischen Continentes liefern.

Die Verdienste endlich, welche Eisenbahnen und Dampfschiffe sich um unsere

Wohn- und andern Bauten erworben haben, liegen zu Tage in der Verwendung soliden Baumaterials, wie Sandstein und Marmor, auch in solchen Gegenden, die dem Gewinnungsorte fern liegen, in den mächtigen Trägern und anderen Bautheilen von Eisen an Häusern und Brücken, in den Granitplatten, mit denen wir die Straßen pflastern, in den riesigen Thon- und Eisenröhren großstädtischer Wasserleitungen und Canäle. Die Kohlen, mit denen wir heizen und aus denen das Leuchtgas bereitet wird, das Petroleum, das in der Lampe des kleinen Mannes brennt, alle diese dem modernen Leben unentbehrlich gewordenen Dinge, die vermöge ihrer Schwere ehedem in den engsten Umkreis ihres natürlichen Vorkommens gebannt waren, befördern Locomotive und Dampfschiff nunmehr in die entlegensten Gebirgsthäler und an transoceanische Küsten, wo immer nur Menschen wohnen. Welche Summe von Verbesserungen des menschlichen Daseins, welche Erleichterung in Befriedigung seiner wichtigsten Bedürfnisse, welche Erhöhung und Erweiterung seiner Genüsse ist in allen jenen uns Lebenden bescherten Einrichtungen begriffen!

Von eigenem Interesse ist es, der Wandlung nachzugehen, welche sich unter der räumlichen und sachlichen Erweiterung des Handels auch in der Art und dem Zusammenhang seines Betriebes vollzogen hat. Die starke Ausdehnung des Commissionshandels im Gegensatz zum Eigenhandel und die großartige Entwicklung der Spedition sind im Wesentlichen auf die Einwirkung der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt zurückzuführen. Im auswärtigen wie im Innenhandel veranlassen und fördern sie die Neigung, den Zwischenhandel auszuschließen oder einzuschränken und den directen Bezug an dessen Stelle zu setzen.

Wenn beide dem Handel die schwere, gleichsam körperliche Arbeit leisten, so dient der Telegraph seiner geistigen Leitung: ein Ariel neben Kaliban. Von den mehr als 100 Millionen Telegrammen, welche zur Zeit die elektrischen Leitungen jährlich über die Erde tragen, betrifft der bei Weitem größere Theil Handelsgeschäfte; im Großhandel übermittelt er ausschließlich alle wichtigeren Aufträge; der Speculationshandel, die Arbitrage haben ihn derart zur nothwendigen Voraussetzung, daß sie ohne ihn nicht bestehen können. Er ist der Hauptträger dessen, was in der ganzen modernen Gestaltung des Handels das Bedeutsamste ist, der zunehmenden Solidarität der Handelsinteressen durch die ganze bewohnte Welt. In diesem Sinne sieht erst die jetzige Generation einen Welthandel. Der Zusammenhang besteht im Guten wie im Schlimmen, im Gedeihen wie im Leiden, am deutlichsten in dem Handel mit den Gütern des großen Consums, wie Baumwolle, Eisen, Petroleum, Kaffee, vor Allem zur Zeit im Getreidehandel; er äußert sich vornehmlich in der Tendenz nach Ausgleichung der Waarenpreise und der im Disconto ausgedrückten Preise für Benutzung des flüssigen, Verwendung suchenden Capitals. Von dem Preise der genannten und ähnlicher Artikel ist zu sagen, daß er auf dem Weltmarkt bestimmt wird. Um die Mittagsstunde jedes Tages meldet der Telegraph in der Börse zu Chicago die Mengen von Weizen, welche an demselben Tage in London und an anderen großen Getreidemärkten Europa's sowie der amerikanischen Continente umgesetzt und die Preise, welche dafür gezahlt worden sind. Danach und nach den angebotenen Vorräthen regelt sich dort der Preis, der demnächst die zeitige Preis-

höhe von Weizen beeinflußt, wo immer in der Welt Weizen gehandelt wird. Für Baumwolle bilden in ähnlicher Weise New-Orleans und Liverpool Mittelpunkte des Welthandels. Zwischen den Börsen von New-York und London vermittelt das unterseeische Kabel täglich Geldtransactionen im Belaufe von Millionen Dollars mit einer Promptheit, die nicht größer sein könnte, wenn die City von Wall-Street nur durch die Themse, nicht durch den atlantischen Ocean, getrennt wäre.

In hohem Grade lehrreich ist in dieser Beziehung die Vergleichung eines Londoner oder Hamburger Börsen- und Handelsberichtes von heute mit einem solchen von vor 50 oder 40 Jahren: sie läßt auf einen Blick erkennen, wie unendlich weit in dieser kurzen Spanne Zeit die Grenzen des Handelsbereiches hinausgerückt und wie tausendfältig mehr als im Beginne jener Periode die Handelsinteressen verwickelt sind und auf den räumlich entlegensten Gebieten in einander greifen.

Der Nutzen dieser den Erdball überdeckenden Ausbreitung in der hier betrachteten materiellen Beziehung liegt, außer in dem Vortheil, welchen die an dem Handel Betheiligten selbst davon ziehen, in der Zugänglichmachung der durch den Handel bewegten Güter für einen möglichst großen Kreis von Verbrauchern, in der durch seine Beweglichkeit erhöhten Nutzbarmachung des Capitals, welches dahin fließt, wo es am erfolgreichsten verwendbar ist, und in der Gewinnung zahlreicher Punkte, von denen angesammelte Vorräthe mit relativ geringem Zeitaufwand dahin gerichtet werden können, wo Bedarf daran ist. Dadurch bedingte Erscheinungen sind die allgemeine Erniedrigung des Zinsfußes und die leichtere Abwendung oder raschere Beendung von Nothständen, welche durch den zeitweiligen Mangel des nothwendigen Bedarfes für einzelne Länder oder Districte entstehen können. Man kann mit Grund sagen, daß Eisenbahnen und Dampfschiffe das Eintreten von Theuerungen des Brotes oder gar von wirklicher Hungersnoth und des damit verbundenen Elends insoweit unmöglich machen, als in dem betroffenen Landstrich oder in dem staatlichen Verbande, welchem er angehört, noch irgend welche Kaufkraft vorhanden ist. Die so viel verleumdete Speculation sorgt, wenn auch zunächst zu ihrem eigenen Vortheil, dafür, daß örtliche Mißernten durch rechtzeitige Zufuhr ausgeglichen werden, und hat in den Eisenbahnen und Telegraphen bereitwillige und kräftige Werkzeuge ihrer Thätigkeit. Daß immerhin noch viele Menschen thatsächlich Hunger leiden, ist leider nicht zu bestreiten; allein das wenigstens scheint nunmehr für den größten Theil der bewohnten Erde ausgeschlossen, daß einem durch Mißwachs oder andere elementare Umstände entstandenen örtlichen Mangel an Nahrungsmitteln nicht von außen her baldigst abgeholfen werden könnte. Wie rasch und erfolgreich solche Hilfe bei großen Unglücksfällen, wie Ueberschwemmungen, Bränden, Erdbeben geleistet wird, davon können die von Ueberfluthungen heimgesuchten Oberschlesier und Rheinländer wie die Bewohner von Ischia dankbares Zeugniß geben.

Andererseits hat diese weite Erstreckung der Interessengemeinschaft auch ihre Schatten. Die Leichtigkeit, mit welcher große Gütermengen aus Gegenden, wo sie unter günstigen Bedingungen in Ueberfluß erzeugt werden, zu Wasser und zu Lande nach solchen geschafft werden können, wo die Production nicht gleich-

mäßig begünstigt ist, bringt den Producenten in letzteren durch Herabdrücken der Preise unter Umständen schwer empfundene Nachtheile. Die erdrückende Concurrenz des amerikanischen und indischen Weizens auf den europäischen Märkten, über welche unsere Landwirthschaft sich beklagt, weil sie dadurch in ihrem wirthschaftlichen Bestande sich gefährdet sieht, ist ein nahe liegendes Beispiel davon. Noch bedeutsamer zeigt sich als eine schmerzliche Wirkung der Gemeinsamkeit die Mitleidenschaft, in welche bei größeren Geld- und Handelskrisen der Handel, zumal der Geld- und Credithandel, weit über die Kreise hinaus, in welchen die Krisis zum Ausbruch gekommen ist, gezogen zu werden pflegt. Auch hiervon sind Beispiele in frischer Erinnerung. Indessen treten diese negativen Einwirkungen der im Welthandel sich manifestirenden Solidarität der Interessen, wie hart sie auch zeitweilig das Einzelwohl berühren, doch weit zurück gegen den Nutzen, welcher aus jener Gemeinsamkeit der Wohlfahrt des Ganzen erwächst.

Hand in Hand mit der Erweiterung des Güteraustausches und in Wechselwirkung mit ihr hat sich die Gütererzeugung nach Menge, Art und Güte zu ungeahnter Größe gehoben. Zwar reichen die Anfänge der industriellen Entwicklung um einige Jahrzehnte weiter zurück in die Zeit, wo die Dampfmaschine, die menschliche Muskelkraft durch eine riesige Naturkraft, die nicht wie die Kraft des Wassers an den Ort gebunden war, ersetzend, den Handbetrieb zuerst in die Fabrikation übergeleitet hatte; allein die volle Macht ihres Aufschwunges datirt erst, seit die stehende Dampfmaschine zur Locomotive wurde und der Dampf gegen Wind und Fluth Schiffe über das Wasser bewegte. Wenn die Industrie wußte, was sie that, als sie im Jahre 1829 einen Preis auf die Erfindung einer als Zugkraft nutzbaren Locomotivmaschine aussetzte, so hat diese Erkenntniß ihr reiche Früchte getragen. Erst damit gewann sie einerseits für die gesteigerte Production den erforderlichen Absatz und erreichte andererseits, daß Rohstoffe und Betriebskraft auf dem Punkte vereinigt werden konnten, wo die geeignete menschliche Arbeitskraft und die für die Fabrikation günstigsten anderweiten Bedingungen sich vorfanden. Kohle und Kalk trug die Eisenbahn nunmehr an die Gewinnungsstätte der Eisenerze, die Baumwolle in die Gebirgsthäler, wo menschliche Hände und werthvolle Wasserkräfte der Benutzung harrten; dort erhoben sich Hochöfen und Hüttenwerke, hier Spinnereien und Webereien. Die Industrie war aus der Gebundenheit an die wenigen Orte, wo alle Bedingungen ihres Gedeihens vereinigt waren, gelöst; sie war mobil geworden. Es genügte fortan, wenn eine oder die andere jener Bedingungen irgendwo gegeben war; was fehlte, ließ sich einschließlich der menschlichen Arbeitskräfte unter verhältnißmäßig geringen Opfern durch die Eisenbahn herbeischaffen.

So hat sich wesentlich unter deren Einfluß die Großindustrie herangebildet, in welcher heutzutage vermöge der Massenhaftigkeit und des Werthes der Producte, sowie der Menge der Arbeiter und der Größe des darin angelegten Capitals der Schwerpunkt der gesammten gewerblichen Thätigkeit liegt. Die mit ihrer Entwicklung verbundenen Erscheinungen auf socialem Gebiet, welche speciell auf jenen Einfluß zurückzuführen sind, werden an anderer Stelle erwähnt werden. Auf wirthschaftlichem Felde treten als bemerkenswerthe, damit zusammenhängende Wirkungen hervor die Arbeitstheilung und die Tendenz nach Ausgleichung der

Arbeitslöhne, sowohl zwischen verschiedenen Orten als gegenüber dem Steigen und Fallen der Waarenpreise: jene vornehmlich in dem Sinne einer Beschränkung der einzelnen Unternehmungen auf besondere Zweige der Production, diese begünstigt durch die leichte Beweglichkeit der Arbeiter von Ort zu Ort und die Raschheit der Mittheilung über die Lohnhöhe sowie die Möglichkeit der Coalition gegen deren ungleiche Bemessung.

Aehnlich wie im Welthandel eine durch die Eisenbahnen und Telegraphen getragene Interessengemeinschaft entstanden ist, besteht eine solche auch im Bereiche der Industrie und ebenfalls im Guten wie im Schlimmen. Jeder Fortschritt der Technik wird in kurzer Zeit bekannt und Gemeingut, mögen auch die Zurückbleibenden während des Ueberganges darunter leiden. Andererseits machen örtliche Absatz- und Productionskrisen sich den verwandten Industrien auch weit ab von der Ursprungsstätte fühlbar, jedenfalls so weit, als die Höhe der Kosten des Transports den Markt nicht gegen die Einwirkung der Erschütterung schützt. Allein auch hier liegt in der Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit der Verkehrsmittel eine wesentliche Mithilfe zur Ueberwindung solcher Krisen und zur Ausgleichung ihrer nachtheiligen Folgen.

II.

Nicht minder kräftig wie die Bewegung der körperlichen Sachen durch die Eisenbahnen und Dampfschiffe hat die der Personen zugenommen. In den bereits erwähnten „Uebersichten der Weltwirthschaft" wird die Zahl der Passagiere, welche die Eisenbahnen in allen Erdtheilen im Jahre 1882 befördert haben, auf 2400 Millionen berechnet, was im Durchschnitt für jeden Tag etwa $6^1/_2$ Millionen ergibt. Die absolute Zahl der Passagiere auf Dampfschiffen ist geringer; aber auch hier kommt wie bei dem Gütertransport in Betracht, daß in der Regel die Entfernung weiter und die Reisedauer länger ist als auf der Eisenbahn, so daß, wenn die Meile oder der Tag als Maßeinheit gewählt würde, die Leistung der Dampfschiffe auch in der Personenbeförderung sich erheblich größer darstellen würde.

Die Bedeutung dieser Erleichterung der Ortsveränderung für die Menschen liegt vorwiegend in ihrer Wirkung auf die socialen Zustände, sowie auf Bildung und Sitte; sie wird aber auch auf wirthschaftlichem Gebiete wenngleich minder gewichtig als die der Güterbewegung offenbar. Die in dieser Beziehung wichtigsten Erscheinungen sind die Auswanderung und die Freizügigkeit.

Auswanderung hat es allerdings schon vor den Eisenbahnen und Dampfschiffen gegeben; in großem Maßstabe aber hat sie sich erst unter deren Einwirkung gestaltet. Von den $12^1{}_2$ Millionen Einwanderern, welche den Vereinigten Staaten von Amerika seit deren Anerkennung (1783) bis zum Jahre 1883 zugeflossen sind, entfällt auf die Zeit bis zur Herstellung einer regelmäßigen Personen-Dampfschiffverbindung mit Europa, die man in das Jahr 1844 setzen kann, noch nicht voll eine Million. Erst in Folge dieser Verbindung, welche den Segelschiffen auch die ärmeren Passagiere allmälig entzog, und in ursächlichem Zusammenhange mit der Erbauung von Eisenbahnen, welche das Stromgebiet des Mississippi und den Westen des Continents erschlossen, nahm die Auswanderung dorthin die kolossalen

Proportionen an, welchen die Vereinigten Staaten ihr unvergleichlich rasches Wachsthum an Volkszahl, Wohlstand und Macht verdanken. Der ursächliche Zusammenhang liegt in der Erleichterung der Ueberfahrt, zu der auch den Auswanderern zugängliche Dampfer gegenwärtig nur 10 bis 12 Tage bedürfen, in der Verbesserung der Verpflegung, welche durch die Kürze der Fahrtdauer ermöglicht ist, in der Billigkeit der Passage, welche vermöge des größeren Raumgehaltes der Dampfschiffe und der Abkürzung der Verpflegungszeit gewährt werden kann, und in der Pünktlichkeit sowie der relativ großen Sicherheit der Reise. Im Vergleich zu der Dauer, den Leiden und den Gefahren der Ueberfahrt, wie wir sie aus den ergreifenden Schilderungen deutscher Auswanderer nach Amerika im Ausgang des vorigen Jahrhunderts kennen, ist jetzt die atlantische Tour selbst für Zwischendeckspassagiere eine harmlose Vergnügungsfahrt, jedenfalls mit seltenen Ausnahmen ohne Gefahr für Gesundheit und Leben.

Kaum geringer als die Mühsale der Seefahrt waren ehedem für solche Auswanderer, welche in das Innere des Landes strebten, die Beschwerden der Landreise. Wochen, ja Monate vergingen, ehe sie in langsamer Wanderung unter harten Entbehrungen das Ziel erreichten. Auf Alles, was sie nicht mitgeführt hatten, mußten sie bei der Schwierigkeit des Nachtransportes verzichten, oder es mit besonderen Kosten erkaufen. Heutzutage führt sie von dem Ankunftshafen ein Eisenbahnzug in so viel Tagen, als vorher Monate erforderlich waren, nach dem fernsten Westen, und wenn sie anlangen, stehen sie nicht verloren in der Wildniß, lediglich gewiesen auf die eigene Kraft; die Eisenbahn, die in leicht erreichbarer Nähe liegt, führt zu ihnen, was des Lebens Nothdurft erfordert; sie trägt die Erzeugnisse des Bodens, den sie bearbeitet haben, auf den Markt und hält sie in steter Verbindung mit der Civilisation. Von den Vereinigten Staaten läßt sich mit Grund sagen, daß die Eisenbahnen an die Stelle der Pioniere getreten sind, welche in früheren Zeiten den Urwald Schritt für Schritt erringen mußten; sie werden nicht wie in Europa dorthin gelegt, wo der bereits entwickelte Verkehr sie zu erhalten verspricht; sie brechen vielmehr dem Verkehr die Bahn; sie folgen nicht ihm, er folgt ihnen. Nur so ist es möglich geworden, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1850 sich mehr als verdoppelt und daß sie in den westlichsten, den Staaten am Stillen Ocean, und in den sogenannten Territorien, sich verzehnfacht hat. In derselben Periode hat sich der Ertrag des Landes an Mais verdreifacht, an Weizen verfünffacht. Es mag sein, daß die rasche Ausdehnung des Eisenbahnnetzes mit einer Ueberstürzung geschieht, welche unsolider Speculation Vorschub leistet und zeitweise schwere Verluste an Einzelvermögen zur Folge hat; es mag auch sein, daß die ungestüme Inbesitznahme großer Flächen bisher unbebauten Landes zu einer als Raubbau zu bezeichnenden Ausbeutung verleitet: dem dauernden Werthe, den die Erschließung unbenutzter Urländereien für die Cultur der Gesammtheit in sich trägt, thun diese Schäden einer Uebergangszeit keinen Abbruch.

Diesen großen Verschiebungen, durch welche die Wanderer ihrer Nation oder doch dem bisherigen Staatsverbande in der Regel entfremdet werden, gehen die kleineren zur Seite, welche die durch die Eisenbahnen gebotene Erleichterung der Personenbewegung innerhalb der einzelnen Länder zur Folge hat. Sie sind in

ihrer wirthschaftlichen Bedeutung weniger augenfällig, aber nicht weniger wichtig. Das dafür oben gewählte Wort Freizügigkeit, obwohl es in der Regel gebraucht wird, um die Beseitigung der rechtlichen Schranken, welche der Wahl des Wohnsitzes bisher entgegenstanden, auszudrücken, läßt sich mit Grund auch auf die Freiheit der Ortsveränderung anwenden, welche durch die Wegräumung ihrer thatsächlichen Hindernisse oder Erschwerungen gewonnen worden ist. Hier haben die Eisenbahnen derart eingegriffen, daß das Recht, auch wo es bereits gesetzlich ausgesprochen war, doch durch sie erst praktischen Werth erhalten, seine Verwirklichung gefunden hat. Der Arme hatte wenig davon, daß ihm das Gesetz die Freizügigkeit gewährleistete; er blieb an die Scholle gebunden wegen des Mangels an Mitteln, sie zu verlassen. Erst durch die Eisenbahn ist ihm die Möglichkeit gebracht worden, mit erschwinglichem Aufwand an Geld und Zeit die Stelle zu verlassen, an welche er durch die Geburt gesetzt war, und andere Stätten zu suchen, wo er seine Arbeitskraft besser verwerthen und günstigere Existenzbedingungen finden kann. Die Wirkungen der damit praktisch gewordenen Bewegungsfreiheit haben sich darnach vornehmlich für die ärmeren Volksclassen, die Arbeiter, geltend gemacht und deren Stellung gründlich verändert. Auf wirthschaftlichem Gebiet treten sie u. A. zu Tage in dem Zuströmen der Arbeiter zu den Centren der Großindustrie und dem damit zusammenhängenden Wachsthum der großen Städte, in dem örtlichen Mangel an Handarbeitern in der Landwirthschaft, in der Umgestaltung der gewerblichen Verfassung. Die alte Ordnung der letzteren hat vornehmlich die Beweglichkeit der arbeitenden Bevölkerung neben dem Uebergange zur Fabrikation durchbrochen. Zünfte, Innungszwang, gewerbliche Zwangsrechte, die Einordnung der Arbeiter in Rangstufen haben sich als unverträglich mit der Flüssigkeit erwiesen, in welche die früher fest gegliederten Massen der gewerblichen Arbeiter durch die Leichtigkeit, den Ort ihrer Beschäftigung zu wechseln, gerathen sind. Der Arbeitsmarkt hat sich dadurch in ähnlicher Weise erweitert wie der Gütermarkt; die gewerbliche Arbeitsleistung ist mehr und mehr zur Waare geworden, deren Preis sich nach den großen Conjuncturen der Geschäfte regelt; das persönliche Verhältniß zwischen Arbeiter und Unternehmer, das früher wenigstens im Handwerk ein familienhaftes war, ist völlig gelöst oder doch gelockert. Die Versuche, hier durch Wiederherstellung der alten Ordnung Wandel zu schaffen, sind ohne nennenswerthe Erfolge. Ihre Unfruchtbarkeit erklärt sich nicht zum kleinsten Theil daraus, daß man die hauptsächlich wirksame Ursache der Veränderung, die Mobilisirung der arbeitenden Classen durch die modernen Transportmittel, ebenso wenig wie diese selbst wieder beseitigen kann.

Die Uebersicht über die Leistungen dieser Transportmittel auf wirthschaftlichem Gebiet würde nicht vollständig sein, wenn nicht der werthvollen Dienste Erwähnung geschähe, welche sie der Post leisten. Sie fallen vorwiegend unter den Gesichtspunkt der Beförderung von Gedanken, welche ich oben neben derjenigen der Güter und Menschen als die den modernen Verkehrsmitteln gewiesene Aufgabe bezeichnet habe, jedenfalls soweit der Telegraph in Betracht kommt, aber auch bezüglich der Beförderung von Briefen und Drucksachen, insbesondere von Erzeugnissen der Presse, welche den wichtigsten Theil des Post-

dienstes bildet. Was die Post hierin für den geistigen Verkehr der Menschen leistet, beschränkt sich allerdings nicht auf das eigentlich wirthschaftliche Feld, aber es kommt auf diesem am erkennbarsten zur Erscheinung. Handel und Gewerbthätigkeit und damit das ganze wirthschaftliche Leben sind ohne die mitwirkende Thätigkeit der Post heute kaum zu denken. Und daß sie ihre Leistungsfähigkeit in Sicherheit, Häufigkeit und Billigkeit der Beförderung auf ein Maß gesteigert hat, das ans Wunderbare reicht, das ist wiederum nur durch den Gebrauch der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen möglich geworden, welche die Postverwaltung, zumal in Deutschland, mit hoher Umsicht für ihre Zwecke dienstbar gemacht hat. Weder das gleichmäßige niedrige Briefporto innerhalb des Einzelstaates, noch das geringe Briefporto im Weltpostverein, dessen Begründung einen der merkwürdigsten Fortschritte in der Culturentwicklung der Menschheit darstellt, hätte uns geboten werden können, wären nicht Eisenbahnen und Dampfschiffe die bereitwilligen, billigen und zuverlässigen Träger der Correspondenz.

III.

Bei dem Zusammenhange aller Bethätigungen des menschlichen Lebens ist es natürlich, daß die Umgestaltung, welche das wirthschaftliche Bereich durch die zeitigen Transportmittel erfahren hat, auch auf andere Lebensgebiete mittelbar übergreift; es lassen Einwirkungen auf letzteren Gebieten aber auch als primäre sich erkennen, wenngleich die Scheidung nicht überall mit Sicherheit durchzuführen ist.

Zu den Einwirkungen der letzterwähnten Art gehören vorwiegend diejenigen, welche im Kriegswesen hervortreten, und zwar sowohl in dem zu Wasser als in dem zu Lande. In der Kriegsmarine aller Staaten ist in den letzten 30 Jahren das Dampfschiff an die Stelle des Segelschiffes getreten, so daß letzteres nur noch ausnahmsweise zu Kriegszwecken verwendet wird. Damit im Zusammenhange steht die Veränderung der Geschütze, die Bekleidung mit Panzerplatten, die Ausstattung mit Thürmen und die Umgestaltung der Gefechtsweise. Die größere Tragfähigkeit und die größere Lenkbarkeit der Dampfschiffe haben diese tiefgreifende Umgestaltung der Kriegsmarine zur Folge gehabt.

Bei der Kriegführung zu Lande hat die Locomotive die Bedeutung eines directen Kampfmittels zwar nicht erhalten, da die Versuche, gepanzerte Locomotiven als solches zu gebrauchen, nur vereinzelt gemacht und nicht weiter verfolgt worden sind; jedoch haben Eisenbahnen und Telegraphen auch das Wesen des Landkrieges gründlich verändert. Schon in der Vorbereitung. Mit ihrer Hilfe vollzieht sich die Mobilisirung des Heeres und die Zusammenziehung seiner getrennten Theile auf die für den Angriff oder die Vertheidigung geschickten Punkte in einem Zeitraume, dessen Kürze gegen die bei der früheren Art der Truppenbewegung erforderliche Zeit verschwindend klein ist. Die geschickte und energische Benützung dieser Hilfsmittel gibt unter Umständen einen Vorsprung, der für den Ausgang des Krieges entscheidend werden kann. Sie sind nicht minder wichtig während des Krieges, sofern sie für Beförderung der Truppen und Kampfmittel benutzbar sind. Die Armee, welche die Eisenbahnen beherrscht und im Besitz ihres Betriebs-

materials ist, beherrscht das Feld. Die Aufgabe des Feldherrn ist, auf ihnen die Bewegungen der Truppen so zu combiniren, daß diese im gegebenen Zeitpunkte an bestimmter Stelle den feindlichen Kräften überlegen sind und diese entweder zum Rückzuge oder unter ihnen ungünstigen Umständen zum Kampfe nöthigen. Die moderne Strategie besteht daher zum nicht geringen Theile in dem Wissen und dem Geschick, mit den Eisenbahnen als den mächtigsten Bewegungsfactoren zu operiren und die Schlachten, in denen nach der gegenwärtigen Art der Bewaffnung mehr die Menge der Truppen als die persönliche Tapferkeit Ausschlag gebend ist, nur da zu schlagen, wo diese entscheidende Ueberlegenheit der Massen gesichert ist.

Von eminenter Wichtigkeit ist sodann, daß durch die Eisenbahnen Proviant und Munition, sowie der erforderliche Ersatz an Mannschaften und Waffen der Armee nachgeführt werden, durch welche sie auch in Feindesland kriegstüchtig erhalten werden kann, und ebenso, daß die Verwundeten aus der Nähe des Schlachtfeldes entfernt und in zurückliegende Lazarethe oder in die Heimath verbracht werden können. Zahlreiche Leben werden dadurch gerettet. Wer dächte nicht mit inniger Dankbarkeit an diese Leistungen der Eisenbahnen in den letzten schweren Kriegen, welche Deutschland zu kämpfen hatte, und zugleich nicht auch an die Wirksamkeit des Telegraphen, der von Tag zu Tag über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze berichtete und die spannende Sorge unzähliger Herzen, welche um das Vaterland und um theuere Angehörige bangten, verkürzte oder löste?

Wenn man mit Recht sagen kann, daß die Kriege der Jetztzeit blutiger geworden sind, so sind sie dafür kürzer und in gewissem Sinne menschlicher; letzteres nicht bloß in soweit, als die Opfer des Kampfes bessere Pflege erhalten, sondern auch darin, daß die friedliche Bevölkerung des von dem Kriege heimgesuchten Landes, Dank den neuen Verkehrsmitteln, nicht so schwer wie in früheren Zeiten von der Last des Unterhaltes der kriegführenden Heere und ihres Trosses zu leiden hat. Ein großer Theil des grausigen Elends und der Barbarei früherer Kriege hatte darin seinen Grund, daß die Truppen von dem Lande verpflegt werden mußten, wo sie lagen, und daß die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung für sie jede Schonung der Bevölkerung ausschloß. Die Gegenden, in denen der Krieg gehaust hatte, verödeten oder verarmten auf Jahre hinaus. Das ist jetzt besser geworden. Auch jetzt noch ist der Krieg zwar eine harte Geißel; aber die Ordnung der Proviant- und Fourageliefernngen und des Requisitionswesens, welche durch die Eisenbahnen möglich geworden ist, setzt die Heeresleitung in den Stand, das Land vor erschöpfender Aussaugung zu bewahren und die Ausschreitungen der Truppen, welche die mangelhafte Verpflegung zum Grunde haben, zu verhüten. Die Erhaltung besserer Manneszucht schützt gleichzeitig vor der Verrohung der Sitten und der Neigung zur Gewaltthätigkeit unter den Soldaten, welche sonst eine der beklagenswerthesten Folgen der Kriege zu sein pflegten. Wenn auch das Ziel der menschlichen Cultur, ohne Kriege bestehen zu können, in unabsehbarer Ferne liegt, so ist es doch immerhin ein namhafter Fortschritt zu ihm, die Greuel, mit denen der Krieg verbunden ist, zu beschränken und zu mildern.

Weniger unmittelbar als in dem kriegerischen Zusammentreffen der Staaten treten die Einflüsse der modernen Verkehrsmittel in deren friedlichen Beziehungen zu Tage, aber auch hier greifen sie tief genug ein, sowohl in das Verhältniß der Staaten zu einander, wie in das innere politische Leben der Einzelstaaten.

Man wird in der ersteren Richtung nicht fehlgehen, wenn man den Eisenbahnen und Telegraphen einen wesentlichen Antheil beimißt an der der Zeit eigenen Tendenz zur Bildung von Großstaaten und zur staatlichen Zusammenfassung von Nationen. Die Gleichartigkeit und die Verdichtung der Interessen auf dem durch die Verkehrsmittel erweiterten wirthschaftlichen Gebiete verträgt nicht dessen Stückelung in staatliche Kleingebilde und seine Zerreißung durch Grenzen, welche keinen anderen Grund haben, als überaltete dynastische Rechtstitel. Die materiellen Interessen verlangen vielmehr, um gedeihen zu können, möglichst weit reichende Gleichmäßigkeit der Gesetzgebung und Verwaltung, sowie eine starke staatliche Macht, welche sie nach außen und innen zu schützen vermag. Weder das Eine noch das Andere vermag der Kleinstaat zu bieten. Wenn in den Tagen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ein Chronist spotten konnte, daß ein guter Sechzehnender an einem Tage über die Länder von siebzehn Herren setzen könnte, so hatte dies für den Verkehr nicht viel zu sagen, da Menschen und Waaren soviel langsamer gingen. Heute haben die Eisenbahnen die Schnelligkeit des Hirsches, und die Welt würde es nicht bloß lächerlich, sondern unerträglich finden, wenn das wirthschaftliche Leben, das sie entwickelt haben, in jedem Ländchen die besonderen Hemmungen neu erleiden müßte, welche dessen besondere Finanz- und Polizeihoheit ihm aufzulegen für gut finden möchte. Der festeste Halt des deutschen Zollvereins, bis die Zeit für das Deutsche Reich reif war, sind wohl die Schienen der Eisenbahnen gewesen.

Dazu kommt ein anderes wichtiges Agens, das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, welches durch den gesteigerten Verkehr zwischen den durch gemeinsame Sprache und Abstammung Verbundenen geweckt und lebendig erhalten wird. Es sucht seinen Ausdruck und findet sein Genügen nur in dem Aufbau eines entsprechenden staatlichen Organismus, der das Verwandte zusammenfaßt und durch diese Vereinigung stark genug wird, sich und jedem seiner Angehörigen auch in der Welt Ansehen und Geltung zu verschaffen. Der deutsche wie der italienische Einheitsgedanke sind auf diesem Wege aus dem Reiche gestaltlosen Wünschens und Sehnens zur thatkräftigen Verwirklichung gediehen.

Der äußeren Anziehungskraft entspricht nach innen eine Stärkung und Concentrirung der Regierungsgewalt. Die Eisenbahnen und Telegraphen sind ein politisches Machtmittel ersten Ranges, in werdenden Staaten zur Befestigung des Staatsverbandes, in fertigen zur Kräftigung der Executive und zur Vermehrung des politischen Einflusses der Regierung. In Argentinien rühmt man, daß die Aera der Revolutionen geschlossen sei, seit die Centralregierung ein Telegraphennetz über das Land gelegt hat. Aufstände und Pronunciamentos in den entlegenen Provinzen waren früher an der Tagesordnung und hatten Zeit, sich auszubreiten, da Wochen vergingen, ehe die Kunde davon zum Sitze der Bundesgewalt drang. Gegenwärtig ist die telegraphische Meldung von der nächsten

sicheren Stelle und der telegraphische Befehl an die nächsten zuverlässigen Truppen Sache von ebenso vielen Stunden, und es gelingt dadurch meist, aufständische Erhebungen im Keime zu ersticken. In den europäischen Culturstaaten wird man keinen Anlaß haben, diese Wirksamkeit des Telegraphen an erster Stelle rühmend hervorzuheben; indessen gibt er in Verbindung mit der Eisenbahn auch hier der Regierung die Möglichkeit, sich von allen wichtigeren Vorkommnissen fast im Augenblick des Geschehens zu unterrichten und, wo es Noth thut, das geeignete Einschreiten anzuordnen. Es führt dies des Weiteren dazu, daß die beschließende Gewalt in den Centralinstanzen überhaupt sich zusammenzieht, dagegen die Selbstständigkeit und die Verantwortlichkeit der localen Behörden beschränkt wird. In manchen, insbesondere kleineren Staaten resultirt daraus die Möglichkeit, Zwischenstellen zu beseitigen und den Behördenorganismus zu vereinfachen.

Die Eisenbahnen verstärken die Staatsgewalt in doppelter Weise. Wo der Betrieb in den Händen der Regierung liegt, vermehrt sich die Zahl der ihr untergebenen Beamten, denen Pflicht und Interesse gebietet, da, wo politische Parteien bestehen, sich auf die Seite der Regierung zu stellen, deren Berufung und Anstellung aber in jedem Falle der Regierung auf Bewerber und Beliehene Einfluß sichert. Sie hat ferner durch die Regulirung der Frachttarife und die Ordnung der Fahrpläne eine ausnehmend starke Einwirkung auf den Betrieb des Handels und der Großindustrie, die sich eines anderen Verkehrsmittels nicht mehr bedienen können, und, durch die Ertheilung oder Versagung von Concessionen, die Unterstützung oder Erschwerung von neuen Unternehmungen, die Entscheidung über das Gedeihen oder Nichtgedeihen ganzer Landstriche und Berufsclassen. In den Händen einer redlichen und gewissenhaften Regierung wird die Handhabung dieser Gewalt zum Nutzen des Landes gereichen; wo jene Voraussetzungen aber fehlen, ist die Gefahr schädlichen Mißbrauches sehr groß. Welche Macht über den Verkehr die Verwaltung der Eisenbahnen gibt, und wie empfindlich derselbe getroffen werden kann, wenn nicht unparteiische Rücksichtnahme auf das Gesammtwohl für die Leitung maßgebend ist, zeigt sich wie in einem verzerrten Spiegelbilde da, wo der Staat sich des Einflusses darauf begeben und den Betrieb Privatunternehmungen überlassen hat. Diese Verwaltungen gewinnen beim Mangel ausreichender Correctur eine Uebermacht, gegen welche die Staatsregierung hilflos ist und gegen deren Ausbeutung ebenso wenig der Verkehr mit Erfolg sich wehren kann. Beispiele dafür gibt Frankreich in der Abhängigkeit von den sechs großen, den Eisenbahnverkehr beherrschenden Gesellschaften, und Nordamerika in dem bekannten Tarifunwesen der Vereinigten Staaten.

Die Anspannung, welche durch die Eisenbahnen und Telegraphen dem staatlichen Organismus gegeben wird, erfaßt denselben an Haupt und Gliedern; sie beschränkt sich nicht auf die Regierungsgewalt; sie kann sich auch offenbaren und offenbart sich thatsächlich in der gesteigerten Theilnahme des Volkes am politischen Leben. Auch dies geschieht auf doppeltem Wege: durch die Erleichterung des persönlichen Verkehrs und durch die Beschleunigung und Ausdehnung der Gedankenmittheilung in Presse und Briefwechsel. Ohne die Steigerung in der Beweglichkeit beider, welche durch die modernen Verkehrsmittel herbeigeführt ist, würden wir, um bei dem Nächsten zu bleiben, in Deutschland weder zu dem

gegenwärtigen Entwicklungsstande der repräsentativen Staatsform, noch zu der Gestaltung der politischen Parteien, unter deren Ringen der staatliche Lebensproceß verläuft, gelangt sein. Was die Erleichterung des Reisens wirkt, das sehen wir deutlich während der politischen Wahlen in den Fahrten der Candidaten, die den Wählern sich vorstellen wollen, wie der Abgeordneten, die ihnen über die Ausführung ihres Mandates Rechenschaft geben, oder der Volksvertreter, die während der Parlamentssitzungen das Bedürfniß fühlen, sich, wie der Riese Antäos durch Berührung mit der Mutter Erde, durch Berührung mit ihrem Wahlkreise die Kräfte zu stählen. Würde das allgemeine directe Wahlrecht, dieses Nessushemd über dem Körper des alten Classenstaates, wohl zu der Wirksamkeit gelangt sein, die es, vielleicht gegen die Erwartung der Urheber, bekommen hat, wenn nicht die größere Beweglichkeit des Eisenbahnverkehrs die Massen und die Agitatoren zu einander gebracht hätte?

Bei Weitem größer noch ist der Einfluß des gedruckten Wortes, das in Tagesblättern und anderen periodischen Zeitschriften verbreitet wird, so zahlreich, schnell und billig, daß vor fünfzig Jahren verlacht worden wäre, wer dies mit Ziffern hätte ausdrücken wollen. Hierzu haben zwar noch andere Ursachen eingewirkt, Vervollkommnungen in der Technik des Buchdrucks und der Papierfabrikation, die höhere Durchschnittsbildung in Folge des verbesserten Schulunterrichts, das Bedürfniß des Handels: allein wenn die Leichtigkeit der Production auch noch größer wäre als sie bisher geworden, sie wäre praktisch doch werthlos ohne die Leichtigkeit der Vertreibung. Von deren Umfange gibt es, wenn keine genaue Vorstellung, so doch eine Empfindung, daß im Jahre 1882 mehr als $2^1/_2$ Milliarden Zeitungsnummern im Bereiche des Weltpostvereins zur Versendung aufgegeben worden sind, von denen ein nur minimer Theil anders als durch die Eisenbahn befördert worden ist. Da die Mehrzahl der Zeitungen vorwiegend oder theilweise politischen Inhalts ist, läßt sich ermessen, welchen Antheil jene Verbreitung politischer Nachrichten und Meinungen an der politischen Bildung der Bevölkerung, welche daraus fast ausschließlich schöpft, und an ihren politischen Strebungen hat, welchen Antheil, auch über politische Fragen hinaus, an der Entstehung und der Gestaltung der öffentlichen Meinung überhaupt, die heute mehr als je eine Macht ist!

In beiden Beziehungen sind bemerkenswerthe Aenderungen vor sich gegangen, die auf die veränderten Modalitäten der Verbreitung im Wesentlichen zurückzuführen, die jedoch als Verbesserungen nur bedingt zu bezeichnen sind. Wenn man unter öffentlicher Meinung das Urtheil zu verstehen hat, das sich die gebildeten und unabhängigen Classen insbesondere in politischen und gesellschaftlichen Dingen bilden und das in der Presse vornehmlich seinen Ausdruck findet, wie es andererseits von dieser wesentlich beeinflußt wird, so ist zunächst zu bemerken, daß sich durch die zunehmende Verbreitung der Tagespresse in alle Schichten der Bevölkerung der Kreis derer, welche in jenen Dingen eine Meinung gewinnen und äußern, ausnehmend vergrößert hat; in Folge dessen sind auch Viele in jenen Kreis eingetreten, welche weder die nöthigen Vorkenntnisse noch die Fähigkeit eigenen Urtheils haben, die aber doch mitsprechen. Es ist ein ähnliches Verhältniß wie bei der Allgemeinheit des politischen Wahlrechtes, das

nur an den Besitz eines Kopfes und eines gewissen Alters geknüpft ist. Die Folge ist, daß die Qualität des Durchschnittsurtheils verschlechtert, daß die öffentliche Meinung zur Massenmeinung geworden ist und daß sie leichter irre geleitet und schwerer berichtigt werden kann. Dazu kommt ein Anderes, was ihr Wesen bestimmt. Die Schnelligkeit, mit welcher der Telegraph alle wichtigen — bisweilen auch unwichtigen — Ereignisse von allen Theilen der Erde nach allen Theilen derselben kund thut, hat der öffentlichen Meinung eine Richtung auf und eine Vorliebe für das Thatsächliche gegeben, bei welchen das Urtheil zu kurz kommt. Der Drang, das Neueste zu wissen, ist stärker als der, das Geschehene ordentlich und im Zusammenhange zu wissen. Der stete Fluß der Neuigkeiten läßt bei der großen Mehrzahl der Leser es kaum zur Bildung eines Urtheils überhaupt kommen, noch schwerer zu einer Vertiefung desselben. Damit im Zusammenhange steht, daß die Theilnahme sich vorzugsweise dem Auffälligen, Sensationellen zuwendet, und daß dies vermöge nothwendiger Wechselwirkung, weil es dem Geschmack der Menge zusagt, auch in der Mittheilung einen Raum einnimmt, der zu seinem Werthe außer Verhältniß steht. Verflachung der öffentlichen Meinung auf der einen, Unsicherheit auf der anderen Seite ist die Folge davon. Die Erkenntniß dessen schmälert die Genugthuung, welche im Uebrigen die Ausdehnung von Wissen und Theilnahme an geistigen Dingen auf die Millionen von Menschen, welche früher davon ausgeschlossen waren, erweckt.

IV.

Die vorstehend angedeuteten Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel auf die Bildung der öffentlichen Meinung sind im Grunde genommen nur die collective Erscheinung der besonderen Einwirkungen, welche die Anschauungs- und Denkweise der einzelnen Menschen davon erfährt, und zwar in der speciellen Anwendung auf die Gewinnung und Aeußerung des Urtheils über Fragen von allgemeinem Interesse. Jene Individualeinwirkungen reichen einerseits weiter, als aus der bezeichneten Anwendung erkennbar wird, andererseits bilden sie die Voraussetzung anderweiter Erscheinungen auf socialem Gebiet, welche durch sie hervorgerufen oder beeinflußt werden. Es ist daher angezeigt, ehe die letzteren erörtert werden, die Einflüsse etwas näher zu betrachten, welche die Denk- und Handlungsweise und im weiteren Verfolge die daraus sich niederschlagende Sitte des Volkes durch die veränderten Verkehrsmittel erfahren oder erlitten haben. Das letztere Wort kann im eigentlichen Sinne verstanden werden, da die Einflüsse nicht durchweg als heilsam zu bezeichnen und viele nützliche unter ihnen ihr Complement an Nachtheilen haben. Zu den Lichtseiten ist in erster Linie die ganz unermeßliche Vermehrung der Kenntnisse, der Vorstellungen und Begriffe zu rechnen, welche der Bevölkerung von Ländern, deren Verkehr Eisenbahnen und Telegraphen vermitteln, zu Theil wird, und durch welche der Stand der geistigen Bildung für alle Volksschichten unzweifelhaft sich hebt. Es bewirkt sie theils die Presse, deren bezüglicher Einfluß, soweit er die Kenntniß politischer Angelegenheiten und die Anregung der Theilnahme dafür betrifft, bereits erwähnt worden ist, die aber auch darüber hinaus in allen wissenswerthen Dingen täglich

Belehrung verbreitet, der Bewässerung gleich, die in zahlreichen kleinen Rinnsalen das befruchtende Naß über weite Flächen vertheilt; theils und mit nicht geringerem Erfolge besorgt es das Reisen, zu welchem die Eisenbahnen Möglichkeit und Anreiz geben. Wie leicht diesem Anreiz nachgegeben und wie gern die Neigung dazu befriedigt wird, lehrt die tägliche Erfahrung. In meiner Jugendzeit war die Fahrt nach der sechs Meilen entfernten Hauptstadt der Provinz für Kinder und Eltern ein Ereigniß, das Wochen lang vorher besprochen und vorbereitet wurde. Die Zurücklegung des Weges allein erforderte einen vollen Tag. Ueber die Grenzen der Provinz hinaus reiste man nur in Geschäften, oder aus Anlaß bedeutender Feste oder von Todesfällen in der Familie. Wie anders ist das geworden! Man fährt heute in derselben Zeit und mit nicht viel größeren Kosten an die Küsten der See oder in die Alpen, wie damals die Strecke von sechs Meilen, und man nützt die Gunst der veränderten Lage mit aller Ausgiebigkeit, sei es um Schäden der Gesundheit auszubessern oder zu verhüten, sei es um der geistigen Erholung, sei es um der Belehrung, sei es um des Vergnügens willen. Die Frequenz der Bäder, das Aufkommen der Sommerfrischen und Luftcurorte, die Urlaube für alle Kategorien von Beamten, die eine ständige Einrichtung geworden sind, während sie ehedem nur wegen Krankheit ertheilt zu werden pflegten, der allgemeine Auszug zur Zeit der Schulferien, Vergnügungs- und Extrazüge an Sonn- und Feiertagen, die Hochzeitsreisen nach Italien, Stangen'sche Expeditionen nach dem Nordcap, nach Palästina oder um die Welt, alles dies sind Beweise der Reiselust, die in die modernen Menschen gefahren ist, und für die Leichtigkeit, sie zu befriedigen. Eine noch besonders hervorzuhebende Species bilden die Reisen zu Versammlungen von Berufsgenossen, zu wissenschaftlichen Congressen, oder zu geselligen Zusammenkünften, die zumal in Deutschland in Blüthe stehen. Es gibt kaum einen Stand oder eine Berufsgemeinschaft, die nicht das Bedürfniß fühlte, daß die Genossen sich ab und zu persönlich zusammenfinden und an wechselnden, möglichst angenehmen Orten mit einander „tagen". Aerzte, Naturforscher, Armenpfleger, Gewerbtreibende aller Art, Lehrer, der Handelstag, der Juristentag, die Mitglieder der Friedensliga, der Protestantenverein, Ingenieure, Forstleute, — wer vermöchte die Fülle der Vereinsfreudigen und Congreßbedürftigen zu erschöpfen? Dann kommen die Musik- und Liederfeste, die Schützenfeste, nicht zuletzt die Ausstellungen, in denen Fischerei und Landwirthschaft, die Industrie wie die schönen Künste ihre Leistungen zeigen und vergleichen, und die ihre höchste Vollendung in den periodischen Weltausstellungen gewonnen haben. Ohne die Eisenbahnen wäre diese leichte Beweglichkeit, diese Lösbarkeit des Menschen vom Boden, die einer tiefen Sehnsucht seiner Natur entgegenkommt, überhaupt nicht oder nur in beschränktem Umfange möglich.

Unleugbar ist damit eine ausnehmende Bereicherung durch neue Anschauungen und Wahrnehmungen, eine namhafte Erweiterung des geistigen Gesichtskreises und eine Fülle von Anregung zu geistiger Thätigkeit verbunden, selbst da, wo die Absicht darauf nicht gerichtet war. Irrthümer werden aufgeklärt, Vorurtheile überwunden; heimische Mängel machen sich durch den Vergleich mit Fremdem fühlbar, und das als besser Erkannte wird nachgeahmt und übernommen. Neben der Intelligenz gewinnt auch der Wille. Die Eisenbahnen verlangen genaue

Innehaltung der Zeit und zwingen Alle, die sich ihrer bedienen, sich nach ihrer Ordnung zu richten. Sie erziehen dadurch in ganz hervorragender Weise zur Pünktlichkeit und zu richtiger Schätzung des Zeitwerthes, zum raschen Entschließen und zur Ablegung der Umständlichkeit, Eigenschaften, die sich dann auf das Handeln im Leben überhaupt übertragen. Man kann den Mangel dieser Disciplinirung an der Bevölkerung in Gegenden beobachten, in welchen Eisenbahnen neu eröffnet werden, ihre günstigen Wirkungen schon bei den Schulknaben, die auf den Tramways fahren, oder auf den Schülerzügen, welche die Eisenbahnen in der Nähe größerer Städte eingerichtet haben.

Nicht unwesentlich sodann werden die Umgangsformen und die Familienbeziehungen beeinflußt. Von den ersteren will ich nicht sagen, daß es immer und durchaus ein vortheilhafter Einfluß sei, den sie erfahren. Höflichkeit und Rücksichtnahme auf Mitreisende, sofern sie die eigene Bequemlichkeit beeinträchtigen, werden von den Eisenbahnpassagieren nicht gerade mit Vorliebe gepflegt. Wer seinen Platz in einem halbbesetzten Coupé — zumal nächtlicher Weile — angewiesen erhält, wird davon unter Umständen wenig Erbauliches erfahren haben. Indessen ist dies nicht überall gleich, und manch Einer wird auch höflicher und interessanter Reisegesellschaft auf Eisenbahnen sich mit Vergnügen erinnern. Jedenfalls bringt der Eisenbahnverkehr Personen verschiedener Bildungsstufen zusammen und ist geeignet, die Formen des Verkehrs abzuschleifen und im Ganzen zu verfeinern, wenn die Gebildeten darin mit gutem Beispiel vorangehen.

Ob es häufig vorkommt, daß auf Eisenbahnfahrten Herzensbündnisse geknüpft werden, die zum Ehebunde führen, lasse ich dahingestellt. Soweit man Novelliſten und Lustspieldichtern trauen kann, ist es der Fall, und es wäre, wenn sie Recht haben, den Eisenbahnen etwas von dem poetischen oder romantischen Schimmer gerettet, der ihnen im Vergleich zu der früheren Art zu reisen — nach meiner Meinung mit Unrecht — abgesprochen zu werden pflegt. Immerhin machen sie ihren Einfluß auch auf derartige Beziehungen insofern geltend, als sie die Bekanntschaft unter entfernt Wohnenden vermitteln und als daraus leicht Familienverbindungen sich entwickeln. Thatsache ist, daß das Connubium gegenwärtig um vieles weiter reicht, als ehedem, sowohl innerhalb desselben Landes, als über die Grenzen hinaus ins Ausland. Dem pater familias bietet die räumliche Entfernung keine Schwierigkeit, sich über die Verhältnisse des Freiers seiner Tochter zuverlässig und in Bälde zu unterrichten, und die sorgliche Mutter läßt ihr Kind nach Orten ziehen, die früher als außer der Welt liegend galten, seit sie mit ihr täglich durch Postkarten oder Telegramme correspondiren kann, und eine Reise von Stunden oder Tagen, die auch in das stille Leben des Elternhauses Abwechslung zu bringen verspricht, die Getrennten leicht wieder vereinigt. Damit ist auch über das Familienwesen, in welchem Gewohnheit und Ueberlieferung sich am festesten zur Sitte gestalten, ein Wandel gekommen, der das Hergebrachte langsam auflöst und neue Formen an seine Stelle setzt. Der Bann der Sippe und Vetterschaft, in welchem ehedem die Wahl der Gatten in der Regel gehalten wurde, ist gelöst; die altfränkische Werbung der Eltern für den Sohn ist aus der Mode; das Hochzeitfest richtet sich nach dem Eisenbahnzuge, mit welchem das junge Paar seine Reise antritt; frisches Blut und frem-

der Brauch bringen in die geschlossenen Ringe alter Verwandtschaft und erstarrten Herkommens; sie brechen den Hochmuth kleinbürgerlicher Beschränktheit und machen zuerst duldsam, dann entgegenkommend für fremdes Bessere, gegen das man sich verschloß und das man mißachtete, bloß weil es fremd war.

Neben diesen im Ganzen wohlthätigen Folgen treten jedoch, wie schon angedeutet, nach dem aller menschlichen Entwicklung immanenten Gesetze auch solche in die Erscheinung, welche nachtheilig sind. Wenn die Leichtigkeit der Ortsveränderung die Möglichkeit bietet, die Vorstellungen und Kenntnisse zu erweitern, so verführt sie andrerseits leicht zur Oberflächlichkeit der Beobachtung, die an Gründlichkeit und Tiefe verliert, was sie an Ausdehnung gewinnt. Man reist heut zu Tage weit, aber man sieht flüchtig. Zwischen dem Anfang und dem letzten Ziele der Reise hält der Passagier in der Regel nur so lange an, wie der Eisenbahnzug hält, oder er überschlägt auf wichtigen Stationen höchstens einmal einen Zug. Was dazwischen liegt, fliegt vorüber wie ein Wandelbild im Theater, oder wird überschlafen. Bädeker oder Murray genügen als Führer und Leuchte. Für Manche ist die Zahl der Meilen, die sie zurücklegen, die Hauptsache; Globetrotter nennt man sie in England, wo die Species besonders gedeiht. Daß bei solcher Art zu reisen nicht viel Nützliches herauskommt, liegt auf der Hand; wohl aber bringt sie Blasirtheit auf der einen, Neigung zu absprechendem Urtheil auf der anderen Seite zu Wege. Naheliegende Beispiele sind die hauptstädtischen Kinder, die schon in früher Jugend auf allen Eisenbahnen herumgefahren werden, nicht bloß zum Schaden ihres Körpers, sondern auch ihrer inneren gesunden Entwicklung. Von der Frühreife, der Voreiligkeit des Urtheils, dem Mangel an Innerlichkeit, der Nervosität, die bei vielen solchen Kindern aus den wohlhabenden Classen zu Tage treten, ist ein gut Theil der Ueberreizung durch zu frühes und zu ausgedehntes Reisen beizumessen, wenn für den Mißbrauch auch nicht sowohl die Eisenbahn als der Unverstand der Eltern verantwortlich zu machen ist.

Andere unerwünschte Folgen sind, daß über dem Fernen und dem Streben darnach das Nahe vernachlässigt wird; gar Viele wissen mehr vom Auslande als von ihren nächsten Umgebungen. Damit geht die Anhänglichkeit an die Heimath und die Werthschätzung des Heimischen vielfach verloren. Denn nur was man kennt, liebt man mit Treue. Von der Gleichgültigkeit zur Geringschätzung aber ist dann nur ein kurzer Schritt. Es erklärt sich daraus das Verschwinden alter Gebräuche, die dem Zusammenleben in Familie und Gemeinde Halt geben, die Unzufriedenheit mit der häuslichen Beschränktheit, wohl auch eine Lockerung der persönlichen Autoritätsverhältnisse, insbesondere dem Alter gegenüber, das mit seinen im engen Kreise gesammelten Erfahrungen gegen das Viel- und Besserwissen der gereisten Jugend nicht aufkommen kann.

In weiterem Bereiche erklärt sich daraus die rasche Verbreitung der Moden, sowie eine gewisse Nivellirung der Lebenshaltung und Sitten. Die Herrschaft der Mode wird zwar aus allen Zeitaltern berichtet und ihre Excesse scheinen ehedem noch bedeutender gewesen und für gefährlicher erachtet worden zu sein als heute; sie brauchte aber eine längere Zeit, ehe sie von den tonangebenden Plätzen oder Classen nach außerhalb oder in andere Schichten der Bevölkerung

durchdrang. Charakteristisch ist ihr jetzt, durch die Verkehrsmittel begünstigt, die Schnelligkeit der Bewegung insbesondere durch die verschiedenen Stände hindurch und das Streben nach Ausgleichung zwischen Stadt und Land. Städtische Tracht und städtischer Hausrath verdrängen selbst in den entlegensten Dörfern die dort bisher gewohnten Kleider und Geräthe und ebnen städtischem Brauche bei häuslichen Festen und sonst den Weg. Die Unterschiede zwischen bürgerlichem und bäuerlichem Leben vermindern sich namentlich da, wo die Großindustrie im Gefolge der Eisenbahn auf dem Lande sich einrichtet und die ländliche Bevölkerung zur Fabrikarbeit anzieht.

V.

Kehren wir nach dieser Ueberschau über die Einwirkung der modernen Verkehrsmittel auf gewisse Seiten des individuellen und privaten Lebens zu den öffentlichen gesellschaftlichen Zuständen zurück, so sind es insbesondere zwei Erscheinungen der letzteren, bei welchen die Frage nach einem analogen Zusammenhange sich erhebt: die demokratische Tendenz der Gesellschaft und das Vorherrschen des Materialismus. Die demokratische Richtung, welche der Zeit eigen ist, beschränkt sich nicht auf die Geltendmachung in der Form der staatlichen Verfassung, sondern durchdringt darüber hinaus das ganze gesellschaftliche Leben. In diesem weiteren Sinne bedeutet sie die Vermischung der Classenunterschiede, die Aufhebung überkommener Vorrechte und ererbter Sonderstellung, die Geltendmachung der Individualität.

Unleugbar ist diese Richtung der menschlichen Entwicklung älter als Eisenbahnen und Telegraphen, so daß diese zu ihrer Entstehung nicht mitgewirkt haben; allein ebenso unleugbar ist, daß sie ihr kräftig Vorschub geleistet haben, nicht minder als der Schulzwang, die allgemeine Militärpflicht und das allgemeine directe Wahlrecht. In gewissem Sinne geschieht dies unmittelbar schon durch die Art des Eisenbahnbetriebes selbst, obwohl sich auch sagen läßt, daß gewisse Modalitäten desselben Ausfluß der Demokratisirung der Gesellschaft sind. Die Eisenbahnen behandeln ihre Passagiere gleich; alle müssen sich derselben Regel und Ordnung fügen. Kein Einzelner unter ihnen, und wäre er sonst der Mächtigste oder Vornehmste, kann beliebig über die Zeit der Abfahrt oder Ankunft, über das Tempo der Fahrt oder über die Dauer der Aufenthalte bestimmen; selbst Extrazüge müssen sich der Ordnung des Betriebes einfügen und vertragen keine Abänderungen der einmal getroffenen Disposition. Allerdings bestehen auf den meisten europäischen Eisenbahnen verschiedene Wagenclassen, während das demokratische Regime in den Vereinigten Staaten von Amerika grundsätzlich nur eine zuläßt; aber diese Wagenclassen unterscheiden sich nur durch den Preis, für welchen ein größeres oder geringeres Maß von Bequemlichkeit geboten wird. Wer den Preis zahlt, wird in den betreffenden Wagen aufgenommen, ob er den Mitreisenden gefällt oder nicht, und hat dieselbe Behandlung wie alle Passagiere derselben Classe. Noch deutlicher vielleicht als auf der Eisenbahn tritt diese Gleichheit der Rechte und der Behandlung auf den Tramways der großen Städte hervor, auf denen Passagiere aller Stände ohne Ansehen der Person auf derselben Bank neben einander sitzen. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses

häufige Nebeneinanderrücken verschiedener Stände geeignet ist, die Unterschiede derselben in der Vorstellung besonders der niederen Classen allmälig aufzuheben, und daß diese Veränderung der Anschauung sich in dem Anspruch der Gleichberechtigung über die Stelle hinaus, wo sie ihren Anstoß erhalten, auch auf anderem Gebiet geltend macht.

Indessen ist diese Einwirkung, wenn auch an sich nicht ohne Bedeutung, doch nicht entscheidend. Schwerer wiegt die Veränderung der Stellung, in welche der „vierte" Stand gelangt ist, und an welcher die Verkehrsmittel einen wesentlichen, wenn auch mehr indirecten Antheil haben.

Die Großindustrie, welche auf die Eisenbahnen sich stützt, hat, wie in ihren Erzeugnissen auf die Massen berechnet, so auch behufs der Erzeugung derartige Mengen von Arbeitern herangezogen, daß sie in manchen Ländern zur Zeit die Mehrheit der Arbeiter überhaupt bilden. Mit der aus den Erfolgen der Industrie gewonnenen Einsicht in den Werth ihrer Arbeit ist den Arbeitern auch das Bewußtsein ihrer Macht gekommen und zwar um so stärker, je mehr die Erleichterung der Ortsveränderung sie von der localen Gebundenheit gelöst und das Absatzgebiet ihrer Arbeit, den Markt der Hände, erweitert hat. Dazu kam die auf demselben Grunde beruhende Möglichkeit einer näheren Verbindung unter einander behufs Verfolgung gemeinsamer Ziele, die sich in Vereinen aller Art, offen oder geheim, ständig oder vorübergehend, organisirte. Die Trade-Unions in England, die Gewerkvereine in Deutschland, die weitreichenden Strikes in fast allen Industriestaaten sind Beispiele der einen oder anderen Art solcher Verbindungen. Wie dieselben über ihr nächstes Ziel, die Erreichung eines dem Werthe der Arbeit besser entsprechenden Lohnes, die Sicherung gegen Gefährdung der Gesundheit aus vorzeitiger Erschöpfung der Körperkraft und den rechtlichen Schutz bei Streitigkeiten über das Arbeitsverhältniß, hinaus gewachsen sind zu dem socialdemokratischen Streben, die Gesellschaft in ihren Grundlagen umzuändern, und wie sie allgemach mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts zu einer politischen Partei geworden sind, die in einer alle Voraussicht übertreffenden Ausdehnung an Zahl und Kraft zunimmt, das vollzieht sich vor unseren Augen. Ich sehe davon ab zu erörtern, was an dieser Bewegung berechtigt ist oder nicht; ich wollte nur den Zusammenhang hervorheben, in welchem sie mit den modernen Verkehrsmitteln steht und welche Förderung sie von ihnen erfährt. Sie mit Gewalt rückläufig machen zu wollen, wäre ein ebenso aussichtsloses Beginnen, wie die Wiederersetzung der Eisenbahnen durch die alten Landstraßen oder der Telegramme durch Fußboten.

Der Demokratisirung der Gesellschaft geht der Materialismus auf ethischem Gebiete parallel. Die letztere Einschränkung deutet an, daß dabei nicht sowohl an die philosophische Weltanschauung, welche als die materialistische bezeichnet wird, gedacht ist, als an den praktischen Materialismus, der aus jener theoretischen Auffassung der Materie hervorgehen kann, aber auch vielfach die Gesinnung und Handlungen beherrschende Auffassungsweise bei Solchen ist, die mit metaphysischen Betrachtungen sich nicht abgeben. Dieser practische Materialismus kennzeichnet sich durch das Vorwalten der materiellen Interessen vor den idealen, durch Anerkennung des Egoismus als leitendes Princip des Handelns, durch die Werth-

schätzung der menschlichen Handlungen lediglich nach ihren irdischen Folgen, durch die Ablehnung alles Transscendenten, oder alles dessen, was über die Wirksamkeit der Naturgesetze hinausgeht.

Der Zug zu diesem Materialismus ist ebenfalls nicht neu in der Geschichte der menschlichen Cultur; aber neu ist, daß er in die Massen eindringt, und daß diese streben, ihn nach Zerstörung oder Reform der alten Staats- und Gesellschaftsordnung zur Herrschaft zu bringen.

Die Ursachen dieses Processes sind sehr complicirt. Wenn man die Bezeichnung unseres Zeitalters als des materialistischen und als desjenigen der Eisenbahnen und Telegraphen öfter in einem Athem wie gleichbedeutend neben einander hört, so möchte man annehmen, daß der herrschende Materialismus ausschließlich oder vorwiegend auf die Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel zurückzuführen sei. Dies trifft zweifellos nicht zu. Immerhin ist die Gedankenverbindung nicht ohne Berechtigung, da ein ursächlicher Zusammenhang, abgesehen von der mittelbaren, aus der leichteren Verbreitung von Erzeugnissen der Presse sich ergebenden Förderung, besteht oder doch wahrscheinlich ist.

An anderer Stelle ist bereits ausgeführt, welche Erweiterung der vom Handel besorgte Güteraustausch mit der Ausbildung der Verkehrsmittel erfahren und in wie großem Umfange ihnen die Entwicklung der Industrie verpflichtet sei. Beide begleitet die größere Leichtigkeit des Erwerbes und die Vermehrung erreichbarer Genußmittel. In unserer Zeit mehr als je ist es möglich, daß der von Haus aus Unbemittelte durch Arbeit und kluge Benützung der Umstände Wohlstand erwerbe, und mit der Erreichbarkeit desselben ist wie der Wetteifer danach auch die Werthschätzung desselben gewachsen. Bei den mittleren, Capital besitzenden oder sammelnden Classen steht dabei merkwürdiger Weise die Arbeit mehr im Dienste der steten Vergrößerung des Erwerbes als des Genusses; bei den unteren Classen hat mit der freieren Beweglichkeit, mit der Erhöhung der Arbeitslöhne und mit der Erfahrung von der Annehmlichkeit des Genießens die Genußsucht sich gesteigert, und in gleichem Maße wie Begehrlichkeit und Unzufriedenheit zunehmen, leiden der überlieferte Glaube und die Autorität des Sittengesetzes, das Demuth und Entsagung fordert, Abbruch.

Noch auf anderem Wege erhält die materialistische Anschauungsweise Nahrung. Die Entfaltung und Vertiefung, welche die Naturwissenschaften vermöge der von ihnen angewendeten exacten Methode der Forschung gewonnen haben, und die Resultate, welche diese Forschung gezeitigt hat, haben ihnen ein ausschließliches oder wenigstens das der sog. Geisteswissenschaften überwiegendes Ansehen verschafft. Ihre Methode wie ihre Ergebnisse gelten als die einzig zuverlässigen. Außer der Natur ist nichts, und auch der menschliche Geist ist nur in ihr und nur von ihr oder von sich selbst abhängig. Das Unzulängliche dieser Schlußfolgerung ist hier nicht darzulegen. Unzweifelhaft ist, daß Vielen die materialistische Anschauung als eine nothwendige Folge der in den Naturwissenschaften angewendeten Methode erscheint; jedenfalls, daß die Menge, welche tieferen systematischen Denkens ungewohnt ist, durch die großartigen Ergebnisse im Bereiche der sog. exacten Wissenschaften sich zu jener Anschauung bestimmt findet. Unter diesen Ergebnissen ist die Nutzbarmachung des Dampfes als bewegende

Kraft für die Eisenbahnen und der Elektricität in der Telegraphie eines der mächtigsten und zugleich augenfälligsten. Sie ist daher vorzüglich geeignet, die Meinung von der Souveränetät des menschlichen Geistes zu bestärken, die in Köpfen höherer Art etwas von prometheischem Göttertrotz absetzt, in der blöderen Menge sich als Selbstgenügsamkeit und als Geringschätzung alles nicht Greifbaren oder für ihren Verstand nicht Begreifbaren äußert. Was kann nicht Alles der menschliche Geist noch erreichen, nachdem ihm dieses gelungen; und gibt es denn überhaupt eine Grenze seines Könnens? Und andererseits, wenn Ueberirdisches als nicht beweisbar vorhanden und beim Handeln nicht in Rechnung zu ziehen ist, warum nicht auf Erden für jeden Einzelnen soviel Genuß als möglich bei so wenig Mühsal als möglich?

Was aus der zunehmenden Demokratisirung der Gesellschaft und der Ausbreitung des Materialismus sich herausbilden wird, liegt verborgen. Erst künftige Geschlechter werden wissen, ob sie eine Ebbe- oder eine Fluthwelle darstellen. Daß die modernen Verkehrsmittel in jedem Falle deren Bewegung beschleunigen, ist zweifellos; aber auch der Beobachter, der sie für einen Rücklauf in der menschlichen Cultur ansieht, wird dadurch nicht zu einem abfälligen Urtheil über die dauernden Vortheile bestimmt werden, welche Eisenbahnen und Telegraphen der gesammten Menschheit bringen. Es sind nicht bloß Schwärmer, die da meinen, daß letztere, dem Speere des Achilles gleich, die Wunden, die sie schlagen, auch wieder heilen. Wie sie den Handel zum Welthandel gemacht, die Volkswirthschaft zur Weltwirthschaft erhoben, so wird ein kommendes Jahrhundert vielleicht auch sehen, daß sie dazu helfen, den Widerstreit der Nationen zu begleichen und die friedlich gewordenen Völker zu Weltstaaten zu vereinigen, in denen auch der Idealismus wieder zu seinem Rechte kommt.

Die Kunst der Conversation.

Vom

Freiherrn von Liliencron.

Es gehört zum Wesen der Conversation, daß sie ihren Anfang von irgend einem Punkt im Universum nimmt, der zufällig eben unsere Aufmerksamkeit erregt, und wenn uns nichts Anderes auf die Zunge kommt, so stellen wir eine Betrachtung über das Wetter an. Darum läßt Raupach einen Hofmann die weise Bemerkung machen: „wie schrecklich, wenn wir eines Morgens aufwachten und hätten gar kein Wetter!“ Die erste Kunst der Conversation besteht dann darin, durch eine glückliche Wendung die Brücke zu einem anziehenderen Gegenstande zu schlagen. Ich möchte mich hier an Dickens halten: „der Kessel fing es an!“ Wer erinnerte sich nicht des zierlichen Eingangs seines „Heimchen am Herd“: „Wenn ich eine Geschichte anfangen soll, so muß ich mit dem Anfang anfangen; wie soll ich aber mit dem Anfang anfangen, wenn ich nicht mit dem Kessel anfange?“ Also sage auch ich: „der Kessel fängt es an.“ Denn wenn auf dem abendlichen Theetisch der dampfende Kessel seinen behaglichen Gesang anstimmt, dann erhebt sich im Kreise der darum versammelten Familie und der Freunde das Geplauder, und damit ständen wir ja an der Schwelle der Conversation. Freilich noch draußen vor der Thür, denn plaudern heißt noch nicht conversiren; aber es kann sich mit leichtem Flügelschlag dazu erheben. Dann wandelt sich zugleich durch dieselbe Magie des singenden Kessels das Wohnzimmer in den vornehmeren Salon. Salon und Wohnzimmer unterscheiden sich nicht etwa nur dadurch, daß jener mit mehr Eleganz ausgestattet ist, als dieses; sondern es scheidet sie ein viel wesentlicherer Gegensatz. Im Wohnzimmer verbringen wir den Tag unter den häuslichen Arbeiten der Frauen des Hauses. Von hier aus vollbringt vor Allem die Hausfrau ihr Tagewerk. Darum sehen wir uns im Wohnzimmer von allerlei Geräth und Anzeichen der Arbeit umgeben und finden eintretend stets fleißige Hände am Werk. Ein Hauch des Nützlichen scheint über dem Ganzen zu schweben, und im Allgemeinen ist hier die Unterredung nur der fördernde und erfreuende Begleiter der Arbeit. In den Salon dagegen gehört die Arbeit nicht. Geduldet ist höchstens ein zierlicher

Schreibtisch, mit so viel feinem Geräth bepackt, daß man nicht begreift, wo für seinen praktischen Nebenzweck, nämlich fürs Schreiben, noch Platz zu finden ist. Die einladenden Sitze aller Formen zwängen unseren mit irdischer Schwere behafteten Leib in eine so bequeme Lage, daß er völlig ruhen kann und den Geist in seiner Thätigkeit nicht mehr stört. Denn hier soll eben nur gesprochen werden, und wenn ja etwas von anderer Thätigkeit sich hereindrängt, so ist doch im graden Gegensatz zum Wohnzimmer hier die Arbeit nur der untergeordnete und geduldete Begleiter der Unterhaltung. Der Salon, um es mit einem Wort zu sagen, ist ein Raum, in dem man zusammenkommt, um zu conversiren.

Salon — Conversation —: sollte sich nicht beim Leser ein Tadel dawider regen, daß aus guter deutscher Rede die Fremdwörter nicht ferngehalten werden, ja daß dem Fremdworte sogar in das Thema dieser Betrachtung der Zutritt gestattet ward? Es ist zwar geschmacklos und albern, wenn man, um ein Fremdwort zu vermeiden, neue Wortungeheuer bildet, bei denen sich Niemand etwas Klares denkt. Man setzt damit eigentlich nur ein deutsches Fremdwort an die Stelle des ausländischen. Wohl aber soll man sich, ehe man in guter Sprache ein Fremdwort braucht, gewissenhaft prüfen, ob es nicht ein gleichwerthiges eigenes oder doch eine Wendung gibt, welche genau dasselbe auf Deutsch sagt. Dies aber ist nun hier wirklich nicht der Fall: wir Deutschen haben in der That keinen Ausdruck, welcher der Conversation vollständig und genau entspräche. Ein Gespräch etwa? Es gibt mancherlei Arten der Gespräche, und die Conversation ist nur eine davon. Oder eine Unterredung? Eine Unterredung hat stets einen bestimmten Zweck: einen Gegenstand zu erörtern, einen Anderen für eine Ueberzeugung zu gewinnen, oder vielleicht auch nur Jemanden zu prüfen, ihn kennen zu lernen. Dies Alles kann nun zwar auch in einer Conversation geschehen, aber ihr allgemeiner Zweck besteht nicht in der Verfolgung solcher Ziele. Wie oft entspinnt sie sich nicht unter Fremden, ohne daß dieselben irgend ein Interesse an einander haben; wie oft dreht sie sich nicht, gänzlich absichtslos, um Gegenstände, welche allein der Zufall auf die Bahn brachte? Ihr allgemeiner Zweck ist vielmehr nur, denen, die sich unterreden, eine Unterhaltung zu gewähren. Unterhaltung also? wirklich wäre dies Wort für die Uebersetzung am geeignetsten, weil es zugleich beides bedeutet: eine Unterredung und eine Vergnügung. Es wäre nicht so unrichtig, wenn man sagte: eine Conversation sei eine nur zur Unterhaltung geführte Unterhaltung. Wer aber bürgt mir dafür, daß sich der Hörer bei dem einfachen Worte seines Doppelsinnes bewußt bleibe? Bis wir dies durch einen consensus omnium festgestellt haben, möchten wir es schon bei dem Fremdwort Conversation belassen.

Werden wir aber hieraus nicht zugleich eine Folge ziehen müssen: daß nämlich, wie das Wort, so auch die Sache ihr charakteristisches Gepräge durch die Franzosen erhalten habe? daß sie sich bei ihnen zu einer gewissen nationalen Virtuosität entwickelt habe und daß wir darum auch die Franzosen als die Meister der Conversation anerkennen müssen?

In Wirklichkeit sind es die Aeußerungen eines Franzosen über deutsche Zustände, welche mir den Anstoß zu dieser ganzen Betrachtung gegeben und mir

den Eindruck hinterlassen haben, als ob es für uns eine nationale Pflicht sei, eine solche Betrachtung anzustellen. Ich meine die „Lettres sur la société de Berlin". Ueber den unqualificirbaren Charakter dieses boshaften Pamphlets brauche ich kein Wort zu verlieren. Aber auch vom Feinde soll man zu lernen nicht verschmähen, mögen die Spitzen seiner Stachelreden noch so tief in Gift, oder — in Schmutz getaucht sein.

Wenn man die Galerie der Porträtköpfe, welche uns in diesen Briefen skizzirt werden, überschaut, so wird man einen eigenthümlichen inneren Widerspruch in der Zeichnung gewahr, der vielleicht weniger auf einer bewußten bösen Absicht beruht, als auf der Unfähigkeit, das deutsche Wesen zu begreifen; der aber zugleich auf das Engste mit unserem Thema der Conversation zusammenhängt. Der Verfasser kann nämlich eine große Summe von Tüchtigkeit, Charakter und Kenntnissen, ja selbst, was einzuräumen ihm am schwersten fällt, von Liebenswürdigkeit in der deutschen Gesellschaft durchaus nicht leugnen. Trotzdem erscheint ihm aber das ganze gesellige Leben in Berlin leer und ledern und fast jeder Einzelne als ein Mensch ohne Geist und in erschreckendem Grade unbedeutend. Eine elegante Dame zum Conversiren zu bringen, meint er z. B., ist schwer, wenn nicht unmöglich, denn sie kümmern sich alle nur um ihre eigene Erscheinung und um die Bewegungen ihrer Nebenbuhlerinnen. Ebenso uninteressant sind die Männer: die Alten übertreffen die Weiber noch an leerem Geschwätz; die Jungen wissen nichts als Essen, Tanzen und Spielen; ihr Ideal ist das Souper nach dem Cotillon. Die Herren von der haute finance sind zu beschäftigt mit ihren Millionen, um noch „esprit de conversation" übrig zu haben. Nach einer Soirée sagt man nicht: „es war gestern sehr unterhaltend, — oder auch sehr langweilig"; sondern: „gutes Buffet — schlechtes Buffet!" Moltke ist ohne Zweifel ein großer Generalstabschef, aber — „complètement nul dans le cours ordinaire de l'existence!" d. h. mit andern Worten: nicht einmal zur Conversation öffnet der große Schweiger den Mund! Eben so charakteristisch ist die Art, wie umgekehrt an dem Prinzen Wilhelm die Schlagfertigkeit der Unterhaltung gelobt wird: „er besitzt in so hohem Grade den esprit de la repartie, daß man denken sollte, er sei kein Deutscher!"

Man sieht: dieses ganze Urtheil beruht darauf, daß der Franzose in der deutschen Gesellschaft diejenige Art der Conversation vermißt, in welcher ihm das Wesen und der ganze Werth aller feinen Geselligkeit zu bestehen scheint. Seine Schlußfolge ist einfach diese: Geist, Bildung und Kenntnisse können nicht vorhanden sein, ohne in ihrem Träger das Bedürfniß und die Kunst lebendiger Conversation zu erzeugen. Wo also keine Conversation, da ist auch kein Geist. In ganz Berlin gibt es kaum zwei oder drei Salons, in denen man conversiren kann, folglich besteht ganz Berlin aus geistlosen, unbedeutenden und beschränkten Köpfen. Lachen wir immerhin über die Verkehrtheit dieser Schlußfolgerung; aber weisen wir doch darum den Anlaß zu einer kleinen Selbstprüfung nicht vornehm ab!

Damit Niemand glaube, der Vorwurf der Berliner Briefe, es fehle dem Deutschen am rechten Geiste der Conversation, sei lediglich ein Ausfluß des modernen französischen Hasses gegen alles Deutsche, erinnere ich zunächst daran,

daß wir demselben Gegensatze zwischen französischer und deutscher Art schon in früherer Zeit in einem ganz anderen Kreise, auch einem Hofkreise, begegnen, nämlich in Schiller's und Goethe's Berichten über die Staël. Madame de Staël war 1803 in Weimar eingetroffen, während Goethe sich eben in Jena aufhielt. Schiller schreibt dem Freunde voll Bewunderung über ihre geistreiche und anregende Unterhaltung. Das einzige Lästige, meint er, sei ihre „ungewöhnliche Zungenfertigkeit"; um ihr zu folgen, müsse man sich ganz und gar in ein Gehörorgan verwandeln. Hieße das wirklich nur: sie sei zu redselig? hören wir darin nicht so etwas von Bekenntniß, daß der langsamere und — fügen wir immerhin hinzu — der gründlichere Deutsche die Ueberlegenheit ihrer geschickten Wendungen in der Conversation unbequem empfinde? Goethe schildert sie uns etwas später in den „Tages- und Jahresheften" auf ähnliche Weise: nach ihr solle in Gesellschaft immerfort gesprochen und verhandelt werden. Ja, es geschieht wohl, daß Goethe sich unter den Anforderungen, welche ihre Conversation an ihn stellt, halb verstimmt in sich zurückzieht, bis ihr jener wichtige Kunstgriff der Conversation gelingt, ihn aus der Tiefe des Sinnens, in der der Mensch zu verstummen pflegt, durch leichte und scherzende Wendungen wieder an die Oberfläche und in das vergnügliche Spiel der Wechselrede emporzulocken. Einmal bei einer solchen Gelegenheit ruft sie an der herzoglichen Tafel: „Ich mag den Goethe überhaupt nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat!" Also sogar Goethe, der reichste und größte deutsche Genius und zugleich ein wohlgeschulter Hofmann, mußte sich dennoch erst beim Champagner den „esprit de la repartie" holen, um den Anforderungen der beweglichen Französin an die Conversation zu genügen! Das ist wahrhaftig beinahe noch schlimmer, als alle die Angriffe auf die „société de Berlin"; und der es uns mit lachendem Munde erzählt, ist kein anderer als Goethe selbst.

Was ist denn eigentlich diese Conversation, von der Talleyrand, der Großmeister der Conversation, einmal sagte, sie sei das schönste und größte Glück der Menschen?

Es liegt mir fern, mich hier in eine theoretische Abhandlung zu verlieren. Vielmehr bediene ich mich zu meinem Vortheil — und hoffentlich nicht zum Nachtheil der Sache — der Freiheit, welche zum Wesen der Conversation gehört, die Fäden der Rede lose in der Luft fliegen zu lassen, um sie zu fassen, wie sich's eben fügt. Wollen wir aber über die Sache urtheilen, so müssen wir doch gelegentlich fragen, was sie ist.

Ich denke, wir gehen am sichersten, wenn wir uns wieder an eine kluge Französin wenden, von der derselbe Talleyrand urtheilte: er kenne an Niemandem eine bessere Conversation. Ich meine Madame de Rémusat, bei deren Memoiren man selbst im Lesen oft genug die Empfindung hat, als höre man einer feinen Conversation zu. Madame de Rémusat nun erklärt die Conversation als ein „plaisir de l'esprit". Sie weist ihr also ihre Stelle an unter den geselligen Vergnügungen. Vergnügungen betreiben wir nicht um ihres Inhaltes willen, sondern weil das Betreiben uns Unterhaltung gewährt. Damit ist freilich nicht auch gesagt, daß es mithin gleichgültig sei, worin sie bestehen. Kann doch die eine der Vergnügungen uns höchst verderblich werden, wäh-

rend die andere uns neben der Unterhaltung zugleich den größten körperlichen oder geistigen Gewinn bringt. Die Frage hiernach steht aber erst in zweiter Linie: der erste Zweck des Vergnügens ist eben das Vergnügen selbst.

Nun gibt es der Vergnügungen in diesem Sinne vornehmlich zweierlei Arten: die Spiele und die Künste. Wohin würde wohl Madame de Rémusat die Conversation gerechnet wissen wollen? Unter die Spiele als ein Spiel mit Worten? Das wäre doch nur ein Wortspiel und zwar ein leeres. Unzweifelhaft vielmehr unter die schönen Künste und zwar als dialogische Redekunst. In diesem strengen und vollen Sinne des Wortes haben wir also ein Recht, von der Kunst der Conversation zu reden.

Also ein gesellschaftliches Vergnügen, und zwar, so lautet es weiter, ein plaisir de l'esprit. Das bedeutet nicht etwa nur: die Art dieses Vergnügens bestehe darin, daß es mit dem Geiste betrieben werde. Denn das könnte man ja auch von anderen geselligen Unterhaltungen sagen, z. B. vom Schach- oder Kartenspiel, und es gibt ja auch recht eigentlich sogenannte jeux d'esprit, die sich freilich in der Praxis unserer Jugend gewöhnlich mehr durch einen Mangel an esprit auszeichnen. Die Conversation ist dagegen in einem höheren Sinne deswegen ein plaisir de l'esprit, weil ihr Stoff, nämlich die Rede, aus dem Geiste geschöpft wird, und weil das Vergnügen gerade darin besteht, Geist zu entwickeln: Geist sogleich in dem Aufgreifen des Gegenstandes der Conversation, so daß er den Mitredenden anzieht und anregt; Geist in dem Geschick, sein Interesse zu erhalten und zu steigern; Geist in der Rede, die den Anderen zum Widerspiel hervorlockt, die ihn fesselt und fängt; Geist in der Antwort, die ihn verblüfft, wo sie ihn nicht zu entwaffnen vermag, die ihn ergötzt, wo sie Gefahr läuft, ihn zu ärgern; Geist in der Kunst zu hören und die geheimen Regungen in der Seele des Anderen zu belauschen, sei es um ihrer zu schonen oder um mit ihrer Hilfe das Spiel zu gewinnen; Geist in dem Geschick, den schwerfälligen Ernst, den Spaßverderber durch heitere Laune fernzuhalten, den herben und erbitternden Ernst durch liebenswürdige Feinheit zu entwaffnen, aber den schönen Ernst auch unter dem ausgelassensten Spiel des Witzes zu wahren. Diese Kunst also, geübt an einem Stoff, — dessen Natur später noch näher bezeichnet werden soll, und zwar geübt in einer Gesellschaft, welche sich eigens zu solchem Zwecke zusammenfindet, das ist die Conversation als das schönste und geistigste unter den plaisirs de l'esprit.

Ob es in der Menschheit zu aller Zeit Conversation gegeben hat? Gesprochen, unterredet, geplaudert, geschwatzt, gestritten, discutirt, discurrirt ist ganz gewiß, so lange der Fuß des Menschen diese Erde betrat, und dies Alles geschieht, wo immer zwischen Nord- und Südpol zwei Menschen sich begegnen. Daß man aber gesellige Zusammenkünfte hält, um in ihnen die Unterredung als ein geistiges Vergnügen zu betreiben, das setzt zunächst voraus, daß über die große Masse sich ein Stand von höher Gebildeten mit eigenen Gewohnheiten und Bedürfnissen des geistigen Lebens erhoben hat, eine Scheidung, welche erst bei einem relativ hohen Culturzustand eintritt. In der alten Welt begegnet eine solche Erscheinung zuerst auf dem Höhepunkt der griechischen Entwicklung, namentlich in Athen. Wirklich findet sich nun unter den mancherlei Ueber-

lieferungen der griechischen Literatur in dialogischer Form eine, welche uns recht eigentlich das Bild einer feingebildeten Gesellschaft vorführt, deren Unterhaltung in einer Unterredung besteht. Ich meine Plato's „Symposion", welches denn auch fast zu einer sprüchwörtlichen Bezeichnung für die Veredelung der materiellen Genüsse des Lebens durch geistige Freuden geworden ist.

Sehen wir es uns etwas näher an. Der Dichter Agathon hat soeben mit einer Tragödie den Preis gewonnen. Gestern Nacht ward er dafür durch ein großes officielles Gastmahl gefeiert. Heute hat er an seinem eigenen abendlichen Tisch einen kleinen Kreis der erlesensten Geister Athens versammelt, darunter z. B. seine Freunde Sokrates, Aristophanes, Alcibiades. Man ist, nach dem solennen, offenbar sehr tapferen Zechgelage der letzten Nacht, etwas — nervös angegriffen. Darum beschließt man, heute das Zutrinken zu unterlassen: Niemand soll mehr trinken müssen, als er mag und vermag. Wir sehen — beiläufig bemerkt — bei diesem Anlaß, daß die edle Sitte, einander unter den Tisch zu trinken, welche so häufig den durstigen Kehlen der Germanen auf die culturgeschichtliche Rechnung geschrieben wird, vielmehr schon von hochclassischer Herkunft ist. Für diesmal beschließen aber Agathon und seine Freunde, ausnahmsweise bei Verstande zu bleiben. Auch Gesang oder chorisches Vergnügen soll es heute nicht sein: die Flötenspielerin wird fortgeschickt. „So schlage ich denn vor," spricht einer der Gäste, ein geistreicher Arzt, „daß wir heute uns unter einander nur mit Reden unterhalten." Also: man will conversiren? mit nichten! sondern es wird ein Thema aufgegeben: der Preis des Eros: darüber soll jeder der Anwesenden der Reihe nach eine feine Rede halten. Ohne Zweifel ein plaisir de l'esprit, das aber zur Conversation im schärfsten Gegensatz steht. Ein aufgegebenes Thema schneidet von vornherein die Zufälligkeit und Freiheit in der Wahl und im Wechsel der Gegenstände ab, welche ganz wesentlich zum Charakter der Conversation gehört, und eine systematisch abgeschlossene Erörterung eines Themas, sei sie philosophisch oder rhetorisch, ernsthaft oder scherzend, widerspricht völlig dem Stil der Conversation. Denn diese ist ein Spiel, in dem Jeder nur Mitspieler der Anderen ist. Das monologische Heraustreten eines Einzelnen ist in ihr eine Unart, welche ihr schnell ein Ende macht. An Agathon's Tische ergötzt man sich mit einem akademisch-philosophischen Spiele des Geistes, von einer Conversation aber ist weder hier noch sonst wo in der griechischen Literatur die Rede.

Im Mittelalter begegnet uns die Erscheinung, daß eine feiner gebildete Gesellschaft sich in Anschauungen, Lebensgewohnheiten und geselligem Verhalten von dem übrigen Volke absondert, zuerst um den Anfang des 12. Jahrhunderts. Es ist die ritterliche Gesellschaft der Höfe; und weil dabei die provençalische und französische Ritterschaft tonangebend voranging, so bezeichnete man die Art des Empfindens, Sprechens und Benehmens, in welcher diese höfischen Kreise den Ausdruck ihrer feineren Bildung fanden, mit dem romanischen Worte „Courtoisie". Auch die deutschen Dichter jener Zeit brauchen diesen Ausdruck für die Sache. Eine überaus reiche Literatur läßt uns die mannigfachsten Einblicke in den geselligen Verkehr dieser Kreise thun. Sie unterhielten sich nicht nur mit Turnieren, Gastereien, Tänzen und Spielen, sondern auch mit mancherlei geistigen Dingen: mit Gesang und Musik, mit poetischer Lecture oder Erzählungen. Auch

hier war es wohl Brauch, die geselligen Zusammenkünfte durch allerlei plaisirs de l'esprit zu vergeistigen. Man stellte einander zwar nicht, wie an Agathon's Tische, philosophische Fragen zu rhetorischer Lösung, wohl aber poetische, die dann auch in dichterischer Form gelöst wurden. Improvisationen, bald Einzelner, bald im Wettkampf, was man bei den Franzosen ein „jeu parti" nannte. Gerade diese Art hat in der romanischen Welt tiefe Wurzeln geschlagen und lange nachgewirkt, so daß noch die viel spätere spanische Komödie sie uns in dramatisch stilisirten Nachbildungen zeigt. Calderon's Komödien z. B. sind durchzogen mit dergleichen oft weit ausgesponnenen improvisatorischen Ergüssen über die mannigfaltigsten Themen, voll zierlichen Spiels der Rede und duftiger Poesie. Die reizendsten Spiele des Geistes; aber weder sind sie selbst Conversationen, noch waren dies ihre Urbilder im wirklichen Leben. Jene alte ritterlich-höfische Gesellschaft unterhielt sich zwar *mit* mancherlei Geistigem, — aber sie *unterhielt* sich noch nicht schlechthin.

Wir dürfen hier ein neues Element nicht übersehen, welches inzwischen in die gesellige Unterhaltung überhaupt gekommen war: die volle Antheilnahme der Frauen daran. Der antiken Welt hatte sie gefehlt; jetzt konnte man sich keine Geselligkeit mehr denken, welche nicht vielmehr ihren höchsten Reiz, ihre Anmuth, ihre wichtigsten gemüthlichen Beziehungen durch den Verkehr beider Geschlechter gewonnen hätte. Die Verehrung der Frauen und der Zauber der Liebe bildete das tausendfach variirte, aber immer wieder von Neuem reizende Thema sowohl der eigentlichen Dichtung der ritterlich höfischen Gesellschaft, als auch ihrer eben angedeuteten poetisch-akademischen Spiele, ihres plaisir de l'esprit. Wie hätte es anders sein können, als daß nun auch das *Gespräch* in diesen Kreisen nicht nur im Allgemeinen einen feineren Ton, sondern ein recht eigentlich hierdurch bedingtes Gepräge annahm? Es nahm eben den Stil der *Courtoisie* an, um das damals modische Wort dafür zu gebrauchen, welches ja auch heute noch unmittelbar verständlich ist.

Wir müssen aber hierbei einen Augenblick verweilen, denn es handelt sich um einen durchaus wesentlichen Punkt, um eines der Hauptstücke in der Kunst der Conversation: um den Ton der Verbindlichkeit in der Unterredung. Es bedarf seiner schon deswegen, um einen Gegensatz aufzuheben, welcher zwischen dem Inhalt und dem Zweck der Conversation besteht. Denn da ihr meistens die Erörterung irgend eines Gegenstandes bei sich entgegenstehenden Ansichten der Unterredenden zu Grunde liegt, so ist ihr Inhalt in diesem Falle äußerlich betrachtet ein Streit. Da aber ihr oberster Zweck das Vergnügen ist, so besteht hier ohne Zweifel ein Widerspruch. Das Streiten ist wenigstens nur für händelsüchtige Gemüther ein Vergnügen. Es bedarf also eines Mittels, um dem Streit alles dasjenige zu nehmen, was er Freudestörendes an sich hat, alles Aufreizende, Kränkende, Erbitternde, Feindselige, und dieses Mittel ist eben der *verbindliche Ton*, in dem die Reden gewechselt werden. Der Meister der Conversation legt ihn auf die mannigfaltigste Weise an den Tag. Es versteht sich von vornherein, daß er alle jene Untugenden vermeidet, welche in dem Vordrängen der eigenen Person bestehen: den Ton der Lehrhaftigkeit, die den Hörer in die Unterordnung des Schülers herabdrückt; das Fühlenlassen einer Ueberlegenheit, die den

Anderen beschämt; die rechthaberische Hartnäckigkeit, welche den Gegenstand über die Grenzen des Vergnügens hinaus verfolgt; alle Empfindlichkeit, alles Eifern und Poltern und gar das widerliche Pathos der Gesinnungstüchtigkeit, welches sich unter uns leider so oft im Gespräch und auf der Tribüne breit macht. Sinn und Berechtigung hat es nur da, wo sich's um den ernsten Kampf wider Lüge und Gemeinheit handelt. In allen anderen Fällen ist es nur eine leere tragische Maske, hinter der sich entweder die Schwäche der Argumente oder die Unfähigkeit, eine fremde Meinung zu ertragen, versteckt; in jedem Falle also eine Schwäche des Geistes. Der Verbindliche zeigt hingegen vor Allem Achtung vor der Meinung der Anderen; er zeigt Interesse daran, sie zu hören und in Betracht zu ziehen. Ja, in der Kunst des Hörens liegt sogar die feinere Hälfte der Verbindlichkeit. Wenn der Franzose an Jemand die Kunst der Conversation rühmen will, wird er vor Allem hervorheben: er wisse fein zu hören. „Vous avez de la politesse dans la manière d'écouter", schreibt Mad. de Rémusat einmal an ihren Sohn und erinnert ihn an die Bemerkung der Mad. de Sevigné, daß besonders an der Jugend das beistimmende Schweigen — „le silence approbatif" — Geist beweist. Erfreut es doch den Menschen noch mehr, selbst etwas Gutes gesagt zu haben, als es von Anderen sagen zu hören, und sich von dem Anderen gerne gehört, beachtet und geschätzt zu fühlen, versetzt ihn eben in die behagliche Laune, welche der Unterredung den Charakter eines Vergnügens verleiht. Ja, der rechte Meister der Conversation wird es oft verstehen, seine eigene Meinung mit jener sokratischen Kunst aus dem Geiste des Anderen hervorzuholen, so daß sie diesem wie sein eigenes Kind erscheint.

Ich möchte hier wohl daran erinnern, daß Goethe irgendwo sagt: in die Unterhaltung zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes komme erst dann das rechte Leben, wenn unter den Reden sich persönliche Beziehungen leise geltend machten. Nur fürchte ich die böse Nachrede, als ob ich behauptet hätte, bei der Jugend beginne das Vergnügen der Conversation erst mit den heimlichen Liebeserklärungen. Doch aber wendet Goethe hierin nur etwas Allgemeines auf einen besonderen Fall an. Denn man darf diesen Ausspruch in der That verallgemeinern. Der Ton wahrer und wohlthuender Wärme kommt erst dadurch in die Conversation, daß sich unter den allgemeinen Reden zwischen den Unterredenden das Gefühl des persönlichen Behagens und des Wohlgefallens an einander geltend oder fühlbar macht oder gar in höherem Grade der Bewunderung und des Entzückens. Darin liegt schließlich der höchste Grad der Verbindlichkeit.

Auf dieser Grundlage haben die modernen Franzosen das zierliche Genre des Conversationsstücks gebildet: innerhalb einer Plauderei, welche an zufällige Umstände und Gegenstände anknüpft und sich zur geistreichen Conversation erhebt, spinnt ein gemüthliches Verhältniß sich an; die Fäden des Gesprächs verdichten sich zu Fäden des Herzens; so verwickelt und entscheidet sich im Verlaufe einer Unterhaltung ein persönliches Schicksal.

Wir haben aber hiermit unserer geschichtlichen Betrachtung weit vorgegriffen und kehren zu ihr noch einmal zurück.

Die für die moderne Culturentwicklung entscheidende Wendung liegt noch nicht in der vorhin erwähnten Bildung der höfisch-ritterlichen Gesellschaft oder

in ihrer wissenschaftlichen Grundlage, der Scholastik, sondern erst in dem gewaltigen geistigen Gährungsproceß des Humanismus, der seinen Ausgang im 14. Jahrhundert von Italien nahm und hier auch im 15. und 16. Jahrhundert in der Kunst des Cinquecento und der Cultur der Renaissance seinen ersten und schönsten Höhepunkt erreichte. Wie eine neue Welt entdeckte man unter dem Schutt der Jahrhunderte die Trümmer und Reliquien des classischen Alterthums. Zwar fehlte es jener Zeit noch an der kritischen Vorbereitung, um den antiken Geist und das antike Leben im innersten Wesen zu begreifen. Naiv befangen in allen Voraussetzungen der unmittelbaren Gegenwart, in der man lebte, maß und begriff man das antike Leben nach ihr und glaubte eben so naiv, das Alte unmittelbar in die Gegenwart zu ihrer Veredelung übertragen zu können. Von einem Cicero suchte man nicht nur die allgemeinen Gesetze der Redekunst zu lernen, sondern jeder Orator bestrebte sich, nach Möglichkeit wie ein anderer Cicero zu reden. Die moderne Welt hallte plötzlich wider von Ciceronianischen Reden, von Virgilianischen und Horazischen Versen, von Livianischen Historien und von Platonischen Gesprächen. Auch die Frauen der gebildeten Kreise nahmen Theil an dieser vermeintlichen Wiederherstellung des classischen Lebens, Denkens und Redens. Denn die Masse der Lehrstoffe der humanistischen Schule war keineswegs zu umfangreich, als daß nicht auch ein feiner Frauengeist sie ohne zu große Anspannung hätte bewältigen können. So kam denn nun auch in die gesellige Unterhaltung ein ganz neuer Ton. Es galt für den edelsten Genuß eines gebildeten Kreises, über Fragen der Wissenschaft, der Philosophie, der Kunst oder auch des Lebens und der Politik in zierlich geformter antikisirender Rede und Gegenrede zu disputiren. Im Sinne einer solchen Disputation über das Mysterium der Hostie trägt das berühmte Raphael'sche Bild den Namen der „Disputa" und in ähnlicher Auffassung nannte man Bilder, auf denen Personen der heil. Geschichte ohne weitere Handlung neben einander stehen, eine „santa conversazione". Wir sehen hier deutlich den Grundgedanken des Platonischen Symposions durchleuchten: daß es der Gebildeten würdig sei, die materiellen Genüsse des Lebens durch die Freuden des Geistes zu veredeln. Auch spüren wir nun wohl in den Schilderungen aus der Zeit der Renaissance, wie viel von dem akademischen Charakter des Platonischen Symposions in diese neue Welt der Geselligkeit mit hinübergegangen war. Gleichwohl aber erkennen wir: hier war dennoch die Grundlage dessen gegeben, was sich nun alsbald unter der Einwirkung französischen Geistes zur Conversation ausbildete; der Unterredung als eines selbständigen geselligen Vergnügens.

Es fehlt auch nicht an ausdrücklichen Erwähnungen. Während der Hochzeitfeier der Lucretia Borgia mit Alphons v. Ferrara im Jahre 1501 speiste eines Tages der französische Gesandte bei der Markgräfin Isabella von Mantua. An seiner anderen Seite saß die Herzogin Elisabeth v. Urbino; zwei der schönsten Frauen des damaligen Italiens. Bei der Schilderung des Gastmahls berichtet Cagnolo u. A.: „man unterhielt sich mit galanten Reden in den feinsten Formen". Das ist Conversation! Daß der Berichterstatter die feinen Formen des Gespräches hervorhebt, zeigt, daß er eine gewisse Kunst und einen besonderen Stil darin empfindet, und wenn er den galanten Charakter betont, so sehen wir,

wie wesentlich ihm für solche Unterhaltung der Ton der Courtoisie, der Verbindlichkeit erscheint. Möchte man nicht auch mehr als bloßen Zufall darin sehen, daß es eben ein Franzose war, der durch die Kunst seiner Conversation die Bewunderung des Italieners erregte? Um ein Jahrhundert später wenigstens sehen wir unbestritten die Franzosen in der ganzen feinen Welt den Ton angeben und als Meister der Conversation gelten. Dafür mag ein Shakespeare'sches Lustspiel als Zeuge eintreten, welches sich recht eigentlich mit einer Frage der Conversation beschäftigt: „Love's labours lost".

Bekanntlich steht dies heitere und zu seiner Zeit außerordentlich beliebte Stück heut zu Tage selbst bei den Verehrern des Dichters in einem gewissen Mißcredit, weil es keinen anderen Inhalt zu haben scheint, als unaufhörliche Witzeleien, ein unausgesetztes plaisir de l'esprit, dessen Art zumal uns nicht mehr munden will. Gleichwohl ist es, im richtigen Lichte betrachtet, literargeschichtlich, ja culturgeschichtlich sehr merkwürdig.

Der König von Navarra und drei seiner Hofherren, geistreiche junge Männer vom feinsten gesellschaftlichen Schliff, beschließen, des leeren Treibens müde, sich für drei Jahre in völliger Abgeschiedenheit dem ernsten Studium der Wissenschaft zu widmen; besonders im Verkehr mit der Frauenwelt meinen sie wohl ihre Zeit verloren zu haben, denn vor Allem verschwören sie für die Zeit der Pönitenz den Verkehr mit den Damen. Unglücklicher Weise kommt aber eben die schöne Prinzeß von Frankreich sammt drei gleich schönen Hofdamen, vom Könige ihrem Vater mit einer diplomatischen Mission an den König von Navarra betraut. Sie wenigstens vor dem Thor des Schlosses in ihren Zelten zu begrüßen, zu vernehmen, zu bescheiden und mit einem Fest zu ehren, das kann schon aus politischen Gründen trotz des Schwurs nicht abgelehnt werden. Man sieht sich also und verliebt sich zu Vieren; alle Schwüre fliegen in den Wind. Nun sucht man sich in der Conversation an Geist und Witz zu überbieten; die Herzen der Damen sollen durch „galante Reden in den feinsten Formen" gestürmt werden. Aber die schönen Französinnen sind eben die geschickteren: die feinen Herren müssen einstweilen — wir werden sogleich sehen, bis auf welches Ziel — gedemüthigt abziehen. Ist denn, so fragt der Tadel gegen dies Lustspiel, in alle dem Wortgekräusel etwas von einer dramatischen Handlung? denn die kleinen Ueberraschungen des vierten und fünften Actes wird man doch dafür nicht gelten lassen wollen? Nein; aber Shakespeare hatte den Einfall, eine Art von Conversationsstück zu dichten. Zwar nicht in der Weise eines heutigen Conversationsstückes, in welchem die Conversation des Salons ganz realistisch treu nachgebildet wird; sondern er gibt nach der Weise seiner ganzen Kunst ein poetisch stilisirtes Bild des damaligen modischen Salontones.

Dies Stilisiren besteht darin, daß er die Haupteigenthümlichkeiten der Manier als das Wesentliche ganz in den Vordergrund rückt und alles Andere daneben zurücktreten läßt. Das sind aber vornehmlich zwei Dinge als die hervorstechendsten Züge in der damaligen Kunst der Conversation: der Ton der Courtoisie oder Galanterie und zweitens, als das Wichtigste, der esprit de la repartie, in der Form einer spielenden Silbenstecherei. Die Franzosen sind dem Dichter darin die Meister, denn sie läßt er die Partie gewinnen.

Neben den vier Herren erscheint der Page Motte, noch ein Anfänger, der sich gelegentlich aus der Fassung bringen läßt, aber ein vielversprechender Schüler in der Kunst dieser Conversation. Neben den Französinnen sehen wir dagegen in ihrem Hofmarschall Boyet den fertigen Typus des galanten und stets schlagfertigen Hofmanns.

Diese zehn Figuren des Stückes aber, so fährt der Tadel fort, sind auch nicht einmal Charaktere zu nennen, wie es doch sonst Shakespeare's höchste Kunst ist! Gewiß; denn umgekehrt ist es hier künstlerische Absicht, daß diese feinen Herren und Damen alle miteinander nach derselben Schablone gemacht scheinen. Ganz erfüllt von dem gesellschaftlichen Modegeist der Zeit, haben sie sich alle in Spiegelbilder ein und desselben Typus verwandelt. Jeder weiß an dem Andern eigentlich nur zwei Dinge zu rühmen: Galanterie und Witz in der Unterhaltung, und so sprechen sie denn auch Alle genau in demselben Jargon der Silbenstecherei und der einander übertrumpfenden Pointen: die Herren mit den Damen, die Damen unter sich, die Prinzeß mit dem ehrlichen Förster, der kein Wort von ihren witzelnden Wendungen begreift; ja Biron in einem Monolog (Act 4 Sc. 1) mit sich selbst! Sogar der einfältige Bauerbursche Schädel wird von dem Strudel mit fortgerissen; auch er versucht sich mit seinen Mitteln im Modeton und ruft entzückt:

Blitz, welche niedliche Späße, der Witz wie corrupt und zierlich,
Wenn's so glatt von der Zunge haspelt, so recht obscön und manierlich!

Und nun die Moral davon, am Schluß des Stückes so liebenswürdig formulirt? Gewiß sind Witz und Galanterie für den Menschen vom „guten Ton" die angemessenen Formen der Aeußerung, und sie bilden eine feine gesellige Kunst. Wenn aber die Modeform der Gesellschaft zum Gepräge des ganzen Menschen wird, so daß unter dem Esprit der Ernst des Lebens in ein zweckloses Spiel des Geistes verflüchtigt wird und unter der Hülle der Liebenswürdigkeit der Charakter und die ganze Persönlichkeit abhanden kommt, dann hat die Kunst des geselligen Verkehrs sich in eine leere Virtuosität verwandelt. Die siegreichen vier Französinnen schätzen darum die Werbungen der Herren nicht höher als für ein Spiel der Galanterie, und es wird „verlorene Liebesmüh" bleiben, bis — dies ist das „bis", welches wir vorhin offen ließen — bis die Herren in stiller und wirklicher Einkehr bei sich selbst den Ernst des Empfindens und die Wahrheit ihrer Worte wiedergefunden haben. Der witzige Biron mag so lange seinen Witz im Krankenhaus vor Schmerzerfüllten und Sterbenden üben, damit er lerne, daß der Werth der Rede nicht in der Zunge des Sprechenden, sondern im Ohre des Hörenden liege; das will sagen: nicht darin, daß der Redende durch sie glänzt, sondern daß sie dem Hörenden wohlthut. Dann mögen die Herren wieder kommen, um an das Thor der Liebe anzuklopfen!

Stellt uns nicht diese Shakespeare'sche Moral unmittelbar vor eine Frage, welche wir bisher bei Seite schoben: vor die Frage nach dem rechten Inhalt der Conversation? Wäre darüber nichts Bestimmteres zu sagen, als daß er unterhaltend sein müsse? Freilich scheint es, als ob unter dieser Voraussetzung alles Mögliche auf Erden und im Himmel Gegenstand der Conversation sein könne. Wenn wir aber unsere französischen Autoritäten fragen, so werden wir

finden, daß sie dennoch diesem geistigen Vergnügen einen Stoff von bestimmter Art zuweisen und daß sie ihm damit eine bei rechter Behandlung höchst wichtige und werthvolle Aufgabe im Leben der Gebildeten stellen.

Goethe, indem er die Conversationsleidenschaft der Madame de Staël schildert, läßt doch nicht unbemerkt, daß es ihr dabei nicht nur um das Vergnügen, sondern zugleich um einen wichtigen Zweck zu thun gewesen sei: „sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten: dann aber wollte auch sie gekannt sein und suchte daher ihre Ansichten eben so geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen: auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist; sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf." Halten wir dazu Aeußerungen aus den berüchtigten Berliner Briefen, so finden wir ganz dasselbe. Auch hier handelt es sich für den Briefschreiber nicht allein um ein ihm unentbehrliches Vergnügen, sondern auch ihm ist dieses Vergnügen Mittel zu ernsten Zwecken. „Niemand," schreibt er z. B., „fühlt in Berlin das Bedürfniß, seine Gedanken mit Anderen zu theilen, seine Eindrücke auszutauschen. Es ist unmöglich, sich in Berlin über das, was in Europa vor sich geht, auf dem Laufenden zu halten; weniger als irgendwo sonst hört man hier die Begebenheiten des Tages discutiren." Dabei hat er nicht etwa nur die Unterhaltung unter Männern im Auge, sondern auch die Frauen tadelt er: sie conversirten nur deswegen nicht, weil sie sich nicht um das kümmerten, was um sie her in der Welt vor sich gehe.

Was also hat der Franzose als den Gegenstand der Conversation im Auge? Was will er durch sie lernen und ergründen und darin auch seinerseits zur Erkenntniß beitragen? Dasjenige, was sich so eben begibt, im weitesten Sinne des Wortes; den augenblicklich gegenwärtigen Zustand der Welt in Politik, Staat, Kirche, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Lebensbeziehungen; die ganze augenblickliche Bewegung des Lebens mit ihren Fragen, Parteianschauungen, Interessen und Zielen. Es sind diejenigen Angelegenheiten, große wie kleine, die die Signatur der Zeit ausmachen und die dem vielgespaltenen Wesen, welches wir mit dem Collectivnamen der „öffentlichen Meinung" bezeichnen, eben jetzt ihren Stoff und ihre Richtungen bieten. Nicht sowohl die großen Principien, welche die Federn im Räderwerk dieses Weltgetriebes bilden; deren Erörterung gehört vor ein anderes Forum und ist meistens ein zu schwerer Ball für das leichte Spiel der Reden. Vielmehr die bunt wechselnden Erscheinungen des Tages, in denen die allgemeinen Principien ihren Ausdruck finden, indem sie sich zu Tagesfragen zuspitzen. Auf der einen Seite dieser nie rastenden Tagesarbeit am Webstuhl der Zeit stehen nur wenige gewaltige Geister und Charaktere, welche berufen sind, durch Gedanken und Thaten der Epoche ihren Gehalt und ihr Gepräge zu geben und zu bestimmen. Auf der anderen Seite eine willenlose Masse, welche blindlings dem Ruf und Stichwort der Führer folgt. Zwischen beiden aber mitten inne steht der durch jeden Culturfortschritt sich erweiternde Kreis der Gebildeten, denen es Bedürfniß und Pflicht ist, dem Gang der Dinge erkennend zu folgen, unter den Gegensätzen in bewußter Wahl

ihre Stellung zu nehmen und ihre eigene Erkenntniß, ihr eigenes Urtheil auch auf Andere zu übertragen. Der Mittel dazu gibt es ja viele: die wissenschaftliche Literatur, die Reden der Kanzel, der Tribüne, die Tagespresse, die gesammte Unterhaltungsliteratur. Ein Hauptmittel aber innerhalb des *geselligen* Lebens der Gebildeten soll sein und ist nach dem Sinne der Franzosen die Conversation, und ihre vornehmste Kunst besteht darin, dem anmuthigen Spiel des Geistes auf solche Weise einen edlen und werthvollen Gehalt zu geben. Je entfernter der Mensch den großen Centren des Lebens steht, je mehr ihm durch sein Tageswerk die Gedanken in einen engen Geschäftskreis gebannt sind, je mehr deswegen sein Unterhaltungsbedürfniß Gefahr läuft in Alltagsgeschwätz und Stadtklatsch zu versumpfen, um so werthvoller ist ihm die edlere Erholung der Conversation, welche seinen Horizont erweitert, die Kleinlichkeit des Alltäglichen durchbricht und seinen Blick zu den Höhen des Lebens hinanträgt.

Wir haben für die Conversation den Rang einer *Kunst* in Anspruch genommen, ihr einen Platz unter den Redekünsten angewiesen, etwa als einer Improvisation über Tagesfragen in dialogischer Form. Kann man denn irgend eine Kunst betreiben ohne Anweisung dazu und ohne Uebung ein Meister werden? Gewiß nicht! und die Franzosen nehmen diese Frage auch ganz ernsthaft. Zwar für die Schulen bildet die Kunst der Conversation keinen Lehrgegenstand, wohl aber für das Haus und die Familie.

Es sei gestattet, noch einmal die Memoiren der Madame de Rémusat zur Hand zu nehmen, um daraus eine kleine Erzählung mitzutheilen. Sie schreibt im Jahre 1805 an ihren in Italien weilenden Gatten über ihr achtjähriges Söhnchen, den nachmals vielgenannten Grafen Charles de Rémusat. Sie erzählt, der Kleine schlafe bei seiner Großmama, der Madame de Vergennes. Er wecke die alte Dame immer sehr früh Morgens, aber das quäle sie nicht. Sie gebe ihm dann, wie sie es nenne, eine leçon d'esprit (das soll heißen des esprit de conversation). Jeder von Beiden stelle dabei irgend Jemanden dar, in dessen Geist und Namen er zu sprechen habe; heute z. B. die Großmama den Nero, der Kleine den Talma. Nero und Talma unterhielten sich über Theater und Drama. Die Schultern des kleinen Talma mögen für diese Dinge noch etwas schwach gewesen sein; wir sehen aber, wie viel der gelehrige Schüler bereits von jenem Kunstgriff der Conversation gelernt hat, vermöge dessen man die Unterhaltung auf einen Boden zieht, auf dem man sich zu Hause fühlt. Er fragt nach Nero's Theaterintendanten und lenkt damit die Rede auf Napoleon's ersten Kammerherrn, seinen Herrn Papa, gelegentlich dessen er dann allerlei Artiges und Drolliges zu sagen weiß.

Mögen wir das belächeln und diese Art von leçon d'esprit etwas theatralisch finden; nur verkennen wir auch die vortreffliche Lehre nicht, die darin liegt. Durch das Annehmen einer fremden Persönlichkeit gewöhnt die kluge Großmama ihren Schüler an eine von aller persönlichen Erregung und Leidenschaftlichkeit völlig freie, ganz objective Behandlung des Gegenstandes, in welcher ein so wesentliches Stück der Conversationskunst liegt. Durch das ganze Conversationsspielen aber entwickelt sie in ihm die Gabe des dialektischen Denkens, der dialogischen Behandlung eines Gegenstandes und der Schlagfertigkeit, welche den

Meister macht. Mit der Gewandtheit erzieht sie zugleich das Vergnügen daran und entwickelt so für spätere Zeiten das Bedürfniß einer feinen, gehaltvollen Conversation.

Ja, ich bin sogar überzeugt, daß eine solche Richtung unserer häuslichen Erziehung einen noch viel größeren Gewinn mit sich bringen würde. Man wirft uns Deutschen nicht mit Unrecht einen gewissen Mangel an Initiative vor; that dies doch schon Madame de Staël, wenn sie — ich führte schon vorhin die Goethe'schen Worte an — mit ihrer Conversation „zu einer gewissen Thätigkeit anregen wollte, deren Mangel sie uns vorwarf". Es möchte nun freilich vielleicht gefragt werden, ob man denn in solchen Dingen so von den Deutschen im Allgemeinen reden könne, ob denn nicht z. B. zwischen Nord- und Süddeutschen gerade in den hier in Rede stehenden Beziehungen ein so großer Unterschied obwalte, daß, was von dem Einen gelte, für den Andern nicht zutreffe.

Ich sagte im Eingang dieser Betrachtung: Plaudern sei noch nicht Conversiren. Der Unterschied zwischen beiden bedarf wohl jetzt keiner weiteren Erörterung. Wenn nun von uns Deutschen der Eine die üble Angewohnheit hat, die Klarheit und Kraft des Denkens durch Schweigen abzustumpfen (denn mit äußerem Schweigen verbindet sich nur zu leicht auch inneres Träumen), der Andere sich dagegen das Denken mit Plaudern vertreibt, so kommt das für den Erfolg ziemlich auf dasselbe hinaus. Es ist mehr ein Unterschied des Temperaments als der Art. Ja, es kann noch zweifelhaft sein, ob man sich leichter aus der Neigung zu plaudernder Gesprächigkeit oder aus der Unart des Schweigens zu der größeren Deutlichkeit des Denkens erhebt, ohne welche eine ernste oder auch eine heitere Conversation nicht zu Stande kommen kann. Wer aber den Gehalt seines Innern zu klarer Rede formt und damit aus sich heraustritt, der fühlt sich unmittelbar getrieben, nun auch für dies sein Wort einzutreten, und die wohlthätige Folge des ganzen psychologischen Processes ist eine allgemeine Steigerung der geistigen Energie. Wenn wir also unsere Kinder in solcher Weise fördern, dann wird der Gewinn davon für künftige Generationen nicht nur in der gesteigerten Kunst der Conversation, sondern in der erhöhten Kraft der Initiative bestehen.

Wenn ich nun meine Betrachtung mit diesem kleinen Wink für unsere nationale Erziehung schließe, so meine ich freilich, daß wir nach unserer Art dabei wohl andere Wege einschlagen werden, als die Unterhaltungen zwischen Nero und Talma. Ich meine aber überhaupt auch nicht, daß wir unsere Kinder zu französischer Conversation, sondern zu deutscher erziehen sollen. Denn wie jede andere Kunst, so wird auch die der Conversation im Geiste des Volkes, das sie eben ausübt, wiedergeboren. Der Italiener z. B. conversirt nicht minder lebhaft als der Franzose, aber in etwas anderer Art: seine Conversation ist naiver, weniger fein, aber auch weniger raffinirt; unruhiger, leidenschaftlicher, lauter, mit einem gewissen Hang zum Oratorischen und Pathetischen behaftet. Gerade das Gegenstück dazu bildet der Engländer. Mit Unrecht sehen wir die Engländer so oft parodirt, als wären sie stumm wie die Fische. Zwar wenn wir auf Reisen, Fremde unter lauter Fremden, an einer table d'hôte sitzen: haben wir dabei Franzosen oder Italiener um uns her, so schwirrt bald die Unter-

haltung in immer zunehmender Lebendigkeit um unsere Ohren. Sitzen wir dagegen unter Deutschen oder Engländern, dann wird das allgemeine Schweigen höchstens durch leise Reden zwischen den sich nächst Sitzenden unterbrochen, nur mit dem Unterschied, daß das Schweigen der Deutschen leicht den Ausdruck von verlegener Bescheidenheit hat, das der Engländer einen Anflug von unmotivirter Grobheit. Bekanntlich aber ist der Engländer der continentalen Hôtels nicht der Engländer seines eigenen Hauses und des Salons. Hier ist vielmehr der Engländer und in gleichem Maße auch die Engländerin so geneigt wie geschickt zu gehaltvoller Unterhaltung, wenn auch ihre Conversation schwerfälliger ist als die der Franzosen. Sie sucht ihr Vergnügen nicht so sehr in der geistreichen und heiteren Behandlung des Stoffes, als in seiner gründlichen und ernsten Erörterung.

So zieht denn auch unsere deutsche Conversation ihre eigenen Bahnen. Wo den Franzosen das blendende, aber kalte Feuer des Witzes ergötzt, da wird uns vielmehr der wärmere und tiefere Humor erfreuen. Wo jener sich in herausfordernden Paradoxien und in Sarkasmen einer pessimistischen Lebensauffassung ergeht, da wird es unserer Art stets das Genehmste sein, den Blick fragend in das Innere der Dinge zu versenken, um uns auch im Kleinen stets des Ganzen bewußt zu werden und auch im Alltäglichen und leicht Vergänglichen das Leben und Weben des Idealen, des Ewigen zu empfinden. — — — —

Die letzte Kunst der Conversation besteht aber darin: nicht „endlich“ aufzuhören, sondern zur rechten Zeit!

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

XIV.

Noch standen wir in der Cordillere, aber auf ihrem Vorbau, welcher als Hügelland zu der weiten argentinischen Pampa abfällt. Der Blick auf die letztere wurde freier, und der Cerro Diamante, dessen Gipfel meist sichtbar geblieben war, erschien nun in ganzer Gestalt: als ein prächtiger, schneeloser Vulcankegel mit deutlich gezeichneter Kraterlinie. Seine Höhe habe ich nicht gemessen, keinesfalls überschreitet sie 3000 m; festzuhalten ist, daß der Cerro Diamante nicht mehr der Andes-Cordillere angehört; sich vielmehr frei und isolirt aus einer Ebene erhebt, welche niedrige vulcanische Hügel und Hügelketten trägt. Von dem Fluß gleichen Namens wird er auf seiner Nordseite bespült, liegt also am rechten Ufer. Sein Gipfel muß einen unvergleichlichen Ueberblick über ein großes Stück der hohen Andes gewähren.

Die Basis des Vulcans verschwand in dem graugrünen Dämmerschein, der über dem Boden der Pampa lagerte. Der Anblick war fesselnd; der klare durchsichtige Bau des Cerro Diamante lud zu einer Besteigung ein, und die in dem Horizont sich auflösende Ebene führte die Gedanken bis an den Strand des atlantischen Meeres, — desselben Meeres, das auch die Küsten Europa's bespült. Wir zogen über die Bodenschwelle, welche sich sanft gegen das Bett des Rio Diamante abdacht, und stiegen an diesem Tage allmälig bis zu 1931 m auf, biwakirten also 500 m über dem Niveau der durchrittenen Furt. Freilich war die Entfernung beträchtlich, denn wir saßen an jenem Tage über zehn Stunden im Sattel und ritten schnell. Charakteristisch für den Marsch waren die regelmäßig wiederkehrenden Quebraden, welche von den secundären Flußläufen der Vorberge in die Sandsteinformation eingegraben sind. Der Grund dieser Thäler zeigte ein kräftigeres Grün als die eigentliche Pampa. Dieselben werden arroyos genannt, nach den Bächen, welche in ihnen fließen; und unwillkürlich vergleicht man sie mit den Wadis der Wüste, die auch meist als Erosionen einer Hochebene erscheinen, und in deren Grunde auch stets Streifen einer grünenden Vegetation wahr-

nehmbar sind. Nur hat die Natur hier, an den Abhängen der Andes, mit minder karger Hand gegeben, als in den Wüsten. In diesen höchsten Theilen der Pampas fand ich den Boden meist steinig, mit kleinen eckigen Bruchstücken bedeckt, mit niedrigem Gebüsch, mit Salupe und spitzigen Gramineen bestanden. An keiner Stelle kamen wir in die Lage, durch wogendes Gras hindurch reiten zu müssen; hier und dort liefen Stücke Rindvieh oder Pferde, scheinbar herrenlos, umher; an den dornigen Sträuchern hingen Flocken von Schaf- oder von Guanacowolle, zuweilen sang ein kleiner Vogel oder erhoben Loros (Papageien) ihr unharmonisches Geschrei. Andere Abwechselungen, als Terrainwellen oder das stärkere Vorwiegen einer neuen Pflanzenart, gab es nicht. Zur Linken baute sich die hohe Cordillere auf, zur Rechten lagen die vulcanischen Pampahügel und der beherrschende Cerro Diamante; — ein prachtvoller Rahmen zu einem Bilde, das eigentlich kein Bild ist.

Wir ritten bis zum Abend und schlugen ein Biwak in der Pampa auf, während der Wolkenreflex der Abendsonne einen röthlichen Schimmer auf die gen Morgen gewandten Abhänge der Andes warf. In den Richtungen Nord bis Nordost, sowie noch gegen Südosten war der Blick über die Ebene unbeschränkt.

Auch am folgenden Tage änderte sich nichts in dem Charakter der Landschaft, wie zu erwarten stand; nur daß der Marsch längs der Cordillere geraume Zeit in einem wasserlosen Wadi hinführte, mit 20—40 m hohen Wänden, welche jede Aussicht abschnitten und die Täuschung eines Wüstenrittes vollkommen machten. Für den Reiter aber erschien das Terrain sehr verlockend, und im Hinblick auf die beiden Ruhetage, welche der gesammten Tropa zu Theil werden sollte, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, im langen Galopp über die Bahn des Thalgrundes zu gehen. Für das umgehängte Barometer fürchtete ich dabei nichts; seine richtige Behandlung war mir bereits zur zweiten Natur geworden, und ich wußte instinctiv, welche Stöße dem mit Quecksilber gefüllten Glasrohr verderblich wären, welche nicht; wenn irgend ein Luftbläschen in die Röhre eingedrungen war, so konnte die rhythmische Bewegung im Sattel nur dazu beitragen, dasselbe wieder zu vertreiben.

In einigen der wasserdurchflossenen Thäler wurden Hütten sichtbar, aber keine Bewohner. Zamorano, welcher zu einer der Hütten geritten war, kehrte mit einem großen Büschel Straußenfedern und in Begleitung eines argentinischen Knaben, eines jugendlichen Gaucho, zurück. Dieser sah originell genug in seinen Lumpen aus, saß ohne Steigbügel und Sporen; ein durch das Maul des Pferdes gezogener Strick diente gleichzeitig als Gebiß und als Zügel. Es ist sicher, daß nicht nur in Patagonien, sondern auch in dem von mir besuchten Theile der Pampa viele Strauße gefangen werden; aber gezüchtet, wie im Kaplande, werden sie nicht. Ihre Eier werden in der Küche verwandt, sogar das Fleisch, dessen Wohlgeschmack sehr von der Nahrung abhängt; die ginsterartige Salupe soll ein günstiges, die Alfalfa (Luzerne) ein ungünstiges Futter sein. Der Junge wurde mit Silber bezahlt und erhielt obendrein noch ein Stück Zucker, das ihn sehr erfreute.

Der Boden der Pampa zeigte nicht selten Ameisenpfade. Außer diesen bewunderungswürdigen schmalen Wegbändern sah ich häufig lochartige Eingänge

zu Höhlen, die wohl nur zum kleineren Theile von Armadillos, zum größeren von Viscaches (Springhasen) herrührten. Trotz ihres häufigen Vorkommens kamen mir diese Thiere in Argentinien niemals zu Gesicht, wohl aber in Bolivien (in 4000 m Höhe), wo ich mich überzeugen konnte, wie sehr sie die deutsche Bezeichnung eines springenden Hasen verdienen; denn dort sah ich sie sehr große, elegante Sprünge über Felsblöcke ausführen, die getrennt auf dem Boden lagen. Die in Argentinien gebräuchliche Fangart soll darin bestehen, daß Wasser in die Löcher des Viscachebaues gegossen wird. Eine andere Fangart wurde mir von dem angeblichen Erfinder derselben mit folgenden Worten beschrieben: Sei man bereits im Besitz eines Viscache, so binde man Feuerwerksschwärmer an den Schwanz desselben (der Springhase besitzt einen langen Schwanz, der mit einem coquetten Haarbüschel endet) und zünde sie an; das Viscache, welches instinctiv stets wieder in die Höhle zurückkehre, flüchte sich dorthin und treibe nun durch die Explosion der Schwärmer sämmtliche Bewohner des unterirdischen Baues an die Oberfläche, wo man sie fange. Ich gebe diese Geschichte hier ohne Kritik wieder; entweder sie ist wahr, dann ist sie belehrend; oder sie ist nicht wahr, dann ist sie charakteristisch für die internationale Verbreitung der Jagdgeschichten; in beiden Fällen macht sie dem Erfindungstalent meines Gewährsmannes Ehre. Derselbe heißt Teofilo Cardoso und bewohnt Yaucha, das einzige von mir berührte und am weitesten gegen die Cordillere vorgeschobene Landgut.

Wir erreichten dasselbe am zweiten Tage unseres Pampamarsches. Es liegt genau so, wie die Oasen der Wüste, in einer wadiartigen Einsenkung und gewährt auch ähnliche Ueberraschungen wie eine Oase: nämlich den langentbehrten Anblick hochstämmiger Bäume; nur treten hier an Stelle der Dattelpalmen und Feigenbäume schlanke Pappeln und Trauerweiden.

Zwei Papageien, die in ihrem thörichten Sinn nicht auszuweichen vermochten, flogen lange Zeit vor uns her, als Zamorano und ich auf die Wohnstätte zutrabten, um die Karawane anzumelden. Denn in der ganzen Welt — je unbekannter ein Land ist, um so mehr — erfordert es die gute Sitte, daß man den Leuten nicht mit dem ganzen Troß so ohne Weiteres in das Haus fällt. Meinem Zartgefühl wurde aber durch die lang ausgedehnte Siesta des Besitzers der Boden entzogen. Der Mann ließ sich durch unsere Ankunft so wenig von seiner Ruhe kürzen, daß die Karawane eingetroffen war, ehe wir uns begrüßt hatten. Eine Stunde lang mußte ich vor dem Thore, am Fuße einer Pappel, liegen und warten, bis der gnädige Herr geruht haben würde, ausgeruht zu haben. Ich fühlte also diese erste Berührung mit den äußersten Vorposten der Civilisation als eine peinliche Beschränkung meiner Freiheit und lobte mir meine Biwaks. Indessen lag es im Interesse des zweiten Theils unserer Reise, daß die Thiere sich hier am kräftigen Futter erholten und für die bevorstehenden knappen Tage stärkten. Zamorano übernahm die Verhandlungen mit Herrn Teofilo, und wir kamen überein, daß der Tropa ein mit Alfalfa bestandener Potrero (umhegter Futterplatz) eingeräumt werden sollte, während wir selbst im Schatten einer Trauerweide, in der Ecke eines Hofes uns das Biwak herrichteten. Allmälig thaute der Besitzer der Estancia (argentinische Bezeichnung für Landgut) auf und machte

mir einen Besuch im Biwak; seine Frau consultirte mich — leider ohne Erfolg — wegen ihres großen Kropfes, schickte mir eßbare Dinge, und schließlich wurden wir die größten Freunde. Nur verbat ich mir gleich von vornherein jede Störung durch stupide Fragen oder zu große Annäherung, so lange ich an den Instrumenten stand und beobachtete. Denn es war wichtig, gerade hier, wo wir zwei Tage blieben, gute Bestimmungen, besonders zur Controle der Uhren zu erhalten. Yaucha war zudem unser östlichster Punkt. Seine Lage fand ich: 34° 8′ S. Br.; 69° 9′ W. L. Gr.; 1443 m Meereshöhe.

Leider hatten in jener Zeit sehr erhebliche Störungen der Witterung stattgefunden. Schon während des Marsches in der Pampa zeigten sich die höheren Kämme verhüllt, und Wolkenschatten, die wie kleine Waldbestände aussahen, lagen auf den Hängen. In Yaucha drohte und fiel Regen; Wetterleuchten, Blitze und Donner erschienen als Kinder der Nacht, und bei Tage stach die Sonne mit unheimlicher Intensität. Die Sonnenbeobachtungen mußten ohne Blendgläser vorgenommen werden. Zum Glück erhielt ich Alles, was ich astronomisch gebrauchte; aber die Sorge, daß die Cordillere von dem schlechten Wetter übel zugerichtet sein möchte, war berechtigt. Ich fürchtete sowohl den Schnee wie die Andauer des Unwetters, und habe erfahren müssen, daß meine Befürchtungen berechtigt waren.

Nur noch eine Tagereise, 50 Kilometer, trennten mich von der nächst gelegenen, größeren Ortschaft. Es ist San Carlos, ein Platz, der jetzt 7000—8000 Einwohner haben soll und der — wie viele ähnliche — aus einem Fort entstanden ist. Zu der Zeit, wo hier noch Indianer wohnten, waren befestigte militärische Ansiedlungen nöthig, die jetzt ihre Bedeutung verloren haben. Die einzelnen, längs des Gebirges verstreuten Estancias (Landgüter) scheinen sich einer leidlichen Sicherheit zu erfreuen, machen aber im Vergleich zu den vornehmen chilenischen Haciendes einen mehr als primitiven Eindruck. Mit den einzelnen Gehöften pflegt ein Kramladen verbunden zu sein, von dem bekannten internationalen Charakter, der überall wiederkehrt, wo der europäische Kleinhandel seine Fühlhörner auf fremden Continenten ausstreckt. Ein solcher Kramladen sieht in Asien aus wie in Afrika und Südamerika; immer derselbe Schnaps, dieselben schlechten Sardinen, dieselben durchsichtigen Baumwollenstoffe und primitiven Eisengeräthe. Nur die Käufer sind verschieden — bald Malaien, bald Neger, bald Gauchos — und als kometenartige Ausnahme wohl 'mal ein wissenschaftlicher Reisender, den Gottes Zorn auf die dürftige Waare anwies. Der Kreis der Kunden ist bei diesen Pampasläden natürlich über eine weite Fläche verbreitet, entsprechend der sehr zerstreuten und knappen Bevölkerung. Auch die argentinischen Güter sind, wie die chilenischen, auf künstliche Bewässerung angewiesen; in der 1400 m hoch gelegenen Zone, die ich allein kennen lernte, ist von Ackerbau wenig die Rede; hauptsächlich wird Alfalfa cultivirt. Die Viehzucht beherrscht Alles, und natürliche Weidegründe ziehen sich in den Cordillerenthälern bis hoch hinauf in das Gebirge. Selten wird die Wasserscheide von anderen Wesen überschritten, als von argentinischen Hirten und ihren, für Chile bestimmten Heerden.

Trotz dieses geringen Verkehrs existirte in dem Thal, das ich zum Aufstieg

wählte, eine Wache, die keinen Sterblichen ohne Paß thalauf passiren läßt; — sogar zwei Wachen, die guardia nacional und die guardia provincial, was so viel heißt, daß die Republica Argentina zwar eine Centralregierung besitzt, daß ihre einzelnen Provinzen aber auch noch regieren. Angenommen, die Nationalwache habe den Reisenden durchziehen lassen, so kann ihn die Provinzialwache (es ist die der provincia de Mendoza) immer wieder zurücktreiben. Natürlich hatte ich keinen Paß, war aber durch Vermittlung des Kaiserlich Auswärtigen Amtes mit Empfehlungsschreiben an die Gouverneurs der verschiedenen Cordillerenprovinzen versehen worden und sandte einen reitenden Boten nach San Carlos zum Herrn Jefe politico, um darauf hin das erforderliche Stück Papier zu erhalten, — und erhielt es auch. Am meisten interessirte mich dabei, daß der Knabe, welcher ritt, nach 12stündiger Abwesenheit wieder zur Stelle war. In dieser Zeit hatte er 21 Legoas, etwa 100 Kilometer, zurückgelegt.

Herr Teofilo Cardoso benahm sich beim Abschied so uninteressirt gegen mich (ich zahlte weniger als 20 Mark für zweitägige Weide der 17 Thiere und für einen geschlachteten Hammel), daß ich nach Gastgeschenken suchte und mich von einem Theil meines Cognacs, der Chocolade und Cigarren trennte. In dem Geschenk einer Flasche Cognac lag ein gewisser Heroismus, im Hinblick auf die bald beginnenden Strapazen der neuen Cordillerenüberschreitung. Auch hatte Antonio in Folge schlechter Packung bereits zwei Flaschen zerbrechen lassen und mir den ärgerlichen Vorfall jedesmal mit einem so freundlichen Gesicht gemeldet, als hätte er mir ein angenehmes Naturereigniß mitzutheilen, etwa als hätte er sagen wollen: „Recht schönes Wetter heut, lieber Herr"; das ließ befürchten, daß noch andere Flaschen zerbrechen würden. Trotzdem trennte ich mich freiwillig von einer unzerbrochenen Flasche. Was war auch zu machen? Der Reisende ist zwar oft zum Egoismus verpflichtet; nichts jedoch macht unsere Principien so hinfällig, als wenn sie in Collision mit unserer Dankbarkeit treten.

Ein prachtvoller Morgen zog glückverheißend auf, als die dickgefütterten Thiere wieder beladen wurden und wir uns zu dem zweiten Cordillerenübergang anschickten. Die Wasserscheide sollte auf dem Maipopaß, im Anblick des Vulcans gleichen Namens überschritten werden, und ich war äußerst gespannt darauf, wie die Dinge sich dort gestalten würden.

Von Herrn Teofilo Cardoso nahm ich eben so herzlich Abschied, wie unsere Begrüßung kühl gewesen war. Nun blieb der Mann wieder allein unter seinen Heerden und Gauchos, auf seiner Estancia von Yaucha, die durch weite Pamparäume von andern Estancias getrennt ist; nun zog ich wieder hinauf in die Cordillere, den kaum berührten Saum bewohnter Erdstriche von Neuem verlassend, innerlich froh, des Zwanges los zu sein, welchen Gastfreundschaft mir auferlegt hatte. Auch für meine Huasos waren zwei Tage, unter Argentiniern verlebt, schon zu viel; auf sie schien das Wort zu passen, daß Tugend Mangel an Verführung sei. Denn selbst der würdige Zamorano büßte von seiner correcten Haltung ein, war nur selten zur Stelle und amüsirte sich beim Branntwein mit den Gauchos der Hacienda. Es wird wohl, mutatis mutandis, ähnlich so hergegangen sein, wie in einer Universitätsstadt bei dem Besuch fremder

Studenten, und wenn der Aufenthalt in Yaucha sich verlängert hätte, so wäre eine kleine Demoralisation meiner braven Vier unvermeidlich gewesen. Es gilt ganz allgemein, daß man die Leute einer Expedition besser in der Hand behält, so lange sie frei von der Berührung mit solchen Elementen bleiben, welche der Karawane nicht angehören. Eine ganze Reihe von Unarten fällt dann von selbst weg; — gerade so wie bei Kindern, die artig und liebenswürdig bleiben, so lange kein Besuch im Hause ist; dann aber geziert und unausstehlich werden, weil sie die Anwesenheit von Fremden als einen Freibrief für Unarten betrachten.

Sobald wir die Lehmhäuser Yaucha's im Rücken hatten, war das alte tadellose Verhalten meiner Chilenen wieder hergestellt; auch trug die schnelle Aenderung der Umgebung und der Lebensbedingungen dazu bei, die Estancia schnell vergessen zu machen und den Sinn ausschließlich auf das Actuelle zu richten.

XV.

Der Anfang des Marsches konnte nichts Neues gewähren, weil wir Yaucha auf demselben Wege verließen, auf welchem wir es erreicht hatten; nur gewährte der klarere Tag eine Ansicht der Cordillere, die mir bis dahin verschlossen geblieben war. Der höchste Theil der Andes erschien in NNW. (N14W. wahres Azimut), wo ein Berg, von den schönen Formen der Berner Jungfrau, ganz weiß aufstieg; möglich, daß es einer der höchsten Andesgipfel war; ebenso möglich, daß er es nicht war, weil die Schätzung der Distanz gar zu unsicher wurde.

Wir folgten dem Arroyo von Yaucha, in welches wir auf dem Hinmarsch von der Pampa her hinabgestiegen waren, nun weiter thalauf. Mehrfach begegneten uns Reiter, merkwürdiger Weise stets Knaben; der letzte von ihnen rief mir mit freundlichem Lächeln zu, seine weißen Zähne zeigend: „A dios Señor, que le vaya bien," (Leben Sie wohl, Herr; gehe es Ihnen gut), was ich als ein gutes Omen mit ebenso freundlichem Dank hinnahm. Da wir im Wadi ritten, so erschien die Vegetation weniger dornig, grau und griesgrämig, als in der Pampafläche. Die Gräser zeigten hier vielfach den „Bombenhabitus", d. h. sie wuchsen in zerstreuten Büscheln, jeder Büschel etwa von der Form des artilleristischen Abzeichens. Wo der Grund viel Feuchtigkeit besaß, fand er sich gleichmäßig mit saftigem Grün ausgekleidet; daneben trat schilfblättriges Cortadera-Gras auf und Halbbäume von Chacaï. Hinter diesem Vordergrund erhoben sich frischbeschneite Vorberge der Andes: ein hübsches Bild, aber nicht großartig. Papageien und Kiwitts machten sich durch unangenehmes Geschrei bemerkbar. Wir verließen das Thal in 1708 m Höhe, wo einige fensterlose Hütten aus Lehm standen, und erreichten die höchste Pampastufe — ein dünenförmiges Terrain.

Hier überwog die ginsterartige Salupe als Charakterpflanze, und das bereits beschriebene Vegetationsbild der höchsten Pampa wiederholte sich. Der Cerro Diamante wurde wiederum in Südsüdost sichtbar, während wir selbst, gerade auf das Gebirge los, nach Westen schwenkten.

Das Studium des Andes-Abfalls beschäftigte mich während dieses Rittes im Vorterrain der Cordillere am meisten; und wiederum fand ich hier bestätigt, was ich bereits als den meistverbreiteten Typus in der Physiognomie des südamerikanischen Gebirges erkannt hatte, wenigstens in der Physiognomie des Unter-

baues und der thalbildenden Hänge, nämlich: im höchsten Theil eine scharf ausgesprochene Schichtung der Felsmassen, meist auch durch Farbenunterschiede markirt; daran nach unten angeschlossen: ein Abfall von Gestein, in welchem Verwitterung und Wasserwirkung die horizontale Schichtung verwischt und durch senkrechte Rillung und Furchung ersetzt hat — es ist die Zone der castellartigen Bildungen; noch tiefer schließen sich als drittes Glied: die Geröllhalden, denen die Felscastelle aufgesetzt sind. Diese Halden erscheinen oft wie ein reinlich gesäubertes Dach, scheinbar ohne grobes Geröll, und bieten wahrscheinlich meist einen harten Boden dar, können daher beim Erklettern erhebliche Schwierigkeiten bereiten; sie zeigen sich häufig — gerade so, wie dies im vulcanischen Terrain des Cerro Overo der Fall ist — von Felsnadeln durchbrochen, die ich bereits mit kleinen Inseln von Tannenbäumen verglichen habe; ein Vergleich, der sich mir immer wieder aufdrängte.

Die eigentliche Cordillerenreise begann am Nachmittag des ersten Marschtages, in der Höhe von 2050 m. Hier betraten wir die Mündung eines breiten, flachen Wadi, welches gegen die höchste Stufe des terrassenförmig abgesetzten Pampasaumes ausläuft, sich ganz allmälig accentuirt und enger und enger wird, je höher die Thalstufe ansteigt. Wenn im Innern der Cordillere ein Zauberer wohnte, der unschuldige Reisende in seine Schlingen locken wollte, so könnte der Zugang nicht verrätherischer, d. h. harmloser gestaltet sein. In den centralen chileno-argentinischen Andes gibt es vielleicht keinen zweiten so einfach gebauten Zugang, wie dieses Thal, welches ich das Valle de la Cruz de Piedra, das Thal des steinernen Kreuzes nennen will. Dagegen ist mir aus Peru ein Analogon bekannt in dem Aufstieg des Thales, welches bei Tacna von dem wüsten Küstenstrich der Südsee hinaufführt zu dem 4200 m hohen Tacorapaß und dem bolivianischen Hochland. Noch nach andern Richtungen hin ließen sich Analoga zwischen beiden Wegen und ihren Zielpunkten aufstellen. Sollte ich etwas über meine bolivianische Reise veröffentlichen, so werde ich auf diesen Punkt zurückkommen.

Bald umschlossen uns zu beiden Seiten Hänge, die nur bis zu einer Höhe von 200—300 m übersehen werden konnten, während kurze Biegungen sowohl den Rückblick auf die weite Pampa wie den Aufblick zu den hohen Andes hinderten. An einer Enge (2368 m), wo weißer Granit das schiefrige Gestein durchbricht, trafen wir auf eine Hütte, aus Mauern aufgeschichteter Blöcke erbaut und mit Fellen bedeckt. Hier hauste mit zwei Gehilfen der alte Guardia provincial, auf dessen mürrisches, einsilbiges Wesen Don Teofilo mich bereits vorbereitet hatte. Ich suchte ihn daher in Einsilbigkeit noch zu überbieten, indem ich nicht eine einzige Silbe sprach, nur mit der Hand grüßte und ihm den Paß des Jefe politico von San Carlos entgegenhielt. Wenn man Empfehlungsschreiben an die Gouverneurs von fünf argentinischen Provinzen in der Tasche hat, so darf man das thun. Der alte Wächter bewaffnete sich mit einer Brille, betrachtete die Papiere und ließ uns ungehindert weiter ziehen, ohne daß er den Ton meiner Stimme vernommen hatte. Die letzten Spuren der eigentlichen Pampaflora verlöschten hier, die Hauptvertreter der andinen Flora zeigten sich ausschließlich: die Andesmien, die lederpolstrigen stengellosen Kräuter, die Halbkugeln bildenden Gräser.

Als wir gegen Abend das „Schieferthonbiwak" bezogen (3163 m), charakterisirte ich das Valle de la Cruz de Piedra durch folgende Aufzeichnung: „Ein merkwürdiges Thal, durch welches wir in den letzten vier Stunden geritten sind, ausgestattet mit gleichmäßig grüner, gleichmäßig ansteigender Sohle; mit Halden, durch welche der schiefrige Fels bricht. Nirgendwo war Schnee zu sehen; die vielen kleinen Windungen hinderten jede Fernsicht. Ein kleiner Bach mit durchsichtigem Wasser läuft im Grunde; nichts verräth hier die Annäherung an einen Andes-Uebergang, in dessen Umgebung die Gipfel 5000—6000 m hoch aufsteigen. Wie anders sind doch der chilenische Cajon de la Leña, das argentinische Thal des Rio Negro gestaltet!"

Während des Marsches blies uns der Wind bereits heftig entgegen. Abends war er so stark, daß der Theodolit auf dem Stativ bedroht wurde und unbenutzt wieder verpackt werden mußte; die Nacht war von heulenden Windstößen erfüllt. Jedoch blieb das Temperaturminimum noch 3° C. über dem Gefrierpunkt. Wir fanden hinter niedrigen Mauern aufgeschichteter Steine Schutz. In dem Aufschichten loser Steine zu Wällen oder Mauern besitzen die Chilenen eine Geschicklichkeit, in welcher sie nur von den Italienern, diesen Virtuosen in der Bearbeitung und dem Handhaben jeder Art Gesteins, übertroffen werden.

Seit jenem Regentage, der uns noch jenseits des Rio Diamante überfallen hatte, war uns kein Guanaco mehr zu Gesicht gekommen. Es ist wahrscheinlich, daß sich diese Thiere während des Hochsommers vorzugsweise auf die mittleren Regionen der Andes beschränken (3500—2000 m), und daß sie erst mit dem Einsetzen der kälteren Jahreszeit zur Pampa niedersteigen. Im unteren Theile des Valle de la Cruz de Piedra passirten wir zwar kleine Heerden von Rindvieh, aber Guanacos kamen uns nicht zu Gesicht. Sobald wir jedoch das Biwak verlassen hatten, um zunächst im Grunde des Thales weiter hinauf zu ziehen, da wurde dieses Andeswild wieder zu einer Staffage der Landschaft. Bei 3400 m, wo die Thalgehänge aus einer so schmalen Sohle aufstiegen, daß nur der murmelnde Bach Platz für sein klares Wasser fand, äugte uns von der Halde nieder ein Rudel von sieben Guanacos an. Ich saß ab, hatte aber nicht Zeit, mich des Quecksilberbarometers zu entledigen, und that einen — wie meine Leute glaubten — glücklichen Schuß; denn sechs der Thiere sprangen davon, während das siebente sich langsam und gravitätisch weiter bewegte. Nun suchte ich schnell einen sichern Platz für das Instrument und kletterte, von Zamorano begleitet, die 30° steile Geröllhalde auf. Ich pürschte mich an das Thier heran, gab auf zwanzig Schritt einen zweiten Schuß, der aber keine größere Wirkung zu haben schien, als wenn ich ihn auf ein Rhinozeros oder ein Krokodil abgefeuert hätte. Das Guanaco blieb ruhig stehn; Zamorano warf ihm mühelos den Lasso über, und nun brach es zusammen; das Thier war in der That von zwei Kugeln getroffen; bei 3438 m hatte ich den ersten Schuß abgefeuert, bei 3550 den zweiten. José wurde von unten heraufgerufen und unterstützte Zamorano beim Abhäuten; von dem Wildpret nahmen wir nur das Filet mit und ließen den Rest den Geiern. Die Zeit drängte, und der Tag stellte uns noch eine mühevolle Aufgabe.

Ich benutzte die Pause, um schnell einige Pflanzen zu sammeln, unter

denen ein gelbblühendes Pantoffelkraut mit seiner, dem Boden anliegenden Blätterrosette als charakteristisch hervorgehoben werden muß. Diese Calceolarien sind in der mittelandinen Region, namentlich wo der Boden feucht ist, sehr verbreitet und erfreuen den Wanderer durch das Trauliche ihres Anblicks. Auch hier, in mehr als 3400 m Höhe, wurde ich bei der Manipulation des Pflanzeneinlegens durch die bereits erwähnten großen Fliegen stark belästigt; wo sie sich festgesaugt hatten, ließen sie eine blutige Stelle zurück.

Gerade so, wie in dem Thal des Rio Negro — um das Guanacostein-Biwak herum —, wurde auch hier die Höhenzone 3350—3450 m ein Grenzgebiet für den Habitus der Vegetation. Oberhalb derselben verkümmerte die Pflanzenwelt, allerdings weniger bezüglich ihrer einzelnen Individuen, als bezüglich ihrer continuirlichen Ausbreitung. Die Landschaft erschien kahl, und nur an gewissen begünstigten Stellen zeigten sich die Gräser zu grünen Weideflecken angeordnet; aber die lebendigen harten Pflanzenpolster, welche wie gepreßtes Leder aussehen und die aus tausenden von Individuen bestehen, blieben bis weit hinauf kennzeichnend für die Flora.

Bei 3500 m theilte sich das Thal. Wir traten in den nordwestlichen Zweig ein und ließen den andern linker Hand liegen. An dieser Stelle erschien der Boden völlig kahl, und ein erster Rest von Schnee wurde bemerkbar. Der brausende Wind hörte hier plötzlich auf, und es ist schwer zu schildern, welch' wundersamen Eindruck ein so unvermittelter Uebergang macht, — einen fast unheimlichen, wie die Stille vor einem Gewitter. Wir hatten auch schnell genug für dieses kurze Wandeln im Windesschatten zu zahlen.

Die kleinen Wasserläufe bedeckten sich nun mit Eis. An einer neu auftretenden Wiesenstelle des breiter gewordenen Hochthals spazierte ein Rebhuhn, das muthig bei seinen drei Jungen ausharrte und nicht vor uns floh. Weiter oberhalb — in beinahe 3600 m — lag eine Straußenfeder auf dem Boden. Man könnte glauben, daß der Wind sie verweht habe, oder daß sie durch einen Menschen hierher gebracht sei. Natürlicher aber bleibt die Erklärung, daß die Strauße bis in jene Höhe gelangen — eine Annahme, welche durch die Aussage meiner Leute erhärtet wird.

Das erste Schneekerzenfeld (nieve penitente) wurde zwischen 3600 und 3700 m constatirt, gerade da, wo mir das erneute Auftreten kurzer Gräser auffiel. Es fehlten auch nicht die charakteristischen Adesmiasträucher, deren schlanker Wuchs in tieferen Lagen bis zur doppelten Mannshöhe ansteigt; hier oben waren sie zusammengeschrumpft, wurden kurzknorrig am Boden niedergehalten, blieben nun aber fähig, allen Unbilden des stürmischen kalten Klimas zu trotzen.

Nach dreistündigem Morgenritt erreichten wir die Höhe eines Bergrückens, an dem das Thal sich verlor. Die Uebergangsstelle heißt der Atravieso de la Cruz de Piedra; sie zeigte sich so unwirthlich im Sturm, daß ich die Karawane ohne Aufenthalt weiter ziehen ließ und nur mit Zamorano zurückblieb. Hier bricht Granit oder granitartiges Gestein durch, von dem ich Handstücke nach Berlin brachte. Wegen der Wichtigkeit des Punktes nahm ich daselbst eine barometrische Messung vor, unterstützt von Zamorano, der durch Auflegen der Hand das Stativ davor schützte, umgeweht zu werden. Vielleicht

durfte gerade in der Heftigkeit des Windes die Erklärung gesucht werden, daß in dieser Höhe von 3781 m Schnee nicht vorhanden, das Pflanzenleben nicht erloschen war. Zum letzten Mal wurde von hier aus der Cerro Diamante in südöstlicher Richtung sichtbar.

Mit der Ueberschreitung des Passes traten wir in jenes complicirte Gebiet ein, dessen orographische Entzifferung die Hauptaufgabe späterer Reisender bleiben muß; ich meine jene Hochgebirgsmulde, welche etwa zwischen 32° und 34° südlicher Breite in die Mitte des Andes-Massivs eingelassen ist; von Nord nach Süd läuft; im Westen von der Scheide der beiden Weltmeere begrenzt ist; im Osten von einer, ganz und gar dem Regime des Atlantischen Oceans angehörigen Kette. Von dieser letzteren Kette hatte ich bereits einen Ausläufer überschritten in der Nähe der Stelle, wo der Rio Diamante durch Felsen bricht (unterhalb des „Basaltbiwaks"); jetzt hatte ich sie auf einem, durch die Pampa geführten Bogen zum zweiten Mal erreicht; sechs Wochen später erreichte ich sie zum dritten Mal, etwa bei 32° südl. Br., in der Entfernung einer Tagereise von dem Beherrscher der Andes, dem Aconcagua. Wäre eine Gebirgskette ein einfacher Wall, wie Karten kleinen Maßstabes ihn darstellen müssen, so wäre unsere Hochgebirgsmulde ein übersichtlich gestaltetes Längsthal, eine gigantische Rille eines doppelfirstigen Daches. Aber der Muldenboden wird unübersichtlich und complicirt durch Seitenketten und untergeordnete Verzweigungen dieser; es entstehen Kessel und Querriegel, aus denen gerade die riesigsten Gipfel — auch der Aconcagua — aufragen. Alles Wasser, welches sich in dieser Mulde sammelt, bricht nach Osten durch das Gebirge und fließt dem Atlantischen Ocean zu. Nur systematische Forschung, welche kartographisch verwerthbares Material liefert, kann die Aufgabe der topographischen Entzifferung lösen; und die Herstellung einer Karte wird das nächst zu erstrebende Ziel. Denn eine Karte leistet, namentlich in Bezug auf die orographischen Elemente des Gebirges, dem leiblichen Auge Dienste, zu denen wir die Wirklichkeit nur bruchstückweise heranziehen können. Selbst wenn wir auf einem beherrschenden Aussichtsgipfel stehen und weithin die Ketten und Thäler überblicken, so werden die falsch interpretirten perspektivischen Verkürzungen vielfach unrichtige Vorstellungen in uns erwecken; ganz abgesehen davon, daß wir überhaupt keine Vorstellungen von den weiten Flächenstücken erhalten, welche dem Auge verdeckt bleiben. Von dem letzteren Uebelstande ist eine Karte frei, weil sie eben ist, und weil das Relief durch Einzeichnung von Linien gleicher Höhe ersetzt wird; die perspektivischen Verkürzungen fallen gleichfalls fort, weil das Auge ungehindert über alle Punkte der Karte gebracht werden kann. Die vollkommenste Wiedergabe erfährt ein Gebirge durch eine exacte Reliefkarte; sie wird im Kleinen für uns, was das Gebirge wäre, wenn unser Geist nicht durch unsere körperliche Unvollkommenheit, durch das beschränkte Maß unserer physischen Kräfte in Fesseln gehalten wäre. Aber solcher Karten gibt es sehr wenige; denn ihre Herstellung erfordert einen Künstler und das Vorhandensein exacter Plankarten. Ich hatte einmal Gelegenheit, die muthmaßlich vollendetste Leistung dieses Genre's zu sehen: die Reliefkarte des Monte Rosa-Stockes von Xaver Imfeld, einem Schweizer; dieselbe war in Zermatt aufgestellt zu einer Zeit, wo daselbst viele Alpinisten ersten Ranges versammelt zu

sein pflegen; alle umstanden das schöne Werk und führten im Geiste Besteigungen darauf aus oder sprangen über hohe Gletscherpässe von Thal zu Thal. Diesem Relief liegt die bewunderte Dufour'sche Generalstabskarte zu Grunde, in welcher die aufopfernde mühselige Arbeit mehrerer Generationen von schweizerischen Kartographen niedergelegt ist.

Eines ähnlichen Zusammenwirkens so vieler tüchtiger Kräfte würde es bedürfen, damit wir eine richtige Vorstellung von jener hochgelegenen Andesmulde erhielten, in welche ich nun mit meiner Karawane einzutreten im Begriff stand. Ich habe die Mulde im Verlauf der Reise mehrfach quer durchschnitten, bin auch in ihrer Längsrichtung fortgegangen, und weiß nun gerade so viel davon, um aussprechen zu dürfen, daß der Zusammenhang der einzelnen Stücke noch nicht erkannt ist. Versucht müßte es jedenfalls werden, einen Zug in der Längsachse auszuführen. Gerade die neueste Gebirgsforschung ist reich an Beweisen dafür, daß vieles scheinbar Unmögliche gelingt, wenn es herzhaft und mit den richtigen Mitteln angepackt wird. In unserem Falle tritt ein neues Moment von Hindernissen dadurch auf, daß es nicht genügt, das Terrain zu Fuß zu durchmessen, sondern daß daselbst auch Lastthiere vorwärts gebracht werden müssen.

Um die vorausgeeilte Karawane einzuholen, ritt ich nach Beendigung der Arbeit, von Zamorano begleitet, im Trabe den flachen Hang hinunter, der einem weiten Hochgebirgskessel angehört. Er öffnet sich gegen die Pampa mittelst eines Thales, von dem wir nur den Ursprung sahen. Wir hielten den oberen Rand des Gehänges und durchschnitten, über kleine Rücken fort, eine Anzahl flacher Mulden. Der zugehörige Kesselgrund liegt etwa 3300 m hoch, hat sumpfige Stellen und erscheint kräftig grün. Wir ritten dem Winde gerade entgegen, der uns feine Steinsplitter ins Gesicht warf; das unter den Hut gebundene Tuch mußte bis zum Erwürgen festgeknüpft werden, damit die Kopfbedeckung nicht davon flog; die Lastthiere, wenn der Sturm ihre Breitseite faßte, waren hart daran, umgeworfen zu werden.

Als wir die vierte Mulde erreicht hatten, wandten wir uns wieder der Höhe zu. Links schwenkend, der Pampa den Rücken kehrend, betraten wir eine wüste Hochfläche, nackt, kahl und windgepeitscht, aus deren welligem Boden phantastische Conglomeratriffe aufragten. Durch eine flache Senkung kamen wir an ein hohes natürliches Mauerwerk von tuffartigem Gestein mit Bimssteineinschlüssen (3438 m). An keiner Stelle war Schutz zu erlangen, und in großer Eile nahm ich ein mit Steinfragmenten gewürztes Frühstück zu mir. Eine einzelne Pflanze, so isolirt wie der Ranunculus glacialis oberhalb der Alpengletscher, erblühte hier dem unwirthlichen Boden; in den Löchern des Conglomeratgesteins fanden sich Vogelnester, und in nächster Nähe ragten viele ähnliche groteske Felseninseln auf — steinerne Pendants zu dem „Büßerschnee". Wir eilten weiter und erklommen, die Thiere stark antreibend, um 1 Uhr Mittags einen zweiten Paß, den ich den Atravieso de la Laguna (3741 m) nenne. Die Berglandschaft zeigte sich hier schneefrei, kahl und charakterlos. Bergrücken, welche in der Nähe aufsteigen, verhinderten einen weiteren Umblick; man fühlte wohl die Rauheit des Gebirges, aber sah nicht seine Großartigkeit.

Der Paßübergang selbst liegt auf einer schmalen Hochfläche, auf einem

zungenartigen Rücken, längs dessen die beiderseitigen Thäler in entgegengesetzter Richtung fallen. Das zwischen den beiden Pässen liegende Gebirgsland hatten wir abzüglich der Pausen in $2^1/_4$ Stunde durchritten, indem wir eine fast westliche Richtung hielten. Ich glaubte nun allen Ernstes auf der großen Wasserscheide zu stehen, und erst die Fortsetzung des Marsches belehrte mich durch überraschende Enthüllungen eines Besseren. Dieser Atravieso de la Laguna ist in der That nur eine Scheide für atlantische Gewässer; auf der einen Seite fließen sie über die Außenflanken des Andesabfalls direct zur Pampa; auf der andern Seite fallen sie in das Regime des Rio Diamante und werden durch jenen Thalkessel geführt, in welchen der Rio Negro mündet.

Die Monotonie der Landschaft setzte sich auch in dem Thale fort, durch welches wir abwärts ritten; hellbraune Halden, ein mäßiger Fall, eine schmale Thalsohle, völlige Vegetationslosigkeit bilden sein Gepräge. Es besitzt mehrere Lagunen in 3600—3500 m Höhe, 1—200 Schritt lang, mit bräunlich-grauem Wasser, auf dessen unvereister Oberfläche der Wind kleine Schaumkämme aufwarf; die oberen zeigten sich abflußlos, durch Schutt abgedämmt.

Wegen des guten Bodens und entsprechend leichten Reitens kamen wir schnell von der Stelle und gelangten bereits nach einer Stunde an die Mündung des Thales, wo nun fast unvermittelt eine große, gewaltige Aenderung der Scenerie stattfand. Wir traten bei 3400 m in einen weiten Bergkessel aus, über dessen schwarzen Lavagrund der Sturm ungehemmt dahintobte, und ich starrte bewundernd auf eine andine Landschaft, über deren Großartigkeit alles physische Ungemach vergessen wurde. Gegensätze von Formen und Farben zeigten sich hier in ein Ganzes verschmolzen, und dieses Ganze trug den Stempel des Erhabenen.

Ein leuchtender Streifen grünblauen durchsichtigen Wassers ist in die schwarze Hochfläche eingelassen: die Laguna del Diamante; dahinter steigt einfach und majestätisch der erloschene Vulcan Maipo (5400 m) auf, mit seinem höchsten Kraterzacken, den bläulichen Wasserspiegel noch um mehr als 2000 m überragend. Ganz isolirt liegt der Berg da; nicht aus einer Kette, sondern aus einer Hochebene steigt er auf, anfänglich in sanftester Steigung die 16 km breite Basis verlassend, dann steiler werdend, bis die Profillinien des eigentlichen Kegels im Winkel von 25° aufgerichtet sind. Zu diesem Bilde liefert die unterbrochene Cordillere der hohen Andes den Rahmen und stellt durch die Zerrissenheit ihrer Felsgebilde einen unbeschreiblich wirkungsvollen Gegensatz zu der sanft geschwungenen Linie des Vulcans her. Dagegen ist das Fleckenartige der Schneebedeckung, wenigstens in den mittleren Höhen, *allen* Bergen eigen; in den höchsten Höhen mehren sich die Schneemassen, und in hellerem Lichte erglänzt dort das Gebirge.

Worauf ich am wenigsten gerechnet hatte, das war die weite, mitten zwischen die Ketten eingeschaltete Ebene von der Ausdehnung mehrerer Quadratmeilen, in dem Niveau von ca. 3300 m. Das war ein Stück von dem Boden jener unentzifferten Hochgebirgsmulde. An dieser Stelle ist sie von typischer Einfachheit: rechts und links die Längszüge der Doppel-Cordillere, in der Mitte der trennende, weite Grund. Man darf ihn als eine Terrassenstufe ansehen, wenn man bedenkt,

daß von hier aus das Wasser der Laguna del Diamante südlich durch ein Thal abfließt, welches sich 1000 m tiefer gegen den grünen Thalkessel des Basaltbiwaks öffnet.

Für die Physiognomie der Landschaft ist die große Maipo-Ebene ein ebenso bedeutungsvolles Moment, wie die hohen Andesketten und der Maipo selbst es sind; sie dient letzteren fast im buchstäblichen Sinne des Wortes als Folie und verleiht dem Gebirge eine vornehme Ruhe, die dasselbe sonst nicht haben würde. Wir können Aehnliches gerade auf denjenigen Alpenpässen beobachten, die — weil sie fahrbar sind — auch am häufigsten überschritten werden; sie zeichnen sich vor vielen, mehr unwirthlichen, vergletscherten Jochen dadurch aus, daß die Einsattelung sehr breit ist; daß die einfassenden Berge zurücktreten; daß eine Hochebene vorhanden ist, in welche nicht selten Lagunen eingelassen sind. Man denke nur an „die Höhen des Gotthardts, wo die ewigen Seen sind, die von des Himmels Strömen selbst sich füllen". Stets war mir, auch schon in früher Jugend, das Besondere in jenen Landschaften aufgefallen, ohne daß ich den Grund dafür sogleich hätte angeben können.

Wir durchmaßen die Hochfläche schräg in westsüdwestlicher Richtung, im steten Anblick des Maipo, den wir im Sinne des Zeigers der Uhr umkreisten; wir behielten ihn also auf unserer Rechten, sahen anfänglich seine Ost- und später seine Südseite. Bereits aus der Tiefe ließ sich deutlich erkennen, daß den Abschluß des Kegels ein gewaltiger Krater bilde; der höchste Zacken liegt am weitesten nach West, die tiefste Buchtung auf der Seite der Lagune, in deren Wasser sich der Gipfel spiegelt. Im Laufe des Marsches verschoben sich die einzelnen Kraterzacken so gegeneinander, daß der höchste unsichtbar wurde.

Ihrer Höhenlage nach hätte die Maipo-Ebene noch sehr wohl ein continuirliches Pflanzenkleid tragen können; denn die grünen Thalgründe, auf welche ich nach Ueberschreitung des Cruz de Piedra-Passes niedergeblickt hatte, verliefen in derselben Niveauzone von 3300 m. Aber wahrscheinlich vereinigt sich auf der weiten vulcanischen Fläche die Ungunst des Klima's mit derjenigen der Bodenbeschaffenheit. Vermuthlich weht hier der Wind das ganze Jahr hindurch, unterdrückt die Bildung einer Humusschicht und begünstigt die Verdunstung der Feuchtigkeit, welche ohnehin von dem porösen Boden schnell aufgesogen wird. Was von Vegetation vorhanden war, brachte gerade diesen Kampf zwischen günstigen und feindlichen Bedingungen zum Ausdruck. Ich constatirte auf weite Strecken hin nur Gräser, welche nicht büschelweise angeordnet dastanden, sondern zu raupenartig gewundenen Bändern und Linien gruppirt waren; sie lagen da, von den Unbilden des Windes wie ein Wurm gekrümmt, S-, schnecken-, kreis- oder C-förmig; kleine Mengen aufgewirbelten Staubes hatten sich an ihnen festgesetzt, so daß der Boden ein wenig erhöht erschien. Die Fläche selbst zeigt ein wechselndes Gepräge; streckenweise ist sie, wie Andesflächen es oft sind, nach Art der Wüsten-Serirs mit kleinen eckigen Fragmenten fest belegt, theilweise ist sie sandig, theilweise mit Lavablöcken oder Schlackenbrocken bedeckt.

Den Abfluß der Laguna del Diamante überschritten wir — vom linken zum rechten Ufer — in 3324 m Höhe und traten in ein Thal von sehr unsymmetrischem Querschnitt: Linker Hand hochansteigende Halden, deutlich ge-

schichtet, einer Kette angehörig, welche von dem Desaguadero, d. h. dem Abfluß des des Diamante-Sees, durchbrochen wird; das buntfarbige Durchbruchsthor bildet den Eingang der großen Schlucht, welche die Verbindung mit dem grünen Kessel der früher erwähnten „heroischen Landschaft" herstellt. Rechter Hand dagegen hat man es lediglich mit einem Abfall von Maipo-Laven zu thun, die nicht nur den Boden des Thales bedecken, sondern noch zu dem gegenüberliegenden, nicht-vulcanischen Hange aufschlagen. Das Wasser fließt klar und in Fülle, an den Ufern mehrt sich die Vegetation, und Enten und Rebhühner finden hier ihre Lebensbedingungen. Ununterbrochen bleibt der Maipo der große Augenpunkt der Landschaft, der Wind der große Störenfried aller ruhigen Betrachtung. Während ich von Frostschauern durchweht war, fühlten sich die dunklen Steine warm an.

In unmerklicher Schwellung hob sich der Boden, sobald die nach links abbiegenden Fluthen des Desaguadero im Rücken lagen; wir ritten an einigen kleinen Lagunen vorbei, die im Gegensatze zu der Laguna del Diamante schmutzig-braunes Wasser hatten, und gelangten so an die Wasserscheide. Die Natur hat Alles gethan, um diese wichtige Linie, an welcher die Tributpflichtigkeit der Gewässer von dem Atlantischen Meere auf die Südsee übergeht, dem Auge verborgen zu halten. Der achtlose Reiter könnte den Atravieso del Maipo, der 3473 m hoch liegt, passiren, ohne sich bewußt zu werden, daß er es gethan. Welch ein Gegensatz zu der haarscharf gezeichneten Linie des vordem überschrittenen Atravieso de la Leña (4107 m)!

Auch auf der chilenischen Seite des flachen Gewölbes sind Lagunen ausgebreitet, deren Südseiten von kleinen Eisschollen eingefaßt waren. Innerhalb einer Stunde senkten wir uns dann um etwa 170 m, ein weites vulcanisches Trümmerfeld überschreitend, in welchem Lavamauern schluchtenbildend auftreten.

Es dunkelte, als wir in 3306 m Höhe das „Maipobivak" aufschlugen, am Südsüdwestfuß des Maipo, dessen Gipfelpunkt hinter dem zweithöchsten Kraterzacken verborgen blieb. Hier traten die ersten Krüppel-Adesmien auf; wir suchten Schutz zwischen Trümmerblöcken und sogen neue Kraft aus dem wärmenden Feuer. Schon länger als vierundzwanzig Stunden war der Sturm gegen uns losgelassen; sein Wüthen hielt während der ganzen Nacht an, und ich konnte vor Kälte nicht schlafen. Am Morgen war alles Wasser gefroren, und das Aufraffen zu erneuter Thätigkeit kostete Ueberwindung. Ein Glück, daß wenigstens die Thiere in der Nähe eines nach Chile fließenden Baches Weide fanden.

Von dem Augenblick an, wo ich den Maipo zuerst sah, hatte ich ihn auf die Erreichbarkeit seines Gipfels geprüft, und an jenem kalten Morgen des 18. Januar 1883 stand der Entschluß fest, die Besteigung auszuführen. Den Leuten sagte ich zunächst nichts; dazu war es noch zu kalt; denn wer stark friert, ist wenig geneigt zu Unternehmungen, welche noch schlimmere Situationen in Aussicht stellen. Als die Sonne uns ihre Wohlthaten zu Theil werden ließ, nahm ich Zamorano absichtlich allein mit mir und wanderte eine halbe Stunde in der Richtung, aus der wir Tags zuvor gekommen waren. Hier nahm ich zwei Photographien auf: die eine von der Südseite des Maipo, die andere von dem zerrissenen Hauptkamm der Andes, im Süden des Vulcans. Beide Aufnahmen gelangen über Erwarten gut; denn bei den aufgeregten Windverhältnissen lauerte

stets die Gefahr, daß ein Zittern des Stativs die scharfen Umrißlinien des Bildes verwischte.

Nach Beendigung der Arbeit wies ich mit der einen Hand auf die Spitze des Maipo, legte die andere auf Zamorano's Schulter und sagte ihm mild und freundlich, daß ich am folgenden Tage mit ihm und Francisco dort hinauf steigen würde; wenn sie nicht eher umkehren würden, als ich selbst es thäte, so sollte ein Jeder ein Geschenk von 10 Pesos (30—40 Mark) erhalten; auch die beiden zurückzulassenden Leute, Antonio und José, sollten nicht leer dafür ausgehen, daß sie noch mehrere Tage in dem hochgelegenen kalten Biwak aushalten müßten. Ich werde es nie vergessen, mit welch' bereitwilliger Schlichtheit der alte Mann mit dem straffen schwarzen Haar nichts weiter erwiderte, als: „bueno" d. h. gut. Schon um des Tones willen, den er in seine lakonische Antwort legte, mußte man ihm gut sein.

Zamorano's sicher, durfte ich weiter keine Sorge wegen der übrigen Leute haben, die ihn mit Recht als ein Orakel verehrten. Deshalb überließ ich es ihm ganz und gar, die Neuigkeit im Lager mitzutheilen, und redete erst danach mit den neu Eingeweihten über die Vorbereitungen der beschlossenen Expedition. Francisco, der am schlechtesten equipirt war, erhielt aus meinen Vorräthen Beinkleider und zwei Paar wollene Strümpfe; auch Zamorano wurde sorgfältiger chaussirt, und noch ehe die Sonne durch den Meridian ging, und ich mich zu einer Breitenbestimmung anschickte, war alles Wesentliche geordnet.

Während der Nachmittagsstunden machte ich Zeitbestimmungen und ermittelte dann das Azimut (die Himmelsrichtung) der zweithöchsten Maipospitze, was auch astronomische Hilfsmittel erfordert. Besonders wichtig war die gleichzeitige Bestimmung des Luftdrucks mittelst des Barometers, und des Siedepunktes des Wassers mittelst eigens construirter Thermometer, sogenannter Hypsothermometer. Zur Erzeugung der Wasserdämpfe — denn in diese, nicht in das siedende Wasser, wird das Thermometer eingelassen — dient eine besondere Vorrichtung, schlechtweg „Kochapparat" genannt; er ist leicht transportirbar und steht in einem Holzkästchen, das die Spiritusflamme vor dem Erlöschen durch Luftzug schützt. Die Hypsothermometer sind ein Ersatz für Barometer; aus der Temperatur des Siedepunktes, der mit wachsender Höhe tiefer und tiefer sinkt, läßt sich der Luftdruck, den das Barometer direct gibt, indirect ableiten; aus dem Luftdruck die Höhe. Wie? das geht uns hier nichts an; ebenso wenig ist die Auseinandersetzung am Platz, mit welcher Genauigkeit die Höhe aus dem Luftdruck ermittelt werden kann; noch auch, wie die Lufttemperatur, die atmosphärischen Schwankungen und endlich die Fehler der Instrumente das Resultat beeinflussen[1]).

Die Instrumentenvergleichung und die Bestimmung der Zeit und Uhrcorrection aus Observationen der Sonne nahmen den Nachmittag doch nur zum Theil in Anspruch. Ich fühlte mich matt und zerschlagen von der Arbeit der letzten 48 Stunden, durch die schlaflose Nacht, die Kälte und den Wind; dazu trat die gerechte Sorge um das Wetter. Die Witterungsanzeichen gestalteten sich ungünstig; in dichten Scharen zogen die Wolken am Himmel

[1]) Siehe die Erläuterung am Schluß des Artikels.

hin, und wenn einmal das Firmament größere Flächen seines reinen Blau zeigte und die Hoffnung neu belebte, so lag das nur an einem Wechsel in der Intensität des Sturmes. Wir konnten nicht ewig hier oben verweilen; noch war der gute Wille bei meinen Leuten lebendig, und das Eisen mußte geschmiedet werden, so lange es heiß blieb. Ging dieser Augenblick verloren; wurden wir vertrieben, ohne den Maipo attackirt zu haben: so konnte der Zeitverlust schon im Hinblick auf die drängende Aconcagua-Expedition nicht mehr gut gemacht werden. So flossen denn die Stunden mit quälender Langsamkeit dahin, während ich grübelnd dasaß, das Auge auf die fliegenden Wolkenmassen gerichtet, welche die freudlos aufziehende eisige Nacht schwarz und schwärzer färbte.

Nach meiner Schätzung mußte der Weg vom Biwak bis zum Gipfel etwa 12 Stunden erfordern. In runden Zahlen betrug die Augenentfernung zwischen beiden Punkten 9 km, der Anstieg 2100 m.

XVI.

Wir erhoben uns um 1 Uhr, in der Nacht vom 18. zum 19. Januar. Der emsige Antonio bereitete uns Thee, und um 2 Uhr 20 Minuten rückten wir aus. Zamorano und Francisco (ein Mann von 30 Jahren) trugen jeder einen Schultersack, ich selbst eine Ledertasche. An Getränken nahmen wir Thee und Cognac mit; an Lebensmitteln: Zucker, Chocolade, Brot und Käse; an Instrumenten: den Apparat zum Wasserkochen, zwei Kochpunktthermometer, ein gewöhnliches Thermometer, das Horizontalglas und einen Taschencompaß. Gegen die Kälte schützte ich mich durch Verdoppelung vieler Stücke, welche den Anzug eines gut equipirten Alpinisten ausmachen. In Gebirgen, wo man dem Wind so stark ausgesetzt ist, wie in diesen Andes, empfiehlt es sich vor Allem, den Körper in möglichst viele Schichten, wenn auch feinen Gewebes, zu kleiden. Beispielsweise erweist es sich praktisch, zwei seidene Hemden anzulegen und dann erst das Flanellhemd; darüber zieht man dann eine gestrickte wollene Jacke leichten Gewichts, eine hochgeschlossene Weste und einen passend gearbeiteten Rock aus starkem Stoff. Die Handgelenke werden durch mehrere Paar Pulswärmer geschützt. Die äußerst bequeme Tracht der sogenannten Knickerbockers (Kniehosen) — unübertrefflich für die Alpen — verwarf ich, nach den Erfahrungen am Maipo, für die großen Andesexpeditionen; ich ersetzte sie durch weite Beinkleider des gewöhnlichen Schnittes und legte darüber, je nach Erforderniß, lederne Beinschienen oder starke Zeuggamaschen an. Diese Bekleidung hat den Vorzug, daß sie gleichzeitig den Erfordernissen des Bergsteigens und des Reitens genügt. Zwei Paar seidene Unterbeinkleider, zwei Paar lange wollene Strümpfe, die bekannten genagelten, dickohligen Schnürschuhe, ein über den Filzhut festgebundenes seidenes Tuch, ein eben solches für den Hals und wollene Faustshandschuhe vollenden die Vermummung des Cordillerenbesteigers. Der Träger so vieler Gegenstände erscheint dem Leser vielleicht sehr ungelenkig, mag es auch sein; nur wird er sich dessen in der Kälte nicht bewußt. Uebrigens fehlt zur vollständigen Equipirung noch ein Stück: nämlich irgend ein Schutz gegen das mögliche Erfrieren der Nase. Er fehlte mir hier sowohl wie am Aconcagua, und die Nase ist intact geblieben; immerhin ist der Gedanke, daß ein Unglück passiren könnte, so un-

behaglich, daß er die gute Stimmung während der Besteigung beeinträchtigen kann. Ein in arktischen Zonen sehr erfahrener Reisender, der norwegische Capitän Jacobsen, theilte mir mündlich mit, daß ein über das Gesicht fallender Schleier von Wolfshaaren ein bewährtes Schutzmittel sei.

Unser Weg führte zunächst durch ein coupirtes Terrain von Laven. Wir hatten eine Mulde zu passiren, wo Wasser, Eis und große Trümmerblöcke mit einander wechselten, und stiegen dann langsam auf in der dunklen Nacht. Eine Laterne stand nicht mehr zu unserer Disposition — sie war unbrauchbar geworden —, und das erschwerte das Gehen. Zamorano führte; Leute des Landes sind im Vorterrain meist brauchbarer als unsereins, und mir war meine Rolle noch vorbehalten. Die Richtung des Berges ist vom Biwak aus 200° wahres Azimut, mit anderen Worten Nornordost. Wir hielten aber Nordnordwest und stiegen in einem Thälchen auf, welches zu einem Plateau von 4000 m Höhe führte. In diese Hochfläche läuft die Westflanke des Maipo aus, der also nicht — wie der erste Anblick von der argentinischen Seite her glauben machte — eine Insel der großen Hochebene ist, sondern eine kegelförmig aufragende Halbinsel; jenes Plateau bildet eine Art von Isthmus, durch welchen der Maipo mit der Westkette der Doppel-Cordillere verknüpft wird.

Nach dem Vorbild meiner beiden Leute hatte ich mir noch den landesüblichen Poncho übergehängt: ein Kleidungsstück, ebenso nützlich für den Reiter, wie schädlich für den Fußgänger. Ein besonders heftiger Windstoß schlug mir den Poncho von hinten über den Kopf, so daß ich nichts sehen konnte, taumelte und stürzte; eine hübsche Situation für einen Alpinisten. Ohne den Tags zuvor aufgesprungenen Rheumatismus in der rechten Schulter hätte ich das verrätherische Gewand weggeworfen; nun band ich es künstlich fest. Noch während der Nacht kamen wir an den vollständigen Skeletten zweier Pferde vorbei, die mit unheimlichem weißen Schein sich von dem schwarzen Untergrund abhoben. Wahrscheinlich haben sich die Thiere verirrt und sind vor Hunger verendet.

Während der ersten Marschstunden blieb der Himmel sternenklar, und die schönsten Hoffnungen erfüllten mich. Bald nach 4 Uhr kam die Dämmerung, und mit ihr neues verwaschenes Gewölk; die Sonne ging hinter der argentinischen Kette schlecht auf und färbte die schwebenden Wasserdünste und atmosphärischen Eisnadel-Agglomerate mit schmutzigem Roth. Wir passirten einige Felder von Nieve penitente und gelangten um 6 Uhr Morgens auf die Höhe des Plateau's, wo die Schneebedeckung mächtig zu weit erstreckten Feldern entwickelt ist. Damit standen wir am Westfuß des eigentlichen Maipokegels, 700 m höher als die östliche Basis, welche zu der Laguna del Diamante niedergeht. Hier hörte nun jeder Schutz vor dem aus Nord und Nord-West gegen uns losgelassenen Winde auf. Die Spitze des Maipo war bis zur halben Flanke hinab von dicken Nebeln eingehüllt, die unausgesetzt weggeführt und neu gebildet wurden; nur auf Augenblicke ließen sie den Gipfel frei.

Dies war die Stelle, wo das Zünglein der Wage schwankte. Zamorano wies zum Berge auf und sagte: „Sehen Sie, wie der Sturm geht, bei diesem Wetter kommen wir nicht auf." Francisco kauerte verzagt am Boden, gegen einen Stein gelehnt; sein älterer Gefährte gesellte sich ihm bei. Diese Neigung zum

Niederkauern bei Sturm und Verzagtheit ist charakteristisch für alle meine südamerikanischen Begleiter gewesen. Es ist das Schlimmste, was man in schlimmen Lagen thun kann; es leitet eine Erstarrung sowohl des Körpers wie der Willenskraft ein. Ich ging mit weiten Schritten auf und nieder, und so den schlimmen Wirkungen der Kälte entgegenarbeitend suchte ich gleichzeitig den beiden Chilenen ein Beispiel zu geben, daß es zum Verzweifeln noch zu früh wäre. Aber innerlich war mir jammervoll zu Muthe, und lange Zeit hindurch hielt ich die Umkehr für unvermeidlich. Nur weil für letztere eine Gefahr nicht im Verzuge der Tag noch lang war, so setzte ich die Morgenpromenade fort, nach dem Vorbild des Tigers im Käfig. Dann unternahm ich eine Recognoscirung auf dem Plateau und constatirte, daß das Gebirge im Westen und Nordwesten rein daläge, von einem blauen Himmelsstück überwölbt, von einer goldig strahlenden Sonne beschienen. Das vertrieb die Zweifel an der Fortsetzung des Weges. Hüllte sich auch der Maipo noch immer in Nebel, fort und fort die atmosphärischen Wasserdämpfe an dem erkältenden Gestein seines Kegels verdichtend, so konnte doch auch hier, mit dem mächtiger werdenden Tage, ein Wandel zum Besseren eintreten.

Er trat in der That ein; die Intervalle, während deren Gipfel und Flanken unverdeckt blieben, wurden länger und länger; auch ließ sich mit Sicherheit aussagen, daß der Weg an keiner Stelle schwierige Klettereien erfordern würde. Auf der Photographie beträgt der Abfall des Kegels nach dieser Seite hin im Mittel 20°. Die Kegelhalden waren mit Geröll bedeckt, das im Allgemeinen dem Fuße zuverlässigen Halt gewährte. Es gab allerdings Stellen, wo Lavamauern durchbrachen und Barrieren bildeten; sie konnten aber umgangen werden. Auch die Schneeverhältnisse wurden nur sporadisch zu einer Erschwerung. Denn auf der uns zugewandten West- und Südwestseite des Maipo trat der Schnee nur fleckenweise auf, im Gegensatz zu den südlich und südöstlich gerichteten Flanken. Diese Schneeflecken vergrößerten sich bei der Annäherung allerdings nicht selten zu großen Feldern, weil der Kegelmantel des vulkanischen Berges von seinem mathematischen Prototyp doch erheblich abweicht und in der Richtung des steilsten Falles oft gefurcht ist. Diese schluchten- oder muldenförmigen Furchen sind der Ansammlung von Schnee natürlich besonders günstig; der Schnee nimmt auch dort auf seiner Oberfläche die „Penitente"-Form an, d. h. er zeigt einen Wechsel von Rillen und modellirten Kämmen. Ist eine breite und weit nach abwärts erstreckte Mulde in dieser Weise ausgefüllt, so macht das eingebettete Feld den Eindruck eines Gletschers zweiter Ordnung.

So könnte es denn scheinen, als reducirte sich die Maipobesteigung auf einen Spaziergang über einen leidlich guten Boden, der im Winkel von 20° ansteigt. Indessen wurde der ausführenden That ein anderer Stempel aufgedrückt.

Der Aufenthalt auf dem Schneeplateau währte eine Stunde. Wir nahmen keine andere Nahrung zu uns, als eine Tafel Chocolade für den Mann.

Ohne weiter das Wetter zu discutiren, setzten wir um 7 Uhr Morgens den Marsch fort. Von den Vorräthen wurde der größere Theil zurückgelassen; ein Jeder belud sich mit seiner Last, und langsamen Schrittes wandten wir uns der Höhe zu. Allmälig sanken die Berge der Umgebung tiefer, und ich gebrauchte

häufig das nützliche Horizontalglas, um zu constatiren, mit welchen Gipfeln wir uns gerade in gleichem Niveau befänden. Nach mehrstündigem Klettern wurde der Cerro Overo hinter den südlichen Ketten sichtbar; wir hatten die Höhe von 4740 m erreicht, als wir sein Niveau durchschnitten.

Es war mein Wunsch, mit gleichförmiger Langsamkeit, jedoch ohne Pausen, vorzudringen. Ich ließ anfänglich Zamorano führen, der trefflich ein gegebenes Tempo innezuhalten verstand. Als aber bei ihm sowohl, wie bei Francisco, die Neigung zu kleineren Pausen durchbrach, übernahm ich selbst die Führung und war überzeugt, daß die Leute folgen würden. Ich sah mich längere Zeit absichtlich nicht nach ihnen um, und als es dann geschah, bemerkte ich, daß Zamorano sehr weit zurückgeblieben war, und daß Francisco, der kräftige Jüngere, etwa die Mitte der weiten Distanz hielt. Als ich mich bald darauf zum zweiten Male umsah, that Zamorano noch wenige Schritte und brach dann zusammen. Dies fand etwa in Montblanc-Höhe (4810 m) statt. Da Francisco weiter marschirte, so erwartete ich ihn. Sein Aussehen war sehr bleich; er klagte aber über nichts Anderes, als über Schmerzen in den Beinen. Wir mußten uns einander laut anschreien, um in dem brausenden Sturme einander verständlich zu machen. Der Mann kämpfte einen harten Kampf; er wollte mich nicht verlassen, aber seine Schwäche und die Schmerzen der Erschöpfung zogen ihn zur Erde. Er wollte nicht, daß ich allein weiter ginge; deshalb nahm ich ihm seinen Schultersack ab und trug nun deren zwei; so schritt ich weiter, gefolgt von dem agonisirenden Manne, dessen Leiden sich wie ein Bleigewicht an meine Füße hing.

Gegen 12 Uhr 30 Minuten Mittags brach auch Francisco hoffnungslos zusammen; zum Glück an einer Stelle, wo Lavamauern wenigstens einigen Schutz gegen die gesteigerte Heftigkeit des Windes gewährten. Ich bereitete ihm den Boden ein wenig zu; dort schloß er die Augen und verfiel in Schlaf. Zuvor hatten wir abgemacht, daß er bis zu meiner Rückkehr liegen bleiben sollte und mich da erwarten, wo ich ihn nun verließ. Deshalb markirte ich die Stelle durch aufgehäufte Steine und stieß Francisco's Stock vor dem Lavafelsen in den Schnee.

Dies fand in ungefähr 5200 m Höhe statt.

Es waren bereits zehn Stunden verflossen, seitdem wir aus dem Biwak ausgerückt waren; bot das Terrain auch keine Schwierigkeiten im technischen Sinn der Alpenkünstler, so traten dafür andere ein. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ein Hôtel oder ein 3300 m hoch gelegenes Biwak den Ausgangspunkt einer Bergunternehmung bildet; ob man ein Bett verläßt oder schon seit Wochen auf dem kalten Erdboden geschlafen hat; ob man sich bei routinirten Führern in Entrepriſe gibt oder plötzlich in 5200 m Höhe inmitten unbekannten Terrains auf sich allein angewiesen dasteht: in Front einen unerstiegenen Gipfel, im Rücken die einzigen Begleiter isolirt hingestreckt, und gerade denjenigen Einflüssen erlegen, denen weiterhin zu trotzen man im Begriff steht. Da fielen denn auch die 1900 m ins Gewicht, die unter drohenden Wetteranzeichen, bei starkem Frost und heftig bewegter Atmosphäre bereits erstiegen waren. Aber des Physischen war ich mir kaum noch bewußt; die Folgen der Anstrengung

durch den Marsch und der Erschöpfung durch die Kälte blieben in mir latent; immer stärker accentuirte sich der Wille, das Ziel zu erreichen, jede andere Ueberlegung wurde über Bord geworfen; für mein eigenes Bewußtsein war ich nur noch der Träger einer zum Paroxismus gesteigerten Energie. Man kann es unmoralisch, grausam finden, daß ich zwei erschöpfte Leute, den einen in 4800 m, den andern in 5200 m in dieser sturmgepeitschten Andes-Oede zurückließ. Aber wer nach einem gerechten Urtheil strebt, möge gerade an dieser Stelle bedenken, daß nicht nur der Körper sich rauhen äußeren Bedingungen accomodirt und seine Feinfühligkeit verliert, sondern daß auch die Seele einem ähnlichen Proceß unterliegt. Der ganze Mensch wird positiv ein anderer, und die Dinge erscheinen ihm in anderem Licht. Eine weiße Fläche ist für uns nur so lange weiß, als weißes Licht auf sie fällt; im blutrothen Licht wird sie blutroth, und in dieser Färbung erschienen mir die Dinge nun.

Auf meinen eigenen Comfort war ich so wenig bedacht, daß ich von den Lebensmitteln, welche Francisco's Sack enthielt, nichts anrührte noch mitnahm, sondern nur weiter trug, was ich für die Beobachtungen auf dem Gipfel gebrauchte. Die Befürchtung, daß die dünner und dünner werdende Luft den Organismus lähmen könnte, erwies sich als grundlos. Mein Befinden war und blieb normal; ich litt weder an Kopfschmerz, noch an Congestionen, noch an Uebelkeit; athmete ohne Beschwerde, aber mit Begier und sehr tief. Dem langsamen Schritt dankte ich es, daß ich während der ganzen Expedition nicht einmal außer Athem kam. So wenig wie bei Francisco, so wenig fand auch bei mir ein Austreten von Blut aus Mund, Ohren, Nase statt. Diese Wahrnehmungen erhöhten mein Zutrauen zu dem Vollenden des Werkes sehr erheblich; wie denn auch die Freude über das klar gewordene Wetter bis dahin der beste Kraftspender geblieben war. Denn schon seit mehreren Stunden lag der Gipfel des Maipo nebelfrei vor uns. Weiter und weiter war die Landschaft geworden, Kette schob sich hinter Kette, und 5000 m hohe Felscastelle betrachtete ich jetzt bereits mit gesenktem Auge.

In seinen höchsten Theilen wird der Westhang des Vulcans flacher und flacher; in demselben Maße erscheint der Boden ausgedehnter, gleicht einer Hochebene, auf welcher der Wanderer leicht die Richtung verliert. Ich blickte — und das war mein Heil — oft zurück in die Richtung, aus der ich kam; sah aber nichts als schwach geneigte Schnee- und Geröllfelder, auf denen kein natürliches Wahrzeichen, auch nicht die eigenen, vom Winde schnell verwischten Fußstapfen im Schnee den Rückzug markirten. Die ursprüngliche Aufstiegslinie führte, wie mir schien, nicht auf den höchsten Kraterzacken; ich mußte halb links wenden und die sanft abfallenden Plateaufelder überqueren. Den einzig brauchbaren Fixpunkt für die Rückwärtsvisur bildete eine deutlich geschichtete Wand der Vorkette, welche westlich vom Maipo in meridionaler Richtung verläuft. Dieses Schichtensystem prägte ich mir instinctiv ein.

Endlich sah ich deutlich den oberen, scharf gezeichneten Rand der flachen Kuppe und erreichte denselben in der Einsattelung, welche den zweithöchsten (vom Biwak aus sichtbaren) und den höchsten Punkt des Berges mit einander verbindet.

Um halb zwei Uhr setzte ich meinen Fuß auf den Gipfel des Maipo.

Ich stand nun 5400 m hoch, auf einsamer Höhe. Nur der Wind drängte sich noch an mich und wehte mit so unablässiger Vehemenz, daß ich kriechend den Kraterrand erreichen mußte, um nicht abgeworfen zu werden. Auf dem Boden knieend, mit den Händen das Gestein packend, sah ich in einen weiten kesselförmigen Abgrund. Gerade unter mir fiel die farbige Kraterwand mehrere hundert Fuß ab und verlor sich unter den Schneemassen, welche die Tiefe erfüllten. Nichts deutete auf eine actuelle Thätigkeit, und der Maipo muß heute zu den erloschenen Vulcanen gezählt werden. Der Umfang des Kraterrandes beträgt nach einer, durch spätere Messung unterstützten Schätzung etwa 3 km. Diese Linie doppelter Krümmung erreicht das höchste Niveau da, wo ich stand, oder richtiger kniete. Am tiefsten nach unten zu ausgebuchtet erscheint sie auf der Ostseite, so daß der hellblaue Schein der Diamantlagune, die dort zu Füßen des Vulcans liegt, noch das Auge des Besteigers trifft: Ein mir unvergeßlicher Eindruck, das einzige Zeichen der Milde inmitten einer Natur, welche dem Eindringling wie ein Medusenantlitz entgegenstarrt.

Röthliche poröse Schlacken mit schwarzen röhrenförmigen Glasflüssen bilden den höchsten Kraterrand; sie ließen sich ohne Hammer mit der Hand losbrechen. Herr Roth, Mitglied der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften, dem ich die Stücke übergab, erklärte die schwarzen Glasflüsse als Wirkungen des Blitzes. In nächster Nähe des Randes liegen Trümmer schwarzen Gesteins von hohem specifischen Gewicht.

Die Hände versagten fast den Dienst zum Schreiben; mit Noth verzeichnete ich die Uhrzeit und wenige Instrumentenbeobachtungen. Ich bekam einen Schreck, als ich das Thermometer ablas; es zeigte 12° C Kälte: eine Temperatur, welche — wenigstens in Deutschland — auch bei ruhiger Luft als etwas Scharfes empfunden wird, die aber bei Sturm und Mangel jeglicher Deckung dem Menschen noch viel einschneidender zusetzt. Ein Glück nur, daß ich so ruhelos, so fieberhaft thätig war. Umsonst wollte ich doch den Vaudin'schen Kochapparat und die feinen Hypsothermometer nicht 18,000 Fuß hoch geschleppt haben; um jeden Preis wollte ich die Temperatur des siedenden Wassers bestimmen und eine directe Höhenbestimmung des wichtigen Berges erhalten. Mit ungeschützten Händen mußte ich die kalten Metalltheile des Apparates angreifen, that Schnee in den Kessel und suchte nun im Sturme der Spirituslampe eine Flamme zu entlocken. Was hätte ich nicht um einen Begleiter gegeben, der mit dem Poncho, wenigstens auf Momente, einen Windschutz herstellen konnte. Endlich, als schon der große Vorrath der Streichhölzer zu Ende ging, schlug die Flamme auf; das Thermometer wurde eingesetzt; lang auf dem Boden ausgestreckt lag ich davor, ängstlich das Aufsteigen der Quecksilbersäule erwartend. Möglicher Weise war die Flamme längst verlöscht; doch davon durfte ich mich nicht überzeugen, weil ein Oeffnen des Kastens das Auslöschen der noch vorhandenen Flamme zur Folge gehabt hätte. Wirklich war sie auch nicht verlöscht; die Metallröhre des Apparates fühlte sich warm an, das Eis war in Wasser, das Wasser in Dampf verwandelt, und der glänzende Faden des Quecksilbers stieg wallend in dem feingetheilten Glasrohr auf. Ich schickte mich zur Ablesung an, da verschwand der

glänzende Faden wieder, das Kochen hörte auf. Die Verwandlung des kalten Eises in Dampf hatte mehr Wärme erfordert, als der Weingeist hergab: ich hatte umsonst gekocht und konnte nun von Neuem beginnen. Ich that es und gewann endlich doch das Spiel. So viel Pein, um festzustellen, daß das Wasser auf dem Maipo bei 82.60° C siedet!

Die Erreichung des Maipo-Gipfels gab mir ein klares Bild von der Physiognomie eines großen Stückes der Cordillere. Fast alle Berge, welche ich von hier und auch während des Aufstiegs sah, erschienen unersteiglich; — womit jedoch die Möglichkeit ihrer Ersteigung nicht in Abrede gestellt werden soll. Die wildesten Formen mit einer Höhe von 5000 bis 5200 m wurden im Westen erkannt; denn der Blick nach Norden, gegen die Aconcagua-Gruppe, welche ca. 21 deutsche Meilen entfernt liegt, blieb verdeckt; und gerade dieser Blick ist so wichtig, daß er eine Wiederholung der Besteigung nahe legt. Die Grundform der nächstgelegenen Westkette ist die eines Hauses mit schrägem Dach: unten Mauern, oben ein Dach, welches durch Verwitterung und Felsstürze in kühn gestaltete Pyramiden auseinander geschlagen ist; aber nirgendwo große, vornehme Gletscher; immer nur kurz verlaufende Eisfelder, eingekeilt in die Dachklüfte, schwach ernährt von oben, stark aufgebrochen, reich an Schründen und ausgearbeiteten Eisfiguren, an keiner Stelle hinuntersteigend zu den Thalgründen. Auch da, wo die Berge ihrer Form nach eine weit ausgebreitete Firnbedeckung in den oberen Theilen zulassen und besitzen, fehlen jene lang hingezogenen, mächtigen Eisströme unserer Alpen, jene Gletscher, auf welche zuweilen der Schatten hochstämmiger Bäume vom nahen Ufergehänge her fällt. Hier aber in diesen Andes beginnt die Vegetation noch lange nicht, wo das Eis der steilen Gletscher aufhört; eben deshalb kommt der Entdeckung des Adagletschers inmitten der centralchilenischen Berge eine erhöhte Bedeutung zu.

Das Bild von der Spitze des Maipo ist also ein ganz anderes, als es sich etwa vom Matterhorn (4482 m) oder sonst einem charakteristischen Aussichtspunkte der Schweiz darbietet. Vergebens sucht das Auge den grünen Schein der mattenbedeckten Thalgründe, vergebens die tiefgelegenen Wälder der Arven und Fichten. Nicht Haus, nicht Straße leuchten auf; kein Gletscher bildet die Brücke zwischen der Welt des Firns und des Lebens; kein Ruhepunkt fesselt den Blick. Je lebhafter die Erinnerung an unsere Schweizerberge wird, desto fremdartiger erscheint das Bild; und wie die Menschenrassen andere sind in andern Welttheilen, so ist auch das Hochgebirge der Andes ein anderes, als das der Alpen.

Nach fast einstündigem Aufenthalt auf dem Gipfel schickte ich mich zur Rückkehr an. Zuvor riß ich ein Blatt Papier aus dem Notizbuch, schrieb darauf „Dr. Paul Güßfeldt, Berlin, 1883 Jan. 19. 1 U. 15 Min. allein", steckte es nach langem Würgen in die überflüssig gewordene Blechbüchse eines Schwingthermometers, ohne indessen die Hülse durch den Deckel schließen zu können; deponirte dieses Zeichen menschlicher Anwesenheit auf den rothen Schlacken des Gipfels und bedeckte es mit den schweren schwarzen Lavasteinen. Von der Umkreisung des Kraters auf seinem Rande und von dem Versuch, an passender Stelle in die Tiefe des Kraters zu gelangen, mußte ich Abstand nehmen; in spätestens 5 Stunden war volle Nacht, und meine Hände

waren so starr und kraftlos, daß sie mich beim Klettern im Stich gelassen oder verrathen hätten.

Erst jetzt, wo mit der beendeten Arbeit auf dem Gipfel das Ziel ganz erreicht war, und die unnatürliche innere Spannung wich, kam das volle Bewußtsein meiner kritischen Lage und damit die Sorge über mich. Nun fiel mir ein, daß ich in den letzten 13 Stunden nichts anderes zu mir genommen hatte, als ein Täfelchen Chocolade; daß alle Nahrungsmittel bei den Leuten zurückgeblieben waren; daß weite Gebirgsöden und die gespenstischen Felder des „Büßerschnees" mich von dem Biwak trennten. Was mochte aus meinen Begleitern geworden sein, die ich zuletzt auf kalter Halde liegend gesehen hatte? Ich lief im kurzen Trabe von dem Gipfel hinunter, noch rechtzeitig bemerkend, daß ich zu weit nach rechts ging; aber die alte Fährte hatte ich verloren. Vergeblich ließ ich meine Stimme nach Francisco erschallen; ich mochte rufen, so laut ich wollte: spielend verschlang der Sturm den Ton, wie der Sturzbach den fallenden Tropfen. Aengstlich lief ich hin und her; der Mann hörte mich nicht, ich sah ihn nicht. Ich fühlte mich nicht mehr einsam, ich fühlte mich verlassen. Niemand kann nachempfinden, was das in jenen Höhen bedeutet; denn Niemand hat wohl vor mir, allein und einzig auf sich selbst angewiesen, so hoch gestanden.

Nun hielt ich inne in meinem Lauf, diese Krisis innerer Schwäche zu bekämpfen und durch ruhiges Ueberlegen aufs Neue Front zu machen gegen die Situation. Francisco gab ich auf und überließ ihn seinem Selbsterhaltungstrieb; er befand sich im Besitz von Nahrungsmitteln, die mir fehlten. Ein kleines silbernes Flacon, ein Angebinde der Freundschaft, das ich im Biwak zu mir gesteckt hatte, rettete mich vor Ohnmacht; es war mit Cognac gefüllt, und ich leerte es zur Hälfte. Dann faßte ich die zuvor erwähnte geschichtete Wand, welche die Richtung gab, ins Auge und ging mit großer Geschwindigkeit den Kegel hinunter. Das Terrain konnte einem schnellen Abstieg nicht günstiger sein, als diese westlichen Halden des Maipo es waren. Mühsal trat immer nur da ein, wo Schneekerzenfelder (nieve penitente) passirt wurden; hier sank ich mehrfach tief ein und hatte Mühe mich herauszuarbeiten. Mein treuester Freund blieb auch hier das alte Gletscherbeil, das seit fünfzehn Jahren alle großen Gebirgstouren mit mir durchgefochten hatte.

Bereits nach $1^1/_2$ Stunden erreichte ich das Plateau, wo wir am Morgen einen Theil der Lebensmittel zurückgelassen hatten; ich sah einen Mann langsam und schwankend darüber hingehen. Er hielt an, und ich erreichte ihn: es war Zamorano. Der alte Mann war traurig und erschöpft; seine Züge schienen mir so verändert, daß ich glaubte, diese Expedition habe ihm einen Stoß für sein ganzes Leben gegeben. Wir gingen zu der Stelle, wo die Flaschen und die übrigen Provisionen lagen; hier zwang ich Zamorano, ein ausgiebiges Quantum Cognac zu sich zu nehmen, sprach ihm freundlich zu, lobte ihn, daß er ja bis zum Aeußersten seiner Kraft ausgehalten habe, klopfte ihm auf die Schulter, bat ihn gutes Muths zu sein, und vergaß auch nicht hinzuzufügen, daß er die versprochenen zehn Pesos wohl verdient habe. Was meiner Ueberredungskunst abging, das glich der Cognac aus, dessen wohlthätige Wirkung mein guter Zamorano auch sogleich anerkannte. Auffallend war, daß weder er noch ich an Durst litten,

obgleich wir doch während der ganzen Expedition ohne Wasser geblieben waren. Am Aconcagua machte ich später dieselbe Wahrnehmung an mir.

Von Francisco wußte der alte Huaso so wenig wie ich; die Ungewißheit seines Schicksals lastete auf uns Beiden. Wir stiegen zum Biwak hinunter und erreichten es um halb acht Uhr Abends, nach etwa 18stündiger Abwesenheit, im Ersterben der Dämmerung. Antonio eilte uns eine viertel Stunde weit entgegen, nahm mir den Sack von den müden Schultern und war von Freude ganz bewegt, daß die verloren Geglaubten nun doch heimkehrten.

Aber wo war Francisco? Ich setzte mich grübelnd an das Lagerfeuer, sein Schicksal bedenkend. An der Stelle, wo er vor Erschöpfung zusammengesunken war, hatte ich ihn nicht gefunden; er hatte sich also wieder auf den Weg gemacht und doch den Punkt nicht erreicht, wo ich mit Zamorano zusammengetroffen war. Da trat er plötzlich aus tiefer Finsterniß in den Lichtkreis des Biwaks — zwei Stunden nach unserer Rückkehr — und konnte nun selbst seine Geschichte erzählen: Entgegen unserer Verabredung, aber getrieben von treuer Sorge, war er mir nachgeeilt, nachdem ein kurzer Schlaf ihn gestärkt hatte. Statt aber an der Einsattlung zwischen den beiden culminirenden Kraterzacken sich nach links zu wenden gegen den eigentlichen Gipfel, hatte er sich nach rechts gewandt und die zweithöchste Spitze erreicht. Dort traf er mich nicht, konnte mich auch nicht an anderer Stelle sehen, weil ich bereits auf dem Abstieg begriffen war. Er gab mich auf, gerade so wie ich ihn aufgegeben hatte, und trat dann zwei Stunden nach mir den Heimweg an. Mich rührte der aufopfernde Sinn des schlichten Mannes, und mit freudiger Anerkennung dankte ich ihm für seine gute That.

Hiermit gelangten die Aufregungen des langen Tages zum Abschluß, und die unvermeidliche Reaction trat ein. Bedrückt und erschöpft suchte ich das Lager auf, als der Frost bereits eingesetzt hatte. Europäische Reminiscenzen zauberten mir ein warmes Bad, ein windstilles Zimmer, blendende Betttücher und ein weiches Nachtgewand vor; statt dessen lag ich da zwischen den wollenen Friesdecken, in derselben Vermummung, mit der ich auf dem Maipo gestanden, während die Nacht kalt und kälter wurde und der Wind über den Boden hinblies. Ein elend und erbärmlich Leben! — Das war der Gedanke, mit dem ich entschlief.

XVII.

Am andern Morgen waren wir alle früh bei der Hand. Ich ließ sofort zwei Pferde einfangen und satteln und bestimmte, daß José, der während der letzten Tage am wenigsten gethan hatte, mit mir ritte. Den anderen Leuten ließ ich Ruhe und händigte jedem das versprochene Geldgeschenk aus, was große Freude erregte. Der erste Anblick des Maipo, von der großen Hochebene aus, hatte mir einen so nachhaltigen Eindruck hinterlassen, daß ich die alte Stelle noch einmal besuchen und dort meine letzte photographische Trockenplatte zu einer Aufnahme des Vulcans verwenden wollte. Nur deshalb saß ich noch einmal sechs Stunden im Sattel. Gleichzeitig konnte die Höhe des Maipopasses, der großen Wasserscheide, noch einmal bestimmt werden. Wegen der geringen Niveaudifferenz

des Punktes gegen unser Biwak (etwa 170 m) ließ ich das Queckfilberbarometer zu Haus; es genügten die Aneroide, weil sie vor und nach dem Marsch verglichen wurden.

Mit dem Betreten der großen Hochebene wurde auch die Diamantlagune wieder sichtbar, die ich Tags zuvor 2000 m unter mir erblickt hatte. Zu meiner Ueberraschung sah ich große Schwärme von Vögeln auf ihr; José nannte sie so, wie ich vermuthete, daß sie heißen mußten: Flamingos. Da ich die Vögel aber nicht nah genug sah, so kann ich nicht mit voller Bestimmtheit für die Angabe einstehen, daß es wirklich Flamingos waren, deren rosenrothes Gefieder so lebhaft gegen das hellblaue Wasser abstach. Auch Guanacos belebten die Ebene. Die gewünschte Photographie erhielt ich; es hätte aber dreier Platten statt einer bedurft, damit die charakteristischen Gegensätze der Landschaft bildlich zum Ausdruck kämen. Von den abrupt gestalteten Ketten, welche den gesetzmäßig und sanft geformten Maipo einrahmen, fiel nur ein einziges Stück auf die Ränder der einzigen Platte. Ich habe im Laufe der Reise mehr und mehr erkannt, welch' ein Vortheil es ist, statt einer: zwei bis drei aneinanderschließende Aufnahmen zu machen; legt man die fertigen Bilder neben einander, so bekommt man eine weit bessere Vorstellung von der landschaftlichen Physiognomie als durch ein einziges Bild. Es verhält sich damit etwa so, wie wenn ein menschliches Gesicht nicht auf einer einzigen Platte aufgenommen werden könnte; wir müßten dann mehrere Platten exponiren, und erst, wenn wir die Einzelbilder geeignet zusammenfügten, würde die Physiognomie für uns entstehen.

Indem ich die ruhigen Formen des Maipo mit den zerrissenen Profilen rechts und links verglich, erinnerte ich mich an das Tags zuvor erhärtete Factum, daß der Vulcan sämmtliche Berge seiner Umgebung überragt. Der Augenschein täuschte über dieses Verhältniß; und es ist sicher, daß ein Berg von schroffer Gestaltung, aus der Tiefe betrachtet, uns höher erscheint, als ein gleich hoher von sanfterer Bildung.

Nach den Anstrengungen der letzten Tage war das Reiten (noch dazu ohne Barometer), fast eine Erholung; die verschiedenen Phasen der Besteigung und der Gedanke, was Alles hätte geschehen können, wie gnädig das Geschick uns war, gingen mir unausgesetzt im Kopf herum, während ich mit José dahinritt. Ich fühlte mich behaglich in meiner Wildheit. Nur wenn der Wind plötzlich einlullte, was auf dem Heimweg vorkam, und Windstille eintrat, so wurde mir unheimlich zu Muth, — etwa wie dem armen Mann, der unerwartet das große Loos gewonnen hat.

Es blieb noch eine letzte Arbeit hier oben zu thun: die Vermessung des Maipokraters und eine genaue Bestimmung seiner Lage und Größe. Sie nahm den vierten Tag in Anspruch und wurde vollständig durchgeführt. Als Ort diente ein wenig geneigtes Lavafeld, welches zwischen dem Biwak und der Wasserscheide liegt. Hier maß ich eine Basis von mehr als einem Kilometer Länge und bestimmte von den Endpunkten aus die fünf sichtbaren Zackenspitzen des Kraterrandes. Diese fünf Punkte bestimmen eine Ellipse, die genäherte Form des horizontal projicirten Kraterrandes; es ergab sich, daß der tiefste Punkt des Kraters von dem höchsten um 300 m, also circa 1000 Fuß, überragt wird.

Bei diesen Operationen, welche sechs Stunden in Anspruch nahmen, hatte ich mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. In dieser Kälte und in diesem Winde an ein Instrument gebannt zu sein, schafft Leiden, welche die rüstige Bewegung auf dem Marsch nicht kennt. Eine ganze Stunde ging außerdem verloren, bis das, in dem einen Endpunkt der Basis errichtete Signal von dem anderen Endpunkt aus erkannt wurde. In der Erzählung klingt es lächerlich, in Wirklichkeit brachte es mich in nervöse Wuth, daß, als ich endlich die weißen Tücher des Signals im Fernrohr erblickte, nicht diese es waren, sondern die runde Kruppe von Francisco's weißem Maulthier, das unbeweglich in der Nähe stand. Schließlich siegte ich über alle Hindernisse, und mit unsäglicher Befriedigung trug ich meine Messung und eine gezeichnete Ansicht des Maipo schwarz auf weiß nach Haus. Es war das letzte Mal, daß ich in's Biwak einritt. Noch am späten Nachmittag brachen wir das Lager ab und stiegen zu milderen Zonen nieder.

Zwar ritten wir nur $1^1/_2$ Stunden weit, bis zum sinkenden Abend; aber gerade auf dieser Strecke kreuzten wir eine klimatische Grenze. Ein eng eingeschnittenes, stark abfallendes Thal nahm uns auf, und wir biwakirten am Rande eines Baches, zwischen steilen Halden, aus denen Felsnadeln hervorwuchsen. Rechts und links leckte das Grün von dem kräftig bestandenen Boden zu den 600 m ansteigenden Thalseiten auf, nur allmälig im Graubraun der Fels- und Schutthänge ersterbend. Die Nacht bereitete uns eine stille Feier, ein Versöhnungsfest nach der harten Arbeit der letzten Tage. Längst schon brannte unser Feuer, als der Mond über der Thalwand aufging wie ein elektrisches Licht, das in der Nähe strahlte; ruhig und zufrieden saßen meine Leute da, ihr Geplauder in das Murmeln des Baches mischend; nicht länger wüthete der Sturm, und wie durch höhere Gnade gebannt erschien mir die Atmosphäre in ihrer himmlischen Ruhe. So gibt es inmitten der Wildniß Augenblicke unendlichen Friedens, Augenblicke des Athemschöpfens zwischen zwei Actionen, Augenblicke, wo wir das Recht haben, gebannten Empfindungen ihren Lauf zu lassen.

Wir campirten in der oberen Stufe desjenigen Thales, das sich bis zum Maipopaß aufzieht, dort aber durch Verflachung seines Ursprungs verwischt erscheint. Von dem Maipo-Biwak aus sah man abwärts in westlicher Richtung und geringer Entfernung einen Durchbruch, welcher den Wassern des entstehenden Maipo-Flusses den Zugang zur Südsee öffnet. Eben dieses Thor, gegen welches von beiden Seiten die Kammlinien aus 5000—5200 m Höhe niedergehn, hatten wir passirt und waren zu dem „Mondbiwak" (2900 m) gelangt. Es erforderte zwei übertrieben lange Marschtage, aus denen viel besser drei gemacht worden wären, damit wir das Städtchen San José (900 m) am Ausgang des Thales erreichten.

Das Thal des Rio Maipo ist von den Transversalthälern des mittleren Chile weitaus das stattlichste. Wenn das Ada-Gebiet bei Agua de la Vida durch seine Eisverhältnisse einen Vergleich mit alpinen Firnregionen nahelegte, so trat hier etwas Analoges ein für den tiefer gelegenen Abschnitt des Gebirges, wo die unorganische Schöpfung sich zur bereiten Trägerin der organischen macht. Je weiter wir thalaus zogen, um so mehr wurde ich an das Aostathal erinnert,

welches den Südabhang der Alpen in der Gegend des Montblanc und Monte Rosa durchfurcht.

Der Gegensatz, in welchen das große Maipothal zu den übrigen Querthälern Central-Chile's tritt, gründet sich weniger auf seine Erstreckung, als auf das Vorhandensein bedeutender Seitenthäler; daß diese im Cachapual-Gebiet meist zu Schluchten zusammenschrumpfen, wurde mehrfach betont. Der Rio Maipo durchfließt viele Strecken, längs deren die Gehänge weit auseinandertreten; wo ein weiter grüner Boden das Auge erfreut; wo stattliche Seitenthäler mit breiter Mündung gefällige Einblicke in das Gebirge eröffnen. Der Reisende, welcher von den unwirthlichen Höhen der Andes niedersteigt, findet an solchen Landschaftsbildern erhöhtes Gefallen und sieht, im Gegensatz zu dem Bewohner der Ebene, mehr das Liebliche, als das Großartige an ihnen.

In die Folge dieser anmuthenden Scenerien schieben sich Engen und Flußdurchbrüche ein, so daß das Ganze des Thals einer Perlenschnur gleicht. Dadurch entsteht ein reicher Wechsel, der freilich mit mancherlei Wegschwierigkeiten erkauft wird. Denn entweder muß die Karawane steil auf, und eben so steil nieder, über Rücken des Seitengehänges ihren Weg finden, oder sie muß hart über dem Wasser an abschüssiger Halde entlang ziehen. Bei einer jener Umgehungen, noch im oberen Theile des Thales, kreuzten wir bei 2500 m eine Gypsformation, deren weiße Schluchten und abgewaschene kleine Kegel inmitten der großartigen metamorphischen Bildungen den Eindruck machten, als habe sich die Natur hier eine Spielerei erlaubt.

Wild und phantastisch, dem Verständniß des Geologen allein noch zugänglich, gestaltet sich das Thal da, wo seine bunt gewordenen Wände einander nahe gegenüber treten, der Fluß in der Tiefe einer Klamm rauscht und zwei natürliche Brücken die tobenden Fluthen überspannen. Ich betrat die obere dieser Brücken (2200 m), deren stark gewölbte Fläche eine Breite von vier, eine Länge von zehn Schritt besitzt, und hatte den Eindruck, in einer von Giganten betriebenen chemischen Fabrik zu stehn. Der Fluß hat sich in Conglomerat eingesägt, aus dessen Mauern ablagernde Quellen hervorbrechen; die Brücken selbst bestehen aus Kalksinter. Eine hochaufstrebende schwarze Wand bildet das rechte Ufer und bringt einen düstern Wechsel in die weißen und porphyrrothen Töne des anstoßenden Gesteins. Es schienen mir hier ausschließlich sedimentäre Bildungen vorzuliegen, Eruptivmassen ganz ausgeschlossen zu sein.

Auch die argentinische Seite der Cordillere besitzt eine natürliche Brücke gleicher Entstehung; sie ist unter dem Namen Puente del Inca bekannt. Tausende von Reitern, Lastthieren und Stücken Rindviehs ziehen Jahr aus Jahr ein über sie hin; denn die Incabrücke gehört der großen Uspallata-Straße an, welche die Kopfstationen der chilenischen und argentinischen Eisenbahn, Santa Rosa de los Andes und Mendoza, mit einander verbindet. Die Incabrücke ist von größeren Dimensionen, als die beiden Maipobrücken; ihre obere Fläche ist nicht gewölbt, sondern in den breiten Thalboden eingeebnet, in welchen der Fluß sich eingeschnitten hat; heiße Quellen treten in nächster Nähe aus; das Sintergestein bildet einige natürliche Badewannen, die dem Platz den Namen Baños del Inca eingebracht haben. Dieses Baños-Thal, um es kurz so zu nennen, ist ein Theil der bereits erwähnten, großen

Andesmulde, welche daselbst ein deutlich ausgesprochenes Längsthal bildet; es schiebt sich zwischen den Vulcan Maipo und den Aconcagua ein, und ich glaube seinen Ursprung in die Nordwestthalde des letzteren Berges verlegen zu müssen.

Eine Beschreibung des Weges zwischen Los Andes und Mendoza findet sich in dem inhaltreichen Buche des Freiherrn von Thielmann: Vier Wege durch Amerika. Ich selbst besuchte die Gegend nach Beendigung der eigentlichen Explorationen und bereicherte meine allgemeine Anschauung von der centralen Cordillere Argentiniens um so mehr, als mir Vergleiche zu Gebot standen.

Einen Durchbruch ganz anderer Art als den der natürlichen Brücken bildet der Maipofluß da, wo bereits Bäume auftreten, und das Niveau von 1500 m erreicht ist. Dort hat er sich eine romantische Schlucht aus weißem Granit geöffnet, gestattet aber einen Weg durch die großen Trümmerblöcke, deren scheinbar ganz frische Bruchflächen einen prächtigen Anblick gewähren; noch mehrere hundert Fuß über dem stattlich gewordenen Strom sind die ausspülenden Wirkungen des Wassers sichtbar. Die Spaltungsflächen laufen horizontal und vertical, so daß die Wände nicht selten einem Mauerwerk gleichen.

Am Ende der Schlucht gelangten wir in das Gebiet der ersten Culturen; und in überraschender Form trat uns das erste Zeichen menschlicher Betriebsamkeit entgegen; nämlich in der Form einer aus Eisendraht construirten Hängebrücke, welche wie hingehaucht über die granitene Klamm erschien. Die Indianer construirten in alten Zeiten Hängebrücken, und das, was wir hier vor uns sahen, mußte als eine autochthone Reminiscenz angesprochen werden, die durch europäische Eisenindustrie eine Verkörperung erfahren hatte. Die Brücke ist nicht länger, als das Wasser der Tiefe breit ist — 25 Schritt —, so steil fallen die Wände ab; trotzdem haben einige Bromeliaceen in ihren Rissen Wurzel zu schlagen vermocht. Eine großartige Felslandschaft aus Granit umgibt die zarte Brücke; ich wurde an die Via mala in Graubündten erinnert, die freilich nur Kalkwände zeigt, während das chilenische Analogon aus viel edlerem Material aufgebaut ist.

Die Thiere sträubten sich, den schwankenden, vier Schritt breiten Steg zu betreten, und mußten durch Steinwürfe hinaufgetrieben werden. Nun zogen wir in das bebaute und bewohnte Chile ein, das in dem Maipothal bis zu der Höhe von 1400 m aufreicht, also höher hinauf, als dies im Cachapualgebiet der Fall ist; aber doch noch immer nicht so hoch wie in gewissen Alpenthälern, wo selbst in 1800 m Culturen anzutreffen sind.

Dieser untere Lauf des Thales war es vornehmlich, der mich an einen Alpenabstieg nach Italien denken ließ; denn nun ging die andine Flora, deren allmälige Aenderung ich sorgsam verfolgt und durch Aneroidmessungen in gewisse Abschnitte gesondert hatte, in eine südeuropäische über. Der Boden bringt Wein, Pfirsiche, Feigen, Melonen hervor; auch Nußbäume fehlen nicht, wohl aber die herrlichen edlen Kastanien. Der bereits mächtig angeschwollene Fluß erhält seinen beträchtlichsten Zuwachs durch den Rio del Vulcan und den Rio del Yeso, die in geringen Abständen, bei 1350 und 1270 m Höhe, rechtsufrig einmünden. Die Thäler beider Nebenflüsse sind reich an Mineralien und Erzen. Der Name „Vulcan" bezieht sich auf den 6000 m hoch geschätzten Vulcan San José, der dem Ursprung des Thals angehört.

Erst als ich wieder unter Menschen stand, kam mir die Verwildertheit meines Zustandes zum Bewußtsein. Es ging mir beim Verlassen des Hochgebirges ähnlich wie es Adam ging, als er das Paradies verließ: ich schämte mich — freilich nicht des Mangels, sondern des Vorhandenseins meiner Kleider. Mein Gesicht war schwarzbraun geworden; die Hände spielten in mehreren Farben. Ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, mich im Maipobiwak mit warmem Wasser zu waschen und dann die trigonometrische Messung vorzunehmen, bei der die Hände ungeschützt arbeiten mußten. Die Folge war, daß die lederartig veränderte Haut in dem eiskalten Wind aufriß, und ich während des dreitägigen Rittes durch das Thal so heftige Schmerzen aushalten mußte, daß ein wundfieberartiger Zustand eintrat. Dazu kam noch eine Quetschwunde an der rechten Hand, so daß ich in den Biwaks kaum das Barometer aufstellen konnte. Ich eilte über San Bernardo und Rancagua an den Cachapual und erreichte die Hacienda von Cauquenes am 25. Januar 1883.

Der erste Bekannte, den ich sah, war Don Olegario Soto; ihm zuerst konnte ich erzählen, was ich mit seiner Hilfe durchgesetzt hatte. Er gab mir ein elegantes Gefährt, und mit diesem erreichte ich noch an demselben Tage die höher gelegenen Baños.

Erläuterung zu Seite 411 des vorstehenden Artikels.

Die folgende Tabelle mag dem Leser eine Vorstellung geben, wie sich der Luftdruck und der Siedepunkt des Wassers ändern, wenn man von der Meeresfläche successive zu 1000, 2000, ... 7000 m aufsteigt. Nur muß dabei festgehalten werden, daß Lufttemperatur, Luftdruck und Siedepunkt auch an demselben Ort hin und her schwanken, weil der Zustand der Atmosphäre stetem Wechsel unterliegt; daß also die berechneten Zahlen nur Durchschnittswerthe bedeuten können.

Meereshöhe in Metern.	Luftdruck in Millimetern.	Differenz in Millimetern.	Siedepunkt des Wassers in Centigraden.	Differenz in Centigraden.	Sauerstoffgehalt der Luft in Procenten der Sauerstoffmenge am Meeresspiegel.	Differenz.
0	762.0		100.0		100.0	
		89.7		3.5		11.8
1000	672.3		96.5		88.2	
		79.1		3.4		10.4
2000	593.2		93.1		77.8	
		69.8		3.3		9.2
3000	523.4		89.8		68.7	
		61.6		3.3		8.1
4000	461.8		86.5		60.6	
		54.3		3.2		7.1
5000	407.5		83.3		53.5	
		47.8		3.1		6.3
6000	359.7		80.2		47.2	
		42.3		3.0		5.5
7000	317.4		77.2		41.7	

Die Tabelle lehrt, daß das Barometer um so langsamer fällt, je höher die Zone liegt, in welcher man aufsteigt; innerhalb der ersten Kilometerzone (0 bis 1000 m) fällt es fast um 90, innerhalb der 7. Zone (6000—7000 m) nur um 42 Millimeter. Der Siedepunkt des Wassers dagegen sinkt in den verschieden hoch gelegenen Zonen gleicher Mächtigkeit viel gleichmäßiger: In der ersten Kilometerzone um 3.5 ° C., in der siebenten um 3.0 ° C. Berechnet man die Höhen, welche den Siedepunkten:

100 °, 99 °, 90 °, 89 °, 80 °, 79 ° 76 °, 75 °

entsprechen, so findet man, daß diese Höhen von Grad zu Grad um

286, 305, 326, 336 Meter
= 940, 1000, 1070, 1100 engl. Fuß

wachsen. Man darf also sagen, daß der Siedepunkt des Wassers im Durchschnitt um 1 ° C. sinkt, wenn die Höhe um 1000 e. Fuß wächst, — eine Angabe, die sich dem Gedächtniß leicht einprägt.

Wichtig für die Erkenntniß der Lebensbedingungen in großen Höhen ist die vorletzte Columne der Tabelle. Sie lehrt, daß der Sauerstoff, ohne welchen wir nicht leben können, zwar spärlicher und spärlicher wird, je höher wir steigen, daß aber die Abnahme selbst langsamer und langsamer erfolgt. Ein Aufsteigen in der tiefst gelegenen Kilometerzone entzieht uns 12 % des Sauerstoffs, welchen die Normalluft am Meeresspiegel enthält; in der Höhenzone des 7. Kilometers werden uns dagegen durch das Aufsteigen in ihr nur 5 % entzogen. Auf dem Gipfel des Maipo (5400 m) enthält die Luft etwa die Hälfte des Sauerstoffs, den sie in der Tiefe besitzt. Ich habe noch in einer Luft geathmet, welche 44 % von dem Sauerstoff der Normalluft enthielt und etwa 2 % mehr, als die Spitze des Aconcagua darbietet.

Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold.

Mit bisher ungedruckten Briefen H. Heine's.

Von

Prof. Dr. H. Hüffer.

In einem Testament, das Heine, von schwerem Siechthum schon befallen, am 27. September 1846 eigenhändig niederschrieb, findet sich folgende Bestimmung: „Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesammtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bestimmen, daß, stürbe ich, bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Hermann Detmold zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen..." Die Uebertragung einer so wichtigen Aufgabe schließt ein hohes Maß von Vertrauen auf die Freundschaft und die literarischen Fähigkeiten der beiden Männer in sich, und Jeder weiß, welche Stellung in Heine's Leben als Freund und Mitstrebender Heinrich Laube einnimmt. Ueber Detmold's Beziehungen zu dem Dichter ist dagegen so gut wie gar nichts bekannt. In der Strodtmann'schen Biographie wird er kaum erwähnt; und doch verdient er schon um seiner selbst willen, als ein so eigenthümlich begabter, in politischen und literarischen Angelegenheiten so häufig genannter Mann, daß auch sein Verhältniß zu Heine nicht im Dunkeln bleibe.

Durch die große Güte der Frau Legationsräthin Detmold in Göttingen wurden mir die Briefe Heine's, welche sich in dem Nachlasse ihres Gemahls befanden, zur Benutzung mitgetheilt, und es erscheint mir als eine Pflicht, von denselben Kenntniß zu geben, soweit nicht besondere Gründe einzelne wenig bedeutende Auslassungen nöthig machen. Freilich, es geschieht nicht mit dem gehobenen Gefühl, mit welchem man Schriftstücke veröffentlicht, die auf den Charakter und die Thätigkeit eines vorzüglichen Mannes ein neues, erfreuliches Licht werfen. Heine's Briefe kann man im Verhältniß zu seiner Persönlichkeit nur selten bedeutend nennen, und noch seltener machen sie einen erfreulichen Eindruck; persönliche Zänkereien, literarische Streitigkeiten, Klagen über wirkliche oder vermeinte Verfolgungen, Geldangelegenheiten nehmen eine gar zu umfangreiche Stelle ein. Was der Freund des Dichters — nicht bloß der Literarhistoriker — mit wirklicher Befriedigung liest, sind beinahe nur die Jugendbriefe

und Einiges aus den letzten Jahren, während welcher eine unvergleichliche Geisteskraft die Qualen der furchtbaren Krankheit überwindet. Von Heine's Briefen an Detmold gehören längst nicht alle unter die bevorzugte Zahl; aber die meisten setzen wesentliche Züge seines Charakters, entscheidende Ereignisse seines Lebens in ein deutlicheres Licht. Nicht immer in ein günstigeres Licht; aber sollen sie deshalb unterdrückt werden? Ich glaube nicht; denn große Dichter haben auch das mit den Königen gemein, daß sie in ihre Privatangelegenheiten einen genaueren Einblick gestatten müssen, als man gewöhnlichen Menschen zumuthen darf.

Für den Empfänger sind diese Briefe in mancher Beziehung nicht weniger bezeichnend als für den, der sie geschrieben hat. Was vor Allem auffällt, ist die fast unbedingte Anerkennung, welche Heine den Fähigkeiten des beinahe um zehn Jahre jüngeren Detmold zu Theil werden läßt, er, der gewöhnlich, selbst berühmten Freunden gegenüber, sich im Lobe eher sparsam als freigebig zeigte. Aber der Eindruck von Detmold's Persönlichkeit muß ein sehr bedeutender gewesen sein. Nirgendwo konnte man den kleinen Mann mit den scharf geschnittenen, geistvollen Zügen übersehen; darin stimmen Freunde und Gegner überein. Gewiß lohnte es die Mühe, aus den Berichten von Zeitgenossen und einem reichhaltigen literarischen Nachlaß ein genaueres Bild seines Wesens und Wirkens zu entwerfen; hier können wir nur herausheben, was für sein Verhältniß zu Heine von Bedeutung ist[1]).

Er war am 24. Juli 1807 zu Hannover geboren, der Sohn eines angesehenen, zum christlichen Glauben übergetretenen Arztes. Aus den folgenden Briefen sieht man, daß er zuerst in Göttingen, dann in Heidelberg die Rechte studirte. In Göttingen wurde er mit Heine's jüngstem Bruder, Max, bekannt; dieser und andere Göttinger Freunde mögen ihm Anregung oder Muth gegeben haben, sich im Frühling 1827 an den schon hochberühmten Verfasser des „Buches der Lieder" zu wenden: er bat um Förderung und Beurtheilung seiner schriftstellerischen Anfänge. Heine hatte sich bekanntlich Ende April 1827 zu einem längeren Aufenthalt nach England begeben und dann von London mehrere Ausflüge in das nahe Seebad Ramsgate gemacht[2]). Von hier aus beantwortete er auch Detmold's Brief in der freundlich eingehenden Weise, in welcher er mehrmals ähnliche Anfragen erwidert hat. Man wird die ertheilten Rathschläge nicht weniger verständig als wohlgemeint nennen müssen.

I.

Ramsgate d. 28 July 1827.

Mein lieber junger College! Ihren Brief aus Göttingen habe ich sehr spät erhalten. Er wurde mir etwas spät nach England nachgeschickt und hier spät überliefert. Er hat mir Freude gemacht.

Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, wenn man Ihnen vertraut, daß die Erstlingsprodukte, die jemand mir in Göttingen unter Ihrem Namen vorlas, einen

---

[1]) Ergänzungen bietet der Artikel „Detmold" von Frensdorff in der Allg. deutschen Biographie.

[2]) Strodtmann, Heine's Leben, 2. Ausgabe, I, 503. Aus den folgenden Briefen ergibt sich, daß es nicht bei einem einzigen vierzehntägigen Ausflug (Mitte Juni) geblieben ist.

ungewöhnlichen Eindruck auf mich machten. Indessen, ich gestehe Ihnen, war dieser Eindruck nicht von der freudigsten Art; es that mir leid, daß Ihr Talent sich nach jener Nachtseite der Poesie gewendet, die Hoffmann schon so leuchtend dargestellt; —

Eine leuchtende Nachtseite! Ich habe hier viel Umgang mit Irländern, und jedes Wort wird mir unter der Feder zum irländischen Bull.

Lassen Sie Hoffmann und seine Gespenster, die um so entsetzlicher sind, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spatziren gehn und sich wie unser einer betragen. Und Ich bin es, Heine ist es, der Ihnen diesen Rath giebt. Und ich gebe auch zugleich das Beyspiel, wie man sich aus jener Tiefe an den eigenen Haaren wieder heraufzieht. — Ich bin jetzt Oben, nämlich auf dem east-cliff zu Ramsgate, und sitze auf einem hohen Balkon, und während ich schreibe, schaue ich hinab auf das schöne weite Meer, dessen Wellen den Felsen hinanklimmen und mir die freudigste Musik in's Herz rauschen. Ich sage Ihnen das, damit Sie wissen, daß mein guter Rath aus einer schönen, gesunden Höhe herabkömmt. Ja, schicken Sie mir Ihre Producte, und ich will gern meine Meinung sagen. Schicken Sie sie unter der Addresse: an H. H. Dr. Jur. abzugeben bei Hoffmann & Campe in Hamburg. — Ich bin im Begriff, England, wo ich seit April gelebt, wieder zu verlassen, Brabant u. Holland zu durchstreifen und nach einigen Monathen nach Deutschland zurückzukehren. — Gern will ich Ihnen bei Ihrem Debut in's Publikum behülflich seyn. Ich rathe Ihnen, nicht unter eignem Namen aufzutreten, und es ist daher rathsam, daß Sie die Producte, die Sie für den ersten Druck bestimmt, nicht Ihren guten Freunden vorher mittheilen. Letztere können Ihnen auf keinen Fall nützen und auf jeden Fall schaden. Auch rathe ich, mit Prosa aufzutreten, und ich sähe gern, daß Sie mir mehr Prosa als Verse schickten. Erst in drei Monath kann mir Ihre Sendung zukommen, deßhalb haben Sie Zeit zum Schicken. — Leben Sie wohl und sammeln Sie viel reelle Kenntnisse. Dieser bedarf der Schriftsteller. — Ist mein Bruder noch in Göttingen, so gehen Sie zu Ihm und bringen ihm meinen Gruß, und allenfalls können Sie ihm was mich selbst betrifft aus diesem Briefe mittheilen. Sagen Sie ihm, ich schriebe ihm nicht, weil ich zu faul sey. — Es ist ein geistreicher Mensch, den ich sehr liebe.

Ihr ergebener
H. Heine.

Herrn Joh. Heinrich Detmold Wohlgeb. wohnt auf der untern Masch
beim Tischlermeister Kunckel in Göttingen.
franco. Königreich Hannover.

Am 8. August verließ Heine England; am 27. October reiste er, einer Einladung des Freiherrn von Cotta folgend, über Heidelberg und Stuttgart nach München, um dort die Leitung der „Allgemeinen politischen Annalen" zu übernehmen. In Heidelberg sah er seinen Bruder Max und gewiß auch Detmold, der mit dem neuen Semester die dortige Universität bezogen hatte. Detmold mag auch Zeuge jenes Vorfalls auf der Weibertreu bei Heilbronn gewesen sein, von dem ich früher in diesen Blättern Nachricht gegeben habe. Er hat dann gesehen, wie in dem Kreise heiter zechender Studenten plötzlich ein württembergischer Polizeibeamter erschien und den Dichter der „Reisebilder" herausfuchte, um ihn sofort über die Grenze zu verweisen[1]). Aus München erhielt Detmold Heine's zweiten Brief am 15. Februar 1828. Der dann folgende kurze Gruß ist auf die innere Seite des Umschlags eines Druckbogens geschrieben, nicht datirt, aber offenbar aus der ersten Hälfte des Juli, da Heine um die Mitte des Monats seine Reise nach Italien antrat.

[1]) Vgl. „Aus Heine's Jugendzeit", Deutsche Rundschau November 1874, I, 245 und „Mittheilungen über Heinrich Heine" Berlin 1878, S. 95.

II.

München d. 15. Febr. 1828.

Lieber Detmold! ich hab wahrhaftig nicht so viel Zeit und gesunde Zeit, um Ihnen so viel zu schreiben, wie ich wünschte. Ihr Brief hat mir Freude gemacht, ich bin mit dessen Inhalt einverstanden[1]). — — — —

— —

Ich bin noch immer am hiesigen Clima leidend. Stecke bis am Hals in Politik. Wenn Sie die allg. politischen Annalen lesen, finden Sie darin Spuren meiner Thätigkeit. Seyen Sie nur ohne Sorgen, diesen Sommer werfe ich mich wieder den Musen in die Arme. Wo werden Sie diesen Sommer seyn? — Ich habe jetzt Heinses Ardinghello gelesen, ebenfalls dessen: „Fiormona oder Briefe aus Italien". Ich bitte Sie, wenn Sie etwa den ganzen Heinse gelesen haben, schreiben Sie mir Ihre ganze Meinung über diesen Schriftsteller. Er ist einer jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentire, zu denen auch Sie gehören, und die einst den Olymp stürmen werden. Freilich die Zeit dieses Sieges ist noch lange nicht da; ich und Sie und die anderen Gleichzeitigen wir werden mit verdrießlich abgemühtem Herzen in's Grab steigen, doch mit der festeren Ueberzeugung, daß die Stärkeren unser Bestreben fortsetzen werden. Ich bin jetzt umlagert von Feinden und intriguirenden Pfaffen; mein schlimmster Feind ist meine schlechte Gesundheit. Vielleicht ändern sich die Dinge, ich gehe nach Italien, sammle mich, kehre gerüstet nach Norddeutschland zurück und bilde eine Schule. Es thut Noth, daß einer das Nöthige thue. — Schreiben Sie bald meinem Bruder, so sagen Sie ihm, daß ich ihm nächstens schreibe; ich rathe ihm Würzburg zu wählen, München ist nicht gut besetzt, sehr zerstreuend und hat ein niederträchtiges Clima, woran jeder der an Brust leidet, schwer zu tragen hat. Wenn Sie keine gute Brust haben, so bleiben Sie nur fern. Meine Adresse ist H. H. wohnt im Rechbergischen Palais auf der Hundskugel in München. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir oft u. entschuldigen Sie unregelmäßiges antworten. Ihr Freund

H. Heine.

Haben Sie gar kein poetisch starkes Talent unter den Heidelbergern entdeckt? Haben Sie kürzlich keine Bekannte von mir gesprochen? Ich lebe abgeschieden im äußersten Winkel Deutschlands.

III.

München, Juli 1828.

Guten Morgen! ich denk im Morgenblatt bald etwas von Ihnen zu lesen. Sie können der Redakzion desselben schreiben, daß ich Sie aufgefordert, ihr etwas zu schicken; denn Cotta ist mein sehr guter Freund. — Ich reise dieser Tage ab, meine Addresse ist dann H. H. abzugeben an die Liter. Artist. Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München. —

Es folgt ein langer Zwischenraum, ohne daß ein Brief von Heine an Detmold geschrieben oder erhalten wäre. Erst am 30. November 1830 beantwortet Heine, der sich seit einem Jahre wieder in Hamburg befand, einen wahrscheinlich noch 1829 geschriebenen Brief Detmold's. Das von Heine erwähnte Buch sind die „Nachträge zu den Reisebildern". Der Dichter befand sich schon unter dem Druck der Verhältnisse, die bald für sein Leben entscheidend wurden. Noch immer suchte er eine Anstellung in Deutschland, besonders in Preußen; aber für den Fall, daß der Versuch mißlingen sollte, nahm er eine Uebersiedlung nach Paris in Aussicht, obwohl er die nachtheiligen Folgen für seine Entwick-

[1]) Die vier folgenden Zeilen hat Detmold, der den Brief, wie es scheint, für den Abdruck bestimmte, unleserlich gemacht. — Die zuerst in Kreuznach 1803 anonym erschienene Schrift „Fiormona" wird Heinse öfters aber mit Unrecht zugeschrieben, vgl. Goedeke, Grundriß d. D. L. II. 6 ff.

lung deutlich genug voraussah. „Mein Streben geht dahin," schreibt er am 4. Januar 1831 an Varnhagen, „mir à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch nichts leisten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris, wo ich leider eine Rolle spielen müßte, wobei all mein künstlerisches Vermögen zu Grunde ginge, und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern konsakriert würde." Im Frühling 1831 wurde der Plan zur Ausführung gebracht; am 3. Mai langte Heine in Paris an. Leider findet sich aus den folgenden vier Jahren kein Brief an Detmold. Dieser hatte sich 1830 als Advocat in Hannover niedergelassen, blieb jedoch nach wie vor künstlerischen und literarischen Interessen zugewendet. Seine seltene Befähigung nach beiden Richtungen bewies er zum ersten Male in einer überaus witzigen, kleinen Schrift: „Anleitung zur Kunstkennerschaft oder Kunst, in drei Stunden ein Kenner zu werden". Sie wurde 1834 bei Gelegenheit der ersten Hannövrischen Gemäldeausstellung veröffentlicht; eine Ergänzung bildeten die in den Jahren 1834 und 1835 im Verein mit Osterwald und Anderen während der Ausstellungen in Hannover von ihm herausgegebenen „Hannövrischen Kunstblätter". Ein junger Mensch, der damals in seinen bescheidenen Anfängen hoch zu Detmold hinaufblickte, Franz Dingelstedt, hat kurz nachher von den Zuständen in Alt-Hannover eine Schilderung gegeben[1]). Einen besonderen Artikel widmet er der Kunstausstellung, und was er dabei von Detmold erzählt, bildet zu Heine's Aeußerungen eine so charakteristische Ergänzung, daß man es gern an dieser Stelle lesen wird. Nachdem er die Räume der Ausstellung, die vornehmen und schönen Besucher und Besucherinnen beschrieben hat, fährt er fort: „Ach, wir kamen uns diesen gegenüber recht klein und demüthig vor, wenn wir in unsere stille Fensternische gedrückt hinaus- und hineinblickten auf Kunst und Natur. Wir — nämlich Detmold und ich, derselbe kleine und plötzlich so groß gewordene Detmold, der das vortreffliche Büchlein bei Hahn hat drucken lassen: „Anleitung, binnen drei Stunden ein Kunstkenner zu werden", und der bis zum vorigen Jahre „Kunstblätter für die Hannoversche Ausstellung" herausgab, wie sie keine andere in Deutschland aufzuweisen hat. Wir begegneten uns jeden Morgen in der Kunstausstellung, und wenn er auch seit seinem Buche als eine öffentliche Autorität von einer Hälfte der Gesellschaft eben so eifrig aufgesucht wurde, als von der anderen geflohen, während ich in glücklicher Dunkelheit, wie in einem Faust's-Mantel, mitten unter ihnen stehen konnte, ohne bemerkt zu werden, so fanden wir doch immer eine ruhige Minute, worin wir mit einander austauschen konnten. Osterwald, derselbe Künstler, von dessen Hand die Copien im Kunstblatte geliefert wurden, bildete gewöhnlich in unserm Bunde den Dritten."

„Was Detmold als Kunstrichter und Kunstkenner war, beweisen seine Artikel; aber von der Originalität seines Wesens, von seinem bizarren Humor à la Pope, von dem ewig sprudelnden und ewig treffenden Witz seiner Unterhaltung

[1]) Vergl. Franz Dingelstedt, Wanderbuch, Leipzig 1839, I, 104. Der Herausgeber der „Rundschau" hatte die Güte, mich auf das kleine, beinahe vergessene Buch seines Freundes und Landsmannes aufmerksam zu machen.

können nur die zeugen, die in kleineren Kreisen zu Zeiten um ihn waren. Detmold hatte in Hannover auch eine starke Clique gegen sich, die ihn der Parteilichkeit, des bösartigen und übelwollenden Ironismus anklagte, allein die echten und tüchtigen Künstler in Hannover, die Reichmann, Laves, Bandel, Jacobs, Andreä und Andere, lassen gewiß seinem Gedächtnisse alle Gerechtigkeit widerfahren, mit der sie ihn, den Anwesenden, anerkannt haben. Und darum ist die andere Clique, wenn auch eine starke, dennoch eine sehr schwache!"

„Im Saale der Kunstausstellung mußte man Detmold sehen; das war sein Feld und seine Sphäre. Er sprach wenig, aber seine Worte waren Pfunde und waren Pfeile; er beobachtete nicht aus Profession und mit der Absicht eines Stadtpoeten, aber wenn er etwas gefunden, wußte er's köstlich wiederzugeben. „Hören Sie!" sagte er mir eines Morgens, indem er mich vor eine, im Tone etwas grün gehaltene Landschaft, ich weiß nicht mehr welches Künstlers zog, „hören Sie, zu welchem Wunsche könnte Sie das Ding da begeistern?" Ich verstand ihn nicht. „Wissen Sie, was eben die Frau von ... dabei geseufzt hat? Gott, hat sie geseufzt, die Landschaft möcht' ich besitzen, sie paßt so schön zu meinen grünen Möbeln." So etwas war Detmold eine innige Freude. Er trug es wie einen Schatz mit nach Hause in sein Parterre-Zimmerlein, worin neben einer wahrhaft künstlerischen Anordnung doch eine ausgesuchte Bequemlichkeit zu finden war. Andern Morgens wandelte dann der Fund in Gestalt einer bittern Note, ohne alle Anmerkung und Zuthat, in die Druckerei des Kunstblattes, und am nächsten Mittag schrie man in Hannover wieder Zeter über den „boshaften" Detmold. —

Es scheint u. s. w.

Es scheint, daß die Uebersendung der vorher erwähnten Schriften, Heine's Brief vom 22. März 1835 veranlaßt hat. Der Dichter, immer tiefer in politische Streitigkeiten verwickelt und doch mehr und mehr vereinsamt, ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, eine alte, noch immer werthvolle Verbindung wieder anzuknüpfen.

IV.

Hamburg, den 30. Nov. 1830.

Lieber Detmoldt!"

Wie kann ich mein langes Stillschweigen gegen Sie verantworten? Ihr letzter Brief traf mich in einem Zustand der äußersten Bedrängniß; ich hatte meine Noth nur den Kopf in die Höhe zu halten, und Winter und Frühling gingen dahin, ohne daß ich einem einzigen meiner Freunde schreiben konnte. Wozu Litaneyen, die nur betrüben konnten. Haben Sie mein Stillschweigen mißdeutet, so schmerzt es mich. Da ich Ihre Addresse nicht genau mehr im Kopf [habe], so will ich Ihres letzten Schreibens nur so erwähnen, daß es nichts bedeutet, wenn dieser Brief auch in fremde Hände geriethe. Ich sage Ihnen daher in der Kürze, daß das, was Sie mir geschickt, fast ganz meinen Beyfall hatte, und daß ich Ihre bescheidene Anfrage für überflüssig hielt. Die Hauptfragen im Leben muß man sich selbst beantworten — und beantwortet man sich wirklich selbst. Schicken Sie mir alles derart, was Sie haben, was sich unterdessen gewiß noch vermehrt hat, und aus dem Gebrauch, den ich dann davon mache, mögen Sie am besten erkennen, in wie weit es mir mit meinem Beyfall Ernst ist.

Meine sicherste Addresse ist noch immer: Dr. H. H. bey Witwe Heine geb. v. Geldern, Neuer Wall Nr. 28, Lit. D. in Hamburg. — Was Sie mir schreiben oder schicken wollen, bitte ich bald zu schreiben oder zu schicken, denn in 14 Tagen verläßt ein neues Buch von mir die Presse, und ich kann nicht ganz genau wissen, ob ich alsdann nicht den Reisebündel schnüren muß. In dieser bedenklichen Zeit, wo das Einschläferungsmittel von oben herab angewandt werden soll, um später um so sicherer zu reagiren, habe ich es für meine Pflicht gehalten, das Unumwundenste auszusprechen.

Leben Sie wohl und schreiben Sie bald Ihrem Freund

H. Heine.

Sr. Wohlgeboren Herrn Advocaten Joh. Herm. Detmold
grosse Duvenstrasse Nr. 358 in Hannover.

V.

Paris den 22. Merz 1835.

Lieber Detmoldt.

Dieser Brief ist nur die Taube, die Ihnen aus meiner Arche zufliegt mit einem Blatt im Munde; wenn Sie dieses Blatt richtig erhalten und mir wieder schreiben, mag eine regelmäßigere, sicherere Verbindung zwischen uns statt finden. Ich stehe mit niemanden in Briefwechsel, aus dem Grunde weil ich nur kurz antworte auf lange Briefe, die mir nie lang genug sind. Ihr aber, was Ihr nie bedenkt, seyd im geruhsamen Deutschland, wo jeder Tag 25 Stunden hat; ich aber bin an einem Ort, wo die Zeit sich selber kaum die Zeit nimmt zu verfließen. Ich habe hier gar keine Zeit. Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie viel zerstreuende Erscheinungen mich umwogen, wie viel Noth, Unsinn, Lebenskampf, Liebe, Haß und + mir um die Ohren sauft. Was Sie in Deutschland etwa von mir hören, ist nur ein gelindes Echo hiesiger Schwertschläge. Ich bitte, schreiben Sie mir viel und oft; in späteren, ruhigeren Tagen verspreche ich, gleiches mit gleichem zu vergelten. Wie wäre es, wenn Sie mir alle sechs Wochen einen sehr großen Brief über die politischen und literärischen Vorgänge in Norddeutschland schrieben, den ich in fortlaufender Reihe auf französisch übersetze und in die Revüe des deux mondes abdrucken lasse? Auf Verschwiegenheit von meiner Seite dürfen Sie rechnen. Sie dürfen sich in dieser Correspondenz ohne Gefahr ihrer ganzen Laune überlassen, und da Sie diese Mittheilungen ganz faktisch halten würden, wie es nöthig ist, so dürfen wir uns viel freudigen Spektakel dadurch versprechen. Ja, ich bitte Sie, beginnen Sie gleich, und machen Sie, daß ich bald den ersten Brief erhalte. Aus Vorsicht werde ich Ihnen meine Briefe immer über Hamburg schicken, und Sie addressiren die Ihrigen an Mr. Specht, employé de la poste, rue saint-Lazarre No. 106 à Paris. Versteht sich, Sie unterschreiben nie Ihren Namen, — schreiben aber desto deutlicher das Uebrige.

Für die Mittheilung Ihrer Kunstkennerkunst danke herzlich; das Büchlein ist vortrefflich geschrieben. In stylistischer Hinsicht gebe ich Ihnen das unbedingteste Lob, auch die Ironie ist vortrefflich, aber sie ist nicht immer Swiftisch genug durchgeführt; der Ernst hat Sie manchmal überrumpelt. Daß Sie sich als einen bedeutenden Schriftsteller plötzlich gezeigt, hat gewiß das Publikum sehr überrascht; für mich, liebster, hatte die Erscheinung nichts überraschendes. Ich wunderte mich vielmehr, daß Sie nicht früher aufgetreten sind. — Ich habe sehr oft an Sie gedacht und ich habe Sie immer zu den sehr wenigen Personen gezählt, denen mein Wirken und Schreiben immer klar war, und die den letzten Gedanken alles dessen, was ich treibe und schaffe, immer genau kennen und begreifen. In dieser Voraussetzung, oder vielmehr in dieser Überzeugung, schreibe ich Ihnen heute und verlange thätige Hülfleistung.

Ihr Freund H. Heine.

Gegen Ende des folgenden Jahres, im November 1836, machte Detmold einen Besuch in Paris, und die Verbindung zwischen beiden Männern wurde wahrscheinlich erst in dieser Zeit aus einer vorwiegend literarischen in eine persönliche umgewandelt. Detmold scheint genauer als irgend Jemand mit Heine's häuslichen Verhältnissen bekannt geworden zu sein, also auch mit der Frau, welcher eben jetzt wieder eine allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwendet.

Mathilde Mirat, seit 1834 mit Heine in Verbindung und seit dem 31. August 1841 seine Gattin, gehört seit dem 18. Februar 1883 den Abgeschiedenen an. Wie Christiane Vulpius ist sie in sehr verschiedener Weise beurtheilt worden. Heine hat ihr jederzeit eine uneigennützige Liebe bewiesen, die der edelsten Verbindung würdig gewesen wäre; auch kann man seine Ehe nicht unglücklich nennen. Mathilde besaß gute Eigenschaften, vor Allem die Eigenschaft, ihrem Manne zu gefallen; und ihre unverwüstliche Heiterkeit war ihm selbst in den schwersten Zeiten mehr ein Trost, als ihr oberflächlicher Leichtsinn eine Kränkung. Die Behauptung, sie habe nicht einmal schreiben gelernt, wird schon durch die wenigen Zeilen widerlegt, welche sie mit fester und nicht ungeübter Hand dem Briefe vom 26. Mai 1837 eingezeichnet hat. Aber was man auch anführen mag, um die sittliche Beurtheilung des Verhältnisses zu mildern und seine Folgen in ein günstiges Licht zu stellen, als Ergebniß bleibt immer das Bedauern, daß ein so ausgezeichneter Geist gerade da, wo er es am meisten hätte wünschen müssen, für seine eigentliche Bedeutung gar kein Verständniß gefunden hat. Für Freude und Leid, wie sie dieser Verbindung entsprangen, war Detmold Heine's Vertrauter. Er war auch nahe betheiligt bei einem Vorfalle, der durch Mathilde Mirat ohne ihre Schuld herbeigeführt, für den Dichter sehr gefährlich werden konnte. In französischen und deutschen Zeitungen wurde im Frühling 1837 von einem Duell berichtet, welches Heine für die Ehre der deutschen Nation bestanden haben sollte. Erst in letzter Zeit hat ein Augenzeuge den wirklichen Hergang aufgeklärt. Herr Dr. G. de Massarellos berichtet in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 7. December 1880: „Am 29. April 1837 kam in der Frühe mein Universitätsfreund Dr. Hermann Detmold in großer Aufregung zu mir und erzählte, daß er Tags zuvor mit unserm Freunde Heinrich Heine und dessen nunmehriger Wittwe, der damals reizend schönen Mathilde, im „Bœuf à la mode", rue des bons enfants, einem in jener Zeit sehr beliebten restaurant bourgeois, dinirt habe. An einem Nebentisch dinirten sechs französische Studenten. Diese verfehlten nun nicht, mit der schönen Nachbarin aufs Auffälligste zu kokettiren, und anzügliche Reden fallen zu lassen, bis endlich Heine in seiner bekanntlich grenzenlosen Eifersucht plötzlich aufstand und dem nächsten der jungen Herren eine eclatante Ohrfeige gab. Detmold machte dazu den Witz: Der Wirth habe auf seiner Speisekarte unter die Omelette soufflée nunmehr auch ein soufflet à la Heine zu setzen. Die jungen Leute sprangen auf und gingen mit Messern und Stühlen auf Heine los. Der Scandal war natürlich arg, bis endlich der Wirth, die Kellner und noch einige anwesende Gäste sich ins Mittel legten und Heine gegen seine sechs Angreifer in Schutz nahmen. Karten wurden dann ausgetauscht, und an Heine erging sofort eine Forderung auf Pistolen. Der Beleidigte war ein étudiant de

l'école de droit, de L., von altadeliger Familie. So die Erzählung Detmold's, mit welchem ich nun sofort zu Heine ging. Diesen fand ich sehr aufgeregt; er bat mich, den bösen Handel zu entwirren und ihm zu secundiren. Als zweiten Secundanten — Detmold war zu zartfühlend, um sich als Gibbosus eventuellen Spötteleien auszusetzen — wählten wir den jungen Grafen Gurowski, einen in der haute volée, zumal im Jockey-Club, sehr beliebten Polen ...." Die Parteien trafen sich am 1. Mai im Walde von St. Cloud. Heine's Secundanten, insbesondere den Bemühungen Massarellos', gelang es jedoch, den Streit beizulegen. Heine wurde sogar die persönliche Entschuldigung, zu welcher er sich bereit erklärt hatte, erlassen. Nicht lange darauf reiste er mit Mathilde an die See. Die zahlreichen Briefe aus den folgenden Monaten lassen deutlich erkennen, wie nahe die beiden Freunde jetzt verbunden waren. Auch das Verhältniß zu Mathilde zeigt sich in seiner ganzen Ursprünglichkeit, in jenen ungeduldigen, halb scherzend, halb im Ernst geäußerten Klagen, zwischen denen doch die Liebe immer wieder hervorbricht. Interessant sind endlich die literarischen Pläne, welche zur Sprache kommen, freilich meistens, ohne zu einem Ergebniß zu gelangen. Hat Detmold seine Absicht, über die Deutschen in Paris zu schreiben, zur Ausführung gebracht? Hat Heine ihm Beiträge dafür geliefert? Wahrscheinlich ist es nicht nach dem Briefe vom 29. Juli, in welchem Heine das Project noch einige Zeit zu verschieben bittet und die Charakteristik Spazier's, die er sich früher vorbehalten hatte, Detmold überläßt. Ueber Meyerbeer hat er sich in einer von ihm selbst herausgegebenen Schrift, den gleich zu erwähnenden Briefen an Lewald, damals noch durchaus freundlich und anerkennend ausgesprochen.

Detmold's Reise nach Paris hatte eine wesentliche Veranlassung in dem Wunsche, von der französischen Kunst und den neueren Kunstwerken durch eigene Anschauung Kenntniß zu erhalten. Ueber die Gemäldeausstellung oder den Salon des Jahres 1837 berichtet er in sechs ausführlichen Briefen, welche im Morgenblatt 1837 (vom Mai bis Juli, Nr. 109—115, 121—129, 150—155, 159—164) veröffentlicht wurden. Wer sie liest, wird sich nicht wundern, wenn Heine am 29. Juli schreibt, das Ganze spreche ihn gedruckt noch mehr an als geschrieben. Die Darstellung ist vortrefflich; noch heute, nach beinahe fünfzig Jahren, hat sie wenig von ihrem Reiz verloren. Aus Heine's Lob und daraus, daß er die Briefe im Manuscript gelesen hatte, darf man nicht schließen, daß der Verfasser von ihm abhängig sei. Form und Inhalt unterscheiden sich wesentlich von verwandten Arbeiten Heine's: von den Berichten über den Salon von 1831, 1833 und 1843. Während Heine einige Meister ausschließlich hervorhebt, sucht Detmold von der gesammten Ausstellung einen Begriff zu geben, charakterisirt freilich auch einzelne Maler und beschreibt ihre Bilder so anschaulich, daß man sie vor sich zu sehen glaubt. Die Sprache, belebt, geistreich, witzig, hat doch nicht den leisesten Anflug von Heine'scher Leichtfertigkeit; Alles, was dem Gebiete des Religiösen und Sittlichen angehört, wird nie anders als mit Ernst und Würde behandelt. Sehr geschickt verknüpfen sich mit der Darstellung des Salons von 1837 allgemeinere Betrachtungen über die französische Kunst und den französischen Volkscharakter. Bereitwillig wird das Vortreffliche anerkannt, aber nicht mit übertriebenem Lobe bedacht, und das Bedenkliche und Tadelnswerthe ebenso

wenig verschwiegen, als Heine dergleichen zu verschweigen pflegt. Denn nichts ist weniger gerechtfertigt als die Beschuldigung, Heine habe aus Mangel an Vaterlandsliebe Deutschland geschmäht und für Frankreich eine schmeichelnde Bewunderung gezeigt. Im Gegentheil: eher könnte man die Langmuth der Franzosen bewundern, welche so herbe und, ich glaube, zu herbe Urtheile über ihre Eitelkeit und Leichtfertigkeit, über Mangel an tieferem Gefühl und deshalb an der höchsten künstlerischen Begabung geduldig, ja als Aeußerungen eines Freundes sich gefallen ließen. Manches, was Detmold in ähnlicher Weise äußert, mag aus dem Meinungsaustausch der beiden Freunde hervorgegangen sein; man empfindet es insbesondere, wenn man mit Detmold's Berichten über den Salon eine ungefähr gleichzeitige Schrift Heine's, die vertrauten Briefe an Lewald über die französische Bühne (Werke XI, 129 ff.), vergleicht. Wahrscheinlich darf man in denselben einen Einfluß Detmold's erkennen; sagt doch Heine selbst, er habe sie „in der Art von Detmold's Salon" geschrieben. Unzweifelhaft gehören sie zum Geistreichsten, was er überhaupt geschrieben hat. Das französische Theater der Gegenwart bietet ihm Veranlassung, sich in Gedanken über das Wesen der Schauspielkunst und der Oper, über Dichter und Componisten, und was ihm sonst am Herzen liegt, zu ergehen, zuweilen so weit, daß er den Ausgangspunkt aus den Augen verliert, was man von Detmold's Ausführungen niemals sagen kann. Auf dem Titel tragen die Briefe an Lewald den Zusatz „geschrieben im Mai 1837 in einem Dorfe bei Paris". Aber was Heine an Detmold schreibt, beweist, daß wenigstens für die meisten diese Bezeichnung nicht zutrifft. Sie sind erst im Sommer, nicht in einem Dorfe bei Paris, sondern an der See in Granville verfaßt. Heine verräth es selbst an einer Stelle. Da, wo er erzählt, wie oft er, eigentlich gegen seine Neigung, die Theater besucht habe, setzt er (S. 196) hinzu: „Der Dr. Detmold aus Hannover, der den verflossenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn die Stücke auch noch so einschläfernd. Wir haben viel zusammen gelacht und kritisiert und medisiert". Die Stelle, eine Art von Ehrendenkmal für die frisch blühende Freundschaft, ist allem Anscheine nach nicht vor Detmold's Abreise geschrieben. Denn von einem Manne, der sich noch in Paris aufhält, wird man schwerlich sagen: „Detmold, der den Winter in Paris zubrachte".

VI.

Granville, wahrscheinlich d. 26. des Wonnemonds 1837.

Liebster Detmoldt.

Seit drei Tagen bin ich hier und weiß noch nicht, ob ich hier bleibe. Das hängt davon ab, ob ich ein wöhnliches Appartement finde. Manche Annehmlichkeit bietet der Ort, und, was die Hauptsache, der Strand ist gut zum Baden. Meine atra cura .... befindet sich wohl, vergnügt und führt sich gut auf, über Erwarten gut. Kindisch amüsirt es sie am Strande die hübschen Muscheln zu suchen. Erst morgen oder übermorgen kann ich Ihnen sagen, ob ich hier bleibe. Beständig sprechen wir von Ihnen.

nous parlons toujours de vous, et je vous salue avec beaucoup d'amitié. Si nous restons ici il faut que vous venez nous rejoindre. Mathilde.

d. 28. Mai.

Liebster Detmoldt! Ich habe mich endlich entschlossen, hier zu bleiben, obgleich ich noch kein passendes Appartement gefunden. Es ist aber alles hier sehr gut. Das

Leben ist hier spottwohlfeil, und mein Hauskreuz gefällt sich hier außerordentlich, und ich glaube es aushalten zu können. Ich kann Sie heute mit sehr gutem Gewissen einladen, hierher zu kommen. Wenn Sie dieses nemlich ausführen wollen und über Havre reisen, so bringt Sie in Caen ein Dampfboth binnen $3^1/_2$ Stunden nach dem Havre. — Den Brief für Cotta werde ich in keinem Falle vergessen.

Ich bitte Sie, zu meinem Portier zu gehn und ihm zu sagen, daß er alle einlaufenden Briefe an mich hieher schicken soll, nemlich à Mr. Heine, poste restante, à Granville (Département de la Manche). Da weder er noch die Portière schreiben können, so bitte ich Sie, auf meine Briefe, die etwa für mich dort liegen, diese Addresse zu schreiben und sie auf die Post zu legen. — Zugleich bitte ich Sie, mir zu sagen, ob Sie etwas, das mich interessiren möchte, in französischen oder deutschen Journalen gelesen; denn hier sehe ich auch nicht einmal französische Blätter. — Ich befinde mich ganz wohl und arbeite. Kommen Sie nur her, und ich verspreche Ihnen, daß auch Sie viel arbeiten und wenig ausgeben werden. — Fragen Sie Cohn, ob meine Wechsel acceptirt worden sind, und grüßen Sie ihn mir recht freundschaftlich. — Ins Theater brauche ich nicht mehr zu gehn, dafür muß ich aber ins Frühlingswetter spazieren gehn. Grüne Bäume ennuyiren eben so gut wie Vaudeville. Nächst der Kunst giebt es nichts Schrecklicheres als die Natur. Ihr Freund Heine.

Wichtiges Post Scriptum.

Ich bitte Sie, lieber Detmoldt, gehen Sie zu der Marchande de Mode rue Faubourg Montmartre, wo meine Kleine ihre Mützen zu kaufen pflegt, und wo ich einst ihre Eifersucht erregte. Der Modistin sagen Sie, daß Sie zwei Mützen (bonnet) verlangten für die Dame rue Cadet No. 18, welche Sie ihr in die Provinz nachschicken müßten. Eine Mütze rose avec des fleurs couleur de rose et un bonnet jaune paille avec des fleurs de la même couleur. Band und Blumen nicht ausgespreitzt, sondern vielmehr eng anliegend, damit das Gesicht nicht sein Oval verliert. Die Modistin wird Ihnen diese Mützen auswählen helfen, oder auf Bestellung anfertigen und gehörig einpacken, daß Sie sie auf die Post geben können, an die Addresse: Mr. Heine, à Granville, Département de la Manche, logeant dans les trois couronnes. Das ausgelegte Geld werde ich, im Fall Sie hieherkommen, Ihnen hier zurückgeben, oder, wenn Sie nicht kommen wollen, lassen Sie es sich für meine Rechnung von Cohn geben. — Aber kommen Sie hieher, das wäre am hübschesten. Ist ein Paquet (wahrscheinlich einige Bogen meines Buches) bei der Portière angekommen, so können Sie es den Mützen beypacken. Ihr Freund H. H.

Monsieur Mr. Herman Dettmoldt aux soins de Mr. Jules Cohen
rue Faubourg Poissonnière Nr. 15. Paris.

VII.

Granville d 14 Juni 1837.

Liebster Detmoldt! Ihren Brief v. 11ten sowie auch den Brief, worin Sie mir die Absendung der Kiste anzeigten, und die Kiste mit den Mützen selbst habe ich richtig erhalten und sage Ihnen Dank für diese freundschaftlichen Bemühungen. Die Mützen haben großen Beyfall gefunden, und ich bin beauftragt, Ihnen für diese, sowie für Ihre zwey liebenswürdigen Handschreiben an Mathilde im Nahmen derselben den rührendsten Dank abzustatten. Wir befinden uns wohl und heiter, gefallen uns hier und werden wohl lange hierbleiben. Sie dürfen daher Ihre Briefe immer poste restante hierher addressiren; abreisenden falls werden sie uns nachgeschickt von der hiesigen Post. Sie aber werden sobald Paris nicht verlassen. Ich hoffe Sie benutzen die Eröffnung des Musée de Versailles, um darüber zu schreiben. Dieses und das spanische Museum dürfen Sie nicht unbesprochen lassen. Das muß ihren Salon kompletiren. — Was mich betrifft, so sitze ich bis am Hals in einer Arbeit, die ich in 8 Tagen fertig habe; ich habe nemlich an Lewald versprochen, ihm einen großen Beytrag zu seiner Theater-Revüe sobald als möglich zu überschicken; es werden etwa 5 bis 6 Bogen seyn, humoristisch reflektirenden Inhalts.

Ihr Angehen in Betreff der dortigen Deutschen kommt mir daher in diesem Augenblick etwas ungelegen. Mein Rath ist folgender: Sie schreiben den Aufsatz, bearbeiten die Personen die Sie bereits kennen; Sie schreiben den Anfang des Aufsatzes und Schwanz, schreiben auch über mich, lassen mir aber in der Mitte des Aufsatzes Platz zur kurzen Signalisirung folgender Personen: Trapel (dieser schreibt in der Abendzeitung unter dem Namen Lenz) Spazier (dieser ist der niederträchtigste Schuft den ich auf dieser Erde gesehen habe) Donndorf, Pistor; Duisberg, Savoie, Bornstedt (dieser muß sehr gelobt werden, damit man ihn für den Verfasser des Artikels halte) Heideloff. der Buchhändler, Colloff, Venedey (beide sind freilich exilirt) Mainzer (ein honetter Kerl). Schreiben Sie nicht über Koreff, denn ich weiß, daß Sie nicht gut von ihm denken; über Meyerbeer dürfen Sie nur Günstiges sagen, über Rothschild können Sie sagen, was sie wollen, soviel Maliziöses sie wollen; die Herzogin Helene loben Sie auf preußische Weise und lassen merken, daß Sie sich ihr vorstellen lassen. Kennen Sie Professor Hase? über diesen so wie über Depping sprechen Sie! — Also Sie schreiben den Aufsatz dergestalt, daß ich die obigen Signalemente selber einflicken kann. Ehrlich gestanden, denke ich jetzt so ungern an die Kerle. — Zu Ihrer Nachricht: Laube giebt die Redakzion der Mitternachtzeitung ab. — Ich empfehle Ihnen die hannöv. Zeitung[1]).

Detmold ist offenbar nicht nach Granville gegangen. Schon am 19. Juli schrieb er wieder aus Hannover an Heine. Die politischen Unruhen in seinem Vaterlande, die gewaltsame Aufhebung der hannövrischen Verfassung durch den König Ernst August mögen seine Rückreise beschleunigt haben. Ungefähr zur selben Zeit, am 18. Juli, traf Heine wieder in Paris ein. Die folgenden vier Briefe sind insbesondere interessant durch die Mittheilungen über die „jungdeutsche Anthologie", welche Heine in Gemeinschaft mit Detmold herausgeben wollte. Ueber diesen Plan ist sonst gar nichts bekannt geworden, obgleich er mit anderen Bestrebungen Heine's in naher Verbindung steht; denn 1836 war die zweite Auflage der „romantischen Schule" erschienen, beinahe um ein Drittel vermehrt durch die eingehende Charakteristik der jungdeutschen Poeten. Zu dieser Literargeschichte sollte die Anthologie gewissermaßen die Belegstellen bringen und dadurch den Eindruck verstärken.

Man sieht ferner schon in diesen Briefen, wie Heine sich Detmold's zu bedienen suchte, um zunächst auf seinen Bruder Max und durch diesen auf Salomon Heine zu wirken. Schon der Umweg läßt das Verhältniß zu dem reichen Onkel keineswegs in erfreulichem Lichte erscheinen.

Heine's Vater und die ganze Familie hatten dem Hamburger Millionär Vieles zu danken, der Dichter insbesondere die Mittel, die ihm den Weg von der Wechselbank zu den Universitäten Bonn und Göttingen eröffneten. Aber wenn es dem Jüngling nicht zur Unehre gereicht, von fremder Unterstützung abzuhängen, für den Mann wird es selten ohne Nachtheil bleiben. Schon aus diesem Grunde muß man Heine's Uebersiedelung nach Paris ein Unglück nennen, denn sie raubte ihm für immer die Möglichkeit, unabhängig, auf eigenen Füßen zu stehen. Er selbst empfand das Drückende, Unwürdige seiner Lage, und indem er dann dem Onkel gegenüber das Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit um so entschiedener zum Ausdruck brachte, mußte es nothwendig zu Gegensätzen und

[1]) Hier schließt das erste Quartblatt. Adresse und Schluß des Briefes haben sich auf dem abgerissenen zweiten Blatt des Bogens befunden, welches fehlt.

Zerwürfnissen kommen. Ein Zerwürfniß war auch im Herbst 1836 eingetreten. Heine stand in Gefahr, die von dem Onkel ihm ausgesetzte Jahresrente von 4000 Francs zu verlieren. Dazu kamen andere Unglücksfälle: Verlust hinterlegter Gelder, Insolvenz eines Freundes, für den er gebürgt hatte; er mußte durchaus versuchen, die Gunst des Onkels wieder zu gewinnen. Detmold hat ohne Zweifel, so wie Heine wünschte, dafür gewirkt, und durch Vermittlung des Bruders Maximilian kam denn auch eine Aussöhnung zu Stande. Im September 1838 wurde sogar, bei einem Besuche Salomon Heine's in Paris, die Pension auf 4800 Francs erhöht, die nach dem Tode des Dichters zur Hälfte auf seine Wittwe übergehen sollten. Heine mochte sich gesichert glauben, aber wie bitter er sich täuschte, wird gerade aus den späteren Briefen an Detmold nur zu deutlich.

Das in dem Briefe vom 29. Juli noch immer vergeblich erwartete Buch ist der dritte Theil des „Salon", der die Angriffe Menzel's zurückweisen sollte. Schon am 2. Juni erkundigt sich Heine bei Lewald: „Ist mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer? Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und viel." Nicht mit Unrecht hegte Heine gegen Menzel und den Gießener Censor Adrian den Verdacht, daß sie das Erscheinen seines Buches zu verhindern suchten. Adrian verzögerte Monate lang das Imprimatur und machte indessen, um eine Beschlagnahme herbeizuführen, im „Phönix" bekannt, daß der Druck in Gießen begonnen habe. Der Vorrede gegen Menzel weigerte er die Druckerlaubniß ganz und gar; sie konnte erst später, als besondere Broschüre unter dem Titel: „Ueber den Denunzianten" erscheinen[1]). Von Heine's Erbitterung zeugt der dem Briefe vom 3. October beigelegte Artikel gegen Menzel. Ein Brief an Campe von demselben Tage erhielt eine ganz ähnliche Beilage.

VIII.

Paris d. 29. July 1837

Theurer Freund! den Brief den Sie vor Ihrer Abreise nach Granville geschickt, so wie auch Ihren aus Hannover den 19. July datirten Brief habe ich richtig erhalten. Seit 10 Tagen befinde ich mich in Paris und reise übermorgen nach Boulogne sur mer, wohin Sie mir Ihre Briefe poste restante addressiren können. In Granville lebte ich 2 Monath froh und glücklich, da ward Mathilde krank, und ich mußte, der Vorsorge wegen, wegen Mangel an guten Aerzten, mit ihr zurück nach Paris reisen, wo wieder mein altes Elend begann. — — — — Im Ende des Julius im heißen Schauspielhaus 4 Vaudeville! O Gott, Du schickst den Winter nach den Kleidern aber nicht den Sommer! Dazu kommt ein finanzielles Unglück, welches zu weitläuftig zum Erzählen, mich aber aufs kummervollste berührt. Es ist wirklich sonderbar, daß ich in der letzten Zeit so viel Finanzunglück habe. Kaum ordne ich meine Geschäfte mit dem strengsten Ernst, so brouillirt sie wieder der unvorhergesehenste Zufall. Überall vermissen wir Sie hier. Als wir Sie bei unserer Rückkehr nicht fanden, ward uns zu Muthe, als hätten wir Sie aufs neue verloren. Mathilde spricht beständig von Ihnen; dies tolle aber gesunde Herz hat Ihren Werth ganz empfunden, und ich habe daran meine wehmüthige Freude. Seit unserer Trennung bin ich wieder allein.

Ich arbeite ziemlich viel, so viel es meine Wirnisse und Störungen vertragen. Daß auch Sie in Arbeitszug gerathen, freut mich. „Die Deutschen in Paris" können Sie der Hannöv. Zeitg. nicht geben, denn der Hauptlump, der infamste Schurke, den

[1]) S. W. XIV, 49. Strodtmann a. a. O. II, 193.

Sie brandmarken müßten, der elende Spazier, ist der Pariser Correspondent in der Hannöv. Zeitung. Ich bitte, lassen Sie das Projekt noch einige Zeit anstehen, bis ich Ihnen aus Boulogne mehr darüber geschrieben habe.

Ueber mein Buch habe ich von Hamburg noch keine Zeile Nachricht — Der Teufel weiß, ob Menzel, der durch den feigen Censor Adrian von der Vorrede Wind bekommen, nicht außerordentliche Mittel ins Werk gesetzt hat, um die Bombe aufzuhalten. Schreiben Sie mir darüber umgehend: poste restante à Boulogne sur mer en France. Max ist in Hamburg zum Besuche bei meiner Familie. Vor etwa 5 Wochen erhielt ich Brief von ihm aus Hamburg, worin er mir schrieb daß er ungefähr 3 Monath dableibe. Wenn Sie ihm daher dorthin baldigst schreiben, trifft ihn Ihr Brief. Er steht dort in höchster Gunst bey meinem Oheim, und es wäre möglich, daß Ihr Brief, worin Sie ihm über mich Nachricht geben, zu meinem Heile wirken kann. Sie müssen ihm nemlich die Seele heiß machen, daß er alles aufbietet, mich mit meinem Oheim zu versöhnen und mir bei demselben ein Jahrgeld auszuwirken. Den! wahren! Grund, warum meine Finanzen so schlecht stehen, dürfen Sie freylich nicht merken lassen, aber das Faktum, daß ich in der größten Geldnoth bin, und die erschütterndsten Folgen daraus zu befürchten stehen, müssen Sie so pragmatisch hinstellen, daß diese Geldnoth, nur durch edles Unglück entstanden, eben zu meinem Vortheil spricht. In der That, Sie dürfen gestehen, daß ich um alle Früchte meines Fleißes geprellt worden, daß ich alles verkauft habe, um meine Schulden zu bezahlen, daß ich alle fremde Unterstützungshülfe abgelehnt, daß ich mich vergebens an meinen Onkel gewendet (das ist nicht wahr), daß Sie vernommen hätten, wie unbarmherzig mein Oheim mir alle Hülfe entzogen (das ist auch nicht wahr) — kurz Sie schreiben ihm einen Brief, womit er bei meinem Oheim, welcher empört seyn wird, daß man ihn solcher Lieblosigkeit fälschlich beschuldigt, etwas ausrichten kann. Aber thun Sie es umgehend und geben den Brief an Stieglitz, damit dieser ihn an meinen Oheim schickt zur Beförderung an Max; dieser wohnt nemlich bey ihm auf dem Lande.

Sie sehen, Ihr Unterricht hat gefruchtet; wenn auf diesem Wege keine Hülfe kommt, so hab ich mein Latein verloren.

Für Lewald's Theaterrevüe habe ich in Granville eine Reihe Briefe, in der Art Ihres Salons, geschrieben, etwa 12 Bogen Reisebilderformat. Ich werde dies Jahr noch 40 Bogen schreiben. — Wird unser Projekt der Literaturauszüge nicht zu Stande kommen? — Börne scheint wirklich jetzt von den Deutschen kanonisirt zu werden. Dieser ehrliche Mann ist dennoch mit Verläumdungen, die er der Welt über mich insinuirt hat, ins Grab gegangen. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich mein Stillschweigen über ihn breche. — Nächstens mehr hierüber.

Den Schwanz Ihres Salons habe ich im Morgenblatt gelesen; das Ganze spricht mich gedruckt noch mehr an als geschrieben. Die zusammengestellten Kunstartikel werden ein interessantes Büchlein bilden, und ich bitte Sie, dazu eine sehr geistreiche Vorrede zu schreiben. — An Max müssen Sie streng und heilig befehlen, daß er von dem Inhalt Ihres Briefes meiner Mutter nichts merken läßt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich von Boulogne einige Zeit nach London reise. Haben Sie mir in dieser Beziehung keinen Wink zu geben? — Cohn habe ich hier mehrmals gesehen; er steckt bis an die Ohren im simonismus; er zweifelt zuweilen an dem moralischen Werth seiner Gottheit!

Ich habe in Granville nur zwei Bäder genommen und freue mich sehr auf den Wellenschlag von Boulogne. Ich habe das Baden diesmal sehr nöthig; meine linke Hand magert täglich mehr und mehr ab und stirbt zusehens. — Leben Sie wohl. Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit — für das Übrige wird der Zufall Sorge tragen. Mathilde grüßt. Wir lieben Sie sehr.

H. Heine.

Monsieur Mr. Hermann Detmold, Advocat à Hanovre,
royaume d'Hanover en Allemagne.

[Bemerkung Detmold's:] beantwortet 4. Aug. 1837.

IX.

Paris d. 17. Sept. 1837.

Liebster Detmoldt! Ihre zwey Briefe, so wohl den, welchen Sie nach Boulogne addressirt, als auch den letzten, den Sie hieher gehen lassen, habe ich richtig erhalten; den zweiten vorgestern. Ich bin in Boulogne nur drey Tage geblieben, weil meine Dame dort sich sehr mißfiel. In Havre blieb ich 4 Wochen und wäre vielleicht noch dort, wenn ich nicht plötzlich ein Augenübel bekommen, woran ich zu erblinden fürchtete. Ich konnte nicht mehr sehen noch schreiben; doch der Dr. Sichel hier hat mich so weit hergestellt, daß ich Beides, Schreiben aber nur mit saurer Mühe, wieder vermöge. Indem ich Ihnen schreibe, sehe ich kaum meine Buchstaben. — Mathilde hat sich auf der Reise gut aufgeführt, nur in Paris ist sie schwer zu ertragen. — Dank, herzlichen Dank für alle die Freundessorge, die sich so liebevoll in Ihrem Briefe ausspricht. Sie sind aber auch der Einzige, dem ich vertraue. — Daß Cotta Sie so schlecht bezahlt hat, ist empörend; 4 Carolin pflegt das gewöhnliche Honorar für das Morgenblatt zu seyn. Ich werde ihm schreiben, daß ich Ihnen wenigstens 4 Carolin garantirt habe. Unseren Plan, eine Compilazion deutscher guter Schriftsteller zu veranstalten, habe ich nicht fahren gelassen und heute habe ich darüber wieder mit Heideloff hie selbst gesprochen, der auf das Unternehmen begierig eingeht und der ohne Zweifel meine Bedingungen eingehen wird — die er von mir bestimmt zu wissen verlangt. Er wünscht, eine Ausgabe in zwey großen Bänden zu machen, nach dem Maßstabe des Cottaschen Schiller's in 2 Bänden, den Sie kennen, und er rechnet auf 80 Druckbogen jenes großen Formats; er würde sich vielleicht auch auf 100, wenigstens auf 90 Druckbogen verstehen. Dann verlangt er — was aber für mich das Bedenksamste — eine Vorrede von 1 Druckbogen (— das wäre mehr als 5 Druckbogen Reisebilder-Text). Ich habe ihm gesagt, daß ich mit Ihnen in Gemeinschaft dies Unternehmen ausführen würde, daß Sie mir dort in Hannover die Excerpte der deutschen Autoren, versehen mit kurzgefaßten biographischen Notizen, hieher schicken würden, und daß ich Ihnen erst schreiben müsse, um zu wissen, auf welches Honorar Sie dabey rechnen.

Ich bitte Sie daher, schreiben Sie mir einen ostensibelen Brief, worin Sie für das erwähnte Geschäft 40 Napoleond'or fordern, denn ich glaube nicht, daß er [mehr] als 1 Napoleon für den Druckbogen im Ganzen giebt, und ich sehe zu, daß er mir das, was ich eigens dazu schreibe, nach dem Maßstabe, das mir Campe oder Cotta für einen so großen Druckbogen bezahlen würden, honorirt. Zugleich (in demselben Brief) schicken Sie mir eine Uebersicht von dem, was sie in dem Werke aufnehmen würden, und dieses kann uns beiden zugleich als Grundlage dienen, damit ich genau weiß, was Sie zu geben beabsichtigen, und was ich entweder abzulehnen oder hinzuzurathen habe. Ich bin der Meinung, man giebt nicht viel Gedichte, etwa 1/8 des Werks füllend, und meistens Gedichte neuerer Autoren und griechisch heiteren Inhalts, von christlich trübseligen Gedichten nur wenige. Ueberhaupt Beförderung weltpatriotischer, gefühlsfreyer, hellenischer Richtung. Im selben Sinne sind die prosaischen Stücke zu wählen. Die gewählten älteren Autoren müssen in der Gesinnung eine Morgendämmerung des jungen Deutschlands zu seyn scheinen, und ich beabsichtige, dem heutigen jungen Deutschland am Schluß fast über 1/4 des ganzen Buchraumes zu weihen. Sie werden daher gleich anführen, was von diesen Autoren zu geben ist. Auch die untergeordnetsten Geister dieser Richtung werde ich mittheilen, theils um zu zeigen, daß die Heerde recht zahlreich sey, theils auch um der eignen Parthey Vorschub zu leisten. So verliert das Buch den Charakter einer gewöhnlichen Compilazion und wird durch höhere Zwecke geadelt. Von diesem Gesichtspunkte aus machen Sie die Liste in dem ostensibelen Briefe. Nicht bloß Bücher sondern auch aus Zeitschriften muß excerpirt werden. — Ich denke die Sache kommt unverzüglich in Ordnung. Den Druck werde hier selber fürveilliren. — Ich kann heute noch wenig sehen, sonst würde Ihnen mehr schreiben, besonders in Beziehung auf meinen Oheim und Maxens Verwendung bey demselben. Ich habe meinem Oheim selbst geschrieben, ganz wie

Max den Brief verlangte, bis jetzt aber habe ich noch keine Zeile Resultat erfahren. Anbey erhalten Sie ein Blatt des Telegrafen, worin Gutzkow, zwar in guter Absicht, aber mit empörender Rohheit meine persönlichen Bedrängnisse bespricht. Ich will mich nicht darüber ärgern, sondern eben dieses Blatt zu meinem Vortheil exploitiren. Schicken Sie es nemlich umgehend an Max (ohne ihm im Mindesten zu sagen, daß Sie es von mir erhalten haben) und bemerken Sie ihm, daß es vielleicht für mich nützlich wäre, wenn mein Oheim dieses Blatt liest und dadurch bewogen würde, den Wünschen der öffentlichen Meinung entgegen zu kommen und mir eben jetzt eine offenkundige Jahresunterstützung zu bewilligen. Vielleicht verdanke ich der gekitzelten Eitelkeit, was mir von besseren Gefühlen nicht erwirkt wird. In diesem Sinne wäre es gut, wenn Sie an Max noch einmal schrieben; auf jeden Fall, bey Leibe, verschweigen Sie ihm, daß ich Ihnen ob dergleichen widerwärtigen Dingen geschrieben habe; nur durch dritte Hand wüßten Sie die Steigerung meiner Nöthen und Drangsale. — Leben Sie wohl.

Ihr getreuer halbblinder Freund
H. Heine.

Meine Addresse ist immer
Cité Bergère No. 3.

[Bemerkung Detmold's:] schrieb an Max Heine den 23. September,
schrieb an Heinrich Heine den 25. September.

X.

Paris den 3. October 1837.

Theuerster Freund! Ihren Brief v. 21. [25?] Sept. habe ich richtig empfangen. Mein Bruder wird Ihren Brief nicht mehr in Hamburg erhalten haben, da er, wie ich höre, zur Naturforscherey nach Prag gereist ist. Ich habe noch keine Antwort von ihm. — Mit meinen Augen geht es gut, so wie ich mich überhaupt leidlich in jeder Hinsicht befinde. Meine Leidenschaftlichkeit für Mathilde wird täglich chronischer; sie führt sich gut auf — jetzt quält sie mich mehr im Traume als in der Wirklichkeit — aber der geträumte Kummer und düstere Zukunftsgedanken verbittern meine Tage. Ich genieße in vollen Zügen die Schmerzen des Besitzes. — Ich bin unlängst in ihrem Dorfe gewesen und habe die unglaublichste Idylle erlebt. — Ihre Mutter hat mir Mathildens erstes kleines Hemdchen geschenkt, und dieses wehmüthige Linnen liegt in diesem Augenblick vor mir auf dem Schreibtisch. — Das anthologische Projekt soll in jedem Falle ausgeführt werden. Ich beherzige Ihre Bemerkungen. Den Titel des Buches habe ich noch nicht ersonnen. Ich denke aber, er heißt ungefähr: Proben der deutschen schönen Literatur seit Goethe's Geburt. Wer also vor Goethe's Geburt gestorben ist, oder sonst in den Goetheschen Beginn nicht mehr paßt, wird nicht aufgenommen. Ihre Bemerkungen habe ich reiflich erwogen. Ein Theil des Mipts muß freilich abgeschrieben werden, ein Theil wird wohl nach den Büchern hier gedruckt werden können; die Kosten können also nicht über 200 frs. betragen. Die Schriftsteller vor der romantischen Zeit überlasse ich Ihnen ganz auszuwählen. Von den Romantikern werden wohl höchstens 12—15 aufgenommen, über deren Auswahl, auch in Betreff des Mitzutheilenden, wir uns leicht verständigen. Von den dramatischen Dichtern der Kunst-Periode (seit Schillers Herrschaft) wählen wir auch ein Dutzend: wie Schiller, Werner, Kleist, Grillparzer, Immerman, Öhlenschläger, Müllner, Heine, Grabbe ꝛc. — Endlich von neuer Literatur geben wir nicht alle (Sie haben Recht), doch die Hervorragendsten, und da könnten doch wohl an die 20 zu nehmen seyn und meinen Zweck erfüllen. — Ich erwarte zwar den ostensiblen Brief, erhalte ich ihn aber nicht binnen 8 Tagen, so schließe ich das Geschäft ab mit Heideloff unter so guten Bedingungen, als ich erlangen kann; denn ich habe ihm zugesagt, daß ich mit ihm fertig zu werden gewiß sey, ich kann ihm jetzt nicht die Sache abnehmen, ohne mich zu verfeinden und in böses Licht zu stellen. Sein Begehr einer großen Einleitung aus meiner Feder und die Bedingung, daß er diese auch als Bro-

schüre ausgeben könne, ist das eigentlich Bedenklichste; kann ich nicht anders, so verspreche ich es und schreibe in dieser Arbeit zunächst über die neuere Literatur, was sehr interessant werden kann. Sie würden daher bey den Autoren nur biographische, nicht kritische Notizen zu geben haben. — In meinem nächsten Brief Bestimmteres. Der Zweck des heutigen Schreibens ist der einliegende Correspondenzartikel aus Stuttgard, den Sie in die Hannövrische Zeitung einschmuckeln müssen. Wahrscheinlich wird die Redakzion der Hannöv. Ztg. diese Zeilen nicht in der mitgetheilten Form drucken wollen; alsdann ändern Sie dieselben nach dem Tone des Blattes so, daß immer der Inhalt gedruckt wird. Können Sie ähnliche Artikel in andre Blätter drucken lassen, so thun Sie es. Sie verstehen mich fast ohne Wink. — Heute schreibe ich nach Hamburg um den Correspondent zu exploitiren. — Ich bitte, üben Sie ein bischen an Menzel ihre ingenioseften Malizen. Er wird ja das Literaturblatt noch öfters gegen mich benutzen, und ich muß der Perfidie mit der Perfidie begegnen.

Ihr Freund

H. Heine.

[Beilage.] Stuttgardt d. October 1837.

Die Taschenspielerkünste, womit Herr Wolfgang Menzel seit so vielen Jahren seinen Mangel an gelehrter Bildung und Wissenschaft zu verbergen gewußt, sind in einer Streitschrift von Dr. Strauß mit so gründlicher und doch faßlicher Kritik enthüllt worden, daß der literarische Gaukler auch bey dem geistesärmeren Mittelstand der Lesewelt allen Credit verloren hat, und Baron Cotta genöthigt ist, damit der Scandal ein Ende nehme, die Redakzion des hiesigen Literaturblattes in andere Hände zu geben. Die Broschüre „Über den Denunzianten" hat jetzt auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse des Herren Menzel einen schlimmen Einfluß geübt: einige modernisirte Teutschthümler, so wie auch ein paar Dichterlinge von der schwäbischen Schule, welche bis jetzt, aus Haß gegen die Richtungen Heines und des übrigen jungen Deutschlands den Denunzianten desselben protegirten, drohen sich jetzt ebenfalls von ihm abzuwenden, und haben ihm einen Termin gestellt, binnen welchem er, zur Wiederherstellung seiner Ehre, die von Heine gebotene Genugthuung annehmen, oder ihre Gesellschaft auf immer meiden müsse. — So viel ist gewiß, daß Herr Menzel jetzt Stuttgardt verlassen will und bereits Anstalten trifft, sich nach Waldenburg in Schlesien zurückzuziehen, wo ihm sein Stiefvater, der bekannte Oekonom Elsner, der in der Viehzucht einen Namen erworben, die günstigste Aufnahme zugesagt hat. —

XI.

Paris den 16. Januar 38.

Liebster Detmold! So eben schickt mir Gabe Ihren Brief vom 5. Januar und aus diesem Datum ersehe ich, daß mein Brief, den ich Ihnen etwa vor 4 Wochen schrieb, Ihnen nicht zu Händen gekommen. Das ist mir sehr verdrießlich; er enthielt zwar nicht die mindeste politische Aeußerung, aber desto mehr auf mein Privatleben Bezügliches. Auch enthielt er eine Einlage von Madame Jules, bey welcher ich mich ebenfalls erkundigte, ob sie Antwort von Ihnen erhalten. Noch heute schicke ich zu ihr, um ihr wissen zu lassen, daß der Brief, worin ihre Einlage, Ihnen, Gott weiß durch welchen Zufall, nicht zugekommen ist. An öffnende Polizeipfiffigkeit und Unterschlag glaub ich nicht, desto mehr aber an die Dummheit meines Herrn Cousins, dem ich die Besorgung des Briefes anvertraute. — Ich wiederhole, Sie verlieren an dem Briefe nichts, außer Nachrichten über mein Privatleben, das sich seitdem recht wunderlich gestaltet hat. Seit meiner Rückkehr aus Havre hat sich Mathilde so exemplarisch gut aufgeführt, daß ich Besorgnisse für ihr Leben zu hegen begann. Denn solche radikale Umwandlung pflegt ein Vorzeichen des Todes zu seyn. Acht Tage lang konnte sie zu Hause bleiben, sich mit einfachem pot au feu genügend. Theater, kein Gedanken; es sey doch kostspielig. Die alten Roben selbst renovirt, um diesen Winter neue zu sparen. Endlich wurde sie ernsthaft krank, und ich mußte sie in ein maison

de santé bringen, wo sie gut gepflegt wird, und bis zum Frühjahr (den ganzen Carneval!) bleiben wird; denn sie thut mir jetzt alles zu Willen. — Sie fängt an, so unbedingt liebevoll und zärtlich zu werden, daß ich am Ende glaube, sie hat die Absicht, mich also zu machen. — Uebrigens ist sie sehr krank. —

Ich habe cocu diesen Winter meine volle Freyheit, je jouis de ma pleine liberté, et j'en abuse même.

Ich geh jetzt oft in's Theater; zu meinem Vergnügen!

Uebrigens befinde ich mich wohl.

Ueber mein Projekt mit Heideloff hatte ich Ihnen geschrieben, daß derselbe mich ersucht, bis nach Neujahr damit zu warten. Dies that ich (weil er wirklich viel um die Ohren hatte, z. B. seine Verheurathung), aber noch immer kann ich nicht mit ihm aufs Reine kommen. Im Grunde liegt mir nicht viel dran in diesem Augenblick, wo ich mit weit bedeutenderen Unternehmungen beschäftigt bin. Ueber letztere schreibe ich Ihnen sehr bald, und Sie sollen endlich meinen praktischen Sinn bewundern.

. — Es ist heute so kalt, daß ich gar nicht schreiben kann; die Hände sind mir erstarrt. — Das maison de santé, worin ich Mathilde eingekerkert, ist an der barrière St-Jaques — denken Sie sich, alle Tage muß ich diesen entsetzlichen Weg machen! — Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald; Addresse: rue Cadet N° 18; hier wohne ich noch immer. — Lesen Sie doch Beurmanns Niederträchtigkeiten gegen mich, dem ich meine Addresse anvertraute, nachdem er mir sein Ehrenwort gab, sie nicht zu verrathen! Welche Schufte, meine Deutschen! — Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren Freund

Heinrich Heine.

Aus dem letzten Briefe sieht man, daß Heine den Plan der „Anthologie" so gut wie aufgegeben hatte. Das „wichtige Unternehmen", welches ihn damals beschäftigte, war die Gründung einer deutschen Zeitung, welche von ihm in Paris redigirt, aber in Kehl gedruckt und vornehmlich in Deutschland verbreitet werden sollte. Ein Freund fand sich bereit, die für den Anfang nöthigen 150 000 Francs vorzuschießen, und Heine versprach sich ganz außerordentliche Vortheile. Um gegen ein preußisches Verbot gesichert zu sein, suchte er in einem Schreiben an Varnhagen vom 13. Februar 1838 dessen Vermittlung und die Fürsprache des preußischen Ministers, Freiherrn von Werthern, zu gewinnen. Briefe an August Lewald vom 1. und 6. März geben über die Art, wie die Zeitung organisirt werden sollte, genaue Auskunft. Heine glaubte den Organismus der Presse, das Personal und die Hilfsmittel, die Geheimnisse und besonders den geheimsten Theil, das Annoncenwesen, genauer als irgend Jemand zu kennen; wieder tritt einmal in seinem Wesen das kaufmännische Element hervor. Aber schon am 30. März muß er an Campe schreiben, der Plan sei gescheitert. Die preußische Regierung wollte der Zeitung den Einlaß nicht gestatten, der Kostenüberschlag zeigte eine immer weniger freundliche Gestalt, und Heine hielt sich nicht für berechtigt, fremde, ihm anvertraute Gelder für ein unsicheres Unternehmen aufs Spiel zu setzen. Gewiß zum guten Glück; denn die Zeitung würde seine Kräfte völlig zersplittert und ihn in unaufhörliche Streitigkeiten verwickelt haben.

Auch Detmold fehlte es um diese Zeit an Stimmung und Muße, sich ferner mit der „Anthologie" zu beschäftigen. Bald nach seiner Rückkehr nahm der hannövrische Verfassungsstreit seine volle Thätigkeit in Anspruch. Als Abgeordneter für Münden gehörte er mit Heine's Vetter Christiani und Stüve zu den Vorkämpfern gegen die Gewaltschritte der Regierung, freilich mehr mit der

Feder, als durch die Rede wirkend. Als der „Mirabeau der Lüneburger Haide" hätte er von Heine nicht proclamirt werden können, aber für die politische Agitation besaß er eine ausgesprochene Begabung, und sein Haus auf der großen Duvenstraße Nr. 358 war ein Mittelpunkt für die Bestrebungen seiner Partei. Bekanntlich erklärte sich die Bundesversammlung am 5. September 1839 für nicht befugt, in dem Verfassungsstreit ein Urtheil abzugeben. Dadurch ermuthigt ging die hannövrische Regierung rücksichtslos gegen ihre Gegner vor. Detmold wurde der strengsten polizeilichen Ueberwachung, ja einer Internirung in der Stadt Hannover unterworfen, obgleich die zweite Kammer am 11. Juni 1841 gegen dies gewaltthätige Verfahren Einspruch erhob. Weil er die Eingabe des Hannövrischen Magistrats an die Bundesversammlung verbreitet haben sollte, stellte man ihn zudem unter Anklage, und als das Celler Oberappellationsgericht am 12. Mai 1843 ihn und andere für schuldig erklärte, war er der Einzige, welcher vom Könige nicht begnadigt wurde. Zur Deckung der ihm auferlegten Geldstrafe von dreihundert Thalern veröffentlichte er in Braunschweig (1844) ein kleines Buch, die „Randzeichnungen". Es enthält zuerst die „Verhandlungen eines Kunstclubs", in welchem die dem Club angehörigen, alle Buchstaben des Alphabets füllenden A-, B- bis Z-mayer ihre Ansichten über die Restauration einer Statue der mediceischen Venus auseinandersetzen. Die Satire ist so witzig, wie das Erstlingswerk des Verfassers erwarten ließ. Das zweite Stück, ein „politisches Kindermärchen", schärft durch das Beispiel eines Mäusepaares, das sich nach langer Bedrückung der Gewalt des Katers entzieht, die Lehre ein, „daß so leicht Niemand gefressen wird, der sich nicht fressen lassen will." Es geht nicht über das Gewöhnliche solcher Nutzanwendungen hinaus[1]).

Der Briefwechsel mit Heine scheint während dieser Zeit gestockt zu haben. Die nächsten noch erhaltenen Briefe wurden durch Heine's Reise nach Hamburg im Spätherbst 1843 veranlaßt. Sie bedürfen wenig zur Erklärung. Der „wichtige Plan", um dessentwillen Heine Detmold's Anwesenheit in Hamburg wünschte, betraf die Redaction des „Telegraphen". Dieses damals nicht unbedeutende Blatt, von Gutzkow in Frankfurt begründet, war im November 1837 in den Verlag von Campe übergegangen. Heine zeigt sich darüber hoch erfreut. Er war damals noch mit Gutzkow befreundet. In einem Briefe an Campe vom 19. December nennt er ihn den besten Journalisten und das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgethan; ja er erklärt es für eine seiner höchsten Lebensfreuden, wenn Gutzkow nach Paris käme. Aber die Tactlosigkeiten und versteckten Angriffe des Blattes reizten bald seinen Unwillen, und nach dem Erscheinen seines Buches über Börne 1840 wurde der Zwiespalt zwischen ihm und Gutzkow zur offenen Fehde. Am 27. April 1843 führt er bittere Klage, daß er in einem von Campe verlegten Blatte verunglimpft würde. Gewiß hat er denn auch nach Kräften dahin gewirkt, daß man die Redaction des Blattes verändern

[1]) Von Detmold's Gedichten ist beinahe nichts bekannt geworden. Einige ungedruckte Sonnette befinden sich im Besitz des Herrn Julius Campe in Hamburg. In der ersten Ausgabe von Heine's „Letzte Gedichte und Gedanken", Hamburg 1869, S. 69 ff., erschienen drei Sonnette Detmold's: „Herakles Musagetes" und „Die lernäische Hydra" I. und II. als Gedichte Heine's; wahrscheinlich wurden sie an ihn gerichtet und deshalb in seinem Nachlaß gefunden.

und Detmold übertragen möge. Das Zusammentreffen der beiden Freunde fand am 9. December 1843 in Hannover statt. „In Hannover," schreibt Heine am 29. December an Campe, „habe ich mich weitläufig mit Detmold über den Telegraphen besprochen. Er versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen also selbst seine Ansichten mitgetheilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch außerordentliche Umstände in diesem Momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen." Nach einer mir zugehenden gütigen Mittheilung des Herrn Julius Campe hat jedoch Detmold die Redaction des Telegraphen niemals übernommen. Dieselbe wurde einem wenig bekannten Schriftsteller Namens Schirges übertragen. — Ueber den in den folgenden Briefen mehrmals genannten „Ernst" ist weder den Angehörigen Detmold's, die ich befragen konnte, noch Herrn Julius Campe etwas bekannt.

XII.

Hamburg den 3. November 1843.

Liebster Detmoldt!

Als ich mich zu einer Reise nach Deutschland entschloß, freute ich mich ganz besonders darauf Sie bey dieser Gelegenheit wieder zu sehen und mündlich mich mit Ihnen über die vielen Wirrnisse besprechen zu können, über die man nimmermehr sich brieflich aussprechen dürfte. Aber es ist mir nicht möglich gewesen, über Hannover zu reisen, und ich fürchte meine Rückreise nach Paris führt mich ebenfalls eine andre Route. Wie wollen wir's nun anfangen, um uns zu sehen? Ist Ihnen eine Reise nach Hamburg gelegen, so sagen Sie mir wann Sie hier eintreffen wollen, und ich richte mich danach ein; etwa zwei Wochen möchte ich noch hier verweilen. Ich denke über Leipzig zurückzureisen und ich könnte Ihnen also auch ein Rendez-vous in Magdeburg geben. Am liebsten aber würde ich Sie hier in Hamburg sehen, wohin Sie, wie ich höre, zuweilen einen Abstecher machen.

Schreiben Sie mir nur gleich Bescheid und zwar per Addresse von Hoffmann & Campe. Wie freue ich mich darauf, Sie wiederzusehen! Sie sind doch der einzige in Deutschland, mit dem ich ein verstandenes Wort sprechen kann! der sogar ohne Erörterung meine Nöthen versteht!

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen.

Ihr getreuer Freund H. Heine.

XIII.

Hamburg d. 9. Nov. 1843.

Liebster Detmold!

Ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief, und Ihren Vorschlag, uns in Braunschweig zu sehen, genehmige ich. Vierzehn Tage bleibe ich noch hier, und gegen Ablauf derselben verabreden wir das Bestimmtere. Ich werde mit dem Dampfbot von hier nach Magdeburg reisen (40 lebendige Stunden Reise!) und mit der Eisenbahn unverzüglich nach Braunschweig kommen. Anfangs wollte ich nur 8 bis 12 Tage hier verweilen und direkt zu meiner Frau zurückreisen — die ich in Paris (!!!) **allein** ließ! Und jetzt komme ich sogar auf den Gedanken, von Braunschweig über Magdeburg zurücklehrend, auch Leipzig zu besuchen! —

Adieu! auf baldig heitres Zusammentreffen!

Ihr Freund H. Heine.

P. S. Ist Ernst noch in Hannover?

Wie lange bleibt er noch dort? Hat er nicht etwa Lust, ebenfalls nach Braunschweig zu kommen? Sagen Sie mir das und fragen Sie ihn, ob er direkt nach Petersburg geht.

XIV.

Hamburg den 24. November 1843.

Liebster Detmoldt! Wichtige Angelegenheiten haben mich länger, als ich beabsichtigte, hier aufgehalten und ich hatte mich entschlossen, über Hannover direkt nach Paris zurückzureisen. Entgehen konnten Sie mir nicht und können Sie mir auch jetzt nicht. Aber es hat sich etwas ereignet, weßhalb ich sehr wünschte, Sie lieber hier als in Hannover zu sehen. Campe hat nemlich eine hochbedeutende literarische Unternehmung, wobey ich Ihre oberste Betheiligung in Vorschlag gebracht, und er ist von dieser Idee ganz entzückt. Er hat mir nicht erlaubt, Ihnen zu sagen, was es ist, aber so viel kann ich Ihnen zusichern, daß die Sache ganz für Sie paßt, Ihnen nicht allzugroße Mühe machen wird, weit mehr Spaß, und Ihnen auch eine gute Summe Geldes eintragen wird. (Ich kann mit der verfluchten Stahlfeder nicht schreiben!)

Ich kann nur noch bis nächsten Mittwoch, höchstens Donnerstag hier bleiben; kommen Sie daher sobald als möglich zu mir hieher, wo ich in der alten Stadt London logire. Können Sie aber nicht kommen, so sehen wir uns jedenfalls in Hannover. Aber, wie gesagt, es wäre sehr wichtig, daß Sie hieher kämen. Schreiben Sie mir gleich Antwort und addressiren Sie den Brief nur gleich hieher, ich logire in der alten Stadt London —. Ich kann mit der verfluchten Stahlfeder nicht schreiben. Campe, in dessen Boutique ich Ihnen diese Zeilen schreibe, hat keine andre Feder. — Er läßt Sie dringend bitten, zu kommen.

Ihr Freund H. Heine.

XV.

Donnerstag.
Hamburg den 7. December 1843

Liebster Dettmoldt!

Wichtige Transakzionen und die Grippe haben mich eine Woche länger, als ich gedachte, hier zurückgehalten. — Aber morgen, wenn ich mich nur irgend transportabel befinde, reise ich ganz bestimmt und werde übermorgen frühe im British Hôtel dort Sie erwarten. Ich werde meinen Namen dort aus wichtigen Gründen nicht nennen, und Sie müssen mich durch bloße äußere Bezeichnung im Hotel erfragen. Auch wünsche ich, dort keine Nacht zuzubringen und mich gleich auf den Weg nach Minden zu begeben. — Ist etwa, was ich nicht glaube, Ernst noch in Hannover, so sagen Sie ihm gefälligst, daß ich übermorgen dort eintreffe[1]).

Beinahe eine Wiederholung der vorstehenden bildet eine Reihe von Briefen, welche im Sommer 1844 durch Heine's Aufenthalt in Hamburg veranlaßt wurden. Der Dichter war in der zweiten Hälfte des Juli zu Schiff von Hâvre nach Hamburg gereist, diesmal in Begleitung seiner Frau. Mathilde fühlte sich jedoch in dem fremden Kreise unter Heine's Verwandten niemals heimisch und nahm eine Krankheit ihrer Mutter zum Anlaß, schon am 9. August den Rückzug nach Paris anzutreten. Es war wieder ein neues Werk Heine's, die Sammlung der „neuen Gedichte" und das „Wintermärchen", für welche er Detmold's Rath und Beistand wünschte; deshalb die wiederholte dringende Einladung.

Dr. François Wille, der in dem Briefe vom 9. September erwähnt wird, redigirte zu jener Zeit die literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle. — Georg Eckermann, dessen Feder Heine am 20. September für den Hamburger Correspondenten zu verwenden wünscht, war nach der gütigen Mittheilung Herrn Campe's ursprünglich Lehrer, dann deutsch-katholischer Geistlicher

[1]) Die Unterschrift ist abgeschnitten.

und umherziehender Literat. Er hat einiges über Schule und Erziehung geschrieben.

XVI.

Hamburg den 23. August 44.

Liebster Detmoldt!

Der Mensch denkt, und das Weib lenkt! Seit vier Wochen bin ich hier, wo ich bis zum Winter bleiben wollte. Aber Mathilde, die ich mitbrachte, erhielt plötzlich einen fatalen Brief von ihrer Mutter, die sie vor ihrem Sterben noch einmal sehen möchte, und ich mußte sie daher dieser Tage wieder nach Frankreich zurückreisen lassen, ganz allein, aber entschlossen, ihr so bald als möglich nachzufolgen. — Ich bleibe also nicht sehr lange mehr hier, höchstens drey Wochen, und mein freudiger Plan, es so einzurichten, daß ich Sie eine Weile hier bey mir sähe, wird zu Wasser. Aber sehen muß ich Sie doch, da ich wahrscheinlich jetzt sobald nicht mehr nach Deutschland komme. Ich kann nicht über Hannover reisen, muß zu Wasser die Rückfahrt machen, und Sie müssen also das Opfer bringen, hieher zu kommen. Aber kommen Sie bald, ich hätte Ihnen vieles zu sagen, was mir das Herz abdrückt. Meine Addresse ist Dr. H. H. auf der Esplanade in H. — Sagen Sie mir gleich, wann ich Sie erwarten kann. Ich war einige Wochen unpäßlich.

Ihr Freund

H. Heine.

XVII.

Hamburg d. 9. Sept. 1844.

Lieber Detmoldt!

Vor geraumer Zeit, vor etwa 3 Wochen, schrieb ich Ihnen, daß ich hier sey, daß meine Frau hier war, aber bald wieder, wegen der Krankheit ihrer Mutter, abreisen mußte, daß ich selber deßhalb nur noch kurze Zeit hier verweile, und daß ich Sie sehr bäte, hierherzukommen, indem ich nicht über Hannover reisen könne. Nun erwartete ich vergebens Ihre Antwort, von Tag zu Tag. Ist mein Brief Ihnen nicht zugekommen? (Ein Bekannter von Ihnen, der Dr. Wille, hatte ihn zur Post gebracht und versicherte mir, ihn gewissenhaft besorgt zu haben.) Oder sind Sie auf Reisen, und Ihre Briefe werden Ihnen nicht nachgeschickt? Ich bereite mich jetzt schon zur Abreise und in 10 Tagen nehme ich wieder Abschied von Hamburg und diesmal für lange. Kommt Ihnen dieser Brief richtig zu Händen, so antworten Sie mir, bitte, bitte, nur recht geschwind. Ich versichere Sie, Ihr Stillschweigen macht mich traurig.

Ihr Freund

Ich wohne: Nr. 19 Esplanade. H. Heine.

XVIII.

Hamburg den 14. Sept. 44.

Liebster Detmoldt!

Ihr Brief betrübt mich wegen Ihrer Stimmung, aber ich bin doch froh, daß ich weiß, wo Sie sind, um so mehr, da ich in diesem Augenblick Ihrer dringendst bedarf. Ich kann nicht viel schreiben, da mein schreckliches Augenübel mich seit mehreren Tagen wieder überfallen; bin $^3/_4$ blind. Etwa 10 Tage werde ich wohl noch hier bleiben — ich bin jedoch jeden Augenblick zu reisen bereit. In 8 Tagen erscheint bei Campe mein neues Buch, welches zum größten Theil schon bekannte Gedichte enthält, aber auch ein noch unbekanntes großes Poem von 8 Bogen, die Hauptsache, Spektakel erregend, und dasselbe beängstigt mich nicht wenig. Da das Opus nicht bloß radikal, revoluzionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die ganze Presse natürlich gegen mich, da letztere entweder in Händen der Autoritäten — oder der Nazionalen steht und von den unpolitischen Feinden, von rein literarischen Schuften, unter allerley Masken zu meinem Schaden ausgebeutet werden kann. Campe soll Ihnen das Buch gleich zuschicken. Sie dürfen es aber, ehe es dort im Buchhandel ausgegeben wird,

niemanden sehen lassen, damit nicht gleich die Confiskazion provozirt wird. — Obgleich ich für das Buch die Verketzerung durch die Presse fürchte, so wächst mir doch der Muth, seit ich von Ihnen Nachricht [habe], und ich erwarte viel von Ihrer thätigen Klugheit. Thun Sie hier schnell das Mögliche direkt und durch Vermittlung von Freunden. Zunächst aber schreiben Sie einen bedeutenden Artikel über das Buch für den Hamburger Correspondenten und schicken Sie denselben so bald als möglich hieher an Campe; hierdurch werde ich gleich hier etwas gedeckt. Sie werden selbst einsehen, was gesagt werden muß. In die Allg. Ztg. kann ich auch einen Artikel drucken lassen, wenn er geeignet geschrieben. Wer kann mir in der Köllner Zeitung Vorschub leisten? Kleine Reklamen sind wichtig. Die Feinde werden dergleichen wohl benutzen. Ich bitte Sie, helfen Sie mir und bald. Helfen Sie in der Gegenwart. Für die Zukunft des Buches habe ich selbst gesorgt. Ihr Freund

H. Heine.

XIX.

Hamburg den 20. Sept. 1844.

Liebster Detmoldt! Ich habe Ihren Brief erhalten und mit doppelter Betrübniß daraus ersehen, daß Sie zur gegenwärtigen Verstimmung hinlänglichen Grund haben, und daß ein Abstecher nach Hamburg für Sie eben keine Erheiterung wäre. Ehrlich gesagt, ich hätte Ihnen für dieses Opfer des Hierherreisens keine erheiternde Entschädigung bieten können, da ich in diesem Augenblick an meinen Augen stärker als je leide — kaum bin ich im Stande, Ihnen diese Zeilen zu schreiben, ein Auge, das linke, ist ganz verschlossen, und das rechte, das andre, ist trübe. Den 30. dieses M. will ich wieder abreisen. Was man so eigentlich Wichtiges nennt, die nächsten Tagesinteressen, hätte ich freylich nicht mit Ihnen zu besprechen gehabt — aber eine Consultation über die innersten Lebensnöthen, über die chronische Existenzkrankheit bedurfte ich wohl — vielleicht schreibe ich Ihnen das dahin bezügliche von Paris aus. Ich sehe leider, Sie sind kränker als ich. Ich habe, was Sie mir klagen, tief schmerzlichst mitempfunden. Zum Glück heilen bey Ihnen gewisse Wunden schneller als bey mir. Mein Buch, das ich Ihnen durch den Postwagen sandte (ohne näher bezeichnende Addresse), werden Sie gewiß richtig erhalten haben. Hier wird es noch 8—10 Tage nicht ausgegeben, und Campe will nicht, daß es in's Gerede komme, ehe es überall hin verschickt [wurde]. Daher noch immer Verschwiegenheit! Was Sie mir in Betreff Ihrer Hülfe, wahre Hülfe in der Noth, zusagen, hat mir das Gemüth beruhigt, und ich sehe der Machinazion meiner Feinde (deren Hauptsitz in Frankfurt) mit größerer Gelassenheit entgegen. Theilen Sie das Buch dem Eckermann mit, und wenn dieser, wo möglich unter seinem Namen, einen Artikel schreiben würde, den ich in den Hamb. Correspondenten abdrucken lassen könnte, so wär [es] mir das wünschenswertheste und ein ungeheuer großer Dienst. Der Hamb. Corresp. ist mir in diesem Augenblick das wichtigste Organ, und da Sie nicht mit Namensunterschrift den Artikel geben können noch dürfen, so würde mir Eckermann einen unvergeßlichen Milchbruderdienst leisten. Ihre Feder würde ich dann zu einem bedeutenden Art. für die Köllner Zeitung in Anspruch nehmen, hier könnten Sie zeichnen, wenn Sie wollen. Möchten Sie aber nicht für die Köllner Ztg. den Artikel schreiben, so schreiben Sie ihn für die Augsb. Allg. Ztg. Ich will mich resumiren:

Wenn Eckermann nicht den Artikel für den Hamb. Correspondenten schreibt, so schreiben Sie dafür einen nicht großen, sondern konzisen Artikel und schreiben zu gleicher Zeit einen großen, mit Auszügen gespickten Artikel für die Köllner Zeitung. Wenn dieser, der große und der kleine Artikel, gleich gedruckt [werden], und auch Eckermann für die Allg. Ztg. einen tüchtigen Artikel schreibt, so bin ich auf den drey Hauptpunkten gedeckt, und es ist schon Posto gefaßt, wenn die Feinde anmarschiren. Campe druckt das Wintermährchen noch besonders, und ich habe eine Vorrede dazu geschrieben; ich schicke Ihnen das Büchlein vielleicht schon Mitte nächster Woche, in mehren Exemplaren, die Sie zu meinem Besten zu vertheilen haben.

So viel heut. Ich bin so blind, daß ich nicht weiter schreiben kann. Bitte,

beschäftigen Sie sich nur gleich mit meinem bedrängten Buche. Vielleicht wird es Sie ein wenig zerstreuen, wenn es überhaupt Zerstreuung giebt in Momenten, wo man meint, des Teufels zu sein. Ich begreife ganz den Umfang Ihres Aergers, ich begreife ganz Ihren Verlust! Aber wenn Sie wüßten, wie viel der Gewinn oft kostet! wie die Arzney oft heilloser und entsetzlicher ist als die Krankheit!

Ihr Freund H. Heine.

Am 9. October trat Heine zur See über Amsterdam und Brüssel die Rückreise an. Aber erst wenige Monate befand er sich wieder in Paris, als das Ereigniß eintraf, welches seiner Existenz einen tödtlichen Schlag versetzte. Schon als er 1843 in Hamburg war, sah man den Tod des Onkels in nicht weiter Ferne voraus. Aber der Dichter hat damals, sowie im nächsten Jahre nichts gethan, um sich ein reiches Erbtheil zu erwirken. Er stand mit Salomon Heine wieder im freundlichsten Verhältniß; das schöne Gedicht auf das von dem Onkel gestiftete „neue israelitische Hospital in Hamburg" wurde damals veröffentlicht. So durfte er wohl darauf rechnen, daß die ihm einmal ausgesetzte Pension durch das Testament, wenn nicht erhöht, wenigstens fernerhin gesichert würde. Aber in der Nähe des Onkels, in der nächsten Verwandtschaft waren Manche dem Dichter schon lange gram, „die Sippen und Magen", die er in den Gedichten seiner Leidensperiode gezeichnet hat. Sie mochten die „Krallen und Zähne" fürchten, welche ihm, wie er selbst schreibt, „angeborene Waffen" waren, Waffen, die er um so gefährlicher gebrauchen konnte, wenn einmal nach dem Tode des Oheims die Rücksichten wegfielen, welche das Verhältniß zu einem solchen Manne einstweilen noch auferlegte. Gerade während Heine in Hamburg war, im August 1844, ging durch die Zeitungen eine Nachricht, er werde seine Memoiren herausgeben[1]); und der Dichter mag, wie es nicht selten schriftlich geschah, auch mündlich gedroht haben, er werde in diesem Werke an seinen Widersachern Vergeltung üben. Grund genug, daß man jene „Krallen" zu beschneiden, wenigstens ein so gefährliches Mitglied der Familie in einiger Abhängigkeit zu erhalten wünschte. Hat man auch dem Oheim in diesem Sinne Vorstellungen gemacht? Wir wissen es nicht und brauchen es nicht zu wissen. Genug, als Salomon Heine am 23. December 1844 starb, hatte er in seinem kurz vorher errichteten Testament seinen Neffen wie dessen Brüder nur mit dem kärglichen Vermächtniß von je 8000 Mark Bco. bedacht und die jährliche Pension gar nicht erwähnt. Ein trockener Brief Karl Heine's that dies wenige Tage später dem Dichter kund und bot zwar ungefähr die Hälfte der Pension, aber nur als freiwillige Gabe und nur unter der Bedingung, daß Heine Alles, was er über den Onkel und das Testament veröffentliche, vorher der Genehmigung des Vetters unterbreite.

„Gar zu tödtlich war der Faustschlag,
Der mich just ins Herz getroffen;"

hat er später von diesem Briefe gesagt. Seine Seelenstimmung lassen die folgenden Briefe deutlicher als irgend andere, selbst als die Briefe an Campe vom

[1]) „Kölnische Zeitung" Nr. 240 vom 27. August 1844: „Heinrich Heine wird, wie es im „Nürnberger Corresp." heißt, demnächst seine Memoiren herausgeben." In der Beilage zu Nr. 5 der Kölnischen Zeitung vom 5. Januar 1845 findet sich unter den Vermischten Nachrichten die Notiz: „Heine's neuestes Gedicht heißt: „Unsere Marine". Der Dichter arbeitet an einem großen Werke unter dem Titel: „Die Menschen, mit denen ich lebte". Also Denkwürdigkeiten."

8. und 13. Januar erkennen. Offenbar ist zwischen den Briefen vom 9. und 13. des Monats ein schlagartiger Anfall eingetreten. Denn während der erstere eine baldige Reise nach Hamburg in Aussicht stellt und ausdrücklich betont, daß der Schreiber den Kopf nicht verloren habe, zeugt der zweite von einer hoffnungslosen Niedergeschlagenheit. Am meisten zürnte Heine auf seinen Vetter Karl, den Jugendgefährten, von dessen Krankenbette er in Paris 1832 während der Cholera nicht gewichen war, und als gefährlichster Gegner erschien ihm Salomon Heine's Schwiegersohn, der Doctor Adolf Halle, ein Mann von juristischer Bildung, welcher als Beirath dem Testament die Fassung gegeben hatte. Heine war zuerst entschlossen, durch einen Proceß sein Recht zu verfechten. Aber bald mußte ihm, dem Doctor juris, klar werden, daß die späte Datirung des Testamentes den Documenten, die ihm aus früherer Zeit zu Gebote standen, den besten Theil der Beweiskraft entziehe. Er konnte wohl zeigen, daß die Pension ursprünglich, nach der Absicht des Schenkers auf Lebenszeit gewährt werden und sogar seiner Wittwe zu gute kommen sollte: moralisch mochte Karl Heine danach zur Fortzahlung verpflichtet erscheinen, aber eine rechtliche Verpflichtung vor Gericht zu erweisen, möchte schwer geworden sein. Heine's Streben ging deshalb dahin, wenigstens die moralische Verpflichtung durch die öffentliche Meinung bekräftigen zu lassen und die reichen Verwandten durch die Presse einzuschüchtern und gefügig zu machen. Niemand konnte ihm zur Durchführung dieses Planes nützlicher sein als Detmold. Wir sehen denn auch, wie er sich zuerst an diesen wendet. Ein unbegrenztes Vertrauen spricht aus allen Aeußerungen der Briefe, und Detmold ließ es an schleuniger Hilfe nicht fehlen.

XX.

Paris den 9. Januar 1845.

Liebster Dettmoldt!

In großer Noth können Sie immer darauf rechnen, von mir [einen] Brief zu erhalten. Vielleicht haben Sie bereits von Hamburg aus gehört, welch ein großes Unglück mich betroffen. Ich meine nicht den Tod meines Onkels, sondern die Art, wie er meiner gedacht. Aus manchen Dingen hatte ich längst geargwohnt, daß man ihm in den Kopf gesetzt, daß ich doch jede große Summe vergeuden würde, oder von den Regierungen Beschlag darauf gelegt werde. Meine Pension war eine abgemachte Sache. Ehrlich gesagt, ich hoffte nicht auf testamentarisch großes Bedachtsein, sondern auf Erhöhung meiner Pension. Da erhalte ich schon (den 30ten!) 7 Tage nach seinem Tode, einen wahrscheinlich am Begräbnißtage geschriebenen großen Brief von Carl Heine, worin dieser, der sonst mein sanftester Freund, mir mit den dürrsten Worten ankündigt, mein Oheim habe mir nur 8000 Mark Bco. in seinem Testamente hinterlassen, von Pension sei nicht die Rede, er aber wolle mir jährlich 2000 Franks geben — unter der Bedingung, daß wenn ich über seinen Vater schriebe, ich vorher das Manuskript zur Durchsicht einschicken müsse. Gestern antwortete ich ihm, mit hinlänglicher Verachtung, und kündigte ihm einen Prozeß an; denn in Betreff der Pension habe ich Beweißthümer der Verpflichtung. Ich erhielt bisher jährlich 4800 Frs., die auf meine Frau nach meinem Tode übergehen sollten. Vielleicht erwartete man, daß ich mich auf's Bitten legen würde, und ich bekäme vielleicht das Geld wieder wie sonst. Aber ich glaube, hier wirke ich stärker durch Drohung, und letztere führt sicherer zum Zweck. Der Prozeß ist keine Drohung, ich kann ihn sehr gut machen. Aber man wird, wenn [ich] Ernst mache, schon furchtsam werden und nachgeben. Das Beste muß hier die Presse thun zur Intimidazion, und die ersten Kothwürfe auf Carl Heine und namentlich auf Adolf Halle werden schon wirken. Die

Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen. Ich überlasse also Ihrer Klugheit, schleunigst eine Menge kleiner Artikel in Blätter, die nach Hamburg kommen, zu fördern, worin mein Oheim vertheidigt wird, warum er anderweitig als durch testamentarische Verfügung für mich sorgen wollte, und wie man jetzt glaubt mich in Händen zu haben, und mir droht, sogar meine Pension nicht mehr auszuzahlen — wenn ich meine Gedanken über das Testament und über die Ränke, die gegen mich geschmiedet worden, öffentlich ausspräche. Die öffentliche Meinung ist leicht zu gewinnen für den Dichter — gegen Millionäre. — Campe wird Ihnen schreiben. Die Artikel müssen alle aus Hamburg datirt seyn. Wenn Sie Freunde in Hamburg hätten, die direkt auf Adolf Halle wirken könnten? Der will Senator werden, und hat Furcht vor der Presse. — Sie sehen, hier steht nicht ein Buch, sondern die Existenz auf dem Spiel. Eilen Sie und gewinnen Sie den Gegnern den Vorsprung ab. Ist es mir möglich, so geh' ich selbst in nächster Woche nach Hamburg, das sag' ich aber nur Ihnen, nicht mahl meiner Mutter oder Schwester, die sich ängstigen würden, denn ich muß durch Deutschland reisen — daher das strengste Geheimniß. Meine Ankunft soll wie eine unerwartete Bombe wirken. — Mathilde habe [ich] etwas beruhigt, indem ich ihr sagte, daß ich Ihnen schriebe, dem großen Helfer in der Noth. Da ich bald reise, so brauchen Sie nicht zu antworten; ist es mir möglich, nächste Woche. Der Schlag traf mich aus heiterem Himmel. Meine hiesigen Feinde, die Foulds, reitzen Carl Heine auf gegen mich..... Es ist eine mystische Geschichte, und ich denke, Sie kommen jetzt nach Hamburg, sobald ich dort bin. Mathilde ist krank vor Schreck und Aerger; alles stürmt zugleich auf uns ein.

Ihr armer Freund, der aber nicht den Kopf verliert, H. Heine.

XXI.

Paris den 13. Januar 1845.

Liebster Dettmoldt!

Ich will Ihnen heute bloß sagen, daß ich zu unwohl bin, um zu reisen, daß ich hier bleibe und daß ich also Antwort von Ihnen empfangen kann, wenn Sie mir bald schreiben. Ich bin in der That sehr krank, vielleicht einem Nervenfieber nahe. Sie haben keinen Begriff davon, was für gemeine Ränke ich hier gegen mich schmieden sehe, wie ich keine Minute Ruhe habe. Dazu kommt, daß mein Hausvesuv, der seit drey Jahren ruhig war, jetzt wieder Feuer speit: Mathilde ist in dem aufgeregtesten Zustand, eine Folge der Hamburger Begebenheit. Letztere lege ich Ihnen dringend ans Herz. Es gilt, die Basis meiner Finanzen, meine Pension, zu sichern, die 4800 Frs, die mein Oheim mir so feyerlich und so bindend gelobt, daß ich wie vom Blitz getroffen war, als mir mein Vetter verkündigte, daß er mir nur die Hälfte, und zwar als eine rentabele Promesse hinfüro geben wolle, wenn [ich] die Biographie seines Vaters, die ich schriebe, vorher zur Censur ihm einsende! Ich hoffe, Campe hat Ihnen die Sachlage geschrieben, und Sie haben schon Maßregeln genommen, theils durch die Presse, theils durch direkte Intervenzion für mich zu wirken.

Durch erstere muß intimidirt werden, namentlich in Bezug auf Adolf Halle, der Senator werden will. Haben Sie jemand, der in Hamburg bey diesem in Ansehen, so eilen Sie, ihm dringend empfehlen zu lassen, dem Spektakel, wovon erst der Prolog, ein Ende zu machen. Ich bin erbötig zu jeder Ehrenerklärung, ja zur Abbitte, um den beleidigten Stolz zu kirren; ich mache mir nichts aus Papier, aus einem gedruckten Pranger; wer viel Ruhm hat, kann ein bischen Point d'honneur einbüßen. — Aber meine Pension muß ich haben, unverkürzt und irrevocabel, nicht an eine Bedingung geknüpft. Handeln Sie nun, diesem Bekenntniß gemäß.

Contemnere mundum,
contemnere se ipsum,
contemnere, se contemni —

lehrten die alten Mönche, und ich gelange zu diesem Spruch durch Degout, Lebensdegout, Verachtung der Menschen und der Presse, durch Krankheit, durch Mathilde. — Es ist ein wüster Marasmus, eine Müdigkeit des Fühlens und Denkens, ein Gähnen — die Feder fällt mir aus der Hand

— mein Freund, denken Sie und handeln Sie für mich — auch sehe ich nicht mehr, was ich schreibe.

H. Heine
(46 Faubourg Poissonnière.)

XXII.

Paris den 23. Januar 1845.

Mein theurer alter Freund in der Noth! Ja, das sind Sie, gleich bey der Hand, in meiner unseligen Bedrängniß. So eben erhalte ich Ihren Brief; gestern schon las ich in der Köllner Zeitung den Hamburger Artikel. Trotz meines Elends lachte ich laut auf über den Kirchthurmbau. Die ganze Swiftische Trockenheit, die faktische Dürre in der Erfindung. Welch ein gefährlicher Mensch sind Sie! Aber das giebt mir neuen Muth — mit solchen Bundesgenossen trotze ich meinen Feinden. Der Angriff auf Halle ist unbezahlbar. Auf diese Terreur fußend werde ich ihm diese Tage schreiben und ihn zur schleunigsten Vermittlung auffordern. Aber noch einige solcher Artikel, und er thut Alles. Ich darf keine Zeit verlieren; warte ich noch sechs Wochen, so haben meine Gegner ihre Fassung gewonnen, die sie durch die Derbheit der Angriffe verlieren müssen. Deßhalb hab ich hier den plumpsten Gesellen erlaubt, los zu feuern. Ich weiß, man wird später gegen mich Canonen aufführen, aber ich bin kugelfest, während die Andern nicht einmal Schrot vertragen können. — So eben habe ich auch an Carl geschrieben, versöhnlich, zeigte ihm auch an, daß ich für die 8000 Mark Bco. auf ihn trassire. — Er wird mich vielleicht selbst bey dieser Lumperey schikaniren. Unter den Testamentsexecutoren ist nemlich jener infame Doktor R..., der schon vor 3 Jahren die infamsten Niederträchtigkeiten gegen mich geschmiedet, bey Gelegenheit der Straußischen Geschichte.

Wäre das ältere Testament, das mein Oheim vor $2^1/_2$ Jahren machte, als wir nicht brillant mit einander standen, zum Vorschein gekommen, so hätte [ich] mich nicht gewundert; aber das Testament ist vom 4. December 1844, sechs Wochen nachdem ich ihn in intimster Freundschaft verlassen; wegen dieses späten Datums sind, wie ich jetzt erst merke, alle Skripturen, die mir helfen sollten, ohne Wirkung, und der Prozeß kann nur als Drohung gelten, wie ich überhaupt nur durch Drohung etwas erlangen kann — aber diese Waffe muß schnell gebraucht werden, sonst stumpft sie ab. Lassen Sie sich doch von Hamburg einige Details geben und schmieden Sie schleunigst einige Artikel, wodurch besonders Halle geängstigt wird. In einigen Tagen rufe ich ihn auf zur Vermittlung und rechne also auf seine interessirte Aufregung — ach, Liebster, reüssire ich nicht in 4 Wochen, so ist Alles verloren, denn die Furcht vor meiner eignen Feder, vor meinen direkten Publikazionen ist alsdann, wie Sie richtig begriffen, ganz emoussirt. Von Campe habe ich noch keinen Brief. Ich stand eben mit ihm in einer kitzlichen Finanzdifferenz, als das Malheur eintraf. Ich traute ihm aber meine Interessen unbedingt an, da er ja dabey interessirt ist, daß ich nicht plötzlich zum Bettler werde. Spornen Sie ihn an, in diesem Augenblicke die dortige Presse zu überwachen und beständig bei Halle, durch dritte Personen, namentlich durch Siveking und Senatoren, für mich zu wirken; lassen Sie mir auch umgehend wissen, ob es Ihnen nicht möglich ist, in diesem Augenblicke für mich nach Hamburg zu gehen. Da ich Ihnen Carte blanche, unbedingte Vollmacht geben würde, so könnten Sie Alles in einem Tage für mich beendigen. Ach theurer Freund, ich fühle, daß die schleunigste Beendigung Noth thut, sonst bin ich so halb und halb verloren. Ein kranker, arbeitsunfähiger Kopf, Mathilde, grimmige Privatfeinde, politische Verfolgung, noch allerley geheime Schäden, die täglich ausbrechen können, und dabei kein Geld — das kann ich nicht aushalten. Auch bin ich sehr niedergeschlagen — Sie sind, theurer

Freund, meine providentielle Stütze. Samiel hilf! Es stehen Ihnen wahrlich infernale Mittel zu Geboth. H. Heine.

Die im letzten Briefe erwähnte Gelddifferenz bestand darin, daß Campe einen von Heine ausgestellten Wechsel von 1000 M. Banco nicht bezahlt hatte, weil ihm das Manuscript des „Atta Troll", welches mit der angegebenen Summe honorirt werden sollte, noch nicht zugegangen war[1]). Detmold's Artikel, auf welchen Heine hindeutet, findet sich in der „Kölnischen Zeitung" vom 20. Januar 1845. Da er das Verdienst hat, einem großen Dichter eine der übelsten Stunden versüßt zu haben, da er auch für Detmold's Schreibweise charakteristisch ist, wird man ihn nicht ungern hier lesen, sollte man auch die „infernalischen Mittel" nicht so kräftig finden, als Heine's Worte erwarten lassen. Aus Hamburg vom 13. Januar datirt, spricht er zuerst den Wunsch aus, daß der Neubau des Nicolaithurms nach dem schönen, wenn auch kostspieligen Entwurf des Baumeisters Scott nicht durch kleinliche Geldinteressen gehindert werde. Nach dieser wenig verfänglichen Einleitung heißt es dann: „Ueber den Tod Salomon Heine's und seine vielbesprochenen testamentarischen Bestimmungen wird es allmählich still. In dieser Beziehung mag hier ein Irrthum berichtigt werden, der aus einer hiesigen Correspondenz in diesen Blättern in mehrere Zeitungen übergegangen ist. Richtig ist (wie in jener Correspondenz gemeldet worden), daß der Dichter Heinrich Heine von seinem Oheim mit einem Vermächtnisse von nur 8000 Mark Banco bedacht worden; unrichtig dagegen ist es, daß H. Heine von seinem Oheim bereits früher 40 000 Mark Banko erhalten habe. Der Oheim, durch und durch praktisch, hielt den Neffen für einen größeren Dichter, als Finanzier und hat daher demselben niemals eine solche größere Summe zukommen lassen; auch das karge Vermächtniß von 8000 Mark läßt sich aus der Voraussetzung des Oheims erklären, daß der Neffe mit einem großen Capital doch eben nur wenig anfangen werde. Dagegen bezog der Dichter bereits seit längerer Zeit eine jährliche Pension von 2500 Mark Banco. Ueber diese Pension enthält nun zwar das Testament des Oheims nichts, aber daß dieselbe vom Oheim dem Neffen auf Lebenszeit zugesichert und seit Jahren gezahlt worden, ist außer Frage, und daher denn erklärt sich der geringe Betrag des Vermächtnisses ad 8000 Mark. Diese Verhältnisse dürfen wir als authentisch und durchaus genau bezeichnen; weniger glaubwürdig erscheint ein Gerücht, welches seit einigen Tagen circulirt und das wir lediglich als Gerücht mittheilen. Es heißt nämlich, daß Karl Heine, seines Vaters einziger Sohn und Haupterbe, auf den bekanntlich das Geschäft übergegangen, keinen Augenblick seine Verpflichtung bezweifelt habe, die von seinem Vater seinem Vetter Heinrich zugesicherte Pension fortzuzahlen, — daß aber ein christliches Mitglied der Heine'schen Familie, dem man Absichten auf eine Senatorstelle unterschiebt, vielleicht aus diesen oder ähnlichen Rücksichten seinen Schwager Karl Heine dahin bestimmt habe, dem Dichter zu erklären, daß jene Pension aufhören werde. Die Sache würde unglaublich erscheinen (da man Karl Heine auch in dergleichen Beziehungen für einen wahren Sohn seines Vaters hält), wenn nicht der Name jenes andern Heine'schen Familiengliedes in der

[1]) Strodtmann a. a. O. I, 703 und W. XXII, 37.

Sache genannt, und zugleich damit Andeutungen über allerlei Ab- und Rücksichten verbunden würden, welche indessen sich vorläufig noch nicht für öffentliche Besprechung eignen. So viel scheint indessen aus jenen Andeutungen hervorzugehen, daß die Hauptabsicht bei dem angedrohten Einziehen der Pension dahin gehen soll, von dem Dichter Concessionen und Zusagen über demnächstige Publicationen herauszupressen, durch welche man sich unserem Senate und sonstigen Notabilitäten in und außer Hamburg angenehm zu machen gedenkt. Da indessen jene Pension von Salomon Heine dem Neffen auf lebenslang, und zwar auf durchaus rechtsgültige Weise, zugesichert sein soll, so fragt es sich noch, ob die Plane, welche darauf gebaut worden, in vollem Maße reussiren werden."

In welcher Art Heine den Artikel Detmold's benutzte, kann man aus seinem Brief an Campe vom 4. (?) Februar 1845 (W. XXII, 45) ersehen. Bekanntlich suchte er auch andere Schriftsteller für die öffentliche Vertheidigung seiner Sache zu gewinnen. Levin Schücking, der einflußreiche Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung", hatte nicht zum wenigsten diesem Wunsche die zahlreichen Besuche zu danken, die er während seines Aufenthaltes in Paris im Frühjahr 1846 von dem Dichter empfing[1]). Ob diese Art der Kriegführung Heine's Absichten gefördert habe, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls wäre der Preis zu hoch gewesen, denn zwei ganze Jahre, 1845 und 1846, sind mit den widerwärtigsten Streitigkeiten erfüllt. Endlich, am 25. Februar 1847, als Karl Heine sich in Paris aufhielt, erfolgte die Versöhnung. Der reiche Vetter verpflichtete sich, die Pension in der frühern Weise fortzuzahlen und zur Hälfte auf Heine's Wittwe zu übertragen. Er hat denn auch über seine Verpflichtungen hinaus für die Bedürfnisse des Kranken und später für die Wittwe Sorge getragen. Aber all' seine Millionen hätten dem Dichter die durch den unseligen Streit unheilbar zerrüttete Gesundheit nicht wiedergeben können. Todesgedanken verließen ihn nicht mehr. Nach der Rückkehr von einer erfolglosen Badecur in den Pyrenäen schrieb er am 27. September 1846 in Paris eigenhändig sein Testament. In schönen, rührenden Worten setzte er seine Frau zur Erbin ein; mit der Herausgabe seiner Werke beauftragte er in den Zeilen, welche wir zu Anfange dieses Aufsatzes mittheilten, Detmold und Laube, letzteren mit dem Zusatze, daß er die Ausgabe mit einem kurzen Lebensabriß begleiten möge. In einem spätern Testamentsentwurfe vom 10. Juni 1848 heißt es dagegen, daß in einem besondern Codicill die Herausgeber der Werke erst ernannt werden sollten; auch in dem letzten, endgültigen Testament vom 13. November 1851 werden die beiden Freunde nicht mehr erwähnt.

Aber man darf daraus nicht auf eine Abnahme der Freundschaft schließen. In Detmold's Verhältnissen war freilich während der letzten Jahre eine Veränderung vorgegangen, die ihn als Herausgeber von Heine's Werken in ein sonderbares Licht gestellt hätte. Die Stürme des Jahres 1848 führten ihn in das Frankfurter Parlament. So eifrig er bisher die freiheitliche Bewegung gefördert hatte, so sehr fühlte er sich jetzt, als sie alle Schranken zu durchbrechen schien, zu ihr im Gegensatz. Er schloß sich der äußersten Rechten an, hielt fest an dem Grundsatz,

[1]) Schücking's „Lebenserinnerungen" in Westermann's Monatsheften, Mai 1883, S. 192.

daß eine deutsche Verfassung nur mit Zustimmung der deutschen Fürsten geschaffen werden könne, und vertheidigte, wieder im Vereine mit Stüve, die selbständige Stellung der Einzelstaaten. Nur selten zeigte er sich auf der Tribüne, aber sein durchdringender Verstand, seine überall einschlagenden Witzworte machten ihn zu einer der bekanntesten und gefürchtetsten Persönlichkeiten des Parlaments. Unter den unzähligen Erzeugnissen des Witzes und der Satire hat damals keines einen so durchschlagenden Erfolg, keines in solchem Maße den Beifall aller Parteien gewonnen, als die von Detmold verfaßten „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituirenden Nationalversammlung", zu denen Adolf Schrödter die Illustrationen lieferte. Am 16. Mai 1849, nach dem Rücktritt des Ministeriums Gagern zum Reichsminister ernannt, trotzte Detmold dem Mißtrauensvotum der noch anwesenden Parlamentsmitglieder, blieb in seiner Stellung und befand sich an der Seite des Reichsverwesers, als dieser am 20. December 1849 seine Würde in die Hände der österreichischen und preußischen Bevollmächtigten niederlegte. Vielfach ausgezeichnet, wurde er dann von demselben Könige, der ihn früher mit so gewaltsamer Härte mißhandelt hatte, zum Legationsrath, zum hannövrischen Bevollmächtigten bei der Bundescentralgewalt und, nach der Reactivirung des Bundestages im Mai 1850, zum Bundestagsgesandten ernannt. Bis zum 13. Mai 1851 hat er diese Stellung bekleidet, um dann in seine Vaterstadt in eine glückliche Häuslichkeit zurückzukehren, die er sich am 10. Februar 1850 in Frankfurt durch die Verbindung mit Sophie von Guaita gegründet hatte.

Es kann nicht verwundern, wenn in den Jahren angestrengtester Thätigkeit der Briefwechsel mit Heine stockte. Schwerer wird die Annahme, daß der Brief vom 23. Januar 1845 bis zu jener Zeit keinen Nachfolger erhalten hätte. Heine selbst schreibt jedoch am 21. Juli des genannten Jahres an Campe: „Sagen Sie Detmold, daß ich ihm seit sechs Monaten nicht geschrieben habe, weil ich ihn nicht durch Beschreibung meines elenden Zustandes betrüben wollte." Der Brief vom 23. Januar 1845 ist in der That der letzte, der, von Heine eigenhändig geschrieben, unter den Briefen an Detmold noch vorhanden ist. Erst aus späterer Zeit, als der Dichter längst sich einer fremden Hand bedienen mußte, beweisen noch zwei Briefe, daß Freundschaft und Vertrauen den Wechsel der Jahre und die Umwälzungen der Revolutionszeit überdauert hatten.

Den nächstfolgenden Brief hatte Heine's Bruder Gustav, welcher von einem Besuche in Paris am 27. August 1851 mit dem Manuscript des „Romanzero" nach Hamburg reiste, in Hannover abzugeben. Der spätere vom 3. October 1854 ist noch einmal ein trauriges Echo der Streitigkeiten, welche das Leben und noch die letzten Jahre des unglücklichen Dichters verdüsterten. Heine veröffentlichte 1854 seine vormals für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" geschriebenen Mittheilungen aus Paris unter dem Titel „Lutetia, Berichte über Politik, Kunst und Volksleben" als zweiten und dritten Theil seiner „Vermischten Schriften". Die Stelle über das Leo'sche Haus findet sich in einem Briefe vom 5. Mai 1843 (W. X, 135 ff.). Ob dergleichen persönliche Angriffe, in denen ein vielleicht berechtigtes Rachegefühl zum Ausdruck kommt, ein so großes Verdienst um die

Welt bilden, als Heine annimmt? Der Raum gestattet nicht, hier ausführlicher darauf einzugehen.

XXIII.

Liebster Dettmold!

Für den Fall, daß mein Bruder, welcher in diesem Augenblick abreist, einige Momente in Hannover verweilt, habe ich ihn beauftragt, Ihnen meine flüchtigen Grüße zu überbringen und mündlich mitzutheilen, wie mir es ergeht. Ich werde mir nächstens das Vergnügen machen, Ihnen direct zu schreiben; in diesem Augenblick bleibt mir nur die Zeit für wenige Zeilen. Vielleicht consultirt Sie mein Bruder in einer eigenen Angelegenheit, die Ihnen sehr frivol vorkommen dürfte, aber dennoch so wichtig ist, daß ich Sie um eine freundliche Mitwirkung angehe. Von Kampe habe ich die jüngsten Nachrichten über Sie und [Ihr] Wohlergehen empfangen; mir geht es hundeschlecht, und es ist mir zu Muthe, wie einem Pudel, der am Ersaufen ist. Dennoch will ich alle meine Schwimmkraft aufbieten, um über Wasser zu bleiben.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 26. August 1851.

XXIV.

Paris 3. October 1854.

Liebster Dettmoldt!

Der ältere Meister, welcher lahm und caduk ist, wendet sich heute an den jüngeren Meister, der ihm durch seine noch frische Kraft und sein ungeschwächtes Ingenium beistehen soll. Ich hoffe, daß Campe Ihnen die 3 Bände meiner „Vermischten Schriften", die er im Begriff ist herauszugeben, schon jetzt geschickt hat und Ihnen bereits mittheilte, welchen Dienst ich bei dieser Gelegenheit von Ihnen erwarte. Aus dem 2ten u. 3ten Theil, nämlich aus dem Buche „Lutezia", werden Sie gleich ersehen haben, welche neue Miseren ich mir aufgesackt habe. Unter uns gesagt, ich that solches zu einer Zeit, wo ich dieselben leicht zu bewältigen hoffte durch die großen Mittel, die mir zu Gebot standen, und die Kräfte, die ich noch in mir fühlte. Aber beides fehlt just in diesem Momente, und durch ein Zusammentreffen von Fatalitäten bin ich nicht blos ganz isolirt, sondern auch in einem Körperzustande, der so niederträchtig ist, so entsetzlich ist, wie ich ihn noch nie ertrug. Mit Campe haperte ich in der fatalsten Weise, und nur durch die größten Geldopfer erwarb ich mir Ruhe vor seinen Nucken und Nergeleien; ich habe an ihm den unsichersten Bundesgenossen, und er stänkert mich in Feindschaften hinein, die mich gar nichts angehen, und spekulirt auf Absatz durch Skandale, die ich gern vermiede. Ich habe hier keinen Menschen, der mir eine Sylbe nur erzählt von dem, was vorgeht in der Makulaturwelt, und ich habe dort auch nicht das geringste Organ zu meiner Verfügung. Früher konnte ich einigermaßen mich der Allgemeinen Zeitung bedienen, aber diese steckt jetzt ganz zusammen mit der infamen Clique zu München, und wie Sie aus meinem Buche ersehen haben, ich muß mit diesen Menschen endlich bestimmt brechen. Sie haben keinen Begriff davon, wie unter dem Mantel deutscher Biederkeit und Freundschaft die gemeinste Perfidie sich bei diesen Leuten in Bezug auf mich verborgen hielt. Die Art und Weise, wie Meyerbeer seinen Krieg führt, ist Ihnen bekannt. Es gibt kein Journal in der Welt, wobei er nicht seine wachsamen Agenten hat. Er gebraucht die gemeinsten Creaturen, um mich indirekt anzufeinden, während ich ihm immer mit ehrlichem Gesicht entgegentrat, und ich habe von dieser Seite das Schlimmste zu befahren; an ihn hängt sich alles Lumpengesindel, und er ist die Seele aller Klatschbuden. Wie ich die alte Klatschbude der Madame Leo daguerrotypirte, wird Sie amüsirt haben; es ist ein Verdienst, das ich mir um die Menschheit erworben. Hier wurde immer der gemeinste Unglimpf gegen mich und meine Frau ausgeheckt und zumal nach Hamburg, wo die succursalen Familien und Klatsch-Schwestern blühen, spedirt. Es handelt sich nicht, liebster

Dettmoldt, wie Sie merken, um einen Lobartikel für mein Buch, sondern es handelt sich darum, dem bösartigen Kleintreiben der Gegner durch dieselben Mittel, die sie anwenden, entgegen zu wirken, durch ganz kurze Notizen in den verschiedenartigsten Blättern zusammenwirkend dem Publikum den Wink zu geben, wie das böse Gewäsche, das vielleicht jetzt gegen mich aufkommt, durch die Machination verletzter Persönlichkeiten und die Coalition derselben hervorgebracht wird. Ich habe es mit den schlimmsten Feinden zu thun, denn es sind eben die feigsten und schleichendsten Creaturen, Wanzen aus alten wohlbekannten Bettstellen. Ich glaube, meine Andeutungen genügen Ihnen, und Sie werden das Mögliche für mich thun. Da ich weiß, was Ihr Geist vermag, so fühle ich mich beruhigt, nachdem ich demselben meine Sache übergeben, und ich weiß, es wird Ihnen noch viel Spaß machen, das Gesindel mit kaltem Blute zu ärgern, das auf die Empfindsamkeit, die Krankheit und die Hülflosigkeit Ihres armen Freundes rechnet. Sie sehen, liebster Dettmoldt, daß ich Sie in der Noth nicht vergesse. Aber Sie glauben gewiß auch meiner Versicherung, daß ich ohne besondere Benöthigung oft genug an Sie denke, und der umdüsterte Geist manchmal durch eine Erinnerung an Sie wie durch einen Zauberschlag aufgeheitert wird. Jüngst war eine Verwandte von Ihnen hier, ... die ich mehrmals sah: eine schöne Seele, die das Bedürfniß empfindet, sich um die Angelegenheiten derjenigen, denen sie gewogen ist, aufs dringlichste zu bekümmern, aus liebreicher Schwesterlichkeit im Stande wäre, uns über das geringste Detail unsers Büdgets zu befragen, dann vielleicht auch gefühlvoll herumbringt, was ihre Liebe erforscht; kurz eine gemüthliche Klatsche. Beileibe kein Wort über diese unchristliche Beurtheilung, die vielleicht eine ungerechte. Von Ihnen sprach sie, da sie wußte, daß wir Freunde sind, mit sehr inniger Theilnahme, lobte Sie sehr, was um so rühmlicher für sie ist, da ihr dieses Lob gewiß sehr sauer ankam. Sie ist sehr befreundet mit Pückler, auch mit dem Musik-Enthusiasten Gathy, der jetzt in Hamburg lebt. — Ich habe vor einigen Wochen ausziehen müssen und wohne jetzt: aux Batignolles, 51 grande rue, außerhalb der Barrièren von Paris; meine Wohnung aber ist kalt und feucht, und wenn ich nicht noch schlimmer erkranken will, muß ich in einigen Wochen wieder ausziehen. Diese äußeren Tribulazionen haben mir noch gefehlt, und Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich durch Mathildens Unfähigkeit häuslicher Einrichtung und Geschäftsführung mir Verdrießlichkeiten und ungeheure Geldkosten zugezogen. In dieser Noth nun schreibe ich Ihnen heute. Es versteht sich von selbst, daß sie Campen von meinem Begehr nichts sagen. Vergessen Sie nicht, Hamburg im Auge zu behalten und sowohl durch Campe als selbst dahin zu wirken, daß an diesem Orte, wo meine bedenklichsten Familien-Verhältnisse und Interessen gefährdet werden können, nichts bösartiges geschieht.

Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie mit Liebe und Treue zugethan

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

Nicht anderthalb Jahre hatte Heine diesen letzten Brief überlebt, als er am 17. Februar 1856 für immer die Augen schloß. Die Gesammtausgabe der Werke hätte Detmold auch, wenn er noch damit betraut gewesen wäre, nicht mehr besorgen können. Gerade einen Monat später, am 17. März, folgte er dem Freunde nach. So wie wir ihn kennen lernten, ist er in Heine's Umgebung eine wohlthuende Erscheinung; man freut sich, daß in einem durch eigene und fremde Schuld so viel getrübten Leben eine Verbindung, auf persönlichen und literarischen Neigungen beruhend, anregend, durchaus zum Vortheile des Dichters, dreißig Jahre dauern konnte. Möchte das auch den Briefen, die davon Zeugniß geben, zu Gute kommen!

Mit S. M. S. „Leipzig“ in Korea.

Vom

Capitain z. See a. D. **Herbig.**

Es war im November 1883, als die deutsche Regierung den Generalconsul Zappe mit Vollmachten zum Abschluß eines Handelsvertrages nach Korea sendete, beseelt von dem Gedanken, bei der in Aussicht stehenden Erschließung dieses Landes, welches bisher jeglichen Verkehr mit civilisirten Völkern standhaft abgelehnt hatte, dem deutschen Handel und der deutschen Industrie die gleichen Chancen mit Engländern und Amerikanern zu schaffen, welche mit dem ostasiatischen Königreiche bereits in Verbindung getreten waren.

Der deutsche Bevollmächtigte schiffte sich in Begleitung eines chinesischen Dolmetschers und Schreibers in Nagasaki an Bord S. M. Kreuzerfregatte „Leipzig“ ein und traf in Chemulpo, dem Haupthafen an der Westküste Korea's, mit dem von der englischen Regierung zu gleichem Zwecke nach dorthin entsendeten Bevollmächtigten, Sir Harry Parks, zusammen. Mehrere Koreanische Würdenträger begrüßten die Ankommenden im Namen ihres Königs, und schon am nächsten Tage begab sich Sir Harry Parks und Generalconsul Zappe nach Séoul, der Haupt- und Residenzstadt des Landes.

Die verschiedenen Formalitäten, die Festsetzung der einzelnen Paragraphen des Handelsvertrages, der sich im Großen und Ganzen an den in früheren Jahren mit China und Japan stipulirten anschloß, sowie namentlich die Vereinbarung eines Zolltarifs nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß die Unterzeichnung des Vertrages erst nach Verlauf von etwa sechs Wochen stattfinden konnte. Während dieses langen Aufenthalts in Chemulpo hatten wir genugsam Gelegenheit, das Land kennen zu lernen und Einblicke zu thun in das Leben eines Volkes, welches bis dahin vor der Berührung mit Fremden vollständig abgesperrt gewesen. Zunächst war es Chemulpo, den Hafen von Séoul könnte man diesen Ort nennen, und seine nächste Umgebung, welche unser Interesse fesselten.

Chemulpo liegt an der Mündung des Saléflusses, der noch eine ganze Strecke weiter landeinwärts für kleinere Fahrzeuge schiffbar, leider aber schon einige Meilen vor der siebenundzwanzig englische Meilen landeinwärts gelegenen Hauptstadt Séoul fast gänzlich versandet ist. Die Einsegelung in den Salé-Fluß von See aus ist wildromantisch, namentlich wenn sie bei stürmischem Wetter geschieht, wie dies bei S. M. S. „Leipzig“ der Fall war. Aus starrem Gestein gebildete zahlreiche Inseln, sowie eine Menge von einzelnen Felsen, deren Vorhandensein man bei Hochwasser nur durch die über ihnen vorhandene Brandung errathen kann, und welche bei niedrigem Wasser das Chaos von Inseln vermehren, wechseln mit flachen sandigen Küstenstrecken und erfordern

unausgesetzt die peinlichste Aufmerksamkeit des Seemannes, der dieses Fahrwasser nicht genau kennt, um so mehr, als jedes Zeichen zur Orientirung, wie sie sonst üblich sind, fehlt. Dabei läuft ein starker Strom, der die Gefahren in den dortigen Gewässern bedeutend erhöht.

Die ganze Gegend erscheint todt und öde, weder Mensch noch Thier läßt sich sehen; die Ufer tragen keinerlei Spur von Cultur und Anbau, nur das Rauschen des Wassers und der Luft athmen Leben. Ueber den tiefblauen Himmel ziehen dichte Wolkenmassen, der Stärke des stürmischen Windes in ihrer Eile entsprechend, und sammeln sich zu einem undurchdringlichen Wolkenschleier, der über dem inneren Lande lagert und eine baldige Entladung von Schnee und Regenmassen droht.

Mit der Zeit wird die Einfahrt schmaler, die Ufer rücken näher aneinander und der Fluß selbst nimmt eine andere Färbung an: das süße Wasser desselben kämpft mit dem gegenströmenden Seewasser und an einigen Stellen wird die Passage so eng, daß man knapp einen Steinwurf von schroffen Klippen entfernt bleibt, die sicheren Untergang und Verderben drohen, wenn sie nicht in gehöriger Entfernung gelassen werden. Die erste Abwechslung in dieser Scenerie bringt das Auftauchen von Rose Island, welches mit seinen Baumgruppen sich merklich von dem Gewirre kleiner Inseln und dem mit tiefen Einschnitten und Buchten versehenen Festlande abhebt. Je näher man kommt, desto mehr verschwindet die Gleichförmigkeit; zuerst erscheinen einzelne Häuser mit gartenartiger Umgebung, dann folgen größere Ortschaften, und schließlich, sobald man zwischen Rose Island und dem Festlande hindurchblicken kann, bietet sich ein liebliches Bild dar. Auf sanft nach dem Wasser abfallenden, mäßig hohen Hügeln zieht sich in beträchtlicher Ausdehnung die Stadt Chemulpo längs dem Salé-Flusse hin, mit einigen recht stattlichen Gebäuden, z. B. dem Hause des japanischen Consuls und des Hafencapitäns, dem Zollgebäude u. s. w. Auch am andern Ufer des hier wohl vier Seemeilen breiten Flusses liegt eine größere Ortschaft; doch muß sich das Auge erst daran gewöhnen, die einzelnen Häuser zu erkennen, denn jedes ist von einer gleich hohen Mauer umgeben, so daß man mehr ein altes Castell, als ein Haus zu sehen meint. Reges Leben herrscht bei Hochwasser sowohl zwischen beiden Ufern, als auch zwischen den einzelnen Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker liegen. Dagegen stirbt alles Leben ab, wenn die Ebbe den Wasserstand soweit herabgedrückt hat, daß nicht mehr genügend Tiefe für den Verkehr vorhanden ist. Der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser beträgt $9^1/_2$ Meter, und hieraus ergibt sich das völlig veränderte Bild, welches Chemulpo bei dem letztern Stande bietet. Die Berge scheinen dann so viel höher zu liegen, gewissermaßen auf einem Postamente zu ruhen, welches durch die nächsten daran haftenden Schlickmassen schwarzem Marmor gleicht. Dieser Unterschied in den Wasserständen würde jedoch ermöglichen, den an und für sich kleinen und engen Hafen von Chemulpo nach Bedürfniß für Schiffe jeden Tiefganges und jeder Größe zu erweitern. Es bedürfte hierzu nur der Anlage einiger Schleusen und Quais, und wenn überhaupt im Laufe der Zeit der Handelsverkehr sich hier reger entwickeln soll, so muß vor Allem in dieser Weise ein Hafen hergestellt werden. Denn Chemulpo ist jedenfalls der geeignetste Ort für den Handel schon deshalb, weil er der Hauptstadt am nächsten liegt, wo sich fraglos zuerst und im größten Umfange das Bedürfniß nach europäischen Artikeln herausstellen wird, und von wo aus auch die koreanischen Exportartikel am leichtesten zu vertreiben sein werden. Erst in späteren Jahren, wenn Ost- und Westküste durch Eisenbahnen verbunden sein werden, was immerhin wegen der gebirgigen Terrainverhältnisse schwierig und kostspielig sein mag und sich nicht sobald verwirklichen dürfte, werden auch andere Ortschaften an der Küste für Handelszwecke in Betracht gezogen werden können, die für die Schiffahrt günstigere Bedingungen aufzuweisen haben. Immer jedoch wird zu bedenken bleiben, daß die Westseite Korea's für den Verkehr bequemer gelegen ist, als die Ostseite, welche anzulaufen für alle Asien frequentirenden Dampfer einen Umweg von einigen hundert Seemeilen bedingen würde.

Importirt werden vorläufig hauptsächlich alle Arten von Baumaterialien, Stein-

kohlen, Baumwolle und Seidenstoffe, sowie Kupfer und Messing zur Anfertigung des Geldes; exportirt werden in erster Linie Menschenhaare, die nach China gehen zur Ausstaffirung der Zöpfe, einige Seidenstoffe geringerer Qualität, Felle, Bambus und Rohrgeflechte. Doch ist nicht zu bezweifeln, daß bei regulärem Betrieb auch sehr viele landwirthschaftliche Erzeugnisse, besonders Obst, und auch Industrieartikel zur Ausfuhr gelangen werden. An Metallen: Gold, Silber, Kupfer, Eisen soll großer Reichthum vorhanden sein, so daß die einstige Ausbeute eine reichliche zu werden verspricht. Zur Zeit fehlt es noch an dem erforderlichen Capital und Unternehmungsgeist, um diese verborgenen Schätze ans Tageslicht zu fördern. Nur eine englische Firma ist in dieser Richtung unmittelbar nach Abschluß des Handelsvertrages vorgegangen und läßt zunächst eine Erforschungsreise durch die Gebirge hin machen. Sicher werden auch deutsche Capitalisten sich finden, um hier, auf dem durch die Fürsorge der Reichsregierung für kaufmännische und industrielle Unternehmungen geebneten Boden in den Wettbewerb einzutreten. Ein ganz neuer Markt wird für europäische Artikel in Korea sich öffnen und durch Solidität und Billigkeit auch hier der hervorragendste Platz zu erwerben sein.

Chemulpo zählt zur Zeit 4—5000 Einwohner, welche Zahl jedoch täglich steigt; denn jeder neue Dampfer bringt neue speculirende Chinesen und Japaner an Land, die sofort mit Aufbau ihrer primitiven Häuser beginnen und ihre Waarenhäuser errichten. Laut Vertrag ist hier ein Stück Land als Niederlassung für die Fremden reservirt, welches, unmittelbar am Wasser gelegen, einen freien Blick über den in starken Windungen sich seewärts schlängelnden Salé-River gestattet. Das gegenüberliegende Rose Island ist vom Könige dem Herrn von Möllendorf geschenkt worden, welcher, früher in deutschen Diensten, durch den Vicekönig Lung-Chang der koreanischen Regierung zur Einrichtung des Steuersystems empfohlen ward. Herr von Möllendorf steht beim regierenden König in großem Ansehen, und hat wohl auch viel dazu beigetragen, ihn, sowie einige Würdenträger des Reiches für die Erschließung des Koreanischen Königreichs günstig zu stimmen. Auf Rose Island werden in späterer Zeit einmal die Lusthäuser und Sommerresidenzen reicher Kaufleute und Angestellter sich erheben und wird dann das ganze Ansehen des Ortes und Arrangement der Bauten viel Aehnlichkeit haben mit Amoy und der diesem Ort gegenüberliegenden Insel Wulangsoi. Die nächste Umgebung Chemulpo's ist gut angebaut und gibt ein erfreuliches Bild von der Ertragsfähigkeit des Landes in landwirthschaftlicher Beziehung. Alle Arten landwirthschaftlicher Pflanzen, welche das Klima gestattet, werden cultivirt und gedeihen vortrefflich; unter anderem wird besonders Mais, Hirse und Reis gepflanzt, welch letztere wie bei den Chinesen die Hauptnahrung des Koreaners bildet. Obststräucher und Bäume bilden die Einfriedigung der einzelnen Parzellen; hier sieht man Wallnüsse und echte Kastanien in vorzüglicher Güte und seltener Größe. Auch Wein wird gebaut und liefert schöne großbeerige Trauben. Die bebauten Flächen, auf welchen ein schöner kräftiger Viehstand gehalten wird, grenzen an lange unabsehbare Haiden, die, mit niedrigem Strauchwerk bewachsen, ein willkommener Aufenthaltsort von Fasanen, wilden Tauben, Hasen und Kaninchen sind. Namentlich Fasanen sind so zahlreich, daß sich ihr Export lohnen würde; wir zahlten durchschnittlich 20 bis 25 Pfennige pro Stück, und auf Jagdzügen wurde trotz des Mangels an Jagdhunden eine große Menge davon erlegt. Was die Hausthiere betrifft, so findet man hier dieselben wie in Europa, nur wird der Pferdezucht nicht so viel Wichtigkeit beigemessen wie bei uns. Dies ist aber leicht erklärlich, da zum Betriebe des Ackerbaues das Rindvieh geeigneter und als Transportmittel wegen der Beschaffenheit des Terrains und des Klimas die Sänfte dem Reiten auf Pferden vorzuziehen ist. Diese Sänften unterscheiden sich von denen anderer heißer Länder durch ihre Construction. Sie ruhen in der Mitte auf einem Rade und die Sänftenträger dürften hier richtiger Sänftenschieber genannt werden; denn für gewöhnlich rollt die Sänfte auf dem Rade, durch die Träger vor dem Umfallen geschützt, und nur in schwierigen Terrainverhältnissen wird sie getragen. Je

nach dem Range des Insassen sind diese Sänften mit Pelzwerk ausgeschlagen, so darf z. B. nur ein Minister sich eines mit Tigerfell gefütterten Vehikels dieser Art bedienen.

Solche Sänften und Pferde für unser Gepäck standen zu unserer Verfügung, als ich in Begleitung dreier Officiere die Reise nach der Hauptstadt antrat. Die Straße ging über Berg und Thal, bot aber wenig Abwechslung, zumal da schon nach einer Stunde Wegs der Blick nach der See hin verdeckt war und die schroffen Felsen keine Spur von Vegetation zeigten. Hin und wieder lagen einige elende Lehmhütten in der Nähe des Weges und um sie herum einige cultivirte, jetzt aber zugefrorene Reisfelder. Neugierig blickten uns die Bewohner, scheu die Weiber aus ihren Umhüllungen nach; diese tragen nämlich keinen Schleier, wie die Türkinnen, sondern umhängen sich den Kopf mit einem dichten Mantel, sobald sie einem Manne begegnen und ducken sich tief auf die Erde nieder, wenn sie nicht noch rechtzeitig in ein Haus flüchten können und sind überhaupt sehr scheu. In den Städten dürfen sie sich nur zu bestimmten Zeiten auf den Straßen zeigen, während welcher die Thore verschlossen gehalten werden und kein Mann aus dem Hause gehen darf.

Allmälig wurde der Weg anmuthiger, auch mehrten sich die Anzeichen der Cultur; die Felder nahmen größere Ausdehnungen an, die zerstreut liegenden Häuser vereinigten sich immer mehr zu Häusercomplexen, und Gruppen von Feldarbeitern, sowie beladene Lastthiere und Wagen zeugten von arbeitsamem Leben. Bald erreichten wir einige Dörfer, die aber außer dem ungewöhnlichen, für einen Europäer unerträglichen Geruch, der sie kennzeichnet und starrendem Schmutz nichts Bemerkenswerthes boten. Der Weg führt nun in einer langen unabsehbaren Ebene entlang, welche am Horizont von hohen kleinen Bergen eingefaßt schien und mit tiefem dicken Sand bedeckt war, in welchem Pferde und Menschen bis ans Knie versanken. Diese Ebene scheint ein trocken gelegtes Flußbett zu sein. Nach ungefähr einundeinhalbstündigem Marsch durch diese Sahara kamen wir an einen krystallklaren Fluß, etwa 40 Fuß breit, auf dem sich unzählige Enten, Gänse und Taucher der verschiedensten Gattungen tummelten. Hier ist ein Terrain zum Jagen, wie es der Waidmann sich nicht besser träumen kann; auch gibt es kein Jagdgesetz, welches irgend welche Beschränkungen auferlegt. Die verschiedensten Raubvögel ziehen hoch über der Ebene ihre Kreise und Scharen von Krähen und Elstern fliegen bei Herannahen eines Menschen auf; auch Meister Reinicke pürscht hier und macht der wilden Katze, die sehr häufig vorkommt, das Feld streitig. Natürlich ließen auch wir uns von unserer Jagdlust hinreißen, erlegten einige Enten und Taucher und nachdem sich infolge der Schüsse die Vögel wild schreiend entfernt hatten, suchten wir eine Furth, durch welche wir glücklich über den Fluß gelangten. Auf der anderen Seite des Flusses war dieselbe Oede und erst gegen drei Uhr Nachmittags wurde der Boden wieder fester und unsere Reise konnte in schnellerem Tempo fortgesetzt werden. Bald kamen wir an den Salé-Fluß, fuhren in großen Fährbooten über denselben und landeten in einer größeren Stadt, Namens Mapu. Schmutzige Straßen, lärmende, neugierige Menschen und kläffende Hunde verlangsamten hier wieder unser Fortkommen. Nach Allem, was ich im Orient, in der Türkei und China gesehen habe, muß ich sagen, daß Korea diese Länder an Unreinlichkeit noch übertrifft. Neben etwa $2^1/_2$ Fuß breiten Rinnsteinen, welche niemals geleert zu werden scheinen, liegen Berge voll Kehricht, Küchenabfällen, Knochen, Asche ꝛc., den Kampfplatz für Hunde, Katzen und allerhand Raubvögel bildend, die hier ihre reichliche Nahrung finden. Zum Glück war Frostwetter und ein Verweilen in den Ortschaften daher verhältnißmäßig noch erträglich.

Uebrigens wissen die Koreaner sich wohl gegen die Kälte zu schützen und haben eine sinnreiche Art, ihre Häuser zu heizen. Unter jedem Hause ist ein großer, mit Feldsteinen ausgemauerter Keller und an Front und Rückseite des Hauses je ein handbreiter Anbau angebracht, welcher, oben offen, als Luftcanal, resp. Feuerungsstelle dient. An dieser einen Seite werden die angezündeten Brennmaterialien hineingeworfen,

durch den Luftzug schlägt die Flamme in den Keller und erhitzt die Feldsteine, welche die Wärme lange behalten und dem ganzen Haus mittheilen.

Die Koreaner sind durchweg sehr reichlich und gut gekleidet; sie tragen weite gefütterte weiße Pluderhosen, an den Enkeln eng zusammengebunden, und Sandalen aus Strohgeflecht an den mit Lappen umwickelten Füßen. Nach oben reicht das Beinkleid bis zur Brusthöhe, darüber eng anliegende Unterhemden aus Baumwolle und leinene oder baumwollene Westen in weißer Farbe. Ein kaftanartiger Ueberwurf in grellen Farben und je nach der Wohlhabenheit des Individuums aus Seide oder Baumwolle umhüllt diese ganze Kleidung, und im Winter vertritt ein dick gesteppter langer Ueberwurf unseren Paletot. Als Kopfbedeckung dienen gigantisch aussehende Hüte aus dünnem Bambusgeflecht, die mit einem Bande unter dem Kinn festgebunden werden.

Unverheirathete Koreaner tragen lange Zöpfe wie die Chinesen und das Haar in der Mitte gescheitelt, nach Art unserer Frauen. Sobald sie sich aber verheirathen, wird der Zopf abgeschnitten und verkauft; Menschenhaar ist bis jetzt so ziemlich der bedeutendste Handels- und Exportartikel, den dies Land besitzt. Die wenigen Frauen, welche ich später zu sehen bekam, hatten einen außerordentlich starken Haarwuchs, wie ich ihn seitdem nie wieder angetroffen habe.

Ein Paradies für Frauen ist Korea nicht. Sie scheinen keinerlei Recht zu besitzen; müssen die niedrigste und schwerste Arbeit verrichten, während der Mann sich bedienen läßt und seinen Tabak raucht. Er kann nach Gefallen mehrere Frauen nehmen, wogegen die erwiesene Untreue der Frau mit dem Tode bestraft wird. Die Execution in solchen Fällen ist eine sehr grausame. Die Sünderin wird bis zu den Schultern in die Erde eingegraben, wo sie zu den Martern eines langsamen Todes noch der Beschimpfung ausgesetzt ist. —

Es war 8 Uhr Abends, als wir die Stadtmauer von Séoul erreichten. Eben war das Thor geschlossen worden und keine Reclamation half — wir mußten draußen bleiben. Ein Gesetz schreibt vor, daß um $7^1/_2$ Uhr das einzige in Séoul hineinführende Thor geschlossen wird und bis Mitternacht geschlossen bleibt. Es ist dies die Zeit, in welcher die Frauen Séoul's frische Luft genießen, und zu welcher kein männliches Wesen sich auf der Straße blicken lassen darf.

Halb verfroren kam ich schließlich in Séoul an, hatte ein gutes Diner, ein warmes comfortables Zimmer und schlief bald ein nach den Strapazen des Tages. Am nächsten Morgen sah ich mir die Stadt an. Dieselbe ist auf einem rings von hohen Bergen eingeschlossenen Plateau erbaut und zieht sich terrassenförmig nach dem Fluß hinunter. Sie hat eine colossale Ausdehnung, ist aber nicht weniger schmutzig, als die Dörfer, die wir gesehen. Die Häuser sind meist in ganz engen Straßen aus Lehm aufgeführt mit Dächern aus Reisstroh. Nur einige wenige Straßen sind breit und haben Steinhäuser; die Hauptstraße ist sogar so breit, daß ein europäischer Wagen darin fahren kann. Die Stadt zählt zwischen 280,000 und 300,000 Einwohner, bietet aber wenig Sehenswürdigkeiten oder hervorragende Gebäude, mit Ausnahme einiger Palais des Königs und seiner Familie; Tempel sind innerhalb der Stadt nicht. Die Schlösser des Königs, von denen ich vier besucht habe, sind eigentlich wieder kleine Städte für sich, mit eigener Mauer umgeben und wohl im Stande 10—12,000 Menschen zu beherbergen. Sie sind sehr luxuriös in Granitstein gebaut und contrastiren gar merkwürdig mit der dürftigen Umgebung. Das alte Schloß, welches im vorigen Jahre, weil der Blitz dort eingeschlagen und einige kleine Stallhäuser vernichtet hatte, von der Königlichen Familie verlassen worden, ist ganz im märchenhaften orientalischen Geschmack gebaut. Der Hauptsaal mit dem Thronsessel ruht auf achtundvierzig, zehn Meter hohen und einen Meter im Durchschnitt starken Granitsäulen, die aus einem Stück gehauen sind und überragt das ganze Terrain; zu ihm hinauf führen Steinterrassen, ähnlich wie die in Sanssouci bei Potsdam. Sie sind mit sehr alten roh gemeißelten steinernen Bildsäulen geschmückt, Kämpfe und wilde Thiere darstellend, unter denen der Tiger die häufigste Erscheinung ist. Park-

anlagen und Wasserbassins, in welchen steinerne Tiger in allen Positionen angebracht sind, umgeben den ganzen Bau; aber alles ist dem Verfalle nahe, es ist eben Niemand vorhanden, der sich dafür interessirt. Hier könnten Architekten werthvolle Studien machen; Geschmack und Solidität blicken aus all diesen Bauten. Nach der Besichtigung des Schlosses durchwanderten wir noch einige Straßen und besuchten verschiedene Läden, um Einkäufe zur Erinnerung an Korea zu machen. Thierfelle, eine Art von Fenstervorhängen aus feinem Bambusgeflecht, kleine eiserne Kasten mit eingeschlagenem Muster in Silber, sowie emaillirte und ausgelegte Lackwaaren sind besonders als Eigenthümlichkeiten Korea's hervorzuheben. Als Geld dient eine Art Wash, ähnlich dem in China gebräuchlichen. In neuester Zeit hat man Silbergeld in ganzen, halben und ein viertel Dollarstücken geprägt, welches ohne jegliche Legirung hergestellt und daher überwerthig und von Japanesen und Chinesen aufgekauft und eingeschmolzen worden ist. Dasselbe ist sehr geschmackvoll, dem japanischen ähnlich, hat aber in der Mitte eine Verzierung in blauer Emaille.

Im Allgemeinen war ich wenig erbaut von dem Gesehenen; vor allen Dingen konnte ich ein Gefühl des Unbehagens, ja der Betrübniß, nicht los werden, wenn ich die gegenwärtige Verwahrlosung und das überall mich umgebende Elend mit dem verglich, was Korea einst gewesen. Es ist ein schöner starker Menschenschlag, diese Koreaner; sie würden sich in unserem ersten Garde-Regiment nicht schlecht ausnehmen. Während meines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Korea habe ich keinen einzigen verwachsenen oder verkrüppelten Menschen zu Gesicht bekommen. Früher war Korea ein blühendes Land mit intelligenter Bevölkerung, von der auch Japan cultivirt worden sein soll; alle heutige japanische Lack- und Porzellanindustrie stammt aus Korea. Heut ist es umgekehrt, Japan cultivirt Korea und setzt sich dort fest. Das Land hat eine schwere Zeit zu bestehen gehabt, die dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland um nichts nachsteht; das Volk besitzt aber nicht die moralische Kraft, sich wieder zu erheben, sondern versumpft vollständig. Es ist möglich, daß durch die Handelsverträge mit Europäischen Staaten neues Leben in die Nation kommt und daß die Koreaner dann in Concurrenz zu treten sich bestreben mit jenen, um die Reichthümer des Landes zu heben.

Am 26. November wurde der Handelsvertrag gezeichnet und am 27. fand der Empfang der Vertreter Englands und Deutschlands in feierlicher Audienz statt. Auch mir war es vergönnt, derselben beizuwohnen. Alle zur Audienz befohlenen Herren wurden in reich verzierten Tragstühlen zum Schloß befördert, der Generalconsul Zappe nebst dem Schreiber dieser Zeilen, als Commandanten der „Leipzig", trafen in dem einzigen europäischen Galawagen des Königs, der von schönen muthigen Pferden gezogen wurde, aber nur auf der letzten kurzen Strecke in der Hauptstraße practicabel war, vor dem Schlosse ein und wurden durch Herrn von Möllendorf und den Premierminister empfangen. Die Leibgarde des Königs und die Hofchargen in Gala-Kostümen, welche — noch durch keinerlei europäische Mode verdorben — den Urtypus Alt-Korea's zeigen, bildeten Spalier; eine Menge Volks harrte an den Palasttreppen unserer Ankunft. Im Innern wurden wir vom Präfecten des Staatsministeriums und sämmtlichen Ministern des Landes empfangen und zunächst in ein Zimmer geführt, in welchem man uns Cigarren und Thee anbot. Von da aus wurden wir zum König geführt, der uns, von seinen Würdenträgern und einer großen Zahl Eunuchen umgeben, sitzend erwartete und sich erhob, nachdem er unsere in europäischer Manier ihm erstatteten Verbeugungen entgegen genommen hatte. Die Audienz verlief, wie alle derartigen Acte; zuerst fragte der König, wie es Seiner Majestät unserem Allergnädigsten Kaiser erginge, dann wie uns Korea gefiele und daß er sich freue, uns in seinem bis jetzt noch recht traurigen Lande zu sehen; daß er aber von der Zeit Besserung für dasselbe erwarte und auf recht baldige Erneuerung unseres Besuches zur Ratificirung des unterzeichneten Vertrages rechne. Die Unterhaltung, von Seiten des Königs in koreanischer Sprache geführt, von einem Dolmetscher ins Chinesische übersetzt und von Herrn von Möllendorf verdeutscht, war in Folge dessen

sehr umständlich. Der König macht trotz seiner nur mittelgroßen Figur einen imposanten Eindruck; seine Gemahlin mit einigen Hofdamen verweilte während der Audienz hinter einem mitten im Zimmer in der Nähe des Thronsessels befindlichen Schirm, ihre funkelnden Augen konnte man sehen, wenn sie durch die Oeffnungen in demselben blickte. Die Königin, um ein Jahr älter als der König, zählt 31 Jahr; da aber die Koreaner schon mit dem Tage ihrer Geburt ein Jahr alt werden, so entspricht dieses Alter unserem dreißigjährigen. Dies ist seine legitime Frau, mit der er einen einzigen Sohn von zwölf Jahren hat.

Nach Beendigung der Audienz, in welcher der König der Reihe nach den Generalconsul, dann den Commandanten der „Leipzig", hierauf den Dolmetscher Herrn Butler und schließlich die übrigen Seeofficiere ansprach, begaben wir uns wieder in das frühere Empfangszimmer, wo wir mit gutem französischen Champagner und Kuchen bewirthet wurden. Die Rückfahrt wurde dann in derselben Weise angetreten, wie die Hinfahrt. Abends fand im Auswärtigen Amt ein Galadiner statt, bei welchem auf Wunsch des Königs die zu diesem Zwecke von Chemulpo aus nach Séoul beorderte Capelle der „Leipzig" concertirte. Diese Musik war den Koreanern etwas so Neues und Unerwartetes, daß der Präsident des Ministeriums darum ersuchte, das Spiel momentan unterbrechen zu lassen, da sonst die Diener nicht weiter serviren, die schon gefüllten Suppenteller im Stiche lassen und an Aufwartung der Gesellschaft nicht mehr denken würden. Das Diner war nach europäischer Art bereitet und in der Anlage recht gut, nur kamen der mangelhaften Bedienung wegen die Speisen nicht in der richtigen Wärmeabmessung auf den Tisch. Im Saale war es sehr kalt, obschon zwei eigens zu diesem Zwecke beschaffte eiserne Oefen glühend gehalten wurden. Die höchsten Minister standen ab und zu vom Tisch auf, um nach den Oefen zu sehen und sie frisch zu füllen. Im Verlaufe des Abends, an welchem auf die Souveräne der Vertragsmächte und den König von Korea getoastet wurde, ergötzte uns auch noch die Königliche Hofkapelle mit musikalischen Vorträgen, die, von mehreren Violinen und Trommeln ausgeführt, für ein europäisches Ohr nur den Wunsch erzeugten, daß sie recht bald beendet sein möchten. Mein Nachbar, ein gemüthlicher Koreaner, sagte mir auf mein Befragen, wie er unsere Musik fände, daß er einen großen Unterschied zwischen beiden Musiken mache: nämlich seine, die Koreanische Musik *fühlte* man, während man die Europäische nur *höre*!

Am nächsten Tage traten wir die Rückreise nach Chemulpo an, die uns noch um etwas in unserer Kenntniß bereicherte. Ungefähr eine Meile von Chemulpo entfernt, trafen wir auf unserem Wege zehn Leichname, deren Köpfe mit einem angehängten Zettel rechts, deren Leiber links am Wege lagen. Es waren flüchtige Verbrecher gewesen, die das Gesetz hier eingeholt und an dem Ort, wo man sie ergriffen, prompt vom Leben zum Tode gebracht hatte. Der Zettel enthielt den Richterspruch.

Gegen 6 Uhr Nachmittags langten wir auf der „Leipzig" wieder an, verproviantirten uns noch so gut als es in der Eile ging und dampften am nächsten Morgen mit Tagesanbruch seewärts nach Nagasaki, wo die Commission ausgeschifft wurde.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Für den Umfang des Vertrauens, das der gegenwärtige Leiter der europäischen Politik bei seinen Zeitgenossen (befreundeten wie feindlichen) erworben, hat erst die jüngste Vergangenheit den entsprechenden Maßstab geliefert. Die Welt lebt in der Empfindung voller und ungestörter Friedenssicherheit und uneingeschränkten Vertrauens zu dem in Skiernewice hergestellten Einverständnisse der führenden Mächte, — in nahezu allen Windrichtungen aber tragen sich Veränderungen und Umwälzungen zu, die an und für sich höchst geeignet wären, Befürchtungen der weitgehendsten Art zu wecken. Solche Befürchtungen indessen werden nirgends gehegt. Die an der maßgebenden Stelle abgegebene Versicherung, daß nichts zu besorgen sei, wiegt schwerer als die Summe der merkwürdigen Ereignisse, die sich rings um uns vollziehen und vorbereiten. In gewohnter Weise registriren wir die großen und kleinen Tagesvorgänge äußerer und innerer Politik und stellen Berechnungen an, welche die Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte zur selbstverständlichen Voraussetzung haben. Und doch vermag der ausschauende Blick die Masse der im Zuge begriffenen Umwälzungen kaum mehr zu übersehen und doch schiebt und drängt sich's allenthalben, als ob die alten Fugen im Zusammenbruch begriffen und als ob die Zeiten feststehender und dauernder Ordnungen bis auf Weiteres suspendirt seien: Ruhepunkte vermag das Auge kaum mehr zu entdecken, wenn es über die gewohnten Kreise deutschen Lebens hinausschaut. Deutschlands Eintritt in die Reihe der Colonialstaaten hat eine Bewegung in die Welt gebracht, die von Tag zu Tage lebhafter wird und wegen ihres zeitlichen Zusammentreffens mit den ägyptischen Händeln Englands, der französischen Unternehmung in Ostasien, dem Vordringen Rußlands an die Grenzen Indiens und dem Fortgange des südslawisch-türkischen Auflösungsprocesses eine durchaus neue Lage schaffen zu sollen scheint. Vor Jahresfrist waren die Culturvölker ausschließlich mit den socialpolitischen Aufgaben beschäftigt, welche Deutschland auf die Tagesordnung gesetzt hatte, — gegenwärtig vermögen selbst anarchistische Zwischenfälle, wie sie in Frankfurt, London und New-York erlebt worden, die allgemeine Aufmerksamkeit nur momentan zu fesseln, weil völkergeschichtliche Entscheidungen von größerer und allgemeinerer Tragweite einander in ununterbrochener Folge ablösen.

In die Geschichte des letzten Monats hätte die Kunde von dem Fall Khartums tiefer als geschehen nicht einschneiden können, wenn sie eine eigentliche Ueberraschung gebildet hätte. Eben war das Ministerium Gladstone darüber schlüssig geworden, die Zahl seiner diplomatischen Niederlagen durch Annahme des französischen Finanzplans für Aegypten zu vergrößern, eben rüstete Herr Ferry sich zur förmlichen Einernte seines neuen Erfolges, eben hatte Italien durch Verkündigung des Mancini'schen Systems der Parallel-Actionen am Rothen Meere die Richtung der Politik seiner englischen Freunde näher zu bezeichnen Miene gemacht und uns daran erinnert, daß die Erhaltung des europäisch-orientalischen Status quo zum Sporn für eine Theilung des

außereuropäischen Türkenbesitzes geworden ist, als Lord Wolseley's Telegramm die officielle Kunde davon brachte, daß England sein fünfzehn Monate lang am obern Nil getriebenes Spiel endlich verloren habe. Just in dem Augenblick ist der Sudan der islamischen Erhebung zur Beute gefallen, wo mit der Consolidation der ägyptischen Verhältnisse Ernst gemacht und eine gewisse Klarheit in dieselben gebracht werden sollte. Alles, was seit Jahr und Tag als Ziel der vorläufigen Entwicklung angesehen werden sollte, ist jetzt wieder in Frage gestellt. Welche praktische Bedeutung vermöchten Feststellungen über ägyptische Schulden-Arrangements in Anspruch zu nehmen, wo durchaus fraglich erscheint, was aus dem Schuldobject selbst werden und wer demnächst für dasselbe verantwortlich sein wird? Wem wird die italienische „Action" *parallel* laufen, wo die Linien der englischen Action völlig zerstört sind und wo es sich für Lord Wolseley am Ende nur noch um eine leidlich gesicherte Rückzugslinie handelt? Auf bestimmte und greifbare Wirkungen der Befreiung Khartums war auch für den Fall vollständigen Gelingens dieser Unternehmung nicht gerechnet worden; die Hauptsache hatte die psychologische Wirkung, die Gewinnung einer Grundlage für Verhandlungen mit dem Mahdi sein sollen. Jetzt bleibt nichts übrig, als dem glücklichen Sieger die Einerntung der Früchte seines Erfolges möglichst zu erschweren, seine Fortschritte zu verlangsamen und Zeit zu gewinnen. Ueber den Gebrauch aber, der von solchem Zeitgewinn gemacht werden soll, herrscht völlige Ungewißheit. Hatte Mr. Gladstone es in leidlich guten Tagen zu einer Entschließung darüber nicht bringen können, was aus Aegypten werden solle, so kann davon nicht die Rede sein, wo die Zukunft erst ausweisen soll, wer über dieses Land thatsächlich zu verfügen haben wird. Italiens unruhiger, nur zum Schein mit colonialen Bedürfnissen maskirter Ehrgeiz wird am Rothen Meere den gewünschten Spielraum nicht finden können, so lange die Zukunft der Politik des englischen Verbündeten in Frage gestellt ist; durch das gesammte System der englischen Weltherrschaft aber geht ein Riß, der nicht minder tief ist, als derjenige, den die fenischen Petarden in den Weißen Thurm des Towers und das Londoner Parlamentshaus gelegt haben. Was hilft es, daß man für die Wiederbefestigung dieser Herrschaft den Augenblick leidlich gut auszusuchen gewußt hat, wenn die Action allenthalben an ihrer eigenen Schwächlichkeit zu Grunde geht? Daß die gegen den größten Staatsmann der Zeit gespielten Partien in beiden Hälften der Südsee ebenso vollständig verloren gegangen sind, wie im südwestlichen Afrika, nimmt den Leser der letzten deutschen Weißbücher kaum mehr Wunder, seit Mr. Gladstone selbst vor dem barbarischen Führer der Beduinen von Kordofan den Kürzeren gezogen hat, und an der afghanischen Grenze ebenso unglücklich gewesen ist, wie bei seinen gelegentlichen Streifzügen nach Macedonien und Ostrumelien. Englands Versuche, einen Theil der türkischen Erbschaft für sich zu reserviren und seine colonialen Erwerbungen in Afrika und Australien zum Abschluß zu bringen, haben bis jetzt nur den einen Effect gehabt, die Entschließungen der übrigen betheiligten Mächte zu beschleunigen und die europäische Isolirung des Inselreichs zu einer vollständigen zu machen. Wie Gewinn und Verlust sich gestellt haben, wissen Deutsche, Franzosen, Russen und Bürger der afrikanischen Association gleich genau. Liegen die Dinge auf der Balkanhalbinsel zur Zeit auch noch minder deutlich zu Tage, so steht doch das *Eine* fest, daß Englands Einfluß auf die Pforte seit dem ägyptischen Unternehmen von 1882 bestimmt rückwärts gegangen ist. Oesterreich, dem Mr. Gladstone noch vor fünf Jahren im Tone des Gebieters Rathschläge ertheilen zu können meinte, — Oesterreich macht in aller Stille Fortschritte, deren Umfang durch russische Klagelieder über die Verösterreicherung des Orients die gehörige Illustration erfährt. Die Versuche, Macedonien zu bulgarisiren, schlagen gegen die slawistischen Unternehmer aus; Griechenland ist dicht an die Seite des Wiener Cabinets getreten, um den Einfluß des hellenischen Elements nach Norden vorzuschieben und sich an der Fertigstellung des Balkaneisennetzes einen Gewinnantheil zu sichern und Serbien hat mit seiner Zugehörigkeit zur österreichisch-ungarischen Machtsphäre einen, wie es scheint, dauernden Frieden geschlossen. Verglichen mit den ungeheuren Schwierigkeiten,

welche der Londoner Regierung durch die Niederlassung an der Nilmündung aufgeladen worden, erscheint Frankreichs Einbuße von 1882 kaum mehr als Verlust; im Besitz der festen Stellung in Tunis darf die Republik die Dinge an sich kommen lassen und der Wiedereinbringung mindestens eines Theils seiner Verluste mit leidlicher Sicherheit entgegensehen. Uns Deutschen aber kommt nicht nur der koloniale Gewinn des letzten ereignißreichen Jahres, sondern vor Allem die weltgebietende Höhe des Ansehens und des Vertrauens zu Gute, den die Berliner Staatsleitung erworben hat. Alle Staaten, die sich dem deutschen Reiche angeschlossen, haben den Gewinn zu rühmen gehabt, der ihnen aus solcher Verbindung zugewachsen, während Englands Parteigänger in die Einbußen des unglücklichsten aller britischen Staatsmänner des Jahrhunderts verwickelt worden sind. Portugals Gefügigkeit gegen die Wünsche Mr. Gladstone's hat diesen Staat um den Rest seiner Scheinhoheit über die Kongomündung gebracht und zu der Conferenz den ersten Anstoß gegeben, welche Niemand unwillkommener gewesen ist, als der Regierung von Lissabon; Italien aber ist offenbar im Zuge, sich den festländischen Mächten dauernd zu entfremden und in Unternehmungen verwickelt zu werden, deren Gewinn mit einem unverhältnißmäßig großen Risico verbunden erscheint. Durch die Verbindung mit England glaubt Herr Mancini sich einen gewissen Antheil an der künftigen türkischen Erbtheilung im Voraus gesichert zu haben. Ursprünglich waren Italiens Wünsche bekanntlich auf Albanien gerichtet; als es damit nichts war, wandte man sein Augenmerk auf Tunis, von Tunis auf Tripolis und von Tripolis hat man sich an die Westküste des Rothen Meeres drängen lassen, um überhaupt Etwas bekommen zu können. Jetzt ist dieser Besitz ebenso unsicher geworden, wie irgend ein anderer und schwebt der gesammte englische Plan so völlig in blauer Luft, daß die Erfüllung der italienischen Wünsche von unberechenbaren Wechselfällen abhängig geworden ist. Sicher erscheint nur das Eine, daß die römischen Politiker von der Möglichkeit einer Verbindung mit Frankreich weiter denn je abgetrieben sind und daß ihnen, für den Fall fortgesetzter englischer Mißerfolge in Aegypten, nichts als die Rückkehr zum System des Anschlusses an die Ostmächte übrig bleiben würde. Zur Zeit hat der Dämon territorialer Begehrlichkeit sich des italienischen Volkes aber so vollständig bemächtigt, daß Mancini's Pläne nirgend auf ernstlichen Widerstand gestoßen sind und daß der in argen wirthschaftlichen Verlegenheiten steckende Staat für ein Unternehmen die Mittel übrig zu haben glaubt, dessen koloniale Bedeutung eine rein eingebildete ist. Die Masse der Menschen vermag politischen Zeitkrankheiten ebenso wenig Widerstand entgegen zu setzen, wie den Infectionsübeln, die periodisch die Runde um die Welt machen.

Besäßen die italienischen Politiker ein auch nur bescheidenes Maß nüchterner und unbestechlicher Urtheilskraft, so würden sie durch die Erfahrungen des benachbarten Frankreichs über die Bedenklichkeit ihres neuesten Unternehmens hinreichend belehrt worden sein. Trotz der bedeutenden Aufwendungen an Geld und Menschen, zu denen sie sich haben entschließen müssen und trotz des im Ganzen glücklichen Gangs ihrer Kriegführung, vermögen die Franzosen aus dem Abenteuer, auf welches sie sich zu übler Stunde eingelassen haben, nicht wieder herauszukommen. Immer wieder wird die Befriedigung über die auf einem der beiden ostasiatischen Kriegstheater errungenen Erfolge durch Rückschläge auf dem andern getrübt. Dabei ist die Grundlage der gesammten Unternehmung, die Schutzherrschaft über das Königreich Anam, so unsicher geblieben, wie sie von Hause gewesen. Der leitende Minister dieses Staats, auf dessen Franzosenfreundlichkeit alle Rechnungen gegründet sind und dem man aus diesem Grunde die gewaltsame Beseitigung von drei Landesherrn hat hingehen lassen müssen, gilt einem großen Theil der französischen Colonie für das geheime Oberhaupt der mit China verbündeten Mandarinenpartei, für den Anstifter all' der Schwierigkeiten, mit denen die militärischen Befehlshaber an der Grenze von Yünnan zu kämpfen haben und zu denen sich neuerdings die feindliche Verstimmung des übelbehandelten Titularherrschers von Kambodja gesellt hat. Alle im Einzelnen errungenen Erfolge der beiden Expeditionscorps vermögen an der peinlichen Empfindung nichts zu ändern, daß ein Ende des Kriegs- und Bewaffnungszustandes sich nicht mehr absehen läßt

und daß Fortführung und Stillstand der nunmehr Jahr und Tag andauernden Action gleich gefährlich geworden sind. — In Ostasien Ruhe zu bekommen, wäre für die Pariser Machthaber aber eben jetzt von verdoppeltem Werthe, wo die erheblichen politischen Gewinne der letzten Monate durch die wirthschaftliche Verlegenheit der hauptstädtischen Bevölkerung ernstlich in Frage gestellt werden. Mit dem zehnten Theil der Mittel, welche die ostasiatische Expedition allein während des letzten Jahres verschlungen hat, ließe sich der Beschäftigungslosigkeit der Pariser Arbeiter mindestens so weit steuern, daß Störungen der öffentlichen Ruhe vermieden werden könnten, — eben jetzt aber, wo jeder verfügbare Franken dreifachen Werth hätte, muß der Staat allen irgend vermeidbaren Aufwendungen aus dem Wege gehen, um seinen drängendsten Verpflichtungen gerecht werden zu können. Deutlicher und unwidersprechlicher hat die Festigkeit der politischen Stellung Ferry's darum nicht bescheinigt werden können, als durch den Umstand, daß es der Regierung vom Februar 1883 eben jetzt möglich gewesen ist, in Sachen der Neuwahlen zum Senate einen großen Sieg zu erfechten. Die Dienste, welche Herr Ferry der internationalen Stellung und dem Ansehen seines Vaterlandes erwiesen hat, können von der Masse französischer Staatsbürger am Ende nur höchst unvollständig gewürdigt werden, weil diese Masse von der früheren Isolirung der Republik immer nur höchst unvollständige und einseitige Vorstellungen besessen hat. Ueber den Rückgang der Staatseinnahmen, die Verminderung der industriellen Ausfuhr, das Sinken der Grundrente, den Stillstand der Landwirthschaft und die Beschäftigungslosigkeit der Arbeiter von Paris, Lyon, Lille, Valenciennes u. s. w. weiß dagegen Jedermann Bescheid. Täglich und stündlich registrirt die Oppositionspresse die Anzeichen verminderten Wohlstandes und abnehmenden Behagens der industriellen und der landwirthschaftlichen Classen, ohne daß jemals auch nur mit einem Worte der Verdienste gedacht würde, welche die Regierung durch Linderung der vorhandenen Uebel und durch die Befestigung von Frankreichs äußerem Ansehen erworben hat. Daß die Ausfuhrverhältnisse sich während der beiden letzten Monate sichtlich, wenn auch nur langsam besserten, daß die südfranzösische Seiden- und Halbseiden-Industrie allmälig wieder zu Kräften kommt und daß die Frage der Zulassung fremder wohlfeilerer Baumwollgarne sich durch Herabsetzung der von den einheimischen Spinnern gestellten Preise von selbst erledigt hat, — das Alles kommt für die Hungernden und Nothleidenden natürlich ebenso wenig in Betracht, wie für die Ungezählten, die sich über die Lage des Landes ausschließlich durch erklärte Feinde der Regierung belehren lassen und die von der letzten Minister-Veränderung nichts weiter wissen, als daß dieselbe einen Gegner der unglücklichen chinesischen Expedition beseitigt und einen Verwalter des Kriegswesens auf die Bühne gerufen hat, der ein neues „probeweise" einzuführendes Recrutirungsgesetz mitbringt. Für die in Sachen der ägyptischen Schuldenregulirung und der afrikanischen Conferenz erzielten Erfolge der Pariser Regierung fehlt dem Durchschnittsfranzosen vollends die gehörige Würdigung, weil derselbe den Zustand niemals gekannt hat, in welchem man sich vor Jahresfrist befunden. Wenn nichtsdestoweniger die Festigkeit der bestehenden Regierung eben jetzt durch das allgemeine Stimmrecht neu bezeugt und wenn inmitten so großer Schwierigkeiten zu der Annahme Veranlassung geboten worden ist, daß der gegenwärtige Minister-Präsident das nächste Oberhaupt des demokratischen Frankreich sein werde, so will das außerordentlich viel sagen. In altbegründeten großen Staatswesen erhält der Instinct des politisch Richtigen sich eben noch, wenn alle eigentlichen Traditionen längst abgestorben sind!

Das östliche Europa hat zu der Geschichte des letzten Monats Beiträge von Erheblichkeit nicht zu liefern gehabt. Die wichtigsten der dem Wiener Reichstage übergebenen Vorlagen betreffen Uebel, die nicht specifisch-österreichischer Natur sind, sondern allenthalben den Gegenstand staatlicher Sorge bilden, — das anarchistische Unwesen, welches mehr und mehr in die Rolle der socialdemokratischen Agitation zu treten beginnt. In denselben Tagen wurde Deutschland durch das Frankfurter Verbrechen, Oesterreich durch neue Verhaftungen anarchistischer Führer, England durch

eine Reihe von Sprengversuchen erschreckt, wie die Welt sie trotz alledem und alledem bisher nicht für möglich gehalten hatte. Bis nach New-York und Washington wirkte die Kunde dieser Schreckensthaten hinüber und zwar so nachhaltig, daß man in dem Vaterlande der Straflosigkeit sog. politischer Verbrecher nicht nur Kundgebungen des öffentlichen Abscheus gegen das System des Namens der Massenwohlfahrt unternommenen Massenmordes, sondern die Vorbereitung von Abwehrmaßregeln für nothwendig hielt. Im ersten Anlauf wird das von der Edmunds'schen Bill angestrebte Ziel schwerlich erreicht werden. Darauf kommt es aber auch nicht an. Die durch diesen Antrag hervorgerufene Bewegung der Gemüther wird dazu beitragen, das einmal erwachte amerikanische Volksgewissen wach zu erhalten und von der Unwürdigkeit und Unerträglichkeit des bestehenden Zustandes zu überzeugen. In dieser Rücksicht ist es nicht ganz gleichgültig gewesen, daß eben jetzt ein Attentat gegen das Oberhaupt der internationalen Mörderbande zur Ausführung gekommen und der Spieß umgekehrt worden ist, den die Anarchistenpartei Jahre lang ungestraft gebraucht hatte. Dieser Verdeutlichung der letzten Consequenzen des anarchistischen Systems wird auch der gegen Gründe sonst unzugängliche verbohrte neuenglische Nativismus seine Aufmerksamkeit nicht entziehen können. Diesseits des Ocean aber hat man sich von der Richtigkeit des „quod ignis non sanat, ferrum sanat" nachgerade so allgemein überzeugt, daß die herkömmlicher Weise gegen die Auslieferung sog. politischer Verbrecher gerichteten Argumente nirgend mehr ernstlich verfangen. Wenn Miene gemacht werden sollte, Oesterreich-Ungarn zur Betheiligung an dem neuen russisch-deutschen Auslieferungs-Vertrage einzuladen, so werden die russenfeindlichen Elemente des Pester Reichstages ein solches Abkommen schwerlich zu hindern vermögen, wo die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit in aller Herren Ländern und bei allen zurechnungsfähigen Parteien zum ersten und obersten Gebot geworden ist. — Mit der Herstellung desjenigen Schutzes gegen die revolutionäre Ueberfluthung, der allein durch energische Fortführung der socialreformatorischen Arbeit hergestellt werden kann, scheint es zur Zeit freilich nur noch in Deutschland ernst genommen zu werden. Von dem im Herbst des Jahres 1883 vorgelegten österreichischen Unfallversicherungs-Gesetze ist seit Jahr und Tag nichts mehr zu hören gewesen, in dem größten Theil Europa's der damals entzündete Eifer für Besserung der Lage der arbeitenden Classen überhaupt wieder verraucht. Das einzige Deutsche Reich ausgenommen, macht sich überall geltend, daß man die Hände nur unter dem Druck einer momentan gebieterisch auftretenden Nothwendigkeit gerührt hatte und daß man die erste Gelegenheit wahrgenommen, dieselben wieder in den Schoß zu legen. — Solche Gelegenheit ist freilich nur *scheinbar* geboten worden. Die Lage der arbeitenden Classen hat sich nicht gebessert, die auf denselben lastenden Nöthe aber haben sich bis tief in die Kreise der sog. Besitzenden ausgedehnt und neue Probleme geschaffen, welche die Dringlichkeit der früheren Aufgaben äußerlich verminderten. Die Sorge um die Industrie ist abgelöst worden durch die Frage nach der Zukunft der europäischen Landwirthschaft, um welche es in nahezu allen Theilen des Continents gleich übel bestellt ist: des Continents, — denn die Landwirthschaft in England gehört zu den Dingen, die so gut wie aufgegeben sind und denen auch nach Meinung der Betheiligten kaum geholfen werden kann. Von den bisher in Vorschlag gebrachten Mitteln zur Rettung des wichtigsten und verbreitetesten aller europäischen Gewerbe ist freilich kein Aufhebens zu machen. Die vorgeschlagenen Kornzölle geben sich für ein solches Mittel gar nicht aus, weil sie nur für den Augenblick Rath schaffen, den Kranken vorläufig am Leben erhalten und die Möglichkeit einer Gesundung offen halten wollen. Darüber aber herrscht Uebereinstimmung, daß mit allgemeinen Schlagworten, wie „Uebergang zur Gartenwirthschaft, — intensivere Art des Betriebes, Vertauschung des Körnerbaues gegen lohnendere Culturen" u. s. w., nichts gesagt ist und daß mit allgemeinen Formeln überhaupt nicht geholfen werden kann. Welchen Sinn hat es, wenn man im Königreich Sachsen, vom Weizen- zum Flachsbau übergehen will, wo die vor Alters durch ihre Flachsculturen bekannten Ostseeländer eben im Begriffe sind, diesen unlohnend gewordenen Wirthschaftszweig auf-

zugeben? Wo soll der Muth zum Anbau von Industriefrüchten herkommen, nachdem die Hinwendung eines Theils der norddeutschen Landwirthe zur Runkelrüben-Cultur eine allen Industrieländern verhängnißvoll gewordene Zuckerkrisis hervorgerufen hat? Was ist von dem phantastischen Project eines deutsch-österreichisch-südslawischen Zollbündnisses zu erwarten, wo die absatzbedürftigen Weizenbauern, Branntweinbrenner und Zucker-industriellen Süd-Osteuropa's unsere geborenen Concurrenten sind und wo von Pest bis Semlin Ach und Weh über die beabsichtigte Erhöhung der deutschen Zollschranken gerufen wird? Vollends chimärisch nehmen diese weitaussehenden Combinationen sich aus, wenn gar noch Rußland in das Bereich derselben gezogen werden soll, — dasselbe Rußland, welches drauf und dran ist, seine Schutzzölle in förmliche Prohibitivzölle zu verwandeln und mit Hilfe seiner Papier-Valuta allen Einfuhrhandel unmöglich zu machen. Die neuerdings in Kraft getretenen russischen Zollerhöhungen beweisen, daß die bisher genommenen finanziellen Rücksichten nur noch sehr bedingte Geltung haben, und daß man die Einfuhr auch solcher Artikel zu beschränken wünscht, die in Rußland selbst nicht erzeugt werden. Den in der Bevölkerung herrschenden Stimmungen entspricht das so vollständig, daß der protectionistische, um nicht zu sagen prohibitorische Eifer der Nation demjenigen der St. Petersburger Regierung immer noch um eine Pferdelänge voraus ist. Die Abschließung gegen die gewerblichen Erzeugnisse des Auslandes (der „Nemtschina" des deutschen Landes, wie der gemeine Mann sagt) bedeutet den nationalen Eiferern nur ein Stück des Systems russischer Selbständigkeit und Isolirung, welches auf allen Lebensgebieten und mit allen Mitteln angestrebt wird. So weit das irgend möglich, will man sich von den Errungenschaften abendländischen Erfindungsgeistes und Gewerbefleißes ebenso emancipiren, wie von den Ideen und Bildungsformen der „Westlichen", die man als vermeintliche geborene Feinde des rechtgläubigen Slawenthums und als Verbündete der westeuropäisch gearteten Stämme in den eignen Grenzländern mit doppeltem Hasse verfolgt. Seit die liberale Bewegung in Rußland durch den revolutionären Radicalismus für unheilbar compromittirt gilt, hat der Nationalitätsfanatismus Verhältnisse angenommen, von deren Umfang dessen eigne Väter sich nichts träumen ließen und die in stündlichem Wachsthum begriffen sind. Als im J. 1864 die bekannten Murawjew'schen Gesetze gegen die polnischen Grundbesitzer in den ehemals litthauischen Provinzen erlassen wurden, kamen wenigstens einzelne Warnungsstimmen zu Gehör, welche die Unausführbarkeit dieser Maßregeln betonten. Gegen den neuen Ukas, der die damaligen Verbote verschärfen, in inneren Zusammenhang bringen und dem polnisch-katholischen Elemente nicht nur den ländlichen Grunderwerb, sondern auch den Pachtbesitz in einem Lande verbieten will, das vierhundert Jahre lang polnisch und katholisch gewesen ist, gegen diesen Ukas sind nirgend in der russischen Presse Einwendungen erhoben worden. Im Gegentheil wünscht man der Regierung zu ihrer mannhaften Entschließung alles Glück, — man verlangt neue, weitergehende Maßnahmen in der nämlichen Richtung und vor Allem — Ausdehnung des Systems der gewaltsamen Russification auf alle Gebietstheile und auf alle Landschaften, die eine von der nationalrussischen verschiedene Physiognomie zeigen. Es ist als solle für die Unmöglichkeit, im eignen Lande befriedigende und geordnete Zustände herzustellen, dadurch Revanche gewonnen werden, daß das genuine Russenthum die dem kaiserlichen Scepter unterworfenen europäischen Culturländer der Errungenschaften entkleidet, welche dieselben aus ihrer Vergangenheit herübergenommen haben und um derentwillen man sie bisher beneidete.

Einstweilen entbehren diese Versuche, die Grenzen europäischer Gesittung gewaltsam nach Westen zurückzuschieben und dem lateinisch-germanischen „Erbfeinde" näher auf den Leib zu rücken, ebenso der praktischen Spitze, wie die gegen die auswärtige Politik des Herrn von Giers gerichteten Angriffe der Moskauer Nationalpartei. Die Regierung Alexander's III. hat unter den Zeichen dieser Politik zu vortheilhafte Geschäfte gemacht, als daß zu einer Lossagung von derselben irgend welche Veranlassung vorhanden wäre. Der wohlthätige Einfluß der wiedergewonnenen Friedenssicherheit spiegelt sich in einem Stande des Wechselkurses wider, der Angesichts

der schwierigen wirthschaftlichen Lage und der Stockungen der Ausfuhr beispiellos günstig genannt werden kann. Für 100 Rubel 215 Mark 60 Pf. (Notirung vom Medio Februar) zu erhalten, ist dem russischen Verkäufer seit nächstens zehn Jahren nicht mehr gegönnt gewesen und erscheint den handeltreibenden und den mit dem Auslande in Verbindung gebliebenen Classen der russischen Gesellschaft als unverhofftes Glück. Auf der Balkanhalbinsel nehmen die Dinge zwar nicht den in Petersburg und Moskau gehofften Gang, gestalten sich aber immerhin günstiger, als nach dem großen Fiasco vom Herbst 1883 angenommen werden durfte. Dem russischen Einfluß in Bulgarien steht mindestens kein anderer gegenüber und wenn die Rathgeber des Fürsten Alexander I. in Bezug auf Gefügigkeit gegen St. Petersburger Wünsche Manches zu wünschen übrig lassen, so können Dritte dafür nicht verantwortlich gemacht werden, weil in der That Niemand in die russische „Machtsphäre" hinüber zu greifen versucht. Außerdem haben die Wünsche für Absatz russischer Erzeugnisse nach Bulgarien eine wenigstens theilweise Erfüllung gefunden, beispielsweise die russischen Spiritusbrenner ihre ungarischen Concurrenten aus dem Felde geschlagen. Die Hauptsache aber ist, daß Rußland in Mittelasien völlig freie Hand gewonnen hat und daß die Zahl der Meilen, welche zwischen der äußersten russischen Postenkette und der Schlüssel-Stadt Herat liegen, vermindert wird, bevor die russisch-englische Grenzregulirungs-Commission auch nur in die Lage gekommen ist, ihre Arbeiten aufnehmen zu können. Eine vollendete Thatsache reiht sich in der Stille der anderen an und wenn die Kunde davon endlich bis an die Mündung der Themse gelangt, läuft der Effect auf ein paar neue journalistische Wendungen hinaus, in welchen die whigistische Presse den Beweis antritt, daß, trotz der Unliebsamkeit der Sache, an den von den Russen neu occupirten Gebieten eigentlich nichts verloren worden sei. — An diesem Zustande Etwas zu ändern und sich auf die hohe See der Experimentalpolitik der Jahre 1880 bis 1882 zurück zu begeben, kann schwerlich im russischen Interesse liegen. Wir aber haben niemals ein Hehl daraus gemacht, daß es über die Sicherheit der deutschen Grenze hinausgehende deutsche Auslands-Interessen nicht gibt und daß wir in einem Rußland, das mit Oesterreich Frieden zu halten weiß, bereitwillig einen Verbündeten sehen.

Literarische Rundschau.

Neuere Novellen und Romane.

Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel. 1884.
Graf Petöfy. Roman von Theodor Fontane. Dresden, F. W. Steffens. 1884.
Das Allheilmittel. Eine Berliner Geschichte von Hans Hopfen. Dresden, Heinrich Minden. 1885.
„Unter uns." Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.
Novellen von Margarethe von Bülow. Mit einem Vorwort von Julian Schmidt. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Fünf neue Erzählungen, wie sie der Zufall auf den Schreibtisch zusammen gebracht hat, betrachten wir hier; fünf schriftstellerische Individualitäten, Naturen von ausgeprägter Eigenart treten uns aus ihnen entgegen, und von dem Stande der deutschen Novellistik erhalten wir so ein erfreuliches Bild. Der älteren Generation zugehörig, wirken Theodor Storm und Theodor Fontane noch mit frischer Kraft; Hans Hopfen, nach einigen mißlungenen Versuchen, hat in einem keck ergriffenen Stoffe die besonderen Vorzüge seines Talentes von Neuem bethätigen können; unter dem Geleit Turgenjew's ziehen zwei Autoren aus der jüngsten Generation, Ossip Schubin und Margarethe von Bülow, auf und führen der deutschen Erzählung neue und ganz moderne Wirkungen zu.

Von Storm zu Schubin — ein weiter Weg. Mit vollen Händen greift der eine in den Stoffkreis der Romantik hinein, und entführt uns in einen äußersten Winkel Deutschlands; der andere sucht großstädtisches Leben dieser Tage in seinen feinsten Abstufungen und den Ton und den Chic der Gesellschaft, die sich die gute nennt, abzuschildern. Fontane und Hopfen stehen zwischen beiden: in die moderne, großstädtische Welt führen auch sie ein, die Gesellschaft von Berlin W scheint der eine, die Wiener Aristokratie der andere zeichnen zu wollen; aber bald verlegt sich die Handlung aus der Hauptstadt fort, an die Riviera, in die Einsamkeit eines ungarischen Herrensitzes, und erst jetzt kommen ihre Probleme zu vollem Austrag. Auch Margarethe von Bülow fühlt sich nicht dichterisch zu Hause im Lärm der Hauptstadt: moderne Menschen schildert sie zwar, complicirte, nervöse Naturen, aber sie schildert sie im Zusammenprall mit den einfacheren Leuten auf dem Lande, die ihnen gegenüber als die stärkeren sich erweisen; und der alte Rousseau'sche Gegensatz von Cultur und Natur erneuert sich einer dichterisch gestimmten Seele noch einmal.

Die düstere Geschichte, welche Storm uns vorträgt, kennzeichnet sich in ihrer Grundstimmung am schlagendsten durch die Verse, die er an den Schluß der Erzählung gestellt hat:

Auf Erden stehet nichts, es muß vorüber fliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen.
Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen;
Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Besen.

Wie ein kräftiges, edles Geschlecht abstirbt, die Herren von Grieshuus, deren trauriges Schicksal in unabwendbarer Folge sich vollendet, schildert der Dichter: weil einst Junker Hinrich im Kampfe den eigenen Bruder getödtet, der ihn von der unebenbürtigen Gattin in grausamer Härte zu trennen gestrebt hat, geht die ganze Generation an forterbender Schuld zu Grunde; und alle die treue Sorge des Verschollenen, der unerkannt, als „Wildmeister", in die Heimath wiederkehrt und dem Enkel liebend nahe ist, kann den letzten der Grieshuus vor dem schicksalsschweren Ende nicht bewahren: an demselben Tage, der einst den Ohm Detlew fallen sah, am 24. Januar, erliegt auch der blonde Knabe Rolf dem Verhängniß, der „Wildmeister" mit ihm. Es ist, wie in Zacharias Werner's „vierundzwanzigstem Februar":

Und kam ein Unfall, der das Herz traf, war
Es stets am vierundzwanzigsten Februar.

Mit vollendeter Herrschaft über alle Ausdrucksmittel der modernen Novelle erzählt Storm diese seltsame Geschichte; und auch wo uns der Stoff etwa fremd anmuthet, weiß er durch die kunstmäßige, zugleich discrete und virtuose Behandlung doch zu fesseln. Er will weder Spannung erregen, noch durch den bunten Reiz der Begebenheiten wirken: seine Fabel ist vollkommen durchsichtig, das Ende sehen wir früh vor Augen, und nicht das Was des Geschehenden, nur sein Wie kann zweifelhaft sein. Aber von Neuem bewährt sich der Meister in der Kraft, mit der er Stimmung zu erregen und festzuhalten weiß; den Ton der Chronik trifft er, ohne geziert zu alterthümeln, und eine Fülle localen Details breitet er aus, die uns erst ganz an die phantastischen Begebenheiten glauben macht. Wir stehen vor einem sorgsam durchgebildeten, auf allen Theilen mit gleicher Liebe ausgestalteten Kunstwerk.

Der Erzählungsweise Storm's kommt Theodor Fontane vielleicht näher, als irgend ein anderer unserer Novellisten. Das prägt sich in seinen älteren Geschichten, in „Grete Minde" und „Ellernklipp" am deutlichsten aus, wo die Aehnlichkeiten innerlich wie äußerlich hervortreten; aber auch sein neuestes Buch steht in der zurückhaltenden Kunst des Vortrages, in der durch Andeutungen, durch Beziehungen und symbolische Wendungen wirkenden Art Storm nahe. Beide, Storm und Fontane, haben ein intimes Verhältniß zur Lyrik und holen sich von dorther ihre reinsten Wirkungen; nur daß Storm Lyriker im engeren Sinne ist und das eigentliche Lied beherrscht, während bei Fontane ein Zug zur Ballade vorschlägt: jener wirkt daher auch in der Novelle durch verhaltene Empfindung, dieser bewegt sich mit seiner Darstellung gern in balladenmäßigen Sprüngen, ruht auf den Hauptmomenten verweilend aus und läßt das Dazwischenliegende im Dunkel. Oder, wie Fontane selbst es einmal mit einem derben Vergleich ausgedrückt hat: die Zeit, die der Postillon auf den Stationen mit Schoppentrinken versäumt hat, muß er nachher durch Schnellfahren wieder einbringen.

In „Graf Petöfy" hat er ein Thema aufgenommen, das er schon in „L'Adultera" angeschlagen hatte; aber im Vergleich zu den unbarmherzig deutlichen Vorgängen jener Erzählung bleibt hier alles in discreteren Linien. Es ist die alte, ewig-neue Geschichte: von dem greisen König, der eine junge Frau nahm. Graf Petöfy, den Siebzigen nahe, heirathet die Schauspielerin Franziska Franz, und führt sie von der Wiener Burg gradwegs in sein ungarisches Schloß am Arpasee. Und in der Einsamkeit des Landaufenthaltes geschieht, „was geschehen mußte"; Egon, des Grafen Neffe, gewinnt Franziska's Neigung. Allein anders als in dem Liede wenden sich die Dinge: nicht die Beiden mußten sterben, die sich gar so lieb hatten, sondern der Gatte, der an sein abblühendes Dasein junges, frisches Menschenleben ketten gewollt; er erkennt seine Schuld, und indem er sich selbst aus dem Wege räumt, gibt er Franziska die Freiheit zurück. Die aber will ein Glück nicht, hinter das mahnend das Gespenst der Vergangenheit treten könnte; einsam wird sie ihren Lebensweg weiter ziehen und in getreuer Erfüllung ihrer Pflicht die Gedankenschuld sühnen, die sie bedrückt.

Deutlich zeichnen die Charaktere der beiden Hauptpersonen in diesem ergreifenden Spiel sich ab: des liebenswürdigen Egoisten, der in seinem adeligen Aristokratenleben zum guten Ende eine letzte, zerstreuende Laune befriedigen möchte und sich eine Gattin wünscht, „halb Scheherezade, halb heilige Elisabeth"; und der verständigen, weltklugen, scheinbar leidenschaftslosen Schauspielerin, die es zu spät erfahren muß, daß es einen Versucher giebt, mächtiger noch als Ehrgeiz, und die dem Zuge ihrer Natur doch auch jetzt mit naiver Sicherheit folgt. Nur unbestimmt dagegen wird Graf Egon charakterisirt und entscheidende Scenen zwischen ihm und Franziska entzieht der Dichter unserer Kenntniß: mit voller Absicht, denn Egon ist ihm (ebenso wie Rubehn in „L'Adultera") nur der beliebige „Dritte", auf dessen Persönlichkeit im Besonderen es nicht ankommt. Andere Nebenfiguren weiß er um so greifbarer zu machen, so die lustige Tragödin Phemi, eine große Politikerin, die ungemein für Freiheit schwärmt und noch mehr für Aristokratie; so die Wiener Kammerkatze Josephine, die den „Charme" hat von Klein auf, und ähnliche nur leise umrissene Gestalten. Auch Gräfin Julie Petöfy, die die Kirche protegirt, wie ihr Bruder die Kunst, Pater Feßler, der vornehme Liguorianer, treten in individueller Bestimmtheit vor uns hin. Wir sind unter lauter noblen Menschen, unter geistreichen Menschen, die eine Fülle und Ueberfülle von pointirten Bemerkungen jederzeit bereit haben und in der aristokratischen Kunst der Conversation Meister sind; und eine große Zahl realistischer Züge, die der Dichter mit freigebiger Hand einstreut, macht uns in ihrer Gesellschaft so heimisch, wie das locale Detail in Storm's Novelle bei den Junkern von Grieshuus.

In einem der belebten Gespräche, welche Graf Petöfy über künstlerische Tagesfragen führt, wird auch der Name Emile Zola genannt, und der ungarische Edelmann erweist sich als einen Verehrer des großen Naturalisten. Auch Fontane zählt unter diese Verehrer; und wenn auch seine lyrisch gestimmte, feine Poetennatur ihn von Zola zu entfernen scheint, so hat er doch Fühlung genug mit dem Realismus der gegenwärtigen Kunst, um, innerhalb seiner individuellen Art, von dessen Resultaten Gewinn zu ziehen. Entschlossener, rücksichtsloser geht Hans Hopfen vor: wie er in seiner Geschichte von der „brennenden Liebe" Zola's „Assommoir" ins Tirolische zu übersetzen strebte und eine durch „Vererbung" schnapstrinkende Bäuerin in den Mittelpunkt stellte, so kennt er auch in seinem „Allheilmittel", als ein Schüler der neuesten Franzosen, stoffliche Bedenken nicht und in der Schilderung natürlicher Vorgänge legt er sich keine Scheu auf.

Der Dichter folgt einem Vorfall aus der Wirklichkeit, indem er die Geschichte seines Professors Hubert erzählt, der sich Erfinder eines Allheilmittels glaubte und, nachdem er zwei Menschenleben seiner fixen Idee geopfert hatte, im Irrenhause endigte. Dem Wahnsinnigen stellt er Hermine, die brave Gattin zur Seite, und in ihre Seele verlegt er den schmerzlichsten Conflict. Soll sie die beschworene Treue dem Unglücklichen halten, auch als sie seine ruchlose Thorheit schaudernd erkennt? Soll sie die bedrohten Opfer seines Wahwitzes vor dem eigenen Gatten warnen und die Ehre ihres Namens preisgeben? Schwer wogt der Kampf in ihr; und als sie sich zuletzt den Entschluß abringt, die Wahrheit zu bekennen, da muß sie erfahren, daß das Geständniß gegen sie selbst sich wenden will; nicht daß Hubert wahnsinnig ist, glaubt man, sondern sie erscheint sinnberaubt, die von dem Gemahl solches aussagt. Ihr aber kommt es immer schwerer an, die menschenfreundliche Regung zu bewahren, und sie muß bei jenen Patienten, die für Warnung taub sind, der Versuchshunde gedenken, die, freundlich wedelnd, sich zur letzten Operation herandrängen.

Es fehlt dieser Wendung nicht an einem symbolischen Sinn, und auch sonst wird der realistische Dichter wohl dazu geführt, indem er doch völlig in der Sache verbleibt, einen allgemeinen Gedanken auszusprechen. Wenn es ihm nur gelungen wäre, seinen Charakteren ein reicheres seelisches Leben zu schenken! Die prägnanten Situationen, in die er sie gestellt hat, würden dann noch viel tiefer wirken müssen. Allein weder Hubert noch Hermine haben ein rechtes individuelles Aussehen; der Wahnsinn in dem Einen spricht sich in mancher gut beobachteten Einzelheit aus, die Verzweif-

lung der Anderen ist mit fest zugreifender Entschiedenheit dargestellt, aber es fehlt das Letzte und Beste: die warmen menschlichen Züge und jenes lebensvolle Detail der Erfindung, über das Storm und Fontane so souverän gebieten. Nur ausgesprochen wird es, nicht gezeigt, daß Hubert von Natur liebenswürdig ist und leicht das Vertrauen der Menschen erwirbt; es wird gesagt, daß Hermine die Tochter eines Landjunkers ist, aber der Dichter versäumt, daraus für die Charakteristik Nutzen zu ziehen und ihr etwa einen rusticalen Zug zum Resoluten, Praktischen zu geben. Auch in seiner Beschreibung der Residenz vermißt man die greifbare Besonderheit: er hat zwar gleich auf dem Titel eine „Berliner Geschichte" angekündigt und mit der Aufzählung von Berliner Straßennamen und andern äußerlichen Dingen nicht gekargt; allein Berliner Colorit sucht man vergebens in der Erzählung. Dem Norddeutschen Fontane ist es weit eher gelungen, sich Wien dichterisch zu erobern, als der Oesterreicher Hopfen Berlin gewonnen hat.

Erst als Professor Hubert vom Schöneberger Ufer nach dem Ufer des Adriatischen Meeres übersiedelt, findet der Dichter lebhaftere Farben, und sein ungewöhnliches Talent für die Schilderung führt zu starken Wirkungen. Die Riviera di Levante, von Nervi bis nach Rapallo, zieht er in das Interesse seiner Erzählung hinein, und auf den röthlichen Felsenklippen an dieser schönsten Meeresküste entscheidet sich Herminen's und Hubert's Schicksal: während eines Sturmes, der von Afrika herüberbläst, bricht der Wahnsinn des Mannes mit voller Macht aus, er trachtet nach dem Leben der Gattin, und nur die Dazwischenkunft des hünenhaften Landschaftsmalers Weigand rettet sie. Zu der aufgeregten, fliegenden Leidenschaft, mit der diese Schlußscene sich abspielt, gibt guten Contrast eine derb-humoristische, in welcher Weigand die Hauptperson ist: er hat das berühmte Allheilmittel geschluckt und nur seiner äußersten Kraftanstrengung gelingt es, das Medicament wieder „von sich zu werfen"; in Todesangst entflieht er vor der Wiederholung des Experimentes und läßt es sich bei italienischem Wein und rohen Feigen ungemein wohl sein, während man zu Hause über den Verschwundenen die abenteuerlichsten Vorstellungen hegt. Auch dieser Weigand aber, so hübsch die Figur durchgeführt wird, ist mit etwas billigen Mitteln charakterisirt, und Alles hält sich auf der Oberfläche.

Fällt also bei Hopfen der Nachdruck auf die einzelne Situation und verbleibt die Charakteristik bei ihm in allgemeinen Linien, so kann man Ossip Schubin eher das Gegentheil zum Vorwurf machen: der Schüler Turgenjew's weiß mit der feinsten, eindringendsten Beobachtung lebendige Menschen nachzubilden, jede Figur, auch die nebensächlichste, stellt er sicher und scheinbar mühelos auf die Beine; und so groß ist seine Lust an Individualitäten, daß er sich nicht entschlagen mag, auch solche Personen abzuschildern, die für die Oekonomie seines Kunstwerkes nichts austragen. Wie bei Turgenjew und bei manchen der neueren Franzosen kommt auch in „Unter uns" über den lebensvollen Einzelheiten die Composition des Ganzen zu kurz; und die zahlreichen Figuren, welche der Dichter uns vorführt, bewegen sich oft nur nebeneinander hin, ohne in eine planmäßig verknüpfte Handlung, jeder an seinem Theil, einzugreifen. Die geistreiche Schärfe der Schilderung scheint freilich zu gewinnen in dieser Methode; und die Typen österreichischen Aristokratenthums, welche Schubin uns vorführt, sind von jener frappanten Aehnlichkeit, deren Ueberzeugungskraft auch dem sich aufdrängt, welcher die Originale nie gesehen hat.

Schubin hat seinen Roman (dessen Inhalt den Lesern der „Deutschen Rundschau" noch in frischer Erinnerung ist) „Unter uns" genannt, weil der vornehme Dünkel der österreichischen Adelsgesellschaft, dem nur „unter sich" wohl wird, in den Verlauf der Geschichte eingreift. Eben so wichtig aber für den Ausgang wird der Ehrbegriff des Aristokraten Sempaly, welcher zum Duell zwingt, und das Werk hätte also auch „Ehre" heißen können, — wie Schubin's erster Roman. Aber auch das trifft nicht den Hauptpunkt: das Duell ist nur ein äußeres Resultat der Handlung, welches tief innerlich motivirt ist; es ist einer der Zufälle, die aus verborgener Nothwendigkeit entspringen. Diese Nothwendigkeit liegt im Charakter Sempaly's; und seine ganze,

große Kunst hat der Dichter darauf gewendet, die nervöse, überfeinerte Natur des Mannes zu kennzeichnen, der um eine Bürgerliche wirbt und doch vor dem letzten Schritte stets zurückweicht; der nicht schiebt, sondern geschoben wird und in seiner egoistischen Schwäche das holde Glück nicht zu fassen weiß, das ihm so nahe ist. „Einem Menschen wie Sempaly," sagt der Dichter, „fällt nichts schwerer, als ein Entschluß; in seinem Falle entscheidet immer das Schicksal, nie er!" Und so entscheidet das Schicksal auch diesmal über den thatlosen Mann; eine Reihe von Wendungen, hinüber und herüber, für und gegen, führen den Ausgang herbei, und das Mädchen seiner Neigung ist Sempaly auf immer verloren.

Nur um seiner selbst willen scheint dieser Sempaly gezeichnet zu sein, und der Contrast, in dem er, das Product einer entnervenden Cultur, zu der ungebrochenen Naivetät der lieblichen Zinka steht, hält sich in rein künstlerischen Linien; bei Margarethe von Bülow tritt die Neigung vor, ähnlichen Contrasten eine tendenziöse Spitze zu geben. So schildert sie in der anziehenden Novelle „Fieberquell" den Gegensatz zwischen einer Sempaly-Natur, dem vom Großstadtsleben ermüdeten Musiker Ottfried und dem naiven Bauernkinde Martha, das im Zusammensein mit dem fremden Manne sein Herz entdeckt; in den ländlichen Frieden trägt der Mensch aus der Culturwelt Unfrieden hinein und steht zuletzt vor einem zerstörten Glück, das zu heilen er verzweifeln muß. Ein ander Mal setzt die Verfasserin der kräftigen Sinnlichkeit einer voll entfalteten Frauenblüthe die Zartheit der Jünglingsnatur entgegen und zeigt mit realistischer Lebendigkeit, wie zuletzt doch der Mann „Herr im Hause" wird und der schlanke Schulmeister Wronkow sich die derbe Müllerin unterwirft. Ueberall geht die jugendliche Dichterin ohne Umschweife auf die Sache los, sie macht keine überflüssigen Phrasen, und auch ihre Sentimentalität, wie sie etwa in der Geschichte von dem schwindsüchtigen, engelsgleichen „Gabriel" hervortritt, hat nichts Unwahres. Wo sie auf Beobachtetem fußen konnte, so besonders in ihrer Schilderung bäuerlicher Gestalten, gibt sie ihr Bestes; wo sie dem literarischen Vorbilde Turgenjew's zu genau folgt und Vorbedeutungen und Ahnungen, nach dem Beispiel von „Tuck, Tuck, Tuck" in den Vordergrund stellt, kommt sie zu keiner reinen Wirkung: man muß ein Meister in der Kunst sein, wie Storm, um in diesem Reiche des Phantastischen zu herrschen.

Margarethe von Bülow ist es nicht beschieden worden, zur Meisterschaft vorzudringen. In blühender Jugend hat sie das Leben verloren: auf dem Rummelsburger See, bei dem Versuch, einen sinkenden Knaben zu retten, ging sie selbst unter. Ob ihr reiches Talent, was es zu versprechen schien, erfüllt hätte, kann Niemand entscheiden; aber gern gibt man sich dem schönen Glauben hin, daß diejenige sich auch in der Kunst groß hätte bewähren müssen, die mit so heldenmüthiger That aus dem Dasein abschied.

Otto Brahm.

q. **Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde.** Herausgegeben von Professor Dr. Albert Eulenburg. Zweite Auflage. Wien und Leipzig, Urban und Schwarzenberg. 1885. Heft I. u. II.

Nicht weniger als 130 berufene Forscher, Lehrer und Aerzte haben sich vereinigt, um ein medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch zu schaffen, das in fünfzehn Bänden die Gesammtheit des Wissens über die körperliche Beschaffenheit des Menschen und die Mittel, dieselbe in irgend einer Weise zu beeinflussen, vollständig repräsentirt. Läge nicht die erste Auflage des Werkes bereits vor und zeigte nicht das fast unmittelbare Folgen einer zweiten von dem hohen Grade des Gelingens der gestellten Aufgabe, so könnte man an der Möglichkeit zweifeln, gerade gegenwärtig bei den specialistischen Strömungen in der Medicin und bei der Unzahl von Sondermeinungen eine einheitliche Uebersicht über das fast unabsehbare Gebiet zu Stande zu bringen. Glücklicherweise aber ist man über die Thatsachen wenigstens einig, und diese bilden den neutralen Boden, auf dem sich auch die widerstrebendsten Ansichten begegnen. Das kommt auch in dem Werke auf Schritt und Tritt zum Ausdruck und wirkt äußerst wohlthuend auf den Leser. Dieser wird in der gegenwärtigen Auflage sehr erfreut durch die sorgsame Behandlung, welche auch die propädeutischen Wissenschaften, Anatomie, Physiologie, physiologische Chemie, Entwicklungsgeschichte und Gewebelehre finden. Es ist durch die Aufnahme auch dieser Fächer eigentlich erst die nöthige Vollständigkeit des Inhalts erzielt worden. Kein wissenschaftlicher Arzt wird die bequeme Orientirung über diese grundlegenden Disciplinen entbehren können und wollen. Selbstverständlich werden alle medicinischen Fragen dem hochentwickelten modernen Stande des Wissens entsprechend behandelt und die großen principiellen Fragen erhalten die ausführlichste Darstellung. Die Abbildungen zu den Artikeln zeichnen sich ebenso sehr durch ihre Treue, wie durch Klarheit und technische Vollendung aus. Wir glauben, daß das Werk natürlich in erster Reihe dem Arzte, dann aber auch einem jeden für die Arzneiwissenschaft ernst Interessirten, der es consultirt, zuverlässige Belehrung und Auskunft gibt und somit vielen Nutzen bringen wird. Es soll nicht unterlassen werden, auf den Inhalt des Werkes im Einzelnen zurückzukommen, sobald eine größere Anzahl von Heften uns vorliegt.

r. **Reallexikon der deutschen Alterthümer.** Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage mit 157 Illustrationen. Leipzig, Woldemar Urban. 1885.

Gegenüber der ersten Auflage hat die vorliegende zweite entschieden gewonnen. Es hat größere Sorgfalt in ihr gewaltet, als in den Lieferungen der ersten, die uns zu Gesichte kamen. Aber ein zuverlässiges Nachschlagebuch ist es noch immer nicht: wenn man unter Zuverlässigkeit Kenntniß aus erster Hand, oder wenigstens solche Angaben versteht, welche dem am besten begründeten oder selbst nur dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkt entsprechen. Schon die literarischen Artikel, bei denen es verhältnißmäßig am leichtesten gewesen wäre, veraltete Angaben zu vermeiden, sind voll davon. Die rechtshistorischen Artikel lassen an Schärfe vermissen. Die kunst- und sittengeschichtlichen beruhen auf den landläufigen Handbüchern. Die Illustrationen sind sehr ungleich vertheilt; oft fehlen sie gerade, wo man sie für unentbehrlich halten sollte, z. B. bei der „Entwickelung der Schrift" (S. 905 ff.). Höchst wunderlich klingt es, wenn der Verfasser in der Vorrede betheuert, es sei ihm nicht möglich gewesen, die kirchlichen Alterthümer ausgibiger zu behandeln: als wenn es dafür an Hilfsquellen fehlte, während sie doch reichlich vorhanden sind! Alles Sprachliche darf nur für ungefähr richtig gelten. Eine Form wie „Freia" sollte ein Philolog doch nicht drucken lassen. Und welche abenteuerliche Bemerkung S. 224 über die angebliche Form „Frikka"! Trotzdem verkennen wir nicht, daß das Werk als erstes Nachschlagebuch für den, der in der Lage ist, die betreffenden Angaben zu prüfen und richtig zu stellen, seinen Nutzen stiften mag.

o. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten. In sechzehn Bänden. Achter und neunter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Mit diesen beiden neuen Bänden hat das große Werk mehr als die Hälfte seines weiten Weges zurückgelegt und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß es sich in jeder Hinsicht auch auf der nur irgend erreichbaren Höhe hält. Gewiß keine leichte Aufgabe in dieser unendlich rasch fortschreitenden Zeit, wo jeder Tag gleichsam die Grenzen der politischen wie der wissenschaftlichen Welt verändert, wenn nicht erweitert. Demgemäß enthält z. B. der vorliegende neunte Band dieses Conversations-Lexikons über 4000 Artikel mehr als der entsprechende Band in der vorigen Auflage, und es ist kein Zufall, wenn die Vermehrung großentheils den Naturwissenschaften, der Medicin, der Technologie, der Mechanik zu Gute gekommen ist. Aber auch die verschiedenen Fächer und Gebiete der übrigen Wissenschaften, der Literatur, der Kunst, der Politik sind gleichmäßig berücksichtigt worden. Artikel wie Goethe, Griechenland, Großbritannien und Hebräer im achten; wie Heimathsrecht, Hilfskassen, Internationale, Irredenta, Indien, Irland, Italien, Japan, der Islam und die Juden im neunten Bande sind Leistungen, auf welche die Herausgeber mit Stolz hinweisen können. Was besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist bei dieser, wie bei allen andern Artikeln die außerordentliche Genauigkeit und Vollständigkeit der bibliographischen Nachweise. Die Karten und Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text — Alles trägt dazu bei, Brockhaus' Conversations-Lexikon zu einem der wichtigsten literarischen Hilfsmittel unserer Zeit zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Gross- und Klein-Russisch. Aus Ilchester-Vorlesungen über vergleichende Lexikographie gehalten an der Universität Oxford von Dr. Carl Abel. Im Auftr. d. Verf. aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Dielitz. Leipzig u. Berlin, W. Friedrich. 1885.

Anhaeuser. — Corfiz Uhlfeld. Trauerspiel von W. Anhaeuser. Trier, Fr. Lintz'sche Buchhandlung. 1884.

Anzeiger des germanischen National-Museums. I. Bd. Nr. 13. u. 14. Nürnberg, Verlagseigenthum des germanischen Museums. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arent. — Aus tiefster Seele. Von Wilhelm Arent. Mit Geleitswort von Hermann Conradi. Berlin, Georg Nauck. 1885.

Asher. — Das Endergebniss der Schopenhauer'schen Philosophie in seiner Uebereinstimmung mit einer der ältesten Religionen dargestellt von Dr. David Asher. Leipzig, Arnoldi'sche Buchhandlung. 1885.

Beaucaire. — Une mésalliance dans la maison de Brunswick (1665—1725). Éléonore Desmier D'Olbreuze, duchesse de Zell. Par le vicomte Horric de Beaucaire. Paris, H. Oudin. 1884.

Bericht über die Wirksamkeit des Elektrotechnischen Vereins während der Jahre 1880—1884. Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei. 1885.

Biscia. — Ricordi bibliografici di Camillo Reineri Biscia. Vol. I. Livorno, Francesco Vigo.

Bleibtreu. — Lyrisches Tagebuch von Karl Bleibtreu. Berlin, Steinitz & Fischer. 1885.

Bleibtreu. — Napoleon bei Leipzig. Eine Studie von Karl Bleibtreu. Nebst einem Anhang. Ideen zur Entwicklung des europäischen Gleichgewichts. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1885.

Boy-Ed. — Seine Schuld. Roman von J. Boy-Ed. 2 Bände. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Brennecke. — Bauet Wöchnerinnen-Asyle! Ein Ruf an Deutschlands Frauenwelt von Dr. Brennecke. Magdeburg, A. & R. Faber. 1884.

Brenning. — Geschichte der deutschen Literatur. Von Emil Brenning. 6. Lfrg. Lahr, Moritz Schauenburg. 1884.

Bucher. — Geschichte der technischen Künste. Herausgegeben von Bruno Bucher. Lfrg. XVI. Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Buchheim. — Volkswohlstand und Volksgesundheit von Eduard Buchheim. Wien, Georg Szelinski. 1885.

Bunsen. — Friedrich Kapp. Gedächtnissrede gehalten von Georg von Bunsen, am 10. Januar 1885. Berlin, Leonhard Simion. 1885.

Camenisch. — Gedichte von Nina Camenisch. Dritte verm. Aufl. Chur, Chr. Senti. 1884.

Chleborad. — Der Kampf um den Besitz. Von Dr. F. L. Chleborad. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 20: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst von J. J. Winkelmann. Erste Ausgabe 1755. Mit Oeser's Vignetten. Bd. 21: Die guten Frauen von Goethe. Mit Nachbildung der Originalkupfer. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1885.

Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfrg. 184./193. Berlin & Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität. Nach den von Dr. Ad. Fischhof gesammelten Daten und gemachten Andeutungen dargestellt. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Duruy. — Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übertragen von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. 6/8. Heft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Egelhaaf. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Gottlob Egelhaaf. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1885.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenbarg etc. etc. I. Abth. 39./41. Lfrg. Breslau, Eduard Trewendt. 1885.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. I. Lfg., Band 10: Unter der rothen Fahne. Roman von M. E. Braddon. Band 11: Abbé Constantin. Roman von Ludovic Halévy. Band 12: Ihr Gatte. Von G. Verga. Stuttgart, J. Engelhorn. 1885.

Entwurf einer neuen Bau-Polizei-Ordnung für den Stadtkreis Berlin. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1885.

Federzeichnungen aus der Umgebung von Stuttgart. Von einem Norddeutschen. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, J. Fink. 1885.

Fisch.—Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing. Von Dr. phil. Richard Fisch. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1885.

Friedrichs. — Margaretha Menkes. Realistischer Roman von Hermann Friedrichs. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Gaebler. — Verkehrskarte des Deutschen Reiches von Eduard Gaebler. Zur Uebersicht sämmtlicher Eisenbahnen etc. Leipzig, E. Gaebler. 1885.

Ganghofer. — Almer und Jägerleut'. Neue Hochland-Geschichten von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Gawalowski. — Ramphold Gorenz Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit. Von Carl W. Gawalowski. Graz, Friedrich Goll. 1885.

Gedanken eines Juden. Berlin, Walther & Apolant. 1885.

Gewerbehalle, Lfrg. 1./2. 1885. Stuttgart, J. Engelhorn.

Goethe's Italienische Reise. Mit 318 Illustrationen nach Feder- und Tuschzeichnungen ꝛc. von Julie von Kahle. Eingeleitet von Professor Dr. Heinrich Düntzer. Berlin, Edm. Gaillard. 1885.

Griswold. — A directory of writers for the literary press in the United states. Compiled by W. M. Griswold. Bangor, Maine: Qu. P. Index. 1884.

Hartmann. — Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Von Eduard v. Hartmann. Zweite durchgesehene Aufl. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift von P. K. Rosegger IX. 5. Hft. Graz, Verlag „Leykam". 1885.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. 36. bis 40. Lfrg. Leipzig, Schmidt & Günther.

Henne am Rhyn. — Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. 25./30. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Herrig. — Der dicke König. Ein Gedicht von Hans Herrig. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1885.

Hoffmann. — Fr. W. Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg. Neu bearbeitet von Dr. G. Hertel und Fr. Hülße. 1. Lfg. Magdeburg, Albert Rathke. 1885.

Hofmann. — Die Schmetterlinge Europa's. Von Dr. Ernst Hofmann. 1. Lfg. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagshandlung. 1885.

Jordan. — Festspiel zur hundertjährigen Feier der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Von Wilhelm Jordan. Zweite Aufl. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1885

Keller. — Die Reformation und die älteren Reformparteien. In ihrem Zusammenhange dargestellt von Dr. Ludwig Keller. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

King. — Wer wird sie heimführen? Aus dem Leben auf californischen Grenzstationen von Charles King. Autoris. Uebers. 2 Bände. Braunschweig, Hellmuth Wollermann. 1885.

Kolzow. — Gedichte von Alexei Kolzow. Deutsch von Friedrich Fiedler. Leipzig, Ph. Reclamm jr.

La Mara. — Musikalische Studienköpfe von La Mara. Erster Band: Romantiker. Sechste umgearbeitete Auflage. Leipzig, Heinrich Schmidt u. Carl Günther.

Langenscheidt. — Die Jugenddramen des Corneille. Ein Beitrag zur Würdigung des Dichters. Von Dr. Paul Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Lazarus. — Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden von Prof. Dr. M. Lazarus. Leipzig und Berlin, Wilh. Friedrich, 1885.

Lessmann. — Wanderbuch eines Schwermüthigen. Von Daniel Lessmann. Neu herausgegeben von Hermann Conradi. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1885.

Lévy-Bruhl. — L'idée de responsabilité. Par L. Lévy-Bruhl. Paris, Hachette & Cie. 1884.

Lou. — Im Kampf um Gott. Von Henri Lou. Leipzig und Berlin, Wilh. Friedrich. 1885.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens 2c. Von Carl von Lützow. XXX. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Mackay. — Kinder des Hochlands. Eine Dichtung aus Schottlands Bergen von John Henry Mackay. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Mannsberg. — Aus dem Nachlasse eines Kraft-Genies. Eine kritische Studie von Paul Mannsberg. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1885.

Melzer. — Goethe's philosophische Entwicklung. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen von Dr. Ernst Melzer. Neisse, Jos. Graveur. 1885.

Mephisto. — Anti-Heureka. Gesammelte Bruchstücke von Mephisto. Zürich, Verlags-Magazin. 1885.

Meyer. — Eine Reise um die Welt. Von Dr. Hans Meyer. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885.

Meyer. — Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Von Gustav Meyer. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Meysenbug. — Phädra. Ein Roman von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" (M. von Meysenbug). 3 Bände. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Nr. 3. 1885. Berlin, Commissions-Verlag von E. S. Mittler & Sohn.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau. Illustr. popul. Halbmonatsschrift etc. etc. Herausgegeben von R. Schwartze. I. Lfg. Hft. 1./3. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1885.

Postbuch zum Gebrauch für das Publikum in Berlin (und Umgegend). Herausgegeben im Auftrage der Kaiserl. Ober-Postdirection zu Berlin. December 1884. Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Pötzl. — Jung-Wien. Allerhand Wienerische Skizzen, hochdeutsch und in der Mutterspracb' von Eduard Pötzl. Berlin u. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1885.

Riehl. — Freie Vorträge von W. H. Riehl. Zweite Sammlung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1885.

Rittig. — Federzeichnungen aus dem Amerikanischen Stadtleben. Von Johann Rittig. New-York, E. Steiger & Comp. 1884.

Sack. — Die Religion Altisraels nach den in der Bibel enthaltenen Grundzügen dargestellt von Israel Sack. Leipzig u. Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIX. Serie. Heft 454: Ueber elementare Ereignisse im Alterthum. Von Prof. Dr. H. Hagen. Hft. 455: Ueber Zwerg- und Riesenwuchs. Von Dr. Otto Vollinger. Heft 456: Von der deutschen Hansa. Eine historische Skizze von Dr. H. Denicke. Berlin, Carl Habel. 1885.

Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel u. Fr. Pfaff. XIII. 4./5.: Die Provinz Rio Grande do Sul, Brasilien und die deutsche Auswanderung dahin. Von Dr. W. Breitenbach. 6./7.: Die Probebibel. Beleuchtet von Lic. theol. L. Krummel. 8.: Colonialpolitik und Christenthum betrachtet mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Südwestafrika von C. G. Büttner. Heidelberg, Carl Winter.

Schäffle. — Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann zur Ergänzung der „Quintessenz des Socialismus". Von Dr. Albert E. Fr. Schäffle. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhdlg. 1885.

Schmidt. — Ein Verzeichniss von Vorlage-Werken für decorative Malerei und Bildhauerei. Von Alex. Schmidt. I. Berlin, Chr. Claesen & Comp.

Schweiger-Lerchenfeld. — Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. 1./2. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1885.

Spamer. — Otto Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. 1./4. Abtheil. Leipzig, Otto Spamer. 1885.

Stöber. — Neue Alsatia. Beiträge zur Landeskunde. Geschichte, Sitten- und Rechtskunde des Elsasses, ausgewählt aus 50 Jahren literarischer Thätigkeit des Verfassers. 1834—1884. Von August Stöber. Zugleich Schlußband der „Alsatia". Mülhausen i. E., S. Petry. 1885.

Stolberg. — Die Zukunft. Ein bisher ungedrucktes Gedicht des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg aus den Jahren 1779—1782. Nach der einzigen bisher bekannt gewordenen Handschrift herausgegeben von Otto Hartwig. Leipzig, B. G. Teubner. 1885.

Turgenjew. — Zwei dramatische Dichtungen von Iwan Turgenjew. Aus dem Russischen übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Zabel. Berlin, A. Deubner. 1885.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde 2c. 2c. herausgegeben von Alfred Kirchhoff. I. Band. Lfg. 25./30. Leipzig, G. Freytag. 1884.

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft. Herausgegeben von Friedrich Chrysander und Philipp Spitta, redigirt von Guido Adler. I. Jahrg. 1885. 1. Vierteljahr. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1885.

Voigt. — Händels' Samson und Bach's Matthäus-Passion. Von Prof. W. Voigt. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag. 1885.

Wagener. — Die kleine aber mächtige Partei. Nachtrag zu „Erlebtes". Von Hermann Wagener. Berlin, R. Pohl, 1885.

Watteau, Antoine. — Gemälde und Zeichnungen nach dem von Boucher und unter dessen Leitung gestochenen Werke. In Lichtdruck hergestellt von Albert Frisch. Nach dem im k. Kupferstichcabinet zu Berlin befindlichen Originale. 1. Lfg. Berlin, Mitscher & Röstell. 1885.

Weitbrecht. — Der Kalenderstreit in Sindringen. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Wissen, das, der Gegenwart. Bd. XVIII.: Die Elektrizität und ihre Anwendungen. Von Anton Waßmuth. Bd. XXX. und XXXII.: Das Kunstgewerbe im Alterthum. Von Prof. Dr. H. Blümner. Bd. XXI.: Die pyrenäische Halbinsel von Dr. Moritz Willkomm. II. Abtheilung. Bd. XXIII.: Die Textilkunst. Von Dr. Otto von Schorn. Bd. XXXIV.: Süd-Afrika bis zum Zambesi. Von Dr. G. Fritsch. Leipzig u. Prag, G. Freytag & F. Tempsky. 1885.

Witz. — Ulrich Zwingli. Vorträge von Ch. Alphonse Witz. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1884.

Wundt. — Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. II. Bd. 3. Lfg. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1884.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. — Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgeg. von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XIII. Hft. 208: Der Sklavenhandel, das Völkerrecht und das deutsche Recht. Von Prof. Carl Gareis. Berlin, Carl Habel. 1885.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XLIII.

(April — Mai — Juni 1885.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchh. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. - **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandl. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Pasedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Tokio**, H. Ahrens & Co. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchhandl. — **Zürich**, C. M. Ebell. Orell Füßli & Co., Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreiundvierzigsten Bande (April — Juni 1885).

		Seite
I.	„Gloria victis!“ Roman von **Ossip Schubin.** I.—VIII. . .	1
II.	Händel, Bach und Schütz. Von **Philipp Spitta** . . .	36
III.	Die Parlamentsreform in England. Von einem Mitgliede des englischen Unterhauses	55
IV.	Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** Der Norden Berlins. I.	74
V.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** XVIII. (Schluß.)	94
VI.	Corporal Sylvester. Novelle von **Salvatore Farina.** Deutsch von **Hans Hoffmann.** I.—VI.	115
VII.	Das älteste Manuscript von H. Heine's „Romantischer Schule“. Mitgetheilt von Professor Dr. **H. Hüffer** . . .	139
VIII.	Politische Rundschau	144
IX.	Roscher's „Colonien“ in neuer Auflage	151
X.	Helmholtz' Vorträge und Reden	153
XI.	Plaudereien und mehr von Dr. **Düboc**	154
XII.	Literarische Notizen	157
XIII.	Bibliographie	160
XIV.	„Gloria victis!“ Roman von **Ossip Schubin.** Erstes Buch IX.—XIV. Zweites Buch I.—IV.	161
XV.	Der Zehnte. Rede am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers in der Aula der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von **Ernst Curtius**	192
XVI.	Französische Reformgedanken im achtzehnten Jahrhundert. Von **Lady Blennerhassett**	200
XVII.	Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** Der Norden Berlins. II. (Schluß.)	227
XVIII.	Alexander Koschelew's Denkwürdigkeiten. Von 1812 bis 1882. I.	247

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Darwinismus und Ethik. Von **Georg von Gizycki**	261
XX.	Corporal Sylvester. Novelle von **Salvatore Farina.** Deutsch von **Hans Hoffmann.** VII.—XIII. (Schluß.)	282
XXI.	Politische Rundschau	309
XXII.	Ein neues Buch über Rußland	316
XXIII.	Unternehmungen der Oesterreicher in Kleinasien. Von **Gustav Hirschfeld**	317
XXIV.	Literarische Notizen	319
XXV.	Bibliographie	320
XXVI.	„Gloria victis!“ Roman von **Ossip Schubin.** Zweites Buch V.—X.	321
XXVII.	Politik und Staatswissenschaft. Von Prof. **Gustav Cohn**	351
XXVIII.	Die ungarische Gesellschaft	369
XXIX.	Fritz Reuter's Universitäts- und Festungszeit. Nach den Acten dargestellt von **Paul Baillen**	385
XXX.	Alexander Koschelew's Denkwürdigkeiten. Von 1812 bis 1882. II.	402
XXXI.	Ueber Höflichkeit. Von **Otto Gildemeister**	419
XXXII.	Das Märchen von den zwei Rosen. Von **Ernst von Wildenbruch**	441
XXXIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	458
XXXIV.	Politische Rundschau	469
XXXV.	Gustav Nachtigal	475
XXXVI.	Literarische Notizen	477
XXXVII.	Bibliographie.	479

„Gloria victis!“

Roman
von
Ossip Schubin.

„Alas! poor human nature!“
Chesterfield.

Erstes Buch.

I.

„Es bleibt mir nichts Anderes übrig, heute werde ich es thun müssen,“ murmelt die Baronin Melkweyser seufzend in den Toilettenspiegel hinein, vor dem sie sich von ihrer Jungfer frisiren läßt. „'s ist jetzt volle acht Tage her,“ fährt sie, nachdem sie die obigen Worte laut geäußert, stumm in ihren Betrachtungen fort — „volle acht Tage her, daß Capriani mich mit dem Auftrag betraute. Seither bin ich ihm schon dreimal begegnet, und mußte seine Frage jedesmal mit demselben: „die Gelegenheit war bis jetzt nicht günstig“ beantworten. Er fängt an, mir meine Saumseligkeit übel zu nehmen. Nun denn, courage! ... en avant! ... Truyn sollte eigentlich daran gelegen sein, seine Tochter möglichst schnell zu verheirathen; auch sehe ich gar nicht ein, warum Gabrielle Anstand nehmen sollte, die Schwägerin des Herzogs von Larothière zu werden. Freilich, die meisten Oesterreicher haben noch so antediluvianische Ideen! ... Nous verrons! Ich werde — dem Auftrage Capriani's gemäß — das Terrain sondiren!“

Sie zuckt die Achseln wie Jemand, der alle Verantwortung für seine ihm durch einen Andern octroyirte Handlungsweise ablehnt, und, sich ihrer Kammerjungfer zuwendend, ruft sie aus: „mais, dépêchez vous donc, Euphrosine, wollen Sie es denn niemals in Betracht ziehen, wie viel ich beständig zu thun habe!“ Mit diesen Worten hat die ungeduldige Dame ihrer Zofe die Coiffüre, welche dieselbe ordnend zurecht zu zupfen im Begriffe stand, entrissen, um sich, ganz wie Napoleon I., eigenhändig zu krönen.

— — —

Es ist in Paris. Die kleine Nachsaison, welche alljährlich wie eine Art Echo des Carnevals auf die Fastenzeit, jenes mit Wohlthätigkeitsbazaren, musikalischen Soiréen und anderen eleganten Bußübungen ausgefüllte heilige Intermezzo zu folgen pflegt, ist heuer schläfriger ausgefallen, als gewöhnlich. Die Ostern kamen zu spät; und, obzwar der „Figaro" noch alle Tage von Bällen und Routs zu berichten weiß, so interessirt sich Paris wenig dafür. Kein rechtes Animo herrscht bei den Festen, Paris hat nichts mehr im Kopf als Wettrennen, die letzte Auction im Hôtel Drouôt, den neuesten Ministerwechsel und das jüngste Actienunternehmen.

Es ist Anfang Mai. Vor vierzehn Tagen, etwas später als gewöhnlich, ist der Frühling ins Land gezogen, voll übereilter Herzensgüte und großartiger Versprechungen wie ein junger König, das grüne Hoffnungspanier in den Händen, die Strahlenkrone auf dem Haupt, — so ist er über die Erde hingebraust, bis sie widerwillig und sonnenscheu die müden Augen geöffnet hat. „Wacht auf, wacht auf, ich bringe das Glück!" — so ruft seine süße Sirenenstimme, bald leise einschmeichelnd, bald mächtig laut. Und durch die ganze Erde geht es geheimnißvoll flüsternd, bebend und webend, die Bäume recken ihre schwarzen Aeste, die Knospen springen. In den Gliedern der Menschen schleicht eine angenehme Mattigkeit, und ihre Herzen pochen lauter.

Vorwärts eilt der Frühling, holde Wunder wirkend, — schenkt den Bäumen reiche Blüthen und lockt den Menschen süße Freuden in das Herz — und Denen, für die er in seiner lustigen Verschwendung nichts Anderes übrig behalten, spendet er ein Lächeln, oder gönnt ihnen einen Traum. —

Einige Unglückliche gibt es freilich, denen sein heller Lichtschein nichts als die Narben alter Wunden zeigt, die er selber in seinem liebenswürdigen Leichtsinn ihnen einst geschlagen; und während die Andern hinaus eilen, seine Schönheit zu bestaunen, verstecken diese verschämt ihr Elend. Wenn aber der übermüthige Tagesglanz verglommen ist, der Frühling seine stolze Pracht bescheiden in graue Schleier hüllt und sein süßer Duft an ihre Einsamkeit sich hinanschmeichelt, dann treten auch sie aus ihrem Versteck heraus in die laue Dämmerung zwischen die thaubenetzte Blüthenpracht, und gönnen der längst verstummten Sehnsucht ein letztes Mal das Wort und freuen sich weinend ihrer alten Schmerzen, und rufen: „O Frühling, o Jugend! Dein Lügen war doch schön!" und krank und müde huldigen sie ihm mit ihrer Schwermuth, denn der Frühling hat keinen Feind!

— — —

Etwas abseits von dem herausfordernden Glanz der Avenue de l'Imperatrice ziehen sich ein paar stille Straßen wie abgesprengte Trümmer des Faubourg St. Germain. Alles hier athmet jene liebenswürdige, einzig echte Distinction, die ein angeborner Instinct ist, der die Menschen tyrannisirt, und nicht eine künstlich erworbene Grimasse, mit welcher sie prahlen.

Eines der hübschesten der kleinen Hôtels zwischen Hof und Garten in der Avenue . . . — damals hieß sie Avenue Labedoyère, morgen heißt sie vielleicht Avenue Paul de Cassagnac, und übermorgen Avenue Montmorency — bewohnt Graf Truyn mit seiner jungen Frau und seiner Tochter.

Die Familie hat sich an diesem Abend in einem kleinen intimen Salon zu ebener Erde versammelt und ein Mitglied derselben nach dem andern spricht sein Vergnügen darüber aus, von den socialen Anstrengungen der jüngst verflossenen Tage ausruhen und endlich wieder einmal einen stillen Abend genießen zu können. Die Haltung der beiden Eheleute, welche — er mit seinem „Figaro“, sie mit der Reparatur einer alten Stickerei beschäftigt — einander gegenüber neben dem Kamin sitzen, drückt die ruhige Gemüthsstimmung von Leuten aus, die ihr Ziel im Leben erreicht haben und damit zufrieden sind. Man merkt es ihnen an, daß ihre Gedanken nicht über die allernächste Gegenwart hinausschweifen.

Mit Gabrielle ist es anders. Sie hat binnen der letzten Viertelstunde zweimal ihren Platz gewechselt und dreimal auf die Kaminuhr gesehen.

Jetzt steht sie vor einem Spiegel und ordnet das Veilchenbouquet an ihrer Brust. —

„Unsere Jella fängt an, hübsch zu werden,“ sagt Truyn, die Augen aus einem hinter dem „Figaro“ leicht maskirten Schlummer aufschlagend.

„Das merkst Du jetzt erst?“ fragt Zinka lächelnd.

„Findest Du, daß mir mein Kleid gut steht, Zini?“ frägt Gabrielle so ernsthaft, als handle es sich um die orientalische Frage.

„Sehr gut,“ versichert freundlich die Stiefmama.

„Oh!“ ruft Truyn humoristisch aus, „unsre Jella fängt an, eitel zu werden.“

Daraufhin erröthet Gabrielle bis in die Stirn und flüchtet sich aus Verlegenheit hinter den Flügel, auf dem sie, und zwar in athemlosem Tempo „Annette et Lubin“ zu klimpern anfängt. Sie spielt schlecht, aber ihre Hände sehen hübsch dabei aus.

„Ich wundre mich eigentlich darüber, daß Ossi nicht erscheint,“ spricht Truyn, seinen „Figaro“ weglegend. Wie alle in Paris residirenden Oesterreicher hat er eine ganz besondere Vorliebe für dieses tändelnde Blatt. „Ich begegnete ihm heute Nachmittag am Boulevard, und er fragte mich noch ausdrücklich, ob wir heute Abend zu Hause sein würden.“

Gabrielle erröthete ein wenig, was ihr Vater staunend bemerkt. Er hat ganz unbefangen und in männlicher Unkenntniß der Sachlage gesprochen. Soeben will er die Kleine ob ihrer Erregung necken, als die Portière zurückrauscht und der Kammerdiener die Baronin Melkweyser meldet.

Das rothe Federgesteck sitzt etwas schief auf den altmodischen Puffscheiteln, welche ihr gelbes Mopsgesicht umrahmen. Sie trägt ein großgeblümtes Brokatgewand, dessen ungewöhnlicher Häßlichkeit man es sogleich ansieht, daß es in einem der großen Bazars als „fin de saison“ zu herabgesetztem Preise gekauft worden ist, schielt ein wenig, blinzelt beständig, ist völlig außer Athem, und sinkt, eh' sie noch irgend Jemanden begrüßt hat, erschöpft in einen Fauteuil. „Ach, wenn Ihr nur wüßtet, was ich heute Alles geleistet habe!“ ruft sie aus.

Schweigend und lächelnd beobachtet sie das Truyn'sche Trio.

„Früh gebeichtet und communicirt,“ beginnt die Baronin ihre Leistungen aufzuzählen — „immer den zweiten jedes Monats — am ersten komm' ich nicht dazu — dann bei der vente Pierson sechs Bestecke gekauft mit der Chiffre Louis Philippe's, dann die Ausstattung von Ada de Thienne angesehn, dann bei einem

Dejeuner im Ministère de ... gewesen, — zu komisch, die neue Ministerin hat sich unsterblich lächerlich gemacht, ist mit bloßen Schultern erschienen um zwei Uhr Nachmittags!" —

„Das wird unbedingt einen neuen Ministerwechsel zur Folge haben," schiebt Zinka ein. Sie hat die ruhige, zur Ironie geneigte Art von Leuten, die Jahre lang mit grausamer Selbstbeherrschung einen großen Schmerz würdig getragen haben.

Die Melkweyser fährt indessen unbeirrt fort: „Dann meine Wohlthätigkeitstournée gemacht, dann ein Hochzeitsgeschenk gesucht für meine Nichte Stefanie ..."

„Herr Gott, Zoë!" stöhnt Truyn.

„Ja, ich führe eine aufreibende Existenz," ächzt die Baronin. „Eben im Begriff zu soupiren, weil ich das Diner versäumt hatte, fiel mir ein, daß es wirklich besser sei, Ihnen noch heute eine gewisse, sehr wichtige Mittheilung zu machen, d. h. ... hm — mich über einen sehr wichtigen Punkt mit Ihnen zu ... verständigen, und — da bin ich. Nun bitte ich, lasse mir ein Sandwich serviren, Zinka, denn ich sterbe vor Hunger."

„Zieh' doch die Klingel, Erich," sagt Zinka lächelnd.

„Und jetzt zur Sache," ruft die Baronin, „je tiens une occasion, es ist wirklich die vortheilhafteste Gelegenheit!"

„Ihr Sandwich sollen Sie bekommen, Zoë," sagt Truyn, phlegmatisch die Hand nach der Klingel ausstreckend, „mit Ihren vortheilhaften Gelegenheiten aber bitte ich mich zu verschonen. Wenn ich alle mir von Ihnen angepriesenen „Occasions" benützt hätte, so befände ich mich jetzt in dem angenehmen Besitze von vierzehn überspielten Boule-Pianinos und wenigstens fünfundzwanzig baufälligen Landhäusern. So wie die Sachen stehen, habe ich ohnehin schon Ihnen zu Liebe drei Weihkessel von der Maintenon, ein Schreibzeug von der Pompadour, und ich weiß nicht, wie viele als echt agnoscirte Schlafmützen von Ludwig XVI. gekauft."

„Und haben ein vortreffliches Geschäft gemacht," eifert die Baronin; „die Nachtmützen Ludwig's XVI. steigen seit einiger Zeit im Preis. Diesmal aber handelt es sich gar nicht um einen Ankauf," fährt sie fort, „und das ist das Schönste dabei."

„Das ist in der That sehr schön," brummt Truyn.

„Es handelt sich um — eigentlich sollte ich Gabrielle auffordern, das Zimmer zu verlassen — das war die alte Manier, die Mädchen durften nicht mitsprechen, während die Eltern über ihr Schicksal verfügten; aber ich ... j'aime à attaquer les choses franchement. Es handelt sich — mit einem Wort — um Gabriellens Verheirathung."

Zinka nimmt lächelnd die Hand des neben ihr stehenden jungen Mädchens in die ihre und lehnt zärtlich ihre Wange daran.

„Gabriellens Schönheit hat in der letzten Soirée auf der spanischen Gesandtschaft wahre Sensation erregt ..." erzählt die Melkweyser.

„Ich muß Dich bitten, keine so mörderischen Attentate auf die Bescheidenheit meiner Tochter zu verüben," ruft Zinka.

„Bah!" — die Baronin zuckt die Achseln — „halte Dir die Ohren zu,

Gabrielle. Sensation erregt ist nun einmal das Wort. Merkwürdig, wie viel succès die Oesterreicherinnen immer haben in Paris! Man hat mir eine Partie vorgeschlagen für Gabrielle — die glänzendste Partie von Paris.“

„Hören Sie auf, Zoë, ich bitte Sie darum,“ ruft Truyn verdrießlich; „Sie machen mich nervös! Vergessen Sie doch nicht immer wieder, daß uns altmodischen österreichischen Gemüthern Ihre französische Art, über Heirathen zu verhandeln, gänzlich wider den Strich geht. Sie sagen, ‚ich habe einen reichen Mann für Ihre Tochter‘ in demselben Ton, wie — ‚ich habe einen guten Käufer für Ihr Haus‘. Und ich bitte Sie recht sehr, zu bemerken, daß man ein Kleinod, wie meinen lieben Kameraden dort, allenfalls Jemandem schenkt, den man eines solchen Besitzes für würdig hält, — daß man es aber nicht verkauft.“

„Ah, mein Sandwich!“ ruft die Baronin, ohne auf seinen Einwurf zu achten, da die von ihr gewünschte Erfrischung zugleich mit dem Theeapparat gebracht wird. Und während Gabrielle sich daran macht, den Thee zu bereiten, flüstert die Baronin, ein Brödchen nach dem andern verzehrend, Truyn vertraulich und geheimnißvoll zu: „Ich dachte, Ihre neuen Familienverhältnisse machten es Ihnen wünschenswerth, Gabrielle sobald als möglich zu ver . . .“ — Ein zorniger Blick aus Truyn's sonst so freundlichen blauen Augen beweist ihr, daß sie sich auf falscher Fährte befindet. Sie verliert in etwas die Fassung, und die Folge davon ist, daß sie das Terrain ein wenig — zu stürmisch sondirt.

„Nun, meine Proposition verlohnt jedenfalls der Mühe, ernstlich in Betracht gezogen zu werden,“ sagt sie sehr rasch. „Der Graf Capriani hat mich beauftragt, Sie zu fragen, ob Aussicht vorhanden wäre, die Hand Gabriellens für seinen einzigen — bedenken Sie das — einzigen Sohn zu erhalten.“

„Graf Capriani . . . ich weiß nicht, wer das ist,“ sagt Truyn kalt.

„Nun denn, der Conte Capriani,“ erklärt Zoë ungeduldig.

„Ah so, der Conte Capriani,“ spricht Truyn mit Nachdruck — „der Eisenbahn-Capriani!“

„Derselbe.“

„Und der wagt es, die Hand meiner Tochter für seinen Sohn zu begehren?“

Einen Moment herrscht lautloses Schweigen; Gabrielle's Näschen drückt einen ganz erstaunlichen Hochmuth aus.

„Zoë, Sie sind wohl von Sinnen,“ stößt Truyn verächtlich hervor. „So viel ich weiß, ist heute nicht der erste April!“

„Ich begreife Ihre Aufregung nicht, das muß ich sagen,“ ruft die Baronin mit dem Trotz, der mitunter aus einer überwältigenden Verlegenheit entspringt. „Sie behaupten ja immer, liberal zu sein, keine Vorurtheile zu haben!“

Truyn erröthet leicht. Er ist etwas stärker geworden, als vor sechs Jahren, und sein Hemdkragen ist vielleicht um eine Spur höher und steifer. Seine ganze Haltung drückt jene mit Würde gepaarte Zufriedenheit aus, die den Mann von conservativer Weltanschauung kennzeichnet. Leicht an seinem hohen Hemdkragen zupfend, beginnt er nun:

„Ich bin liberal, d. h. ich bilde mir ein, es zu sein. Wenn meiner Tochter das Herz daran gehangen hätte, einen in Beziehung auf seine Herkunft ihr nicht ebenbürtigen Mann zu heirathen, so hätte ich gewiß meine Einwilligung dazu

gegeben, wenn er der Mensch gewesen wäre, seinen Mangel an Herkunft durch Geist und Charakter zu ersetzen."

Zinka lächelt skeptisch und zuckt kaum merklich die Achseln. — Truyn erröthet noch stärker. „Ich leugne es nicht, es wäre mir schwer gefallen," gibt er zu; „aber item ... ich hätte meine Einwilligung gegeben, mich bemüht, solchem Schwiegersohn eine Stellung erwerben zu helfen, die meiner Tochter würdig gewesen wäre, d. h. ... ich meine, die ihren Gewohnheiten entsprochen hätte."

„Habe keine Angst, Papa, ich fühle nicht die geringste Lust, mich in einen Deputirten von der äußersten Linken zu verlieben," wirft Gabrielle hin.

„In dem Fall des jungen Capriani hätten Sie es nicht einmal nöthig, etwas für die Stellung Ihres Schwiegersohnes zu thun," sagt die Baronin großartig. „Sa position est toute faite. Bei dem vorgestrigen Ball im Hôtel Capriani hat sich ganz Paris versammelt, die sämmtlichen rois en exil sind erschienen und sogar sibirische Großfürsten und alle ... d. h. sehr viele in Paris anwesende Oesterreicher."

„Sie wissen so gut wie ich, warum diese Herrschaften bei Capriani erscheinen," erwidert Truyn ärgerlich. „Uebrigens ist mir die Stellung dieses Speculanten ganz gleichgültig; er selbst widert mich an, er, der gemeine Parvenu und sein roher Herr Sohn."

„Nun, wie Sie wollen," sagt die Melkweyser. „Sie wissen vielleicht, daß eine der Töchter Capriani's an den Herzog de Larothière verheirathet ist?"

„Ich weiß es."

„Und daß man das Vermögen des Conte auf hundert Millionen schätzt?"

„Meinetwegen auf zwei Milliarden."

„Er ist unbedingt eine der einflußreichsten Finanzgrößen von Europa."

„Ja, leider, und eine der corrumpirtesten und corrumpirendsten," erwidert Truyn mit Nachdruck.

„Uebrigens haben Sie Gabrielle noch gar nicht um ihre Ansicht gefragt," eifert die Baronin.

Gabrielle wirft das Köpfchen zurück, ihre Antwort jedoch bleibt ungesprochen, da in diesem Augenblick der Diener die Thür aufreißt und das interessante Gespräch durch die Ankunft eines neuen Besuchs unterbrochen wird.

II.

Zwei junge Männer treten ein, zwei verschiedene Grafen Lodrin. Sie tragen denselben Namen, sind Geschwisterkinder, und sind einander so unähnlich wie möglich.

Was den von Truyn bereits erwähnten Oswald anbelangt, so ist Gabrielle davon überzeugt, daß kein antiker Marmorgott, kein raphaelischer Cherubim ihm an Schönheit und Vornehmheit gleichkommt. In dieser Ansicht steht sie vielleicht vereinzelt da. Immerhin aber muß man zugeben, daß von sterblichen Menschen ihn sehr wenige in den obgenannten zwei Eigenschaften zu übertreffen vermöchten. Etwa sechsundzwanzigjährig, groß, schlank, sehr brünett, mit einem lustig gutmüthigen Lächeln in einem hübschen, hochmüthig geschnittenen Gesicht, mit raschem, feurigen Wesen und jener, fast möchte man sagen zigeunerischen Distinction,

die eine große Kategorie österreichischer Aristokraten charakterisirt, ist er die Verkörperung jugendlicher Ritterlichkeit. — Das, was bei seiner sympathischen Erscheinung auffällt, sind seine Augen. Es hielte schwer, zu sagen, was man an ihnen eigentlich auszusetzen hätte . . . daß sie zu groß — daß sie zu dunkel seien?

Sie sind unstreitig sehr schön — aber sie machen nun einmal den Eindruck, nicht in das Gesicht hinein zu passen . . . nur durch Zufall hineingerathen zu sein. Doch ist das Mißbehagen, welches diese großen, dunklen Augen fast Jedem einflößen, der den jungen Mann zum ersten Mal sieht, äußerst vorübergehend, und verschwindet, sobald Oswald zu reden beginnt — sobald sich sein Blut belebt.

Sein Vetter Georges ist wenigstens um ein Dutzend Jahre älter und beinahe um einen Kopf kleiner als er. Viele Leute behaupten von ihm kurzweg, er sähe aus wie ein Jockey; sie haben Unrecht. Er sieht aus, wie das, was er ist, der verlorene Sohn aus sehr guter Familie. Mager, bis auf einen langen röthlichen Schnurrbart glatt rasirt, gänzlich ergraut, mit, nach einer bereits verschollenen Mode, leicht in den Schläfen hinaufgekämmtem Haar, scharfen, verlebten Zügen und runden Vogelaugen, etwas vorgebeugter Haltung und nachlässigen Bewegungen, macht er den Eindruck eines Menschen, der Mancherlei durchgemacht hat, und nun sein Leben und seinen Stand philosophisch auffaßt. —

Oswald ist Majoratsherr, Georges der nächste Anwärter.

Kaum daß die üblichen Begrüßungsformalitäten vorüber sind, hat sich Oswald bereits seiner hübschen Cousine Gabrielle nähern wollen, und zwar nur in der löblichen Absicht, ihr den Thee bereiten zu helfen. Dies Vorhaben ist jedoch grausam vereitelt worden, und zwar durch den Grafen Truyn, welcher seinen Neffen augenblicklich in ein lebhaftes Gespräch über die neuesten, von der Republik projectirten antireligiösen Maßregeln verwickelt hat. Unruhig am Rand seines Claques herumspielend, — das Bild höflich maskirter junger Ungeduld — sitzt nun Oswald neben seinem Onkel, streut ab und zu ein „haarsträubend!“ — „widerlich“ ꝛc. in die aufgeregten Expectorationen des älteren Herrn hinein und schielt dabei unaufhörlich zu seiner Cousine hinüber. Einige rein persönliche Dinge interessiren ihn in diesem Moment um ein Bedeutendes mehr, als die bedauerlichen Ausschreitungen der französischen Regierung. Er hat den neuesten Artikel im „Temps“, nach welchem ihn sein Onkel fragt, nicht gelesen, nimmt die französische Republik überhaupt nicht ernst, behauptet, daß es im Grunde genommen noch gar keine Republik sei, sondern nur eine Monarchie, die den Kopf verloren hat, beschäftigt sich mit der französischen Politik nur vom ethnographischen Standpunkt, was er seinem Oheim alles ruhig eingesteht, und wofür er von Letzterem „unverantwortlich lau“ und „sträflich kurzsichtig“ gescholten wird. Immer begeisterter klingen die conservativen Dithyramben des Onkels, immer vager die zustimmenden Beipflichtungen des Neffen, bis es endlich Zinka gelingt, den in gleichem Verhältniß ungeduldiger werdenden Oswald zu befreien und zwar dadurch, daß sie Gabrielle auffordert, etwas zu singen. Gabrielle wendet natürlich ein, daß sie sehr schlecht bei Stimme ist. Oswald aber, den ihr Gesang vom rein musikalischen Standpunkt gerade heute beiläufig so lebhaft interessirt wie die

Trompetensoli des Kaisers von Rußland in Gatschina, lächelt diesen Einwurf nur gutmüthig hinweg und erhebt sich, erleichtert aufathmend, um den Flügel zu öffnen.

Sich dem Gesang des jungen Mädchens zu Ehren ein strenges Schweigen aufzuerlegen, fällt Niemandem ein, und während Gabrielle nun mit süßer, aber ganz kleiner Stimme irgend etwas sehr Großartiges von Händel vorträgt, und Oswald an den Clavierdeckel gelehnt mit innigem Ernst zu ihr niederblickt, sagt Georges, die Faust auf sein Knie stemmend, den Oberkörper weit gegen die Melkweyser vorgebeugt, die noch immer mit ihrer Stärkung beschäftigt, ein Sandwich nach dem andern vertilgt: „Sie reiben sich offenbar auf im Dienste der Menschheit. Haben Sie sich heute tagsüber bereits eine halbe Stunde Ruhe gegönnt ... nein, man sieht's Ihnen an. A propos, wer war denn die Japanesin in dem gelben Kleide, neben der ich Sie heute halb ohnmächtig in einem Landau liegen sah, — vor Gouache am Boulevard de la Madeleine war's?"

„Adeline Capriani!"

„Ah tiens? Drum kam sie mir bekannt vor."

„Eine ungewöhnliche Erscheinung, nicht wahr?"

„Sie ist nicht häßlich," meint Georges, „schade nur, daß sie sich so verrückt kleidet!"

„Ihr Anzug kostet sie alljährlich ein Vermögen, — die ersten Pariser Künstler entwerfen zu ihren Toiletten die Zeichnungen," versichert Madame Zoë.

„So, hm! ... nun begreif' ich, warum sie immer aussieht wie aus einem bric à brac-Laden gestohlen," meint Georges, „aber erklären Sie mir doch einmal, warum diese vermögende junge Dame noch immer nicht verheirathet ist. Der Conte findet vielleicht, ein zweiter Schwiegersohn käme ihm zu hoch, — Sie wissen wohl, daß der Larothière gestern im Jockey wieder einmal 300,000 Fr. beim Baccarat verspielt hat?"

„Das ist kein Gegenstand," sagt Zoë erhaben, „Gaston liebt seine Frau — mehr verlangt Capriani nicht von seinen Schwiegersöhnen."

„Sapperment!" ruft Georges aus — „so einen Schwiegervater lob' ich mir, wie wär's, Baronin, wenn Sie eine Heirath zwischen mir und Mademoiselle Capriani vermitteln wollten?"

„Mache keine so schlechten Scherze," wirft Truyn ärgerlich ein.

„Ist mir heiliger Ernst," bemerkt Georges. „Der finanzielle Boden schwankt bereits von Neuem unter mir, und sich von einem so guten Kerl, wie Ossi ist, die Schulden zahlen zu lassen, wird Einem mit der Zeit doch zu viel. Etwas muß ich thun, um meine Lage zu verbessern. Ich bin nur nicht recht einig mit mir, ob ich Maltheserritter werden, oder eine Tochter der Finanz heirathen soll."

„Wenn Oswald Sie hörte!" sagt Zinka mit ihrem ruhigen Lächeln.

„Ossi, der hört in diesem Augenblick, wenn mich nicht Alles täuscht, die Engel im Himmel singen und bekümmert sich blitzwenig um uns gewöhnliche Sterbliche," entgegnet Georges, und sieht nicht ohne Träumerei zu dem jungen Paar hinüber, das nun den Flügel verlassen hat, und in der tiefen Nische eines offenen Balkonfensters steht.

„Glückliche Jugend!“ murmelt Georges. Ja, glückliche Jugend! Sie stehen da, er sehr blaß, sie leicht erröthend, mit glänzenden Blicken, die einander suchen und dann wieder ausweichen, verlegen, stumm. Er hat sie in die Fensternische gelockt, — um ihr den Mond zu zeigen, um ihr sein Herz zu Füßen zu legen, — aber den Mond hat er vergessen — und ihr sein Herz anzubieten, hat er noch nicht gewagt.

Der duftige Athem der Frühlingsnacht dringt bis zu ihnen und umfächelt schmeichelnd und liebkosend ihre jungen Gesichter.

Die ganze Natur fiebert unter dem ersten leichten Maigewitter. Die großen weißen Fliederrispen in dem kleinen Gärtchen, das die Hausfront umkleidet, leuchten hell durch die graue Dämmerung. Eintönig murmelt der kleine Springbrunnen, in dessen magrem Wasserstrahl der Wiederschein des aus den Fenstern dringenden Lichtglanzes flimmert. Im Hause gegenüber wird getanzt. Farblosen Schemen gleich sieht man die Paare hinter den seidenen Stores vorübergleiten. Der Extasi-Walzer, von einem Clavier und einer Geige gespielt, mischt sein leichtsinniges Schluchzen und Jauchzen in das bescheidene Lied des Springbrünnleins, das Flüstern der Fliederbüsche hinein. Sonst ist Alles still in der Avenue Labédoyère. Nur von fern her grollt die verzweifelte Rastlosigkeit der Großstadt bis in das träumerische Nachtschweigen — verworren, geheimnißvoll, wie die dämonische Unruhe der Hölle etwa in den Frieden des Himmels hinein tönen mag.

„Gabrielle!“ beginnt Oswald endlich zögernd und sehr weich: „ich bin letztere Zeit oft in die Avenue Labédoyère gekommen. Erräthst Du warum?“

„Warum?“ . . . . Gabrielle erröthet stärker — „warum? . . . . nun Du hattest drei Wochen Deines Pariser Aufenthaltes verstreichen lassen, ohne Dich bei Deinen nächsten Anverwandten zu zeigen, da mußtest Du die verlorene Zeit einbringen,“ murmelt sie.

„Ganz richtig, Gabrielle; aber hm . . . wem zu Liebe bin ich denn gar so oft gekommen, gar — gar so oft, das erräthst Du nicht?“

Sie bleibt stumm.

Er athmet schneller, das Blut sauft ihm in den Ohren. Wohl hat er Gabrielle's süßes, unschuldiges Geheimniß aus allerhand verrätherischen Schüchternheiten des jungen Mädchens schon ziemlich deutlich zusammenbuchstabirt und doch schnürt sich ihm jetzt vor dem entscheidenden Moment die Kehle zusammen, wie jedem wirklich und ehrlich Verliebten, eh' er die große Frage an die Geliebte richtet.

„Gabrielle!“ murmelt er rasch und einigermaßen undeutlich, „ist Dir mein ganzes übervolles Herz gut genug, darf ich Dir's schenken, oder“ . . . er stockt und richtet den Blick fragend auf ihr liebliches Gesichtchen. „Jella! mein ganzes Glück liegt in Deiner Hand!“

Ihr Herz pocht laut, die weiße Spitzenschärpe um ihren Busen bebt leise. Langsam schlägt sie die Augen zu ihm auf. Wie schön er ist, wie gut die zärtliche Demuth sein stolzes Gesicht kleidet! Sein ganzes Glück liegt in *ihrer* schwachen Hand! Die Thränen treten ihr in die Augen.

„Ich weiß nicht . . . ich . . . Oswald. . . . Ossi!“ . . . murmelt sie un-

zusammenhängend; dann legt sie zitternd ihre schlanken Finger in seine dargebotene Rechte. . . .

Truyn sitzt mit dem Rücken gegen das Fenster und merkt nichts; die Melkweyser aber, welche das poetische Intermezzo mit kaltblütigster Neugier durch ihr Lorgnon beobachtet hat, spricht trocken in sich hinein: „J'en suis pour mes frais“ . . . dann wendet sie sich noch ein letztes Mal an Truyn: „Die Proposition des Capriani hab' ich Ihnen gemacht,“ sagt sie.

„Es steht Ihnen frei ihm mitzutheilen, wie ich dieselbe entgegen genommen,“ erwidert Truyn steif.

„J'arrangerai un peu,“ meint die Baronin und erhebt sich; „stören Sie die Jugend nicht, ich schleiche mich auf den Fußspitzen hinweg. Adieu,“ und verbindlich hin und her schielend, eilt sie hinaus.

„Nun, was sagst Du dazu?“ ruft Truyn, nachdem er ihr höflich das Geleite gegeben hat, in den Salon zurückkehrend aus, „was sagst Du dazu, Georges?“ und sich neben den jungen Mann setzend, klopft er ihm energisch auf das Knie, „Capriani läßt durch diese Närrin, die Zoë, allen Ernstes um die Hand meiner Tochter anhalten für seinen Sohn. Was sagst Du dazu?“

„Kühn!“ murmelt Georges mit den Achseln zuckend, „was willst Du . . . ein Zeichen der Zeit!“

Diese trockene Art die Sache aufzufassen, gefällt Truyn keineswegs. „Ossi!“ ruft er.

„Nun, Onkel?“ Die beiden jungen Leute treten in das Innere des Zimmers.

„Ich habe Dir eine interessante Neuigkeit mitzutheilen. Ein, hm . . . geheimer Agent der Maison Foy hat heute um die Hand Jella's für Capriani jun. angehalten. Was sagst Du dazu?“

„Die Hand Jella's für den Sohn des Eisenbahn-Capriani!“ ruft Oswald auffahrend, „unmöglich . . . was man in dieser Republik nicht Alles erlebt. Der geheime Agent verdient doch wahrlich . . .“ und Oswald macht eine ausdrucksvolle Handbewegung. Seine Entrüstung kleidet ihn ganz ausnehmend, auch läßt Truyn den Blick mit entschiedenem Wohlgefallen über die stramme Gestalt, den zurückgeworfenen Kopf, die zornig blitzenden Augen des jungen Menschen gleiten.

„'s war leider eine Dame . . . Zoë Melkweyser,“ erklärt er ihm.

„So, dann verdient sie zum Mindesten zwölf Monate Charenton,“ meint Oswald, die Mundwinkel herabziehend.

„Unerhört!“ und er schlägt die Hände zusammen, „unerhört — Deine Tochter, Onkel und der Sohn des Conte! . . . er ist doch Conte . . . oder vielleicht Marchese . . . Capriani. Du kennst doch den kleinen Orangutang, Georges?“

„Natürlich, man trifft ihn überall. Er hat mir gestern das „Du“ angetragen,“ erwidert Georges ruhig. „Ach, meine Lieben, Ihr faßt diese erstaunliche Werbung ganz falsch auf. Ich für meinen Theil sehe darin durchaus keine persönliche Beleidigung Gräfin Gabrielle's, sondern ganz einfach das Symptom eines kommenden socialen Erdbebens. Der Triumph der Krämer manifestirt

sich überall. Zola hat in einem seiner hervorragendsten Werke die Apotheose des Commis und der Ladenmamsell geliefert, Chapu die Façade zum neuesten Modebazar gemeißelt. Paris erlebt es noch, daß die Börse ihren Sitz in der Madeleine aufschlägt und der „Bon Marché“ eine Filiale seines Geschäfts in „Notre Dame“ errichtet.

„Wär' auch möglich,“ seufzt Truyn tief bekümmert; „mich wundert's nur, daß Capriani noch nicht versucht hat, Präsident der französischen Republik zu werden.“

„Er hat den Posten vorläufig für seine Speculationen nicht als günstig erachtet,“ sagt Georges, „doch was nicht ist, kann werden.“

„Nun, da lob' ich mir mein Oesterreich,“ ruft Truyn und sieht plötzlich sehr steif und hölzern aus; „dort haben solche Abenteurer wenigstens noch keine Stellung.“

„Lob' Dir Dein Oesterreich nur nicht zu sehr,“ entgegnet Georges, „ich hörte heute auf der Botschaft Etwas, das Dir sehr unangenehm sein dürfte. Id est: Capriani hat Schneeburg gekauft, und wird in Böhmen Dein nächster Nachbar sein.“

Da aber springt Truyn kerzengrade empor. „Capriani . . . Schneeburg . . .“ ruft er aus . . . „unmöglich! Wie konnte sich Malzin zu so Etwas entschließen!“

„'s muß dem Armen recht schlecht gegangen sein, Gott schenk' ihm die ewige Ruh'! Er ist die Nacht nach Unterzeichnung des Kaufcontracts am Schlagfluß gestorben.“

„Du lieber Himmel!“ murmelt Truyn unruhig auf- und abgehend. „Du lieber Himmel!“

„Und noch etwas Interessantes,“ fährt Georges fort.

„Nun?“

„Fritz . . . Du erinnerst Dich doch seiner?“

„Gewiß. Der einzige Malzin, der noch übrig ist, ein sehr lieber Junge, hat leider eine ganz unmögliche Verbindung geschlossen.“

„Ja, er hat eine Schauspielerin geheirathet, und zwar in einem Moment, in dem sie jeder Andere mit einer Abfertigung . . .“

„Georges?“ ruft Oswald stirnrunzelnd, und mit dem Blick auf Gabrielle deutend. Offenbar ist er der Ansicht, daß man derlei Dinge vor einem jungen Mädchen nicht erwähnt.

„Hm . . . hm“ . . . brummt Georges, „und er hat die Stelle eines Privatsecretärs bei Capriani angenommen.“

„Entsetzlich!“ ruft Oswald.

„Er muß doch einigermaßen moralisch verkommen sein, wenn er sich dazu entschließen, . . . sich einer solchen Erniedrigung fügen konnte,“ fällt Truyn herb ein.

„Armer Teufel!“ sagt Oswald.

„Was wollt Ihr?“ bemerkt der philosophische Georges, indem er auf die Melodie von „Garde la reine“ ironisch vor sich hinsummt: „Ce n'est pas

toujours les mêmes, qui ont l'assiette au beurre!" Ich sag's Euch immer, mit uns geht's zu Ende."

Dann schweigen sie Alle ein Weilchen schwermüthig, dann gibt Truyn noch geschwind einen großen politischen Aphorismus zum Besten, dann sagt endlich Oswald — so ganz ruhig und aus dem Stegreif vor sich hin: „Gabrielle und der Sohn Capriani's!"

Die traurige Stimmung weicht — und sie lachen Alle durch einander, daß es wie ein lustiges Glockenspiel in die Nachtstille hinaus schallt. —

III.

Zoë Melkweyser war eine geborene Oesterreicherin und weitläufige Verwandte Truyn's. Von sehr guter Familie, jedoch in beinah armseligen Verhältnissen auf der arg verschuldeten Herrschaft ihres verwittweten Vaters aufgewachsen, wegen mangelhafter Finanzen Jahr aus, Jahr ein zum Stillsitzen verurtheilt, dabei von Natur aus mit einem ungemein unruhigen Temperament behaftet, hatte sie schon als Backfisch kein größeres Vergnügen finden können, als im Geiste auf der Landkarte zwischen den entferntesten Punkten hin und her zu rutschen, und hatte eines Tages ihrer Gouvernante, Mrs. Sydney, unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, sie würde die Hand jedes Mannes annehmen, der der Rastlosigkeit ihrer Natur Rechnung zu tragen versprechen und ihr die Möglichkeit gewähren wollte, nach Herzenslust zu reisen, sei's auch ein Neger.

Es war kein Neger, sondern ein Brüsseler Banquier, der schließlich ihren Wünschen entsprach. Sie hatte ihn in Spa kennen gelernt, wohin sie unter der Aegide einer reichen und mitleidigen Anverwandten gereist war. Einen österreichischen Banquier zu heirathen, dazu hätte sie sich wohl trotz ihres Reisedurstes kaum entschlossen — ein belgischer Crösus aber war in ihren Augen etwas Anderes.

Alle Bedenken, welchen ihre ahnenreiche Sippe Angesichts dieser plebejischen Verbindung Worte lieh, schnitt sie, als Braut nach Oesterreich zurückgekehrt, mit dem inhaltsschweren Ausspruch ab: „Was wollt Ihr, bei uns hätt' ich natürlich nicht einmal Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, aber in Brüssel war er reçu."

Und in der That wurde der Baron Alfred Melkweyser in Brüssel nicht nur bei Hof, sondern auch — was viel bemerkenswerther — bei der Fürstin L. empfangen und zählte somit in den exclusivsten belgischen Cirkeln „zu den Leuten, die man kennt."

Man konnte schwer etwas Anderes an ihm aussetzen, als die Neuheit seines Adels, auch fand Zoë nie Grund, ihre Verbindung mit ihm zu bereuen. Seine Manieren waren vollständig correct, er behauptete sich anständig zu Pferde, besaß eine lobenswerthe Passion für Antiquitäten, bezog seine ganze Garderobe von Poole, nannte seine Frau immer „vous", zahlte ohne den Mund zu verziehen alle ihre Rechnungen, machte mit ihr geduldig die Reise um die Welt und übersiedelte auf ihren Wunsch mit ihr nach Paris.

Nach zehnjähriger kinderloser Ehe starb er plötzlich und zwar an seinem

ersten, leider mißglückten Versuch, einen Viererzug zu lenken. Da diese erste ehrgeizige Albernheit, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, auch die letzte war, so gestattete die Gesellschaft Niemandem, darüber zu spotten und er genoß auch noch nach seinem Tode den Ruf eines „homme parfaitement bien“.

Seine Wittwe beweinte seinen Tod aufrichtig und kaufte alle ihre Trauer-anzüge zu herabgesetzten Preisen beim Cyprès.

Gelegenheitskäufe waren schon damals ihre Leidenschaft; auch hatte sie, kaum daß das Trauerjahr vorüber war, Dank ihrer kostspieligen Vorliebe für billige Unbrauchbarkeiten, bereits die Hälfte ihres Vermögens eingebüßt. — Sie hatte nämlich unter Anderem auch verschiedene Actien zu herabgesetzten Preisen gekauft, was schlecht ausgefallen war. Ihre ausgedehnte Bekanntschaft mit der Finanz dankte sie ausschließlich ihrer speculativen Ader, und nicht, wie es ihre hochmüthigen Landsleute und Verwandten irrthümlich vermutheten, ihrem verstorbenen Gatten, welcher sich von seinen ehemaligen Standesgenossen stets mit charakteristischer Beharrlichkeit fern gehalten.

Nicht Habsucht, sondern hauptsächlich die große Unruhe ihres Temperaments war es, welche Zoë zu ihren Unternehmungen anfeuerte. Sie liebte absolut alles Neue und Ermüdende, sei's nun eine Pilgerfahrt nach Lourdes, ein Reclame-tag im „Bon-Marché“ oder eine Première im Français, zu der sie durch die anstrengendsten Curialien und wochenlanges Hin- und Herfahren von einer einflußreichen Persönlichkeit zur andern, nicht nur Plätze für sich, sondern für alle ihre besonders intimen Freunde zu erringen wußte. Doch hatte sie ein noch viel unterhaltenderes Mittel, um sich die ihrer Constitution nöthige Aufregung zu verschaffen, und das war, — amerikanische oder auch europäische Finanzgrößen in „die Welt“ einzuführen. Sie erzwang für sie Einladungen zu den vornehmsten Routs, entwarf den Schlachtplan für die Bälle, welche diese reichen Herren geben mußten, um Paris zu blenden, und verwendete ein unerhörtes Quantum von Schlauheit und Energie darauf, die vornehme Welt zu diesen Festen herbei zu locken. Ihre Taktik war genial. Anstatt, daß sie sich wie andere minder geschickte Sterbliche damit begnügt hätte, die ärmeren und bescheideneren Mitglieder der Pariser Societät einzuladen, zielte ihr ganzes Streben dahin, irgend eine legitimistische Herzogin zu bestimmen, dem Ball, und sei's nur für eine Stunde, beizuwohnen. Zumeist gelang ihr dies dadurch, daß sie der Herzogin irgend eine Unsumme für wohlthätige Zwecke zur Verfügung stellte. Dann erst, wenn sie zwei oder drei Fixsterne gewonnen, begann sie die Planeten der Pariser Gesellschaft für den Ball anzuwerben.

Planeten sind in Bezug auf ihre socialen Beziehungen bekanntlich viel wählerischer, als Fixsterne, was sehr natürlich, da sie nun einmal darauf angewiesen sind, fremdes Licht zu reflectiren.

Schließlich ging das ganze Unternehmen wie auf Rädchen. Die Bälle waren wunderschön und Alles lief vortrefflich ab. Unter den sämmtlichen Gästen hatte zuweilen keiner die Gewogenheit, die Hausfrau zum Cotillon zu bitten, und den Hausherrn affectirten viele unter den Eingeladenen grundsätzlich für einen Kammerdiener zu halten; nichtsdestoweniger fühlte sich nachträglich, wenn Alles vorüber war, doch Jeder befriedigt. Zoë Melkweyser freute sich, daß sie so

glänzende Gelegenheit gehabt, den Athem zu verlieren, die Ballgeber freuten sich, die lange Liste ihrer vornehmen Gäste im „Figaro" zu lesen, und „le monde" freute sich, etwas zum Belachen zu haben und spöttelte drei Tage lang über die absurde Kostspieligkeit des Cotillons.

Der neueste und glänzendste unter Zoë's Schützlingen war der Conte Capriani.

Wer war er? was war er? . . . „Ein Giftpilz, der bei schwüler Gewitterluft weiß Gott welchem Misthaufen entsprossen."

Dieses Citats hatte sich unlängst ein geistreicher Staatsmann bedient, um die innerste Wesenheit des Cröfus damit zu definiren. Man hatte das Wort lachend aufgefangen und wiederholt, und sich um die Vergangenheit Capriani's nicht mehr bekümmert als früher. In einer anderen, kleineren Stadt wäre man über dieselbe gewiß binnen Kurzem genau unterrichtet gewesen; Paris aber beschäftigt sich nie lange mit der Aufhellung solcher ihm alltäglicher Mysterien, im Gegentheil, es hütet sich allzuängstlich prüfend an das Vorleben der glänzenden Abenteurer zu greifen, die ihm im Grunde genommen recht oft bequem sind. So blieben denn die Antecedentien des großen Börsengottes, so wie die der meisten Götter einigermaßen mythisch.

Unter den vielen Legenden, welche anfänglich über seine Vergangenheit kursirt hatten, befand sich auch die, er sei ehemals Frauenarzt gewesen und habe bei seinen vornehmsten Clientinnen erstaunliche Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Mochte das nun wahr sein oder nicht, jedenfalls verrieth sich in seiner ganzen Art etwas von dem einschmeichelnd, kriechend Süßlichen, welches häufig jenen Medicinern anhaftet, deren Berufsthätigkeit sich fast ausschließlich darauf beschränkt, aus Mangel an Beschäftigung hypochondrisch gewordenen Frauen die Nerven zu beruhigen. Auch war sein Aeußeres das eines gewesenen schönen Mannes, cidevant-beau, nur durch den stechenden Blick seiner großen, schwarzen Augen und den cynischen Zug um seine schlaff gewordene Unterlippe entstellt. Er trug den Kopf lauernd vorgebeugt und um Mund und Augen zeichneten sich in seinem gelben, und in letzterer Zeit feist gewordenen Gesicht eigenthümlich verkrümmte Fältchen und Linien, die aussahen, als seien ihm eines schönen Tages einige von den Ziffern, mit denen er so despotisch herumhantirte, zornig in das Gesicht gesprungen und hätten sich dort festgegraben.

Daß er mit Nichts angefangen, sagte er selbst jedesmal in einem von den erschrecklichen Zornausbrüchen, die ihn befielen, wenn seiner Eitelkeit eine Kränkung widerfahren. Wie er aber sein riesiges Vermögen gemacht, sagte er nicht. Er beutete Alles aus, was Gewinn bringt, und am allermeisten die Leichtgläubigkeit der arbeitsscheuen, geschäftsunkundigen Habgier. Seine Baisse-Speculationen waren berühmt und berüchtigt. Er machte zuweilen den Eindruck, als ob das Unglück nur da sei, damit er Nutzen daraus zu ziehen vermöchte, und es war bekannt, daß er aus den großen Finanzkrisen, die Tausende von Andern zu Grunde richteten, nicht nur unbeschädigt, sondern stets mit vermehrtem Reichthum hervorging.

Man munkelte dies und jenes über seine Speculationen — aber nie war es Jemandem gelungen, ihm mit irgend einem Vorwurf direct auf den Leib zu

rücken. Nur ein einziges Mal, und zwar anläßlich des von ihm unternommenen Baues einer spanischen Eisenbahn, hatte er sich gegen ein paar recht widerliche Anklagen vertheidigen sollen. Es war eine böse Zeit, das vom Schwindel ausgebeutete Publicum verlangte nach Opfern. Aber, während mehrere unbedeutendere Persönlichkeiten an den Pranger gestellt und einer öffentlichen Untersuchung unterzogen wurden, ward die gerichtliche Procedur gegen ihn plötzlich unterdrückt. Warum? ... Niemand wußte es, oder zum Mindesten sagte es Niemand laut.

Er war ein „personnage taré“, aber — der Flecken auf seinem Namen war so eigenthümlicher Natur, daß die Klugheit es von sehr vielen als anständig bekannten Menschen verlangte, ihn nicht zu sehen. Arme Teufel, die außer dem dämonischen Reiz seiner finanziellen Zauberkünste standen, nannten ihn: „einen gewissenlosen Schwindler“ — Leute, die in diesen Ring hineingedrungen waren, nannten ihn ein Finanzgenie, schmeichelten sich fast kriechend an ihn heran, trachteten, an seinen colossalen Geschäften zu participiren und verschafften ihm dafür ein wenig „sociales Ansehen“. Und recht merkwürdig war es, wie sehr dieses „sociale Ansehen“ dem Gewaltigen am Herzen lag, wie er um die Gunst jedes hohen Würdenträgers, kurz jedes großen Buchstabens im gesellschaftlichen Alphabete buhlte. Unermüdlich fuhr er fort, seine Goldbomben in die Festung der Pariser ersten Gesellschaft zu schleudern — und endlich hatte die Festung capitulirt. Man empfing ihn — als Feind, freilich, so zu sagen mit geschlossenen Fensterläden und dumpfem Schweigen, — aber man empfing ihn überall, bei allen Botschaften, in der ganzen officiellen, repräsentirenden Welt, und — sogar in einigen Salons des Faubourg. Er begegnete noch immer überall Leuten, die, während er ihnen freundlich zulächelte, haarscharf über seine Schulter hinüber blickten, ohne ihn zu sehen; dies aber nahm er vorläufig ruhig hin. Die Stunde der Rache wird kommen, sagte er sich, und — sie kam fast immer!

Dank einer ostentativen Wohlthätigkeit, die mit Millionen arbeitete, hatte er seine Stellung in letzterer Zeit merkwürdig zu heben vermocht. Bei seinem letzten Ballfest waren gekrönte Häupter erschienen. Zoë hatte Recht, er zählte unbedingt zu den einflußreichsten Financiers in Europa, sie hätte kurzweg sagen können, zu den einflußreichsten Männern überhaupt.

In Paris gehörte er zu den Merkwürdigkeiten, die man den Fremden zeigt. Wenn er vorüber ging oder vielmehr fuhr, — denn er war körperlich träge und jeder Bewegung abhold — zeigten ihn die Fremdenführer ihren Clienten, wie sie ihnen etwa Monsieur Grévy zeigen oder Mlle. Bernhard. Er wohnte in einem großen Hôtel, das er sich genau nach dem Muster des Schlosses von Chenonceau, nur um zwei Stockwerke höher, in der Nähe des Park Monceau hatte erbauen lassen, — und vor dieser Nachahmung verschollener Feudalität durch einen modernen Crösus hielt der Fiaker der Baronin Zoë, eine Viertelstunde, nachdem sie die Avenue Labédoyère verlassen.

„Gabrielle's Verlobung applanirt ja Alles,“ sagte sie sich; „ich bin froh, daß ich die Sache vom Halse habe!“

Ein Maître d'Hôtel, von dem die Sage erzählte, er sei früher Kammerdiener bei dem Herzog von Morny gewesen, und es gehöre unter Anderem zu seinen Obliegenheiten, den Conte Capriani in der höheren Etiquette zu unter-

weisen, führte sie mit würdigem Ernst in den „kleinen Salon", in welchem die Contessa Capriani an stillen Abenden zu empfangen pflegte.

Der „kleine Salon" war ein sehr großes, sehr glänzend ausgestattetes Gemach, das jedoch trotz Landschaften von Corot, trotz golddurchäderter japanischer Seidentapeten, Vieux-Lac-Etagèren und tausenderlei werthvoller Nippes einen öden, unharmonischen Eindruck machte. Man sah, daß hier nichts zur Freude und Bequemlichkeit der eigentlichen Bewohner, sondern Alles angeordnet war, um den Besuchern zu imponiren. Fast hätte es scheinen mögen, als habe hier eine toll gewordene Million mit dem Wuthgeschrei: „noch etwas Kostbareres ... etwas Kostbareres" diese Herrlichkeiten sinnlos durcheinander geworfen.

In diesem Gemach saß die Contessa und beschäftigte sich mit einer Näharbeit. Sie machte einen wohlerzogenen, aber schüchternen, von ihrem Reichthum genirten Eindruck, ging der Baronin ein paar Schritte entgegen, richtete ein paar conventionelle Fragen an sie, verstummte dann und bat seufzend, ihre Arbeit fortsetzen zu dürfen. Ihre Arbeit bestand darin, allerlei Blumen und Vögel aus einem Stück Cretonne herauszuschnitzeln, um sie auf ein Stück Atlas aufzunähen. Sie widmete dieser Beschäftigung täglich mehrere Stunden. Da aber sowohl ihre als die Appartements ihrer Bekannten viel zu glänzend ausgestattet waren, um für derlei Handarbeiten Verwendung zu haben, so wurde das Resultat ihres Fleißes alljährlich verschiedentlichen Wohlthätigkeitslotterien geschenkt.

Zoë Melkweyser fand die Contessa ungewöhnlich gedrückt. Aus dem Nebenzimmer tönten aufgeregte Stimmen. Jedesmal, daß eine besonders laute Explosion hereinschallte, zuckte die Hausfrau zusammen.

„Sollten denn die 300,000 Frs., welche der Herzog von Larothière in der Vornacht verspielt, selbst König Mydas schwer zu verschmerzen sein?" fragt sich Zoë.

Diese Vermuthung stellte sich als irrig heraus. Madame Capriani rückte etwas näher zu Zoë heran und flüsterte ihr zu: „Mein Mann ist in einer so fürchterlichen Aufregung — mein armer Sohn ... der Artikel im „Figaro" ... Sie haben ihn gewiß gelesen ..."

„Ich ... ich habe den „Figaro" heute noch gar nicht gesehen," versicherte Zoë beruhigend. Das war richtig. Gelesen hatte sie den „Figaro" nicht — aber sie hatte von dem Artikel, auf den sich die Contessa bezog, gehört. Die Aufregung, die sich der casa Capriani bemächtigt, schien ihr begreiflich. Nein, über die Summen, welche sein Schwiegersohn verspielte, verzog Capriani nie den Mund; solche Verluste mit einem Lächeln verschmerzen zu können, war ihm ein Hochgenuß. Dem Herzog war Alles erlaubt. Der verhältnißmäßig geringeren Verschwendung seines eigenen Sohnes gegenüber zeigte er sich viel härter, war überhaupt nicht sehr zärtlich gegen diesen Sprößling, welcher Arthur hieß, und gegen welchen er Manches einzuwenden hatte. Daß Arthur mit einer großartigen Verachtung alles Geschäftlichen behaftet, es entschieden ablehnte, in dem Comptoir seines Vaters zu arbeiten und seine ganze Existenz dem Sport widmete, hätte ihm der Crösus verziehen, aber daß Arthur in der Sportswelt bespöttelt wurde, das brachte ihn außer Rand und Band.

Bisher hatten sich Arthur's höchste Sportserrungenschaften auf zwei ge-

brochene Schlüsselbeine und eine Unmenge verlorener Wetten belaufen — heute gesellte sich noch ein neues kleines Fiasco hinzu.

Ein ganz kleines Fiasco, aber recht empfindlicher Natur. Die Sache verhielt sich so: Zwei Oesterreicher, ein Attaché und einer seiner Freunde, der sich in Paris aufhielt, beides junge Leute mit glänzenden Namen, hatten unlängst aus Muthwillen unter großem Gelächter ein Wettrennen zu Fuß und nach rückwärts unternommen.

Mehrere französische Journale hatten augenblicklich die Gelegenheit ergriffen, über diesen excentrischen Wettlauf Artikel zu schreiben, in denen sie das Rücklingsrennen allen Ernstes als einen herkömmlichen und besonders beliebten Sport der jungen Feudalität Oesterreichs schilderten. Diese journalistischen Rhapsodien hatten Arthur Capriani dazu angefeuert, ein ähnliches Rennen zu arrangiren und zwar mit glänzendstem Beiwerk, Musik, Fackelschein und einem großen Publicum von jungen Dandies und allerlei Damen. Er verlor das Rennen, schlug sich den Kopf ein — und fand den nächsten Tag im „Figaro“ den Artikel, über den der Conte so zornig war. —

„Wenn Du auf der weiten Welt nur etwas Anderes verstündest, als Dich lächerlich zu machen!“ hört Zoë deutlich die erregte Stimme des Crösus — aber nichts ... nichts! Und zu denken, daß ich für Dich arbeite — für Dich Geld verdiene!“

„Mon Dieu! Du verdienst Geld, weil Dich nichts Anderes freut!“ gibt der junge Capriani zurück.

„Und es ist für Dich — für Dich, daß ich eine der glänzendsten Verbindungen von Oesterreich suche,“ donnerte der Conte, — „lächerlich!“

„Ich glaube, das findet der Graf Truyn auch,“ erwidert Arthur schneidend.

„Ah! Du meinst ... Du wagst's noch, über Deinen Vater zu spotten!“ polterte Capriani unlogisch wie alle Zornigen, „über Deinen Vater, dem Du Alles verdankst! Ich hätte Dich sehen mögen, wenn Du wie ich das Leben begonnen hättest, barfuß, mit einem Gulden in der Tasche!“

„Ach, zu was diese Recriminationen,“ dehnte der Sohn, „Deine Antecedentien demüthigen mich ohnehin genug, und ...“

Ein häßlicher Schrei, ein wildes Wort ...!

Die Contessa hat ihre Schere weggelegt — sie ist todtenbleich und zittert am ganzen Leib.

„Ich denke, es wäre besser, die Beiden zu trennen,“ bemerkt Zoë phlegmatisch.

„Ich werde es versuchen,“ haucht Madame Capriani, und aufstehend und die Thür des Nebenzimmers öffnend, ruft sie: „Mon ami, die Baronin Melkweyser ist da — ich glaube, sie hat Neuigkeiten für Dich —“

„Il s'agit de votre fameuse affaire, mon cher comte,“ ruft Zoë einschmeichelnd.

Diese Worte üben eine magische Wirkung, — beide Capriani treten ein — der Vater salbungsvoll lächelnd, der Sohn, ein kurzer, gedrungener Bursche mit eigentlich hübschem, aber verdrießlich und roh aussehendem braunen Gesicht — stirnrunzelnd und finster.

„Bon soir, baronne!“

„Bon soir!“

„Eh bien!“ und sich in einen Fauteuil zurücklehnend, die Füße von sich gestreckt und leicht mit seinem Binocle spielend — in der triumphirenden Haltung, mit der er der günstigen Abwicklung eines besonders glänzenden Geschäfts entgegenzusehen pflegt, beginnt Capriani: „Sie haben denn endlich die Gelegenheit günstig gefunden?“

„Nein ... nein, durchaus nicht!“ ruft Zoë, „aber ich hielt es für besser, Sie nicht länger in Ungewißheit zu lassen, darum bin ich noch heute zu Ihnen gekommen.“

„Sie wissen, ich habe Ihnen keine Vollmacht gegeben, direct vorzugehen,“ sagt der Conte.

„Wie können Sie mich einer solchen Tactlosigkeit nur für fähig halten!“ entgegnet ihm Zoë scheinheilig; „ich bin jedoch leider nicht einmal dazu gekommen, das Terrain zu sondiren. Ja, wenn Sie mir den Auftrag nur etwas früher gegeben hätten ... nur etwas früher ... so aber war leider nichts mehr zu machen, denn mit einem Wort ... Gabrielle Truyn ist bereits verlobt!“

„Nom d'un chien!“ murmelt Arthur, den Gabrielle's Schönheit nicht weniger bestochen hatte, als ihre vornehme Abkunft — „nom d'un chien!“

„So, so, bereits verlobt,“ sagt sein Vater eisig, und langsam seinen Zwicker aufsetzend und die Melkweyser mißtrauisch fixirend, fährt er fort: „verlobt, mit wem?“

„Mit ihrem Vetter, Oswald Lodrin.“

„Mit Oswald Lodrin,“ ruft er lebhaft aus; „nun, mit dem kannst Du freilich nicht in die Schranken treten, mein armer Arthur!“

„Was Hochmuth anbelangt, vielleicht nicht,“ grollte der „Vicomte“, „er ist der arroganteste Mensch, der mir je begegnet.“

„Mag sein, aber ...“ der Conte lächelt eigenthümlich, „aber ... er ist auch einer der schönsten und vornehmsten Cavaliere von Oesterreich — bekannt dafür.“

Während Arthur noch etwas Unverständliches, aber offenbar Verdrießliches vor sich hin grollt, verläßt Capriani sen. seinen Fauteuil und auf einem kleinen Sessel neben Zoë Platz nehmend, sagt er: „Es werden morgen die X... Bahnactien ausgegeben, sie werden haussiren. Soll ich Ihnen ein paar hundert Stück aufheben?“

IV.

Durch die laue Dämmerstille in der Avenue Labédoyère schwebt der Geruch des Flieders mächtig und süß. Es spricht eine Poesie aus dem Duft der Blumen, die keine Worte wiederzugeben vermögen und höchstens die Musik erreichen kann, und aus den vollen weißen Rispen vor dem Hôtel Truyn schwebt's wie sehnsüchtiger Jubel, wie jauchzend klagende Liebeslieder durch das offene Fenster in Gabrielle's Stübchen hinein.

Zinka sitzt auf dem Rande des weißen Bettchens, in welchem das junge Mädchen ruht. Das blonde Haar Gabrielle's bauscht ihr goldig um Stirn und

Schläfen — auf ihrem blassen Gesicht liegt die Schwermuth eines grenzenlosen Glücks, — ihre Augen sind feucht.

„Und Du bist gar nicht überrascht, Zini ... gar nicht?“ flüstert sie.

„Nein, Kleinod,“ erwidert die junge Frau zärtlich; „nicht im mindesten, ich wußte, daß Ihr für einander bestimmt seid, vom ersten Augenblick, da ich Euch mit einander sah.“

„Ach!“ — Gabrielle seufzt, „und ich kann's noch immer nicht fassen. Mir kommt noch Alles vor wie ein wunderschöner Traum, aus dem ich erwachen muß; aber wenn auch, wenn der liebe Gott mir Alles wieder nimmt, was er mir gegeben, so will ich ihm doch mein Leben lang auf den Knieen danken für diesen einen schönen Traum!“

„Beruhige Dich, mein Kleinod,“ flüstert Zinka, dem jungen Mädchen liebevoll die Wangen streichelnd, — „wie Du fieberst!“ und sie gießt ein paar Tropfen Orangenblüthenessenz in ein Glas Wasser — „trink das aus, Du kleine Schwärmerin.“

„Wird nichts nützen, Mütterchen,“ sagt Gabrielle, den Schlaftrunk gehorsam an die heißen Lippen setzend; „ach, Du kannst's ja doch nimmer begreifen, wie mir zu Muth ist, — mir ist, als ... als sollte mir das Herz brechen vor Glück!“

Zinka küßt sie, macht ihr das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn, zieht ihr die Decke über die Schulter, ermahnt sie ein letztes Mal, vernünftig zu sein und entfernt sich.

Draußen grollt der Donner — Zinka fährt zusammen. Ein zweiter Donnerschlag durchschüttert die Luft — Zinka kehrt um. — „Fürchtest Du Dich nicht vor dem Gewitter, Jella, soll ich bei Dir bleiben?“ flüstert sie sanft.

„Bewahre, Mütterchen,“ erwidert Gabrielle glücktrunken; „ich hör' den Donner kaum.“

Und Zinka zieht sich zurück. „Ich weiß nicht, warum ich mich nicht so darauflos freuen kann, wie ich eigentlich sollte,“ spricht sie vor sich hin; „aber mir ist's, als hätten wir vergessen, eine der zwölf Feen zu dieser Verlobung einzuladen.“

Und während der Donner wild grollend über die Champs Elysées hinpoltert, gedenkt sie plötzlich eines uralten Märleins, das ihr einstmals eine fieberkranke Trasteverinerin in Rom erzählt.

Ein unheimliches Märlein war's gewesen, eine von den romanischen Legenden, in denen die Volksphantasie, alle chronologischen und historischen Hindernisse kühn überspringend, heidnischen Göttergestalten christliche Engelsflügel anhängt, und Gott-Vater den Blitz des zornigen Zeus in die Hände legt. Etwa folgendermaßen hatte es gelautet:

Es war einst ein wunderschönes Mägdelein. Das war engelsgut, so gut, daß es unsäglich litt, wenn es Jemanden traurig sah und ihm nicht helfen konnte; und da es einstens, halb verzweifelt über das Menschenelend, sich in den Schlaf geweint, da kam ihm ein gar seltsam Traumgesicht. Eine dunkle Gestalt mit verhülltem Antlitz trat zu ihm und sprach: „So Du den Muth hast, und schneidest Dir Dein Herz aus der Brust und pflanzest es tief in die Erde ein,

so soll eine Blume daraus erblühen, so herrlich, so wundersam, daß, wer sich ihr naht und ihren Duft einathmet, eine taumelnde Seligkeit empfinden wird, die er gerne mit aller Qual bezahlt, welche unser irdisches Dasein mit sich bringt! —

Und das Mägdelein schnitt sich das Herz aus der Brust und pflanzte es tief in die braune Erde und begoß es mit seinen Thränen, und da erwuchs daraus eine märchenschöne Blume mit üppig grünen Blättern und großen weißen Blüthen, deren Kelche blutroth schimmerten, und wer den Duft dieser Blüthen einathmete, dem durchschlich eine berauschende Glücksgluth das Blut in den Adern, so daß er in übermüthiger Begeisterung sein Leben verjubelte und alles Erdenleid darob vergaß. Immer mächtiger entfaltete sich die Blume und durch ihr reiches Laub seufzte die süßeste Musik.

Als nun die Engel im Himmel droben von der seltsamen Pflanze hörten, bestürmten sie den Allmächtigen, er möge ihnen gestatten, dieselbe zu holen, auf daß sie sie verpflanzten ins Paradies.

Der Herr gewährte ihre Bitte. Da flatterten sie herab aus dem Himmel. Doch als sie der Wunderblume sich näherten, sprach eine Stimme aus ihren Blättern: „Laßt mich, der Erde zum Trost blühe ich, — nicht leben könnt' ich im Paradiese; der Boden, in dem ich gedeihe, muß von Herzblut und Thränen gesättigt sein!"

Die Engel aber hörten nicht auf diese Worte, und, berückt von dem süßen Duft, mühten sie sich, die Blume dem Schoße der Erde zu entreißen; — doch sie vermochten es nicht, und unverrichteter Dinge mußten sie ziehen.

Wie das die Menschen sahen, da lachten sie in ihrem glückseligen Uebermuth. Die glücklichen Menschen lachten über den machtlosen Neid der Engel. Da aber warfen sich die Engel nieder zu Füßen Gottes und flehten ihn an, er möge sie rächen an den Frevelnden. Und der Allmächtige erhörte sie. Er griff nach einem Blitzstrahl und schleuderte ihn nieder gegen die Blume, auf daß sie von der Erde hinweg getilgt ward.

Ihre Wurzeln jedoch schlummern noch immer in der Erde, und manchmal, wenn in lauen Frühlingsnächten ein geheimnißvoll süßer Duft durch die Lüfte schleicht — ein Duft, der, keiner sichtbaren Blüthe entschwebend, sich an die Menschen wie zärtlichste Liebkosung heranschmeichelt und eine holde Unruhe, eine berauschende Glücksahnung in ihrem Herzen entzündet: dann arbeitet es in diesen Wurzeln und sie treiben grüne Blätter in den Frühling hinaus. Der süße Duft aber reizt noch immer den Zorn der Engel, und kaum daß er durch die Lüfte schwebt, grollt auch der Donner über die Erde hin, und der Blitz knickt die grünen Blätter. Die Blume blüht nie mehr! — — —

V.

Sie sitzen in ihrem freundlichen Wohnzimmer im Hôtel Bristol beim Frühstück — Oswald und sein Vetter Georges, vor einem Fenster, das auf die Place Vendôme hinaussieht und in die buntbelebte Rue de la Paix hinein — in die Rue de la Paix, deren Perspective sich in einem Wirbel von Omnibussen, Orangen- und Blumenkarren, feuerrothen, mit Annoncen bemalten Vehikeln, Fiakern,

Sonnenstaub und toll durch einander rennenden Menschen verliert. Während George mit nüchternem Behagen seinen Thee trinkt und etwas über die unerreichte Vortrefflichkeit der Pariser Butter äußert, erzählt Oswald, der, wenngleich von der Natur mit einem ausgezeichneten Appetit bedacht, seine Mahlzeiten seit einigen Tagen mit der lieblosesten Oberflächlichkeit abfertigt, seinem Vetter zum zehnten Mal von der eigenthümlichen Verkettung der Umstände, die ihn und Gabrielle zusammengeführt hat. Im vollsten Maße leidet er an dem Größenwahn der Verliebten, die in den gewöhnlichsten Geschehnissen einen Fingerzeig Gottes und in ihrem Glück ein Wunder anstaunen, welches die Vorsehung speciell für sie in Scene gesetzt hat.

An einem Apriltag war's, bei dem zweiten Wettrennen in Auteuil, der erste grünliche Frühlingsschimmer lag über der Erde. Er war zu Pferd mit ein paar Pariser Bekannten und ritt einen wunderschönen Araber, den ihm ein Freund geborgt, und den er mit jener besonderen Rücksicht behandelte, welche Oesterreicher gegen ein ihnen nicht gehörendes Thier an den Tag legen. Plötzlich sah er auf der Rennbahn eine junge Dame in einem dunkelgrünen Kleid, — ein Sonnenstrahl, der ihr Haar küßte, hatte ihn aufmerksam auf sie gemacht. Sie ging mit einem älteren Herrn rasch vorbei, er wendete den Kopf, um ihr nachzusehen. Das Pferd wurde unruhig unter ihm. Er hatte zu scharf geschliffene Sporen und bei seiner unvorsichtig raschen Körperwendung hat er die seidenweiche Haut des Pferdes geritzt, worauf er „ah, pardon!“ rief, und ob dieser Courtoisie von seinen lustigen Bekannten vielfach geneckt wurde. Die blonde Dame neben dem grauhaarigen Herrn war indessen verschwunden.

„Wer ist das wunderschöne Mädchen?“ fragte er und Wips Siegburg, jetzt Secretär an der österreichischen Botschaft, entgegnete ihm lachend: „Kennst Du sie denn nicht, 's ist ja Deine Cousine!“

„Gabrielle Truyn!“ rief Oswald betroffen und Siegburg sagte weise: „Das kommt davon, wenn man sich in Paris zu gut unterhält und infolge dessen nicht Zeit findet, seinen allernächsten Verwandten einen Besuch zu machen.“

Er starrte sich beinahe die Augen aus dem Kopf, erspähte sie aber nicht mehr. Dann war das Rennen vorüber. Oswald trabte nach Hause. Unter den noch unbelaubten Kastanienbäumen der Champs Elysées wälzte sich ein Strom von Wagen, elegante Huitressorts, Victorias, alle Sorten von Kutschirwagen, vierspännige Drags, Tapissièren, Coucous, große luftige Omnibusse, — und Alles hüllte der hochaufgewirbelte sonnendurchglühte Staub in flimmernden Goldschimmer ein — und über Allem, über Omnibussen und Huitressorts, lag derselbe Zug stumpfer Abgespanntheit.

Paris hatte wieder einmal eine Schlacht gegen die Langeweile verloren.

Durch das wirre Gedränge eingeengt, beinahe im Schritt, trabte Oswald einher und grübelte darüber nach, wie er seine Unart dem Onkel gegenüber gut zu machen vermöchte. Vier volle Wochen war er nun in Paris und hatte seinen Besuch in der Avenue Labédoyère noch nicht abgestattet. Zum Glück war er so wenig in „die Welt“ gegangen, daß er Truyns bis dahin nicht getroffen. Paris ist groß, vielleicht wußten sie nichts von seiner Anwesenheit. Ja, Paris

ist groß, aber die Gesellschaft ist überall sehr eng! — Nein, er konnte es kaum wagen, sich noch bei seinem Onkel zu präsentiren! . . .

Er war schon melancholisch geworden von dem vielen Nachdenken, da merkte er plötzlich, daß sein Araber die Nase mir nichts dir nichts in die Capote eines zurückgeschlagenen Wagens gesteckt hatte und nun mit großem Behagen von einem weißen Rosenbouquet kostete, das er dort gefunden. Er zog den Zügel an — doch in demselben Moment drehte sich die Dame im Wagen um. Es war Gabrielle Truyn! Nicht ohne einen großen Unwillen zu markiren, bemerkte sie, was vorgefallen, und da Oswald, den Hut in der Hand, demüthig seine Entschuldigung herausstotterte, starrte sie ihn stolz an wie den ersten besten Zudringlichen, Unverschämten, und kehrte ihm dann den Rücken. Sie hatte ihn auf den ersten Blick erkannt, und sie wußte genau, wie lange er sich bereits in Paris aufhielt — das erfuhr er später. Jetzt aber sah der Herr neben ihr sich um, seine und Oswalds Augen trafen einander — er lächelte gutmüthig boshaft . . . „Ossi! . . . welch' unverhofftes Vergnügen!"

„Onkel . . . ich . . . ich hatte schon lange beabsichtigt, Dir . . . Euch meinen Besuch abzustatten, aber . . ." stotterte Oswald.

„Deine Entschlüsse brauchen offenbar Zeit zur Reife," sagte Truyn mit Humor.

„Ach Onkel! . . . ich . . . darf ich mich jetzt noch bei Dir präsentiren?"

„Oh, zu viel Ehre!" neckte Truyn, „wir werden das fette Kalb schlachten und die Rückkehr des verlorenen Sohnes feiern," — dann sich der offenbar verzweifelten Verlegenheit seines Neffen erbarmend: „hab' keine Angst, hinauswerfen werden wir Dich nicht — wir sind nachsichtig gegen junge Herren, die zum ersten Mal nach Paris kommen; wir wissen, daß sie etwas Anderes zu thun haben, als langweilige Verwandte aufzusuchen. Was meinst Du, Jella?"

„Meine Cousine erinnert sich meiner gewiß nicht mehr?" murmelt der junge Mann; „habe die Güte, mich ihr vorzustellen . . ."

„'s ist Dein Vetter Oswald Lodrin, ein Jugendgespiele von Dir."

Auf diese Worte ihres Vaters hin wendete Gabrielle ihrem Vetter jedoch nur ihr wunderschönes hübsches Profil zu und beantwortete seine tiefe Verbeugung mit einem steifen Kopfnicken; dann die Hand nach ihrem Bouquet ausstreckend, murmelte sie: „Meine armen Rosen! . . . sie sind völlig ruinirt!" und mit einer raschen Bewegung schleuderte sie den Strauß zum Wagen hinaus. Die Stauung löste sich, die Wagenpferde griffen aus, noch einen Moment flimmerte Gabrielle's goldenes Haar ihm vor den Augen — dann war Alles grau und die Dämmerung hatte den letzten Sonnenstrahl todt geküßt.

Denselben Abend noch bestellte Oswald den schönsten Strauß von Gardenien, Orchis und weißen Rosen, den man in Paris nur auftreiben konnte, in einem großen Blumenladen am Madeleine-Boulevard und schickte ihn seiner Cousine als Ersatz für das verdorbene Bouquet. Alles recapitulirt er. Seinen ersten Besuch in der Avenue Labédoyère — den Besuch, bei dem Truyn nicht zu Hause war und Gabrielle nicht zum Vorschein kam, und Zinka, die ihm bisher fremd gewesen, ihn empfing. Es war in Oesterreich viel raisonnirt worden über seines Onkels zweite Heirath, und Oswald hatte eine große Antipathie gegen Zinka

nach Paris mitgebracht. Diese dauerte nicht lange, verwandelte sich sogar bald in die ehrerbietigste Zuneigung.

Und dann das erste kleine Diner — ein ganz kleines Diner (um sich kennen zu lernen, hatte Truyn gesagt), streng en famille, keine fremde Dame, nur Oswald und Siegburg. Der hell erleuchtete Tisch mit seinem graziösen Blumenbesatz und seinem lustigen Krystall- und Silbergefunkel inmitten des braun düstern Speisezimmers, die zarten blonden Köpfchen und hellen Gestalten der beiden Damen, die sich so anmuthig gegen den golddurchschimmerten Bronzeton der alten Ledertapeten abhoben, Truyn's väterliche Herzlichkeit und Zinka's freundliche Neckerei — ihm war's, als hätte er nie einer reizenderen Mahlzeit beigewohnt.

Gabrielle freilich hielt sich sehr steif. Sie hatte ihm sein verspätetes Erscheinen in der Avenue Labédoyère gründlich übel genommen und seine prachtvolle Blumenspende kaum beachtet. Sie plauderte beständig mit Siegburg, der unausstehlich amüsant war, und Oswald von Zeit zu Zeit aus lustig spöttischen Augen über den Tisch hinüber anblitzte. Man war soeben mit dem Spargel beschäftigt, als es ihm einfiel, Gabrielle zu fragen:

„Wissen Sie, wer der höflichste Mann in Paris ist, Gräfin Gabrielle?“

„Nein, wie sollte ich.“

„Ihr liebenswürdiger Vetter dort,“ sagte der Secretär.

„Wirklich!“ bemerkte Gabrielle mit einer wunderbar skeptischen Intonation und legte zugleich das Köpfchen ein wenig auf die Seite, nach Art hübscher Frauen, wenn sie sich der Unbequemlichkeit des Spargelessens unterziehen.

„Ja, er ruft sogar seinem Pferd „pardon“ zu, wenn er es mit den Sporen streift.“

„Ah! Er verschwendet offenbar seine ganze Courtoisie auf Pferde,“ sagte Gabrielle spitz.

„In dem Fall, von dem ich rede, war er seinem Pferde immerhin eine kleine Höflichkeit schuldig; das arme Thier wußte nicht recht, wie es zu dem Sporenstich kam. Lodrin sieht nämlich bei dem Wettrennen neulich eine Dame, deren Anblick ihn derart electrisirt, daß er sich auf seinem Pferde umdreht, ja positiv umdreht, und bei dieser kühnen Bewegung ritzt er dem armen Thiere mit dem Sporn die Haut vom Leib'.“

„Ah, darf man erfahren, wer denn diese merkwürdige Dame war?“ warf Gabrielle hin.

„Jella! Seit wann stellst denn Du jungen Herrn Gewissensfragen?“ bemerkte Truyn staunend.

Sie erröthete bis in die Schläfen hinein. — Oswald aber sagte, ihr fest in die Augen blickend, mit großer Gelassenheit, „gewiß — die Gräfin Gabrielle Truyn war's.“

Sie biß sich zornig die Lippen.

„Geschieht Dir recht,“ sagte Truyn lächelnd, „warum frägst Du Sachen, die Dich nichts angehen. Uebrigens ist der Witz ein bißchen alt, Ossi.“

„Einen Witz hätte ich mir nicht erlaubt; ich habe die lauterste Wahrheit

gesagt," betheuerte Oswald, der, angesichts der unverkennbaren Aufgeregtheit des jungen Mädchens seine ganze Ruhe wiedergefunden hatte.

„Man hat nicht immer das Recht, die Wahrheit zu sagen," murmelte Gabrielle mit jener beinahe plumpen Schnippischheit, zu der sich die wohlerzogensten jungen Damen hinreißen lassen, wenn sie sich darüber ärgern, daß ihnen das Herz zu laut klopft.

„So, nicht einmal, wenn man gefragt wird!" gab Oswald sehr ruhig zurück und Truyn machte das verdrießliche Gesicht, welches zärtliche Papas machen, wenn das Benehmen ihrer Töchter nicht ganz ihrem väterlichen Ehrgeiz entspricht, und Zinka unterbrach das Geplänkel der beiden jungen Leute mit einer Frage über das neueste Stück im Vaudeville, das Gabrielle zu sehen wünschte und von dem Zinka nicht wußte, ob es passend sei.

Um Gabrielle kümmerte sich Oswald nicht mehr. Dafür aber plauderte er mit Zinka. Fast eine Stunde lang saß er mit ihr neben dem Kamin und unterhielt sich vortrefflich. Sie hatte eine allerliebste Art zuzuhören, seine Bemerkungen durch ein stummes Lächeln zu bekräftigen und ihn, ohne jegliche directe Frage an ihn zu richten, zu allerhand kleinen Mittheilungen aufzumuntern.

Als er sich später fragte, welch' besonders interessantes Thema er mit ihr abgehandelt, merkte er erst, daß sie ihn nur über sich hatte reden lassen; daß er ihr von seinem Leben Alles erzählt, was ein junger Mann einer jungen Frau erzählen kann, die er zum zweiten Male sieht.

Sie horchte aufmerksam und als er sich dann später verabschiedete, war sie beinahe herzlich geworden. „Nun das Eis gebrochen, werden wir Sie hoffentlich öfters sehen. Apropos, morgen ist unser Tag in der Oper, wenn Sie gerade nichts Anderes vor-, und die „Jüdin" nicht bereits zu oft gehört haben . . ."

— — —

Die hübsche, zagende, hoffende, jauchzende, verzweifelnde Zeit, die nun anging! Wie Gabrielle's Groll langsam schwand, dann ruckweise, ohne jedweden vernünftigen Grund, wiederkehrte; wie ihr eigenthümliches Wesen beständig zwischen naiver Innigkeit und herbem Stolz wechselte, wie sie manchen Tag Alles schief auffaßte, und sich dann plötzlich durch ein einziges herzliches Wort besänftigen ließ!

Und die Quadrillen, in denen sie Alles verkehrt tanzten, und ihre vis-à-vis, nachsichtig lächelnd die Confusion über sich ergehen ließen, und dann . . . der Cotillon auf dem Ball bei der Gräfin Crecy, in dem hübschen kleinen Hôtel der Rue St. Dominique — der Cotillon, bei dem Gabrielle gefeiert wurde wie eine kleine Königin, und als ihr von den Dekorationen, die sie zu vertheilen hatte, nur noch eine übrig blieb, wie sie plötzlich verlegen wurde und bald den Cotillonorden, bald ihren Vetter ansah und immer unschlüssiger zu werden schien, bis er endlich einen Schritt entgegen trat und ihr zuflüsterte: „Nun Gabrielle, bekomm' ich das goldne Vließ oder nicht?"

Das war zwei Tage vor der Verlobung gewesen. Bis er dereinst begraben würde, wollte er den Orden auf der Brust tragen und keinen andern!

Im Ganzen nicht sehr schreibseliger Natur, hatte er doch ein Tagebuch geführt in Paris. Die Anfangsseiten hatte er längst herausgerissen und der Inhalt

reichte jetzt genau vom ersten Begegnen bis zu dem ersten Kuß. Nach der Hochzeit sollte das Buch versiegelt werden, und sein Aeltester es zu seinem einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt bekommen . . .

Während Oswald also mit den Flügeln der Verliebten, für die es keine Grenze mehr zwischen Himmel und Erde gibt, zwischen Zukunft und Vergangenheit hin- und herschwebend, bald von seiner Braut schwärmt, bald Vorbereitungen für sein Begräbniß und den einundzwanzigsten Geburtstag seines ältesten Sohnes trifft, blickt Georges, der indessen sein Frühstück beendet hat, sinnend den phantastisch verschlungenen Rauchwolken nach, die er seinem Tschibuck entlockt. Wie endlich Oswald träumerisch verstummt, benützt er die Gelegenheit, um folgende tiefe Bemerkung zu machen: „Das Leben in Paris ist sehr theuer!“ Er muß diesen glänzenden Aphorismus zweimal wiederholen, ehe Oswald ihn hört. Dann, ihn muthwillig anblinzelnd, langt Oswald in seine Tasche. „Willst Du den Schlüssel haben, Georges?“ frägt er, dem Vetter denselben reichend.

„Nein,“ erwidert Georges, die Hand Oswald's sammt dem Schlüssel in die seine nehmend, und auf die Tischplatte niederdrückend, „nein, lieber Freund, danke bestens. Erinnerst Du Dich etwa dessen, was Montaigne über le plaisir de la malaisance sagt?“

„Montaigne? . . . ich bin nicht sehr intim mit dem alten Herrn,“ erwidert Oswald lachend; „wie kommst denn übrigens Du zu der Bekanntschaft?“

„Siehst Du, mein Lieber, es hat Zeiten gegeben, wo mir die Mittel fehlten, mich standesgemäß zu unterhalten, und da verlegte ich mich — faute de mieux — auf die Lectüre. Aber — um auf plaisirs de la malaisance zurückzukommen, Montaigne beweist so klar, wie zweimal zwei ist vier, daß es keine Diebe geben würde, wenn es keine Schlösser gäbe! Nun . . . hm . .! Das Eine ist gewiß: seitdem mir Dein Portemonnaie offen steht, fühle ich nicht mehr die geringste Lust, hinein zu greifen. Weißt Du, daß ich mich Dir in diesen paar Wochen sehr attachirt habe, Ossi? . . . Wirf den Pfeffer nicht um,“ schaltet er, da Oswald ihm rasch und freundlich die Hand entgegenstreckt, mit linkischer Nüchternheit ein. — „Ja, sehr, mit einem Wort, Du hast eine gründliche Umwandlung in mir zu Stande gebracht. Ich hätte Lust, mit Dir nach Böhmen zurückzureisen, vielleicht findest Du dort etwas für mich zu thun. Nähmst Du mich mit nach Böhmen?“ —

„Mit dem größten Vergnügen, Georges!“

„Ueberlege es Dir noch ein wenig; was wird denn Deine Mutter sagen, wenn Du ihr einen so ungebetenen Gast ins Haus bringst?“

„Mein lieber Georges, wenn ich meiner Mutter den Karl Marx ins Haus brächte . . . oder . . .“ doch spricht er nicht aus, da in dem Moment sein Jäger auf einem Präsentirteller Zeitungen und Briefe herein bringt.

VI.

Ein paar Einladungskarten, die er nach flüchtiger Besichtigung in den Spiegelrahmen steckt, — zwei österreichische Blätter — drei Briefe aus Oesterreich, einer mit einer großen festen Schrift adressirt, den er sogleich mit einem freudigen Lächeln und dem Ausruf: „von Mama! . . . endlich . . .“ erbricht.

„Bin sehr neugierig, was sie zu meiner Verlobung sagt — war schon ganz besorgt — sie schrieb so lange nicht."

Aber das glänzende Licht in seinen Augen erlischt, er runzelt die Stirn, zerknittert den Brief zornig, stützt den Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hand. „Das hätte ich nicht für möglich gehalten," murmelte er.

„Ist Deine Mutter nicht zufrieden?" frägt Georges.

„Zufrieden . . ." grollt Oswald — „zufrieden . .! einwenden kann sie beim besten Willen nichts, aber sie freut sich nicht mit mir. Da lies" — — „Liebes Kind! Ich bin mit Allem einverstanden, was Dich glücklich macht, und wünsche Dir und Deiner Braut, deren ich mich übrigens noch sehr gut, als eines reizenden kleinen Mädchens erinnere, allen Segen —"

„Nun, was verlangst Du mehr?" sagt Georges die Brauen in die Höhe ziehend.

„Was verlang' ich mehr?" schreit Oswald beinah' — „was verlang' ich mehr . . . ja . . . ich bin eben nicht gewöhnt, von meiner Mutter mit solchen conventionellen Phrasen abgespeist zu werden!"

„Lebst Du mit Deiner Mutter auf sehr gutem Fuß?" frägt Georges, ohne ihn anzusehn und mit der Hand mechanisch ein paar Brosamen auf dem Tischtuch hin- und herstreifend.

Oswald macht seine Augen weit auf — — „ich mit meiner Mutter? — Ja, was fällt Dir denn eigentlich ein?"

Georges bleibt die Antwort schuldig. Er erinnert sich dessen genau, daß damals, eh' er noch sein Vaterland verlassen, die Gräfin Lodrin gegen ihr reizendes Söhnchen nichts weniger als zärtlich, ja, daß sie so recht die vornehme Mama war, wie man sie in Romanen zu schildern pflegt und wie sie zum Glück im Leben nicht häufig vorkommt. Doch findet er unnütz, dies dem Vetter ins Gedächtniß zurückzurufen.

Oswald hat sich indes ein wenig besänftigt. „Arme, unvernünftige Mutter," murmelt er vor sich hin — „fällt ihr's so schwer, mich aufzugeben . . . sie hat eben in ihrem ganzen Leben nichts Anderes gehabt als mich! Nun, wir werden schon fertig werden mit einander. Ach Georges . . . Georges! es ist doch bös eingerichtet im Leben, daß man so oft dem Einen etwas nehmen muß, um es dem Andern geben zu können! . . . ich hoff' nur, daß der Brief meiner Mutter an meine Braut besser ausgefallen ist! — Ach! da sind ja noch zwei Episteln" und ziemlich mißmuthig greift er nach den zwei andern, nüchtern geschäftlich aussehenden Schreiben, liest eines nach dem andern, vergleicht sie dann mit einander, wirft beide Briefe auf den Tisch und beginnt, sehr blaß, mit sehr rothen Lippen und lodernden Augen auf- und abzugehen, wobei er sich mit den Händen von Zeit zu Zeit zornig über die Schläfen fährt. „Immer alles Unangenehme auf einmal, immer . . ." stößt er hervor.

Georges, welcher die vulkanische Organisation des Vetters kennt, beobachtet seine Aufregung mit lachender Kaltblütigkeit. „Arbeitet der Vesuv wieder einmal," sagt er gutmüthig — „um was handelt es sich denn, Kind Gottes?"

„Siegl ist ein Esel!" ruft Oswald zornig.

„Hm! und nebenbei ist er Dein Wirthschaftsrath?"

„Ja.“

„Also es handelt sich um eine Geschäftssache?“

„Nein!“ stößt Oswald finster hervor — „um eine Ehrensache. Es handelt sich darum, daß ich gezwungen bin, mein Wort zu brechen — voilà tout! Aber ich begreife Siegl nicht, er mußte doch wissen . . .“ Plötzlich schließt er seinen Secretär auf, kramt mit nervöser Hast in einem Wust von Briefen, findet endlich einen eng beschriebenen Quartbogen, durchliest ihn aufmerksam, wird sehr still, und sagt dann, sich Georges gegenüber an den noch immer nicht abgedeckten Frühstückstisch setzend: „ich bin im Unrecht — ich bin schuld.“

„Erkläre Dich doch endlich,“ sagt Georges; „mein Rath und meine Erfahrungen stehen Dir zu Gebot.“

„Die Sache ist einfach genug. Eh' ich von Hause abreiste, stellte ich an Siegl eine Vollmacht aus, damit er während meiner Abwesenheit ein damals schwebendes Geschäft abschließen könne. Es handelte sich um den Verkauf von ein paar dummen Baugründen bei W . . . In Bezug auf praktischen Geschäftssinn kann ich mich vollständig auf ihn verlassen. Nun erhalte ich neulich von ihm diesen Brief, in dem er noch einmal anfrägt, ob ich mit dem Abschluß des Geschäfts unter den Bedingungen einverstanden sei . . . Am Ende des Briefes bittet er mich, im gegebenen Fall zu telegraphiren. Er hat eine Schrift wie eine Katze, und einen labyrinthischen Phrasenstil . . . bah . . . und . . . ich eilte gerade in die Avenue Labédoyère, ich sollte mit Gabrielle in das Bois reiten . . . kurz . . . ich fliege den Brief nur so durch, merke gar nicht, daß es sich noch um einen zweiten, viel wichtigeren Verkauf handelt, und telegraphire: „mit Allem einverstanden, thun Sie, was Sie wollen.“

„Eh bien!“

Oswald räuspert sich. „Du erinnerst Dich vielleicht noch des Dr. Schmitt. Er war unser Hausarzt, ein Ehrenmann, wenn's je einen gegeben hat, mein Vater hielt sehr große Stücke auf ihn. Nun, er hatte ein Gut von uns in Pacht, Kanitz — es bildet eine Enclave in den Schneeburg'schen Gründen. Nach dem Tode des alten Herrn übernahm sein Sohn den Pacht — ein sehr anständiger Mensch, wir dienten im selben Regiment unser Freiwilligenjahr ab. Er heirathet und gründet seine ganze Existenz auf den Pacht, der in drei Jahren zu Ende geht. Vor seiner Hochzeit präsentirt er sich noch bei mir, um mich zu fragen, ob er auf die Verlängerung des Pachtes zählen könne. Natürlich versprach ich's ihm, und nahm ihm damit einen Stein vom Herzen. Und jetzt hat Siegl das Gut um einen sehr schönen Preis an Capriani — er ist noch stolz auf das Geschäft — verkauft, Dank meines Leichtsinns, Dank dessen, daß es mir zu langweilig war, seine geschraubte Epistel durchzulesen und . . . und der junge Schmitt . . . armer Teufel! — ist außer sich — schreibt mir diesen Brief! . . Ich begreife den Siegl nicht, er hätte mich doch noch ein zweites Mal fragen sollen, er kennt mich doch, er mußte wissen, daß so Etwas nicht in meinen Absichten liegen konnte . . .! Aber so sind meine Beamten alle! Wenn sie um ein paar Gulden Profit, den sie für mich erzielen, den Leuten das Fell über die Ohren ziehen, so brüsten sie sich dann noch mir gegenüber mit ihren Verdiensten. Keiner begreift, daß mir an der Vermehrung meiner Renten blitzwenig liegt; mir liegt

daran, so vielen Menschen, als es eben in meiner schwachen Macht steht, ihre Existenz zu erleichtern!"

„Wie alt bist Du, Ossi?" frägt Georges, einen eigenthümlich forschenden Blick auf seinen Vetter heftend.

„Sechsundzwanzig Anfang August. Was bringt Dich auf mein Alter?"

„Deine idealistische Lebensauffassung, Kind! Menschen und Ameisen kommen beide mit Flügeln auf die Welt, aber beide streifen die Flügel ab im Kampf ums Dasein, — die Menschen gewöhnlich vor dem vierundzwanzigsten Jahr."

„Ueberwundener Standpunkt," gibt Oswald zurück — „die geflügelten Ameisen verlieren ihre Flügel nicht — sie sterben nur jung."

Schon wieder hat er sich in das Studium der mißliebigen Briefe versenkt, — „ich kann diesmal dem Siegl keine Schuld geben, beim besten Willen nicht . . . ich hab' gefehlt! 's ist zum Rasendwerden!"

„Ich begreife, daß Dir die Sache gegen den Strich geht, aber . . . nun, Du mußt Schmitt eben durch einen andern Pacht entschädigen."

„Das verstünde sich von selbst, macht aber die Sache nicht gut," grollt Oswald — „er hängt an Kanitz, ist dort geboren, seine Eltern liegen dort begraben in einem hübschen kleinen Kirchhof, am Waldrand neben dem Holtitzer Bach. Er pflegt die Gräber selbst, — wie Blumenbeete sehen sie aus. Und seine Frau! — ich machte ihr vorigen Herbst meinen Besuch — ein liebes, schüchternes kleines Ding ist sie, sah mich aus ihren großen Augen an, als ob ich der leibhaftige Herrgott wäre. 'S liegt noch so viel altmodisch Inniges, eine so poetische Genügsamkeit in dem Treiben! Ja! auf wen sollen wir denn zählen können, wenn wir die Anhänglichkeit von solchen Leuten mit Füßen treten wollen? — Kanitz muß Schmitt bleiben . . . und wenn ich es auch um das Doppelte zurückkaufen sollte!"

„Mein Lieber, mit Geld wirst Du Capriani gegenüber nichts ausrichten", bemerkt Georges ruhig — „doch bin ich von Einem überzeugt: er wird sich mit euch Allen gutstellen wollen. Wenn Du ihn persönlich darum angehst, so wird er keinen Anstand nehmen, die Sache rückgängig zu machen. Wenn Dir wirklich so viel an der Geschichte liegt, so mache Capriani einen Besuch und . . ."

Da aber wirft Oswald zornig den Kopf zurück. „Persönlich verhandeln soll ich mit dem Menschen — nein . . . im äußersten Falle freilich . . . aber es muß doch noch einen juristischen Ausweg geben. Das ist Sache unserer Vertreter . . . Ça! Bereits ein Viertel vor Zwölf und ich frühstücke bei Truyn's."

„Da mußt Du Dich beeilen. Kann ich vielleicht irgend Etwas für Dich besorgen?"

Oswald tritt an seinen Schreibtisch, wirft in einer großen kecken Schrift ein paar Worte auf einen Briefbogen hin — „bitte, sieh' zu, daß das Telegramm an Schmitt sogleich abgeht, und dann noch Etwas, . . . wenn's Dir nicht zu lästig ist, könntest Du ein paar Visitenkarten für mich abgeben, — da liegen die Karten, die Liste ist dabei. Mach' Dir übrigens keine Ungelegenheiten . . . nur dort, wo Du zufällig vorüber gehst . . . Adieu Alter . . . es bleibt doch dabei, wir reisen zusammen."

„Brausekopf!“ murmelte Georges, nachdem sich die Thüre hinter seinem Vetter geschlossen — „Nun! . . . ich gönn' ihm den Platz, auf dem er steht, er füllt ihn gut aus.“

VII.

Wenn Oswald Lodrin als die ritterlichste Verkörperung des altmodischen „noblesse oblige-“Princips hätte gelten können, so war Georges im Gegentheil die Personification jenes heutzutage viel gangbareren Grundsatzes: „noblesse permet“.

Den seit Jahrhunderten aufgestapelten Lodrin'schen Familiencredit hatte er dahin ausgenützt, seine tollsten Streiche zu decken. Dabei freilich hatte er den Credit nie überschritten und nie durch irgend eine seiner zahlreichen excentrischen Handlungen eine Schranke zwischen sich und seiner Kaste aufgerichtet. Er war aufgewachsen in der grollenden Ueberzeugung, daß Graf Hugo Lodrin, der ältere Bruder seines Vaters, ein schweres Unrecht an ihm begangen, und dieses Unrecht war die Verbindung, welche der bereits bejahrte Mann mit der schönen Prinzessin Wjera Zinsenburg geschlossen.

Georges hatte damals kaum acht Jahre gezählt, aber er erinnerte sich sein Lebelang sehr gut dessen, wie schlecht sein Vater, der seit Jahren auf das Erbe des Lodrin'schen Majorats für sich und seine Nachkommenschaft mit Bestimmtheit rechnend, in sorglosester Verschwendung dahin gelebt hatte, die Nachricht von der Verlobung aufgenommen, wie schlecht er auf Wjera Zinsenburg zu sprechen war.

Einen kindischen, nichtsdestoweniger sehr vehementen Haß gegen seine Tante und später auch gegen seinen Vetter im Herzen, wuchs er auf.

Der Haß gegen die Tante wuchs mit ihm — aber der Haß gegen das Kind? . . .

Es war gar zu schwer, diesem herzigen und hilflosen kleinen Vetter mit den großen schwarzen Augen und dem trotzigen dunkelrothen Mündchen gram zu bleiben.

Und während der Sommerferien, die er alljährlich mit seinem Vater in Tornow verbrachte, schloß er Freundschaft mit dem kleinen Wicht. —

Die Freundschaft dauerte lange. Als erwachsener Husarenofficier, bereits gänzlich verwaist, beständig in Geldschwierigkeiten, erhielt Georges eines Tages einen Brief, wo, auf von Ossi offenbar selbst und zwar sehr schief gezogenen Bleilinien in ungeheuern, unbeholfenen Buchstaben geschrieben stand:

„Lieber Georges!

Papa sagt, Du brauchst Geld, ich brauche keins, da hast Du mein Taschengeld, und bis ich groß bin, bekommst Du mehr. Die Esel sind weggegeben worden, Papa hat sich auf den Hansl geärgert, weil er mich gebissen hat. Jetzt muß er Sand führen für den Gärtner aus Strafe. Ich habe jetzt Ponies, sie sind sehr hübsch und ich reite alle Tage. Ich kann's schon ganz gut, und fürchte mich gar nicht, aber ich streichle den Hansl noch immer, wenn ich ihn seh', und ich glaub' er schämt sich. Dein Ossi.“ — —

Ja, er brauchte Geld — viel Geld. Sein Vater hatte ihm so gut wie nichts

hinterlassen, und die schmale Apanage, welche sein Onkel ihm immer mit guten Lehren gewürzt, auszahlte, genügte keineswegs.

Der Onkel zahlte sie ihm unter der Bedingung, daß er sich von den Husaren zu den Dragonern, die als schwere Cavallerie für etwas solider gelten, transferiren lassen solle. Georges brauchte bei den Dragonern nicht weniger als bei den Husaren. Dann kamen noch Weibergeschichten, Verdrießlichkeiten mit seinem Obersten, Duelle ... Er quittirte mit Charakter und zum allgemeinen Bedauern des ganzen Officiercorps. Noch einmal, aber wie er ihm feierlich verkündete, zum letzten Mal, zahlte ihm der Onkel seine Schulden. Da er sich aber mit seinen Geldangelegenheiten nicht weiter einzulassen wünschte, so fertigte er ihn mit einer bedeutenden Summe ein für allemal ab.

Wie sehr es ihm um seine Besserung zu thun war, bewies Georges sogleich nach der Regelung seiner Verhältnisse dadurch, daß er mit einer stumpfnasigen Pariser Coupletsängerin nach Paris reiste. Dies gab ihm in den Augen des sittenstrengen und bigotten Grafen den Todesstoß. Seine Briefe blieben seitdem von dem alten Herrn uneröffnet — Georges verschwand vom Schauplatz. Die Sage ging, er habe, nachdem er in Californien umsonst Gold zu graben versucht, in einem Circus Schule geritten. Die Sage erzählte auch, er habe in einem Wirthshaus zu Rio Janeiro, mahagonibraune Spanier und ebenholzschwarze Neger als Kellner bedient, und erzählte überdies, er sei in New-York Omnibuskutscher gewesen — letzteres galt für verbürgt. Doch hatte er all' seinen aus pecuniären Unbequemlichkeiten entspringenden Unternehmungen stets den Stempel spontaner Excentricität aufzudrücken gewußt.

Als Oswald majorenn geworden, erhielt er eines Tages einen Brief seines Vetters, in dem dieser, sich auf die alte Jugendfreundschaft berufend, eine genaue Beschreibung seiner Lage vorbrachte. Außerordentlich gutherzig, und von seinen Familienoberhauptspflichten mit jugendlichem Ernst erfüllt, zögerte Oswald keinen Augenblick, die Verhältnisse des Vetters zu ordnen und ihm eine standesgemäße Rente auszusetzen.

Und so war Georges in seine alten Gewohnheiten und Umgangskreise zurückgekehrt, phlegmatisch lächelnd, ohne besondere Freude oder auch nur das allergeringste Staunen über den Umschwung der Dinge an den Tag zu legen. Die aufrichtige Freundschaft, mit welcher er sich nunmehr dem erwachsenen Vetter angeschlossen, den er als Kind tändelnd verwöhnt, hatte seinen alten Groll gegen das Schicksal getilgt.

VIII.

Ein kleines verschlafenes Provinzstädtchen, das sich in ehrerbietiger Entfernung um ein sehr großes Schloß gruppirt, an dessen Thurm die Uhr seit zwanzig Jahren stehen geblieben ist — ein holpriger Marktplatz ohne Pflaster, aber reichlich mit spitzigen Steinen gespickt, spießbürgerlich altmodische Häuser mit großen Mansardendächern und kleinen Fenstern und hie und da einem halbverwischten Muttergottesbild über dem Thorbogen, ein Kaufmannsladen, der, zugleich Post und Tabaktrafik, an der Thüre mit einem Kranz von hölzernen Citronen und Pomeranzen und dem kaiserlichen Doppeladler verziert ist, in der

einen Ecke ein hochaufgethürmter und mit einem schwarzen Wachstuch überspannter Fuhrmannskarren, eine Schmiede, in deren schwarzen Schlund ein rother Funkenregen herumsprüht, schräg gegenüber ein Wirthshaus, das „zum goldenen Löwen“ heißt, und aus dessen niedriger Durchfahrt ein Kellner mit einem fleckigen Frack und nackten rothen Füßen in vertretenen Lederschuhen zu der Schmiede hinüberspäht, vor der sich eine kleine Menge pudelnasser Gassenbuben um zwei Blutpferde und einen englisch zugestutzten Groom versammelt hat: das ist Rautschin — Rautschin an einem düsteren Mai-Nachmittage bei strömendem Regen, mit Donner und Blitz im Hintergrunde.

Etwas abseits von den gaffenden Gassenbuben geht ein junger Mann längs der Häuserreihe auf und nieder; sein rascher ungeduldiger Schritt verräth den Menschen, der durch einen unliebsamen Zufall aufgehalten und jeglichen Wartens ungewohnt ist.

In schönen, regelmäßigen, grauen Schnüren tropft der Regen vom Himmel herab. Immer schneller, immer dichter fällt er. Die Cigarre des jungen Mannes verglimmt, ihn friert; verdrießlich tritt er, an dem unappetitlichen Kellner vorbei, in das Wirthshaus.

Die Stube, in welche er flüchtet, ist groß und niedrig, mit grell blauen Wänden und verräuchertem Plafond; Vorhänge aus schlaffem graulasirten Mousselin, der an die Schleppen von alten Ballkleidern erinnert, verschleiern die Fenster, in denen bunte Glasampeln hängen und Reseda, Cactus und Katzenkraut aus gemalten Porzellantöpfen hervorgrünen. Das Mobiliar besteht aus den in Oelfarbendruck ausgeführten Porträts des Kaiserpaares, aus gelblackirten Stühlen, aus Tischen mit grünen Platten und aus Spucknäpfen.

An einem der Tische sitzen drei Stammgäste, von denen der Eine eine Cither stimmt, während die beiden Anderen unangenehm riechende Cigarren rauchen und Bier aus grünlichen Henkelgläsern trinken. In eifriges Gespräch vertieft merkt Keiner von ihnen auf den Eintritt des Fremden, der sich, fast als ob er lästiges Aufsehen zu erregen vermeiden möchte, mit dem Rücken gegen die Gruppe in einen finstern Winkel setzt.

„'s sind schon wieder ein paar Fourgons mit allerhand Luxusgegenständen in Schneeburg angelangt,“ bemerkt einer aus dem Trio, ein junger Mann mit röthlichem Haar und unheimlicher Körperlänge. Er ist Conceptspraktikant, heißt Wenzl Wostraschil, wird in der Intimität aber meist nur „das Tageblatt“ genannt und zwar der Unmenge sensationeller Nachrichten halber, welche er beständig zum Besten gibt. „Der Graf Capriani . . .“

„Ich weiß von keinem Grafen Capriani,“ unterbricht ihn ein alter Herr mit rothem Gesicht und weißem Haar, — Doctor Swoboda, seines Zeichens Bezirksarzt, seiner Gesinnung nach ebenso streng conservativ, als es Graf Truyn, kurz nachdem er seine sociale Objektivität durch seine Heirath mit einem bürgerlichen Mädchen ein für allemal documentirt hatte, geworden ist — „ich weiß von keinem Grafen Capriani — Sie wollen vielleicht sagen: Conte!“

„Das ist wohl dasselbe,“ sagt der Citherspieler.

„Vielleicht im Dictionär,“ erwidert ihm hierauf sarkastisch der alte Doctor.

„Für mich sind die beiden Titel synonym,“ sagt Herr Cibulka. Hiermit

zieht er den Stimmschlüssel aus seiner Cither heraus, und beginnt den „Tyroler und sein Kind" vorzutragen, wobei er mit geschlossenem Mund halb vor sich hin singt, halb ächzt und mit seinen großen dicken Händen die Bewegungen eines Menschen macht, der Etwas zu fassen versucht, was er nicht festzuhalten vermag.

Herr Cibulka — dieser volltönende slavische Name bedeutet im Böhmischen Zwiebelchen — Eugène Alexander Cibulka, — nota bene, er pflegte bei seiner Unterschrift immer nur ein ganz kleines Cibulka hinter ein sehr großes Eugène Alexander hinzukritzeln, — Bezirksgerichtsadjunkt, nebstbei Schöngeist und Lovelace, ist der Pionier der Cultur in dem kleinen, verschlafen hinduselnden Städtchen. Er ist ein großer, zum Dickwerden inklinirender junger Mann, mit ungewöhnlich üppigem Bart- und Haarwuchs und mit der schlaffen glänzenden Haut eines Menschen, der sich sein Lebtag von billigen Leckerbissen genährt hat.

Offenbar sehr mit seiner äußeren Person beschäftigt, kleidet er sich, wie er es nennt, „einfach, aber geschmackvoll"; er zieht seine Manschetten immer über die Knöchel herunter und trägt mit Vorliebe einen gelbbraunen Sammtrock mit ciselirten Bronzeknöpfen. Er bildet sich ein, auszusehen wie der fliegende Holländer oder zum wenigsten wie der Räuber Jaromir. In Wirklichkeit aber sieht er aus wie eine Reclame für „die einzig probate Bartzwiebelessenz". Bei den Damen von Rautschin gilt er für unwiderstehlich und für fabelhaft gebildet. Er urtheilt über Alles ab — über Musik, Literatur und Politik. Besonders in Beziehung auf Politik leistet er Großes, und hält bei jeder passenden Gelegenheit Reden, in denen er mit bewunderungswürdiger Energie Gefahren bekämpft, vor denen sich Niemand mehr fürchtet. Welcher Partei er eigentlich angehört, ist noch nicht entschieden. Aber, da er den Clerus verfolgt, den Adel haßt, und „die niederen Classen" verachtet, in Folge dessen kerzengerade auf dem schmalen Treppelweg seiner subjectiven Eitelkeiten und socialen Bestrebungen weiter wandelt, wird er sich wohl für einen Liberalen halten. Sein Onkel arbeitet im Ministerium, und er träumt von einem Portefeuille.

Der Rothhaarige hat indessen gleichgültig sein Bierglas gefaßt. „Also Graf oder Conte, wie es Ihnen beliebt," sagt er den streitigen Punkt übergehend, dabei setzt er sein Henkelglas auf ein unappetitliches braunes Filztäfelchen nieder. „Jedenfalls muß er sehr ‚fein' gewohnt sein, denn er soll sich geäußert haben, daß für einen, mit modernem Comfort vertrauten Menschen Schneeburg in dem Zustand, in welchem der Graf Malzin darin gelebt, nicht bewohnbar sei. In Folge dessen wird Alles von Grund aus neu hergerichtet. Colossal! was diese neuen Geldriesen Alles leisten — die Welt gehört ihnen!"

„Leider, und unsere armen Herrschaften gehen zu Grunde," seufzte der alte Doctor, dessen platonische Liebe für den Adel der ebenso platonischen Liebe des Rothkopfs für das Geld beiläufig die Wage hält. „Außer den paar großen Fideicommiß-Inhabern werden sie sich bald neben der Finanz nicht mehr halten können."

„Das Fideicommiß kann auch nicht mehr lange bestehen, es ist ein nationalökonomisches Hinderniß des Fortschritts ... Mein Onkel im Ministerium ..." beginnt Eugène Alexander mit einer dumpfen Baßstimme, der man es anmerkt,

daß sie bei ästhetischen Kränzchen „den Abendstern“ mit gefühlvollem Gaumenansatz vorzutragen versteht.

„Verschonen Sie mich doch endlich einmal mit Ihrem Onkel im Ministerium,“ unterbricht ihn Dr. Swoboda ingrimmig.

„Das Fideicommiß muß aufgehoben werden,“ sagt Herr Cibulka, wie Jemand anderer sagen würde, die neue Straße muß gebaut werden.

„Haben Sie schon wieder Ihre liberalen Siebenmeilenstiefel an?“ erwidert ihm Swoboda — „wie Sie in die Zukunft hinein marschiren! Na, Sie glauben offenbar, daß, wenn heut' oder morgen das Fideicommiß aufgehoben, das „nationalökonomische Hinderniß des Fortschritts“ aus dem Wege geräumt wäre, daß verschiedentliche Parcellen von Tornow und Rautschin in Ihre oder in die Taschen Ihrer zu hoffenden Kinder spazieren würden? Sie irren sich, mein Lieber ... irren sich gewaltig! Gott bewahre! Die Finanz würde den Länderbesitz verschlingen. Das hätten Sie davon, weiter nichts. Die Herrschaft des Geldes wäre gesichert!“

„Am liebsten wäre mir freilich die Herrschaft des Geistes!“ docirt Eugène Alexander.

„Ah! Sie glauben wahrscheinlich, daß Sie an der participiren würden?“ brummt der alte Doctor vor sich hin.

Ohne diese perfide Bemerkung zu beachten, fährt Eugène Alexander fort: „Die Herrschaft des Geldes, des individuellen Verdienstes ist immerhin berechtigter, als die Herrschaft des alten verknöcherten Vorurtheils.“

„So ... nun sagen Sie doch aufrichtig,“ meint der Doctor, „glauben Sie wirklich, daß die Massen, die, welche thatsächlich und nicht durch ihre Einbildungskraft leiden, — glauben Sie, daß das Volk dadurch gewinnen würde?“

„Jedenfalls würde ein neuer frischer Zug die Cultur beleben — die raschere Circulation des Capitals ...“ beginnt Cibulka.

„Lassen Sie mich doch aus,“ unterbrach ihn der Doctor ... „Circulation des Capitals!.. Das Geld eines Financiers circulirt in seine Tasche hinein, aber aus seiner Tasche heraus circulirt es nicht, höchstens manchmal auf der Börse. Die Kunst des Geldausgebens geht nicht Hand in Hand mit der Kunst des Gelderwerbens — und mich stimmt Weniges auf der Welt heiterer, als der Anblick eines Millionärs, der, nachdem er sich mit Ostentation vom Geschäft zurückgezogen hat, jetzt desperat vor seinem Geldhaufen sitzt, mit dem er nichts anzufangen weiß, und melancholisch wird, weil ihm die einzige Beschäftigung, die ihn freut, das Geldverdienen, nicht mehr standesgemäß vorkommt.“

„Bei dem Conte Capriani kann man nicht sagen, daß er sein Geld nicht auszugeben versteht,“ behauptet das rothhaarige Tageblatt, — „mit einem Aufwand wird Alles hergerichtet, die Zimmer mit silberdurchäderter Seide tapezirt, faustdicke Teppiche, — und die Kunstgegenstände!... haufenweis kommen die Kisten. Ich bin sehr gut mit dem Schloßverwalter und sehe in Folge dessen Alles, was kommt, eine fürstliche Verschwendung!“ ...

Der Doctor zuckt die Achseln. „Die Verschwendung eines Financiers ist immer eine Demonstration, nie ein natürlicher Erguß. 's ist kein Schwung darin, und gerade Ihr Conte dort imponirt mir gar nicht; auf der einen Seite

wäre er im Stande, sich sein Zimmer mit Tausend-Gulden-Banknoten auskleben zu lassen, auf der anderen Seite knausert er wie ein Geizkragen; fragen Sie nur die Malzin'schen Beamten, von heut' auf morgen hat er sie hinaus gejagt, ohne ihnen fünf Gulden auf den Weg mitzugeben."

„'s war lauter altes, unbrauchbares Gesindel," versetzt Eugène Alexander; „übrigens wäre es die Sache des Grafen Malzin gewesen, für seine Leute zu sorgen."

„Der arme Graf Malzin!" — der Doctor schlägt die Hände über dem Kopf zusammen — „er hat ja gebeten für seine Diener, ich weiß es bestimmt; aber versorgen — wie hat er sie versorgen sollen, er hat seinen eigenen Sohn nicht versorgen können! Wenn ich an unseren armen Grafen Fritz denk'! einen hübscheren, gutmüthigeren, leutseligeren Cavalier hat's auf der Welt kein zweites Mal gegeben! Und wenn ich mir nun sagen muß, daß Schneeburg in fremde Hände gerathen ist, daß Graf Fritz nicht dort residiren wird . . .!"

„O bitte sehr," eifert der Rothkopf, sich wie ein Aal auf seinem Stuhl hin- und herwindend, „bitte sehr, er wird dort residiren in dem kleinen Schweizerhäuschen im Park, in welchem die jungen Herrschaften während der Jagden immer mit Hofmeister und Zeichenlehrer wohnten, um durch den großen Wirrwarr im Schlosse nicht gestört zu sein."

„Entsetzlich!" murmelt der Doctor. „Mich stimmen diese ganzen Schneeburger Verhältnisse zu traurig! Der alte Verwalter hat vor Gram und Sorgen den Typhus bekommen, seine ganze Familie würde zu Grunde gehen, wenn nicht die Gräfin Lodrin sie unterstützte."

„Lassen Sie uns aus mit der Großmuth der Gräfin Lodrin," spöttelt Cibulka — „mit der Großmuth aller Lodrin's. Man muß nur die Einrichtungen auf den Herrschaften kennen. Auf den Lodrin'schen Herrschaften wohnen die Leute in Ställen beisammen wie die Schweine."

Der Fremde, der bis dahin gleichgültig in seinem düsteren Winkel verharrt, und den Kellner, welcher sich mit einer zudringlichen Frage nach seinem Begehr an ihn herandrängt, kurz abgefertigt hat, wendet horchend den Kopf.

„Das kommt mir sehr unwahrscheinlich vor," entgegnet Dr. Swoboda der Behauptung des Adjunkten. „Der junge Graf ist allen seinen Unterthanen gegenüber von einer Freigebigkeit, Leutseligkeit und Rücksicht, die ihres Gleichen sucht. Wenn seinen Leuten dennoch ein Unrecht widerfährt, so geschieht dies ohne sein Vorwissen. Der Graf Oswald ist auch einer aus der alten Schule. Hut ab vor so einem Cavalier!"

„Sie sind und bleiben ein Fürstendiener," sagt Eugène Alexander mit Pathos. „Ich muß sagen, daß ein Mann, der wie Capriani sich durch seine persönlichen Verdienste, seiner Hände Arbeit einen Platz in der Gesellschaft zu erobern gewußt, welcher ihn neben die Höchsten stellt, mir mehr imponirt, als so ein kleiner Graf, dem Alles gleich in die Wiege gelegt wurde."

„Was sprechen Sie von persönlichem Verdienst, von Arbeit . . ." donnert der Doctor — „vom Schwindel ist der Capriani reich geworden . . . vom Börsenschwindel und vom Liebesschwindel. Durch die Frauen hat er sich hinauf gewurmt. Er war früher Arzt, als solcher hat er sich in allerhand vornehme

Häuser eingeschlichen, allerhand politische Geheimnisse erlauscht, die er bei seinen Börsenspeculationen ausgebeutet hat. Dann hat er schließlich eine reiche Banquierstochter geheirathet. Seine Frau soll sehr tüchtig sein. Ich hab' ihn nur einmal gesehen, doch begreif' ich nicht, wie ein halbwegs geschmackvolles Frauenzimmer den alten Habicht . . .“

„Es sollen ihn seiner Zeit allerhand Damen begünstigt haben,“ erzählt der Rothkopf wichtig — „große Damen . . . ich weiß es von der Wittwe des Kammerdieners des verstorbenen Grafen Lodrin — da unten in Italien soll sogar etwas gespielt haben zwischen der Gräfin Wjera . . .“

Er hat nicht Zeit auszureden. Der fremde junge Mann ist aufgesprungen und hat ihm blitzschnell die Reitgerte zweimal über das Gesicht geschlagen, dann verläßt er, ohne ein Wort zu verlieren, das Zimmer.

„Wer war das?“ frägt Cibulka vor Schrecken erbleichend, während der Rothkopf sich verdutzt die Wange reibt.

„Der Graf Oswald Lodrin,“ sagt der Doctor. — „Geschieht Ihnen ganz Recht — Unverschämter, der Sie sind.“

„Ich kann mir das nicht gefallen lassen, ich werde mich bei Gericht beschweren,“ schnaubt der Rothkopf.

„Was wollen Sie vor Gericht sagen?“ ruft der alte Doctor — „ich habe leichtsinnig ein niederträchtiges Geklatsch wiederholt, — ich habe eine Dame, die von der ganzen Umgegend gesegnet und dankbar auf den Knieen verehrt wird, verleumdet; — ich habe einer Heiligen ins Gesicht gespieen . . . ja, das können Sie sagen. Ich aber würde Ihnen rathen, sich nicht zu muckfen, mein guter Wostraschil.“

Dieses „mein guter Wostraschil“ sagte der anspruchslose alte Doctor in einem Ton, den er unwillkürlich und unbewußt einem hohen Gönner abgelauscht haben mußte.

Darauf stellte er sich an das Fenster und blickte wohlgefällig lächelnd Oswald nach, der nun, den Kopf stolz zurückgeworfen, blaß und mit zornig glühenden Augen quer über den Platz auf die Schmiede zuschritt.

„Ein bildschöner Mensch — ein echter Cavalier!“ murmelt der alte Doctor. Er war stolz auf diese österreichische Specialität und hätte mit Enthusiasmus Steuern gezahlt zur Aufrechterhaltung dieses nationalen Luxusartikels! —

(Fortsetzung folgt.)

Händel, Bach und Schütz.

Von

Philipp Spitta.

Wir sind in das mittlere von drei aufeinander folgenden musikalischen Gedenkjahren eingetreten. Der 5. April 1884, an welchem Spohr's Geburtstag zum hundertsten Male wiederkehrte, ist vorübergegangen, ohne eine stärkere Bewegung hervorzurufen. Lebhafter ohne Zweifel wird sich 1886 die Erinnerung an Karl Maria von Weber äußern. Das Jahr 1885 aber wird ein Jubeljahr sein, wie es die deutsche Musikgeschichte noch nicht zu verzeichnen gehabt hat, und die Beweise liegen schon vor, daß es in seiner Bedeutung weithin erkannt wird, nicht in Deutschland allein, sondern mehr oder minder lebendig durch die ganze musikalische Welt.

Händel und Bach sind 1685 geboren, jener am 23. Februar, dieser wahrscheinlich am 21. März. Hundert Jahre vor ihnen, am 8. October 1585, ist Heinrich Schütz zur Welt gekommen.

Gegenstand der diesjährigen Jubelfeier werden allerdings ganz vorzugsweise Händel und Bach bilden. Die beiden größten deutschen Musiker ihrer Zeit gehören längst der Welt an; man darf mehr sagen: sie zählen unter die größten Männer aller Zeiten und Völker. Hundert Jahre früher lauteten die Meinungen noch anders. Es ist lehrreich für die Erkenntniß der fortschreitenden Kunstbildung und für die Würdigung der beiden Männern eigenen fortwirkenden Kraft, die Veränderungen zu beobachten, welche das Urtheil über sie im Laufe der Zeiten erfahren hat.

Händel hat von seinem vierundsiebenzig Jahre langen Leben kaum den dritten Theil in Deutschland zugebracht. Kindheit und Ausbildungsjahre verlebte er in Halle und Hamburg. Als junger Meister aus Italien zurückgekehrt, diente er als Capellmeister dem kurfürstlichen Hofe zu Hannover kaum zwei Jahre lang. Seit 1712 saß er in England. Bei seinen ersten Künstlergroßthaten war das Vaterland nicht Zeuge; sein Ruhm verbreitete sich früher durch Italien und England, als man in Deutschland anfing, ihn gebührend zu beachten. Die Kunstformen, in denen er sich aussprach, waren dem Musikleben der Völker angemessen,

unter denen er wirkte; in Deutschland fehlten für sie großentheils die richtigen Pflegestätten. Händel ging nicht ins Ausland, um sich seiner Nationalität zu entäußern. Hätte er dies gewollt, so würde er in Italien geblieben sein, das ihn seit seinem ersten Einzuge mit reichen Ehren schmückte, oder er hätte, wie Hasse, an einem entdeutschten Fürstenhofe Deutschlands italienische Musik getrieben. Nur an die italienische Kunst konnte damals ein deutscher Musiker seine Eigenthümlichkeit verlieren. Er ging aber zu den stammverwandten Engländern, um dem germanischen Genius treu zu bleiben, zugleich jedoch die Weite der Verhältnisse zu gewinnen, ohne welche seine gewaltige Natur nicht zu wirken vermochte. In Deutschlands Enge war ein Gigant wie er nicht denkbar; es darf denn auch nicht Wunder nehmen, wenn seiner Musik zeitweilig hier die volle Wirkung versagt blieb.

Von Anfang an in England mit Sympathie aufgenommen, erreichte er es, wenngleich nicht ohne heiße Kämpfe gegen nationalen Dünkel und eine in London mächtige italienische Partei, endlich sich zum unbestrittenen Herrscher im Gebiete der englischen Tonkunst aufzuschwingen. Seine Volksthümlichkeit wurde eine beispiellose. Händel war fortan der Inbegriff englischer Musik. Der Geist, welcher aus seinen Tönen redet, verflößte sich dergestalt mit dem Volksempfinden, daß man sagen kann, ein wesentlicher Theil von dessen Eigenthümlichkeit beruhe auf ihm. Als man sich anschickte, Händel's hundertsten Geburtstag in London zu feiern, wurde diese Thatsache zum ersten Male weithin anschaulich.

In Italien war Händel schon seit 1708 berühmt, da er in Venedig seine Oper Agrippina zum ersten Male aufführte. Mehr als zwanzig Jahre hindurch blieb diese Oper bei den Venetianern beliebt, denen doch eine stattliche Zahl einheimischer bedeutender Componisten mit immer neuen Werken zu Gebote stand. Der drei Jahre jüngere Rinaldo fand 1718 sogar von London aus seinen Weg nach Neapel: Leonardo Leo war es, der dort dessen Aufführung leitete. Vielleicht noch nachhaltigere Anerkennung erfuhr Händel's Musik in Frankreich. Ein Fall, wie die Aufführung der Oper Ottone, welche Bononcini in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts mit einer von London kommenden Truppe italienischer Sänger in Paris bewerkstelligte, mag vereinzelt stehen. Aber die Arien der Händel'schen Opern und nicht weniger Händel's Instrumentalmusik wurden bald von den Franzosen außerordentlich und dauernd geschätzt. Remond de St. Mard sagt noch 1741, daß man alle Tage in Frankreich Händel's Arien mit Bewunderung höre. Man parodirte sie auch und sang sie mit französischen Worten. Bei den Instrumentalstücken begnügte man sich nicht, dieselben zu spielen. Durch Unterlegung entsprechender Texte machte man aus dem bekannten Clavierstück vom Harmonious Blacksmith ein Liebesliedchen und gestaltete den Eingangsmarsch aus Scipione zu einem Trinklied um.

Man ist jetzt geneigt, Händel's Größe allein auf seine Oratorien zu gründen. Allein er war ein Mann von europäischem Ruhm, ehe ein Oratorium von ihm bekannt geworden war. Auch in Deutschland wurde zu seinen Lebzeiten dieser Ruhm fast ausschließlich von seinen dramatischen Werken, seinen Clavier- und Orchesterstücken getragen. Nicht wenige von den vierzig Opern Händel's sind auf den Theatern zu Hamburg und Braunschweig gegeben, theils in deutscher

Uebersetzung, theils mit dem italienischen Originaltext. Höher anzuschlagen ist die Verbreitung, welche seine Opernmusik außerhalb des Theaters bei Musikern und Musikfreunden, im Haus und in Musikgesellschaften fand, gleich seinen Instrumentalcompositionen. Daß sie in London zahlreich gedruckt wurden — die Opern in mehr oder weniger vollständigen Partituren, beliebte Arien daraus in Sammlungen, die Concerte und Ouverturen sogar in Stimmen — erleichterte diese Verbreitung sehr. Bekannt ist, daß Kronprinz Friedrich von Preußen in seiner Privatcapelle zu Rheinsberg mit Vorliebe Händel's Musik spielen ließ, und sogar König Friedrich Wilhelm I. einzelnen Stücken aus Alessandro und Sirce gern sein Ohr lieh. Ein nicht weniger eifriger Verehrer war Markgraf Christian Ludwig von Brandenburg. In den musikalischen Kreisen Leipzigs schätzte man in den zwanziger Jahren Händel's Ouverturen neben denen Bach's und Telemann's am höchsten. Bach selbst trug zur Aufnahme Händel'scher Musik durch die derselben gezollte Bewunderung wesentlich bei. Ein gelehrter Schulmann in Erfurt schrieb 1743 in einem lateinischen Programm, daß Italiener, Franzosen und Deutsche Keinen seines Gleichen hätten. „Seine Werke sind stets ihrer siegreichen Wirkung gewiß, denn es sind Werke des Genies. Wenn auch Viele Hasse's bestrickender Weise gefolgt sind, so ist Händel's Bedeutung doch ungeschmälert geblieben. Bewundernswerth ist, wie er Ernst mit Lieblichkeit, Anmuth mit heldenhafter Größe verbindet." Hier sind die Haupteigenthümlichkeiten Händel's treffend bezeichnet, und doch gründete der Schreiber sein Urtheil zum kleinsten Theile auf die Oratorien, von welchen er nur die 1733 componirte Athalia gekannt zu haben scheint.

Haben auch die Operntheater zu Berlin, Dresden, München und Wien Händel's Opern vernachlässigt — höfischer Sitte gemäß zogen sie es vor, den Bedarf durch ihre eigenen Componisten zu decken — so muß im Allgemeinen doch zugestanden werden, daß bis in die vierziger Jahre des Jahrhunderts die Deutschen der Bedeutung ihres Landsmannes gerecht wurden. Die Dinge änderten sich, als es die Aufnahme seiner höchsten Schöpfungen, der Oratorien, galt. Für die Oratorien fehlten in Deutschland die ausführenden Organe. England besaß ein öffentliches Concertwesen, und Händel hatte es zu einem leicht functionirenden Apparate ausgebildet. Deutschland besaß dergleichen nicht. Seine Musikvereine waren mehr privater und familiärer Natur; öffentliche Aufführungen gab es, von der Oper theilweise abgesehen, fast nur in den Kirchen und vorzugsweise während des Gottesdienstes. Es erklärt sich hieraus, wenn schon nicht hieraus allein, daß das Oratorium während des ganzen Jahrhunderts in Deutschland nicht gedeihen wollte. Wo es zu Tage tritt, ist es meistens mit Elementen der Kirchenmusik verquickt, weil die Componisten es fast nur in der Kirche einer großen Zuhörerschaft vorführen konnten. Auch in der Beurtheilung der Oratorien Händel's zeigte sich die üble Wirkung der Vermischung verschiedener Stilarten, welche selbst heute bei uns noch nicht ganz überwunden ist. Wohl suchten sich ernste Musiker diese Oratorien zu verschaffen, studirten sie und verehrten den Meister in der Stille. Aber das deutsche Volk blieb ihnen fremd, es unterschätzte das Unbekannte und wurde gegen Händel gleichgültiger.

Die ersten Regungen eines Umschwungs zeigen sich in den siebziger Jahren.

1774 wurde Judas Maccabäus mit Eschenburg's Uebersetzung in Berlin aufgeführt, 1775 der Messias mit Klopstock's Uebersetzung in Hamburg. Mannheim folgte 1777 mit dem ersten Theil des Messias, Wien 1779 mit dem Judas, Weimar 1780 mit dem Messias, welchen diesmal Herder übersetzt hatte. Den Bewohnern Breslau's vermittelte Beinlich die Bekanntschaft mit dem Judas Maccabäus und dem Alexanderfest. Die Güte mancher solcher Aufführungen mag freilich zweifelhaft gewesen sein. Häufig waren es doch die aus Dilettanten bestehenden Privatmusikgesellschaften, welche sich an diese hohen Aufgaben wagten, wo denn bald die Sänger, bald die Spieler nicht zureichten, oft weder diese noch jene. Es geschah auch, daß unternehmende Männer sich für passend erscheinende Zeiten — in den Fasten, während der Adventszeit, an Bettagen — eine Schar von Sängern und Instrumentisten zusammensuchten, und mit ihnen gewisse Werke öffentlich producirten. Als Locale dienten Kirchen, zuweilen auch Säle in Profanhäusern. Den Stamm der Sänger aber bildeten die Schulchöre, welche damals, wenigstens in Norddeutschland, durchgängig schlecht waren. Den dünnen Chorklang übertönten die stets zahlreicher vorhandenen Spieler. Solcher Art mag die Aufführung des Samson gewesen sein, welche Reichardt 1791 in Hannover hörte, und die in ihm den Wunsch nach einer des Werkes würdigen Aufführung erweckte. Dennoch that Händel's unverwüstliche Musik auch in solcher fadenscheinigen Darstellung auf empfängliche Gemüther ihre Wirkung. Die Saat war gestreut und fing an, langsam aufzugehen.

Durch ihre Großartigkeit und die bisher unerhörte Massenhaftigkeit der musikalischen Mittel wurde die Londoner Säcularfeier für Händel, die man irrthümlich schon 1784 abhielt, aber 1785 wiederholte, ein in der ganzen Welt besprochenes Ereigniß. Für Deutschland wurde sie dadurch folgenreich, daß sie vier ähnliche Massenaufführungen des Messias hervorrief. Die erste fand den 19. Mai 1786 in der Domkirche zu Berlin statt; leider benutzte man eine schlechte italienische Uebersetzung, „damit in das Werk des deutschen Meisters einige italienische Sänger mit hineinsingen konnten", wie Zelter kaustisch bemerkt. Die zweite und dritte Aufführung ereigneten sich in der Paulinerkirche zu Leipzig den 3. November 1786 und 11. Mai 1787, die vierte den 30. Mai 1788 in der Maria-Magdalenenkirche zu Breslau. Sie wurden sämmtlich bewerkstelligt und geleitet durch Joh. Adam Hiller aus Leipzig. Der Eindruck war überall bei der Mehrzahl der Zuhörer ein großer und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Theilnahme für Händel durch diese Aufführungen erweitert wurde. In Berlin gelangten gewisse Werke Händel's schon zur Popularität, was neben Hiller's Messias-Aufführung auch dem Wirken Joh. Friedrich Reichardt's zu danken ist. Als 1791 in der Nicolaikirche das Utrechter Te Deum (Hiller hatte es 1782 herausgegeben) und das Jubilate von Händel aufgeführt worden war, meinte ein Kritiker, beide Werke seien zu bekannt, als daß man nöthig habe, etwas darüber zu sagen.

Aber allzuhoch darf man diese Erfolge noch nicht veranschlagen. So schnell ließ sich die Gleichgültigkeit nicht austreiben, und auch positive Verächter der Händel'schen Musik erhoben laut ihre Stimme. Die Bekanntschaft mit Händel's Oratorien kam nicht über Deutschland wie der Regen über durstiges Land. Es

war die Zeit Haydn's und Mozart's; die Tonkunst blühte bei uns so reich und glänzend wie nie je zuvor. Händel's Kunst war die einer vergangenen Zeit, es lag nur zu nahe, sie an der Gegenwart zu messen, und dies konnte ihr nicht zum Vortheil gereichen bei einem Geschlechte, dem der historische Sinn fehlte. Erkannte man Händel willig an als unübertroffenen Meister der concertirenden Chormusik, beugte man sich vor seinem Talent in Darstellung des Erhabenen, so bemängelte man dagegen die vermeintliche Dürftigkeit seines Orchesters und tadelte die Sologesänge als veraltet und trocken. „Alle Zuhörer gähnten", erzählt Jemand von der Mannheimer Aufführung des Messias. Und wer auch immer an Händel's Musik etwas auszusetzen findet in dieser Zeit, sein Urtheil ruht auf der Ueberzeugung, daß dasjenige, was eine vergangene Periode hervorgebracht, nicht nur ein Anderes, sondern auch ein unbedingt Geringeres sei, als was die Gegenwart biete. Einer Künstlergeneration, die sich der eigenen Productionskraft bewußt war, mußte es nahe liegen, hier umschaffend einzugreifen. Hiller, der um die Kunst in vielen Beziehungen hochverdiente, verstärkte nicht nur die Begleitung des Messias durch Holz- und Blechinstrumente, sondern gestaltete auch Händel's Musik in einer Weise um, die dem „verfeinerten Geschmacke" seiner Zeit, wie er meinte, entsprach. Und selbst Mozart ließ sich bestimmen, den Messias, das Alexanderfest und andere Werke Händel's in ähnlicher Weise zu überarbeiten, wenn schon im Ganzen mit größerer Zurückhaltung und durchaus mit genialerer musikalischer — allerdings nicht Händel'scher — Auffassung. Er machte diese Arbeiten für die Aufführungen, welche Baron van Swieten in den achtziger Jahren zu Wien veranstaltete. Seine Messiaspartitur wurde 1803 durch den Druck veröffentlicht, aber, wie nunmehr feststeht, mit Zuthaten Hiller's.

So erschienen die Ideen Händel's den Deutschen des 18. Jahrhunderts theils nicht in ihrem vollen Wuchse, theils nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, und wenn sie erschienen, herrschte auch die Gesammtstimmung nicht, welche diese Werke erfordern. Die Aufführungen hatten etwas Erkünsteltes und Zufälliges an sich, oder etwas allzu Häusliches. Händel's Musik trägt einen demokratischen Zug: sie will alle zur Betheiligung heranziehen, sie verlangt nach Massen, die sie durch den Schwung der Begeisterung emportragen kann. Nur in Einrichtungen, welche den weitesten Kreisen die thätige Theilnahme dauernd ermöglichen, wirkt sie was sie wirken kann und soll. Solche Einrichtungen erfand das 19. Jahrhundert. Während Händel's Einfluß in Italien und Frankreich ganz erlosch, fing das Mutterland an, ihm die allein würdige Stätte zu bereiten, und hat es hierin nach und nach auch England zuvorgethan. Es entstanden die Chorvereine.

Die Wurzeln dieser Organe liegen allerdings noch im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert. Auch für sie ist Hiller der grundlegende Mann, der 1775 eine musikübende Gesellschaft zur Aufführung großer Vocalcompositionen einrichtete. Doch wurde dieser Einrichtung nicht die continuirliche Entwickelung zu Theil, welche die 1793 von Fasch in Berlin gegründete Singakademie erfuhr. Deren Gedeihen und eigenartiges Wirken für die Kunst, das den bisher allein gültigen Mächten der Opern-, Kirchen- und Instrumentalmusik das Oratorium

als neue selbständige Macht entgegensetzte, spornte dann andere Orte zur Nacheiferung an. Was Fasch für Berlin, wurde Gläser für Barmen, Riem für Bremen, Scheible für Frankfurt, Mosevius für Breslau. Um die Mitte des Jahrhunderts war Deutschland übersäet mit Chorvereinen, welche in stetiger Uebung Laienkräfte zur öffentlichen Aufführung großer Vocalcompositionen schulten. Dem mächtigen, vom Norden kommenden Zuge, der unser Musikleben ergriff, konnte endlich auch Oesterreich nicht widerstehen, so sehr auch seine musikalische Vergangenheit es zu demselben in Gegensatz brachte. Man darf sagen, daß es Händel's Geist war, der diese freien volksthümlichen Einrichtungen schuf. Zumeist durch seine Werke haben sie sich genährt und erhalten. Innerhalb vierzehn Jahren hat die Berliner Singakademie mit zahlreichen Wiederholungen nicht weniger als dreizehn verschiedene Oratorien Händel's aufgeführt, unter ihnen freilich manche, mit denen sie lange in Deutschland allein blieb. Auch die Componisten wendeten sich jetzt mit steigendem Eifer der Form des Oratoriums zu, und Alle stehen sie mehr oder weniger in Händel's Bann. Schon bei Haydn, obschon er Oesterreicher ist und außerhalb des Zeitabschnittes steht, welcher hier gemeint ist, hat eine Beeinflussung durch Händel stattgefunden: er war seiner Musik in England nahegetreten. Mendelssohn, nach Haydn unser größter Oratoriencomponist, wandelt besonders im Elias auf Händel's Wegen. Entzogen hat sich seinem gewaltigen Geiste Keiner; so Friedrich Schneider nicht, eine derbe Musikernatur zweiten Ranges, deren Tüchtigkeit heute unterschätzt wird, auch Löwe nicht und Bernhard Klein.

Die Thätigkeit der Chorvereine potenzirte sich in den Musikfesten. Das erste derselben fand den 20. und 21. Juni 1810 in Frankenhausen statt; ein Händel'sches Oratorium wurde auf diesem noch nicht aufgeführt, man hatte Haydn's „Schöpfung" gewählt. Aber schon bei dem zweiten Frankenhäuser Musikfeste (10. und 11. Juli 1811) finden wir Händel mit dem „Hallelujah" und dem ganzen dritten Theile des Messias vertreten. Die von diesen Unternehmungen ausgehende Anregung war von großer Nachhaltigkeit und Bedeutung für das Musikleben Deutschlands. 1812 und 1815 wurden noch zwei thüringische Musikfeste gehalten, die sogenannten Elbmusikfeste schlossen sich an, alle übrigen an Wichtigkeit überflügelten die niederrheinischen, seit 1818 bestehend. Auf den während fünfzig Jahren gefeierten 44 niederrheinischen Festen sind 34 Mal Händel'sche Oratorien oder andere größere Chorwerke Händel's vollständig aufgeführt worden. Rechnet man die Bruchstücke hinzu, so ist Händel auf 44 Festen 37 Mal vertreten gewesen. Man sieht hieraus, in welchem Grade auf seinen Werken diese Einrichtungen beruhten. Ihre Bedeutung für das deutsche Leben, das öffentliche und innere, läßt sich kaum überschätzen. Hier strömten Tausende zusammen, um sich theils mitthuend, theils nur hörend von gewaltigen Anschauungen und urkräftigen Empfindungen erfüllen und begeistern zu lassen. Wie durch unzählige unsichtbare Röhren strömte der Idealgehalt der Händel'schen Werke in die Seele des Volkes ein. Die Einrichtung der Musikfeste, in welchen die Engländer den Deutschen vorangegangen sind, haben Beide vereinigt dann den Amerikanern überliefert.

Das Neue und Volksthümliche sowohl dieser festlichen Zusammenkünfte, als

auch der Chorvereins-Aufführungen überhaupt, wird nicht nur aus der Masse der Mitwirkenden offenbar, sondern auch aus dem Verhältniß, in welchem hier die Sänger zu den Spielern stehen. Dasselbe ist gründlich verschieden von dem des 18. Jahrhunderts. Damals pflegte die Zahl der Spieler derjenigen der Sänger gleich zu sein, oder sie auch um ein Erhebliches, oft bis zu einem Drittel der Gesammtmasse zu übertreffen. Ersteres fand in Italien, letzteres in Deutschland statt. Die Erscheinung erklärt sich daraus, daß mehrstimmiger Gesang in älteren Zeiten stets durch geschulte Sänger ausgeführt zu werden pflegte; von solchen genügte schon eine kleine Zahl, um einen wohlthuenden Vollklang zu erzielen und sich einer gleichen oder stärkeren Instrumentenmasse gegenüber zur Geltung zu bringen. Man wich selbst dann noch von diesem Verhältniß nicht ab, als keine gründlich geschulten Sänger mehr zur Verfügung standen, und man mit Schüler- oder Dilettanten-Chören musicirte. Noch die ersten Frankenhäuser Musikfeste beharrten bei der Praxis des achtzehnten Jahrhunderts. Bald aber trat die Aenderung ein, welche die Natur der Sache bedingte. Der mit Musiksinn begabte Mensch, der auf künstlerische Bildung keinen Anspruch erhebt, aber im Verein mit Gleichbegabten diesen Sinn bethätigen möchte, wird dies immer zunächst im Chorgesange thun. Hier kann er auch geringe natürliche Mittel nützlich verwenden, während das Instrumentenspiel schon ein specielleres und anhaltenderes Studium erfordert. Die Ueberzahl der Theilnehmer wendet sich daher von selbst der vocalen Aufgabe zu; die Sängerschar repräsentirt den freien, volksmäßigen Charakter solcher Kunstorgane, während der instrumentale Theil mehr in den Händen der Berufsmusiker bleibt. Der Chor kann daher auch das Orchester um das Doppelte und Dreifache übertreffen, ohne ein Mißverhältniß zu bewirken. Es kommt hinzu, daß die Tonstärke nicht in gleichem Verhältnisse mit der Masse der Musicirenden wächst.

In der künstlerischen Auffassung änderte sich freilich auch während dieser Glanzperiode der Oratorien Händel's nichts Erhebliches. Sie blieb eine subjective, wie sie es zu Hiller's und Mozart's Zeit gewesen war. Nach wie vor galt der Standpunkt der Gegenwart als der höchstberechtigte; seinen Forderungen mußten die theilweise „veralteten" Werke entsprechend gemacht werden. Nur geschah es jetzt mit weniger Naivetät. Kaum ein größeres Werk Händel's dürfte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ganz ohne Ueberarbeitung zur Aufführung gelangt sein. Einzelne Bearbeiter haben es in dieser Beziehung soweit getrieben, daß man schon heute kaum noch begreift, wie dergleichen überhaupt möglich war.

Denn inzwischen hatte sich zu bilden angefangen, was dem vorigen Jahrhundert so befremdlich fehlte: der geschichtliche Sinn und mit ihm der Respect vor dem Gewordenen. Er zog auch die Musik in seinen Gesichtskreis: musikgeschichtliche Forschungen im strengsten Sinne des Wortes besitzen wir erst seit diesem Jahrhundert. Händel war unter den großen deutschen Musikern einer der ersten, dem die historische Wissenschaft voll zu Gute kam. Was diese verlangen muß, ist vor Allem die Anerkennung eines alten Kunstwerks als einer in sich berechtigten, innerlich nothwendigen und daher unter gegebenen Voraussetzungen auch in sich harmonischen Erscheinung, welche man lernen muß als solche zu begreifen. Um dies zu vermögen, muß man die Verhältnisse kennen, unter welchen

das Kunstwerk entstand, die Absicht, in welcher, die Mittel, für welche es geschaffen wurde, muß man besonders auch über die Form, in der es der Componist schriftlich fixirte, zu möglichster Sicherheit kommen. Alles dieses hat, soweit es in der Kraft eines einzelnen Mannes steht, Friedrich Chrysander für Händel geleistet. Neben einer durch gründliches Quellenstudium und große geschichtliche Anschauungen ausgezeichneten Biographie — der ersten, die der Größe des Gegenstandes gerecht wird — hat er das fast noch wichtigere Werk einer Gesammtausgabe der Händel'schen Werke unternommen. In England war ein solches zweimal versucht worden, um 1784 und 1840; beide Versuche blieben unvollendet, und was von den Werken Händel's herauskam, entsprach den berechtigten Erwartungen nicht. Was an deutschen Ausgaben erschienen war, entbehrte gleichfalls der Zuverlässigkeit. Der erste Band der Ausgabe der Deutschen Händelgesellschaft erschien zum Jahre 1859, der hundertjährigen Gedenkfeier von Händel's Todestag, da man ihm zugleich in seiner Vaterstadt ein Standbild setzte. Bis jetzt sind 82 Foliobände publicirt und in längstens fünf Jahren wird auch dieses Denkmal vollendet sein, das großartigste, welches in solcher Art bisher zu Stande gebracht worden ist. Die Möglichkeit, Händel's Werke den Intentionen ihres Schöpfers entsprechend aufzuführen, ist nunmehr gegeben. Die Ueberzeugung, daß man sich in das Wesen der Originale ohne Voreingenommenheit und ohne Seitenblicke auf die Praxis der Gegenwart versenken müsse, gewinnt auch unter den Musikern sichtlich an Boden, so ungern sich manche von ihnen durch die Kunstgelehrten den Weg weisen lassen. Die alten Bearbeitungen beginnen aus dem Gebrauche zu verschwinden, neue tauchen nur selten noch auf, und wo es geschieht, suchen sie für ihre Berechtigung nach einer historischen Stütze. Die Geschichte der Händel'schen Werke ist in eine neue Periode getreten; es läßt sich mit einiger Sicherheit vermuthen, daß ihr Ende der Sieg der historischen Anschauung sein wird, welche den Blick weit und das Leben reich macht und auch der Production der Gegenwart neue lautere Quellen zuführt.

Die Mittel zur Aufführung der Werke ganz im Sinne ihres Schöpfers besitzt die heutige Kunstwelt nur zum Theil. Das für den Generalbaß verlangte Cembalo, welches der modernen Praxis fremd geworden ist, läßt sich einstweilen durch den jetzigen Flügel ersetzen. In Bezug auf die übrigen Instrumente und Chorsänger erhebt Händel keine Ansprüche, welche unsere Zeit nicht ohne Schwierigkeit erfüllen könnte. Aber das, worin sie ihm nicht Genüge leisten kann, sind die Sologesänge. Wir haben die Technik, welche sie voraussetzen, noch mehr aber das Gefühl für ihren Stil verloren. Es ist ein Erbe aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, welches wir ungeschmälert angetreten haben und auch über die vermeintliche Trockenheit und Langweiligkeit der Händel'schen Arien hat sich unser Urtheil nur gradweise geändert. Eins ist die Folge des andern, aber im vorigen Jahrhundert hatte die musikalische Welt Entschuldigungen für sich, die der jetzigen fehlen. Händel's Gesangsstil ist aus dem der italienischen Kammercantate und ernsthaften Oper hervorgewachsen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde derselbe verdrängt durch einen neuen Stil, der zumeist in der komischen Oper der Italiener wurzelte. Ihm gegenüber mochte jener ältere Manchem steif und uninteressant erscheinen, es mochten auch die

Sänger schwerer zu finden sein, die Händel's Musik noch in jener großen pathetischen Weise zu singen vermochten; Erscheinungen wie die Sängerin Mara gehörten zu den Ausnahmen. Immerhin aber hatte jene Zeit doch ihren eigenen wirklichen Gesangstil. Daß uns ein solcher gänzlich fehlt, ist bekannt. Wir haben also kein Recht, in die absprechenden Urtheile über Händel's Sologesänge einzustimmen. Vorläufig haben wir in dieser Beziehung nur zu lernen. Eines der größten Verdienste der deutschen Händelausgabe ist die erstmalige Edition sämmtlicher Opern. Der Reichthum schöner Gesänge in ihnen ist ein überwältigender. Er reißt mit Gewalt zur eingehenderen Beschäftigung mit Händel's Arien hin. Ist eine solche einmal in Gang gekommen, so ist schon viel gewonnen, denn mit der Liebe zur Sache wird auch das Verständniß wachsen. In welcher Gestalt Händel's Opern einmal wieder unter uns leben werden, ist eine Frage, die sich Niemand jetzt getrauen wird zu beantworten. Aber wenn sie auch selbst nicht wieder lebendig werden sollten, zur Belebung des Sologesangs in den Oratorien werden sie sicher beitragen. Dessen Ausführung auf die Höhe der Chor- und Instrumentalleistungen der Gegenwart zu bringen, ist eine unabweisliche Aufgabe der Zukunft. —

Die Geschichte der Musik Sebastian Bach's ist weit einfacher und entwickelt sich auf viel beschränkterem Gebiet. Händel und Bach sind grundverschiedene Naturen und als solche hat man sie oft genug einander gegenüber gestellt. Auch in den Schicksalen und Wirkungen ihrer Musik erscheint diese Verschiedenheit. Während seinen Lebzeiten drang Bach's Ruhm nicht viel über Mittel- und Norddeutschland hinaus. Gegründet war derselbe vorzugsweise auf seine Instrumentalwerke und sein staunenswerthes Orgel- und Clavierspiel. Hier und da hatte Jemand für seine kirchlichen Gesangwerke Verständniß, die Andere als schwülstig und verworren ablehnten. Oratorien im Sinne Händel's componirte er so wenig als Opern, und seine Orgelmusik ist von derjenigen Händel's in der Wurzel verschieden. Händel durchzog die Welt und wirkte dann in einem freien mächtigen Lande weithin sichtbar in hellster Oeffentlichkeit. Bach machte nur bescheidene Kunstreisen in Thüringen und Sachsen, nach Cassel, Hamburg und Berlin, und saß übrigens in kleinen oder mittelgroßen Städten unter Verhältnissen, die es verhinderten, daß er von hier aus sich der gesammten Musikwelt vernehmlich machte. Aber seine Werke waren für die große Oeffentlichkeit auch nicht geartet.

Als er 1750 gestorben war, blieb seinem Namen der Ruf des größten Orgelmeisters und seinen Orgelwerken, welche sich meist abschriftlich verbreiteten, die Bewunderung und Liebe aller derer, die sie kannten. Diese aber, die protestantischen Organisten, begannen schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihren maßgebenden Einfluß zu verlieren. Im Zeitalter der Aufklärung sank die Lebenskraft der Kirche und zugleich die Bedeutsamkeit der kirchlichen Musik. Die Schar der Bach-Verehrer wurde bald eine stille Gemeinde. Von einem Weiterleben der kirchlichen Vocal-Compositionen Bach's, deren Schwierigkeit und Eigenart schon gleich nach ihrem Entstehen ihre weitere Verbreitung verhindert hatten, konnte unter diesen Umständen noch weniger die Rede sein. In Leipzig, der Stätte seines siebenundzwanzigjährigen Wirkens, suchte man sie ab und zu noch wieder

hervor, vielleicht mehr aus Pietät als aus Wohlgefallen; hier und dort in kleineren Städten Sachsens hörte man wohl einmal eine Motette, die wirkungslos verhallte. In der Clavier- und übrigen Instrumental-Musik aber traten andere Ideen und Formen in den Vordergrund. Bach's zweiter Sohn stellte hier den größeren Vater einige Jahrzehnte hindurch fast in Schatten; an ihn anknüpfend erzogen die Wiener Meister eine neue Blüthe der Instrumentalmusik, welche an Kunstwerth der Bach'schen nicht nachsteht und als das Neue eine natürliche Bevorzugung fand. Rochlitz vergleicht die Geschichte mit einem Rad: die großen historischen Persönlichkeiten sind die Speichen in demselben; für jede kommt eine Zeit, wo sie gänzlich nach unten gedreht ist. Für Bach war diese Zeit etwa dreißig Jahre nach seinem Tode eingetreten.

Die siebenziger Jahre des 18. Jahrhunderts sind gekennzeichnet durch eine Erstarkung des nationalen Selbstgefühls und ein Hervortreten frischen und eigenartigen geistigen Lebens in Deutschland. Es ist nicht zufällig, daß in dieser Zeit die Theilnahme für Händel's Werke neu erwacht. Auch den Schöpfungen Bach's wurde die Strömung förderlich, wenngleich erst im folgenden Jahrzehnt. Es scheint, daß die Wiederkehr des Interesses für ihn mit der Pflege der Werke Händel's zusammenhängt, daß man von diesem auf jenen geführt wurde. Die Gegenüberstellung Beider in dem uns geläufigen Sinne als zweier in ihrer Totalität gleichberechtigter Individuen kommt zuerst in dieser Zeit vor. Als Beide noch lebten, verglich man sie höchstens als Orgelspieler und setzte im Uebrigen Bach mit Keiser, Telemann, Graupner, Hasse in gleiche Reihe, während Händel schon durch sein Wirken in England eine Sonderstellung behauptete. Jetzt rückt Bach aus der Reihe jener Zeitgenossen soweit hervor, daß dieselben fast hinter ihm verschwinden. In Reichardt's „Kunstmagazin" von 1782 werden Händel und Bach zum ersten Male zu einem Paar vereinigt und „unsere beiden größten Tonkünstler" genannt. „Hätte Bach," so sagt Reichardt, „den hohen Wahrheitssinn und das tiefe Gefühl für Ausdruck gehabt, so Händel beseelte, er wär' weit größer noch als Händel; so aber ist er nur weit kunstgelehrter und fleißiger. Hätten diese beiden großen Männer mehr Kenntniß der Menschen, der Sprache und Dichtkunst gehabt und wären kühn genug gewesen, alle zwecklose Manier und Convenienz von sich fortzuschleudern, sie wären die höchsten Kunstideale unserer Kunst und jedes große Genie, das sich jetzt nicht damit begnügen wollte sie erreicht zu haben, müßte unser ganzes Tonsystem umwerfen, um sich so ein neues Feld zu bahnen." Aus diesen Worten spricht ebensowohl die größte Bewunderung der beiden Meister, als auch die naivste Ueberschätzung der eigenen Zeit, die sich hier in gleicher Weise über Händel wie über Bach zu Gericht setzt. Mit „Wahrheitssinn und Gefühl für Ausdruck" wird richtige Declamation und dramatisch-plastische Darstellung der Affecte gemeint; daß Bach es hierin häufig fehlen lasse, wurde ihm schon zu seinen Lebzeiten vorgeworfen und auch in unserer Zeit hat man es gethan, ohne zu sehen, daß Bach in solchen Fällen den sprachrichtigen und poetisch angemessenen Ausdruck einem höheren Ideale zum Opfer bringt.

Reichardt lebte, als er dieses schrieb, in Berlin. Es muß anerkannt werden, daß diese Stadt in der Würdigung Bach's vorangegangen ist. Hier wirkte seit

1740 sein zweiter Sohn, außerdem in Kirnberger, Agricola und anderen eine Anzahl seiner besten Schüler. Sie erhielten die Erinnerung an Bach's große Kunst lebendig und fanden unter den ernsten, nachdenklichen Berliner Musikern gelehrige Schüler. In Berlin war es auch, wo der Baron van Swieten seine Begeisterung für Bach's und Händel's Werke einsog, die er nach Wien übertrug und dort bethätigte. Ohne van Swieten wäre Mozart der Bach'schen Claviermusik vielleicht ganz fremd geblieben, und auch Beethoven ist auf seine Anregung tiefer in sie eingedrungen.

In den neunziger Jahren sehen wir den Zug zu Bach sich rasch verstärken. Reichardt hat jetzt schon für dessen Vocalcompositionen warme Worte. Er bleibt freilich dabei, daß sie Mangel an gutem Geschmack, an Kenntniß der Sprache und Dichtkunst verrathen, er nimmt auch jetzt noch an der „conventionellen Form der damaligen Zeit" Anstoß. Aber er findet sie doch voll von Erfindung, und auch voll starker und wahrer Züge des Ausdrucks, so daß sie für alle Zeiten wahre Studien für den denkenden Künstler und vortreffliche Uebungsstücke für Singchöre bleiben würden. Begeisterte Worte Schubart's über Bach wurden 1793 von dessen Sohne bekannt gemacht. Um 1800 war das Interesse ein so allgemeines geworden, daß mehrere Musikverleger fast zu gleicher Zeit Bach's Werke herauszugeben begannen. Die Handlung Hoffmeister und Kühnel in Leipzig (jetzt C. F. Peters) lief den übrigen den Rang ab; der Plan einer Gesammtausgabe ist, was die Instrumentalwerke betrifft, von ihr in der That allmälig durchgeführt; an Vollständigkeit und Correctheit ist diese Ausgabe bis jetzt unübertroffen geblieben. Bald darauf gab die Verlagshandlung Breitkopf und Härtel durch J. G. Schicht Bach'sche Motetten und Orgelchoräle heraus. Hoffmeister's und Kühnel's musikalisches Unternehmen hatte ein literarisches im Gefolge. 1802 erschien Forkel's gediegenes Buch „Ueber Johann Sebastian Bach's Leben, Kunst und Kunstwerke". Wie sehr das erstarkte Gefühl deutscher Eigenart bei der Auferstehung Bach'scher Kunst betheiligt war, läßt sich aus dieser Schrift ersehen. Als eine National-Angelegenheit legt Forkel den Deutschen die Erhaltung des Verständnisses für Bach ans Herz, und will sein Buch „für patriotische Verehrer echter musikalischer Kunst" geschrieben haben. Auch das ist merkenswerth, daß er es dem Baron van Swieten widmete. So mächtig hatte sich allmälig die Woge der Begeisterung erhoben, daß sie nun auch nach England hinüberschlug. Schon 1799 hatte der Hannoveraner Kollmann, welcher in London als Organist in königlichen Diensten stand, Einiges von Bach in einem musikalischen Lehrbuch drucken lassen. Das Hauptverdienst aber, Bach in England eingeführt zu haben, gebührt dem Londoner Organisten Samuel Wesley, dem, wie er 1808 schreibt, Bach's Werke „eine musikalische Bibel waren, ohne Gleichen und unnachahmbar". Wesley suchte natürlich vor allem die Orgel- und Claviercompositionen dem Verständniß näher zu bringen, schenkte aber auch den Gesangswerken seine Aufmerksamkeit. Bei ihm und seinen Gesinnungsgenossen tritt zum ersten Male in der Musikgeschichte eine scharfe Parteinahme für Bach und gegen Händel hervor, über welchen er bis zur Ungerechtigkeit hart urtheilt. Bei einem Engländer ist dies besonders zu verwundern. Indessen hatte Händel in England das musikalische Gebiet so aus-

schließlich in Besitz genommen, daß es großer Anstrengungen bedurfte, um neben ihm für einen Zweiten Raum zu gewinnen, und solche Anstrengungen pflegen zu Maßlosigkeiten zu führen. In Deutschland kannte man damals den Streit noch nicht, wer von Beiden der größte sei; erst zwanzig Jahre später fing er auch bei uns an.

Das neu erwachte Interesse für Händel und Bach nahm während der nächsten Decennien für jenen noch zu, während es für diesen scheinbar etwas zurückging. Der Thomascantor A. E. Müller hatte zwar angefangen, die Vocalcompositionen Bach's wieder häufiger aufzuführen, zu einer weiteren Verbreitung derselben aber wurde dies kein Anstoß. Was die jetzt gedruckten Clavier- und Orgelcompositionen wirkten, vollzog sich in der Stille. Die Zeit bis gegen 1830 gehörte mehr Händel als Bach. Die weltbewegenden Ereignisse, von denen die damals lebenden Geschlechter Zeuge waren, erzeugten eine für die Aufnahme Händel'scher Kunst besonders geeignete Stimmung. Man vergegenwärtige sich die Empfindungen, welche in den Freiheitskriegen die deutsche Welt durchwogten und dann die am 29. März 1814 durch die Berliner Singakademie veranstaltete Aufführung von Händel's Judas Maccabäus! Ein entscheidendes Ereigniß zu Gunsten Bach's war erst die am 11. März 1829 erfolgte erste Aufführung der Matthäus-Passion, welche wiederum die Berliner Singakademie leistete und Mendelssohn veranlaßte und dirigirte. Was Marx ein Jahr später schrieb: „Bisher war es Händel, der der Mehrzahl der Singakademien Leben und höhere Bedeutung verlieh. Eines so großen Mannes bedurfte es auch, um auf den größeren vorzubereiten," deutet in der That den Umschwung an, der sich von jetzt ab in dem Urtheil Vieler vollzog. Nicht nur daß die Matthäus-Passion, die Ostern 1830 zuerst gedruckt erschien, sich rasch durch Deutschland verbreitete, durch sie wurde auch der Blick auf andere größere und kleinere Kirchengesangstücke Bach's gelenkt. Schon vor 1829 war ein Magnificat und zwei kleinere Messen gedruckt worden, 1830 konnte Marx sechs Kirchencantaten herausgeben; es folgten die Johannes-Passion und die H-moll-Messe. Um alle diese Werke erwarb sich ebenfalls die Berliner Singakademie Verdienste. Der Ruhm, etwas aus der H-moll-Messe zum ersten Male zu Gehör gebracht zu haben, gebührt jedoch nicht ihr, sondern Spontini. Am 30. April 1828 führte dieser in einem seiner Concerte das Credo aus derselben auf; die verdienstliche That soll dem vielgeschmähten Manne unvergessen sein, wenn auch die Aufführung keine mustergültige war. In demselben Jahre hörte man eben dieses Credo zuerst in Frankfurt; die Singakademie zu Berlin brachte einen Theil der H-moll-Messe erst 1834. In der langen politischen Stille, welche dem stürmisch bewegten Anfange des Jahrhunderts folgte, konnte sich die Musik Bach's, die ungestörte Versenkung und beschauliche Gemüther erfordert, im deutschen Volke gründlich festsetzen. Die schöpferischesten Geister dieser Zeit, Mendelssohn und Schumann, zeigen sich von seinem Genius erfüllt und befruchtet, Schumann vorzüglich, während Mendelssohn in seinen Oratorien doch auch Händel'schen Einfluß bemerken läßt. Auch aus der Vorstellung der Menge wich das Wahnbild, das Bach so lange nur als „gelehrten" Contrapunktiker hatte erscheinen lassen, der Ahnung von der unermeßlichen Gefühlstiefe, welche in der staunenswerthen

Kunst seiner Werke wirksam ist und sich zu offenbaren trachtet. Eine Empfindung gemischt aus Liebe, Bewunderung und religiöser Scheu wob etwas wie einen Heiligenschein um seinen Namen. Die leidenschaftliche Inbrunst, mit welcher viele der Besten sich in Bach vergruben, hätte dem Ansehen Händel's in der That gefährlich werden können, wäre hier nicht alsbald die Erfahrung gemacht, daß Beide verschiedene Gebiete beherrschen und sich nicht im Wege stehen. In den Chorvereinen und auf den Musikfesten, welche sich wesentlich an und durch Händel entwickelt hatten, versuchte man alsbald Bach'sche Chorwerke in derselben Weise auszuführen. Die Thatsache, daß dies nicht gelingen wollte, mußte darüber belehren, daß man hier einer anderen Art von Kunstgebilden gegenüberstehe. Während Händel's Oratorien jahraus, jahrein die alte große Wirkung übten, fand sich bei Bach nur ausnahmsweise — mit der Matthäus-Passion, der H-moll-Messe — ein annähernd ähnlicher Erfolg zu verzeichnen. Unter den Künstlern, den ernsten Musikfreunden, allen solchen, die es verstanden, sich einsam in ein Kunstwerk zu vertiefen, galt Bach als ein Heiliger. Aber dabei blieben für das Volk die unermeßlichen Schätze seiner Kirchenmusik dennoch größtentheils ungehoben.

Die Bildung eines gerechten Urtheils über das, was Händel und was Bach gebührt, zu befördern, zugleich den Grund der gemachten Erfahrungen aufzudecken, trat nun auch hier die Kunstwissenschaft ein. Dieselbe hatte sich, wie überall, zunächst auf eine quellenmäßige Erforschung und Drucklegung der Werke Bach's zu stützen. Eine solche in umfassenderer Weise als bisher zu ermöglichen, bildete sich 1850, hundert Jahre nach Bach's Tode, in Leipzig die Bach-Gesellschaft. In 39 zum Theil starken Foliobänden hat sie bis jetzt das Meiste, was von Bach's Werken erhalten blieb, veröffentlicht, und wenn die Arbeit ohne Unterbrechung fortschreitet, kann auch die Ausgabe der Bach-Gesellschaft in fünf bis sechs Jahren vollendet sein. Um die kritische Herstellung der Ausgabe hat sich Wilhelm Rust das größte Verdienst erworben. Der Schwerpunkt dieser Publication liegt in den Kirchencantaten, von denen vorher nur sehr wenige veröffentlicht worden waren, während die Ausgabe der Bach-Gesellschaft deren jetzt schon 150 enthält. Aber das Bild von dem Gesammtschaffen des Meisters, das sich hier erhob, war ein so überragendes, daß es die Augen der ganzen Welt auf sich zog. Selbst die Franzosen und Italiener haben jetzt angefangen, sich tiefer auf Bach einzulassen, obgleich ihnen naturgemäß das Verständniß des ausschließlich germanischen Mannes schwerer wird, als das des weltbürgerlichen Händel.

Die nunmehr möglich gewordene genaue Kenntniß seiner Werke, die Durchforschung seiner Lebensverhältnisse, seiner Zeit und der in ihr herrschenden Kunstanschauungen und -Gebräuche, die Erkenntniß der Mittel und Zwecke der Bach'schen Compositionen, dies Alles hat zur Klarheit darüber geführt, wieso dieselben von den Händel'schen völlig verschieden sein mußten und daher bei ihrer Wiederbelebung auch eine andere Art der Behandlung verlangen. Bach's Passionen, Cantaten, Motetten sind protestantische Kirchencompositionen, nicht in jenem verschwommenen Sinne unserer Zeit, welcher kirchlich, geistlich und religiös in einen Begriff zusammenfließen läßt, sondern insofern sie ein Stück der pro-

testantischen Liturgie bilden. Sie sind berechnet, mit den übrigen Bestandtheilen derselben zusammenzuwirken und dulden nur auf die Gefahr hin, unverständlich zu werden, eine Loslösung aus dem Zusammenhange. Händel's Oratorien stehen frei da als abgerundete Kunstwerke. Indem sie die Entwicklung unseres Concertwesens bestimmten, soweit es die Chormusik betrifft, haben sie ihm eine Gestalt gegeben, welche die Bach'sche Musik eigentlich ausschließt. Schon an den Mitteln, welche im Concertsaal zur Verwendung zu kommen pflegen, wird dies klar. Bis in die neueste Zeit hatte man hier keine Orgeln, die auch für Händel's Werke nicht in dem Maße nothwendig sind wie für Bach, und bei neueren Oratorien meist gar nicht einmal zulässig. Man hat dagegen sehr oft große Chormassen, die Händel verträgt, Bach aber in den meisten Fällen nicht und unter keinen Umständen dann, wenn die Orgel fehlt. Ebenso läßt sich Händel's Instrumentalbegleitung leichter mit den Mitteln des modernen Orchesters herstellen, bei der Bach'schen ist es manchmal unmöglich, und schädigende Bearbeitungen waren die Folge. Was die Hauptsache ist: Bach fordert als Zuhörerschaft eine christliche Gemeinde. Denn ein Grundelement seiner Compositionen ist der protestantische Choral, dessen kirchliche Bedeutung und liturgischen Werth nur das Mitglied der Gemeinde versteht und empfindet.

Um nun Bach gerecht zu werden, kann es nicht die Aufgabe sein, das oratorienhafte Concertwesen zu verkümmern, sondern unser Musikleben um eine neue Form der Aufführungen zu vermehren. Man muß seine Compositionen wieder in den Gottesdienst einfügen, oder doch demselben anschließen. Dies ist hinsichtlich Bach's die Aufgabe der Zukunft. Sie zu lösen ist schwer, aber eine Hauptschwierigkeit ist schon überwunden, wenn man nur die Nothwendigkeit erkennt. Ausgehend von den durch die Kunstwissenschaft gewonnenen Anschauungen verbreitet sich schon die Ueberzeugung, daß die Frage, ob Händel größer oder Bach, ein müßiges Spiel sei. Sind die Dinge erst dahin gebracht, daß Beide mit ihren Hauptwerken einander auch äußerlich nicht mehr ins Gehege kommen und Jeder in seinem Reiche herrscht, so wird jener Streit von selbst aufhören. Sie werden dann vereinigt dastehen als die umfassendste und denkbar höchste Verkörperung der musikalischen Potenz ihrer Zeit, und wenn man sie vergleicht, wird es nur geschehen, um durch den Einen die volle Größe des Anderen zu erkennen. —

Es wird das der Zustand sein, in welchem auch die Wiederbelebung der Werke des dritten Meisters am sichersten gelingen dürfte. Heinrich Schütz, der Händel und Bach um hundert Jahre voranging, ist auch deren innere Voraussetzung, insofern Händel's Oratorium und Bach's Kirchenmusik in ihm noch als Eins zusammengefaltet sind. Schütz ist in Köstritz an der Elster geboren, erhielt seine Bildung am landgräflichen Hofe zu Kassel, studirte in Marburg die Rechte und auf Kosten des Landgrafen Moritz Musik bei Giovanni Gabrieli in Venedig. 1613 war er auf kurze Zeit im Dienste des Landgrafen. Dann folgte er einer Berufung nach Dresden, wo er 1617 kurfürstlicher Capellmeister wurde. In diesem Amte ist er auch sein Leben hindurch verblieben, obwohl er mehrfach längere Zeit von Dresden abwesend war, theils in Italien neue Musikstudien machte, theils in Kopenhagen oder Wolfenbüttel die fürstlichen Capellen neu einrichtete

und zeitweise leitete. Er starb 1672 in Dresden, ein siebenundachtzigjähriger Greis. Ueber die Geschichte seiner Werke ist kaum etwas zu berichten, sie sollen eine solche erst noch haben.

Schütz ist, alles in allem erwogen, die größte und genialste Erscheinung in der deutschen Musik des 17. Jahrhunderts. Das hat ihn nicht davor bewahrt, gegen anderthalb hundert Jahre fast vergessen zu sein. Die Wolke von großen Talenten, welche sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bis in das unsrige daherdrängte, zog die stete und ungetheilte Aufmerksamkeit der Welt auf sich. Es blieb kein Raum für die Beschäftigung mit älteren Meistern, die Lebenden herrschten und hatten Recht. Winterfeld's Verdienst ist es, in seinem Werke über Giovanni Gabrieli (Berlin 1834) zuerst auf Schütz wieder hingewiesen zu haben. In der Folge wurden dann einzelne Compositionen des Mannes in Partitur gedruckt und gelegentlich gesungen. Aber die Beschäftigung mit ihm war bisher nur eine unsicher tastende und hat sehr geringen Erfolg gehabt. Die große Mehrheit der gebildeten Deutschen dürfte Schütz kaum dem Namen nach kennen.

Daß alte Kunstideale welken und neue aufkeimen, geschieht zwar zu jeder Zeit; es gibt aber in der Geschichte längere Perioden, volle Jahrhunderte, die durch einen derartigen Wechsel ihr auszeichnendes Merkmal erhalten. Ein solches Jahrhundert ist das siebenzehnte. Keine Zeit des allgemeinen Niederganges in der Tonkunst, welcher vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit überhaupt nicht stattgefunden hat, sondern eben nur eine Zeit des Wechsels. Die Formen, welche aus diesem Wechsel sich endlich ergaben, sind noch heute fast alle gekannt, selbst geläufig. Auch die Formen der vorausliegenden Zeit hat die Kunstforschung unseres Jahrhunderts der Gegenwart wieder näher gerückt: was eine Motette, ein Madrigal ist, worin das Wesen der Vocalpolyphonie eines Palestrina und Lassus besteht, davon ist nicht nur das Wissen wieder allgemeiner geworden, sondern auch die Fähigkeit hat sich von Neuem gebildet, diese Formen anzuwenden. Aber jene Mittelperiode ist den meisten auch der ernsten Musiker und Musikfreunde ein ungekanntes Gebiet, geschweige daß es gelungen wäre, irgend ein Tonwerk jener Zeit im Volke wieder lebendig zu machen. Es ist schwer, auf die Frage, was Schütz componirt habe, eine kurze Antwort des Inhalts zu geben, daß nun der Fragende sich ein Bild von der Thätigkeit des Mannes machen könne. Mit Orgel- und Clavier-Composition hat Schütz sich nicht befaßt, auch nicht mit der Orchestersonate — man gestatte der Kürze halber den Ausdruck — seines Lehrers Gabrieli. Seine dramatischen Compositionen sind verloren gegangen. Sollte man aus den zahlreich erhaltenen gedruckten und ungedruckten Werken die Grundform herausziehen, die den Kern seines künstlerischen Wirkens ausmacht, so würde man das geistliche Concert nennen. Diese Bezeichnung ist aber heute ohne Erläuterung unverständlich.

Zwischen Italien und den germanischen Völkern hat stets die lebhafteste Wechselwirkung stattgefunden. In der Musik ging die Strömung im 15. und 16. Jahrhundert von Norden nach Süden: dasjenige, woran während dieser Zeit die Italiener ihre Kräfte erproben, sind die Kunstideale, welche ihnen die Deutschen und Niederländer zugeführt haben. Im 17. Jahrhundert tritt die Rückströmung ein. Die Italiener erfinden Kunstformen, welche die ganze musikalische Welt

aufnimmt, insbesondere auch Deutschland. Der genialste deutsche Pionier der italienischen Kunst in seiner Zeit war Schütz. Er war freilich noch etwas außerdem, ein tiefeigenthümlicher schöpferischer Geist. Was man nun damals concertirende Musik nannte, das ist in Italien aufgekommen. Der Form nach ist es eine Verbindung ein- und mehrstimmigen Gesanges mit einem fortlaufenden Instrumentalbaß, auch können zu dem bassirenden Instrumente sich noch andere gesellen. Die künstlerische Tendenz ist die Befreiung der persönlichen, bewegteren Empfindung aus der Gebundenheit und Ruhe des polyphonen Stils. Die Anfänge des Solo- und Chorgesanges mit selbständiger Instrumentalbegleitung liegen hier. Schütz hat diese neue Art auf deutsche Verhältnisse angewandt und sie in unsere protestantische Kirche verpflanzt. Den Titel „Geistliche Concerte" tragen freilich nur zwei seiner Werke, aber der Stil ist wesentlich derselbe auch bei den Cantiones sacrae, den Symphoniae sacrae, den Psalmen, ja auch bei den Weihnachts-, Passions- und Oster-Historien.

Sonach schiene er zu den Kirchencomponisten gezählt werden zu müssen, und dahin gehört er wirklich, aber doch nur zum Theil. Es ist für seine Kunst bezeichnend, daß auch für die der gottesdienstlichen Verwendung gewidmeten Werke der Name Kirchenmusik nicht ausreicht. Sie haben außer der kirchlichen auch eine nichtkirchliche Seite; in dem, was diese bedingt, zeigt sich vielleicht die Hauptstärke des Meisters und dasjenige, was den Werken ihren grundeigenthümlichen Charakter gibt. Man kann es den oratorienhaften Zug nennen. Das Oratorium ist eine Kunstform der gegenständlichen Lyrik: eine wichtige Begebenheit, ein bedeutsamer Zustand wird der Phantasie vorgeführt, an welchem sich die Empfindung entzündet. Es steht zwischen den rein lyrischen Formen und den dramatischen Formen in der Mitte: das Gegenständliche verzehrt sich gleichsam vor unseren Augen in der Flamme der Empfindung, während bei der Oper die Handlung zwar auch nach allen Seiten Empfindung ausströmt, aber doch als Kern des Kunstwerks bestehen bleibt, dagegen bei der reinen Lyrik der gegenständliche Anlaß der Empfindung aus der Kunstdarstellung überhaupt ausgeschieden wird, so weit dies möglich ist. Diese hat daher immer den Zug zur größtmöglichen Allgemeinheit, und darum ist Kirchenmusik stets im eminentesten Sinne lyrisch; in der Oper dagegen gilt es die Empfindungen zu individualisiren. Zugleich mit dem Oratorium ist in Italien auch die Oper entstanden, beide im Gegensatz zu der Lyrik des vorhergehenden Jahrhunderts, beide zum Theil denselben Weg verfolgend und nur zur Erreichung der letzten Ziele auseinander gehend. Das Oratorium bleibt der Kirchenmusik gegenüber beim Charakteristischen stehen, die Oper geht zum Dramatischen weiter.

Dieses Charakteristische ist in Schütz' Compositionen überall vorhanden, selbst in den Musicalia ad chorum sacrum, herrlichen Motetten, in denen er doch den Stil des sechzehnten Jahrhunderts vorwalten lassen wollte. Ihm ist bei seinen Compositionen wohl die allgemeine kirchliche Stimmung, nicht aber zugleich auch die kirchliche Bedeutung seines jedesmaligen Textes das zunächst Maßgebende. An Hand des Textes sucht er zu der Vorstellung einer Begebenheit, einer Situation, einer Persönlichkeit in einer bestimmten Situation zu gelangen. Dann erst beflügelt sich seine Phantasie und nun entströmen ihm Weisen von so plastischer

Kraft, daß man einen Vorgang bis in all seine Nebenbewegungen hinein zu schauen glaubt, Wendungen und Accente so tiefer persönlichster Empfindung voll, daß sie überzeugender und ergreifender nicht gedacht werden können. Bis jetzt hat noch nicht sicher festgestellt werden können, ob er seine derartigen Compositionen sämmtlich für den Gottesdienst bestimmt gehabt hat. Wohl aber weiß man, daß er der Ansicht war, man könne manche derselben auch „in Zimmern", also außerhalb des Gottesdienstes behufs religiöser Erbauung aufführen. Damit tritt er unzweideutig auf den Boden über, dem das Oratorium entkeimt ist. Sind unter seinen Werken viele, die man geradezu Oratorienscenen nennen kann — z. B. das erschütternde Stück von Pauli Bekehrung („Saul, was verfolgst du mich?") — so hat er mit den „Sieben Worten unseres lieben Erlösers und Seligmachers Jesu Christi" etwas geliefert, was unter gewissen Einschränkungen den Namen eines vollständigen Oratoriums verdient. Dieses ergreifende Werk behandelt den Abschnitt der Passionsgeschichte von der Kreuzigung bis zum Tode Christi nicht als Stück der Liturgie, in welcher damals noch die gesammte Passionsgeschichte zum musikalischen Vortrag kam, sondern als Gegenstand selbstständiger Kunstdarstellung, nur allerdings doch mit Anlehnung an die in der Kirche üblichen Kunstformen. Schütz hat auch die Leidenserzählung nach jedem der vier Evangelisten in Musik gebracht, ebenso die Erzählung von der Geburt und Auferstehung Christi. Man gebraucht für diese denkwürdigen Werke am besten den Namen „Historien", den Schütz selber ihnen gab. Entwickelte Oratorien sind es nicht, ebenso wenig reine Kirchenmusiken; sie bilden eine Gattung für sich. Die Absingung der Evangelienlectionen an den betreffenden Fest- und Feiertagen war altkirchlicher Gebrauch. An ihn hat sich Schütz gehalten und ist insofern auf dem Boden der Kirche stehen geblieben. Die redend eingeführten Personen werden durch andere Stimmen als die des erzählenden Evangelisten vorgetragen, die Massenäußerungen durch den Chor; betrachtende Anfangs- und Schlußchöre rahmen eine jede Historie ein. Es ist die Form, welche man von Bach's Passionen kennt. Aber schon daß er den Choral fast gar nicht anwendet, zeigt, daß er nicht gesonnen war, das kirchliche Element stark zu accentuiren. In der That herrscht auch in diesen Werken der charakteristische Stil durchaus; er durchbricht die Schranken des altkirchlichen Lectionsgesanges, welcher in der Weihnachts- und Auferstehungs-Historie sogar concertirend behandelt wird, er erhebt sich in den Historien von der Passion und Auferstehung oft zu einer solchen Unmittelbarkeit und Gewalt, und über all den Leidenschaften waltet dennoch ein solch großer, ruhig ordnender Geist, daß diesen Werken die Unsterblichkeit sicher ist.

Es wird aus diesen Andeutungen klar werden, mit welchem Grunde oben gesagt werden konnte, daß die hauptsächlichsten Kunstideale Händel's und Bach's bei Schütz noch als Einheit zusammengeschlossen vorliegen. Sollen wir abwägen, so wird von seinem Wesen auf Bach der geringere Theil entfallen. Bach setzte an einer Stelle den Hebel an, nach welcher Schütz höchstens im Vorübergehen hingeblickt hatte. Im 17. Jahrhundert nahm die Orgelmusik in Deutschland einen mächtigen Aufschwung. Bach trat das Erbe dieses Jahrhunderts im vollen Umfange an, vermehrte es durch eigene unvergleichliche Gaben, und steigerte endlich die zur denkbar höchsten Entwicklung gelangte Orgelmusik über sich selbst

hinaus in die vocale Kirchenmusik hinein. Diese ruht auf der granitnen Unterlage einer hundertjährigen Orgelkunst und der Urcharakter derselben ist auch der ihre. Trotz all der unermeßlichen Belebtheit im Organismus der Bach'schen Cantaten herrscht doch über dem Ganzen jene grandiose Ruhe und Erhabenheit, welche dem wahren Kirchenstil eignet. Weil Bach neben andern Formen auch Formen der Opernmusik benutzt hat, mußte er den unbegründeten Vorwurf allzugroßer Leidenschaftlichkeit erfahren. Viel leidenschaftlicher als Bach ist Schütz. Nur daß sie Beide ihr großes Talent in den Dienst der Kirche stellten und mit der ganzen Wärme und dem Tiefsinn des deutschen Gemüthes ihre heiligen Aufgaben umfaßten, begründet die Zusammengehörigkeit dieser Männer. Enger ist die geistige Verwandtschaft zwischen Schütz und Händel. Sie bleibt bestehen, auch wenn einmal nachgewiesen werden sollte, daß Händel keine der Schütz'schen Compositionen gekannt hat. Es ist das recht wohl möglich, denn nach seinem Tode hat man sie über anderen gar rasch vergessen. Aber die geistige Verwandtschaft dürfte nimmermehr so aufgefaßt werden, als sei Schütz eine Vorstufe zu Bach und Händel, die nur als solche ihren Werth hätte. Das würde heißen ihn gänzlich verkennen, und wäre es so, dann würden wir nicht an dieser Stelle von ihm reden.

Schütz ist als Künstler groß genug, um sich neben größeren ohne Schaden sehen lassen zu können. Er hat seine Art, und in dieser thut es ihm Keiner gleich, wenn schon einige Zeitgenossen, wie Hammerschmidt und Johann Christoph Bach, ihm zuweilen nahe kommen. Darüber hinaus aber ist er eine große Persönlichkeit, die aus der Wirrniß und dem Elend der Zeiten ehrfurchtgebietend und vertrauenerweckend aufragt. In der Mitte der Kunstgenossen seines Jahrhunderts stand er wie ein Vater da. Den Großen gegenüber war er freimüthig ohne Schärfe, seines Werthes sich bewußt, aber milden Sinnes und von jeder Anmaßung frei. Ein auf uns gekommener Briefwechsel zwischen ihm und der Herzogin Sophia Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel enthüllt uns das Bild seines Wesens. Er gehört zu den großen Männern, deren einzelne Kunstleistungen man nur unter Hinzunahme ihrer ganzen Persönlichkeit würdigen darf. Er unterscheidet sich in dieser Beziehung wesentlich von unsern andern großen Tonmeistern, auch von Händel und Bach. Diese waren gebildete Männer, aber bei ihrer Musik denkt man daran kaum: alles was sie an innerem Gehalt besitzen, scheint mit der Musik auszuströmen. Schütz war von vielseitigen Gaben, die in sorgfältigster Erziehung nach körperlicher und geistiger Seite hin ausgebildet wurden. Er war der Rechtswissenschaft mit Eifer und Erfolg ergeben gewesen, beherrschte alte und neue Sprachen, kannte die Welt innerhalb und außerhalb Deutschlands und wußte sich gewandt durch dieselbe hinzubewegen. Er besaß Dichtertalent; wir wissen es von ihm selbst, daß er sich in deutschen Madrigalen versucht hat, und was von seinen Versen erhalten ist, berührt wohlthuend durch eine warme Ursprünglichkeit. So sehr auch die musikalische Begabung aus der Fülle seiner Fähigkeiten hervorleuchtete, so zweifelte er doch lange, ob er ihrer Führung sich ganz überlassen solle; selbst nach der Rückkehr von Venedig, wo er seine ersten Compositionen durch Druck veröffentlicht hatte, war er noch ungewiß und warf sich mit Macht wieder auf die Wissenschaft. Ein weit ausschauender, vornehmer

Geist, in welchem das Streben nach einer harmonischen Universalbildung vorherrschte. Die Neigung zur Dichtkunst hat auch seine Compositionen beeinflußt, er ist im höchsten Maße das, was man einen poetischen Musiker nennen kann, und auch unsere Zeit, die sich in Entlehnung poetischer Mittel zu musikalischen Wirkungen gefällt, bietet keine Erscheinung, die Schütz darin überträfe. Dabei beherrscht er doch die musikalische Technik mit größter Meisterschaft, die verwickeltesten Vocalformen sind ihm gleich geläufig wie die einfachsten. Er weiß durch Massen zu wirken; kein deutscher Meister seiner Zeit hat es ihm im großartigen Aufthürmen vocaler und instrumentaler Mittel zuvorgethan. Aber mehr noch als das Imposante, Weitstrahlende ist Innigkeit und Tiefsinn seiner Natur gemäß; die Mittel, durch welche er ihnen Ausdruck gibt, sind neu, kühn und genial, und die durch sie hervorgebrachten Wirkungen werden nie veralten.

An den Geburtsstätten Händel's und Bach's stehen ihre Bilder von Erz und halten nachlebenden Geschlechtern die leiblichen Züge dieser großen Männer gegenwärtig. Die Monumentalausgaben ihrer Werke vermitteln, was mehr ist, die geistigen Züge einem Jeden, der nach ihrer Bekanntschaft verlangt. Schütz entbehrt des einen wie des andern. Aber eine Gesammtausgabe seiner Werke ist in Vorbereitung, und voraussichtlich wird das Jubeljahr nicht vorübergehen, ohne daß die ersten Bände derselben in die Oeffentlichkeit treten. Liegt sein gesammtes Kunstschaffen übersichtlich vor, so werden kräftigere Bemühungen zur Wiederbelebung seiner Werke folgen. Damit sie Erfolg haben, bedarf es freilich nicht nur der nothwendigen musikalischen Organe und williger Dirigenten. Es bedarf auch der angemessenen Stätte, sie wirksam zu Gehör zu bringen. Unsere Concertsäle sind diese Stätte nicht. Wie Bach mahnt auch Schütz, unsere Kirchenmusik nach Maßgabe der Art des 17. und 18. Jahrhunderts zu erneuern. Aber da Schütz neben den kirchlichen auch oratorienhafte Elemente enthält, würde ein mehr nur äußerlicher Anschluß an den Gottesdienst diese Doppelstellung am besten zur Geltung bringen. Die Italiener des 17. Jahrhunderts hatten sich die Praxis ausgebildet, ihre Oratorien dem Gottesdienste anzuhängen: die Meß-Liturgie blieb unangetastet, aber nach der Messe erhielt das Bedürfniß der Erbauung sein Recht und zwischen die beiden Theile des Oratoriums wurde auch wohl eine Predigt eingelegt. Ein Versuch, diese langbewährte Praxis mit den Veränderungen nachzuahmen, welche die gegebenen Verhältnisse fordern, wäre vielleicht der Mühe werth. Doch kann der gewünschte äußere Anschluß auch auf andere Weise vollzogen werden.

Wie dem immer sein wird, eins glauben wir fest: nach abermals hundert Jahren wird auch Heinrich Schütz als einer der edelsten Söhne Deutschlands aus der Hand der Geschichte empfangen haben, was sein ist.

Die Parlamentsreform in England.

Von

einem Mitgliede des englischen Unterhauses.

In seinem gedankenreichen Werke über „Repräsentativ-Verfassung" weist John Stuart Mill darauf hin, daß alle Speculation über die verschiedenen Regierungsformen die Spur zwei sich widersprechender Auffassungen über das eigentliche Wesen politischer Institutionen trägt. Nach den Einen ist die Kunst des Regierens vor Allem eine praktische Kunst, die keine anderen Fragen, als solche über Mittel und Ziele zu lösen hat. In Uebereinstimmung damit gehen sie von der Ueberzeugung aus, daß die Menschen sich ihre politischen Institutionen nach jedem beliebigen Muster, mit alleiniger Berücksichtigung des ihnen daraus entspringenden Vortheils schaffen können. Sie fangen damit an, sich über den Zweck der Regierung genaue Rechenschaft zu geben, und wenn das geschehen, gehen sie weiter und untersuchen, welche Regierungsform am besten dazu geeignet ist, diesen Zweck zu erfüllen. Sind einmal diese beiden Fragen gelöst, so bleibt ihnen nur die weitere Aufgabe, ihre Mitmenschen zur Annahme der politischen Institution zu bewegen, zu deren Gunsten sie sich selbst entschieden haben. Eine andere Schule politischer Philosophie entgegnet darauf, daß Regierungen überhaupt gar kein Gegenstand der Wahl sind. Ihrer Theorie zu Folge sind die politischen Institutionen eines Volkes das Resultat seiner Gewohnheiten, Instincte, und mehr oder weniger auch seiner ihm selbst oft unbewußten Wünsche, niemals aber das Ergebniß seiner Einsicht und Vernunft. Der einzige Antheil seines Willens an der Begründung seiner Institutionen besteht darin, daß es den Verhältnissen, je nachdem sie sich heranbilden, mit Auskunftsmitteln begegnet. Wenn dieselben dem nationalen Charakter, Fühlen und Denken entsprechen, so erweisen sie sich dauernd und liefern die Bestandtheile zur Verfassung, die dem heimathlichen Boden, dem sie entwachsen ist, entspricht, niemals aber auf ein anderes Volk sich übertragen läßt, mit dessen Entwicklungsbedingungen und Geschichte sie nichts gemein hat.

Eine Analyse dieser Theorien zu geben, ist meine Aufgabe nicht; das aber läßt sich unschwer nachweisen, daß die Adoptirung der einen mit vollständiger Ausschließung der andern Doctrin zu thörichten Endergebnissen führen müßte

und thatsächlich, unerachtet der von beiden Seiten versuchten Geltendmachung ihrer alleinigen Berechtigung, auch nie unternommen worden ist. Kein vernünftiger Politiker ist je der Ansicht gewesen, daß jedem Volke irgend eine Staatsform aufgedrungen werden könne, und Niemand hat je ernstlich behauptet, daß politische Institutionen mit der Gewalt von Elementarereignissen über die Menschen hereinbrechen, ohne daß es ihnen frei stände, einzelne Staatsformen zurückzuweisen und andere ihren besonderen Bedürfnissen anzupassen. Dagegen wird selbst von den extremsten, den Staat als Maschine betrachtenden Doctrinären zugestanden werden müssen, daß, ist einmal die Maschine in Gang gesetzt, die Wahl und Ergänzung ihrer einzelnen Theile keine willkürliche mehr sein kann. Je nachdem das Räderwerk sich abnützt, wird es nach bestimmten Anweisungen und Vorschriften wieder ersetzt werden und dem noch Vorhandenen sich anpassen müssen. Nicht Wahl, sondern Nothwendigkeit hat über das „Wie" zu bestimmen. Nach ähnlichen Gesetzen regiert sich die Politik: Die Entwicklung des Staates wird durch seine Vergangenheit bedingt. Sich von ihr loszusagen, besitzt er weder die Macht noch das Recht. Der Kenner englischer Zustände weiß, daß die Reformbill von 1867, die Stimmrechtsbill von 1884 und die Wahlkreiseintheilung, die aller Wahrscheinlichkeit nach 1885 zum Gesetz erhoben werden wird, nothwendige Folgen der Reformbill von 1832 sind. Die Gründe, welche damals eine Aenderung der Constitution veranlaßten, sind am besten dazu geeignet, das Verständniß der heutigen Reformgesetzgebung zu vermitteln und eine richtige Beurtheilung derselben zu ermöglichen.

I.

Nach Beendigung des langen Kampfes gegen Napoleon betrug die Bevölkerungsziffer des Vereinigten Königreichs etwas mehr als 19 Millionen. Bei Beginn desselben waren es etwa 14 Millionen. Dieser Zuwachs erscheint um so merkwürdiger, wenn man den Bevölkerungsstand seines großen Rivalen damit vergleicht. Frankreich begann den Krieg mit einer Bevölkerung von 26,363,000 Seelen. Im Jahre 1817 war dieselbe auf 29,217,465 gestiegen, so daß also, während Großbritannien seine 14 Millionen um weitere 5 Millionen vermehrt hatte, in Frankreich die gleiche Einwohnerzahl nur einen Zuwachs von 1,500,000 aufweisen konnte[1]). Diese von 14 Millionen auf 19 Millionen gestiegene englische Nation hatte sich den Vorrang unter den Völkern erkämpft. Aber es war um einen hohen Preis geschehen.

Im Jahre 1792, dem letzten eines vollständigen Friedens, betrug die Gesammtschuld des Vereinigten Königreichs unbedeutend mehr als £ 239,650,000. Im Jahre 1815 war diese Schuld auf £ 861,000,000 gestiegen. Mit Herstellung des Friedens trat die Möglichkeit einer erheblichen Verminderung der jährlichen Ausgaben ein, die von 1792, wo sie die Summe von £ 20,000,000 nicht erreicht hatten, während der drei letzten Jahre des Krieges auf mehr als £ 100,000,000 im Jahre angewachsen waren. Solchen Verpflichtungen vermochten nur sehr hohe Steuern zu begegnen, hoch genug, um den Unglückspropheten jener Tage die Befriedigung zu gewähren, sich und Anderen den Zu-

[1]) Porter: „Progress of the Nation" p. 18.

sammenbruch des überbürdeten Gemeinwesens zu verkünden. Diese düstere Voraussicht erfüllte sich nicht. Zwar wuchs die Schuld, aber noch schneller als sie entwickelte sich der Reichthum der Nation in einer Weise, dem die Geschichte der Welt kaum etwas Aehnliches an die Seite zu stellen hat. In das Verdienst des Antheils an diesem ungeheuren Aufschwunge theilte sich die Reihe der Staatsmänner von Charles Montagu Lord Halifax und Sir Robert Walpole bis zum jüngeren Pitt. Einige der Ursachen, die ihn mit herbeiführten, gehören in das Bereich dieser Skizze. Die erste derselben war das mit Ausbreitung der englischen Seemacht zusammenhängende Monopol des Transports. Die Herrschaft auf dem Meere war nach langem Ringen der britischen Flagge gesichert, und weder Holländer noch Spanier konnten sie künftig mehr in Frage stellen. Der Muth und das Geschick britischer Seeleute unter Königin Elisabeth hatte sie in den Stand gesetzt, die Galeeren der Armada herauszufordern und zu schlagen, aber ihre vollständige Vernichtung war doch nicht ihr Werk, sondern das des Sturmes und der Wellen gewesen. Ein Jahrhundert später waren die Holländer Herren der Meerenge von Calais. Van Tromp pflegte mit einem Besen auf dem Mast hindurchzusegeln und obwohl ihn Blake in einer denkwürdigen Schlacht besiegte, blieb Holland so mächtig zur See, daß sein Admiral De Ruyter noch 1667 die Themse hinauffahren und Englands Hauptstadt insultiren konnte. Dann kam die Reihe an Frankreich, dessen Uebergewicht erst durch Russell's Sieg bei La Hogue gebrochen wurde, der die seitherige Reihe der maritimen Erfolge Englands eröffnete. Das achtzehnte Jahrhundert zählte Benbow, Rooke, Sir George Byng, Hawke, Anson, Parker und Rodney, die Spanier und Franzosen auf dem Ocean vor sich her jagten. Der Sieg hatte das Selbstgefühl des britischen Volkes in einem solchen Grade gesteigert, daß Admirale und Schiffscapitäne, die einen wenn auch noch so überlegenen Feind nicht angriffen und schlugen, bei der Heimkehr vor das Kriegsgericht gestellt und unbarmherzig erschossen wurden. So groß die Triumphe dieser Seehelden auch waren, sollten sie, bevor das Jahrhundert sich seinem Ende neigte, doch noch übertroffen werden. Zweimal gelang es Frankreich im Laufe des großen Krieges, die mächtigsten Flotten der Welt gegen England zu verbinden, und zweimal sah es dieselben vernichtet.

Lord Howe schlug die Franzosen Angesichts von Brest in der Schlacht, die in der englischen Geschichte als „der glorreiche erste Juni" verzeichnet steht. Lord St. Vincent siegte unfern des portugiesischen Caps, das ihm den Pairstitel gab, über die spanische Flotte; Lord Duncan zerstörte die holländische Flotte unweit von Camperdown. Dann vernichtete Nelson die französischen Geschwader an der Mündung des Nil und beschloß seinen Siegeslauf bei Trafalgar durch die Zerstörung der vereinigten Flotten von Spanien und Frankreich. Nach jenem Tage versuchte Napoleon noch einmal, die Suprematie Englands auf dem Meere durch ein Gegenbündniß zu erschüttern. Allein die dänische Flotte wurde vor Kopenhagen erobert, die russische ergab sich an der Mündung des Tagus, die britische Flagge beherrschte fortan widerstandslos die Meere und in unauflöslichem Zusammenhange damit stand der Aufschwung der Handelsmarine und die Anschwellung des Reichthums durch alle Zuflüsse des Welthandels.

Die Erfolge der Landmacht trugen das Ihrige zu diesen Resultaten bei.

Wellington's Siege auf der pyrenäischen Halbinsel steigerten das Selbstvertrauen der Nation kaum weniger, als Nelson's Triumphe auf der See. Der Uebergang über den Duero, die Einnahme von Badajos, die Schlacht von Salamanca packten die Einbildungskraft der Menschen und veranlaßten sie zur Anspannung der eigenen Kraft auf ihren verschiedenen Berufsgebieten. Es wurde Jedermann Gelegenheit geboten, dies Feld für seine individuelle Begabung zu wählen und in energischem Wettstreite um den Besitz der Güter zu ringen, die der Preis ausdauernder Beharrlichkeit sind. Inzwischen erweiterten der Unternehmungsgeist und die Politik großer Staatsmänner die Grenzen des Reichs. Mit Ausdehnung seiner Machtsphäre wuchs sein Handel: der Handel belebte die Industrie, und diese erweckte den Erfindungsgeist zu Gunsten der Vereinfachung und Vervielfältigung der Production. So viel auch die glänzenden Thaten englischer Admirale und Heerführer, die Staatsklugheit seiner Politiker zu Englands Größe beitrugen, darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Entdeckungen seiner Erfinder, das Geschick und die zähe Ausdauer seiner Mechaniker und Ingenieure kaum einen geringeren Antheil an derselben haben. Hargreave's, den Namen seiner Frau verewigende Spinnmaschine, Spinning-Jenny, Crompton's ähnliche Erfindung, Cartwright's Webemaschine steigerten das menschliche Schaffungsvermögen auf eine bis dahin nicht geahnte Weise. Gleichzeitig aber trat eine neue bewegende Kraft in Thätigkeit. Das Ausdehnungsvermögen des heißen Wassers war längst bekannt und schon im 18. Jahrhundert hatten sich einige denkende Köpfe mit der Möglichkeit beschäftigt, die Expansionskraft des Dampfes zu verwerthen. In seinem Zeitalter der Entdeckungen spricht der Marquis von Worcester von „der staunenswerthen und überaus wirksamen Art und Weise, Wasser durch Feuer in die Höhe zu treiben". Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde Dampf thatsächlich in Anwendung gebracht, um Wasser aus den Gruben und Bergwerken zu pumpen. Newcomen, ein Hufschmied in Dartmouth, erfand eine bereits ziemlich brauchbare Dampfmaschine. James Watt, Verfertiger mathematischer Instrumente zu Glasgow, gebührt das Verdienst, sie vervollständigt zu haben. Es ist hier nicht nöthig, ihre fernere Entwicklung zu verfolgen. Watt verband sich mit einem gewissen Boulton, Fabrikant zu Birmingham, und verbesserte in kurzer Zeit seine Maschine so wesentlich, daß der Gedanke, sie zur Fortbewegung zu verwerthen, bald bedeutende Fachleute beschäftigte.

Die Dampfmaschine war es, die den im Schoße der englischen Erde geborgenen Schatz an Mineralien hob. Das Eisen, unter allen das nützlichste, bietet der Bearbeitung so große Schwierigkeiten, daß es wohl ohne Zweifel als das letzte aller Metalle in den Dienst des Menschen getreten ist. Die Eisenminen Englands ruhten während Jahrhunderten. Zwar hatten schon die Römer Eisenwerke in Gloucestershire betrieben, aber nach ihnen lagen sie brach und das wenige Eisen, was auf der Insel in Gebrauch kam, wurde importirt. Die einzige Ausnahme bildeten die südlichen Grafschaften, wo der Holzreichthum die Schmelzer anzog, bis die Bedürfnisse des stets zunehmenden Schiffbaues die Grundbesitzer zu dieser vortheilhafteren Verwerthung ihrer Wälder veranlaßten und selbst das Parlament die Frage erwog, ob eine vollständige Einstellung der

Eisenwerke nicht im Interesse der Schonung der Forst- und Waldbestände geboten sei. Die Anwendung eines so drastischen Mittels erwies sich um so weniger nothwendig, als bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein gewisser Dudley die Möglichkeit der Schmelzung des Eisens durch Kohle dargethan hatte. Vorurtheil und Unwissenheit verzögerten die praktische Verwerthung seiner Erfindung bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo die Aufmerksamkeit sich der Sache wieder zuwandte. Die Wirkung auf die Eisenindustrie war eine ungeheure. Gegen Ende des Jahrhunderts betrug die Production des Landes noch kaum 20,000 Tonnen Eisen im Jahre; 1802 dagegen hatte Großbritannien bereits 168 Hochöfen, welche 170,000 Tonnen jährlich erzeugten. Die Production steigerte sich 1806 auf 250,000, 1820 auf 400,000 Tonnen, und betrug fünfzig Jahre später, also 1870, 6,000,000 Tonnen Eisen.

Den Fortschritten der Eisenindustrie entsprach selbstverständlich die Ausbeutung der Kohle. Jedoch hatte diese mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Grubenarbeiter war fortwährend der Gefahr schlagender Wetter ausgesetzt und so gut wie schutzlos den fürchterlichsten Katastrophen preisgegeben. Da gelang Sir Humphrey Davy im selben Jahr, das den Krieg gegen Bonaparte beendigte, die Construction der Sicherheitslampe, welche die Ausbeutung auch der schwierigsten Gruben unter ungleich günstigeren Bedingungen persönlicher Sicherheit ermöglichte und im selben Verhältniß die Entwicklung dieser Industrie steigerte.

Die europäischen Nationen wetteiferten damals mit einander, um den Herzog von Wellington mit Beweisen der Anerkennung und Dankbarkeit zu überschütten, welche die noch täglich sich mehrenden Zeugnisse der Geschichte als reichlich verdient erscheinen lassen. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Erfindungen der Hargreave, Arkwright, Crompton, Cartwright, Watt und Davy tiefere Spuren in der Welt zurücklassen werden, als alle Großthaten von Nelson oder Wellington, des vielgepriesenen Pitt und des so bitter verfolgten und doch so großen Warren Hastings. Die Spinnmaschine und die Sicherheitslampe sind von Millionen von Engländern benutzt worden, die kaum eine klare Vorstellung von Torres-Vedras haben, die Jahreszahl von Trafalgar und Vittoria nicht anzugeben vermögen und nie eine Silbe von Impey oder dem großen Proceß in Westminster Hall vernommen haben.

Die erwähnten Erfindungen ergänzten sich gegenseitig: Watt ersetzte die beschränkte menschliche Kraft durch die fast unbeschränkte Macht des Dampfes; Davy lieferte ihm die nothwendigen Bedingungen seiner Forterzeugung und die Kohle revolutionirte die Welt durch Eisen und Dampf.

Die nächste Folge des Geschehenen in England selbst war eine Migration der Bevölkerung nach den Kohlenfeldern. Bis dahin volkreiche, blühende Städte wurden verlassen, der Einfluß der landwirthschaftlich überwiegenden südlichen Grafschaften sah sich durch die wachsende Bedeutung des englischen Nordens zurückgedrängt, und nicht nur wirthschaftlich, sondern auch politisch war ein Umschlag der Dinge um so weniger zu vermeiden, als die vollständige Umgestaltung der Verkehrsmittel der Neuvertheilung der Bevölkerung fördernd entgegenkam.

Es ist allbekannt, wie in früheren Zeiten die Flüsse es waren, welche die Ansiedlungen bestimmten und die eigentlichen Verkehrsadern des Landes bildeten. Die englischen Flüsse, als der Schiffahrt ganz besonders günstig, sahen daher auch die blühendsten Städte an ihren Ufern entstehen. In den Tagen Karl's II. stritten, nach London, Bristol und Norwich um den Vorrang. Dann folgten York, die Capitale des Nordens, und Exeter, die des Westens. Jede dieser Städte beherrschte einen der großen Flüsse, die Reichthum und Wohlfahrt zu ihren Thoren trugen, und mit der Richtung des Handels und Verkehrs auch die Schwerpunkte geistiger und politischer Macht bestimmten. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts veranlaßte das Vorgehen eines großen aristokratischen Patrioten die erste Abweichung von diesen durch die Natur vorgezeichneten Wegen.

Die Geschichte des Herzogs von Bridgewater ist eigenthümlich genug, um wohlbekannt zu sein. In seiner Jugend bereiste er den Continent und besuchte die verschiedenen Höfe und Hauptstädte von Europa, wie es sich damals für einen jungen Edelmann aus großem Haus, der auf Bildung Anspruch erhob, geziemte. Dann kehrte er in die Heimath zurück und warf sich in den Strudel der großen Londoner Welt. Im Kranze weiblicher Schönheit jener Tage glänzten unübertroffen drei Schwestern Gunning. Die älteste derselben heirathete Lord Coventry, die jüngste den Herzog von Hamilton, und zwar unter eigenthümlichen Umständen. Die Trauung erfolgte in einer kleinen Capelle von Mayfair zur Mitternachtsstunde: ein Vorhangreif versah die Stelle des Eherings. Bald nachher starb Hamilton, und der Herzog von Bridgewater bewarb sich um die Hand seiner Wittwe. Es schien Alles in Ordnung, da kamen dem Bräutigam Dinge über Lady Coventry zu Ohren, die ihn veranlaßten, seiner künftigen Gemahlin den Verkehr mit dieser Schwester zu untersagen. Lieber als die Bedingung einzugehen, entsagte die Herzogin von Hamilton der Verbindung mit Bridgewater und wurde später Herzogin von Argyll.

Ihr enttäuschter Bewerber gab die Hauptstadt und die Gesellschaft auf und lebte einsam mit seinen Gedanken auf seinen Gütern. Unter den Erinnerungen, die ihn beschäftigten, kehrte die an den Canal von Languedoc häufig wieder, durch welchen Pierre Riquet de Bonrepos den atlantischen Ocean mit dem Mittelmeer verbunden hatte. Bridgewater beschloß, für sein Land etwas Aehnliches zu unternehmen, und es gelang ihm, das Größte zu vollbringen, was die Thatkraft einer bloßen Privatperson sich jemals in dieser Richtung vorgesetzt hat.

Die Emporien des Handels, Manchester und Liverpool, an den beiden Ausmündungen seiner großen Wasserstraße, sind das Denkmal seines Ruhmes.

Es ist nicht das geringste Verdienst solcher Unternehmungen, Nachahmer zu erwecken und zu anderen gemeinnützigen Leistungen anzuregen. Bald nachher wurden Mersey und Trent verbunden; schiffbare Canäle, mit einer Gesammtlänge von etwa 2600 Meilen, durchschnitten das Land nach allen Richtungen, und selbst der nüchterne, ernste Sir James Mackintosh läßt sich zur Bemerkung hinreißen, daß der Aufwand an Arbeit für Englands Docks, Canäle und ähnliche Bauten bloß in der Zeit zwischen 1760 und 1810 größer ist als derjenige,

den der Orient an den Bau der Pyramiden oder China an die Errichtung der berühmten Mauer verschwendete[1]).

Kaum geringer war der Aufschwung, den Handel, Verkehr und Gewerbe der Herstellung, Verbesserung und Vermehrung der Straßen verdankte. Befremdend wie das auch scheinen mag, gehörte gerade der Straßenbau zu den Dingen, die das moderne Europa am längsten entbehrte und in manchen Ländern und Gegenden noch heute vermißt. Für die Römer waren die Militärstraßen und die Anlage eines Netzes von Verkehrswegen in allen eroberten Provinzen des Reiches das, was die Eisenbahnen für das zeitgenössische England oder die Wasserstraßen für China sind. Sie waren ihnen zugleich Schutzwehr und Vermittlung der Einheit und Zusammengehörigkeit ihrer Weltmacht. Das Mittelalter dagegen ließ die Kunst des Straßenbaues in Verfall gerathen. In England sanken ehemalige Heerstraßen zu bloßen Saumpfaden herab, auf welchen nicht Raum genug für zwei einander begegnende Fuhrwerke zu finden war, die der Regen im Sommer in Pfützen verwandelte, während man zu anderen Jahreszeiten bei Benutzung derselben zu Pferd und Wagen seinen Hals riskirte. In dem Capitel seiner englischen Geschichte, welches das werthvollste dieses Werkes ist, beschreibt Macaulay, wie der Alterthumsforscher Thorseby während der Restauration ganz in der Nähe von York sich verirrte, Pepys und seiner Gattin unweit der Stadt Reading ein Gleiches widerfuhr; ein Vicekönig von Irland nicht mehr als vierzehn englische Meilen in fünf Stunden zurückzulegen vermochte und Prinz Georg von Dänemark gar nur deren neun in sechs Stunden. Das war im 17. Jahrhundert, und kaum besser sah es im 18. Jahrhundert aus. Daniel De Foe, der Verfasser des „Robinson Crusoe", ging 1720 mit seinen kühnsten Wünschen nicht über das Verlangen hinaus, es möge wieder so werden, wie zur Zeit der Römer, und achtzig Jahre später wurde im größten Theil von England die Post noch mit reitenden Boten befördert, weil Wagen der schlechten Straßen halber nicht vom Fleck kamen. Da auch die Brücken entweder ganz fehlten oder in sehr mangelhaftem Zustande sich befanden, so genügte ein Hochwasser, um auch bedeutende Städte von jeder Verbindung zu isoliren. Erst mit Beginn des 19. Jahrhunderts wurde das anders, und in der Zeit zwischen 1802 und 1820 legte man über tausend Meilen Straßen an. Thomas Telford, ein armer Hirtenknabe, der einzige Sohn einer Wittwe, aber so energisch und begabt, daß es ihm gelang, ein vorzüglicher Ingenieur zu werden, baute allein nicht weniger als 1200 Brücken. Nun wurde es möglich, im Lande umherzureisen, die Bevölkerung gerieth in Bewegung, der Postdienst wurde vervielfältigt, die politische Discussion kam in Fluß, und Städte, die während hunderten von Jahren in märchenhaftem Schlaf gelegen zu haben schienen, erwachten plötzlich zu thätiger Theilnahme an den Interessen des Tages.

Man glaubte eine neue Culturepoche begonnen und den Fortschritt auf wirthschaftlichem Gebiete vorläufig wenigstens erschöpft, als die Entdeckung

[1]) Sir James Mackintosh: „History of England", II, 78, und Walpole: „History of England", I, 83.

folgte, vor welcher Eilwagen und Barke auf immer zur Bedeutungslosigkeit herabsanken.

Fulton in Amerika und Bell in Schottland wandten beinahe gleichzeitig die Dampfkraft auf die Schiffahrt an. Henry Bell war in Linlithgowshire von armen Eltern geboren und in einer Dorfschule erzogen worden, worauf er bei seinem Onkel, einem Mühlenbauer, in die Lehre trat. Als er später mit einer Wirthin in der Nähe von Glasgow sich verheirathet hatte, begann er dort Mechanik zu treiben, um das Problem der Treibkraft des Dampfes zur Fortbewegung von Schiffen zu lösen. Vor Beendigung des Feldzugs in Spanien fuhr sein erster kleiner Dampfer, „Comet" genannt, die Clyde hinab. Von da an ging es rasch weiter. Noch 1814 zwar gab es im ganzen britischen Reiche nur zwei Dampfer, mit einem Gehalt von 456 Tonnen, aber zehn Jahre später zählte man deren 126 mit 15,739 Tonnen. Wieder zehn Jahre nachher, 1834, gab es 461 Dampfer mit 50,735 Tonnen; 1844: 988 Dampfer mit 125,675 Tonnen, 1874 deren 4033 mit 1,870,611 Tonnen für das Vereinigte Königreich. Am Schluß des Jahres 1882 waren 5814 Dampfschiffe mit 3,335,215 Tonnen eingetragen, und das mit Ausschluß aller Kronländer und Colonien, und nur mit Inbegriff der Canalinseln[1]). Einige Jahrzehnte nach der ersten Anwendung der Dampfkraft zur Fortbewegung der Schiffe gelang es dem Genius von George Stephenson, dasselbe Resultat zu Lande zu erzielen, und an einem denkwürdigen 15. September im Jahre 1830 ging der Bahnzug mit Personenbeförderung, der erste der Welt, von Liverpool nach Manchester. Das Schicksal ließ dieses Ereigniß nicht geschehen, ohne seinen Tribut zu erheben. Unter den zahlreichen Eingeladenen befanden sich der Herzog von Wellington und Sir Robert Peel. Huskisson, den Liverpool kurz zuvor als seinen Vertreter in das Parlament gewählt hatte, entschloß sich, obwohl etwas leidend, bei dieser Gelegenheit anwesend zu sein und seinen Frieden mit dem Herzog zu machen, der nicht lange vorher einen Streit mit ihm angefangen hatte. An der Versöhnung war viel gelegen, denn Huskisson stand im Lande in hoher Achtung und war der Führer einer Gruppe von ebenso verständig als patriotisch gesinnten Männern.

Acht Locomotiven dampften an der Spitze ebenso vieler Züge aus dem Bahnhof von Liverpool. Ganz in der Nähe der Stadt, in Parkside, hielten sie, um Wasser einzunehmen. Mehrere Personen, obwohl gewarnt, es nicht zu thun, stiegen aus den Waggons, unter ihnen Huskisson, der auf den Wagen des Herzogs von Wellington zuschritt und ihm die Hand entgegenhielt, welche dieser sogleich ergriff und warm schüttelte. Das Publicum brach in lautes Beifallsrufen aus, und selbst der eiserne Herzog war sichtlich bewegt. Da wurde plötzlich gerufen, es brause ein anderer Zug heran, und die Ausgestiegenen beeilten sich, ihre Plätze wieder einzunehmen. Ein Gleiches that Huskisson, aber auf halbem Wege bedachte er sich anders und kehrte wieder um. Die Waggonthür des Herzogs stand noch offen und er wollte die Fahrt mit ihm fortsetzen. Huskisson war über sechzig Jahre alt und schwerfällig. Der Herzog war eben im Begriff, ihm beim Be-

[1]) S. Walpole: „History of England", I, 92.

steigen des Wagens behilflich zu sein, als er ausglitt, fiel, und der indessen heranfahrende Zug über ihn wegging. Er durchlebte noch einige fürchterliche Stunden, bevor der Tod ihn erlöste. Sein Ende war auch in politischer Beziehung eine Calamität zu nennen. Auf seine Schultern war der Mantel von Pitt und Canning gefallen. Er war ein Meister in Finanzsachen und seine Beziehungen zu den industriellen Classen, seine erfahrene Klugheit bezeichneten ihn als einen der nützlichsten und schätzbarsten Rathgeber in dem sich vorbereitenden Sturme.

Das Eisenbahnnetz, das mit dieser Bahn zwischen Liverpool und Manchester begann, hat seitdem einen alle Voraussetzungen umstoßenden Umfang erreicht. Ohne auf seine Entwicklung hier weiter einzugehen, möge der Hinweis auf die eine Thatsache genügen, daß am 31. December 1883 im Vereinigten Königreich 18,681 Meilen Eisenbahnen in Betrieb standen. Sie repräsentirten in jenem Jahr ein Capital von 784,921,312 £, eine Totaleinnahme von 68,210,052 £, oder 3,612 £ pro Meile, und beförderten, mit Ausschluß der Besitzer von Saisonknoten, deren Zahl besonders in der Nähe von London eine sehr beträchtliche ist, nicht weniger als 683,718,137 Passagiere.

Im Jahre 1830 ließ sich die Zukunft in dieser Beziehung auch nicht annähernd voraussehen, aber die durch Entwicklung der Handelsmarine, die kriegerischen Erfolge und die gemachten Erfindungen herbeigeführten Veränderungen lagen bereits klar vor Augen und bewirkten eine tiefgreifende Umgestaltung der Verhältnisse Englands. Manchester verdoppelte seine Bevölkerung in 27 Jahren[1]). Die Einwohnerschaft von Liverpool, die 1801 aus 79,722 Seelen bestand, zählte bei Beendigung des Krieges deren 116,000; 1821 aber betrug sie 131,801. Glasgow bestand ursprünglich aus einer, um die ehrwürdige, malerische Cathedrale gesammelten Häusergruppe, und ist den Freunden englischer Literatur am besten aus den Schilderungen in „Rob Roy" und dem merkwürdigen Abenteuer des jungen Ostaltistone in der Crypte jener Kirche bekannt. Die erste Quelle seines Reichthums eröffnete ihm der Salmenfang in der Clyde. Nach und nach barg es innerhalb seiner Mauern die Gewerbthätigkeit und Industrie vieler Städte auf einmal. Es sah die Vervollkommnung der Erfindung von Watt und begrüßte den ersten Dampfer von Europa. Seine Bevölkerung vermehrte sich, seinen Bedürfnissen und Hilfsquellen entsprechend, von 10,000 Einwohnern am Anfang des 18. Jahrhunderts auf 750,000 Einwohner, die es heute besitzt.

Während dieser beispiellosen Thätigkeit auf industriellem Gebiet, in Handel und Verkehr, war die politische Maschinerie, durch welche das Land regiert wurde, wenig oder nicht verändert worden. In den Tagen Wilhelm's IV. war das Unterhaus noch ganz so zusammengesetzt wie in jenen von Wilhelm und Marie. Große Städte, wie unter anderen Manchester und Birmingham, besaßen gar keine Vertretung, und wenn die Verfassung überhaupt erhalten werden sollte, so war eine Veränderung in der Zusammensetzung der Commons keine Meinungssache mehr, sondern einfach eine Nothwendigkeit.

---

[1]) S. Walpole: „History of England", I, 102.

II.

Das englische Repräsentativsystem hat nie nach theoretischer Vollkommenheit gestrebt. Sein Hauptzweck war der, Vertreter aller derjenigen Localitäten zusammen zu berufen, die am besten im Stande waren, der Krone Hilfe, Beistand und Steuern zu gewähren. Daraus ergab sich als nothwendige Consequenz die Vertretung der Grafschaften, der großen und kleinen Städte, im Verhältniß zu ihrem Reichthum, ihrer Bevölkerungszahl und Bedeutung, Factoren, denen in früheren Zeiten auch stets als der eigentlichen Basis der Repräsentation Rechnung getragen worden ist. Jedesmal, wo ein neues Unterhaus gewählt wurde, bestimmte die Krone diejenigen Oertlichkeiten, die Deputirte zu wählen hatten. In der Hauptsache waren es immer dieselben; aber von Zeit zu Zeit geschah es doch, daß eine oder die andere Stadt von der Wahlliste gestrichen wurde. Mit dem Fortschritt der Cultur geriethen, wie schon bemerkt, einzelne dieser Städte in Verfall, während unbedeutende Ortschaften sich zu wichtigen, einflußreichen Gemeinwesen emporarbeiteten. Diese Ungleichheiten und Veränderungen würden ohne Zweifel berücksichtigt worden sein, wenn die Prärogative der Krone, das Wahlrecht zu gewähren oder zu entziehen, erhalten geblieben wäre. Dieses Recht war aber unter der Regierung Karl's II. bei Seite geschafft worden. Die Constitution des Unterhauses gerieth in ein Stadium der Unbeweglichkeit und es fehlte die Maschinerie, die es in den Stand gesetzt haben würde, gleichen Schritt mit dem Fortschreiten der Nation zu halten. Die stets sich steigernden Ungleichheiten wurden nicht mehr corrigirt und zur Zeit der Wiener Verträge hatten sich bereits die ungeheuerlichsten Verhältnisse ausgebildet.

Das Unterhaus zählte damals 658 Mitglieder, von welchen England 489, Irland 100, Schottland 45 und Wales 24 zu wählen hatten. Am unverhältnißmäßigsten war England selbst bedacht. Die zehn südlichen Grafschaften, Cornwall, Devonshire, Dorsetshire, Somersetshire, Wiltshire, Hampshire, Sussex, Kent, Berkshire und Surrey hatten zusammen eine Bevölkerung von 2,900,000 Seelen und schickten, Alles in Allem genommen, 237 Mitglieder ins Parlament. Die dreißig übrigen englischen Grafschaften, mit einer Bevölkerung von 8,350,000 Seelen, wählten 252 Vertreter. Das war aber noch nicht Alles. Cornwalls Bevölkerung betrug etwa 250,000 Menschen, die von Schottland 2,100,000. Letzteres zählte 45 Mitglieder im Unterhaus; Cornwall allein hatte davon 44. Siebenzig Vertreter der Commons wurden von Oertlichkeiten entsendet, wo die Wahl bloße Formsache war; wieder Andere vertraten 46 Plätze, von welchen keiner fünfzig Wähler zählte. Siebenunddreißig Mitglieder des Unterhauses wurden in Wahlkreisen von nicht hundert Wählern aufgestellt.

Von den englischen und walisischen Abgeordneten hatten die Regierung oder einzelne Persönlichkeiten 172 direct zu ernennen; die Wahl von 137 anderen hing ganz von denselben Einflüssen ab, so daß diese beiden Factoren entweder direct oder indirect über 309 von den 489 Parlamentssitzen für England und Wales verfügten. Was nun Schottland betraf, so ist es wohl keine Uebertreibung, zu sagen, daß es gar nicht vertreten war, denn über die Wahl seiner 45 Vertreter entschieden thatsächlich 35 Personen[1]). Von den 100 irischen Mitgliedern des

[1]) Walpole: „History of England" I, p. 136.

Unterhauses wurden 51 von 36 Pairs, weitere 20 von 19 mächtigen und einflußreichen Edelleuten ernannt. Hält man alle diese Thatsachen zusammen, so gelangt man zum Resultat, daß 424 von den 658 Mitgliedern des Unterhauses ihre Ernennung dem Willen oder Einfluß von 252 Patronatsinhabern verdankten.

Die Stellung der alten Wahlflecken wird am besten durch einige Beispiele verständlich. Beeralston, das Lord Beverley gehörte, besaß ein einziges Haus, das über 10 £ werth war. Corfe Castle, der Besitz von Mr. Bankes, bestand aus einer alten Ruine, von einigen Häusern umgeben. Bramber, Lord Calthorpe's Eigenthum, war eine Ansiedelung von etwa hundert ländlichen Arbeitern. Lord Monson's Wahlflecken, Gatton, war einfach ein Park, Lord Caledon's Besitz von Old Sarum ein grüner Hügel, Lord Huntingfield's Flecken von Dunwich lag seit Jahrhunderten im Meeresschoß begraben. Alle diese Plätze waren im Parlamente vertreten, und, im Gegensatz dazu, waren Manchester und Birmingham unvertreten.

Die verschiedenen Besitzer der Wahlflecken machten von ihren Rechten auch einen sehr verschiedenen Gebrauch. Einige derselben verkauften sie einfach. Dieser Mißbrauch, obwohl von Alters her bekannt, spielte doch erst seit Karl II. eine Rolle im öffentlichen Leben. Die Eroberung von Indien und die große industrielle Entwicklung des Reiches gaben ihm neuen Schwung. Viele, die in den bescheidenen Vermögensverhältnissen jüngerer Söhne aus großen Häusern das Land verlassen hatten, kehrten mit fürstlichen Vermögen zurück. Andere waren zu Hause durch Industrie und Handel reich geworden. Nichts erschien ihnen aber begehrenswerther, als die sociale Stellung und Auszeichnung, die ein Parlamentssitz verlieh, und so stieg denn auch der Preis der Wahlflecken entsprechend in die Höhe. Der Versuch, der Sache durch Repressivgesetze ein Ende zu machen, scheiterte, denn das Gesetz wurde umgangen. Das gezahlte Geld floß auch keineswegs immer in die Tasche des Patronatsherrn.

In seiner vortrefflichen Geschichte Englands erwähnt Mr. Walpole, wie z. B. Lord Mount Edgecumbe die ihm für seine über zwei Sitze verfügenden Wahlflecken Lostwithiel gegebenen Summen unter die zwanzig oder dreißig Wähler desselben, dann zu öffentlichen Zwecken, und endlich zur Bestreitung der localen Abgaben vertheilte; nur was dann noch blieb, behielt er für sich selbst.

Derselbe Unterschied, wie in der Zahl der Wähler, herrschte auch in Bezug auf das Wahlrecht selbst, welches in den verschiedenen Oertlichkeiten auch nach verschiedenem Brauch ausgeübt wurde.

Nach gemeinem Recht und altem Herkommen wählte jeder innerhalb eines Wahlfleckens ansässige Hausbesitzer; aber in einigen dieser Oertlichkeiten waren Gebräuche aufgekommen, welche dieses alte, auf dem Hause ruhende Wahlrecht wieder beschränkten oder darüber hin ausdehnten. Es wurde zuweilen an manchen Orten allen Denjenigen zugestanden, welche Gemeindeumlagen zahlten. Man nannte diese Art Wahlberechtigung „Custom of scot and Lot". Wieder in anderen Wahlflecken herrschte allgemeines Stimmrecht, von welchem nur diejenigen ausgeschlossen waren, die Unterstützung von der Gemeinde erhielten. Dann gab es Orte, in welchen das Wahlrecht auf Solche beschränkt war, die ein vollständig

freies, unbewegliches Eigenthum besaßen[1]), während wieder andere es nur Denjenigen zustanden, die auf königliche Privilegien begründete corporative Rechte inne hatten. Manchmal trat auch eine Combination verschiedener solcher Bedingungen und ihre Abhängigmachung von besonders hinzugefügten Clauseln ein.

Der Schwerpunkt der öffentlichen Meinung Englands lag vor 1832 in den Grafschaften. Eine Parlamentsacte, vom achten Regierungsjahr Heinrich's VI. datirt, die heute noch zu Recht besteht, und von deren Aufhebung keine Rede ist, bestimmt, daß jeder Mann, der freies Land oder freies unbewegliches Eigenthum im Werth von jährlich vierzig Schillingen in Besitz hat, auch das Recht zu wählen haben soll. Diese Bestimmung erstreckte sich demnach auf die Yeomanry, den alten, englischen Bauernstand.

Die Wirkung dieses Gesetzes war unerachtet der Ausdehnung, die es dem Wahlrecht gab, durchaus keine demokratische. Die dem Engländer angeborene Achtung und Vorliebe für die Illustration der Geburt, seine zähe Anhänglichkeit an alle althergebrachten Gebräuche und Ueberlieferungen, die Dankbarkeit, die er im ganzen Verlauf seiner Geschichte, mit einigen wenigen Ausnahmen freilich, Denjenigen erwiesen hat, die dem Staate in hervorragender Weise dienten, alle diese wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters kamen jetzt dem Einfluß der Aristokratie und hervorragender Mitglieder unbetitelter alter Geschlechter zu Gute, und in vielen Fällen waren sie es, die in den Grafschaften die zu wählenden Persönlichkeiten bestimmten.

Sehr verschieden von diesen Verhältnissen waren die Zustände in Schottland. Dort gab es gar kein Wahlrecht für das Volk. Das Wahlrecht der Grafschaften aber war in den Händen der Besitzer directer Kronlehen, sogenannter „superiorities". Jeder Inhaber einer solchen, die 400 £ im Jahr einbrachte, verfügte über eine Stimme, und die Kronlehen waren in Folge dessen auch dem Werth eines Einkommens von 400 £ entsprechend parcellirt, um ihren jeweiligen Nutznießern ebenso viele Stimmen zu sichern. Der Inhaber eines Kronlehens hatte möglicher Weise gar keinen Grundbesitz in der Grafschaft; er brauchte nicht in ihr zu residiren, aber er allein übte das Stimmrecht aus. Nach Sir Erskine May betrug die Zahl sämmtlicher Wähler in den schottischen Grafschaften 1831 nicht mehr als 2500 und die der 36 Wahlflecken 1440. Somit überstieg die Gesammtheit der schottischen Wähler nicht die Ziffer von 4000[2]). Das Ergebniß war zuweilen merkwürdig genug. Die zwei ersten und volkreichsten Städte des Königreichs, Edinburgh und Glasgow, hatten je 33 Wähler. Die Grafschaft Argyll, mit einer Einwohnerschaft von 100,000 Seelen, hatte 115 Wähler, von welchen 84 nicht residirten und auch in der Grafschaft keinen Grund und Boden besaßen. Die Grafschaft Inverneß mit einer Bevölkerungsziffer von 90,000 Menschen hatte 88 Wähler, von welchen 50 abwesend. Die 14,000 Menschen zählende Grafschaft Bute, mit 21 Wählern, besaß unter diesen nur einen einzigen in der Grafschaft Ansässigen, was ein Beispiel unfreiwilliger Komik veranlaßte, das der Lord-Advocat von Schottland 1831 im Unterhaus zur Sprache brachte. Bei

[1]) S. Stubbs: „Constitutional History of England", I, 409.

[2]) Sir Th. Erskine May: „Constitutional History of England", I, 295.

einer Wahl in Bute war außer dem High Sheriff und einem seiner Beamten nur ein Wähler anwesend. Dieses einzig in seiner Art zu nennende Individuum nahm feierlich Besitz vom Präsidentenstuhl, erklärte den Wahlact als eröffnet, verlas die Namen der Wähler, beantwortete den Aufruf seines eigenen, wählte sich hierauf selbst, befragte sich um seine Zustimmung, ertheilte sich dieselbe und ward im eigentlichsten Sinne des Wortes einstimmig gewählt. Das System selbst war vor der Union mit der englischen Krone in Kraft gewesen und seither vom Parlament nicht beanstandet worden.

Anders lagen die Dinge in Irland. Vor der Union mit England hatte das britische Parlament nichts mit der Frage des irischen Stimmrechts zu schaffen. Zur Zeit der Union nahm Mr. Pitt die Gelegenheit wahr, um bei Regelung dieser Angelegenheit eine Anzahl kleiner Wahlflecken als solche aufzuheben, aber auch das Wahlrecht größerer Städte wurde durch allerlei Beschränkungen illusorisch gelassen. In Belfast, Carlow, Wexford und Sligo unter anderen übertrug man es zwölf selbstgewählten Bürgern. In den Grafschaften blieb der Einfluß der Großgrundbesitzer überwiegend. Im Interesse seiner politischen Macht förderte der Gutsherr die Vertheilung großer in kleinere Pachtgüter, denn nach irischem Gesetz war der freie Besitz des Bodens zur Ausübung des Wahlrechts nicht erforderlich, und über die Stimme des abhängigen Pächters verfügten entweder der Gutsherr oder der Pfarrer. Die Hälfte der Vertreter Irlands im Unterhaus bestimmten demnach fünfzig oder sechzig seiner Großgrundbesitzer, und die Parlamentswahlen in den Grafschaften waren im Allgemeinen bloße Formsachen: das Ergebniß war im Voraus bekannt.

III.

Diese Zustände boten hinreichend Gelegenheit zu den mündlichen und schriftlichen Angriffen politischer Gegner, und sie wurden ihnen im Parlament und sonst nicht erspart. Wer heute an sie zurückdenkt, wird sich sagen müssen, daß das Regierungssystem, unter welchem die kleine Insel im Ocean sich zu einem Reich entwickelte, innerhalb dessen Grenzen die Sonne nicht untergeht und dessen Ruhm, die Mutter von Nationen geworden zu sein, keine etwaigen Niederlagen oder Katastrophen mehr verringern können, auch unvergleichliche Vorzüge gehabt haben muß. Montesquieu hat es bewundert; Mirabeau erkannte es an; die Staatsmänner der amerikanischen Union bestrebten sich, etwas Aehnliches ihrem werdenden Staate zu sichern[1]). Lange nach der Trennung von England unterhielten sich zwei dieser Staatsmänner, Alexander Hamilton und Adams, eines Tages über verschiedene Constitutionen und Regierungsformen. Adams sprach sich dahin aus, daß seiner Meinung nach die britische Verfassung nicht nur die beste unter allen bestehenden, sondern überhaupt die beste sei, die die Welt je gesehen habe. Sie würde vollkommen sein, fügte er hinzu, wären nur ihre Anomalien nicht. „Ich stimme Ihnen bei," entgegnete Hamilton; „aber wenn eben diese Anomalien nicht beständen, so wäre sie eine unmögliche Verfassung." In ähnlichem Sinne haben sich die größten und weisesten Männer ausgesprochen, und

[1]) Siehe den vorzüglichen Artikel: „The Constitution of the United States", in der „Quarterly Review", Januar 1884.

dabei auf Vortheile und bewegende Kräfte verwiesen, die um so mehr erwähnt zu werden verdienen, als sie zu verschwinden drohen.

Vor Allem ist zu bemerken, daß, wenn die Aristokratie über eine gewaltige parlamentarische Macht verfügte, sie dabei ganz wohl wußte, wie sehr ihr eigenes Interesse einen klugen Gebrauch davon zu machen gebot. Die Gesetzgebung, die auswärtigen Angelegenheiten, die Finanzen mußten besorgt, und gut besorgt werden, und mit Begünstigung der eigenen Familienmitglieder war die Sache nicht abgethan. Wenn Parlamentssitze ohne die Mühe und Ausgaben einer Wahl zu vergeben waren, muß auch daran erinnert werden, wie oft sie großen, genialen Menschen zum Ausgangspunkt ihres Wirkens dienten. Die Politik ward zum glänzenden Beruf. Vielversprechende junge Leute wurden beinahe noch als Knaben in den öffentlichen Schulen aufgefordert und darauf vorbereitet, die Geschicke des Staates zu lenken. Die Universität zu Oxford oder Cambridge vollendete für sie, was die Schule begonnen hatte, und beim Eintritt ins Leben fanden sie vermittelst ihrer Freunde und Lehrer die Wege zu den öffentlichen Aemtern durch einen Sitz im Unterhaus geebnet. Dies erklärt den außerordentlichen Reichthum Englands an staatsmännischen Capacitäten. Die verfügbaren Wahlflecken hoben nicht wenige derselben aufs Schild. Pelham mit 22 Jahren vertrat Seaford; Lord Chatham, ein flotter junger Fähndrich, verdankte mit 26 Jahren den Eintritt ins politische Leben dem grünen Hügel von Old Sarum. Sein berühmter Sohn, William Pitt, begann seine Laufbahn mit 21 Jahren als Vertreter der kleinen Ortschaft Appleby, dem Besitz von Sir James Lowther. Mr. Fox vertrat als neunzehnjähriger Jüngling den kleinen Flecken Midhurst; der zweiundzwanzigjährige Canning wurde, auf Verwendung von Pitt, für Newport, der einundzwanzigjährige Sir Robert Peel für Cashel, der ebenfalls noch nicht 21 Jahre alte Lord John Russell für Tavistock gewählt. Die Genannten wurden alle Führer des Unterhauses, fast alle erste Minister. Viele dieser kleinen Wahlflecken wurden 1832, andere 1867 geopfert. Was übrig blieb, wird dieses Jahr folgen. In der Zahl ist Newark, das vor fünfzig Jahren unter dem Patronat des Herzogs von Newcastle dem damals dreiundzwanzigjährigen Mr. Gladstone die Thore des Unterhauses öffnete.

Solche Ergebnisse wogen in praktischer Beziehung manchen theoretischen Fehler des alten Systems auf. Sie ermöglichten eine zusammenhängende Politik. Sie förderten den Genius. Sie erwarben dem aristokratischen Regiment alle Vortheile der Popularität und das Talent junger Staatsmänner, die, aus dem Volke stammend, doch zugleich zur Politik herangebildet waren. Der Marquis von Rockingham verdankte dem hohen persönlichen Ansehen, in dem er stand, und seinen staatsmännischen Eigenschaften die Führerschaft seiner Partei und die zweimalige Leitung der Regierung. Die Herzöge von Grafton und von Portland bekleideten den letzteren Posten nur nominell. Lord Shelburne war das Haupt eines großen Hauses, aber seine Begabung hätte dieser Auszeichnung entbehren können. Mit diesen vier Ausnahmen stand keiner der fünfunddreißig Staatsmänner, die in der Zeit zwischen dem Sturz des Herzogs von Newcastle, 1762, und der Bildung der Administration von Lord Grey, 1830, nach der

Reihe die Stelle eines ersten Ministers bekleideten, einem der großen territorialen Geschlechter der englischen Aristokratie vor.

Es möchte scheinen, als ob derartige Erwägungen den Staatsmännern, welche die erste Reformbill durchsetzten, nicht gegenwärtig genug gewesen wären. Andererseits muß zugestanden werden, daß ihre Aufgabe eine sehr schwierige war. Das Schiff des Staates mußte während rasender Stürme durch einen engen, gefährlichen Canal hindurch gesteuert werden, und daß es ohne Havarien gelang, ist vor Allem das Verdienst von Lord Grey und seines festen Entschlusses, eine entsprechende Lösung herbeizuführen, ohne revolutionären Rathschlägen sein Ohr zu leihen. Die Bill, die am 7. Juni 1832 die königliche Sanction erhielt, steht denn auch in der englischen Geschichte als ein Markstein, wie die Magna Charta, die Habeas Corpus-Acte oder die Bill of Rights solche gewesen sind. Sechsundfünfzig Wahlflecken verloren ihr Stimmrecht gänzlich: sie hatten bis dahin 111 Sitze im Parlament besetzt. Einunddreißig Wahlflecken ernannten künftig nur je einen, statt, wie bisher, zwei Vertreter. Dagegen wurden 22 neue Wahlflecken mit dem Recht, je zwei Deputirte zu ernennen, und 24 solche mit je einem Deputirten geschaffen. Fünfundsechzig neue Sitze wurden den Grafschaften gegeben und die übrigen verfügbaren Sitze zwischen Schottland und Irland vertheilt, von welchen letzteres die Zahl seiner Vertreter um fünf vermehrt erhielt. — Die Aufhebung von Wahlflecken und Neuschaffung anderer bildete die Grundlage der Maßregel von 1832. Aber darauf blieb sie nicht beschränkt. Die alten, volksthümlichen Wahlbestimmungen in den Wahlflecken wurden bei Seite geschoben und dafür festgesetzt, daß ein Jeder Wähler sein solle, der volljährig, keinem gesetzlichen Hinderniß unterworfen, im Wahlbezirk ansäßig und entweder Besitzer oder Miether eines Hauses im Werth von mindestens £ 10 im Jahr sei. Für die Grafschaften blieben die alten Wahlbestimmungen bestehen, aber das Wahlrecht wurde auf alle Personen männlichen Geschlechtes ausgedehnt, die Land in Erbpacht, im Betrage eines reinen Einkommens von jährlich £ 10 hatten; Inhaber langjähriger Pachtverträge waren ebenfalls mit einbegriffen. Das Schema der Regierung war auf der Theorie begründet, daß die Vertretung der Grafschaften eine directe Vertretung liegenden Vermögens sein sollte. Unglücklicher Weise war gerade dies der Punkt, gegen welchen die Angriffe der Tories sich concentrirten. In Verbindung mit Sir Robert Peel brachte der Marquis von Chandos eine Clausel in Vorschlag, durch welche jede Person männlichen Geschlechtes stimmberechtigt wurde, die den Pacht auf Ruf und Widerruf eines Grundstücks oder sonstigen beständigen Besitzthums im Betrag von nicht weniger als £ 50 jährlichen Zinses innehatte. Unerachtet des Widerstandes der Regierung von Lord Grey wurde diese Clausel vom Unterhaus angenommen. Ihre unmittelbare Folge war Gewährung des Stimmrechtes an die widerruflichen Pächter; ihr Zweck, Verstärkung des Einflusses der Grundbesitzer bei den Wahlen und ihr Endergebniß principielle Aufhebung der Unterscheidung zwischen den Wahlflecken und den Grafschaften. Das war, in wenigen Worten geschildert, die Reformbill von 1832, ohne deren Kenntniß das englische politische Leben der Gegenwart weder richtig verstanden noch beurtheilt werden kann.

Nicht nur, daß die Reformbill das Land vor einer blutigen Revolution bewahrte und eine der größten politischen Veränderungen auf friedlichem Wege vollzog, sie gab auch den Impuls zu andern und nicht minder heilsamen und nothwendigen Reformen. Die municipalen Einrichtungen wurden auf den früheren Begriff bürgerlicher Selbstverwaltung zurückgeführt; römische Katholiken und Dissenters vom Zwang, sich in der Staatskirche trauen zu lassen, befreit, die Neger emancipirt, die Armengesetzgebung verbessert, das Steuerwesen des Landes theilweise umgestaltet; allen britischen Colonien, die sich reif dazu erwiesen, die Privilegien verantwortlicher Regierung zugestanden. Die Universitäten machten ihre Stipendien und akademischen Auszeichnungen ohne Unterschied des Glaubens der ganzen Nation zugänglich; die Juden erhielten die bürgerliche Gleichberechtigung. Als die Erschütterung von 1848 die Regierungen des europäischen Westens ins Wanken brachte oder stürzte, hatte man es in England größtentheils der Reformbill zu danken, daß Thron und Verfassung davon unberührt blieben, weil die Gesetzgebung von 1832 ihnen die einst auch schon erschütterte Liebe und das Vertrauen der Nation zurückerobert hatte.

Dagegen ließ sich nicht in Zweifel ziehen, daß diese Gesetzgebung binnen Kurzem der Anlaß zu weiteren Veränderungen werden würde. Vor Allem war es die in Bezug auf die Wahlflecken aufgestellte Bedingung des Grundbesitzes oder der Miethe eines Hauses im Betrage von mindestens £ 10 jährlich, von der sich voraussetzen ließ, daß sie sich früher oder später zum „house hold suffrage“ ausdehnen werde, nach englischem Begriff also zur bloßen Bedingung des Besitzes oder der Miethe irgend einer, wenn auch noch so ärmlichen Behausung, mit Hinweglassung irgend einer Werthbestimmung für dieselbe. Lord Grey war noch an eine solche Werthbestimmung gebunden. In der politischen Erregung jener Tage, wo so viele brennende Fragen ihrer Lösung harrten, und ein angesammelter Rückstand von Reformen zur Erledigung drängte, wäre die später möglich gewordene Ausdehnung des Stimmrechtes mit der Sicherheit des Staates unverträglich gewesen. Erst nachdem die Gesetzgebung mit allen diesen Aufgaben fertig geworden war, kehrte die Stimmrechtsfrage wieder. Nach vielen Vorschlägen und Gegenvorschlägen brachte 1867 die Regierung des verstorbenen Lord Derby eine Bill ein, die in ihrer endlichen Fassung bestimmte, daß jeder von gesetzlichen Hindernissen freie Mann, der am 15. Juli jedes beliebigen, und während des ganzen vorhergehenden Jahres irgend eine, innerhalb des Wahlfleckens gelegene Behausung als Bewohner, Besitzer oder Miether inne gehabt, und vor oder am 20. Juli alle seit dem vorhergehenden 5. Januar darauf lastende Armensteuer bezahlt habe, stimmberechtigt sein solle. Das alte Wahlrecht der Grafschaften blieb wieder bestehen, aber die Bedingung von £ 10 jährlichen Zinses für Erbpächter und Inhaber langjähriger Pachtverträge ward auf £ 5 herabgesetzt und dazu das Stimmrecht jedem Volljährigen gegeben, der von einem letzten Juli zurückgerechnet, zwölf Monate lang als Bewohner, Besitzer oder Miether eine Behausung oder ein liegendes Gut innerhalb der Grafschaft, im Betrage von £ 12 steuerpflichtigen Werthes inne gehabt, und vor oder am 20. Juli die darauf lastende Armensteuer bezahlt hatte. Nach dieser ihrer wichtigsten Bestimmung nahm die Bill von 1867 auch noch eine, in verhältnißmäßig

engen Grenzen sich bewegende Neuvertheilung von Wahlbezirken vor, durch welche 45 Sitze berührt wurden.

Sollte es mir gelungen sein, das Vorhergehende anschaulich gemacht zu haben, so erklärt sich auch die gegenwärtige Reformbewegung einfach genug. Die Clausel des Lord Chandos von 1832 hatte das Princip der Unterscheidung zwischen ländlicher und städtischer Vertretung hinweggeräumt. Als daher die Acte von 1867 in den Wahlflecken allen Hausbewohnern, welchen die Armensteuern, in den Grafschaften allen Nutznießern von liegendem Vermögen zum steuerpflichtigen Werth von £ 12 das Stimmrecht gab, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß in nicht langer Zeit die für die Wahlflecken aufgestellten Bedingungen auch auf die Grafschaften ausgedehnt werden würden. Stichhaltige Gründe ließen sich gegen eine solche Maßregel von keiner Seite anführen. Als demnach im März vorigen Jahres Lord Hartington Namens der Regierung die zweite Lesung einer Bill in Vorschlag brachte, die das „house hold suffrage" auf die Grafschaften übertrug, begegnete diese Bill selbst im Princip keinem Widerspruch. Die Opposition gegen sie beschränkte sich auf das Verlangen, dieselbe solle nicht in Kraft treten, ohne von einer Neuvertheilung begleitet zu sein. Nur der Glaube an das Dogma ministerieller Unfehlbarkeit konnte sich denn auch wirklich der Einsicht verschließen, daß die Ausdehnung des Stimmrechtes in den Grafschaften ohne eine solche Neuvertheilung der Sitze zu den ungeheuerlichsten Ungleichheiten führen müsse. Die Wählerschaft großer Grafschaften, wie z. B. die des West Riding von Yorkshire, mit einer Bevölkerung von einer halben Million und etwa 30,000 Wählern, die durch die neue Bill sehr beträchtlich vermehrt wurden, verfügte, nach den bisher geltenden Normen, nur über zwei Parlamentssitze. Vier Wahlflecken in Yorkshire dagegen, Ripon, Richmond, Whitby und Wakefield mit zusammen 8000 Wählern wurden von der Bill nicht berührt und ernannten vier Abgeordnete. Wichtiger noch als solche, auf allen Punkten des Landes vorhandene Beispiele war der, im Verlauf der Debatten von Mr. Goschen geltend gemachte Einwand, daß, im Fall die Bill nicht von einer Neuvertheilung begleitet sein sollte, in 30 Grafschaften eine vollständige Uebertragung der politischen Macht von der landwirthschaftlichen, ackerbauenden, auf die städtische Bevölkerung stattfinden werde. Und zwar wegen der großen Zahl von Personen, die außerhalb des Burgfriedens großer Städte angesiedelt seien. Die Regierung stellte das nicht in Abrede, aber sie entgegnete ihrerseits, die Stimmrechtsbill müsse zuerst angenommen werden. Geschehe das nicht, so würden die Vertreter aller durch die Neuvertheilung betroffenen Städte sich mit denjenigen verbinden, welche nicht nur diese, sondern auch die Stimmrechtsbill beanstandeten, und beide Maßregeln vereiteln. Besonders eifrige Anhänger des Ministeriums gingen weiter als dieses und meinten, die Neueintheilung der Wahlkreise könne ja von der künftigen Wählerschaft selbst besorgt werden; ein Vorschlag, der die landwirthschaftlichen Interessen ganz einfach geopfert haben würde. Als die Bill vor die Lords gebracht wurde, verschoben sie ihre Prüfung bis zur Vorlage der Neueintheilungsbill durch die Regierung, worauf diese die Session für geschlossen erklärte, die Berufung des Parlaments für den nächstfolgenden October und die erneuerte Vorlage der Bill bei den Lords in Aussicht stellte. Inzwischen be-

gann im ganzen Lande eine Agitation, die es wohl am besten ist mit Stillschweigen zu übergehen. Ruhige, überlegene Leute ließen sich durch solche Mittel nicht von der Ueberzeugung abbringen, daß Ausbrüche wilden Zornes doch kaum durch den Wunsch der Lords gerechtfertigt würden, die Reformfrage als ein zusammenhängendes Ganze behandelt zu sehen, und eine große constitutionelle Veränderung nicht von der Stimmung aufgeregter Massen abhängig gemacht werden dürfe. Nach und nach drang diese Ueberzeugung durch: man sprach von einem Compromiß und nahm auch schließlich ein solches an. Die Stimmrechtsbill kam wieder ins Unterhaus und von dort an die Lords, worauf die Regierung sich erbot, die Führer der Opposition bei Regelung der Neueintheilungsfrage mit zu Rathe zu ziehen. Nachdem dieser Vorschlag angenommen und Uebereinstimmung erzielt worden war, nahm das Oberhaus die Stimmrechtsbill an. Die Neuvertheilungsbill, so wie sie bei der zweiten Lesung im Unterhaus lautete, bestimmt im Wesentlichen Folgendes. Alle Wahlflecken mit einer Bevölkerung von weniger als 15,000 Seelen sind aufgehoben, sowie auch einige solche, die thatsächlich nur die Interessen der ländlichen Bevölkerung vertreten. Zwei andere, Macclesfield mit 38,000 und Sandwich mit 16,000 Einwohnern verlieren ihre Sitze, wegen besonders nachgewiesener Bestechlichkeit bei den Wahlen. Nach dieser Berechnung verlieren 81 Wahlflecken in England, 2 in Schottland und 22 in Irland ihre Sitze; 35 Wahlflecken in England und 3 in Irland von weniger als 165,000 Einwohnern werden von zwei auf einen Sitz reducirt. Die City von London selbst behält nur zwei ihrer bisherigen vier Vertreter. Zwei kleine Grafschaften büßten ebenfalls je einen Sitz von zweien ein. Die Gesammtzahl der Mitglieder des Unterhauses wird unerheblich vermehrt. Die freigewordenen Sitze vertheilen sich zwischen die größeren Grafschaften und die großen Städte; 43 Localitäten geringeren Umfanges erhalten zum ersten Mal ebenso viele Sitze. Dazu kommt noch eine tiefgehende Veränderung. Die meisten Wahlflecken und alle Grafschaften, mit Ausnahme der oben genannten zwei kleineren, werden in Districte eingetheilt, von welchen ein jeder einen Deputirten wählt. Diese Eintheilung ist einer Commission allgemein geachteter Persönlichkeiten anvertraut, die dabei nicht nur die Interessen und Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung, sondern auch die historischen Antecedentien und Beziehungen in Betracht zu nehmen hat.

Das also ist der gegenwärtige Stand der Dinge. Die Stimmrechtsbill ist Gesetz; die Neuvertheilung ist von beiden Seiten zugestanden und ihre Annahme in der vorliegenden Form der Hauptsache nach so gut als gesichert. Beide Maßregeln drücken der Gesetzgebung von 1832 und 1867 das Siegel auf, und die durch sie vollendete Vernichtung aller kleineren Wahlflecken ist unter den bestehenden Verhältnissen kein Uebel mehr zu nennen. Die früher von ihnen erfüllten Zwecke sind seit Ausdehnung des Wahlrechts zu kaum mehr nennenswerthen Ausnahmen geworden und es ließe sich gegenwärtig mit größerer Berechtigung behaupten, daß die großen Wahlkreise den wechselnden Launen der Ignoranz, des Vorurtheils und der Leidenschaft besser widerstehen, als kleinere, mehr isolirte Wählerschaften.

Manche besorgen, die Zersplitterung der Grafschaften und insbesondere der Wahlflecken werde die localen Interessen zu sehr in den Vordergrund stellen und

dem Unterhaus eine Kirchthurmspolitik aufdrängen. Solche und ähnliche Befürchtungen mögen der Zukunft zur Bestätigung oder Widerlegung anheimgegeben bleiben. Ein unbestrittener Vorzug der geschilderten Reform ist jedenfalls der, daß sie, wenigstens ihren Hauptbestimmungen nach, keine bloß vorübergehende sein wird. Nichts wäre gefährlicher gewesen, als durch halbe Zugeständnisse und ungenügende Verbesserungen weiteren, ins Unbestimmte sich verlierenden Aenderungen Thür und Thor zu öffnen.

In Bezug auf die künftigen Geschicke des Landes ist mancher Grund zur Hoffnung wie zum Vertrauen gegeben, wenn auch andererseits nicht verschwiegen werden darf, daß es an gefahrdrohenden Zeichen nicht fehlt.

So ziemlich von allen Seiten ist im Laufe der letzten Jahre ein stetiges, nicht unbeträchtliches Sinken des Niveaus im Unterhause hervorgehoben worden. Sollte diese Erscheinung andauern, so würden, da mindestens die Hälfte der Mitglieder der Regierung den Reihen der Commons entnommen wird, die nachtheiligen Folgen eines solchen Zustandes wohl kaum zu vermeiden sein. Die weit auseinander liegenden, schwierigen und durch alle möglichen Nebenumstände erschwerten Angelegenheiten des britischen Reichs, die verwickelten Probleme des modernen Lebens löst kein staatsmännischer Dilettantismus. Taine erklärt, aus seinen Studien über die französische Revolution die Lehre gewonnen zu haben, daß die Regierung eine schwierige Kunst, und eine, die wohl erlernt werden müsse, sei.

Nun kann aber, aller Voraussicht nach, die Wirkung der neuen Reformbill nur die sein, das populäre Element des Landes zu stärken, das von allen civilisirten Ländern die schwächste Executive besitzt, und in Folge dessen dazu neigt, die Regierung von der populären Laune abhängig zu machen. Daß schon die erste Reformbill eine schwächende Wirkung auf Englands auswärtige Politik ausübte, ist dem durchdringenden Blick des Staatsmannes nicht entgangen, der jetzt Kanzler des deutschen Reiches ist. Von Frankfurt aus schrieb er an Herrn von Manteuffel, daß die Haltung Englands nach Außen an Stärke und Entschiedenheit eingebüßt habe, und daß es nicht anders unter Verhältnissen sein könne, wo ein Zeitungsartikel schwerer ins Gewicht falle, als hohe, staatsmännische Erwägungen. (Poschinger, „Preußen im Bundestag", II. 365.)

Doch die Zukunft sorge für sich! Die ausdauernde englische Race wird den Problemen, die sie ihr vorzulegen hat, mit der gewohnten historischen Entschlossenheit zu begegnen wissen. Eins dieser Probleme wird nicht lange auf sich warten und durch keine inhaltlosen Beschwörungsformeln wieder bannen lassen.

Als er 1832 das Vordringen der populären Reform ohne entsprechende Garantien der Stabilität für die Executive beobachtete, kleidete der Herzog von Wellington die in seinem Geist auftauchenden Bedenken in die Frage: „Wie denn wird sich die Regierung der vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland weiter führen lassen?"

London, 19. Februar 1885.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Der Norden Berlins.

I.

Von allen Weltgegenden unserer Stadt ist es diese, von welcher man in den übrigen am wenigsten weiß; woraus indessen noch nicht folgt, daß die Bewohner derselben Recht haben, wenn sie den Norden als das „Stiefkind" Berlins darzustellen lieben. Ein Blick auf den Plan genügt, um zu zeigen, daß das Areal dieses Stadttheils umfangreicher ist, als das irgend eines anderen in Berlin; und ein zweiter Blick an Ort und Stelle selbst wird zeigen, daß auch hier Magistrat und Stadtverordnete die guten Väter sind, welche keinen Unterschied machen in der Sorgfalt und Liebe für die jüngern oder ältern Sprößlinge.

Wohl ist dieses ungeheure Terrain noch weit davon entfernt, mit Häusern bedeckt zu sein, und das Meiste, was vorhanden ist, neuer Anbau, nicht älter als das Jahr 1861. Gewaltige Lücken gähnen noch dazwischen, offenes Feld, Haide, Straßen, kaum in den ersten Anfängen bezeichnet. Nach allen Richtungen gelangt man bald ins Freie, wo sich nur noch in beträchtlichen Abständen von einander, hier und dort, ein Haus erhebt, dessen Zusammenhang mit Berlin durch den allgemeinen Baucharakter oder das Straßenpflaster oder die Stränge der Pferdebahn angedeutet wird. Aber eines Tages wird der leere Raum ausgefüllt, Feld und Haide werden verschwunden sein unter einer compacten Häuser- und Straßenmasse; denn auch im Norden drängt die Bauthätigkeit unaufhörlich vorwärts, er ist der Sitz einiger unserer wichtigsten Industrien: die Gegend, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend der Arbeiterbevölkerung, wo sie am dichtesten beisammen ist, und wo man sie am besten in der Nähe sehen kann, bei der Arbeit sowohl, als in den Feierabendstunden — ein Stadttheil, sehr verschieden nicht nur von dem opulenteren Centrum und Westen, sondern auch von dem besser bewohnten, gewerbereichen Osten und Süden — ein Stadttheil obendrein, in welchem man stärker als irgendwo sonst in Berlin den frischen Mörtel- und Kalkgeruch des Werdenden hat und selbst die gewohnten Erscheinungen unter einem Lichte sieht, welches ganz neue Seiten derselben und des Lebens in Berlin überhaupt hervorhebt.

Der Norden von Berlin wird nach der Stadtseite hin durch die Straßenzüge begrenzt, welche sich vom Oranienburger Thore bis zum Prenzlauer erstrecken. Oranienburger Thor, Hamburger Thor, Rosenthaler Thor, Schönhäuser Thor, Prenzlauer Thor — dies Alles ist Norden von Berlin. Die Namen der Thore sind geblieben, obwohl diese selbst gefallen. Aber es ist noch nicht lange her — und man kann an den Bezeichnungen leicht ermessen, wie lange — da war Berlin zu Ende, wo jetzt Elsässer- und Lothringerstraße, breit und prächtig, wie Avenüen sich ausdehnen, und damals schmale Pfade, mit allem Abfall der Nachbarschaft bedeckt, hinter einer trübseligen Stadtmauer die Communication vermittelten. Sie hießen auch nicht Straßen, sondern „Communicationen" und gingen um die ganze Stadt herum; es gab eine Communication am Potsdamer und am Anhalter Thor, wie hier eine Communication am Rosenthaler und am Prenzlauer Thor, und ihr Aussehen war überall dasselbe.

Seltsame Erinnerungen werden in Demjenigen wach, welcher zu der Zeit, als Omnibusse nur selten und Pferdebahnen noch gar nicht waren in Berlin, in diese fernen Gegenden wanderte; als an der Stelle, wo stolz über ihrem Treppenbau die Nationalgalerie sich jetzt erhebt, eine verwitterte Rotunde stand mit der halb herabgebröckelten Inschrift: „Königliches Gesundheitsgeschirr"; als über das Haus Fichte's an der neuen Promenade noch keine Stadtbahn ging und in dem Garten gegenüber Cypressen wuchsen und Rosen am Wasser blühten — Alles jetzt verschwunden, der Garten, die Cypressen, die Rosen und das Wasser; als auf dem Haacke'schen Markte Trödelbuden und Metzgerscharren, und an der Peripherie der Stadt, hier im Norden, dicht hinter der Linienstraße, die Mauern und die Thore waren, und jenseits derselben nur noch einzelne Straßenfragmente, Chausseen und Kirchhöfe. Dies Alles mochte wohl noch aussehen, wie es vor hundert Jahren ausgesehen hatte — ein Rest des alten, zum Theil noch Friedericianischen Berlins, dessen äußerste Straße, nach Norden hin, die Linienstraße war, die Grenzlinie, die Circumvallation der damaligen Spandauer- und Georgen-, oder, wie sie seit Preußens erstem König (1705) hieß, der Königsvorstadt. —

Hier, zwischen Hamburger und Rosenthaler Thor, lag nur noch eine Art von Arbeitercolonie, das sog. Neu-Voigtland für die bei den vielen königlichen Bauten beschäftigten Maurer und Zimmerleute aus Sachsen und dem Voigtland, welche während des Sommers in Berlin waren und mit dem Winter in ihre Heimath zurückzukehren pflegten. Der Name des Voigtlandes hat sich noch lange für diese Gegend erhalten und mag erst allmälig, mit der völligen Neugestaltung derselben, abgekommen sein; aber ältere Berliner wissen noch wohl, was er zu bedeuten hatte. Das Voigtland war eine verrufene Stätte der Armuth und des Elends, in welche Niemand sich gern hinauswagte. Der ehemaligen Bevölkerung von Bauhandwerkern war hier ein hungerndes Proletariat von Webern, Wollspinnern und Tagelöhnern gefolgt, welche, von der übrigen Welt gemieden, dies Quartier gleichsam für sich allein hatten. Man scheute sich fast, davon zu sprechen; aber tief war der Eindruck, als zu Beginn der vierziger Jahre Bettina von Arnim in „Dies Buch gehört dem König" ihre herzzerreißenden Schilderungen aus dem Voigtlande veröffentlichte. Sie war dort gewesen,

die tapfere, kleine Frau mit dem menschenfreundlichen Herzen, hatte das Vertrauen der Leute sich erworben und die Geschichte ihres Jammers sich erzählen lassen; in den vergilbten Blättern, wenn man sie heute liest, ist noch immer der Geruch von ungesunden, dumpfen Stuben und von Lumpen. So hab' auch ich Ende der fünfziger Jahre das Voigtland noch gesehen — kahl, trostlos, ein Bild, um Einem im Traume den Athem zu benehmen — die großen traurigen Familienhäuser, in welchen viele Hunderte dieser Armen zusammengepfercht waren, und die nicht minder traurigen kleinen, einstöckigen Häuser, deren Fenster und Dach den Erdboden fast berührten und durch deren Thüren man hinunterstieg, wie in einen Keller. Einzelne derselben kann man noch heute dort finden, zwischen den modernen, hohen, palastähnlichen Gebäuden, welche den Platz des alten Voigtlandes bedecken, seitdem im Jahr 1872 die Stadtmauer abgebrochen und die Thore niedergerissen worden sind.

Zu dieser jüngsten Vorstadt von Berlin, welche wirklich in ihrer jetzigen Erscheinung nicht viel über zwanzig Jahre zählt, steht in einem sehr merkwürdigen Gegensatz die benachbarte Linienstraßengegend, über welcher, an einigen Stellen, noch der Hauch des Alten und Alterthümlichen liegt. Das beherrschende Bauwerk derselben ist die Sophienkirche, seltsam, barock, im Geschmacke Friedrich's I., nach dessen dritter Gemahlin Sophie Luise sie genannt ist. Diese Kirche liegt noch, inmitten eines unserer volkreichsten Quartiere, von ihrem Friedhof umgeben, wie in einem Garten — alte, hohe Bäume sind rings um sie her und wohlerhaltene Gräber mit Blumen und Epheu, mit Gittern und wunderlich altmodischen Denkmälern, über welchen der Thurm, gleichfalls im prunkhaften Zopfstil des vorigen Jahrhunderts emporragt. Hier ruhen — oder hier ruhten Ramler und die Karschin; denn nur noch ihre Gedenktafeln an der Sakristeiwand sind erhalten. Hier ist Zelter begraben, Goethe's Zelter. Es ist ein Stück achtzehntes Jahrhundert, eingehegt und eingefriedigt mit seinen alten Grabhügeln und dichtem Grün zwischen einigen der Hauptverkehrsadern des heutigen Berlins und dem stattlichen Gebäude des Handwerkervereins in der Sophienstraße schräg gegenüber. Wer diesen weltentlegenen, der Gegenwart wie entrückten Winkel von Berlin in der rechten Stimmung sehen will, der sollte hierher kommen, wenn „des Tages Stimmen schweigen", oder zu verhallen beginnen. Ich sah ihn in der Abenddämmerung, als der Mond eben über die Kirchhofswipfel heraufkam und die Gräber und Grabsteine silbern zu beleuchten anfing, während von den Straßen her der dumpfe Lärm des heimwärts ebbenden Lebens scholl und auf dem einsamen, vom ersten Mondenstrahl berührten Pfad eine junge Diaconissin in weißem Kopftuch und schwarzem Gewande zu der von Lichtern hellen Sacristei ging. Es war, mitten in diesem großen, tumultuösen Berlin, wie ein leiser, sanfter Nachhall von Matthison's und Gray's Kirchhofselegien — „far from the maddening crowd".

Die Linienstraße dagegen möcht' ich meinen Lesern lieber an einem freundlichen Frühlingsnachmittage zeigen, wenn, etwa nach einem gelinden Regen, sich ein leichter Wind aufgemacht hat, der den dicht aneinandergereihten Häusern Kühlung und in die Höfe dahinter gute Luft bringt. Denn dies ist eine Ge-

schäftsstraße, die Grenze zwischen dem centralen Berlin und dem Norden, recht ansehnlich in ihrem oberen Theile, bis zum Koppenplatz, mit hübschen Wohngebäuden, Fabriken, Magazinen und hier und dort einem beladenen Frachtwagen vor den Thüren. Vom Koppenplatz ab nimmt sie den Charakter des Kleinhandels und des Kleingewerbes an: mit all' den starken Gerüchen und lauten Stimmen, die damit verbunden sind; aber auch mit manch' einem übrig gebliebenen Zuge des Kleinlebens, für welchen man im großstädtischen Straßengewühl weder den Raum noch den Humor mehr hat. Der Leiermann z. B., der Proscribirte, den sonst allerwärts das Placat abweist: „Hier darf nicht musicirt und gebettelt werden", — in diesen Volksquartieren ist er immer noch eine beliebte Figur. Man kennt ihn, den Invaliden, an seinen Krücken, mit der Frau hinter sich, die seinen Leierkasten trägt; und man freut sich, wenn er kommt. Denn nach den Mühseligkeiten, der Last und Hitze des Tages ist er der Verkünder und Bote der nahenden Feierstunde. Wenn er gegen Abend erscheint, bringt er gleichsam die Ahnung dessen mit sich, was weitab von diesen Hinterhäusern und Höfen zu liegen scheint; und während sich da und dort ein Fenster öffnet und eine kleine Münze herabfällt, hat sich auch flugs schon um ihn herum eine Runde von Kindern gebildet, die nach den Rhythmen zu tanzen anfängt. Die Kinder sind die Tyrannen dieser Gegenden. Sie sind überall und sie sind Einem überall im Wege, schreiend, laufend, tanzend und springend. Es sind ihrer so viele! Aber sie haben auch so guten Mutterwitz! Da steht ein kleines, naseweises Ding mit langen gelben Zöpfen mitten auf dem Trottoir, und ihre Gespielinnen, Hand in Hand, im Kreise um sie her.

„Was spielt Ihr denn da, Kinder?"

„Ringel-Ringel-Rosenkranz!"

Ich kann mich nicht enthalten, dem hübschen, muntern Mädchen über das gelbe Haar zu streichen.

„Bitte, bitte," ruft sie, „nich anfassen."

„Et färbt ab," ruft eine Andere muthwillig, und Alle lachen. Dann schließen sie die Kette wieder und jauchzend um die mit den gelben Zöpfen herumspringend, singen sie:

Ringel-Ringel-Rosenkranz
Setz' ein Töppken Wasser an,
Morgen woll'n wir waschen.
Iroße Wäsche, kleene Wäsche;
Wenn der Hahn wird krejen,
Schlagen wir'n uf'n Brejen —

Mit diesen kleinen wehrhaften Berlinerinnen ist nicht zu spaßen, wie man sieht.

Der Koppenplatz, nach einem verdienten Bürger Berlins vom Anfange des vorigen Jahrhunderts genannt und ungefähr auf der Mitte der Linienstraße gelegen, hat eine lange, nicht eben heitere Geschichte. Wie an so vielen anderen Plätzen Berlins wandeln wir auch hier auf Gräbern — und auf was für Gräbern! Noch vor zehn oder elf Jahren stand in der Mitte dieses Platzes ein kleines Denkmal mit folgender Inschrift: „Herr Christian Koppe, Rathsverwandter und Stadthauptmann zu Berlin, widmete diesen Platz und dessen Umgebung im Jahre 1705 als Ruhestätte den Armen und Waisen, in deren Mitte

Er selbst mit den Seinigen ruhen wollte und ruht. Sein Andenken ehrt dankbar die Stadt Berlin. 1855." — Auf dem, Fidicin's Buch über Berlin beigegebenen Plane vom Jahre 1842 ist der Koppenplatz noch als „Armen-Kirchhof" mit Kreuzen bezeichnet, und auch das verrufene „Thürmchen" war noch da, ein Armenhaus und Hospital, dessen Hausvater der Todtengräber war, und dessen Leichen zur Section an die Anatomie abgeliefert werden mußten. Dieser dunkelmysteriöse Platz spielt in Gutzkow's Buch „Aus der Knabenzeit" eine Rolle. „Als der Knabe schon zur Schule ging, verführte ihn eines Tages ein Kamerad, zum Rosenthaler Thor hinauszuwandern. Die Gegend war entlegen genug. Das Voigtland hatte den übelsten Ruf. Auf dem Wege dorthin lag ein niedriges altes Haus mit einem Thürmchen ... das in geheimnißvoller Wechselbeziehung zu dem westlichen Quadratflügel der Akademie[1]) stand. Zwischen dem Thürmchen und der Akademie ging in stillem Abenddunkel ein polternder, dumpfhallender Karren. Da bringen sie schon wieder Einen! sagte der Vater, wenn unterm Fenster um die neunte Stunde das Rollen des schauerlichen Wagens erklang. Dann war es ein Selbstmörder oder ein Hospitalit, der zur Anatomie vom Thürmchen geliefert wurde, oder von der Anatomie schon geöffnet, zerschnitten und stückweise wieder zurück zum Thürmchen gefahren wurde, um dort sein Grab zu finden." Es waren traurige Gräber, „hier und da mit dünnem verbrannten Rasen bedeckt, doch alle namenlos, ohne Kreuze, ohne den Schatten eines Baumes, den Schmuck einer Blume".

Heute bietet der Platz einen anderen, fröhlicheren Anblick. Die Gräber und das Thürmchen sind verschwunden, aber auch das Denkmal dessen, der einst hier seinen Garten hatte und ihn dann der Stadt und den Armen schenkte; nur sein Name ist geblieben. Blumenbeete und Promenadenwege sind da und Bänke, auf welchen die Arbeiter ausruhen, wenn sie auf ihrem Heimwege hier vorüberkommen, und Kinder und kleine und große Häuser ringsum und der spitze Thurm und das Kreuz der Sophienkirche, welche über den Häusern hereinschaut, und viel freundliches Grün von Gebüsch und Bäumen, welches weit in die Linienstraße, hinauf und herunter, gesehen wird. Und welch' ein farbenreiches Bild neuesten Berliner Lebens, wenn man auf den Platz vor dem Rosenthaler Thore heraustritt — desjenigen Lebens, welches überall in dieser großen Stadt pulsirt, nirgends aber, zu gewissen Stunden des Tages, stärker, intensiver, als hier. In Frühlingsabendsonne getaucht liegt dieser weite Platz, in welchen fünf Straßen münden. Rechts und links öffnen sich die Lothringer- und die Elsässer-Straße, zwischen oder hinter deren hohen, schönen Gebäuden kaum noch ein Ueberbleibsel der alten Communication, Schuppen, Schornstein oder nackte Brandmauer sichtbar ist, in der Mitte boulevardartig mit Bäumen bepflanzt, die hier, in der Breite des Bodens und freien Circulation der Luft, vortrefflich gedeihen. Und welches Durcheinander von Pferdebahnwagen, Omnibussen und Menschen! Denn dies ist

[1]) In diesem Flügel der Akademie, nach der Charlottenstraße, befand sich damals die Anatomie, dicht daneben war und ist heute noch der Kgl. Marstall; und hier, in diesem Theile des Gebäudes, an der Ecke der Universitätsstraße, gegenwärtig mit einer von der Stadt gewidmeten Gedenktafel bezeichnet, ward Gutzkow geboren, dessen Vater erster Bereiter des Prinzen Wilhelm, des jetzigen Kaisers, war.

die Stunde, wo die Fabriken schließen und die Arbeiter heimkehren; und wenn man um diese Zeit in die Linienstraße hinein, etwa bis zur Gollnowstraße gehen wollte, so würde man es, bei der Enge dieser Straßen und ihrem schmalen Trottoir, oft schwer genug finden, überhaupt vorwärts zu kommen. Denn die ganze Schar der Arbeiter wälzt sich hier in dichter Masse dem Wandernden entgegen. Sie kommen vom Nordosten der Stadt und ziehen alle gegen Norden. Hier aber spaltet sich der Strom und ein Arm desselben, in immer noch starkem Volumen, geht zum Schönhäuser Thore, der andere zum Rosenthaler. Tausende ziehen an uns vorüber, zumeist Männer, jeder mit seinem Blechkesselchen in der Hand, viele von ihnen bleich, hager, leidend; doch auch Frauen darunter, solche, die hier meistens in der Textilindustrie und Confectionsbranche beschäftigt sind, Blumenmacherinnen, manche frischere, hübsche Erscheinung unter ihnen, Putzmacherinnen, Schneiderinnen, einige von ihnen ganz modisch gekleidet und alle sauber. An den Straßenecken stehen an diesen Frühlingsabenden Kinder, welche ihnen Flieder verkaufen, den Busch für fünf Pfennige; und hinter ihnen her fahren kleine, niedrige Wagen, mit einer Frau darin, die einen braunen, breiten Strohhut trägt, wie die Marktfrauen, und einem Mann voran, in hohen Tönen beständig etwas rufend, was für den Uneingeweihten erst allmälig verständlich wird: „Bücklinge kauft! Bücklinge kauft, kauft, kauft!" Bücklinge sind die große Delicatesse dieser Gegenden, und dieser Wagen bringt den kleinen Leuten, ihren Bewohnern, die Leckerbissen zu ihrem Abendbrot: Radieschen, Rettige, Grünzeug, Flundern, Häringe, je nach der Jahreszeit, und Bücklinge, wie es scheint, immer.

Die Haupt- und Geschäftsstraße dieser Gegend, der Bazar des Nordens, ist die Brunnenstraße, namentlich in ihrem unteren und ältesten Theil, etwa bis zur Veteranenstraße. Hier ist Laden an Laden, und am Abend, wenn die Lichter funkeln, blitzt und schimmert es hinter den Fenstern, vor denen, auf beiden Seiten, eine kauf- und schaulustige, wenig verwöhnte Menge hin- und herwogt. Hier sind auch die großen, sog. „Waaren-Abzahlungs-Geschäfte", welche durch ganze Stockwerke reichen und in denen man — auf Borg! — Alles haben kann, von einem Hemdenknopf angefangen bis zu completten Ausstattungen und Hauseinrichtungen. Ob das System für den Arbeiter das richtige, ja nur überhaupt ein empfehlenswerthes ist, vermag ich nicht zu sagen; es wird viel von der Anwendung im einzelnen Fall abhängen. Mein Vorhaben, ein solches Etablissement kennen zu lernen, „Berlins größtes, feinstes und reellstes", wie es sich auf seinen, massenhaft zur Vertheilung kommenden gelben Zetteln nannte, ward durch eben den Mann vereitelt, der sie vertheilte. „Ach, Sie jehen ja da nich hin," sagte er, indem er mich von oben bis unten mit einem Blicke voll Verachtung und Mißtrauen musterte. Doch sei schon hier bemerkt, daß mir von Seiten unsrer Arbeiter, so häufig ich auch auf diesen Wanderungen mit ihnen zusammengetroffen bin, niemals unfreundlich oder nur unhöflich begegnet worden. Wenn man sie um Auskunft fragt, so bleiben sie stehen auf den Straßen oder erheben sich von den Bänken. Rußig und müde, wie sie sind, rücken sie zusammen und machen Platz auf den Bänken — was die feineren Herren im Thiergarten und in den Pferdebahnwagen nicht regelmäßig thun, nicht einmal vor Damen. — Man kann sich getrost unter diese Leute setzen und ein Gespräch mit ihnen anknüpfen,

sie werden immer ruhig und vernünftig antworten. Nur muß man freilich vermeiden, ihnen aufzufallen und sich nicht die Miene geben, sie beobachten zu wollen. „Wech da mit de Ojen", rief mir ein bestaubter Bursche von einem Arbeitswagen herunter, als ich mir die Lorgnette aufsetzte, um ihn anzusehen; doch er war bald wieder versöhnt, als ich das Aergerniß entfernte und setzte gutmüthig hinzu: „Na, wenns weiter nischt is!" Und ein andermal, oben am Humboldthain, als dieselbe Lorgnette an einem Baume hängen blieb, ohne daß ich's wahrgenommen, kamen zwei junge Arbeiter raschen Schritts auf dem einsamen Wege hinter mir her, bückten sich zur Erde, suchten, reichten mir, noch bevor ich Zeit gefunden, ein Wort zu sagen, das abgebrochene Stück und entfernten sich hierauf, zufrieden mit meinem Danke.

Die erste Spur der Brunnenstraße findet sich auf den Plänen von Berlin aus den zwanziger Jahren. Bis dahin war dies eine Chaussee, die nach dem Gesundbrunnen führte und, ebenso wie die gegenwärtige Straße, nach demselben hieß. Friedrich der Große ließ sie mit einer Allee bepflanzen, von welcher auch heute noch, weiter oben, Reste zu sehen sind, Weiden und Pappeln von mehr als hundertjährigem Alter, hier und dort, an den unbebauten Stellen, zwischen einem Häuserblock und dem andern. Denn die Brunnenstraße, vom Rosenthaler Thore bis zum Gesundbrunnen fast eine Stunde lang, bildet noch kein zusammenhängendes Ganzes; immer wieder, im Hintergrunde der Nebenstraßen, erscheint die freie Fläche, auf welcher sich jetzt die Züge der benachbarten Bahnhöfe rangiren, und mit der Stralsunder Straße, die breit und luftig zum Vineta-Platz abzweigt, endet hier überhaupt die regelmäßige Bebauung. Nun kommt man an langen Bretterwänden vorbei und kann, durch die geborstenen Fugen blickend, den eingehegten Acker sehen, auf welchem hier ein einzelner Mann gräbt, dort ein Häuflein Kinder auf Grasplätzen spielt. Dies ist das Kartoffelfeld der Armen, welches von unserem Magistrat, zu billigem Pachtzins, Land und Saatkartoffeln, an Hilfsbedürftige vergeben wird, aber nur an solche, welche die würdigsten und mit einer großen Zahl von Kindern gesegnet sind. Jede dieser Familie erhält eine Parcelle von etwas über 4 Aren durch das Loos zugewiesen und jede größere der Abtheilungen wird unter einen städtischen Aufseher gestellt, der für Ordnung zu sorgen hat und die Leute in der besten Art der Bearbeitung ihres Ackers unterrichtet. Der Kartoffelbau der Armen — kein Almosen, sondern nur die Gewähr einer besseren Erwerbsgelegenheit für Diejenigen, die derselben werth erscheinen — ist ein althergebrachtes Institut der Stadt Berlin und hat in neuerer Zeit an Ausdehnung noch zugenommen. Das Areal, welches 1861 etwa 6500 Are betrug, ist im Jahre 1881 auf mehr als 11000 gewachsen, der Pachtzins dagegen um ein Geringes herabgesetzt (von 9 Mk. auf $8^3/_4$) und erst ganz kürzlich ein neues Regulativ erlassen worden, in welchem u. A. bestimmt wird, daß die so gewonnenen Kartoffeln nicht verkauft, sondern nur für den eigenen Bedarf verbraucht werden dürfen [1]). Allerdings, je

[1]) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin. 1880, S. 236—238. — 1884, S. 132, 133 und im Anhang, S. 244.

weiter die Stadt vorschreitet, desto weiter muß der Acker hinausrücken; und auch hier, in der Brunnenstraße, sieht man schon neben demselben große Placate, welche dem Vorübergehenden die Wahl lassen, das betreffende Terrain als Kartoffelfeld zu pachten oder als Baugrund zu kaufen.

Erst auf der Höhe, dem Humboldthain gegenüber, bei der Rügenerstraße, beginnen die Häuser wieder, aber in immer weiteren Abständen, bis zur Badstraße, welche direct nach dem Gesundbrunnen hinunterführt. Dieser nach Preußens erstem König, unter dem er entdeckt ward, Friedrichs-Gesundbrunnen und später (1799) der Königin Luise zu Ehren Luisenbad genannt, bildet jetzt den äußersten Punkt im Norden unsrer Stadt. Aber, wiewohl seit dem Jahre 1861 incorporirt, hat doch der Gesundbrunnen immer noch etwas Apartes, was diesen Ort sowohl von der Stadt als von der Vorstadt unterscheidet, etwas Ruhiges und Altmodisches, was an seine besseren und vornehmeren Zeiten erinnert. Wie die Tannen und Hügel von Freienwalde, die trauliche kleine Stadt mit dem Schloß und dem Bad uns das Bild des großen Kurfürsten zurückrufen, so der Gesundbrunnen das seines Sohnes. Seine Blüthezeit erlebte das Bad unter der Regierung Friedrich's des Großen, welcher es an einen Doctor med. Böhm verpachtete. Die Bewirthschaftung des Brunnens, welcher nach dem Befund des Collegii medici „vorzüglich eisenhaltig und bei Nervenübeln anwendbar" war, muß ein nicht unersprießliches Geschäft gewesen sein; denn wir lesen in den Grundbüchern, daß dieser Doctor nach und nach alle zwischen den Berliner Hufen und der Panke belegenen Ländereien — die Weddingsländereien, auf denen heute sich ein ganzer Stadttheil erhebt — eigenthümlich erwarb. Er war es, der den Heilquell in Stein faßte, der ein Tempelchen darüber errichtete, schöne Promenaden anlegte, Gebäude für die Badegäste, nebst großem Saal und Bogengängen vor den Häusern aufführte, Alles im damaligen Stil, und zum Theil noch heute sichtbar, aber freilich in eine Gartenwirthschaft verwandelt. Denn der Gesundbrunnen ist jetzt ein Ort geworden, zu welchem die Bewohner der Rosenthaler-Thor-Gegend an den Sonn- und Festtagen hinauspilgern. Der beschaulichen Stille, der Eleganz und Mode des 18. Jahrhunderts ist das Volksfest mit Aeronauten, Akrobaten und Feuerwerk gefolgt. Zwar wird auch dieses lauschige Plätzchen, welches mit seiner Laubfülle, seinen saubern Häusern zu beiden Seiten der breiten, wohlgepflasterten Straße, mitten in Gärten, noch immer einen behaglichen Eindruck macht, und dessen Alltagsbevölkerung zum größten Theil Wirthe und Kaufleute sind, in absehbarer Zeit durchaus berlinisirt sein. Schon zweigen sich von der Hauptstraße des Oertchens, der Badstraße, Seitenstraßen mit den hohen wohlbekannten kasernenartigen Gebäuden und billigen Arbeiterwohnungen ab und die Feldwege, wenngleich noch tief im Sande, bezeichnen doch bereits künftige Straßen — eine davon, die „Residenzstraße", mit allerdings heut erst einem einzigen Haus, in welchem „Häringe und Kartoffeln" verkauft werden und zwar, wie auf einem Brett mit Kreide geschrieben steht: „en gros et en détail".

Gleich so vielen andren Orten um Berlin herum führt auch der Gesundbrunnen noch ein halbes Traumleben, aus dem er nur am Sonntag erwacht. Kommt man indessen an einem stillen Tage der Woche hierher, dann erfüllt diese

Scene, Saal und Garten, sich wundersam mit den Gestalten von Ehedem; und in der Dämmerung der Arkaden sitzend, glaubt man sie noch einmal zu sehen, die galanten Herren in den gestickten Sammetröcken, den zierlichen Degen an der Seite und den Hut unter dem Arme, die schönen, muthwilligen Damen, die unter ihrem Puder und ihrer Schminke und ihren Schönpflästerchen so bezaubernd zu lächeln verstanden, während aus einem Tempelchen herüber, wie die begleitende Musik zu diesem Bilde, das Plätschern der Quelle tönt — der alten Quelle, welche das einzig noch Lebendige aus jener vergangenen Zeit ist. Bis in den Anfang unsres Jahrhunderts blieb der Gesundbrunnen oder das Luisenbad ein Rendez-vous für die gute Gesellschaft von Berlin, die sich auf ländlichen Ausflügen hier zu treffen liebte, und wir können uns vorstellen, wie da, wo jetzt Pferdebahnwagen und Omnibusse auf- und abfahren, die schweren Kutschen unsrer Altvordern unter den jungen Bäumen fuhren, welche ihr großer König gepflanzt. Ringsumher und vorwärts, so weit das Auge reichte, war offnes Feld, war Sand und Haide; nur zwischen Rosenthaler und Hamburger Thor erblickte man spärliche Anfänge der Bebauung — jene kleinen Häuser der Bauarbeiter im Voigtland — und da wo heute die Bergstraße ist, auf einer natürlichen Erhebung des Bodens, über einem steinernen Unterbau drei hohe Balken, die oben zu einem Dreieck vereinigt, sich scharf abzeichneten gegen den unbegrenzten Horizont — das Hochgericht, den Galgen.

So war die Gegend, heute mit Tausenden von Häusern bedeckt und von Hunderttausenden bewohnt — eine der betriebsamsten in Berlin, mit großartigen Vorstadtstraßen, voll von dem Geräusche der Arbeit, bis spät in die Nacht.

Doch auch unter den Häusermassen erkennt man noch die alten natürlichen Merkmale des Bodens. Dieser Theil von Berlin ist eine Hochebene; und die Straßen, welche vom Rosenthaler Thor hinauf führen, zeigen eine stark ausgeprägte Hebung — stark für unser an die Fläche gewöhntes Auge, dem es eine sehr angenehme Ueberraschung bereitet, sich hier plötzlich ein Straßenbild öffnen zu sehen, mit Hügel und Thal, auf welchem Licht und Schatten wechseln, und einer bunten Staffage von Wagen und Fußgängern, bergab und bergan. Die Höhe dieses Plateaus und die höchste bebaute Stelle von Berlin überhaupt bezeichnet die Zionskirche, welche gar anmuthig und freundlich aus einer Umgebung dichten Grüns, von Gebüsch, Rasen und Blumen emporstrebend, all diese Straßen voll alter und neuer, kleiner und großer Häuser beherrscht. Von hier aus nimmt der Höhenzug eine nordwestliche Richtung, mit dem ehemaligen Brunnenberg, wo heute der Humboldthain liegt und dem Galgenberg, wo heut in ihrem oberen Theil Acker-, Berg- und Gartenstraße zusammentreffen.

Aecker sind nicht mehr in der Ackerstraße, noch Gärten in der Gartenstraße, noch Weinberge am Weinbergsweg. Und dennoch blühten sie einst, reicher, üppiger, als irgendwo in Berlin, hier an den südlichen Abhängen des Plateaus, welche die Mittagssonne haben; und hochberühmt war „Wollank's Weinberg". Der Weinberg ist verschwunden; aber die Wollank's sind geblieben, und wie sie lange die große Dynastie dieser Gegend waren, so zählen sie noch immer zu den ältesten, geachtetsten und populärsten Bürgern von Berlin. Als im Juli 1881

„der alte Wollank" zu seinen Vätern versammelt und in dem Erbbegräbniß der Wollank's in der benachbarten Ackerstraße zur Ruhe gebracht wurde, da war der ganze Stadttheil in Bewegung. Jetzt, hinter einer hohen Mauer, welches sie nach drei Straßenseiten, dem Weinbergsweg, der Fehrbelliner- und der Invalidenstraße hin umfaßt und auf einem Grundstücke, welches seit mehr als hundert Jahren den Wollank's gehört (vorher war es der gräflich Sparre'sche, zuletzt der Mollard'sche Weinberg), steht an einer leichten Bodenanschwellung die moderne Wollank'sche Villa. Durch ein eisernes Gitterthor in der Front hat man den Blick auf den sanft ansteigenden, sammetgrünen Rasen, auf das vornehme weiße Haus unter den bejahrten Bäumen, welche mitten in dieser aufgeregten Zeit und diesem unruhigen Stadtviertel dem altererbten Besitz Etwas bewahrt zu haben scheinen von der beschaulicheren Stille der Vergangenheit, deren Zeugen sie noch gewesen und deren letzte Reste sie sind.

Noch ein Haus ist hier, an dem ich nicht unbewegt vorübergehen kann; ein Gebäude von fast palastartigem Aeußern, hoch auf einem Hügel — das jüdische Waisenhaus, mit dem Namen seiner Stifter, des nun längst verstorbenen Ehepaares Moritz und Sarah Reichenheim, über dem Portal. Oft, an solchen Nachmittagen, wenn die Kinder im Garten spielen, oder gegen Abend, wenn ihre Stimmen aus dem Betsaale schallen, gedenke ich des bescheidenen, einem kleinen, aber bedeutenden Freundeskreise stets geöffneten Thiergartenhauses und der beiden trefflichen Menschen, welche Gutes übend darin lebten und, selbst kinderlos, für die Verwaisten ihres Volkes diesen Palast errichteten; und ich gedenke dann zuweilen auch des schönen Gedichtes, in welchem Heinrich Heine seinen Oheim Salomon besang und der Thränen, „die er weinte ob der unheilbar großen Brüderkrankheit"....

Einsamer war es hier, vor so viel Jahren, als man auf „Wollank's Weinberg" noch zwischen Gärten und Hecken wanderte; mannigfach waren die Attractionen dieses weit entlegenen Bezirks, und unter ihnen nicht die geringste für uns das Vorstädtische Theater der Mutter Gräbert. Wer weiß jetzt noch von dieser einst so populären Figur und wer noch von ihrem Theater, welches unter dem Namen „Germania-Theater" eine Weile gegen den Wind und die Wellen weiter kämpfte, bis es heut, an diesem Frühlingsnachmittag, als ein vollständiges Wrack vor mir liegt — eine Ruine, von der morgen nichts mehr zu sehen sein wird. Und ich hab' es doch in seiner Glorie gekannt, in jenen besseren Tagen, wo noch nicht mehr als vier oder fünf Theaterzettel an den Anschlagssäulen erschienen und der schönste von allen der der Mutter Gräbert auf dunkelrothem Papier. Gespielt ward in ihrem Theater wöchentlich nur viermal und es mußte schon hoch kommen, wenn es ein Stück bei ihr über zwei oder drei Vorstellungen hinaus bringen wollte. Denn die Bewohner von „Wollank's Weinberg" verlangten beständig Novitäten; sie gingen jede Woche viermal ins Theater und viermal jede Woche wollten sie ein neues Stück sehen. Dieses anspruchsvolle Publicum war kein geringes: es waren die reichgewordenen Schenkwirthe, Bierbrauer, Schlächtermeister und Professionisten überhaupt, die sich hier auf dieser gesunden und luftigen Höhe zur Ruhe gesetzt hatten, mit behäbigen Frauen und

gebildeten Töchtern, die mit Passion ihre „Mühlbach“ lasen. Diese Leute — deren Nachkommen jetzt Gott weiß in welcher „feinen Gegend“ des Westens von Berlin wohnen, Equipagen halten, Diners geben und das Opernhaus besuchen — betrachteten das Vorstädtische Theater als ihr Theater, und Mutter Gräbert war die Frau, die ihr Jahrhundert verstand — die echte Theaterprincipalin; man wird ihres Gleichen nicht wiedersehen! Es hatte einmal auch einen Vater Gräbert gegeben und er hatte sogar das Theater gegründet, aber selbst für uns, die jüngere Generation, war er schon eine mythische Person geworden, und um seinen Namen, wie um den des Gründers von Rom, hatten sich ganze Sagenkreise gebildet.

Seine Laufbahn begann in den Weißbierstuben Berlins, wo er komische Lieder sang und possenhafte Gedichte vortrug. Nach einiger Zeit hatte er sich so viel zusammengesungen, daß er ein Liebhabertheater vor dem Rosenthaler Thor erst miethweise, dann käuflich erwerben konnte; das Glück begünstigte ihn, das Geschäft blühte, und demnächst errichtete er das größere Theater auf dem Platze, wo das der Liebhaber gestanden. — Ein patriarchalisch-ökonomisches Verhältniß herrschte; Mutter Gräbert sorgte für die Küche des Etablissements und Vater Gräbert für das Weißbier und die Bühne. Er machte das Repertoire, leitete die Proben, engagirte die Mitglieder. Er war ein eifriger Widersacher der Tantième; seine Ausgabe für ein neues Stück betrug in der Regel einen — Silbergroschen. Denn die meisten seiner Novitäten bezog er aus der Leihbibliothek in der Großen Hamburgerstraße. Sollte aber einmal in außergewöhnlichen Fällen ein Originalstück aufgeführt werden, so löhnte Vater Gräbert den Dichter mit zehn Thalern Courant, wenn eine Mordthat darin vorkam; und mit fünf Thalern, wenn dies nicht der Fall war. Auch das Honorar, welches er seinen Künstlern bewilligte, hielt sich durchaus im Preiscourant der alten Haupt- und Staatsactionen; Einige bekamen nichts, Andere acht Thaler monatlich; die höchste Gage, die er zahlte, war fünfundzwanzig Thaler. Durch solch weise Maßregeln entfaltete sich das Kunstinstitut vor dem Rosenthaler Thor zu einem ungeahnten Flor und manch hübsches Talent, das diesen Ursprung später verleugnete, stieg aus seinem Podium empor. Am besten aber stand sich Vater Gräbert selbst; er kaufte das Grundstück neben seinem Musentempel, machte einen schönen Garten daraus, baute ein Sommertheater hinein und bewirthete in jedem Jahre, zu des Königs Geburtstag, fünfzig Invaliden, die er am Ende des Gastmahls noch mit einem Thaler beschenkte. Als nun aber Vater Gräbert, nach so rühmlichem Leben, sein Stündlein nahen fühlte, da ging er nicht etwa in sich, wie wir anderen Sünder insgemein, sondern er fing an — Austern zu essen. Da konnte man ihn an jedem Morgen in der langen Vorderstube seines Etablissements sitzen sehen, Rollen austheilend, den Speisezettel entwerfend, seufzend über die Nichtigkeit des Daseins und — sechs Dutzend Austern vor sich. Es liegen keine genauen Berichte darüber vor, wie lange und wie viel Austern er gegessen; aber das Mittel mußte probat, oder, als er es zu gebrauchen anfing, sein Ende noch nicht so nahe gewesen sein. Denn in der Wehmuth seines Herzens baute er aus den Austernschalen Tempel und Altäre zum Schmucke seines Gartens auf; und wenn auch die undankbare Nachwelt so grausam war, die frommen Denkmale dieses

Erzvaters zu zerstören, so hatte sich doch wenigstens eine von diesen Muschelgrotten, groß genug für eine büßende Magdalene, oder zwei, mit einem Kreuz auf dem Dach und einem Kreuz an der Thür, erhalten und ich selbst habe sie oft genug bewundert, wenn ich mit den übrigen Besuchern des Theaters, zwischen einem Act und dem anderen, hinaus kam in den Garten. Wie dem nun auch sei — endlich mußte Vater Gräbert den Schauplatz so vieler Freuden, Gastmahle und Triumphe verlassen; und einem Modus in seinem Testamente gemäß, wurde er in einer Mitternacht, unter Sang und Klang, bei Fackelschein begraben.

Das Erbtheil dieses ausgezeichneten Mannes fiel seiner Frau zu. Sie hatte sich bis dahin nicht bemerklich gemacht, still und sittsam vielmehr zwischen den Schmortöpfen des Untergeschosses gewaltet. Wie denn aber der Krieg sich seine Feldherren selbst erzieht, und die Noth es ist, welche groß und erfinderisch macht: so stieg nun auf einmal das Aschenbrödel von Wollank's Weinberg aus der Tiefe herauf, — den Kochlöffel und die Weißbierflasche in der einen, den Zügel des Thespiskarrens in der andern Hand, und der Ruhm von Mutter Gräbert fing an, denjenigen des Vaters Gräbert zu verdunkeln. Eine rüstige Matrone, mit aufgeschürzten Aermeln und hochrothem Gesicht, so habe ich sie noch gekannt und gesehen, gleich vornan in der ersten Stube hinter dem Schänktisch, in der ernsten Ausübung ihrer dreifachen Pflicht begriffen — in die Küche hinunter kommandirend, die Kellner controlirend und nur dann und wann einmal verschwindend, um auf der Bühne Ordnung zu machen.

Lang, lang ist's her! — Neben dem ausgebrannten Nationaltheater, auf dessen altem Grund hinter Bretterverschlägen schon Neubauten emporwachsen — aber Miethscasernen, keine Musentempel mehr, denn die Musen, so scheint es, fliehen diese Gegend, welche sie doch einst so sehr geliebt! — neben diesem Wirrwarr von Steinen und Gerüsten steht noch das ehrwürdige Haus der Mutter Gräbert; aber in welchem Zustand! An den beiden Pfosten der geschlossenen Eingangsthür kleben die halbabgerissenen, halb vom Regen verwaschenen blauen, grünen und rothen Zettel des Germaniatheaters und darüber erhebt sich ein ominöses Brett, an welchem die Worte stehen: „Hier sind Baustellen und Gebäude auf Abbruch zu verkaufen[1])." Und ein rother Strahl der Frühlingsabendsonne färbt die Kastanien im Garten, welche jetzt noch einmal blühen, wie sie geblüht haben in unserer fröhlichen Jugend — aber zwischen Kalkgruben, aufgewühlten Erdmassen, frischem Mauerwerk und einem fast ganz schon zerstörten Gebäude im Hintergrund, über dessen einzig noch stehender Wand ich beim schwindenden Tageslicht die Gold-Inschrift erkenne: „Laetitia. 1845." — Und das ist das Ende von Mutter Gräbert.

Von der Zionskirche her aber läuten die Glocken; sie läuten das Pfingstfest ein, und überall in den Straßen ist ein rühriges Treiben und der liebliche Duft von Maien. Ich glaube nicht, daß man auf dem Lande sich so lebhaft mit dem Feste freut, „das da feiern Wald und Haide", oder vielmehr diese Freude so lebhaft ausdrückt, wie in der Stadt, und vornehmlich der unsren, als ob der zurück-

[1]) Dies ward 1884 geschrieben; jetzt steht schon eine große Fabrik auf dem Grundstück.

gehaltene Naturſinn der Stadtkinder nur eine Gelegenheit ſucht, um überzuquellen. Man weiß, wie dann nicht nur Haus und Hof mit friſchen Maien bekränzt werden, ſondern auch Flaſchenbierwagen und Milchwagen, Arbeitswagen und Droſchken, die kleinen Läden und die Keller; und hier, auf Wollank's Weinberg und wo ſonſt in Berlin gebaut wird, rauſchen und wehen die grünen Büſche bis hinauf in die höchſten Spitzen der Baugerüſte. Indeſſen kommen uns viele Frauen entgegen, alle beladen mit Maien, mit Calmusſtauden, mit ſchweren Körben und mancherlei Paketen, ſie ſteigen vom Arcona-Platz herab, wo heute Markt iſt und ſie zum Feſt eingekauft haben. Die großen Märkte in dieſen Gegenden ſind die Sonnabend-Märkte und ſie werden am Nachmittag und Abend abgehalten, damit der Arbeiter auf ſeinem Heimwege ſie benutzen kann. Ich entſinne mich noch aus früheren Jahren des Samstagabend-Marktes auf dem Pappelplatz, einem kleinen Dreieck von Platz vor der Berg- und Ackerſtraße, bunt von Lichtern und gedrängt voll von Menſchen und Buden. Aber mit der wachſenden Ausdehnung und der zunehmenden Bevölkerung dieſes Stadttheils ward der Pappelplatz allmälig zu klein befunden und der Markt von der alten Stelle nach dem neuentſtandenen Arconaplatz verlegt, einem geräumigen, luftigen Square, viel ſchöner und größer als jener — er mag im Umfang ungefähr dem Gensdarmenmarkt gleichen — mit hohen, neuen Häuſern im Geviert und einer ſtattlichen Gemeindeſchule, die ſogar einen Thurm hat, als monumentalem Abſchluß. Trotzdem ſcheinen die Marktfrauen mit der Veränderung nicht ſehr zufrieden. Eine von ihnen, eine Gemüſefrau, bei der ich mich erkundigte, wie das Geſchäft hier oben gehe, klagte, daß es auf dem Pappelplatz beſſer geweſen. Da ſeien die Arbeiter gekommen und hätten gekauft, mit dem Wochenlohn in der Taſche; hier herauf aber, „auf den Berg", möchten ſie nicht ſteigen. Dennoch bietet der Markt auf dem freien, ſchönen Platz, zumal an dieſem Pfingſtſonnabend, ein ſehr anziehendes Schauſpiel mit der bunten Menge, die ſich zwiſchen den Buden und Zelten auf- und abdrängt, mit all den guten Sachen, die darin aufgehäuft ſind; mit dem Geruch von friſchem Kuchen — Napfkuchen in allen Formaten und Weißbrot vom Geſundbrunnen bergehoch übereinander gethürmt — mit dem Abendlicht und dem Geläute der Glocken, welches unabläſſig von der Zionskirche herüberklingt. Wagen, hoch mit Maien beladen, ſtehen in den einmündenden Straßen und Calmusbüſchel ſind auf allen Tiſchen und in allen Händen — denn ohne dieſe Pflanze, welche lange ſchon an unſren Sümpfen und Gewäſſern wild wuchert, kann der kleine Mann in Berlin ſich Pfingſten nicht wohl denken. Er ſtellt die Blätter in einem Waſſerglas ans Fenſter ſeines Zimmers, das ſie mit ihrem ſchwachen Aroma erfüllen und aus der Wurzel macht ſein Junge ſich Flöten, deren ſchnarrender Ton um dieſe Zeit, als die eigentliche Pfingſtmuſik, an allen Ecken und Enden von Berlin gehört wird.

Unabſehbar lange Straßen ziehen ſich von hier hinaus ins Freie.

Dieſe Straßen waren vor vierzig, fünfzig Jahren noch wirkliche Landſtraßen, auf denen der geſammte Perſonen- und Güterverkehr der damaligen Zeit ſich bewegte; Chauſſeen, auf welchen Frachtwagen und Poſtkutſchen fuhren, durch das Hamburger Thor nach den mecklenburgiſchen Landen und Hamburg, durch das

Rosenthaler und Schönhauser Thor nach Pommern und Stettin, durch das Prenzlauer Thor nach Stralsund, durch das Landsberger Thor nach Ostpreußen u. s. w. Dergleichen Chausseen oder Alleen gab es damals in allen Richtungen von Berlin.

In dem rascher vorwärts geschrittenen Westen, wo die Potsdamer Straße noch 1831 „Chaussee nach Potsdam", und im Süden, wo die Belle-Alliance-Straße noch 1842 „Weg nach Tempelhof" hieß, sind die Bezeichnungen verschwunden, während sie sich hier auf dem etwas länger zurückgebliebenen Strich erhalten haben, von der Chausseestraße im Norden bis zur Prenzlauer Chaussee und Landsberger Allee im Nordosten. Und nicht nur der Namen, sondern auch, je weiter man kommt, ein gewisses ländliches Ansehen, welches sich zuletzt zu einer Art ländlicher Einsamkeit steigert. Denn wiewohl jetzt Häuser stehen und fortwährend gebaut werden, wo vor nicht langer Zeit Gärten und Felder waren, so haben diese Straßen doch meist ihre natürliche Breite beibehalten, welche in der Schönhauser Allee so beträchtlich ist, daß man an manchen Stellen kaum noch von der einen Seite nach der anderen hinübersehen kann und auf diese Weise gar nicht mehr das Gefühl hat, in einer Straße zu sein. Dichte Gruppen alter, schöner Kastanien stehen noch in der Kastanienallee, welche von der Zionskirche hierherführt und sie geben, zumal in der Blüthezeit, mit ihrem Grün und Silber der endlos langen Straße einen freundlichen, traut anheimelnden Charakter. Seitenstraßen zweigen sich von diesem Plateau langsam bergab zur Schönhauser Allee, der großen Communicationsader des Ostens mit dem Norden, wie es die Brunnenstraße die des Centrums und die Chausseestraße die des Westens ist. Kreuzt man die Schönhäuser Allee, welche mit der beständigen Bewegung von Menschen und Wagen einen äußerst lebendigen Eindruck macht, so befindet man sich in einer stillen, noch wenig bebauten, mit vielen offnen, nur von Bretterzäunen umschlossenen Straße, der Pappelallee, das Ende derselben bezeichnet das Ende der Stadt überhaupt. Auf dem Wege dorthin sieht man eine Mauer mit einem Schilde darüber, welches besagt, daß dies der Kirchhof der freireligiösen Gemeinde. Klein, wie diese Gemeinde sein mag[1]), ist auch ihr Kirchhof der kleinste, den ich in Berlin gesehen habe. Die Mitglieder derselben gehören zumeist dem Stande der kleinen Gewerbtreibenden und Arbeiter an; und bescheiden wie der Saal, in dem sie sich zur gemeinsamen Andacht versammeln, ist auch der Kirchhof, auf dem sie begraben werden. Aber er ist äußerst sauber gehalten, liegt schon fast ganz im Freien und auch auf seine Gräber scheint diese Sonne des Pfingstvorabends freundlich, friedlich hernieder. Auf der Straße vor demselben ist es ganz einsam und still, bis auf die Kinder, die mit nackten Füßen auf dem holprigen Steinpflaster herumspielen. Doch auch hier noch, an der äußersten Grenze Berlins, hat man die ganz bestimmte Empfindung der Sicherheit, welche die Zusammengehörigkeit mit einem großen Ganzen gibt. Zwar einen Schutzmann habe ich hier — und auf meinem ganzen Wege — nicht gesehen und mich verlangte auch nicht nach ihm. Aber dafür sah ich —

[1]) Wenn ich den Verwaltungsbericht 1877—81 (I, 97) richtig verstanden habe, so zählte sie 1880: 1173 Mitglieder gegen 710 im Jahre 1875.

erstens — einen Sprengwagen mit dem Bären, dem Wappenbilde der Stadt Berlin, welche hier, in dieser entlegenen, armen Straße, so gut für Reinlichkeit sorgt, wie in irgend einer der vornehmsten des Thiergartenviertels; und zweitens sah ich, als fast das letzte Haus, eine Gemeindeschule — eines jener stattlichen Gebäude, die sich überall in diesen Volksquartieren wie die festen Burgen guter Gesittung erheben und den für eine Weile von allen Banden der gewohnten Umgebung abgelösten Wandrer mit einem wundersam frohen Vorgefühl der Zukunft erfüllen.

Immer schon, indem man diese Straße hinangeht, hat man vor sich einen weißlich dämmernden Streifen mit dem Blau des Himmels darüber; und hier endlich ist kein Berlin mehr — kein Haus mehr, so weit der Blick reicht, nur eine Windmühle und sandiger Hügel. Hier sind wir im Freien. Vor uns liegt die Heinersdorfer Gemarkung. Der Geruch des Kornfeldes ist in der Luft und die Spitzen der Halme, vom Abendwinde geschaukelt, schimmern röthlich in der untergehenden Sonne. Weit hinüber dehnt sich der Abendhimmel, weit und blau, nur an den Rändern dunstig von der Atmosphäre der Stadt, in welcher ein und eine Viertelmillion Menschen athmen und arbeiten, von deren ungeheurer, stundenweiter Ausdehnung man aber hier oben nichts sehen kann. Man sieht nur das Nächste, das nächste Haus, die nächste Straße, die Windmühle, den Sandhügel — und eine Lerche schwirrt über den Feldern und singt, wie ich sie habe singen hören, einst, auf den Hügeln meiner Heimath, am Vorabend des Pfingstfestes ...

Kehrt man nun von hier in die Schönhauser Allee zurück, so mag sie Einem wohl mit ihren Gärten und Villen und Häusern und Pferdebahnen und Omnibussen wie eine Stätte alter Cultur erscheinen. Hier ist Alles bepflanzt und bebaut, — nur der Platz an der „einsamen Pappel", ganz oben, ist noch, wie er war, so lange Menschen sich erinnern können. Hier, auf dem freien Felde, ging es einst stürmisch her in den Volksversammlungen des Jahres 1848, welche die „einsame Pappel" berühmt gemacht haben. Aber jetzt ist es auch dort still. Auf dem spärlichen Graswuchs lagert hier und dort ein Arbeiter, der seine Zeitung liest oder sein Abendbrot verzehrt oder sich zum Schlaf ausgestreckt hat; ein paar Kinder tummeln sich an den sandigen Abhängen, ein paar Spaziergänger kommen über den kaum erkennbaren Pfad, und in der Mitte, schon im Schatten, steht sie selber, die Pappel — der einzige Baum weit und breit — und am Rande des Feldes glühend roth der Ball der untergehenden Sonne.

Wenn man nun weiter zum Schönhauser Thor abwärts geht, so geräth man in ein dichtes Volksgewühl. Von rechts und von links funkeln die Lichter und schallt Musik aus den Gärten der großen Brauereien, welche von dem behäbigen Mittelstand der benachbarten Gegend besucht werden. Die eigentlich populären Vergnügungslocale, wo man unglaublich viel für wenig Geld zu sehen und zu hören bekommt, und welche gleichfalls hier, an der Einmündung der Kastanienallee in die Schönhauser Allee liegen, sind heute noch dunkel. Aber in hellstem Glanze werden sie morgen strahlen; denn mit dem ersten Pfingsttag und einem Frühconcert eröffnen sie ihre „Saison". Dann werden Puhlmann's

Garten, die Neue Walhalla, der Berliner Prater und das Universum mit Tausenden gefüllt sein. Im Hintergrunde steht ein kleines Theater, auf welchem, unter freiem Himmel, abwechselnd sentimale Sängerinnen und Tanzkünstler sich produciren, Komödien und Zauberpossen aufgeführt werden, von denen jedoch nicht der dritte Theil der bis an den äußersten Rand gedrängt stehenden oder sitzenden Zuschauer ein Wort verstehen oder einen Ton erhaschen mag, wie gespannt sie auch lauschen. Gleichzeitig ist vorn in einem Saal am Eingang „Ball"; wird geschossen, gewürfelt, „gewogen", die „Kraftprobe" gemacht und Billard gespielt; werden an einem Tisch „belegte Stullen" und Würste verkauft, an zwei Büffets Bier, „die Weiße" und der „Gilka" geschänkt, und Garten und Tische mit abgerissenem Papier bedeckt, da die meisten dieser Gäste sich ihre Mahlzeiten selber mitbringen. Und sie müssen sich für diese Gelegenheiten ganz gehörig verproviantiren; denn solch ein Vergnügen dauert lang. Es kommt noch der Luftballon, eine „Zauberfoirée", die Illumination und das Feuerwerk, verbunden mit einem Militärconcert, welches in früheren Jahren die Schlacht bei Leipzig darzustellen pflegte, jetzt aber, mit vielfachem Kanonendonner, gewöhnlich die von Sedan aufführt. Schon bedecken die rothen, grünen, gelben und blauen Zettel mit einem Programm, welches an die fünfzig Nummern zählt, die Pforten dieser Musentempel extra muros; und mit Befriedigung entnehme ich einem jeden von ihnen, daß allhier, unter so viel Zerstreuungen, doch noch immer „Familien Kaffee kochen können". Aber in die Form und Fassung dieses altehrwürdigen Ausdrucks ist ein gewisses Schwanken gekommen. „Hier können Familien Kaffee kochen" — so hieß es früher, und das war deutlich, das konnte man verstehen; diese vier Worte hatten etwas Monumentales; sie waren wie ein Paragraph der Verfassung, involvirten alle Möglichkeiten und schlossen jede Willkür aus. Was soll ich nun davon denken, daß es gleich auf dem ersten dieser Zettel heißt: „Hier können Familien an Wochentagen Kaffee kochen". Nur an Wochentagen? — Das nimmt der Sache den halben Werth; und es beruhigt mich keineswegs, daß die beiden folgenden Zettel wieder einzulenken scheinen, indem sie sagen: „An allen Tagen können Familien Kaffee kochen", und „Familien können zu jeder Tageszeit Kaffee kochen", oder der vierte gar: „Den geehrten Damen ist die Kaffeeküche geöffnet". Ah, ces Dames! — Diese „geehrten Damen", und noch mehr die höflichen Wirthe machen mir bange; und ich muß gestehen, daß es mir, ein paar Tage später, als die Familien und der Kaffee bereits in vollem Gange waren, eine ordentliche Erleichterung gewährte, Zeuge zu sein, wie der höfliche Wirth Nr. 4 einen harmlosen Jüngling, der nichts Böses gethan, außer daß er einen Blumentopf in den Armen hielt und sich, um besser nach der Bühne hin sehen zu können, ein wenig auf die Fußspitzen hob, nach alter guter Väter Sitte an dem Kragen nahm und aus dem Locale warf. Dieser Zug von Gemüthlichkeit rührte mein Herz und rettete meinen Glauben an die Zukunft; denn ein grober Wirth und die kaffee-kochenden Familien, die gehören nun einmal zusammen im Berliner Volksleben und werden nur miteinander daraus verschwinden. —

Wir befinden uns in einem Uebergangsstadium, Straßen, Häuser und Menschen; und von dem Alten wird bald wenig genug mehr zu sehen sein, besonders in diesen Gegenden. Hier z. B., an der Ecke der Acker- und der Elisabethkirchstraße, welch' letztere damals, vor etwa zwanzig Jahren, noch gar nicht existirte, war ein kleiner Cigarrenladen, in welchem ich eine der merkwürdigsten Bekanntschaften meines Lebens machte. Der Eigenthümer des Ladens, Herr Queva mit Namen, fabricirte und verkaufte nämlich nicht nur Cigarren, sondern auch Gedichte, und Beides, Cigarren und Gedichte, hing an einem Bindfaden aufgereiht vor seinem Schaufenster. „Eignes Fabrikat" stand mit großen Buchstaben in weißer Farbe daran geschrieben. Herr Queva verfertigte seine Gedichte nicht gerade auf Bestellung; aber er besaß ein feines Ohr für die jeweilige Stimmung und richtete sich darnach ein, behandelte die Ausschreitungen der Mode, die Putzsucht der Köchinnen, die Crinolinen, die Figuren auf der Schloßbrücke, kurz, die Fragen der Zeit, mischte sich wohl auch in Politik, namentlich die äußere, da mit der inneren damals nicht viel zu machen war. Er war ein Herr in mittleren Jahren, von untersetzter Statur, ein schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht, und ich erinnere mich, daß er immer gestickte Pantoffeln trug. So stand er hinter seinem Ladentisch, wenn ich an den Mittwoch-Nachmittagen hierher kam, um ein Viertelstündchen mit ihm zu plaudern und von seinen inzwischen erschienenen neuen Gedichten zu kaufen. Denn diese schienen mir besser, als seine Cigarren, weswegen ich mich ihm auch immer nur als ein Liebhaber der Poesie, niemals aber als ein Raucher von Profession zu erkennen gab. Einige seiner Verse sind mir noch im Gedächtniß, wie z. B. die gelegentlich unserer Mobilmachung von 1859 entstandenen, in welchen er den Kaiser der Franzosen folgendermaßen haranguirt:

Det Du uff Preußen 'nen Gieper hast, det jlooben wir Dir schon;
Wir wollen Dir aber nich als Gast, Du oller Kronensohn.

Und dennoch hat der Volkspoet der Ackerstraße, wie mir aus einer seiner späteren Effusionen hervorgeht, es erlebt, den also von ihm Besungenen als Gast auf der Wilhelmshöhe zu begrüßen. Ja, es ist wie ein Traum, wenn man auf dieses Vierteljahrhundert zurückblickt! Wohl steht noch das kleine Haus an der Ecke und ich erkenne den Laden, das Fenster und in den alten, halbverwischten Buchstaben das „eigene Fabrikat" — aber ach! — der Dichter und die Gedichte sind verschwunden und nur die Cigarren sind geblieben und hohe Gebäudemassen ringsumher. Die Acker-, die Berg-, die Gartenstraße, die damals hier, am Pappelplatz, ein Ende hatten, sind ins Grenzenlose hinausgewachsen, bis hinauf nach dem Humboldthain, mit neuen Straßensystemen zwischen sich, die jetzt zwei ganze Stadttheile, den „Wedding" und das „Spandauer Revier außerhalb" bilden. Prachtvoll erhebt sich in ihrer Mitte der neue Stettiner Bahnhof, und an ihrem Rande brausen unaufhörlich die Züge der Ringbahn, deren eiserne Stränge die Stadt umgürten. Arbeiter mit ihren Kindern auf den Armen stehen vor den Thüren und aus den Fenstern schauen Mann und Frau gar einträchtiglich auf die Bewegung in den Straßen und den Abendhimmel, der sich weit und golden gegen Westen spannt. Freilich, mehr Poesie war in der Welt, als Mutter Gräbert noch lebte und Herr Queva noch sang, da, wo

jetzt Fabriken sind, hin- und hergehende Locomotiven, hohe Häuser, Rauch und Lärm. Aber etwas ist die Prosa doch auch werth; und mitten unter diesen Fabriken, und gleichsam umbrandet von der großen Arbeiterströmung, steht ein schöner, äußerst solider Ziegelbau, von Grün umgeben und durch einen stillen Hof vor den allzu lauten Stimmen der Straße geschützt. Es ist das Humboldt-Gymnasium, welches seit nunmehr zehn Jahren besteht — eine Stätte der Wissenschaft und eine Huldigung für sie, hier auf dem Boden der mechanischen Arbeit im äußersten Norden von Berlin. Es war eine verdienstliche That unserer Stadtverwaltung, dies Haus gerade in dieser Gegend zu begründen; und ich erinnere mich noch des ersten Directors, des feinen, liebenswürdigen, leider allzu früh verstorbenen Schottmüller, mit welchem Vertrauen und Muth er an seine Culturarbeit ging, als das Gymnasium nur erst in den untersten Classen eröffnet werden konnte. Wenn er jetzt noch lebte, würde er sehen, wie die Anstalt florirt und es sowohl an Schülerzahl, wie an glücklichen Resultaten mit den andern Gymnasien der Hauptstadt aufnimmt. —

In der Bergstraße war es auch, wo ich durch eine Fülle frischen Grüns überrascht ward, dessen ich mich aus den früheren Jahren nicht entsann; und auf einmal, durch eine Pforte hereintretend, befand ich mich in einer außerordentlich belebten, gartenartigen Anlage. Dies ist der alte Sophienkirchhof, der in den dreißiger Jahren noch benutzt ward. Der ursprünglich älteste war der, den ich meinen Lesern bereits gezeigt habe, in der Sophienstraße, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch Kirchhofsgasse hieß. Hierauf ward der Kirchhof in die damals noch unbebaute Gegend vor das Hamburger Thor verlegt, zwischen der gegenwärtigen Berg- und Gartenstraße, und vor etwa fünfzig Jahren geschlossen, nachdem man den neuen Sophienkirchhof noch weiter hinaufgerückt, über den heutigen Pappelplatz hinaus. Was mich immer und immer wieder auf diese Berliner Kirchhöfe zieht, das sind die Bilder und Erinnerungen der alten Tage. Wie viel irdische Größe, wie viel Ruhm und wie viel Unglück ruhen hier beisammen! Jeder Kirchhof dieser großen Stadt ist voll von Schatten, die wieder lebendig werden, wenn man ihre Namen nennt. Hier ist das Grab von Charlotte Stieglitz, und auf dem Kreuze desselben sind die Worte: „Wir werden uns wiedersehen, freier, gelöster!“ — die letzten, mit denen sie, das junge, blühende Weib, ihr Leben opferte, wähnend, daß ein großer Schmerz allein ihren zurückbleibenden Gemahl zu großen dichterischen Thaten wecken könne — den Unglücklichen, der nun neben ihr ruht, *ohne* die große dichterische That, die sie von ihm geträumt! ... Hier, auf dem neuen Sophienkirchhof, ist auch das Grab Lortzing's, und wer auf dem mehr als bescheidenen Denkstein diesen Namen liest, dem mag das Herz wohl übergehen in dankbarer Erinnerung an die vielen lieblichen erquickenden Melodien, deren Schöpfer er war, und in Wehmuth über das Schicksal dieses wahrhaft spontanen Talents, welches im kleinen Genre so groß war! Wenn er es erlebt hätte, der nach unstätem Wandern kaum achtundvierzigjährig und im Elend starb, seine Werke mit dem königlichen Glanz unseres Opernhauses aufgeführt zu sehen, wo sie, mitten zwischen den Banalitäten des Tages und der gespreizten Unnatur den unbefangenen Hörer anmuthen wie die Wald- und Quellenfrische der echten Natur, so voll von reiner Heiterkeit,

und so frei von jeder Spur des mühsam Gemachten — so ganz, wie von selbst geworden!

Deutsch war sein Lied, und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus, das Lied tönt fort.

Mittlerweile hat der Magistrat dem ehemaligen alten Sophienkirchhof seine jetzige freundliche Gestalt gegeben, und derjenige, dem die Nachbarschaft dankbar dafür sein muß, war ein früherer Berliner Bürger, der im August 1877 zu Dessau verstorbene Rentier Heyse, der die Stadt Berlin zur Erbin seines großen, über eine Viertelmillion Mark betragenden Vermögens einsetzte. Er überließ dem Ermessen des Magistrats die Verwendung der Zinsen „zur Förderung alles Dessen, was für die bedürftigen aber fleißigen talentvollen Bewohner der Stadt nützlich ist". Er wünschte auch, daß ein Theil des Einkommens „zur Verschönerung der Stadt, zur Bepflanzung mit Bäumen" verwandt werde. Dann fuhr er fort: „Insbesondere empfehle ich die Ueberschüsse als Beitrag, wenn es sich ereignen sollte, daß geschlossene Begräbnißplätze zu Erholungsplätzen für Alt und Jung eingerichtet werden sollten ... Es wäre eine Wohlthat für die Bewohner und ein Schmuck für die Stadt, wenn die in und um die Stadt noch bestehenden schattigen Begräbnißplätze den Nachkommen für spätere Zeiten zu Erholungsplätzen erhalten würden... Die Liebe zu meiner Vaterstadt führt mich zu dieser Betrachtung" [1]).

Im Sinne des guten Mannes wurde demgemäß der alte Sophienkirchhof in eine Stätte der Erholung für diesen Stadttheil verwandelt, der an solchen Plätzen bisher besonders arm gewesen war. In dem Berliner Wohnungsanzeiger wird er noch immer als „Kirchhof" aufgeführt, aber die Leute dieser Gegend nennen ihn „Spielplatz". Er nimmt noch den ganzen Raum zwischen Berg- und Gartenstraße ein, nach welcher sich ein zweiter Ausgang öffnet, und hat seinen eigenen, vom Magistrat bestellten Aufseher, der des Abends die beiden Pforten verschließt. Von den Gräbern ist keine Spur mehr, aber noch stehn und rauschen die alten, hohen Bäume, und auf den Bänken, die sich hier reichlich vorfinden, oder auf Schemeln, hölzernen Stühlen und Rohrsesselchen, die sie sich selber mitgebracht haben, sitzen hier in der Abendkühle die Bewohner der angrenzenden Straßen, alte und junge Ehepaare traulich beisammen und die Kinder jagen sich auf den Rasenplätzen, während durch das Grün der Gebüsche die großen Feuer der anstoßenden Hoppe'schen Maschinenfabrik leuchten. Für den Wanderer, der hierher kommt, ist es ein erfreuender Anblick zu sehen, wie für das heranwachsende Geschlecht überall in dieser Stadt gesorgt ist; und nachdem er vielleicht vor einer Stunde dem Spiele der Jugend im Thiergarten zugeschaut, nun auch hier in diesem dichtbevölkerten Quartier, unter Fabriken und Schornsteinen, Scharen fröhlicher Kinder zu begegnen, weniger elegant und nach der Mode gekleidet, als jene, Proletarier-Kinder, aber doch auch mit ihrem bescheidenen Antheil an frischer

[1]) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin, 1877—1881. II, 55.

Luft und belebendem Grün, und ebenso glücklich in ihrer harmlosen Lust, wenn es gleich Gräber sind, auf denen sie spielen. —

Endlich bietet sich mir auch in der Ackerstraße noch ein Anblick, welcher allein genügen würde, den ungeheuern Abstand von Einst und Jetzt darzuthun, oder gewissermaßen in einem Bilde zu zeigen: ich meine die Meyer'schen Familienhäuser, welche den Platz einnehmen, wo früher die Baracken des Voigtlandes gestanden haben. Auch damals gab es hier schon „Familienhäuser". Aber wie es darin ausgesehen, das ist in dem Buche Bettina's von Arnim beschrieben: „Am leichtesten übersieht man einen Theil der Armengesellschaft in den sog. Familienhäusern. Sie sind in viele kleine Stuben abgetheilt, von welchen jede einer Familie zum Erwerb, zum Schlafen und Küche dient. In 400 Gemächern wohnen 2500 Menschen ... Der Vater webet zu Bett und Hemden und Hosen und Jacke das Zeug und wirkt Strümpfe, doch hat er selber kein Hemd. Barfuß geht er und in Lumpen gehüllt. Die Kinder gehen nackt, sie wärmen sich eines am andern auf dem Lager von Stroh und zittern vor Frost ... Kreuzweis wird durch die Stube ein Seil gespannt, in jeder Ecke hauft eine Familie; wo die Seile sich kreuzen, steht ein Bett für den noch Aermeren, den sie gemeinschaftlich pflegen ..." [1]). Wenn man mit solchen Zuständen die gegenwärtigen Familienhäuser vergleicht, dann begreift man, welche Fortschritte wir seitdem gemacht haben. Colossal in ihrem Umfange geben sie dem Verhältniß sichtbaren Ausdruck, in welchem mit sparsamster Ausnutzung des vorhandenen Raumes zugleich für das häusliche Wohlbefinden und die sanitärische Zukömmlichkeit großer, dicht zusammen wohnender Menschenmengen gesorgt werden kann. Dem Erbauer oder Begründer mag das Beispiel der Peabody-Buildings in London vorgeschwebt haben, soweit System und Einrichtung in Frage kommt. Denn von Wohlthätigkeit ist hier keine Rede; diese Familienhäuser sind Miethshäuser mit etwa fünfhundert Einwohnern. Sie gleichen einer kleinen Stadt, wimmelnd von Menschen und mit jeder Art von Hantirung. Die Front des Hauptgebäudes, mit zwei mächtigen Portalen, flankirt die Ackerstraße; dahinter öffnen sich fünf Höfe, jeder mit zwei vierstöckigen Quergebäuden, durch welche ein gewölbter Durchgang führt, mit zwei Seiteneingängen für die Häuser selbst. In den Höfen herrscht das Leben einer Straße; Kinder spielen fröhlich umher, Werkstätten von jeglicher Beschaffenheit sind in vollem Betrieb, und Frauen, welche Grünkram und Obst feil halten, sitzen an den Ecken. Den Fond des letzten Hofes bildet eine Badeanstalt mit einer großen Uhr, welche die Zeit in diesem Gebäudecomplex regelt, und vorn, am Straßenportal, hängt eine fast die ganze Wand bedeckende Tafel mit den Namen der Einwohner, daneben allerlei sonstige Benachrichtigungen, über die nächste Postexpedition, die nächste Polizeistation u. s. w., und das Hausreglement. Ich muß sagen, daß dies Alles einen guten Eindruck machte, wie ich bei Zwielicht die Höfe durchschritt, in welchen so viele Hunderte dicht zusammen leben und dennoch einander nicht im Wege sind. Die Luft in den angemessen geräumigen Höfen war nicht schlecht, und als ich sie verließ, fingen eben die Gaslaternen an, ihr reichliches Licht in denselben zu verbreiten.

[1]) „Dies Buch gehört dem König." S. 534, 535.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

(Schluß.)

XVIII.

In den Baños de Cauquenes entließ ich meine treuen Gefährten, die wackeren Männer Don Olegario Soto's. Gern hätte ich sie noch für die weiteren Forschungen behalten; doch das erlaubten die Umstände nicht. Die Aconcagua-Gruppe, der ich mich nunmehr zuwandte, lag etwa zwanzig deutsche Meilen nördlich von dem Gebiet der Maipo-Expedition und war dem alten Zamorano, selbst in ihren Zugängen, ein fremdes Stück Erde. Ich mußte mich auf neue Leute und neue Thiere richten und reiste zu diesem Zweck über Santiago mit der Eisenbahn nach San Felipe in der Provinz Aconcagua; von dort weiter thalauf zu einer Hacienda in der Nähe von San Antonio de Putaendo.

Der Aconcagua ist der höchste Berg der Andes; kein Wunder also, daß, wenigstens in Chile, sein Name selbst Denen bekannt ist, welche sich im Uebrigen nicht weiter um die Berge bekümmern. Auch ist der Aconcagua vom Meere und von Valparaiso aus sichtbar und so häufig wolkenfrei, daß viele Seefahrer und Europäer, die mit dem inneren Lande nichts zu thun haben, ihn kennen.

Die Sichtbarkeit des Berges einerseits — freilich nur seiner Gipfelpartien —, seine Unbetretenheit andererseits, Mangel an Kritik und ungenügende Gebirgskenntniß haben der Entstehung von allerhand schreckhaften Fabeln über ihn selbstverständlich Vorschub geleistet.

Die verschiedenen bösen Dinge, welche dem Aconcagua nachgesagt wurden, wurzelten in dem alten Indianer-Glauben, daß daselbst ein Zauber walte. Schon weil der Berg unaufhörlich „zittere", so könne man ihn nicht besteigen. Immerhin lag in manchen Angaben ein Korn Wahrheit, wenn auch unbewiesener. Beispielsweise gingen die Vermuthungen über nichts so weit auseinander, als darüber, ob der Aconcagua vulcanischen oder nicht-vulcanischen Ursprungs sei? Ich selbst neigte der letzteren Ansicht zu, ohne zureichende Gründe anführen zu können. Aber die in Südamerika verbreitete Vorliebe, ausgezeichnete Berge als Vulcane anzusprechen, machte mich um so mehr mißtrauisch, als ich selbst geologische Kennt-

nisse nicht besaß, und Mißtrauen gern Hand in Hand mit Mangel an Sachkenntniß geht; mit Sicherheit durfte ich dagegen aussagen, daß durch die Form des Berges die Annahme seines vulcanischen Ursprungs nicht bedingt sei. In Chile dagegen, besonders in den mittleren, nächstgelegenen Provinzen wurde der Aconcagua mit Vorliebe „el Volcan" genannt. Nach den heimgebrachten, allerdings durch Zersetzung angegriffenen Gesteinen zu urtheilen, scheint sich der Berg durch vulcanische Thätigkeit aufgebaut zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte also der Volksglaube das Richtige getroffen, obwohl weder schriftliche Ueberlieferungen noch der Augenschein der Gegenwart eine vulcanische Thätigkeit bekundeten. Könnte hierin nicht eine Andeutung liegen, daß mündliche Tradition sich von Generation zu Generation vererbt habe und bis in jene Zeiten zurücksteige, wo der Aconcagua noch ein thätiger Vulcan war? Eine andere Angabe, in welcher auch ein Korn Wahrheit lag, lautete, daß man den Aconcagua vielleicht besteigen, aber nicht finden könne. Die Meinung dieses scheinbaren Unsinns war die, daß der große Berg von Bergklippen umfaßt sei, wie die Artischoke von ihren fleischigen Blättern; und daß, wenn es gelinge, dieses Labyrinth zu durchschneiden und den richtigen Punkt zu treffen, der Weg zur Spitze frei sei.

Im Uebrigen aber herrschten ganz verschwommene Vorstellungen; bei diesen beruhigten sich die Leute oder fügten noch hinzu, was ihnen das Herz eingab. Gar Mancher glaubte, daß der Aconcagua Schätze von edlen Metallen berge. Denn zu solchem Glauben neigen die Chilenen im Allgemeinen, weil der Reichthum ihres Landes an kostbaren Erzen ein sehr großer ist. So wie jeder Soldat des ersten Napoleon den Marschallstab im Tornister zu tragen vermeinte, so vermeint jeder bergbewohnende Chilene, in der Tasche den Hammer zu tragen, der ihm die ungehobenen Schätze seiner Heimath erschließen werde. Was Wunder also, daß man Stätten, deren Unerreichtheit der Phantasie besonderen Vorschub leistete, auch als besonders köstliche Fundgruben für Glück und Reichthum betrachtete? Dieser Umstand schlug sehr zu meinen Gunsten aus; ihm hatte ich es wohl in letzter Linie zu danken, daß sich für die Expedition überhaupt Begleiter finden ließen; denn im innersten Winkel ihres Herzens schlummerte die Hoffnung auf ergiebigen Fund.

Daß ich mich dem Aconcagua gegenüber sehr rathlos befand, war durchaus natürlich; die ganze Reihe der Fragen, welche ich mir in Bezug auf denselben vorlegte, blieb unbeantwortet, und nichts kannte ich von diesem Berge als seine Lage und das Aussehn der westlichen Gipfelseite. Von welcher Seite aus er angegriffen werden müsse, auf welchem Wege man dorthin gelange; ob Gletscher, Eisklüfte, Bergschründe an ihm vorhanden seien; ob Kälte und Wind, Kraftaufwand und die wachsende Verdünnung der Luft den Körper bis zur Ohnmacht erschöpfen würden? Alles dieses wußte ich nicht. So viele Fragen, so viele Zweifel! und jeder Zweifel ein Vater der Sorge. Geschwätz und kein Ende, aber Niemand, mit dem ich mich sachlich hätte berathen können; Gefährten, die ich nicht kannte, und deren tüchtige Eigenschaften sich hinter manchen unliebenswürdigen, den Verkehr erschwerenden verbargen.

Im Grunde hatte ich mit allen doctrinären Ueberzeugungen zu brechen, wenn ich es unter den gegebenen Verhältnissen für möglich hielt, den Aconcaguagipfel

zu erreichen. Dem Glauben an die Bedingung, daß mindestens zwei, besser noch drei bergkundige Männer zusammenwirken müßten, um hier einen Erfolg zu haben, stand die Unerfülltheit und Unerfüllbarkeit eben derselben Bedingung gegenüber. Es wäre ja viel bequemer gewesen, die Hände in den Schoß zu legen und den Weisen zu spielen, der Alles fein gegen einander abwägt und dann sagt: es geht nicht. Wie viel bei meiner Expedition herauskommen würde, das konnte ich nicht wissen; aber auf alle Fälle mußte mehr dabei herauskommen, als wenn ich sie ganz unterließ.

Nach meinen Messungen liegen der Aconcagua und der Maipo nahezu auf demselben Meridian (70° W. L. Gr.); eine Distanz von 21½ deutschen Meilen trennt beide Gipfel. Der Aconcagua ist der nördlichere, dem Aequator nähere Berg, und seine geographische Breite (32° 39′ Süd) ist um 1½ Grad geringer, als die des Maipo (34° 10′ Süd).

In dem außertropischen Theil der nördlichen Erdhälfte wenden die Berge ihre Südseite dem Aequator zu und sind der stärkeren Sonnenbestrahlung ausgesetzt. In dem entsprechenden Theil der Südhemisphäre kehrt sich die Sache um; hier wird die Nordseite zur Sonnenseite. Ein außerhalb des Tropengürtels gelegener Berg, welcher allseitig gleiche Quantitäten fester Niederschläge (Schnee, Graupeln ꝛc.) erhält, wird auf seinem äquatorialen Gehänge durch Abschmelzung mehr Schnee verlieren, als auf dem polaren. Bei einem so hohen Berge wie dem Aconcagua (6970 m = 22,867 E. F.) konnte der Unterschied in der Schneebedeckung seiner entgegengesetzt gerichteten Seiten die auf diesen stattfindenden Ersteigungsversuche sehr erheblich beeinflussen. Besonders dann, wenn der Bau selbst auf beiden Seiten gleichwerthige Schwierigkeiten bot, mußte es gerathen erscheinen, die Fühlhörner zunächst einmal von Norden her gegen ihn auszustrecken.

Obwohl ich viele Berge gesehen und erstiegen habe, so wird es mir schwer, wenn ganz allgemein von der Besteigung eines Berges die Rede ist, gewisse typische Vorstellungen fallen zu lassen, die nur höchst selten in Wirklichkeit erfüllt sind. Sollte es dem Leser anders ergehen? Noch heute denke ich mir bei einem Berge schlechtweg ein konisches Individuum mit einer gut umschriebenen Basis, die man nur zu umgehen braucht, um schnell die beste Aufstiegsseite zu ermitteln. Allerdings gibt es solche Berge, und auch der Maipo gehört zu ihrer Classe. Aber im Allgemeinen ist es sehr übel mit der gutumschriebenen Basis und ihrer Umgehung bestellt. Wenn ein Berg der Knoten- und Culminationspunkt mehrerer Grate ist, zwischen welchen tief eingeschnittene Thäler liegen; wenn diese Grate so zerrissen sind, daß man nicht auf ihnen wandern, ihre Hänge so steil, daß man sie nicht erklettern kann; wenn die Mündungen der eingeschnittenen Thäler viele Tagereisen weit auseinander liegen; wenn ihre oberen Stufen vergletschert sind: Wie dann? Und so etwa liegt die Sache bei dem Aconcagua. Vielleicht sind alle Thäler, welche von ihm niedergehen, schwer oder gar nicht passirbar; und für ihre trennenden Grate gilt Analoges.

Trotzdem ließ sich die Möglichkeit der Besteigung durch die That beweisen; denn daß ich einige hundert Meter unter dem Gipfel umkehren mußte, das hat mit der principiellen Lösung der Sache nichts zu thun. Der Erfolg wurde durch einen sehr glücklichen Kunstgriff bedingt, den mir das Glück in die Hand

spielte; er bestand darin, daß ich die Besteigung des Aconcagua fast genau bis zu dem Niveau von 5000 m gar nicht an dem Aconcagua selbst vornahm, sondern an den Hängen eines Nachbarthals, aus welchem ich durch eine Felsscharte in die Oberstufe eines der Aconcaguathäler übertrat.

Von der hohen Andesmulde habe ich bereits gesprochen und erwähnt, daß der höchste Andesgipfel ganz in ihr Regime fällt; mit andern Worten: Mag man von der chilenischen Küste oder von der argentinischen Pampa aufsteigen, immer muß man eine Bergkette überqueren, um in die Mulde zu gelangen. Die ursprünglich festgehaltene Vorstellung, daß das argentinische Mendoza den natürlichen Ausgangspunkt einer jeden Aconcagua-Expedition abzugeben habe, ließ ich deshalb fallen und entschloß mich, direct von Chile aus aufzubrechen. Dadurch wurde viel Zeit und Weg erspart. Aber von wie langer Hand die Vorbereitungen auch getroffen sein mochten: zwischen der Rückkehr nach Cauquenes und dem Aufbruch zum Aconcagua verflossen doch drei Wochen, und zwar die drei brauchbarsten Wochen des ganzen Jahres. Es war nicht anders, als wenn einer Campagne in den Alpen die letzte Juliwoche und die erste Augusthälfte verloren gingen, noch dazu bei wolkenlosem Wetter. Für einen so einschneidenden Verlust konnte seine Unvermeidlichkeit allein trösten.

Die kleinen und großen Schwierigkeiten, die ich aus dem Wege zu räumen, die sehr verschieden gearteten Menschen, mit denen ich während der Zurüstungen zu unterhandeln hatte, zwangen mich zu einer Art von Eiertanz. Kühne, phantastische Träume trieben mich hinauf in das kalte Gebirge, während ich unten in der heißen Thalsohle unterhandeln mußte und so abhängig von dem guten Willen meiner Protectoren blieb, daß das Zustandekommen der Expedition bis zu dem Augenblick des Abreitens von mir bezweifelt wurde. Ich war auf die Unterstützung zweier Haciendas angewiesen, deren Wohnhäuser etwa eine Stunde von einander entfernt liegen. Zwischen diesen ritt ich hin und her, in dem einen nicht selten die Knoten wieder lösend, die ich in dem andern geschürzt hatte. Die beiden Landgüter liegen in der chilenischen Provinz Aconcagua, in dem Thal von Putaendo, durch welches aufsteigend ich die Wasserscheide der beiden Meere zu erreichen hoffte. Die eine war erst unlängst in den Besitz eines großen Kaufherrn zu Valparaiso, des Don José Tomas Ramos übergegangen, die andere — la hacienda de Vicuña — gehörte einem Herrn Martin, der damals in Berlin wohnte. Ein glücklicher Zufall hatte mich unmittelbar nach der Landung in Valparaiso mit Herrn H. Fölsch, dem Partner des großen Salpeterhauses Fölsch und Martin, zusammengeführt; dieser wies den Verwalter der Hacienda Vicuña, einen Deutschen chilenischer Staatsangehörigkeit, an, mich aufzunehmen und mir die Thiere zu stellen, die ich gebrauchen würde. Die Hacienda stand aber in Verkauf, und gerade während meiner Anwesenheit daselbst wurde derselbe perfect. Dem Verwalter, welcher dadurch seine Stelle verlor, lagen begreiflicher Weise andere Dinge am Herzen, als meine Expedition; und während ich ihm sonst ein angenehmer Gast gewesen wäre, durfte ich nun billiger Weise nicht mehr verlangen, als die Gastfreundschaft aufgezwungener Einquartirung.

Bei dieser Sachlage mußte ich eine Anlehnung an Don José Tomas suchen, mit welchem ich durch Herrn A. Böhl, einen um meine Reise sehr verdienten

Deutschen, bekannt geworden war. Nur schade, daß der 80jährige alte Herr, der voller Höflichkeit und Besorgniß für mich war, die für mich ausgesuchten Leute nicht so gut kannte, wie Don Olegario Soto die seinigen. Außerdem wurde mir — unter dem Titel einer Erleichterung — die Begleitung eines jungen Chilenen aus guter Familie octroyirt; dieser natürlich sollte Minen suchen. Ich konnte mich gegen seine Begleitung nicht sträuben; man hätte mich sonst meine Abhängigkeit in anderer Form fühlen lassen, und ich wäre entweder gar nicht fortgekommen oder hätte Einbuße an Zeit erlitten, von der bereits jede Stunde kostbar war. Der junge Don Rafael Salazar war übrigens ein so liebenswürdiger bereitwilliger Mensch, daß ich ihm trotz der ernsthaftesten Vorsätze nicht böse sein konnte. Er blieb 10 Tage bei der Expedition und kehrte dann mit 2 Leuten nach Haus zurück.

Wir ritten in der Frühe des 15. Februar ab, 7 Menschen und 15 Thiere stark; nachdem Don Rafael sich getrennt hatte, blieben mir 3 Leute, 1 Pferd und 9 Mulas.

Für die bereits beschriebenen Expeditionen hatten die Flüsse Cachapual und Maipo die Verbindungswege zwischen dem großen chilenischen Längsthal und der inneren Cordillere abgegeben. Für die Reise zum Berge Aconcagua übernahm der Fluß gleichen Namens diese Rolle; auch er entwässert einen nicht unbeträchtlichen Abschnitt des pacifischen Andesgehänges. Das Adernetz seines Quellsystems wird durch zwei Hauptstämme zusammengefaßt, welche nach oben zu weit auseinandertreten und zu zwei Pässen der großen Wasserscheide führen. Der nördlich gelegene Paß (3565 m) heißt der Boquete del Valle hermoso: Bresche des schönen Thals; der südlich gelegene Paß heißt schlechtweg die Cumbre, d. h. die Höhe, und bietet zwei benachbarte Uebergangsstellen in 3750 und 3900 m Höhe; über ihn führt der Verbindungsweg zwischen der chilenischen Stadt Santa Rosa de los Andes und dem argentinischen Mendoza; beide Orte sind, wie bereits früher erwähnt, Eisenbahn-Kopfstationen und unterhalten einen sehr regen Verkehr. Dagegen passirt den nördlicheren Weg des Boquete, nach der Versicherung des Zollwächters, kaum Ein Reisender während des ganzen Jahres. Beide Wege durchqueren die hohe Andes-Mulde, umschließen das eingebettete Aconcaguamassiv und führen auf sehr verschieden gearteten Pässen über die Ostcordillere nach Argentinien.

Der Rio Aconcagua hat zu dem Berg dieses Namens keine anderen als nachbarlichen Beziehungen; das Quellgebiet des einen und das Massiv des anderen sind durch die oceanische Wasserscheide getrennt, und diese überschritt ich auf dem Boquete del Valle hermoso. Das Thal, welches von dort nach Chile niedergeht, heißt das Putaendothal; seine Vereinigung mit dem andern, zur Cumbre führenden Quellthal des Rio Aconcagua findet in einem weiten, fruchtbaren Thalbecken statt, in welchem die Städtchen San Felipe, Santa Rosa und San Antonio de Putaendo liegen. Dieses Unter-Thal könnte ein einziger großer Garten mit eingeschalteten Weideplätzen und üppigen Kornfeldern sein, wenn das Gebirge während des Sommers so viel Wasser lieferte, wie die künstliche Bewässerung verwenden möchte. Aber es fehlen gerade dem zugehörigen Theil des Gebirges die aufgespeicherten Schneevorräthe, welche dem südlicher gelegenen Cachapual-Gebiete das flüssige Naß viel reichlicher spenden. In der Höhe von

900—1000 m, wo die Besitzungen Don José Tomas' und die Hacienda Vicuña liegen, ist das Putaendo-Thal noch sehr breit und fleißig angebaut; bei 1200 m verengt es sich, und der Reisende hat nun erst ganz das Gefühl, im Gebirge zu sein.

Ein nur zweitägiger Weg war nöthig, damit wir die Wasserscheide erreichten. Die Windungen des Thales, sein wechselndes Breiter- und Engerwerden zu beschreiben, muß füglich einer Karte überlassen bleiben; hier genügt die Angabe, daß wir einer nordnordöstlichen Durchschnittsrichtung folgten und auf dem Hinweg den Mittellauf des Thales (1200—2250 m) durch Umgehung vermieden. Dort treten die Felsen schluchtartig zusammen, und ist das Reiten zwar sehr amüsant, aber doch nicht ganz ungefährlich. Da meine Leute von der einen, die Mulas von der andern Hacienda stammten, so kannten sich diese beiden Gruppen der Karawane viel zu wenig, als daß nicht anfänglich Störungen aller Art für unser Fortkommen und für die Sicherheit der Instrumente erwuchsen. So debütirte das Theodoliten-Maulthier damit, daß es nach der ersten Bepackung mit verrätherischem Frohsinn so lange umhersprang und ausschlug, bis die ehrenvolle Last zu Boden fiel; von dem ersten Biwak liefen Mulas und Pferde fort und erneuerten den Vorgang, noch ehe sie das Biwak wieder erreicht hatten. Erst mit der Zeit lernten die Leute die anvertrauten vierbeinigen Individualitäten richtiger verstehen und behandeln. Deshalb umgingen wir die großen Felsquebrada, mittels zweier rechter Seitenthäler, welche durch den Paß von Cuzco (3600 m) getrennt sind. Von letzterem stiegen wir 1350 m steil zur Sohle des Hauptthales nieder, und dann von Neuem auf, um den Boquete (3565 m) zu erreichen.

Durch das so bedingte Auf und Nieder des Wegprofils wuchs die Mannigfaltigkeit der Eindrücke naturgemäß und machte sich besonders an dem Pflanzenkleide geltend, dessen wechselnde Physiognomie sich liebevoll den wechselnden Niveauzonen anschmiegte. Die Verfolgung dieses anmuthigen Spieles gab meinem Blick eine Uebung, daß ich trotz einer beklagenswerthen Ignoranz in botanischen Dingen aus der Pflanzenumgebung hätte errathen können, in welcher Höhenzone ich etwa stand.

Auch die Berge des Putaendo-Thales vereinigen den Gegensatz einer kraftvollen Vegetation mit dem Eindruck allgemeiner Kahlheit; aber gerade in letzterer liegt ein Reiz, welchen die Poesie der Farbe ihr verleiht. Auf den weiten Halden finden sich vorzugsweise jene fein nüancirten Farbentöne, wie wir sie so zart sonst nur in der freien Atmosphäre zu sehen gewohnt sind; wie smaragdgrüne Augen sind kleine saftige Weidestücke in sie eingebettet und verrathen ein Wasserrinnsal. In kräftigerem Porphyrroth, in Braun und Schwarz starren die Felswände auf, welche die Thalverengungen bilden oder kleine Seitenschluchten abschließen. In der Tiefe, je nach dem Niveau, grünt knorriges Strauchwerk, Euphorbiaceensträucher, Gräser und Kräuter, und klingt nach oben zu aus in den liegenden Polstern der Verbenen, in rothblühenden Liliaceen, den gelben kriechenden Blüthentrauben der türkischen Kresse und den zu Wurzeln verschrumpften Adesmienbüschen; in den kalten Höhen des Cuzco-Passes tritt das Gras zu geselligen Bildungen, raupenförmig gekrümmt, zusammen, gerade so wie auf der rauhen Hochfläche am Maipo. Mit dem irdischen Farbenduft ver-

schmilzt das niedersteigende Himmelsblau, das aus dem Zenit im reinsten Azur erstrahlt. Weit milder als der Zugang des Cachapual-Thales erschien mir dieser Weg durch das Andeslabyrinth, und die Meinung wurde bestärkt durch die Ruhe der Luft, welche zitternd, wie in der Wüste, über den viereckigen Fragmenten der nackten Halden aufstieg. Nur auf dem Cuzco-Paß stieß ich auf Schnee und erblickte Schneeberge; den Aconcagua jedoch sah ich nicht. Von allen anderen Punkten des Weges erschien die Landschaft schneefrei, und die durchsichtige eisengraue Farbe des Flusses deutete an, daß Gletscher ihn nicht speisten.

Die Armuth der Thierwelt erschien mir so ausgeprägt, daß ich das Vorkommen eines gelben und eines weißen Schmetterlings — beide gleich gemein — notirte. In der Nähe des Cuzco-Ueberganges ließen sich 2 Guanacos sehen, und meine Leute spähten mit solcher Gier darnach, als wollten sie sie lebendig verschlingen. Nur einmal bot das Erscheinen von 13 großen Geiern in engem schwarzen Felsenthale ein großartiges Bild der Kraft und des Lebens. Sonst war alles todt, und gar nicht selten streifte der Blick bleichende Thiergerippe.

Ehe man den Andes-Rücken erreicht, zieht sich das Thal noch einmal zusammen und wird von wilden Felscoulissen eingefaßt; der Fluß braust in einem Cañon. Dann mildert sich die Steigung; die Felsberge — nur theilweise schneebedeckt — treten auseinander und lassen einem grünen Thalboden Raum. Er bildet eine ziemlich breite Mulde, deren Boden in der Längsrichtung sich so wenig aufwölbt, daß die höchste Stelle des Ueberganges, der eigentliche Boquete, schwer zu erkennen ist.

Der Rücken der Andes trägt hier also eine Landschaft, die in ihrem Charakter stark abweicht, sowohl von derjenigen am Maipo wie von jener an dem Atravieso de la Leña. Im Gegensatz zu der weiten, von erhabenen Gebirgen eingefaßten Hochfläche am Maipo, wo der Wind über schwarze Laven braust; im Gegensatz zu der scharf ausgeprägten Sattelnatur des Leña-Passes, wo der Blick sich ins Weite verliert, wo die umgebenden Ketten sich zu einem Wirrsal zusammendrängen, wo entgegengesetzten Richtungen ein entgegengesetzter Landschaftstypus entspricht: haben wir hier ein sanftes Hochthal, mit grünem, sumpfigem Boden, in welchen das weidende Vieh seine Hufe eindrückt. Die einfassenden, terrassirten Felsberge nehmen die Aussicht rechts und links, während vorwärts und rückwärts sich die Zugangsthäler aufziehen; diese sind nur erkenntlich an ihren oberen Gehängen, zwischen deren Windungen eine dämmernde Luft über dem unsichtbaren Grunde lagert.

So milde, so wenig vorbereitend gestaltet sich auf dem Boquete del Valle hermoso der Eintritt in eine Gegend, welche die höchsten und wildesten Theile der Andes trägt. Bald sollte sie sich in ihrer ganzen Großartigkeit, in allen ihren befremdenden Reizen enthüllen; und als ich beim Niederstieg plötzlich und unvermittelt den Aconcagua sah, da überfiel mich eine heilige Scheu, — etwas von der Aufregung vor der Schlacht, die einen bewunderten Gegner in den Kampf ziehen soll.

Zur rechten Hand ragte er auf. Wir waren bereits in dem argentinischen Thal bis zu 3300 m abgestiegen, als ich den Anblick zuerst hatte. In einer Entfernung von fünf deutschen Meilen lag er da in südsüdöstlicher Richtung.

Ich ließ die ganze Karawane passiren, legte mich auf den Boden und examinirte den Berg mit dem Fernrohr. Er wandte mir eine breite dachförmige Fläche zu, auf welcher wenig Schnee lag; der Dachfirst zeigte drei Spitzen. Auch hier kam die Halde als Aufbausglied zur Geltung; denn die Nordwestseite des Gipfels ist eine homogene, schwarze, steile Fläche. Von oben her schien also wenig Gefahr zu drohen; in der Tiefe dagegen sah's grausig aus, und in felsigen Palissaden starrte das Fundament auf; Dante's „lasciate ogni speranza" war hier in Stein umgesetzt. Trotzdem verließ die Hoffnung mich nicht; so wenig, daß die erste Nacht auf argentinischem Boden mit Grübeleien über unbekannte Factoren, über Mögliches und Unmögliches dahinging. In quälendem Einerlei lösten sich fruchtlose Phantastereien ab; kein stärkender Schlaf gebot ihrem erschöpfenden Spiele Halt.

Der Anblick des Aconcagua war nicht das Einzige, was das Auge fesselte. Auch das Valle hermoso, zu dem wir durch das Boquetethal niederstiegen, konnte auf ein weites Stück hin übersehen werden, noch lange bevor wir seinen Grund betreten hatten. Wenn je ein Name treffend gewählt wurde, so ist es dieser. „Hermoso", schön! mußte ein Thal genannt werden, in welchem Anmuth und Großartigkeit so geschwisterlich ineinander aufgegangen sind, wie bei diesem. Ein stundenweit übersehbarer grüner Thalboden, in der behaglichen Ruhe eines unbewegten Sees daliegend; zerrissene, buntscheckige Uferfelsen; eine zu 6400 m und darüber ansteigende, vielgipfelige Schneekette und eine geradezu venetianische Farbenpracht wirken hier zusammen. Die goldene Abendsonne lag auf der abschließenden Kette des fernen Hintergrundes und entlockte ihr Töne jenes warmen Purpurroths, an welchem die Bilder des Paolo Veronese kenntlich sind; dieselbe Sonne setzte auch den Aconcagua ins Relief und schied die dunkle unheimliche Tiefe von der ätherumspielten Höhe des Gipfels; zwei weiße Wolken standen über ihm, kleiner und kleiner werdend, vor der Nacht sich verflüchtigend.

Wir betraten den Thalboden des Valle hermoso an einer Stelle, wo dasselbe eine fast rechtwinklige Biegung hat, und wo der Oberlauf in den Mittellauf übergeht; die ausspringende Ecke gehört der rechten Thalseite an, in die einspringende Ecke mündet das Boquete-Thal. Jener Thalknick — er liegt 3000 m hoch — ist eine so scharf ausgesprochene Grenze, im Besonderen für die Weidevegetation und für die Landschafts-Physiognomie, daß man gut thut, den Ober- und Mittellauf durch zwei verschiedene Namen zu kennzeichnen. Nur den letzteren bezeichne ich als Valle hermoso; den ersteren dagegen, bis zu seinem Ursprung, als Valle penitente.

Zu diesem Ursprung wünschte ich zunächst vorzudringen, und that es. Während des Rittes thalauf wurde der Aconcagua besser und besser sichtbar, und ich erkannte, daß das Valle penitente wohl in der Nähe des großen Berges entspringe, daß aber zwischen beide eine mauerartige Kette, die „Penitentekette", eingeschaltet sei und die rechte Seite des gleichbenannten Thales bilde. Was zwischen der Kette und dem Berge läge, das blieb mir zunächst unbekannt. Die Durchsichtigkeit der Luft drängte beide so hart gegeneinander, daß sie beim ersten Anblick als Eins erschienen waren. Nun aber stand mit Sicherheit ein eingeschaltetes unbekanntes Thal zu erwarten. Was dort für Abgründe und Eis-

schründe lagen, das konnte nur in Erfahrung bringen, wem es gelang, die 5000 m hohe Palissade von Stein zu erklimmen. An ihrem Fuße schlug ich zunächst in 3600 m Höhe ein Standbiwak auf, das nach sechsstündigem Ritt durch das wilde und öde Penitentethal erreicht wurde. Weiter hinauf durfte die Karawane nicht gehen, weil sie hier an ihrer Existenzgrenze angelangt war; jenseits derselben gab es weder Futter für die Thiere, noch Brennmaterial für uns. Ein Seitenthal mündete daselbst und unterbrach die schroffen Felsgebilde der rechten Thalkette durch ausgedehnte Halden, deren spärliche Vegetation an uns zur Wohlthäterin wurde.

Im Uebrigen war das Lager ganz ungeschützt; nicht einmal für das Barometer ließ sich eine Stelle ausfindig machen, wo dasselbe hinreichend sicher vor den Tritten der Mulas war; so sehr fehlten einspringende Ecken und isolirte Felsblöcke. Das Biwak lehnte sich an eine Felswand, deren schmales Vorland von dem Fluß bespült wurde; hier stand mein Feldbett; und zum ersten Mal seit acht Tagen that ich einen tiefen Schlaf. Denn während des letzten Rittes hatte ich ununterbrochen die Penitentekette betrachtet und die Ueberzeugung gewonnen, daß es unmöglich sei, ihre Mauer zu erklettern; daß also die Aconcagua-Besteigung von dieser Seite nicht ausgeführt werden könne. Die erste Wohlthat dieser herben Gewißheit war ein bewußtloser Schlaf.

Aber am folgenden Morgen (19. Februar) unternahm ich eine Recognoscirung, welche einen unerwarteten Erfolg hatte und das verloren gegebene Spiel ganz zu meinen Gunsten ausschlagen ließ.

Wir ritten thalauf, dem Ursprung des Penitentethals entgegen, der etwa drei Stunden entfernt lag. Der Morgen war so schön, daß seine heiteren Strahlen bis zum Herzen drangen, und die Landschaft entwickelte sich in so mächtiger Großartigkeit, daß sie den thörichten Menschensinn zwang, seine Zweifel bannte und in Bewunderung umsetzte.

Charakterisirt ist das Thal durch die unsymmetrische Bildung seiner gegenüberliegenden Gehänge; denn nur die Seite, hinter welcher der Aconcagua aufragt, ist mauerartig und unwegsam; die andere dagegen bietet weite porphyrrothe Halden dar mit weißen durchbrechenden Felsen und zerstreuten Feldern von nieve penitente, welcher schließlich bis zur Thalsohle niedersteigt und den Weg sperrt wie wucherndes Untergehölz den Tropenwald. Unser Vordringen wurde besonders durch unzählige Schluchtzerreißungen des Bodens erschwert, der aus der Ferne zusammenhängend erscheint und den Wanderer an den Rand von Steilabhängen lockt; er bereitet ähnliche Verlegenheiten, wie ein homogen anzuschauendes Firnfeld, das in Wirklichkeit von Klüften durchsetzt ist. Mehrmals kreuzten wir den Hauptbach, welcher das Biwak bespülte und chamäleonartig seine Farbe im Laufe eines jeden Tages wechselte. Am Nachmittag waren seine Fluthen braunroth und mächtig; am Morgen eisengrau und von geringerer Fülle; er brachte also die Periodizität der täglichen und nächtlichen Schneeschmelze eben so zum Ausdruck, wie der früher erwähnte Rio Diamante.

Inmitten der Halden beobachtete ich mehrfach das Hervorbrechen mineralischer Wasser, deren Rinnsale von weißen und ockerbraunen Ablagerungsstreifen eingefaßt erschienen. An einer jener Stellen (etwa in 3800 m) sah ich dem schrägen

Hang einen niedrigen Hügel warzenartig aufgesetzt. Die Untersuchung zeigte, daß eine Quelle daselbst zu Tage trat und einen kraterförmigen, mit gelbgrünem Wasser erfüllten Trichter aufgebaut hatte; sein Umfang maß 28 m, die Höhe 6 m, der Abfall der Innenseite 70°; grünliche Algen wuchsen am inneren Rande.

Erst als wir die Höhe von 4000 m erreicht hatten, ließ sich ein vollständiger Einblick und Ueberblick der Penitentekette erhalten. Sie steht als eine 1000 m hohe Mauer da, zeigt weißlich-graues Gestein, an dem kein Schnee haftet, und verläuft mit einer zackigen Kammlinie. Das Erklettern solcher Wände ist nur dann möglich, wenn eine glückliche Fügung den Verwitterungsproceß an irgend einer Stelle so gestaltet hat, daß eine Schlucht, sogenannter Kamin oder Couloir, in sie eingegraben ist. Hier pflegen sich dann Trümmer zu sammeln, die zerfallen und das anstehende Gestein bedecken; oft sammelt sich auch Schnee in ihnen, was das Ersteigen in der Regel erleichtert, oder es bildet sich Eis, das nur von kundigen Gletscherleuten, mit der Axt in der Hand, bezwungen werden kann.

Nach einem solchen Couloir spähte ich unausgesetzt, als meine Gedanken unvermuthet eine andere Wendung erhielten. Aus wenigen Schritten Entfernung, zusammengekauert am Fuße eines Trümmerblocks, grinste mich ein menschliches Skelett an; verwitterte Kleiderfetzen lagen daneben: Ein Mene Tekel für den Aconcagua-Besteiger, ein Warnungsruf, daß den vermessenen Wanderer hier die Strafe erwarte. Der Unglückliche, dessen Reste unbegraben vor mir lagen, war mit andern schätzesuchenden Gefährten in dieses „Büßerthal" vorgedrungen; Schneesturm hatte sie ereilt, auseinandergesprengt, zu Grunde gerichtet. Gestorben und verdorben, das war das Schicksal, das sie für das Gold des Aconcagua eingetauscht hatten. Achtmal führte mich der Weg im Laufe der nächsten Wochen an dem Skelett vorbei, und jedes Mal zeigte mein Geist mir den sterbenden, schneegebetteten Mann, dessen Verlassenheit erst endete, als der Tod zu ihm trat.

Schnell ritt ich weiter, die traurige Phantasie abschüttelnd. Ein großer freudiger Moment trat ein, als ich in dem stundenlang hingezogenen Mauerabfall der Penitentekette nun wirklich entdeckte, was ich suchte: Ein Schuttcouloir, das ein Ersteigen möglich erscheinen ließ; es ist das einzige seiner Art, und war deshalb ein Schatz für mich, den ich um kein Gold hergegeben hätte. Wenn es einen Schlüssel zur Aconcagua-Besteigung gab, so lag er dort; ich wollte ihn mir sichern und legte den Schwerpunkt der Recognoscirung in das Erklettern des Couloirs.

Dasselbe setzt in 4500 m Höhe auf der Thalsohle auf, die hier mit großen mächtigen Ansammlungen von Kerzenschnee erfüllt ist. Bis zu jener Stelle brachten wir die Thiere, und diese uns; und dann begann der Kletterversuch. In dem Couloir selbst war nur wenig Schnee anzutreffen; der Schutt war, je nach der Steigung, verschieden mächtig aufgelagert, nicht selten fehlte er ganz. Rechts und links fallen die Wände steil ab, wie die eines künstlichen Einschnitts; als oberen Abschluß gewahrt man eine Felslücke, welche 500 m über der Basis liegt und in ihrer Mitte einen weithin sichtbaren, scharf modellirten Felsobelisken von etwa 20 m Höhe trägt. Dorthin gelangten wir nach mehrstündigem an-

strengenden Klettern und standen nun in einer Scharte der Kammlinie, in der Höhe von 4970 m.

Für den Weg zum Gipfel des Aconcagua gibt es keinen zweiten, gleich ausgezeichneten und entscheidenden Punkt; deshalb gab ich dieser Scharte auch einen besonderen Namen und nannte sie den Portezuelo del Penitente, das Büßerthor. Von hier enthüllte sich mit einem Schlage das ganze Geheimniß des höchsten Andesberges. Nicht länger sah ich ihn von der zerrissenen Penitentekette maskirt, sondern frei aufsteigend aus dem jenseitigen Ufer eines weiten Firncircus, der mir zu Füßen lag: farbenreich und fast schneelos, 6—7 Kilometer entfernt, aber greifbar nah in dieser durchsichtigen Atmosphäre. Selbst von dem hohen Standpunkt aus, machte er noch den Eindruck eines colossalen Berges, obwohl er sich erst in 5000 m als Individuum aus dem Massiv erhob. Wie ein mächtiges Dach lag er da, nach Nordwesten schauend, mit seiner dreigipfeligen First das eingeschaltete Firnbecken noch um 2000 m überragend. Während alle andern Berge, welche den Circus umschließen, schneebedeckt sind (auf die sichtbar gewordene Südostseite der Penitentekette), macht der beherrschende Berg allein eine Ausnahme. Besonders merkwürdig ist die schwarze gewaltige Halde, welche sich auf der Nordwestseite, von der Basis bis zum Gipfelgrat in nahezu homogener Bildung aufzieht. Was sonst von den Flanken des Riesenberges sichtbar war, zeigt auch den echt andinen Typus, hat die Gestalt eines terrassirten Terrains, wo die Halden vielfach von grauen, weißen, gelben und rothen Felsen durchbrochen sind. Dagegen trägt die, von dem Portezuelo aus unsichtbare Südseite colossale Eis- und Schneemassen, die sich bei der Recognoscirung nur auf der Dachfirst als Auflagerung verriethen. Die Aconcaguaschneide hat eine nordost-südwestliche Richtung und eine Länge von 925 m; an ihren Endpunkten treten die beiden höchsten Gipfel hervor, 6970 und 6894 m hoch.

Sieht man also ab von jener Firnausfüllung des Hochthals, zu Füßen des Portezuelo del Penitente, so hat man die Thatsache zu verzeichnen, daß die Schneide des höchsten Andesgrates sich erreichen läßt, ohne daß der Besteiger den Fuß auf Schnee zu setzen hat; — eine ganz unerwartete, höchst überraschende Thatsache.

Ich dehnte die Recognoscirung noch weiter aus, um zu untersuchen, was uns von Spalten und Bergschründen drohen würde. Die Basis des Firnfeldes konnte ohne Schwierigkeiten erreicht werden, aber der Zugang wies eine eigenthümliche Bildung auf. In der Umgebung des Portezuelo del Penitente ist nämlich das Felsgehänge eingebuchtet, die Bucht selbst durch einen Schneewall gegen den Firn abgeschlossen; im Grunde, welcher etwa 30 m unter dem Thor liegt, ist eine hartgefrorene Lagune ausgebreitet, die man traversiren muß; dann wird der Schneewall überstiegen, und man steht auf dem eigentlichen Firnfeld. Es ist charakterisirt durch eine rauhe Oberfläche, welche eine starke Neigung zu Bildungen von nieve penitente zeigt, zu Eisbildungen, die bald leichter, bald schwerer unter dem Fuß zusammenbrechen und ihn gefangen nehmen; dazwischen sind spiegelglatte Eisflächen eingeschaltet. Schründe waren in großer Zahl sichtbar, weniger auf dem eigentlichen Firnboden, als an den eisbedeckten Hängen

der einfassenden Berge. In unserer unmittelbaren Nähe schien mir an keiner Stelle Gefahr zu drohen, aber das Marschiren war unbequem und wurde mühselig.

Der Aufenthalt in der Umgebung und auf der Höhe des Büßerthors währte mehrere Stunden, die mir begreiflicher Weise in freudigster Thätigkeit vergingen. Daß es gelungen war, mit der ersten Recognoscirung den entscheidenden Schlag zu thun; daß die dargebotenen Schwierigkeiten höchst wahrscheinlich, selbst mit meinen ungeübten Begleitern, würden zu überwinden sein: das übertraf alle meine Erwartungen. Dafür zog eine neue Sorge auf: Zum ersten Mal auf dieser Expedition erfüllte sich die Atmosphäre mit Grau, und leichte Schneeflocken fielen auf uns nieder, als ich die Apparate zusammenpackte, die zur Höhenermittlung des Portezuelo gedient hatten. Es war das erste Glied in der Kette der atmosphärischen Erscheinungen, die sich nun täglich wiederholen sollten.

Schnell stiegen wir ab, und während des Heimreitens erwog ich die Besteigung. Ich verglich den zu überwindenden Höhenunterschied mit denen, welche bei großen Alpengipfeln vorkommen. Für diese kann man, in Berücksichtigung der vorhandenen Unterkunftshütten, 1800—2400 m Steigens in einem Zuge rechnen, je nach dem Berge und der Lage des Nachtquartiers. Nicht selten wird aber auch die Hütte ganz vermieden, und die Besteigung direct von dem Hotel aus unternommen; das ist beispielsweise sehr beliebt bei der Besteigung des Matterhorns (4482 m) von Zermatt (1620 m), wo der Höhenunterschied 2862 m beträgt. Die Stelle, bis zu welcher wir reiten konnten, der Fuß des Schuttcouloirs, lag 2500 m tiefer als der Gipfel des Aconcagua.

Der nahezu 7000 m hohe Berg bot also für die Besteigung, so weit es sich nur um die Niveaudifferenz handelt, nichts dar, was ihn wesentlich von den Alpenbergen unterschied; die Terrainschwierigkeiten durften sogar für geringer gelten. Der Unterschied lag vielmehr darin, daß die 3000 Meter mächtige Zone, innerhalb deren die eigentliche Ersteigung, d. h. die Ersteigung der Dachfläche sich abspielen mußte, erst da anfing, wo die Niveaufläche des Montblanc längst erreicht war. Die zu erwartenden Schwierigkeiten waren weniger greifbarer Natur als in den Alpen, wo der Kampf vornehmlich zwischen dem Terrain und der Geschicklichkeit der Besteiger ausgefochten wird. Hier aber lauerte der Feind in der Luft; das beste Gletscherbeil versagte, und das Seil war höchstens noch zum Hängen gut. Ich fürchtete den demoralisirenden Einfluß der Kälte in der Nacht und faßte den gewagten Entschluß, die Aconcagua-Besteigung in einem Zuge, ohne eingeschaltetes Biwak auszuführen. Mit zuverlässigen, einer harten Schule entwachsenen Alpenführern hätte ich mich anders eingerichtet.

Ohne Rast noch Ruh ging es am Tage nach der Recognoscirung an die Zurüstung, an welche sich unmittelbar, unter bedrohlichen Wetteranzeichen, der Abmarsch anschloß. Gerade so wie gestern verfinsterte sich auch heute die Atmosphäre, bald nachdem die Sonne den Meridian passirt hatte. Aber merkwürdig: während der Himmel nach allen Richtungen hin bedeckt war, hob er sich hinter dem Aconcagua mit seinem schönen reinen Blau ab.

Wir ritten um 4 Uhr Nachmittags aus dem Standbiwak ab und erreichten nach etwa drei Stunden das erste Ziel, die Basis des Schuttcouloirs. Inmitten der gespenstischen Figuren des Büßerschnees machten wir Halt und entfachten

eine Gluth aus dem mitgeführten Kohlenvorrath. Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt, während die Nacht hereinbrach. Eine erhabene Stimmung bemächtigte sich meiner, ich fühlte mich am Anfang der befreienden That. Der volle Mond trat hinter den Bergen hervor und goß sein Licht über die erglänzenden Felder des nieve penitente; im Westen zeichneten sich die ausgezackten Felszähne haarscharf gegen den Himmel ab, wie die Aquäductbogen der römischen Campagna bei dem Scheiden des Tages. Die Luft war ganz ruhig, Alles war durchweht von Erhabenheit; die ganze Macht dieser Stunde kam über mich, ich blickte zu den Sternen auf, und meine Seele erhob sich zu Gott.

Um halb neun Uhr Abends brachen wir auf; zwei Leute gingen mit mir, Jiliberte und Pereira. Wir erkletterten das Couloir, in welches der Mond grelle Contraste von Licht und Schatten warf. Auf der Höhe des Portezuelo del Penitente ruhten wir und betraten dann den weiten Firn, der schweigend von hellem Glanz umflossen dalag. Um Mitternacht standen wir gleichweit entfernt von beiden Ufern, deren kürzeste Entfernung etwa $3^1/_2$ Kilometer beträgt, — inmitten der blinkenden eisigen Fläche linker Hand öffnete sich das Thal, dessen Ursprung wir traversirten; rechter Hand schloß eine vergletscherte Kette, die in dem Aconcagua wurzelt, den Circus. Ueberschreitet man sie, so gelangt man höchst wahrscheinlich in das Thal, welches zu den Baños del Inca führt.

Der Eisbeschaffenheit wegen konnten wir nicht in gerader Linie vordringen, sondern hielten eine, gegen den Ursprung des Circus ausbiegende Curve. Ein Jeder marschirte nach eigenem Ermessen; ein Seil verband uns nicht; wer fiel — fiel. Kein Schnee erleichterte das Gehen; fast bei jedem Schritt brachen unter der Sohle kleine Eisleisten zusammen, welche die Oberfläche des Firns besetzt hielten. Die dunkle Masse des Aconcagua rückte näher und näher und um 1 Uhr 50 Min. in der Nacht vom 20. zum 21. Februar betraten wir ihn selbst. Der Uebergang von dem Firn zu der Halde des Berges vollzog sich ohne besondere Schwierigkeiten; das verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil Firn gerade da, wo er den aufragenden Berg umsäumt, aufzureißen pflegt und jenen „Bergschrund" bildet, welcher wie ein Festungsgraben das Massiv umgibt.

Jetzt also begann die eigentliche Aconcagua-Besteigung. Von allen Besteigungen, die ich bis dahin gemacht habe, ist sie die eintönigste, — was im Hinblick auf die beschriebene Gestaltung der nordwestlichen Abhänge begreiflich erscheinen wird. Nur die Verschiedenfarbigkeit des Gesteins, im Besonderen der durchbrechenden Felsen bringt Abwechselung in diese endlos aufstrebenden, monotonen Halden; sie steigen in 30—40° an und sind mit zerstreuten Flecken Schnees belegt. Hier wandert man am besten stetig fort, Schritt für Schritt, ohne aufzublicken, ohne ein Wort mit den Gefährten zu sprechen, unter strengster Oekonomie der Kräfte. Denn die Kräfteausgabe wird größer und größer, und die dünner und dünner werdende Luft saugt das Mark aus den Knochen.

Aber meine Leute gaben dem Marsch einen andern Charakter. Schon vor Sonnenaufgang, zwischen 5 und 6 Uhr Morgens, wollten sie umkehren, weil sie fürchteten, zu erfrieren. Der Wind hatte frischer eingesetzt, und ich las 10° C Kälte ab. Ich redete den Leuten Muth ein, und sie blieben folgsam

aber eine jede dieser spanischen Reden kostete doch ein Stück Kraft in einer Höhe, wo die Lungenthätigkeit schon sehr acut ist, und das wachsende Mißtrauen zog mich wie eine materielle Last zu Boden.

Zwischen 8 und 9 Uhr schmolz ich ein Stück Eis, warf Theeblätter darauf und einige Stückchen versteinerten Brotes; dies war meine einzige Nahrung in 24 Stunden; ich hatte weder Durst noch Hunger, ohne daß mir übel gewesen wäre. Um 10 Uhr Vormittags blieb Pereira liegen; er hatte sich beide Füße erfroren. Um 11 Uhr sagte Jiliberte: Mis piernas me duelen mucho (meine Beine thun mir sehr weh) und wollte umkehren. Ich nahm noch einmal alle Kraft und alle Ueberredungskünste zusammen; Jiliberte besaß eine Art Ehrgeiz, und dabei suchte ich ihn zu packen. Er hatte einen schönen Moment, ein heroischer Entschluß schien über ihn gekommen zu sein, nun bis ans Ende auszuharren.

Unser Marsch wurde durch häufige Pausen unterbrochen. Gegen 1 Uhr Mittags hatten wir die Höhe von 6560 m[1]) (21 538 E. F.) erreicht, und der letzte Felsdurchbruch des Aconcagua ragte hart vor uns auf. Die Spitze erschien so nahe, daß ich die einzelnen Steine derselben unterschied; die sämmtlichen höchsten Felsen waren durch röthliche Farbentöne ausgezeichnet. Unser Weg sollte den höchsten Gipfel ziemlich direct treffen. Die übrige Welt lag uns zu Füßen; ein einziger Berg im Norden, den ich trigonometrisch bestimmt hatte, berührte genähert unser Niveau. Das Wasser kochte bei 78.°9 C.

Während ich mit der Messung beschäftigt war, zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags, hüllte sich die Spitze des Aconcagua in graue Wolken ein, Nebel erfüllten die Luft, Graupeln fielen nieder, und die Gefahr eines Schneesturms zog drohend vor uns auf. Wir discutirten gerade die Frage, ob wir nicht besser thäten, der Nacht zu trotzen und zu verweilen, wo wir waren, um das Ende der Besteigung auf den folgenden Tag zu verlegen; denn wir waren beide stark erschöpft. Zum Ruhm Jiliberte's muß ich es sagen, daß er mit seinen höheren Zielen gewachsen war und den entschlossenen Muth fand, eine Nacht zu erwarten, die für uns leicht eine ewige werden konnte. Das Schneewetter setzte aller Discussion ein Ende, und ließ nur die Wahl zwischen sicherem Untergang durch Verbleiben oder möglicher Rettung durch Umkehr. Lag nicht 2500 m tiefer bereits ein Skelett? Wir kehrten also um, Flüchtlingen gleich, Nachmittags um 2 Uhr, 17½ Stunden nach dem Beginn der Wanderung. Der Nebel war noch nicht so dicht, daß wir nicht hätten die nähere Umgebung erkennen können; wäre es anders gewesen, so wären wir sicherlich in dieser Wildniß umgekommen.

Mit erstaunlicher Geschwindigkeit zogen wir über die Berghänge hinunter, was doch beweist, daß unsere Kräfte nicht erschöpft, sondern nur durch die dünne Luft gebannt waren. Aber schlimmer war das Ueberschreiten des großen Firns, wo die widrige Beschaffenheit der Oberfläche uns sehr bittere Stunden bereitete. Zum Glück lichtete sich der Nebel hier, weil nur die eigentliche Aconcagua-

[1]) Bei früheren Angaben hatte ich die Approximativhöhe 6400 m angegeben; der Umstand, daß die genau vermessene Aconcaguaspitze 6970 m hoch ist und daß sie nur 250—300 m über mir zu liegen schien (nach Jiliberte's Schätzung noch weniger), veranlaßte mich zu einer genauen Berechnung der Angabe des Koch-Thermometers. Die Berechnung stützt sich auf die Höhe des Portezuelo del Penitente, der sowohl trigonometrisch wie hypsothermometrisch vermessen wurde.

Pyramide Schauplatz des Unwetters war, und wir konnten die Richtung zu dem einzig vorhandenen Ausgange, dem Büßerthor, finden. Gegen 7 Uhr Abends standen wir wieder auf dem Portezuelo del Penitente und erreichten am unteren Ausgang des steilen Schuttcouloirs unsere Thiere, welche 24 Stunden im Nieve Penitente hatten dastehen müssen, ohne zu fressen noch zu saufen; sie trugen uns mit ungewöhnlichem Eifer noch in derselben Nacht zu dem Standbiwak zurück, das uns nach einer Abwesenheit von 28 Stunden wieder aufnahm. Pereira mit den erfrorenen Füßen hatten wir unterwegs aufgelesen; er blieb für den Rest der Reise unbrauchbar.

Am folgenden Tage stach die Sonne in so unerträglicher Weise, wie nur bei gründlich verdorbenem Wetter. Ich beobachtete während des Vormittags, namentlich um zu ermitteln, in welcher Weise der Gang der Uhren durch die Besteigung beeinflußt worden war. Um Mittag fiel Schnee, und ich saß 6 Stunden lang festgebannt unter einer ausgespannten Kautschukdecke; in dieser Zeit donnerte es drei Mal. Am Abend brach die Sonne durch und brachte einen großartigen Effect auf den weiß gepuderten Bergen hervor. Unser Fluß, der sich Nachmittags roth färbte, blieb grau.

Das schlechte Wetter hatte weiteres Ungemach zur Folge. Den Thieren war die Weide verschneit; wenn der Frost noch eine Eisdecke darüber legte, so konnten sie in einer einzigen Nacht zu Grunde gehen. Deshalb drängten die Leute zur Umkehr. Ich bettelte förmlich um Aufschub, wenigstens für den nächsten Tag; ritt an demselben zu dem Platz auf, wo das Skelett des Minero lag und stellte daselbst Signale auf, um den Aconcagua trigonometrisch zu vermessen. Mitten in der Arbeit: neuer Schneefall und Flucht; aber als Wahrzeichen und Pfand der Wiederkehr ließ ich ein Gletscherbeil zurück. Ich kann es gar nicht schildern, wie sehr nun das Gebirge den Eindruck grauenvoller Oede hervorbrachte. In Hast wurde der Theodolit eingepackt, in Hast ritten wir zum Standbiwak zurück. Bis zehn Uhr Abends dauerte das Unwetter, das den Aconcagua wie die Weide gleich gründlich verdarb. Wir umsaßen das rauchige Feuer und fanden an der über uns aufgespannten Decke den spärlichsten Schutz. In gedrückter Stimmung, mit der Aussicht, ohne Vermessungen, ohne photographische Aufnahmen des Aconcagua nach Haus zurückzukehren, starrte ich auf die dicht fallenden, großen Flocken. Der Schnee lag Fuß hoch, und mein niedriges Feldbett wurde so eingedeckt, daß es aussah, wie ein weißer Grabhügel.

Sobald der neue Morgen graute, bereiteten wir die Rückkehr vor und brachen das Lager nach 6tägigem Aufenthalt ab; ich verließ es mit dem festen Vorsatze, dorthin zurückzukehren. Wir suchten nun das herrliche, eigentliche Valle hermoso auf, auf dessen grünem Wiesenboden die Thiere sich erholten. Auch für uns war gesorgt; denn wir trafen einen Hirten, der Schafe weidete. Ich kaufte ihm mehrere seiner trefflichen Hammel ab, echte „prés salés“ der Pariser Restaurants, denn auch das Weideland des „Schönen Thals“ ist reich an Salzausschwitzungen. Wir verbrachten einige Tage im Niveau von 2800 m, am Fuß des weiß erglänzenden vielkuppigen Ramadagebirges. Eine Excursion, die ich unternahm, führte mich über die Abhänge jener Kette, bis auf den 4200—4300 m hoch gelegenen Paß, welcher aus dem Valle hermoso über

die Ostcordillere zur Pampa führt. In der Nähe (4100 m) fand ich am Wege schöne Ammoniten. Der Aconcagua zeigte sich von hier als der wahre König des Gebirges, und ich fixirte sein Bild durch eine photographische Aufnahme.

Ich hätte eine Zeit reinsten Genusses in diesem Biwak des Valle hermoso verleben können, das wegen seiner milderen Lüfte, seiner Hammel und fetten Weide eine Art Capua für die Karawane war, wenn sich nicht unglücklicher Weise die ersten Schmerzen einer durch das rauhe Reiseleben gezeitigten Zahnfistel eingestellt hätten. Dagegen gab es keine Hilfe, und wie ein Damoklesschwert stand nun dieses Leiden in schmerzfreien Stunden über mir. In solchem Zustand traf ich die Anordnungen für eine zweite Aconcaguabesteigung und rückte nach achttägiger Abwesenheit aufs Neue in das verlassene Standbiwak des Valle penitente ein. Von der eingetretenen Besserung des Wetters versprach ich mir viel. Der Aconcagua war seit dem ersten Ersteigungsversuch in einen weißen Berg verwandelt worden, aber allmälig zeigte er wieder unbedeckte Stellen, und ein neuer Ersteigungsversuch brauchte nicht unbedingt an dem frischen Schnee zu scheitern.

Aber die Disposition mußte nun eine andere werden. Der Mond half nicht länger, und ich wollte es nunmehr mit einem Höhenbiwak versuchen. Jiliberte begleitete mich wiederum; an Stelle Pereira's trat ein Mann Namens Felipe.

Wir schlugen den alten Weg ein, überschritten am Nachmittag des 4. März den großen Aconcaguafirn unter den günstigsten Witterungsanzeichen und kletterten an der Basis des Berges auf, bis zu 5300 m, wo hohe Felsen eines feinkörnigen Sandsteins anstehen. Es war bereits Nacht, als wir hier anlangten und uns ohne Speise noch Trank zu Dritt in den Schlafsack steckten, den ich sonst allein für mich benutzte. Von Schlaf natürlich war keine Rede; aber trotz der Temperatur von — 8° C. war die Kälte zu ertragen, weil wir heringsartig verpackt, wie ein geschnürtes Bündel aneinander lagen.

Am folgenden Tage zeigte es sich, daß nicht nur das gute Wetter, sondern auch der gute Wille der Leute erschöpft war. Wenn auch nicht bereits um 11 Uhr, wo wir bis 6100 m gekommen waren, das neu einsetzende Schneewetter die Umkehr erzwungen hätte (Felipe war bereits liegen geblieben), so hätten wir an jenem 5. März 1883 die Spitze des Aconcagua doch nicht erreicht. Auch ich war viel empfindlicher gegen die dünne Luft, als bei der ersten Besteigung. Anstrengung und Zahnschmerzen setzten mir in einer Weise zu, daß ich glaubte, mein Gesicht würde für alle Zeiten verzerrt bleiben. Trotzdem belud ich meine Taschen mit Steinen, die nun in der Königlichen Sammlung zu Berlin ruhen.

Das mittägliche Unwetter war nur von kurzer Dauer. Auf dem großen Firn herrschte eine Sonnenblendung, daß ich außer der blauen Brille noch ein Geflecht schwarzer Pferdehaare über die Augen legte; aber nicht ein Tropfen Schmelzwasser ließ sich an der Oberfläche des freudlos erscheinenden Eisfeldes wahrnehmen.

Auf dem Portezuelo del Penitente fand ich die Camera vor, die beim Hin-

weg daselbst zurückgelassen war. Keiner meiner Leute half mir, sie aufzustellen; sie warfen sich erschöpft auf den Boden, während ich die photographische, herrlich gelungene Aufnahme des Aconcagua in 4970 m Höhe vornahm.

In den folgenden Tagen schloß ich daran die Vermessung der Höhe des Aconcagua; die Arbeit wurde an der Stelle wieder aufgenommen, von welcher Schneewetter uns 10 Tage zuvor vertrieben hatte. Diesmal hatte ich den gewünschten Erfolg. Wegen der Wichtigkeit der Bestimmung werde ich sie an passender Stelle in extenso veröffentlichen.

Von einem dritten Ersteigungsversuch nahm ich Abstand; der Herbst war da, die Jahreszeit zu weit vorgerückt, das Wetter zu gründlich verdorben, der neue Schnee zu mächtig, als daß dem Erfolge noch irgendwelche Chancen geblieben wären.

Es liegt mir nun ganz fern, meiner Darstellung den Schein zu geben, als ob ich zwischen dem höchsten von mir erreichten Punkt und dem Gipfel des Aconcagua nichts Anderes erblickte als einen Unterschied von 400 m, der im gewöhnlichen Gebirgsterrain wenig mehr als eine Stunde Marsch beansprucht. Nein! Heut wie damals bedaure ich aufrichtig, daß mir der natürliche Abschluß der Expedition versagt blieb; aber ich darf diesem Bedauern das Bewußtsein entgegensetzen, daß ich that, was ein Mensch thun konnte. Hätte ich bei dem ersten Ersteigungsversuch nur einen einzigen erprobten Alpenführer zur Seite gehabt, so wäre der unersetzbare Zeitverlust in Wegfall gekommen, welchen das Zaudern der chilenischen Begleiter, ihr häufiges Hinwerfen auf den Boden, während der Nacht und des frühen Morgens verursachten. Das Reden und der innere Kummer wären mir erspart geblieben, und wir hätten sehr wohl zu der Stunde, wo wir 6560 m hoch standen, 6970 m hoch, d. h. auf dem Gipfel des Aconcagua stehen können. Derselbe Kraftaufwand, den die unvollendete Besteigung von mir forderte, hätte unter diesen günstigeren Bedingungen genügt, das Werk ganz zu vollenden.

Aber auch heut bereits ist der mysteriöse Schleier, der bis jetzt den Aconcagua umhüllte, weggezogen worden; der Weg ist deutlich verzeichnet, die vorhandenen Schwierigkeiten sind präcisirt, die passendste Jahreszeit (15. Januar bis 15. Februar) erkannt. Die Terrainverhältnisse gestatten es, daß selbst alpinistisch nicht ausgebildete Träger den eigentlichen Aconcagua betreten. Man könnte an derselben Stelle, wo ich ohne Feuer und, nur in einem Schlafsack steckend, mit meiner Zahnfistel biwakirte, ein comfortables Lager mit Decken und Zelt errichten, während der Nacht ein Kohlenfeuer unterhalten, kräftige Suppe kochen und sich an einem Grog erfreuen. Wenn man dann Morgens um drei Uhr mit einem oder zwei Alpenführern aufbräche und einen heiteren Tag träfe, so möchte ich doch sehen, weshalb man bei verständig langsamem Gehen nicht zum Ziele gelangen sollte.

Was sonst noch über den Berg — an dieser Stelle wenigstens — zu sagen ist, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Seine Lage ist dadurch gegeben, daß er sich auf einer, gegen das Innere der Hochgebirgsmulde vorgeschobenen Abzweigung der Westkette erhebt, der Kette also, welche das Regime des atlantischen Meeres von dem der Südsee scheidet; sein Flankenbau ist durch Ursprünge

von Thälern gegliedert, deren ich drei constatirt habe; sie gehen zum Grunde der Mulde nieder. Auf einen meilenweiten Umkreis beherrscht seine hochgethürmte Masse das Gebirge in unbestrittener Glorie; das lehrte mich besonders eine aus 50 Kilometer Entfernung und 4300 m Höhe erhaltene Ansicht. Die nördliche und zum Theil auch die westlichen Seiten haben wenig Schnee, aber an der Ostseite sind gewaltige Eismassen aufgelagert, welche sich höchst wahrscheinlich auch über die Südseite erstrecken. Aus wechselnden Entfernungen — 6, 11, 20, 50 Kilometern — und wechselnden Höhen — 5000, 4100, 3200, 4300 m — erhielt ich wohlgelungene photographische Aufnahmen; ebenso mehrere Bilder der „Penitente"-Kette, welche bei meiner Unternehmung eine so große Rolle spielt. Augenblicklich kennen wir die oberen Theile des Berges noch besser als die unteren, und die Frage, ob die Basis des Aconcagua die östliche und südliche, von Gletschern erster Ordnung umflossen sei, ist noch offen. Von dem großen Aconcaguafirn, welchen ich vier Mal in dem Durchschnitts-Niveau von 5100 m überschritt, konnte ich des steilen Falles wegen nur die höchsten Theile übersehen; sein Thal öffnet sich gegen Ostnordost und scheint nach zweistündigem Verlauf in ein größeres einzumünden.

Das wichtigste, dem Auge erreichbare Gebirgsglied neben dem Aconcagua ist die große Ramadakette, etwa 50 Kilometer nördlich von letzterem gelegen. Ich vermaß sie und fand, daß fünf Gipfel zwischen 6000 und 6500 m liegen. Genaueres darüber wird die Karte angeben; zu bemerken ist, daß Eisströme daselbst nicht von mir constatirt wurden, und daß die bei 4300 m berührten Schneefelder den Charakter der „Kerzenfelder", des nieve penitente, trugen.

Der wichtigste Punkt für die Kritik von Unternehmungen, deren Ziel hohe Berggipfel sind, wurzelt in der Einwirkung der verdünnten Höhenluft auf den menschlichen Organismus, und hierüber vermag nur eine sehr kleine Zahl von Reisenden erfahrungsmäßige Auskunft zu geben. Ich theile deshalb mit, was ich darüber an mir selbst erfahren habe.

In Südamerika nennt man den Zustand, in welchen die meisten Leute durch das Eintreten in dünnere Luftschichten versetzt werden: Puna oder Soroche; der letztere Name ist für eine weit verbreitete Auffassung bezeichnend, denn er bedeutet Schwefelkies oder auch Mineral schlechtweg. Viele Leute (besonders im tropischen Südamerika) glauben, daß hochgelegene Erzlagerstätten vornehmlich die Bergkrankheit hervorrufen, und erblicken in dem acuten Auftreten derselben eine Art Wünschelruthe; weshalb sie denn den Namen der vermeintlichen Ursache auf die Wirkung übertrugen. Diese interessante Bemerkung hat mir einer der besten Kenner jener Gegenden, Herr Alphons Stübel, gesprächsweise mitgetheilt. Man hört nicht selten sagen: In dieser und jener Gegend herrscht viel Soroche, als ob dieselbe im Boden, nicht aber in der Luft liege.

Die Puna ist das Schreckgespenst, welches dem, zu einer Andes-Expedition gerüsteten Europäer in Chile mit besonderer Vorliebe entgegen gehalten wird; dennoch haben gerade in Chile wenige Leute, welche von der Puna sprechen, eine größere Höhe als 3750 resp. 3900 m erreicht. Sicher ist zunächst einmal, daß langsame Gewöhnung gegen die Empfänglichkeit für die Puna abstumpft; auch daß ein, mit den Rauheiten des Hochgebirges vertrauter Reisender eine ganz

andere Widerstandskraft besitzt, als die sehr einseitig (nur gegen das Reiten) abgehärteten und allen Fußwanderungen abholden Südamerikaner. Einer betet dem Andern die Schrecken der Puna nach und entwirft sensationelle Schilderungen aus Höhen von dem Niveau des Monte Rosa, auf dessen Gipfel ein trainirter Alpinist sich eines normalen oder gar eines gesteigerten Wohlbefindens erfreut. Wurden doch selbst bei uns, als man noch nicht in dem Maße wie heut mit den höchsten Alpengipfeln vertraut war, übertriebene Vorstellungen von der Einwirkung der Höhenluft unterhalten, und glaubten doch Viele, daß zu einer normalen Montblanc-Besteigung das Austreten von Blut aus Nase und Ohren gehöre. Wenn heut das Verhalten und das Befinden der Montblanc-Besteiger in 4810 m ein anderes ist, so liegt darin ein Beweis, daß der psychische Zustand die Aeußerungen der Bergkrankheit beeinflußt. Und dieser psychische Zustand mußte ein anderer sein zu einer Zeit, wo ein Besteiger gleichzeitig ein Entdecker war und den Schleier von unbekannten Schreckbildern hob.

Auch die Seekrankheit tritt leichter ein, wenn man sie erwartet. Als Symptome der Puna werden angegeben: Uebelkeit, Beklemmung, Kurzathmigkeit, Kopfschmerz, Ermattung, Gliederschmerz; aber unter denselben äußeren Bedingungen treten dieselben verschieden stark, auch bis zum Verschwinden schwach, bei den verschiedenen Individuen auf. Es ist festzuhalten, daß die am häufigsten zur Beobachtung gelangende Bergkrankheit einen doppelten Ursprung hat, der dadurch gegeben ist, daß die Erreichung dünner Luftschichten von der Kraftausgabe durch Aufsteigen unzertrennlich ist. Viele Symptome, die wir der dünnen Luft zuschreiben, gehören auf die Rechnung der Anstrengung; auch an der Meeresküste können wir uns durch ungewöhnlich heftige Bewegungen und excessive Kraftbethätigung Uebelkeit, Röcheln und Schwindel bereiten. Schon aus diesem Grunde muß die Bergkrankheit getrennt betrachtet werden von der Krankheit, welche den Aëronauten befällt. Bei der Luftschiffahrt gelangt der Reisende, ohne seinen Sitz zu verlassen, in das Niveau der höchsten Berggipfel; aber dafür hat er den Nachtheil, daß der Uebergang aus der Tiefe zur Höhe sich oft sehr rapide vollzieht, und daß den Lungen wenig Zeit zur Accomodation gelassen wird.

Schon die doppelte Ursache der Bergkrankheit muß bewirken, daß ein kräftiger und an die Muskelthätigkeit des Aufsteigens gewöhnter Mann noch nicht hinfällig wird, wo sein schwächerer, aber mit gleich guten Lungen ausgestatteter Gefährte liegen bleibt.

Andererseits nützt auch die beste Lunge nichts, wenn der Sauerstoff zu knapp wird. Aerzte haben mir gesagt, daß die Luft am Meeresspiegel mehr Sauerstoff enthalte, als das Leben erfordere. Die von der Physiologie zu beantwortende Frage wäre also: Wie viel Procente jenes Sauerstoffgehaltes reichen aus, damit ein Mensch unter andauernder Kraftausgabe noch lebensfähig bleibt? Daß 44 Procent die Existenzbedingungen noch gewähren, das habe ich an mir selbst erfahren.

Wie bei Gelegenheit der Maipo-Besteigung (5400 m) erwähnt wurde, so fühlte ich daselbst wohl einen Einfluß auf den Athmungsproceß, aber keine Beschwerden; zwar arbeitete die Lunge heftiger, aber das Gefühl der Beängstigung blieb mir fern; allerdings konnte der Zustand des Röchelns nur durch sehr langsames

Gehen vermieden werden. Der sturmartige Wind, vielleicht auch die Kälte (— 12° C.) waren für die Respiration gewiß erschwerende Momente. Die Mattigkeit, welche ich beim Abstieg empfand, durfte nicht auf die Verdünnung der Luft geschoben werden, vielmehr auf den Mangel an Nahrung und auf die Sorge um das Schicksal der verlorenen Gefährten. Also lieferte mir der Maipo nur negative Daten bezüglich der Bergkrankheit.

Anders der Aconcagua. Hier war bei dem ersten Ersteigungsversuch mein Befinden normal bis zu der Höhe von 6000 m; dann fühlte ich, daß der Athem zuweilen kurz wurde, und eine röchelnde Bewegung der Lunge mir allein momentane Erleichterung gewährte; Herzklopfen verspürte ich nicht; auch kein Kopfweh, oder doch nur ein sehr leises. Die ganze Hauptwucht der Einwirkung schien sich auf die Beine zu werfen; nur wer den Schmerz übermüdeter Muskeln kennt, kann sich eine Vorstellung jener Ermattungspein machen, die ich vornehmlich in den Oberschenkeln empfand; das Ueberwinden dieser Qual erfordert einen Willensaufwand, den nur extreme Lagen wachrufen können. Es wurden nun häufig Pausen nöthig, und eine jede wurde die Quelle neuer Pein; denn gerade während der ersten hundert Schritt nach der Wiederaufnahme des Marsches verdoppelten sich die Schmerzen. Selbst die Pausen konnten beängstigend wirken, weil alsdann die angestrengten Lungen auch ausruhen wollten; und wenn ich ihnen unbewußt durch langsameres Athmen Erholung gönnte, so überfiel mich plötzlich im Liegen Athemnoth und Beängstigung; ein Beweis, daß auch in der Ruhe nur eine außergewöhnliche Thätigkeit der Lungen dem Körper oberhalb 6000 m das nothwendige Quantum Sauerstoff zuführen konnte. Es erschien mir jeder Zeit als eine Erleichterung, beim Niederlegen den Mund dicht über Schnee zu halten und dann zu röcheln wie ein abgehetzter Hund. Ohne Zweifel ist dies auf eine Einwirkung der Luftfeuchtigkeit zurückzuführen; die überaus trockene Höhenluft befördert die Verdunstung des Schnee's, und die Luftschicht über ihm enthält mehr Feuchtigkeit als die übrige Luft. Wahrscheinlich also ist die zunehmende Trockenheit der Luft gleichfalls ein Erschwerungsgrund für das Athmen, und würde der Körper weniger leiden, wenn die Luft bei unveränderter Verdünnung mehr Feuchtigkeit enthielte. Es beträgt aber in 6000 m Höhe der mittlere Feuchtigkeitsgehalt nur 13 Procent von dem in der Tiefe des Meeresniveau's.

Auf dem höchsten Punkt, den ich erreichte und wo ich auch noch fähig war zu arbeiten, beträgt der Sauergehalt der Luft 44,2 Procent; auf dem Gipfel des Aconcagua 41,7 Procent von der Luft am Meeresspiegel. Es ist kein Grund anzunehmen, daß eine wenig erhöhte Thätigkeit der Lungen dieser Verminderung von $2^1/_2$ Procent auf dem Gipfel nicht hätte gerecht werden können.

In der Woche, welche dem ersten Ersteigungsversuch am Aconcagua voranging, hatte ich sehr wenig geschlafen und war schlecht genährt; während der Besteigung hatte ich viel sprechen müssen. Bei dem zweiten Versuch war ich besser genährt (in Folge der angetroffenen Hammel), aber durch die Reaction der Zahnfistelschmerzen stark mitgenommen. Ich beobachtete nun schon in der Höhe des Biwaks (5300 m) die oben geschilderten Einflüsse der Puna, also in einer Höhe, geringer als der des Maipo, wo ich doch ganz intact geblieben war.

Uebrigens hatte ich unmittelbar nach den periodisch wiederkehrenden, acuten Schmerzzuckungen des absterbenden Zahnnerven die Empfindung, als ob ich von jeder Punawirkung befreit wäre und mich ganz normal befände.

Die Summe aller meiner Erfahrungen über die Puna und über den Aconcagua fasse ich dahin zusammen, daß ein gesunder, durch Anstrengung trainirter, aber nicht erschöpfter Organismus die Wirkungen der dünnen Luft nur in der intensiveren Lungenthätigkeit zeigt, und daß die Ueberanstrengung der Lunge, combinirt mit der zu leistenden Arbeit des Steigens, Mattigkeit und Gliederschmerzen zur Folge hat; daß der moralische Zustand, das Zutrauen zu den Begleitern und zu dem Erfolge das wirksamste Mittel gegen die Bergkrankheit sind; und daß ein Reisender, welcher in der Höhe von 6560 m seiner Sinne, seines Willens und seiner — wenn auch geschwächten — Kräfte noch hinreichend mächtig war, um Präcisionsbeobachtungen zu machen, sehr wohl im Stande ist, die Höhe von 6970 m zu erreichen und die Spitze des Aconcagua zu betreten.

Unsere Rückkehr über den Boquete del Valle hermoso nach Chile glich einer Art Flucht, so rauh und stürmisch war das Wetter geworden, so winterlich ließ sich bereits der März an. Eine kleine Expedition zu den Baños del Inca führte mich bei der Cumbre de Uspallata (3750 m) noch einmal über die Wasserscheide, und dann verließ ich im Laufe des April das Land Chile, in dem ich so viel Gutes erfahren hatte, und machte einen Zug von Tacna aus über den Tacorapaß nach Bolivien zu jener gewaltigen Cordillera real, als deren Eckpfeiler der Yllampu und der Ylimani erscheinen. Doch das hat mit dem Inhalt dieser Aufsätze nichts mehr zu thun.

Ich breche meine Schilderungen hier ab mit dem Bewußtsein, daß ich viel mehr hätte sagen können und doch vielleicht schon zu viel gesagt habe. Denn über eine gewisse Grenze hinaus können wir uns dem Leser nicht nähern, mögen wir noch so gewissenhaft schildern.

Einer Publication in Buchform muß es vorbehalten bleiben, gewisse Lücken in diesen Aufsätzen durch eine Karte, durch landschaftliche Ansichten und durch Zahlenzusammenstellungen auszufüllen, mit einem Wort: die auf der Reise geleistete wissenschaftliche Arbeit mehr in den Vordergrund zu stellen. Bergeshöhen und Bergesschnee, Kälte und Sturm, Qual der Menschen und der Thiere, rauhe Biwaks und harte Tagesarbeit: das war Alles, was ich hier bieten konnte. Wenn nun aus der Summe aller gegebenen Einzelschilderungen das Bild der centralen Andes von Chile und Argentinien sich in duftigen Umrissen vor dem Leser erhebt, so habe ich den Zweck erreicht, welcher mir vorschwebte.

Corporal Sylvester.

Novelle

von

Salvatore Farina.

Deutsch von **Hans Hoffmann.**

I.

Schon als ich mich das erste Mal in Albissola Marina befand, im Angesicht des erhabenen Meeres, inmitten des herrlichen Kranzes von Hügeln und Bergen, der das Thal der Sansobia einschließt, schon damals sagte ich mir: dieser Strand hat eine Zukunft. Ich war im Monat Juli dorthin zum Baden gegangen und war fast der einzige Gast; die reizenden Frauen und Mädchen, welche es heutzutage im Sommer bevölkern, ahnten damals noch nicht einmal das Vorhandensein dreier Oertchen an der Riviera, wenige Schritte von Savona, die alle drei Albissola heißen.

Die Seebäder in Albissola Marina nahm man in der allerursprünglichsten Weise; denn noch waren die Badehütten aus köstlicher Leinwand nicht aufgerichtet, mit denen die Bildung und Gerolamo später diese Sandflächen vor der Sonne und den Blicken der Mitmenschen schützten. Anfangs bohrte man den Griff eines großen aufgespannten Regenschirms in den Sand, und über den Regenschirm wurde ein Laken geworfen; unter dieses Zelt kroch man dann ungefähr in der Art, wie die Eskimos ihre Hütten betreten. Unter dem erziehenden Einfluß eines solchen Schirmes, der bei jedem Luftzug umkippte, wurden die schamhaftesten Gemüther allmälig zu freier Milde gewöhnt, und nach den ersten Tagen zogen wir allesammt es vor, der Vormittagssonne zu trotzen und uns bei offener Scene zu entkleiden, indem wir uns längs des Strandes hierhin und dorthin zerstreuten und unsere Kleider durch daraufgeschüttete Sandhäufchen vor dem raublustigen Winde sicherten. Wir gingen ins Wasser ohne jede Hilfe von Stricken, Brettern oder Matten, frei über die Kiesel wankend; und wir blieben fast immer im seichten Wasser, da noch Niemand daran gedacht hatte, durch ausgelegte Bojen und Tonnen uns zum Hinausschwimmen zu verführen.

Gerolamo, der berühmte Gerolamo, der jetzt über eine Reihe von zwanzig Badehütten verfügt, der jeden Augenblick in der Lage ist, vier Rettungsgürtel aus Kork mit Leinwand überzogen, die den Namen des Besitzers in rothleuchtender Schrift den bewundernden Wogen verrathen, ins Meer auszuwerfen; Gerolamo, der die abgelegten Badehosen eines Heeres von Sommergästen und eine unberechenbare Zahl von Schwimmblasen für schüchterne Anfänger sein eigen nennt, dieser Gerolamo besaß zu jener Zeit noch nichts als sein Boot, mit dem er auf den Fang von Tintenfischen zog, wenn er nicht gerade eine Unmenge von irdenen Töpfen — der eigentlichen Industrie von Albissola — lud, um sie nach Savona zu bringen.

Er erschien manchmal am Strande, um die „Herrschaften" zu besichtigen; dann stand er da, stolz aufgerichtet, die Arme über der Brust gekreuzt, eine kurze Pfeife im Munde, eine oder zwei Minuten; hierauf ging er wieder an seine Arbeit, ernsthaft den Kopf wiegend, um die aufgestiegene Versuchung abzuschütteln. Wenn das Meer bewegt war oder Scirocco wehte, machte er sich näher an uns heran, gab den Unsichern einen guten Rath oder streifte auch wohl die Hosen bis zu den Knieen auf, bereit uns wieder aufzufischen, wenn Einer etwa von einer dreisten Welle umgeworfen würde. Ich vermuthe in der That, daß der großartige Gedanke, einige Leinwandhütten aufzurichten, schon seit dem ersten Jahre, da ich ihn kennen lernte, in seinem Busen keimte; doch um den Gedanken zum festen Entschluß auswachsen zu lassen, brauchte es verschiedener Sommer und hätte vielleicht noch mehrerer gebraucht, wenn nicht eines Tages am Strande von Albissola Fräulein B... erschienen wäre, eine wunderschöne Blondine, welche die größte Lust zum Baden hatte, aber nicht bekleidet baden mochte und dem Regenschirm nicht traute.

Zu jener Zeit lernte ich zum ersten Male Herrn Sylvester und seine Gattin kennen. Es war an einem Juliabend um die Dämmerstunde; ich war nach meiner Gewohnheit an den Strand gegangen, hatte mir ein Lager aus Sand und ein Kopfkissen aus demselben Stoffe hergerichtet und mich behaglich auf den Rücken gestreckt, mein Taschentuch unter dem Kopf, um die Haare vor dem Sand zu schützen. Das Meer zeigte, wenn man es wie ich in der Verkürzung sah, nicht eine Falte; am Abend vorher hatte es so laut gebrüllt, daß ich mitten in der Nacht aus dem Schlummer fuhr; jetzt ließ es nicht den leisesten Ton mehr vernehmen, als ob es nichts mehr zu sagen hätte oder bereute, zu viel gesagt zu haben. Rings umher tiefes Schweigen; in der grauen Dämmerluft erhoben sich hier und da große schwarze Rauchwolken, und ein scharfer Geruch von verbranntem Kienholz drang in meine Nase, denn es war der Tag, an welchem alle während der Woche geformten Töpfe gebrannt werden müssen. Also tiefes Schweigen und völlige Einsamkeit rings umher. Ich folgte mit den Blicken zwei Fischerbooten, welche von Weitem völlig zwei großen, auf dem Wasser ruhenden Möwen glichen; sie bewegten sich kaum und verringerten oder vergrößerten die Entfernung von einander gar nicht; das eine von ihnen fing mit dem Segel noch einen streifenden Strahl der Sonne auf, die selbst nicht mehr zu sehen war, das andere lag im Schatten. ... Ich beobachtete dies Alles mit der gedankenlosen Aufmerksamkeit, die Jeder gern auf unnütze Dinge richtet, als

plötzlich vor mir zwei riesige Schatten auftauchten, die mir den ganzen Meereshorizont abschnitten und ihr Haupt noch bis zu den goldnen Wolken am äußersten Himmelsrande erhoben.

Es waren Herr Sylvester und seine Gattin. Sie hielten einander an der Hand und schienen gewillt, ins Wasser zu steigen so wie sie waren, er mit der langen Joppe, und sie mit dem Hütchen auf dem Kopf und mit dem Umschlagetuche. Sie sprachen kein Wort, wie es oft geschieht, wenn ein von langer Hand vorbereitetes Verhängniß naht; aber man merkte noch an ihren Geberden ein leises Zaudern.

Ich hatte sie nicht kommen sehen, sie hatten mich in meinem Sandloche nicht entdeckt — sie glaubten sich allein; aber doch ließ die Dame noch einen Blick rings umhergleiten, in welchem ich einen Rest von Anhänglichkeit an das trockene Land zu ahnen glaubte. Von Weitem und in dem matten Dämmerlicht vermochte ich nicht zu erkennen, ob sie jung und hübsch sei, ob er ... (doch ich gestehe offen, auf ihn achtete ich wenig). Allein es blieb mir nicht der leiseste Zweifel, daß alle Beide mager und alle Beide klein waren, obwohl sie mir für einen Augenblick als Riesen erschienen waren.

Man glaube nicht, daß ich unbeweglich dort liegen geblieben wäre, gleichgültig wie ein schlechter Philosoph, und abgewartet hätte, daß sich das Schicksal erfülle; nein, während ich meine Beobachtungen machte, hatte ich meinen Kopf aus dem Sande erhoben und stützte mich, in ziemlich unbequemer Stellung rücklings auf die Ellbogen, bereit, auf die Füße zu springen, wenn der Augenblick gekommen sein würde, als Held und Retter aufzutreten.

Auf einmal warf die Dame, immer schweigend, immer die Hand des Gefährten festhaltend, einen letzten verzweifelnden Blick, wie mir schien, auf das feste Land zurück, bückte sich etwas, hob die Kleider bis zum Knie in die Höhe, knüpfte sie auf irgend eine Weise dort fest und stieg bedachtsam ins Wasser. Auch ihr Begleiter hatte mit großer Gewandtheit seine Hosen übers Knie gestreift ... und nun standen sie alle Beide in dem feuchten Element. Sie schoben sich solcherart Schritt vor Schritt vorsichtig weiter, bis das Wasser den Saum ihrer Kleider erreicht hatte, und jetzt bewegten sie sich nicht mehr, hielten sich aber immerfort an der Hand; endlich, nachdem sie zu dem Meeresschlund Vertrauen gefaßt, begannen sie sich zu unterhalten und mit leiser Stimme ihre Gefühle auszutauschen.

Da ich sah, daß die Sache sich so harmlos anließ, legte ich den Kopf wieder auf den Sand und genoß das anmuthige Schauspiel. Sei es, daß die Stille mit dem Dunkelwerden noch tiefer wurde, sei es, daß meine Aufmerksamkeit geschärft war, ich verlor keine Silbe mehr von dem Gespräch der beiden sonderbaren Badenden. Es war freilich nicht viel, was sie sich erzählten; er versicherte, das Wasser sei gar nicht einmal so kalt, wie er gefürchtet, und sie war derselben Meinung; dann schwiegen sie; dann äußerte die Dame die Vermuthung, daß sie etwas zwischen den Füßen gefühlt habe ... was nur? — gewiß ein Fischchen — aber wenn es ein Polyp wäre? Und neues Schweigen. „Es ist heut' ein heißer Tag gewesen," sagte er einen Augenblick später. — „Sehr heiß," versicherte sie. — Von Liebe sprachen sie kein Wort.

Auf einmal sagte der Herr: „Weißt Du, wen ich heute gesehen habe?“ — Nein, die Dame wußte es nicht. — „Ich habe den Doctor Massimo gesehen.“

„Ah, den Doctor Massimo!“

„Ja, den Doctor Massimo, wie er leibt und lebt, sogar noch dicker als im vorigen Jahr; er hat im Hause der Cecchetta Wohnung genommen. Er bleibt fest bei seiner Idee, er will das Haus haben, er sagt, er will kommen, um mit mir darüber zu sprechen.“

„Er mag kommen, wir haben keine Angst vor ihm.“

„Aber er will es nicht gleich haben; er würde nicht einmal verlangen, daß wir ausziehen . . .“

„Meine Meinung kennst Du,“ sagte die Dame nach einem kurzen Stillschweigen; „in die andere Welt können wir das Haus nicht mitnehmen.“

Ein Seufzer, und Schweigen. Sie hatte eine tiefe Wahrheit gesprochen.

Kurz darauf äußerte die Dame, das Fußbad genüge ihr jetzt, und der Herr drehte sich wortlos um und wollte ans Land steigen; doch beim Umdrehen brachte er seine Gefährtin ins Schwanken, und sie stieß einen Schrei aus. Ich eilte hinzu. Der Herr und die Dame hatten schon den Fuß aufs Trockene gesetzt; sie waren wirklich, wie ich sie geschätzt, alle Beide von kleiner Gestalt und alle Beide mager; außerdem waren alle Beide alt, viel älter, als ihr seltsames Bad hätte vermuthen lassen.

II.

Sie erkannten schnell, daß ich in gutem Glauben herbeigeeilt war, ohne irgend welche Absicht der Zudringlichkeit oder des Spottes. Die alte Dame hatte sich auf einen Stein gesetzt und zog sich die Strümpfe an; der alte Mann blieb mit bloßen Füßen vor mir stehen und erklärte mir, wie er seit lange Lust habe zu baden, und, da er es noch nicht wage, in solcher Art beginne, sich allmälig mit dem Meere vertraut zu machen. Nach einigen Tagen aber wolle er sich ganz eintauchen, weil er in seiner Knabenzeit etwas habe schwimmen können und es gewiß jetzt noch könnte, wenn er es wagte; aber er wage es noch nicht. Mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu, Lucia wolle es nicht zugeben (Lucia saß und schnürte sich die Schuhe zu) und habe ihm nur dies Fußbad erlaubt unter der Bedingung, daß sie es Beide zusammen nähmen und sich an der Hand hielten.

„Wir sind seit siebenundvierzig Jahren Mann und Frau,“ schloß er mit schlauem Lächeln; „wir haben geheirathet im Jahre . . . warten Sie . . . wir haben unsere silberne Hochzeit gefeiert im Jahre . . . warten Sie . . . im Jahre des strengen Winters . . . wir hoffen noch unsere goldene Hochzeit feiern zu können. Ich bin Michele Sylvester, ich bin Fechtmeister in Pinerolo gewesen bis zum vorigen Jahre: seit einem Jahre wohnen wir hier.“

„Michele,“ sagte die Alte, „ich bin fertig.“

„Erlauben Sie,“ sagte Michele und setzte sich auf den Sand, um sich gleichfalls Strümpfe und Stiefel anzuziehen.

Während dieser Thätigkeit schwieg er; doch kaum hatte er sein Werk voll-

endet — und das dauerte nicht lange — ſo ſprang er haſtig auf die Füße und wollte den Faden ſeiner Erzählung wieder aufnehmen.

„Wir haben ein Häuschen, da hinten am Ende des Thales . . .“

„Da hinten am Ende des Thales,“ fuhr Dame Lucia fort; „wiſſen Sie, da wo das Bett des Fluſſes . . . ich ſage Fluß nur ſo, weil er ein großes Bett hat . . . ich habe aber nie Waſſer darin geſehen, außer dem, welches das Meer durch die Brückenbogen hineintreibt, wenn es aufgeregt iſt.“

„Und doch, manchmal im Winter, . . .“ verbeſſerte Herr Michele.

„Ach ja, manchmal im Winter ſoll das Waſſer von den Bergen in wenigen Stunden herabſtürzen und das ganze Bett ausfüllen, und wenn das es nicht mehr faſſen kann, auf die umliegenden Felder austreten . . . einmal ſoll es auch unſern Garten überſchwemmt haben . . . aber da gehörte er noch nicht uns.“

Frau Lucia ſchien deſſen ſicher zu ſein, daß der Bach — der Fluß, wie ſie ſagte — ſich jetzt nicht mehr ſolche Uebergriffe herausnehmen würde, ſeit der zu dem Hauſe „da hinten am Ende des Thales“ gehörige Garten Eigenthum der Ehegatten Sylveſter war.

Ich blickte bald ſie und bald ihn an und glaubte in dem unſicheren Lichte an ihrem Gebahren eine ſeltſame Begierde zu erkennen, mich in höchſter Eile mit ihrer Lebenslage bekannt zu machen, aus Furcht, ich könnte ſie plötzlich im Stiche laſſen; ſobald Frau Lucia einen Augenblick Athem ſchöpfte, trat Herr Michele in ihre Stelle und ſetzte ohne Pauſe ihre Rede fort, als wenn ſie ein geheimes Gelübde gethan hätten, oder ein verborgenes Ziel erreichen wollten.

„Du haſt nicht geſagt, wo unſer Häuschen liegt,“ bemerkte der alte Fechtmeiſter. Frau Lucia war der Meinung, ſie habe es mir geſagt; ja doch, ſie hatte es mir geſagt; es lag „am Ende des Thals,“ da wo das Flußbett ein Knie bildet, inmitten eines Olivenwäldchens; man kam dahin auf dem Wege nach Ober-Albiſſola oder auch durch die Allee, welche die Faraggiana'ſchen Gemüſegärten durchſchneidet: ſie aber zögen es ſehr oft vor, den umgekehrten Weg zu nehmen wie das Waſſer des Baches, wenn der Bach nämlich Waſſer gehabt hätte; ſie wären Beide an ſteinige Bergſtraßen gewöhnt, und auf einer Wieſe ginge es ſich für ſie wie auf Sammet, das heißt, wie ſie glaubten, daß es ſich auf Sammet gehen müſſe, denn verſucht hätten ſie das noch nie . . .

Unterdeſſen wurde es dunkel, und Herr Michele machte mich darauf aufmerkſam, daß das Antlitz des Mondes, der zuerſt wie ein weißer Fleck am bleichen Himmel erſchienen war, jetzt unter den letzten Küſſen der Sonne erröthe. Um dieſen lyriſchen Ausdruck zu entſchuldigen, behauptete der Fechtmeiſter, er habe etwas Aehnliches in einem neu erſchienenen Gedichtbuche geleſen, allerdings nur einmal, denn er leſe ſonſt niemals Gedichte . . . — Für das eine Mal war er genügend beſtraft!

„Doch vielleicht,“ fügte er hinzu, „macht der Herr, der ja Rechtsanwalt iſt, ſelber Verſe?“

„Nein, ich mache keine Verſe.“

„Aber vielleicht leſen Sie welche?“

„Zuweilen.“

Und wie in aller Welt war dieſer Herr Sylveſter zu der Wiſſenſchaft ge-

kommen, daß ich Rechtsanwalt sei, da ich das doch selbst kaum recht behaupten konnte? Bevor er diese meine Frage beantwortete, lud der alte Fechtmeister seine Frau zum Sitzen ein, und als Lucia sich in den Sand niedergelassen hatte, folgte ich ihrem Beispiel. Mir schien, der Alte reibe sich die Hände, doch bin ich meiner Sache nicht sicher; jedenfalls nahm er an meiner Seite Platz.

„Der Ort ist klein," begann er; „man kennt hier sofort den Namen und die ganze Lebensgeschichte der Menschen. Daß Sie Rechtsanwalt sind, wissen sogar schon die neugebrannten Töpfe hier; man weiß auch, daß Sie „Ritter" sind — verbergen Sie es nicht, das ist nutzlos — im Uebrigen ist es eine schöne Sache, Ritter zu sein, leugnen Sie nicht ... nicht wahr, des Sanct-Moritz-Ordens?"

„Nein, des Kronenordens."

Herr Michele bückte sich, um seiner Frau zuzuflüstern: „Höre, Lucia, Ritter des Kronenordens!"

Und seine Frau rief mit treuherziger Bewunderung: „Des Kronenordens!"

Da vermochte ich nicht bescheiden zu bleiben, sondern fügte lachend hinzu: „Ich bin auch Ritter des Portugiesischen Christusordens."

Diese Notiz errang mir die äußerste Hochachtung der beiden Gatten.

„Also," fuhr der Fechtmeister fort, nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, „also diese Dinge wissen wir vom Briefträger. Sie haben Briefe empfangen, seit Sie in Albissola sind, sogar viele Briefe; Sie lassen sich auch die Zeitung aus Mailand schicken ... was sagen Sie jetzt?"

Ich gab keinen Ton von mir. Dennoch fühlte ich einen Augenblick nachher die Verpflichtung, meinen neuen Freunden zu bekennen, daß es mit dem „Ritter" wohl seine Richtigkeit habe, daß ich hingegen den Rechtsanwaltstitel wenig zu verdienen fürchte.

„Sie sind nicht Rechtsanwalt?" fragte mich der Alte mit bekümmerter Miene.

„Es ist wenigstens so gut, als ob ich es nicht wäre, da ich seit unvordenklichen Zeiten Talar und Gesetzbücher an den Nagel gehängt habe."

Diese Thatsache konnte mir keine große Ehre machen; ich glaubte zu bemerken, daß die beiden Alten sich mit stummen Blicken fragten, was für ein Kleid ich wohl statt des Talars angezogen und was für ein Werkzeug in die Hand genommen haben möge, das mehr werth wäre als die weggelegten Gesetzbücher.

„Uebrigens," beharrte der Alte, „haben Sie die Gesetze doch studirt und kennen sie; wenn ein armer Ehrenmann, wie man so sagt, Sie um einen Rath bittet, verweigern Sie ihn einem armen Ehrenmanne nicht."

Er machte ein Gesicht, als wolle er meine falsche Bescheidenheit mit Nachsicht corrigiren. „Das Gesetz haben Sie studirt und kennen es," wiederholte er mit hartnäckigem Bemühen, zwei Ideen, die gar nichts von einander wissen wollten, gewaltsam zu verbinden.

Wie sollte ich ihm beibringen, daß ich durchaus nicht so sicher war, „es zu kennen", daß ich vielmehr ziemlich sicher war, es nicht zu kennen. Er legte sich

mein Schweigen nach seinem Sinne aus und fragte Frau Lucia: „Soll ich es ihm sagen?"

Und Frau Lucia sagte bestimmt: „Sag' es ihm."

Und er begann: „Herr Rechtsanwalt, wir sind in einer Verlegenheit, weil wir das Gesetz nicht kennen, und wir dachten Sie um Ihren Rath zu bitten; kaum hatte ich Sie jetzt eben erblickt, da sprach ich zu mir: „Michele, mein Junge, den sendet Dir das Schicksal; wenn Du ihn nicht auf der Stelle festhältst, entschlüpft er Dir, Michele, mein Junge." — Michele liebt mich und thut Alles, was ich will . . . Herr Rechtsanwalt, wollen Sie unsern Fall anhören?"

Gerne hätte ich gefragt: „Ist es ein leichter Fall?" Doch ich hielt an mich und fragte muthig: „Sprechen Sie nur."

Auf dem ruhigen Meere that sich eine lange leuchtende Straße auf, die geradeswegs zum Monde zu führen schien. Wie oft war ich diese Straße furchtlos gewandelt! Ich wollte sie auch jetzt betreten; doch der alte Fechtmeister ließ mich nicht weit darauf gelangen.

III.

Es war zum Glück ein leichter Fall, und ich zog mich mit Ehren aus der Sache. Es handelte sich im Wesentlichen um eine Leibrente; doch um an dies letzte Ziel zu gelangen, durch die Umwege der ungeordneten Erzählungsweise der beiden Alten, welche Einer den Andern verbesserten und zehnmal um Entschuldigung baten, indem sie sich gegenseitig auf einen vergessenen Hauptpunkt aufmerksam machten — um dahin zu gelangen, fürchtete ich zehnmal, in den Fluthen des Civilrechts und auf den Untiefen des gerichtlichen Verfahrens Schiffbruch zu leiden.

Um den Handel mit der Leibrente zu verstehen, mußte ich wissen, so versicherte der alte Sylvester, daß er seine Lucia vor siebenundvierzig Jahren in Pinerolo geheirathet habe. Als nämlich seine eben eröffnete Fechtschule von einigen Officieren und jungen Leuten vom piemontesischen Adel besucht ward und er darin die Verheißung einer gesicherten Zukunft sah, besann er sich nicht lange und sprach zu seiner Geliebten: „Laß uns heirathen."

Und sie heiratheten.

Lucia war damals ein hübsches Mädchen (Frau Sylvester leugnete es), ja, sie war wirklich ein hübsches Mädchen und liebte ihn leidenschaftlich (Frau Sylvester leugnete abermals), ja, sie war zum Sterben verliebt. Kurzum, sie hatten sich geheirathet. Die Officiere waren nach wie vor gekommen, die jungen Adeligen gleichfalls, und die Fechtschule des Corporal Sylvester (so nannte man ihn, weil er Corporal gewesen war) kam in Blüthe. Es war freilich nicht viel, was sie abwarf; aber sie schlugen sich durch, obgleich alle Beide starken Appetit hatten, ganz besonders er, der den ganzen Tag vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange mit Säbelhieben, Floretstichen, Vorwärts- und Rückwärtsschreiten, Ausbiegen und Seitensprüngen hinbrachte. Im Uebrigen mußte man sich mit dem, was man hatte, begnügen, und sie begnügten sich; Lucia war sparsam und verstand es auch selbst manchen Groschen nebenher zu erwerben; sie sahen schon damals das Ziel ihrer Träume in einem Häuschen irgendwo an der Küste, in

einem schönen Thal, inmitten eines Pinien- oder Kastanienhains, mit einem Stückchen Garten dabei. Sie sagten sich: über kurz oder lang wird das Glück uns einmal treffen. Und sie hatten Recht: das Glück hatte sie am Ende wirklich getroffen. Doch man soll nicht vorgreifen.

Im Leben eines Fechtmeisters gibt es nicht nur Rosen, sondern auch Dornen; wer daran zweifelt, lasse sich eines Bessern belehren. Vor Allem war da der Regimentsfechtlehrer, der dem Corporal Sylvester jede Art von Aerger bereitete und noch mehr bereitet hätte, wenn er in Hieb und Stich besser beschlagen gewesen wäre. Er war ein Fechter von der alten Schule, einer von jenen Meistern, die vortrefflich zu pariren und mit sicherer Methode den Gegenschlag zu führen wußten, so lange der Gegner stillstand wie ein Zaunpfahl und sich nicht vom Platze rührte; die aber verloren waren, sobald man ein wenig seitwärts auslegte, einen raschen Sprung rückwärts that oder einige unvermuthete Finten schlug, „solche, wissen Sie, ohne den Säbel zu drehen, nur aus dem Handgelenk." Corporal Sylvester war einer der ersten gewesen, welche die Fechtkunst aus den alten akademischen Fesseln befreiten; es war die Zeit der Romantik in Kunst und Literatur, und Corporal Sylvester lehrte die romantische Fechtkunst, welche die Anhänger der alten, classischen Schule in Schrecken setzte.

Einen Feind zu haben, ist niemals ein Vergnügen; hat man nun aber gar noch eine friedliebende Seele, dabei den ganzen Tag Säbel oder Degen in der Faust und ein liebendes Weibchen zur Seite, das in seiner Sorge soweit geht, daß selbst unsere Bravour sie nicht beruhigt und sie jede Nacht uns im Traume von dem Gegner aufgespießt oder mitten durchgehauen sieht, dann ist es schlimmer einen Feind zu haben, als einen Dorn in irgend einem Körpertheil.

Aber es gibt auch noch andere Dornen im Leben eines Fechtmeisters. Man denke sich in einer kleinen Stadt junge Officiere, die von Kopf bis zu Fuß von Schönheit und blanken Knöpfen glänzen, junge Adelige mit wohlgescheitelten Haaren und feingestärkter Wäsche, man denke dazu einige hübsche Mädchen, die den Einen wie den Andern die Köpfe verdrehen, ferner einen Fechtboden voller Waffen und einen Fechtmeister: und es wird allezeit Duelle geben, und der arme Fechtmeister wird immer alle Hände voll zu thun haben, irgend einem Ungeübten einen sichern Hieb beizubringen, mit dem er seinem Nebenbuhler irgend etwas zerschlagen kann; der Fechtboden wird mit Blut befleckt werden; der Fechtmeister wird den Besuch des Untersuchungsrichters erhalten, und es wird einen regulären Proceß geben. Er wird zwar freigesprochen werden; denn was kann er dafür? Aber die Quälerei hat er gehabt, und die Träume seiner Frau werden immer ängstlicher werden.

Die Wahrheit zu sagen, der Corporal Sylvester kam mir nicht ganz aufrichtig vor, wenn er sich über die Duelle beklagte, die den Fechtboden mit Blut befleckt hatten; die Ueberlebenden im Duell, er gestand es selbst, sind immer freigebig gegen den Fechtmeister, und in den vernünftig angestellten Duellen bleiben fast stets beide Theile am Leben.

Viel wahrhaftiger war er, als er sich über das tolle Jahr Achtundvierzig beklagte, aber das mußte Lucia erzählen. Man erinnere sich nur: Eines Tages ... wie war's doch? Ja, richtig! Es ist Krieg, Piemont schlägt sich mit

Oesterreich. Alle fliegen, um das Vaterland zu retten, und der Fechtboden steht leer; eine Zeitlang schlägt man sich durch bei verringerter Kost, um die zurückgelegten Ersparnisse möglichst lange zu schonen; dann versucht man es mit einem andern Handwerk; sie näht, plättet, strickt; er richtet auf dem Hofe seines Hauses einen Pistolenschießstand ein — einen Soldo der Schuß — und verbreitet die Mahnung durch die Stadt, alle Zurückgebliebene, Greise, Kinder und Frauen, ja, auch die Frauen mit eingeschlossen, müßten sich im Schießen üben, um zum Empfang der Oesterreicher bereit zu sein, wenn diese nach Pinerolo kämen, wie sie die Absicht zu haben schienen.

Von Frauen fand sich auf dem Schießplatz nur eine einzige ein, und die hielt sich die Ohren zu, um das Knallen nicht zu hören: es war Frau Sylvester selbst; Greise kamen nur sehr wenige; zum Ersatz aber gaben die Knaben tüchtig zu thun; kleine Dreikäsehochs kamen mutherfüllt und drückten ab ohne die Augen zu schließen; manchmal trafen sie sogar. Arme Oesterreicher, wenn ihr je nach Pinerolo gekommen wäret!

Dann kamen die schlimmen Tage von Novara und die übrigen, und endlich der Friede. Corporal Sylvester aber hielt sich auch jetzt nur mühselig über Wasser, und es war ein Wunder der Physiologie und der Philosophie, wie er mit seinem Magen von so kleinen Bissen leben konnte. Der Fechtboden wollte sich noch nicht wieder bevölkern; und in der That, Corporal Sylvester gestand es selbst, nachdem man im Angesicht des Feindes und seiner Kanonen gestanden hatte, konnte es keinen Reiz mehr haben, sich in einem Saale gemächlich auszulegen und sich unter Schul- und Regimentskameraden zum Spaß ein bischen zu schlagen. Zum Glück geht Alles vorüber, auch der Schmerz über eine verlorene Schlacht; und allmälig kehrte die Jugend von Pinerolo zum Florett und Rappier zurück.

Auch in der Folge war den beiden Leutchen noch Mancherlei passirt und nicht immer Angenehmes, doch das zu wissen war für das Verständniß ihrer Rechtsfrage nicht so unbedingt nothwendig, wie mein guter Alter meinte. Dennoch, um ganz sicher zu gehen, theilte er mir noch mit, daß die Cholera gekommen war und dann das Jahr 59 und dann die Einverleibungen und daß viele Jahre nachher, als Alles wieder in Ordnung war, die Bank von Pinerolo es übernahm, den Sparpfennig des Ehepaares Sylvester in Verwahrung zu nehmen und die Zinsen dafür zu bezahlen; und daß sie noch später, da sie trotz aller heißen Wünsche nicht das Glück gehabt, Kinder zu bekommen und sich allmälig alt fühlten, ein hübsches und nettes Mädchen ins Haus zu nehmen beschlossen . . . wirklich hübsch und nett . . . und . . . und was noch? Sie hatten sie dann verloren, und das war ein neuer großer Schmerz gewesen. Endlich . . . jetzt sind wir so weit! — . . . endlich hatte die Stunde des Glückes geschlagen; ein alter Vetter, an den Niemand mehr gedacht hatte, schied aus dieser Welt, und Frau Sylvester erwachte eines Morgens als Eigenthümerin eines Hauses an der Riviera, sechs Zimmer, Hof und Garten.

Das erträumte Häuschen hatte auf sich warten lassen, aber es war gekommen. Sie brannten alle Beide vor Begierde es zu sehen; aber die Reise kostete zu viel; sie verzichteten auf den ersehnten Anblick und begnügten sich mit

schriftlicher Verhandlung, ohne daß die Entsagung ihnen das Leben kostete. Das Häuschen war noch auf drei Jahre vermiethet; es befand sich in bester Verfassung, nur eine Fensterscheibe war zerbrochen, doch die mußte der Miether machen lassen. So hatten sie noch drei Jahre in Pinerolo gelebt, indem sie die Zinsen von der Bank bezogen und Herr Sylvester fortfuhr, einige Fechtstunden zu ertheilen, allerdings nur noch einige wenige, weil sich in Pinerolo die Zahl der Fechtmeister vermehrt hatte und diese einander mit Säbelhieben das Brot vom Munde schlugen. Der neu Hinzugekommenen waren zwei, Beide jung und übermüthig; sie machten riesengroße Anschläge an den Straßenecken, schickten gedruckte Anzeigen herum, in denen sie sich als geprüft, preisgekrönt und berühmt vorstellten, und machten wer weiß was sonst noch für Reclame. Der alte Corporal Sylvester, dem diese elende Art zu „fechten" widerstand, überlegte sich, daß im Grunde Jeder das Recht hat zu leben, daß er wirklich ein wenig alt und müde sei, und daß seine Nebenbuhler nicht wie er ein Haus im besten Miethszustande ohne eine zerbrochene Scheibe besaßen und vielleicht nicht einmal ein Häufchen Werthscheine bei der Bank. Eines Tages pflogen die Gatten Rath mit einander: die Wohnungsmiethe kostete viel Geld, die Mäuse hatten schon die Knäufe der Rappiere zerfressen, und das Uebrige zerfraß der Rost; die Mühe war groß und der Verdienst gering. Es war Zeit sich zur Ruhe zu setzen. Ihr Plan war bald gemacht: sie beschlossen von dem Gelde der Bank Staatsschuldscheine zu kaufen, die sehr niedrig standen, Pinerolo zu verlassen, nach Albissola Marina zu ziehen, dem Miether das Häuschen zu kündigen, und dann, nachdem er die zerbrochenen Scheiben ersetzt haben würde, ihr Häuschen selbst zu beziehen und es nicht zu verlassen, ehe sie — so spät als möglich — stürben. Der Plan war glänzend. Und sie führten ihn aus; der Fechtboden wurde geschlossen, und das Ehepaar Sylvester ergab sich darein, von seinen Renten zu leben.

„Und die Reise nach Albissola?" fragte ich, da ich sah, daß wir uns der lange verheißenen Rechtsfrage näherten. „Und das Meer?"

Corporal Sylvester hatte das Meer schon früher einmal gesehen, mit seinem Regiment; Frau Lucia aber hatte es nie vorher gesehen und sich eine sonderbare Vorstellung davon gemacht. Was für eine Vorstellung? Sie wußte es selbst nicht, eine Vorstellung . . . sie hatte es sich größer gedacht, und beim ersten Anblick war sie fast versucht gewesen, zu sagen, es verdiene seinen Ruf nicht; doch am Tage darauf war das Meer, gerade als ob es zeigen wollte, was es sei, in gewaltige Aufregung gerathen, hatte gebrüllt wie der Donner Gottes, hatte häuserhohe Wogen an den Strand gewälzt und da hatte die alte Dame doch Respect bekommen. Jetzt nun gar war sie ganz verliebt in das Meer, könnte den ganzen Tag am Strande sitzen und es ansehen, wenn sie nicht ihre Wirthschaft *im Hause* hätte . . .

Da waren wir endlich wieder bei dem Hause. Wie war das Haus? Oh, ein Schmuckkästchen, man konnte sich nichts Hübscheres denken; es war ganz weiß innen und außen, sehr freundlich, sonnig, vor dem Winde geschützt, Thüren und Fenster schlossen vortrefflich, keine Scheibe und kein Ziegel fehlte.

„Und nun wollen sie es uns nehmen!" rief der Alte aus.

„Beſtrittene Erbſchaft," dachte ich, „Rückerſtattungsklage — man wird eine Gegenklage anſtellen müſſen."

„Das heißt," verbeſſerte Frau Sylveſter, „ſie wollen es uns eigentlich nicht nehmen, vielmehr, ſie laſſen es uns und bezahlen noch ein hübſches Sümmchen monatlich, ſo lange wir leben, aber dann . . ."

„Eine Leibrente!" rief ich aus.

Richtig, eine Leibrente. Da war ein dicker Doctor, der Doctor Maſſimo, der kam ſeit einigen Jahren nach Albiſſola ins Seebad und hatte das Haus ſchon von dem früheren Beſitzer kaufen wollen, weil er in dasſelbe ganz vernarrt ſei. Dann hatte er es von den Miethern kaufen wollen, da er das Eigenthumsrecht des Ehepaars Sylveſter nicht kannte, endlich von dem Ehepaar Sylveſter ſelbſt; und da alle Verſuchungen von dieſem abprallten, hatte er den ſchönen Gedanken gehabt, eine Leibrente vorzuſchlagen.

Das erſte Anerbieten hatte in hundert Francs monatlich beſtanden, ſo lange Corporal Sylveſter lebte, aber der dicke Doctor wollte dann ſogleich einziehen, und das Ehepaar hätte weichen müſſen. Dieſem Vorſchlage ſchenkten ſie nicht die geringſte Beachtung; um keinen Preis hätten ſie ihr Häuschen am Ufer der Sanſebia verlaſſen, außer um auf den Hügel gegenüber zum Kirchhof getragen zu werden; auch wollte Keiner von Beiden nach ſeinem Tode den Anderen in ungünſtiger Lage zurücklaſſen.

Das hätte jeden anderen Kaufliebhaber entmuthigen müſſen: aber der Doctor Maſſimo war zäh, und in dieſem Jahre war er, nachdem er kaum ſein Gepäck im Hauſe der Cecchetta, wo er ſich in Penſion gegeben, abgelegt, unverzüglich zu dem weißen Häuschen geeilt. Corporal Sylveſter hatte ihn mit dem Stoßdegen in der Fauſt empfangen; denn er war gerade mit ſeiner täglichen Leibesübung beſchäftigt; und ſelbſt dieſer Empfang hatte den Doctor nicht abgeſchreckt.

„Das Haus muß ich haben," hatte er geſagt; „aber ich will meinen Nächſten nicht unglücklich machen. Sie ſollen ſo lange darin bleiben, wie Sie leben, alle Beide; ich werde Ihnen monatlich die hundert Francs bezahlen, und Sie zahlen mir die Miethe; vierhundert Francs . . . oder iſt das zu viel?"

Das war aber allerdings dem Corporal Sylveſter zu viel zugemuthet, für ſein eigenes Haus Miethe zu bezahlen! Dieſer Doctor Maſſimo war verrückt; man hätte ihn von Rechtswegen lebendig mit dem Stoßdegen aufſpießen ſollen! Ein Anderer hätte das ſicher gethan, Corporal Sylveſter aber wußte ſich zu mäßigen; er legte ſogar den Degen bei Seite und begleitete den Unverſchämten heil und geſund bis an die Hausthür. Nun hätte man glauben ſollen, der dicke Doctor müßte ſich endlich für beſiegt erklärt haben. Es fiel ihm nicht ein; eben heute Morgen hatte er ſeinen Vorſchlag erneuert mit einer kleinen Abänderung: er wollte dem Ehepaar Sylveſter monatlich ſiebzig Francs zahlen, pränumerando, ſobald ſie den Contract unterſchrieben haben würden; das Ehepaar Sylveſter hätte dann nichts weiter zu thun, als die Jahre Methuſalem's zu erreichen.

„Er iſt der hölliſche Verſucher," ſagte Frau Lucia. „Wie ſoll man dem widerſtehen? Siebzig Francs monatlich iſt viel, iſt mehr als . . . ja, Ihnen müſſen wir Alles ſagen, wenn Sie uns einen guten Rath geben ſollen; es iſt

mehr als das, was wir jetzt haben. Mit noch einmal siebzig Francs können wir als vornehme Herrschaft leben . . . Und doch . . ."

„Und doch," fuhr Corporal Sylvester fort, „unser Eigenthumsrecht an das Haus aufzugeben . . . unser ganzes Vermögen auf diese Weise zu verzehren . . . was sagen Sie dazu?"

Ich sah im Mondschein die beiden Augenpaare fragend auf mir ruhen. „Haben Sie mehr Anverwandte?" fragte ich die beiden Alten.

„Keine Seele."

„Nun dann!"

Ich sagte weiter nichts, und sie verstanden mich. Es war klar, sie hatten die Frage schon vorher sich selbst beantwortet; nur trauten sie ihrem eigenen Urtheil nicht recht und wollten Niemand im Ort in ihre Verhältnisse einweihen, und deshalb wandten sie sich an mich, um noch einige Zweifel zu lösen.

„Wie macht man einen derartigen Contract?"

„In Gegenwart eines Notars!"

„Könnte man ihn in Savona machen statt in Albissola und dann die Sache geheim halten?"

„Sicherlich."

„Was würde geschehen, wenn der dicke Doctor einmal die monatliche Zahlung unterließe?"

„Man könnte den Betrag einklagen oder auch den Contract für nichtig erklären lassen, je nach den Umständen, und man würde sich immer das Recht auf Schadenersatz vorbehalten."

„Wieso? Wofür?"

„Man kann nicht wissen wofür, aber vor Gericht muß man immer Schadenersatz fordern."

Sie schienen höchst befriedigt durch alle meine Antworten. Nur Eines beunruhigte den Corporal Sylvester und ein bischen auch seine Frau. Wenn sie den Contract unterschrieben hätten, würde das Haus Eigenthum des Doctor Massimo?"

„Keineswegs, der Contract vollendet sich erst mit Ihrem Tode; doch wenn Sie wollten, könnten Sie den Vertrag auch so schließen, und das wäre sogar ein feiner Schachzug . . ."

„Wieso das?"

„Wenn der dicke Doctor Eigenthümer des Hauses ist, muß er alle Unterhaltungskosten tragen."

Dieser Gedanke war für Corporal Sylvester ungemein erheiternd. „Wenn der Wind uns einen Dachziegel abreißt, wenn das Wasser uns den Fußboden verdirbt, muß der dicke Doctor Ziegel und Fußboden wieder herstellen lassen? Wenn der Putz abfällt, wenn eine Mauer birst, wenn ein Balken weicht . . ." Er zählte leichten Herzens hundert Unglücksfälle auf, die das weiße Haus treffen konnten, nie erhörte, schreckliche Unglücksfälle, und lachte; und Frau Lucia lachte mit ihm und ich mit Beiden um die Wette.

„Auch die Fensterscheiben?" fragt die Alte.

„Auch die Fensterscheiben," versicherte ich, „wenn der Wind sie zerbricht oder ein Erdbeben oder Hagelschlag."

Die Heiterkeit dauerte fort. Doch einen Augenblick später sagte Corporal Sylvester mit tiefem Ernst, trotz aller Vortheile wolle er lieber für Wind- und Hagelschaden einstehen, wenn nur das Häuschen ihr Eigenthum bliebe. Im Uebrigen wollten sie sich den Fall noch überlegen. Ein Weilchen blieben wir Alle still; meine neuen Freunde dachten an die Leibrente; ich, zufrieden mit meiner Leistung als Rechtsbeistand und den mir verbliebenen Kenntnissen, ließ den Blick den langen Silberstreifen entlang gleiten, der über das Meer hin geradeswegs zum Monde führte.

IV.

Ich hatte jetzt zwei Wünsche: das kleine Haus zu besuchen und den dicken Doctor zu sehen. Am folgenden Morgen ging ich zum Strande hinab und forschte unter den wenigen Badegästen, die sich eben entkleideten oder schon in dem flachen Wasser plätscherten, nach einer neuen Erscheinung von ungewöhnlichem Umfange, jedoch vergebens; dann schritt ich, dem Lockruf des sanft murmelnden Meeres widerstehend, gemächlich weiter, um das Ehepaar Sylvester zu besuchen.

Als ich die Allee, welche die Gemüsegärten kreuzt, hinter mir gelassen und noch ein Hundert Schritte auf dem bequemen Pfade durch das Wäldchen gemacht hatte, zeigte sich das weiße Haus einen Augenblick unter dem Grün der Maulbeerbäume und Oliven; dann verschand es wieder bei einer Krümmung des Weges, und endlich stand es gerade vor mir, keineswegs ein Prachtbau, doch allerliebst zu sehen. Die Hausthür, die Fenster beider Stockwerke, die runde Dachluke in der Mitte, Alles war der Sonne und dem Morgenwind geöffnet, der von den Bergen den würzigen Fichtenduft herniedertrug.

Ich fürchtete nicht, zudringlich zu erscheinen, denn die beiden Alten hatten mich aufgefordert, sie nur immer recht früh zu besuchen, sie stünden mit der Sonne auf; doch als ich eben anklopfen wollte, hielt ich plötzlich inne, überrascht von dem seltsamen Lärm, der aus dem Häuschen drang. Ich glaubte dröhnende Tritte zu vernehmen, untermischt mit lauten, gebieterischen Commandorufen; ich horchte, und merkte, daß Corporal Sylvester mit seiner Leibesübung beschäftigt war; er schrie gewiß einen unsichtbaren Feind an, jedesmal wenn er ihm den Degen durch den Leib rannte.

Ich klopfte kräftig an die Thür, und alsbald verstummte der Lärm. Gleich darauf führte mich Frau Lucia selbst in ihr Häuschen ein; während sie mich begrüßte, rief sie ihrem Manne zu, der Herr „Ritter" sei gekommen, und mir flüsterte sie zu, auch Er sei da.

Er! Wer? Der dicke Doctor. Er stand in einem Gemache des Erdgeschosses hochaufgerichtet wie ein Coloß vor dem kleinen Fechtmeister, doch mehr todt als lebendig wie mir schien. Sein rothes, feistes, rundes Gesicht glänzte von Schweiß; er hielt in einer Hand den Fechthelm und den Stoßdegen und versuchte sich mit dem ledernen Armstück die Stirn zu trocknen.

Corporal Sylvester grüßte mich zierlich mit dem Degen, und der dicke Doctor schien mir etwas verlegen, daß er es nicht ebenso gut zu machen verstand.

„Herr Rechtsanwalt, Ritter . . .“ — „Herr Doctor Massimo,“ stellte er vor.

„Freut mich sehr.“

„Sehr erfreut!“

Nachdem wir solcherart erkannt hatten, daß wir uns alle Beide in freudiger Stimmung befanden, schien es uns unnütz, noch etwas hinzuzusetzen. Erst nach einer Weile bemerkte der dicke Doctor keuchend: „Ich habe Sie nicht mit dem Waffengruß empfangen, weil ich die Hand nicht frei hatte; ich begrüße sie jetzt!“

Er nahm den Degen in die Rechte und salutirte ungeschickt; dann lachte er. Auch ich lachte mit einiger Zurückhaltung. Hierauf behauptete der Doctor, er habe seit langer Zeit kein Rappier in die Hand genommen und habe es jetzt nur dem Corporal Sylvester zu Gefallen gethan, dem er nichts abschlagen könne. „Stellen Sie sich vor, ich fand ihn mit der Waffe in der Hand, ganz wild darauf versessen, dies unschuldige Herz zu durchbohren.“

An die Wand war ein rothes Herz gemalt, das aber durch den Rappierknopf des Fechtmeisters fast ganz verwischt war.

Der Doctor Massimo, der inzwischen wieder zu Athem gekommen war, fuhr fort: „Neulich schlugen er und Frau Lucia sich wie die Wahnsinnigen, Sie hätten sie sehen müssen ... haben Sie sie nie so gesehen, Herr Rechtsanwalt? Verschaffen Sie sich dieses Schauspiel, das ist wahrhaft nervenstärkend.“

Diese seine heiteren Worte waren keineswegs spöttisch gemeint; im Gegentheil, er sprach sie mit einem treuherzigen Lächeln. Der Doctor Massimo war ein liebenswürdiger Mann, und sobald ich ihn erblickt hatte, wußte ich, daß er auf gutem Wege war, Das zu erreichen, was er mit der Leibrente sich vorgenommen hatte. „Bitte, lassen Sie sich nicht stören,“ sagte ich.

„O Gott, wie ich schwitze,“ bekannte der dicke Doctor: „ich zerfließe, ich löse mich in einen Strom auf — ein Glück, daß wir zwei Schritte von hier ein trocknes Bett haben.“

Mit diesen Worten setzte er den Drahthelm wieder auf, senkte grüßend die Degenspitze und legte sich aus. Nun mußte man sehen, mit welchem Anstand der alte Fechtmeister die Klinge durch die Finger der linken Hand gleiten ließ und mit wie verwickelten und schönen Bewegungen er zuerst die Anwesenden, dann die Abwesenden zu beiden Seiten des Zimmers und zuletzt den Gegner grüßte.

„So,“ sagte er, während seine Waffe mit der Klinge des Doctor Massimo spielte, „so verstehen sie heutzutage nicht mehr zu salutiren, die jungen Herren Meister machen Alles einfach, einfach, einfach.“

Er wiederholte das ironische Wort, doch ohne einen bittern Beigeschmack. Corporal Sylvester war ein Mann ohne Galle. Ich betrachtete ihn bei dem hellen Licht, das jetzt in das Zimmer drang; ganz Knochen und Sehnen, ein kleiner Kopf, ein faltiges Gesicht, Augen wie zwei glühende Kohlen, und darüber ein Schneehaufen dichter, struppiger Haare. Abgesehen von den Runzeln erschien

er jünger als sein Gegner, der doch sicher die Fünfzig noch nicht erreicht hatte und selbst gerne bei Vierzig stehen geblieben wäre, wie man daraus sehen konnte, daß er die ihm im Nacken noch verbliebenen Haare gewaltsam durch kräftige Pomade zwang, ein Stück seines bösartig kahlen Schädels zu bedecken.

Der Gang dauerte so lange, bis der Doctor Massimo seinem kleinen Gegner nicht mehr Stand halten konnte, der ihm Brust und Leib mit Stößen bedeckte und bei jedem Stich einen kleinen Triumphschrei ausstieß.

„Ich bin todt," ächzte der dicke Doctor hinter der Drahtmaske.

„Zwanzig Mal wären Sie jetzt todt," versicherte der Fechtmeister; „doch gönnen Sie mir noch einen Augenblick, ich will Sie einen Stoß lehren."

Man merkte bei der ersten Bewegung des Corporals Sylvester, daß er ihm die Waffe aus der Hand schlagen wollte; es wäre ein nie dagewesener Triumph gewesen, denn die Faust des Doctor Massimo war, knapp gemessen, so groß wie der Kopf des Fechtmeisters. Der Degen des Alten suchte die Klinge des Doctors, die ihm eine kurze Weile mit mehr Furcht als Kunst entschlüpfte; jetzt faßte er sie, preßte sie wie in eine Schlinge, schüttelte sie nach rechts und links, nach oben und unten, that einen Ruck, noch einen ... vergebens; die gewaltige Faust widerstand wie ein Schraubstock dem schon geschwächten Arm des Alten. „Es geht nicht," bekannte er endlich ohne Verdruß; „Sie sind so stark wie eine Kanone."

„Hören Sie, wie er mich verspottet!" sagte der Doctor zu mir und legte Helm und Handschuhe ab; „er hat aus meinem Bauch alles Mögliche gemacht, ein Sieb, ein Reibeisen, einen Durchschlag — und nun sagt er, ich sei stark wie eine Kanone."

Da Frau Lucia aus diesen Worten merkte, daß sie lachen dürfe, überließ sie sich ihrer Heiterkeit, bis ihr die Thränen in die Augen traten. „Er ist ein wahrer Teufel!" rief sie zweimal, und das war der einzige Ausdruck ihres Stolzes, einen solchen Gatten zu besitzen.

Corporal Sylvester war müde und hielt mühsam den Athem zurück, um nicht zu keuchen; doch er spielte den Unverwüstlichen und bot seinem Gegner, der sich in einen alten Lehnstuhl geworfen hatte, einen neuen Gang an. Der Doctor lehnte entschieden ab, und jetzt erst wendete sich der Alte zu mir, streckte mir beide Hände entgegen und bewillkommnete mich zum zweiten Male, als wenn ich eben erst gekommen wäre. „Wollen Sie mein Häuschen besehen?" fragte er.

„Ja, zeigen Sie es mir."

„Der Herr Doctor erlaubt es doch, nicht wahr?"

Der Doctor gab seinen Segen zu Allem, er lag da und schnaufte und hatte für eine gute Weile genug; so blieb er in dem Zimmer zurück, während ich in Begleitung des Hausherrn und der Hausfrau die Stübchen, den Saal, die Küche und den Hühnerstall in Augenschein nahm.

„Der Andere," sagte Frau Lucia zu mir, „ist früh gekommen, er will das Geschäft gleich abschließen oder überhaupt nichts mehr davon wissen, so sagt er; aber das hat er schon öfter gesagt. Rathen Sie uns, Herr Rechtsanwalt, was wir thun sollen."

„Haben Sie Ihr Haus taxiren lassen?" fragte ich.

„Ja, es ist auf sechstausend Francs abgeschätzt, sie sagen, es könnte noch mehr werth sein, wenn es am Strande läge."

Das Angebot des Doctors schien mir im Vergleich zu dem Werthe des Hauses sehr anständig. Ich hätte noch das Alter der beiden Eheleute wissen müssen; doch ich wagte nicht, danach zu fragen und zu verrathen, daß ich danach in der Eile einen Ueberschlag machen wollte, wie viele Jahre sie etwa noch zu leben hätten. Ich hätte auch fragen können, ob sie an irgend einer Krankheit litten, um Alles und Jedes bei der Rechnung mit in Ansatz zu bringen; allein nach den Heldenthaten, die der Corporal Sylvester vor meinen sehenden Augen vollführt hatte und nach den Kunststücken, die ich von Frau Lucia hatte berichten hören, blieb mir weiter kein Zweifel.

„Machen Sie den Contract," sagte ich, „und genießen Sie Ihr Leben in Frieden. Unser Leben ist schnell vorüber, und wo bleibt dann der Besitz? Kinder haben Sie nicht! . . ."

Mir schien, als ob das Gesicht der beiden Alten, die mir mit heiterer Miene zugehört, sich plötzlich verdüsterte.

„Das ist wahr," sagte der Alte und fuhr mit einer Hand durch die dichten weißen Haare; „Das ist wahr, wir haben Niemanden mehr. Doch Sie," setzte er hinzu, „Sie sind noch jung genug, eine Frau zu nehmen und Kinder zu bekommen."

Schweigend kehrten wir in das Hauptgemach zurück. Der dicke Doctor hatte sich inzwischen erholt und rief mir entgegen, sobald er mich in der Thür erblickte: „Haben Sie das Haus besehen, Herr Rechtsanwalt? Gefällt es Ihnen? Wissen Sie, daß ich in das Haus verliebt bin und meine Tage darin beschließen will. Geben Sie doch dem Corporal Sylvester einen vernünftigen Rath."

Er war kein Geheimnißkrämer, der dicke Doctor; er war aufrichtig und liebenswürdig. Und er trug den Sieg davon, und zwar jetzt, augenblicklich, unter meinen Augen.

„Gut denn, es mag sein," sagte Corporal Sylvester, nachdem er mit seiner Frau einen Blick des Einverständnisses gewechselt; „wir lassen alle Bedenken fahren und gehen auf den Handel ein. Nicht wahr, Lucia?"

Die Alte bestätigte ihr Einverständniß.

Der Doctor erhob die Augen zur Decke und sagte ohne weitere Aufregung: „Gott sei Dank." Mehr sagte er nicht, so daß mir ein Zweifel kam, ob er nicht das Geschäft noch vor dem Abschluß bereue. Ich glaube, Corporal Sylvester hatte denselben Zweifel; denn während der halben Stunde, die wir noch im Hause blieben, schien er sich viele Gedanken zu machen über die Nothwendigkeit nach Savona zu gehen und den Contract zu unterzeichnen, da er dem Notar von Albissola ja keinen Einblick in seine Verhältnisse gönnen mochte.

V.

Ich hatte ein großes Verlangen, mit dem dicken Doctor unter vier Augen zu sprechen, und der dicke Doctor ließ mich nicht lange warten.

„Herr Rechtsanwalt," sagte er zu mir, „haben Sie heute früh Ihr Bad schon genommen?"

„Nein, Herr Doctor; und Sie?"

„Ich auch nicht. Da können wir zusammen baden. Haben Sie Luft?"

„Natürlich."

Corporal Sylvester brannte darauf, mit uns zu kommen; allein er mochte seine Alte nicht allein lassen, um so weniger, als eben jetzt sich ein leiser Schleier der Wehmuth über ihr Haus senkte. Dies sprach er nicht aus, man hörte es aber leicht aus dem still entsagenden Ton, mit dem er sagte: „Ich bleibe hier."

„Machen wir nur jetzt nicht etwa noch die Dummheit, wieder zurückzutreten!" sagte der Doctor. „Die Sache ist nunmehr fest, und hier ist ein Zeuge. Ich gehe morgen nach Savona und bespreche Alles mit dem Notar, übermorgen wird der Contract unterschrieben. Und achten Sie auf Ihre Gesundheit," fügte er lustig hinzu; „Sie auch, Frau Lucia! Wenn Sie heute stürben, das wäre recht ärgerlich für mich."

Die beiden Alten gingen gern auf den heitern Ton ein und lachten laut. Wir Beide entfernten uns nach dem Strande zu. Nach wenigen Schritten schon stand der Doctor still und prüfte das Haus des Corporals Sylvester mit den Blicken, ohne ein Wort zu sagen.

„Es ist ein hübsches Häuschen," sagte ich.

„Es ist nicht übel," meinte er; „es kann sein, daß ich ein schlechtes Geschäft mache, denn Irren ist menschlich; diese beiden Alten haben eine gute Constitution und können noch ein ganzes Weilchen leben; doch ich habe meine Gedanken."

Er verrieth mir seine Gedanken diesmal noch nicht, und ich forschte nicht danach; ich erfuhr sie später. Er hatte den Plan, den Besitzer einer benachbarten Villa zu zwingen, daß er das weiße Häuschen um den doppelten Preis seines Werthes kaufe. Und durch welches Mittel? Ganz einfach, indem er noch ein Stockwerk aufsetzte oder wenigstens in aller Harmlosigkeit diese Absicht merken ließ, — er verbaute dann nämlich der Villa die Aussicht aufs Meer. Das Fundament war solide und konnte im Nothfalle auch noch zwei Stockwerke tragen, wenn eine Verdoppelung der Dosis etwa erforderlich wurde. Der dicke Doctor war ein feiner Kopf! Oberflächlich betrachtet, machte seine colossale Masse einen plumpen Eindruck — aber er war ein feiner Kopf. Im Uebrigen ein guter Kerl, ein angenehmer Gesellschafter, immer zu Scherzen aufgelegt und weit jünger als seine Jahre.

Wie alt war er? Das blieb sein Geheimniß. Ich hätte darauf schwören mögen, daß er den Fünfzig bedenklich nahe; aber seine Anspielungen deuteten immer auf Vierzig und zwar in einer Weise, als ob das schon ein hohes, ein allzu hohes Alter wäre, ich hoffte immer, das Meer würde die Wahrheit einmal an den Tag bringen, und suchte den dicken Doctor, der sehr gut schwamm, durch mein Beispiel zum Tauchen zu verführen — ich pflegte nach zerbrochenem Geschirr zu tauchen, eine in Albissola sehr ergibige Fischerei — doch er widerstand der Versuchung aufs Tapferste, sah meinen Heldenthaten mit gütigem Auge zu, zeigte mir selbst neidlos einen verunglückten Topf, der auf dem Meeresgrunde lag und von mir sein einziges Heil erwartete, und machte selbst nicht einmal den Versuch, den Kopf unter Wasser zu bringen. „Wenn ich mir den Kopf naß mache," behauptete er, „erkälte ich mich sofort." Der wahre Grund aber war die Furcht,

das Wasser möchte die ganze Kahlheit seines Schädels verrathen und die täuschende Anleihe bei den Nackenhaaren ans Licht bringen. Deshalb schwamm er auf der Seite, auf dem Rücken, auf dem Bauch, trat Wasser, tauchte aber niemals unter. Sonst machte er aus seinen Gedanken, seinem Temperament, seinen Bedürfnissen, seinen Schwächen sogar, mit dieser einen Ausnahme, kein Geheimniß. Er war ein Mensch, der sich gleich ganz so gab, wie er war; an dem ersten Tage, an dem ich seine Bekanntschaft machte, und nach dem ersten gemeinsamen Bade konnte ich sagen, daß ich meinen Doctor Massimo auswendig kenne.

Er war Arzt, wie ich Rechtsanwalt bin, ohne große Gelehrsamkeit und ohne Praxis, und er verweigerte einen ärztlichen Rath seinen Freunden nicht und warf bei solchen Gelegenheiten mit den schönsten und schwierigsten Kunstausdrücken um sich. Ganz wie ich auch. „Jede Krankheit, von der ein Sterblicher befallen werden kann," erklärte mir Doctor Massimo, „hat zum wenigsten zwei Namen; für gewisse Krankheiten, die wir Aerzte nicht zu finden wissen, haben wir Aerzte sogar vier Namen, einen immer schöner als den andern; das ist das Geringste, was wir für die leidende Menschheit thun können."

Von diesen Namen also wählte der Doctor Massimo immer den, der am meisten griechisch und vornehm klang. Einen Schnupfen nannte er Coriza, Kopfschmerz Kephalea — und so erschien er als eine Koryphäe der Wissenschaft. Er gestand mir, daß er sich auf diese Weise sogar Bewunderer erworben habe; ja, in der That, es gab auf Erden Menschen, die ihn bewunderten, wirklich bewunderten, und ihn, den dicken Doctor Massimo, für einen unergründlichen Brunnen der Wissenschaft hielten.

Die stattliche Person des Doctor Massimo barg zwei verschiedene Menschen in sich: der Eine, der muntere und witzige Gesellschafter, wohnte mehr an der Oberfläche, der Andere tiefer, doch nicht so tief, daß man ihn nicht hätte herauslocken können, wenn man sich darauf verstand. Und das war ein vorsichtiges, schlaues Männchen, nicht gerade ein Egoist im eigentlichen Sinne, aber ein überaus sicherer Rechner zu seinem eigenen Nutzen. In dem Handel mit der Leibrente zum Beispiel hatte sich der dicke Doctor höchst gutmüthig und anständig gegen den Corporal Sylvester gezeigt, zu gleicher Zeit aber verstand der verborgene Schlaukopf in ihm seinen Vortheil prächtig zu erfassen. Er, der unsichtbare Schlaukopf, hatte es verstanden, das genaue Alter des Ehepaares Sylvester durch Abschriften aus dem Kirchenbuch ihres Geburtsorts herauszubringen. Er, der Schlaukopf, hatte das Haus im Geheimen abschätzen lassen, da er der amtlichen Taxe allein nicht traute; er endlich hatte bei Mann und Frau durch eine Auscultation festgestellt, daß Beide an dem gleichen Herzfehler litten. „Eine teuflische Bosheit, nicht wahr?" fragte mich der gutmüthige Doctor, mit Behagen die Ränke des selbstsüchtigen Schlaukopfs enthüllend.

Ich stimmte ihm bei, ja, es sei eine teuflische Schlauheit, und er rieb sich vergnügt die Hände. Er hatte das reinste Gewissen von der Welt. Doch, wie hatte er es angefangen?

„Ja, sehen Sie," antwortete er auf meine Frage, „das ist eben das Schöne, wie ich es angefangen habe. Das richtige Alter seiner Frau war aus dem Corporal Sylvester auf keine Weise herauszubringen, er ging meinen Fragen aus

dem Wege und entschlüpfte mir unter den Händen; und im Uebrigen, wenn er mir auch die Wahrheit gesagt hätte, ich würde sie ihm doch nicht geglaubt haben. Und doch lag mir viel an der Wahrheit: denn ohne diese konnte ich den Vorschlag einer Leibrente nicht machen."

„Ja so, das war, ehe Sie von der Rente gesprochen hatten?"

„Natürlich, ehe ich ein Wort davon hatte verlauten lassen. Wenn ich den alten Leuten nicht vorher schon ein wenig den Puls gefühlt hätte, nachher wären sie wohl noch schwerer zugänglich gewesen; ich würde selbst auf indirectem Wege kaum erfahren haben, in welchem Kirchspiel sie getauft sind, wenn sie Verdacht geschöpft hätten, ich könnte mir aus dem Kirchenbuche den Nachweis ihres Geburtsjahres verschaffen wollen."

„Und die Auscultation?" fragte ich.

„Die war ohne solche Schwierigkeiten von Statten gegangen; eine Verdauungsstörung, ein Geschwür, ein Hustenanfall, eine leichte Coryza, oder eine unbedeutende Kephalea liefern Einem den Nächsten vollständig in die Hand, wenn man Doctor der Medicin ist; und man zieht seinen Vortheil daraus, wenn man klug ist."

Mir schien es keine sehr zarte Handlungsweise, hinterlistig einen Herzfehler bei zwei alten Leuten auszukundschaften, um ihnen hierauf eine Leibrente anzubieten; aber der dicke Doctor hatte keine Ahnung von seiner Schlechtigkeit; er fand das einfach klug und rühmte sich dessen.

„Allein," sagte er lachend, „an Herzfehlern stirbt man nicht immer, an Altersschwäche dagegen fast immer. Sie sind alle Beide alt genug. Was meinen Sie, wie alt der Corporal Sylvester ist?"

„Achtundsechzig."

„Zweiundsiebzig ist er; — und die Alte — doch das wollen wir Niemandem verrathen — hat noch zwei Jahre mehr als ihr Mann."

Er las mir die Gedanken vom Gesicht ab, denn er setzte rasch hinzu: „Alles erwogen, riskire ich noch ein hübsches Sümmchen; das Haus ist nicht mehr als sechstausend Francs werth, und die Eheleute Sylvester können noch zwanzig, ja fünfundzwanzig Jahre leben. Man hat Fälle von Lebenszähigkeit, die an die Zeiten der Bibel erinnern, wie ich dem Corporal Sylvester bemerklich machte. ‚Ihr seht mir ganz so aus, wie ein Paar Personen aus der heiligen Schrift', sagte ich zu ihm, und er lachte. Der Herzfehler aber ist nur eine mögliche Gefahr; es gibt Leute, die längst von den Aerzten mit dem Tode bedroht sind, sich aber nichts daraus machen und vergnügt weiter leben. Also, wie gesagt, ich mache vielleicht ein schlechtes Geschäft . . ."

So sprach er, doch es war klar, daß er das Gegentheil dachte — darf ich wirklich sagen hoffte? Der kleine verborgene Schlaukopf in ihm, ja, der hoffte es; aber der dicke, gutmüthige Doctor, der fürchtete es höchstens.

Folgenden Tages also sollte der Contract gemacht werden; der Doctor Massimo ging in der Frühe zu dem weißen Häuschen, um die Aufträge des alten Paares in Empfang zu nehmen, dann kam er zu mir und bat mich, sie nach Savona zu begleiten, und dann ließ er eine Retourkutsche anspannen. Wir fuhren unter Scherzen ab; doch die Späße des Corporals Sylvester hatten

etwas Unruhiges, und Frau Lucia flüsterte mir ins Ohr, daß er schon vor Sonnenaufgang aufgestanden sei und in einem fort das Haus von innen und außen betrachtet habe, als wenn er es für immer verlassen sollte. Und einmal hatte er plötzlich gesagt: „Lucia, wollen wir die Sache aufgeben? Wollen wir den dicken Doctor mit einer langen Nase abziehen lassen?“ Nachher aber, wie er an die siebzig Francs monatlich dachte, die ihnen jede Art von Behagen und Wohlleben verschaffen mußten, hatte er sich wieder eines Besseren besonnen. „Ruhig ist er aber doch nicht dabei,“ versicherte mich die Alte; „er schwatzt zuviel, das ist ein Zeichen, daß er innerlich aufgeregt ist, ich kenne ihn.“

Es schien auch mir, daß der alte Fechtmeister nicht den besten Augenblick gewählt habe, dem Doctor Massimo den berühmten Hieb zu erklären, mit dem ein Mensch, der nie einen Säbel in die Hand genommen, seinen Gegner mit Leichtigkeit in die Pfanne hauen kann; die Darstellung vermittelst des Stockes im Innern des Wagens blieb unklar und wurde sogar gefährlich für die Fensterscheiben. Trotzdem verstand der Doctor Massimo ihn vortrefflich; wie er es anfing, weiß ich nicht, aber er versicherte es.

Bis wir das Haus des Notars erreicht hatten, schwatzte der alte Meister wie eine Elster; sobald er aber dessen Thür erblickte, verstummte er jählings, und auf der Treppe blieb er hinter uns ein Stückchen zurück, als wenn er einen Fluchtversuch machen wollte.

Die Aufnahme des Contracts war ein etwas langwieriges Geschäft, fand aber doch auch zuletzt ein Ende; Frau Sylvester, die das Haus ererbt hatte und deshalb gesetzlich die einzige rechtsgültige Besitzerin war, obgleich sie davon nichts wissen wollte, daß es ihrem Manne nicht eben so gut gehöre, unterschrieb mit fester Hand; auch der Corporal Sylvester machte einen Tintenklex, um seine Zustimmung als Eheherr zu geben. Der dicke Doctor unterschrieb, und ich unterschrieb als classischer Zeuge, und als wir mit dem Unterschreiben fertig waren, bezahlte der dicke Doctor die ersten siebzig Francs pränumerando mit dem Wunsche, Corporal Sylvester möge hundert Jahre alt werden. Und in diesem Augenblicke war er aufrichtig; denn der kleine Schlaukopf in seinem Innern schwieg zur Zeit.

„Es ist drei Uhr,“ sagte der Doctor nun, „was fangen wir an bis zum Mittagessen?“

„Wir fahren nach Albissola zurück,“ meinte Frau Lucia.

Doch auch Corporal Sylvester wollte nicht gleich nach Hause fahren; die siebzig Francs, die er in seiner Tasche trug, hatten ihm Kraft und Lebensmuth gegeben; und außerdem hatte uns der Doctor Massimo alle zum Mittagessen im Wirthshaus eingeladen; er versicherte die beiden Gatten, er wolle sie nicht heute schon vor Hunger sterben sehen.

„Haben Sie Vertrauen zu mir,“ sagte er; „ich vergifte Sie nicht.“

Die beiden Alten lachten bis zu Thränen. Konnten sie Nein sagen? Unmöglich; sie nahmen die Einladung an. Und was nun anfangen bis dahin?

„Ein Bad nehmen!“ schlug ich vor.

Der Tag war heiß, man schwitzte dicke Tropfen, selbst wenn man still stand. Die Mühe, den Vertrag aufzusetzen und zu unterschreiben, war nicht

gering geweſen; wir Männer beſchloſſen einmüthig zum Strande hinabzugehen. Frau Lucia, nachgiebigen Sinnes, widerſprach dem nicht; ihrem Manne aber die Erlaubniß zum Baden zu geben, das war eine ganz andere Frage, die noch gründlich behandelt werden wollte.

Zu jener Zeit war in Savona erſt eine einzige Badeanſtalt, und es gab noch nicht alle die Bequemlichkeiten wie heutzutage; aber es gab Badehütten, Rettungsapparate, an Pfählen befeſtigte Stricke, Sicherheitsgürtel, Warnungstafeln, einige Böte und ſelbſt zwei Schwimmlehrer.

Es war unmöglich zu ertrinken, beim beſten Willen unmöglich; ſo ſagte Corporal Sylveſter zu ſeiner Frau, um ihre Erlaubniß zu erhalten. Der Doctor und ich waren ſchon eine gute Weile im Waſſer und machten unſere Kunſtſtücke, als Frau Lucia noch immer bei ihrem Widerſtand beharrte. Jedes Mal, wenn ich nach dem Tauchen meinen Kopf wieder über Waſſer hob, ſah ich in den Runzeln des Corporals Sylveſter rebelliſche Gelüſte zucken; endlich ſchien ſich Frau Lucia in ſeinen Willen zu ergeben, denn der Alte wählte unter den Badeanzügen, die zum Trocknen hingen, einen aus, der ihm am beſten zu paſſen ſchien, und trat entſchloſſen in eine Badehütte. Seine Frau ging vor der Thür auf und ab und rief ihm allerhand Verhaltungsmaßregeln hinein, und endlich ſahen wir Corporal Sylveſter mit einem rothen Badehemde, das auf ſeinem ganzen Leibe Falten warf, heraustreten, und unerſchrocken auf uns zukommen. Frau Lucia hatte kaum Zeit, ihm nachzulaufen und ihm eine letzte Ermahnung zu Theil werden zu laſſen, da war er ſchon im Waſſer.

Der dicke Doctor, der nicht weit davon auf dem Rücken ſchwamm, ruderte ohne ſeine Stellung zu verändern, mit den Füßen voran auf den Corporal Sylveſter los, bis er ihn faſt berührte, und ſchlug ihm vor, er ſolle ſich an eins ſeiner Beine anklammern, und ſich ſo aufs hohe Meer bugſiren laſſen, bis in das Gebiet der Haifiſche. Doch Frau Lucia ſtand am Ufer, mit den Füßen faſt im Waſſer, aufrecht, achtſam und ſtreng; und der Alte war vernünftig.

Im Anfang war er's ſogar allzuſehr; er begnügte ſich mit der Verſicherung, er habe einſt als Knabe ſchwimmen können und könne es wahrſcheinlich noch, wenn er nur den Muth fände . . . aber er fand ihn nicht. Endlich kam der Geiſt doch über ihn. Unter der Bedingung, daß wir ihm zur Seite blieben, um ihn im Nothfall wieder aufzufiſchen, wollte er verſuchen, die Füße vom Sande loszumachen. Das Waſſer war wenige Spannen tief und wir ſchwuren feierlich, ihn mit Gefahr unſeres eigenen Lebens zu retten; Corporal Sylveſter unternahm das Wagniß; und ſiehe da, es gelang. Es war ein Triumph, dem ſelbſt Frau Lucia vom Strande her Beifall klatſchte.

Hätte ſie es nie gethan! Corporal Sylveſter, von ſeiner Gattin angefeuert, fühlte ſich fähig, Wunder zu vollbringen; er begann auf und ab zu ſchwimmen, langſam, aber ſicher, immer im flachen Waſſer, ſo lange, bis er die Wachſamkeit ſeiner Lebensretter einſchläferte. Er erlaubte uns, rieth uns, bat uns zuletzt an unſer eigenes Vergnügen zu denken. „Kümmern Sie ſich nicht um mich," ſagte er zum Doctor, „ich weiß, was ich thue." Und zu mir: „Tauchen Sie, Herr Rechtsanwalt, amüſiren Sie ſich, ich laufe keine Gefahr."

Zu ſeiner Beruhigung tauchte ich, holte weiße Steine aus dem Meeres-

grunde herauf, kam dann aber immer wieder zu ihm und zeigte sie ihm, um ihn nicht zu verlassen.

Ein einziges Mal nur entfernte ich mich ein wenig, und — o, schreckliche Erinnerung! — als ich nach einem längeren Verweilen unter Wasser wieder auftauche, blicke ich umher und sehe den Corporal Sylvester nicht mehr, oder um genau zu sprechen, ich sehe nur seine zappelnden Beine, der graue Kopf ist verschwunden.

Ich eile hinzu, doch schon vor mir kommt, mit langen Stößen das Wasser furchend, der Doctor Massimo an, und der alte Fechtmeister wird in seine natürliche Lage zurückgehoben. Mit seinen weißen Haaren, die ihm am Scheitel klebten und wie eine Dachtraufe über seine Augen fielen, flößte er Mitleid ein; doch er klagte nicht. Er erklärte uns, wie das Unglück gekommen war, wie er nämlich geglaubt, er könne mit den ausgestreckten Beinen den Boden erreichen, wie er es versucht, das Gleichgewicht verloren und seinen Tod vor Augen gesehen habe. Seine größte Sorge war, was seine Frau dazu sagen würde.

Wo war Frau Lucia? Glücklicher Weise hatte sie, beruhigt durch die Sicherheit ihres Mannes und durch unsere Wachsamkeit, vertrieben von der Sonne, die glühend heiß auf den Strand hernieder schien, den Schatten der Sonne gesucht. Dort saß sie, mitten unter dem Schwarm der Badegäste, die zu ihrem zweiten Bade eilten, hatte nichts gesehen, und Corporal Sylvester schöpfte Athem. „Ich hatte meine Seele schon Gott befohlen," sagte er, „und wenn Sie nicht gewesen wären, war alle Vorsicht umsonst."

Bei diesen Worten blickte er mich an; doch ich machte darauf aufmerksam, daß ich nichts gethan hatte, weil der Doctor Massimo mir zuvor gekommen war. Da wandte er sich an den dicken Doctor und rief zweimal: „Sie! ... Sie! ..." Weiter kein Wort. Das Uebrige sagte Doctor Massimo.

„Richtig!" rief er, „ich hätte ihn ja ertrinken lassen können, um der Sache mit der Leibrente ein Ende zu machen; Frau Lucia wäre in weniger als einer Woche vor Kummer gestorben; da sieht man wieder, man weiß nicht immer seinen Vortheil zu wahren. Da habe ich mir eine gute Gelegenheit entgehen lassen."

Der Fechtmeister lachte so laut, daß die Augen aller Badenden sich auf ihn richteten und Frau Lucia sofort herbeieilte, um zu hören, was ihn in so gute Laune versetzt habe. Und so entstieg er dem Meere.

VI.

Dieser Tag endete in Heiterkeit; erst bei Tische, dann in der Kutsche bei der Rückkehr nach Albissola bis zur Hausthür des Ehepaares blieben wir im munterſten Gespräch. Und doch wurde ich durch gewisse Wolken, die von Zeit zu Zeit auf der Stirn des alten Fechtmeisters erschienen, durch sein öfteres plötzliches Verstummen während des Mittagsessens und andere Zeichen ein wenig beunruhigt.

„Wie befinden Sie sich?" fragte ich, ehe wir auseinander gingen.

„Ich, sehr gut," antwortete Frau Lucia, und sie sagte die Wahrheit.

„Ich, ausgezeichnet," antwortete Corporal Sylveſter, und es war vielleicht eine Lüge.

Auch der dicke Doctor hatte eine Ahnung von der Sache; denn er wollte den beiden Alten den Puls fühlen, als er ihnen gute Nacht wünſchte, und ſagte auf dem Heimwege zu mir: „Corporal Sylveſter iſt im Stande, ſich eine Krankheit zuzuziehen, ſein Puls geht ſtark und ſchnell; das iſt in ſeinem Alter kein gutes Zeichen."

„Es iſt vielleicht der Wein," ſagte ich.

„Es iſt vielleicht der Wein," ſagte er.

Die böſe Ahnung beſtätigte ſich. Am nächſten Morgen war Corporal Sylveſter wirklich unwohl.

Frau Lucia ſchickte ſogleich zu mir; ich eilte hin und fand den dicken Doctor ſchon anweſend.

„Er iſt hergekommen, um den Erfolg ſeiner Teufeleien zu ſehen," flüſterte mir die Alte zu, nachdem ſie mich bei Seite genommen; „wer weiß, was er uns zu eſſen und zu trinken gegeben hat; auch mir iſt ganz ſchlecht — Ihnen nicht? Um ſo beſſer für Sie; aber mir iſt ſchlecht — und er, wenn Sie ihn geſehen hätten! Kein Auge hat er geſchloſſen, die ganze Nacht iſt er im Hauſe herumgegangen wie ein Geſpenſt, und ich hinterher, Herr mein Gott, ich immer hinterher. In jedem Zimmer ſtand er ſtill und ſchrie, er wolle den Contract zerreißen; und wenn ich ihn nicht abgehalten hätte, würde er die ſiebzig Francs aus dem Fenſter geworfen haben, die uns dieſer Hexenmeiſter gegeben hat. Nachher iſt er ruhiger geworden und hat geſchlafen. Aber ſchicken Sie um Gotteswillen dieſen Doctor fort; wenn der hier bleibt, nimmt's ein ſchlechtes Ende."

„Um Gotteswillen," ſagte ich zu der Alten, „beruhigen Sie ſich, ſonſt werden Sie auch krank, und dann . . ."

„Sicherlich werde ich auch krank; der dicke Doctor weiß es, und das iſt es eben, was er will. Gut, ſein Wunſch ſoll erfüllt werden, es geht zu Ende."

Ich trat ins Zimmer des Kranken; der Doctor Maſſimo war nicht mehr er ſelbſt; der Empfang, den ihm die Alte bereitet hatte, und die Hartnäckigkeit, mit welcher der Fechtmeiſter die Augen geſchloſſen hielt, als wenn er ſchon in den letzten Zügen läge, hatten ihn aus der Faſſung gebracht.

„Haben Sie einen Arzt holen laſſen?" rief er, ſobald er uns erblickte; „mir ſcheint es nichts Schlimmes zu ſein; er hat ſich beim Baden erkältet, die Erkältung hat eine Verdauungsſtörung erzeugt, und Beides zuſammen ein bischen Fieber, ſo erkläre ich es mir; das Fieber iſt vorbei, und ich zweifle nicht, daß nach zwei Tagen Corporal Sylveſter mir mit Florettſtichen ſeine Geſundheit beweiſen wird. Ich gehe jetzt und werde ſelbſt den Arzt von Albiſſola ſchicken."

Er ging, und alsbald öffnete Corporal Sylveſter die Augen und bat mich mit klagender Stimme um Entſchuldigung.

„Was wollen Sie?" ſagte er, „ich habe während der Nacht jede Stunde ſchlagen hören, ich hatte einen Mühlſtein, einen Berg, einen Doctor Maſſimo auf dem Magen. Ich weiß wohl, daß er keine Schuld hat; das Eſſen, das er uns geſtern gegeben hat, war gut, vielleicht zu gut, und ich habe mich über-

nommen; aber ich glaube nicht, daß er es auf unser Leben abgesehen hatte und uns den Magen verderben wollte . . . nein, das glaube ich nicht."

Er schwieg, weil ihn das Sprechen angriff, und Frau Lucia benutzte dies Stillschweigen, um reuevoll zu versichern, daß sie es auch nicht glaube.

„Aber du lieber Gott!" schloß sie, „es ist wirklich ein Unheil; diesen Contract mit dem Tode hätten wir nicht schließen sollen."

„Wir hätten es freilich nicht thun sollen; ich hätte mir auch den Magen nicht verderben sollen," sagte Corporal Sylvester, „und ich habe es doch gethan. Du nicht, Lucia? Und Sie auch nicht?"

„Wenn es nichts weiter ist," sagte ich, „lieber Herr Michele, so sind Sie in zwei Tagen wieder auf den Beinen, mit dem Degen in der Faust, um dem Doctor Massimo die Spitze zu bieten."

„Ach, der Doctor Massimo!" murmelte der Alte; „er sagt wohl so, aber wenn ich stürbe, würde er sich freuen."

„Ich glaube nicht."

„Sie glauben nicht? Und Du, Lucia?"

Auch Frau Lucia glaubte es nicht. Uns schien wenigstens, wenn er auch seinen Vortheil von dem Tode der beiden Gatten hätte, so würde er ihnen doch noch einige Monate zu leben vergönnt haben. Diese tröstliche Zuversicht schien auch dem Kranken einige Erleichterung zu verschaffen.

„Ich werde bald sterben," sagte er, „ich fühle es; auch Lucia wird bald sterben; aber ein Weilchen mag er uns noch das Leben gönnen, das ist nicht zu viel von ihm verlangt."

Im Grunde war das der Gedanke des Doctor Massimo selbst.

Ich traf diesen am Abend, und er sagte mir, er habe keine klare Vorstellung von der Krankheit des Alten; er fürchte aber das Schlimmste, weil in diesem Alter auch Kleinigkeiten verhängnißvoll werden könnten. Und er schloß mit der folgenden wortgetreu wiedergegebenen Aussage:

„Ich würde meinen Vortheil davon haben, wenn sie stürben; aber ich verlange es nicht, ich hoffe es nicht, ich wünsche es nicht; ich schwöre es Ihnen, Herr Rechtsanwalt, ich wünsche es nicht."

Was bedurfte es eines Schwures?

„Es wäre wirklich zu früh," sagte ich.

„Gewiß, es wäre zu früh! Sie mögen leben und sich des Lebens freuen, ich will nicht sagen, wie lange, weil es nicht meine Sache ist, das zu bestimmen; aber ich sage: sie mögen leben und sich ihres Lebens freuen!"

Er öffnete die Arme segnend wie ein Wohlthäter.

Corporal Sylvester machte von dieser Erlaubniß Gebrauch und war am folgenden Morgen genesen. Drei Tage nachher stand er in seinem Fechtsaal, bereit mit Jedermann, der sich präsentiren würde, auf Hieb und Stich loszugehen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Das älteste Manuscript
von H. Heine's „Romantischer Schule".

Mitgetheilt von Prof. Dr. H. Hüffer[1]).

In Detmold's Nachlaß, den Briefen von Heine beigelegt, findet sich noch ein Manuscript ganz von Heine's Hand. Es füllt 72 Quartseiten mit der schönen, leicht zu lesenden Schrift, welche der Dichter aus seiner Jugendzeit sich bewahrt hatte. Jede Quartseite enthält ungefähr eine Octavseite der Gesammtausgabe. Leicht erkennt man, daß etwas schon Gedrucktes vorliegt, nämlich ein Bruchstück der „Romantischen Schule" und zwar in der ältesten Gestalt. Bekanntlich wurde dieses Werk zuerst 1833 in der „Europe littéraire" französisch veröffentlicht und erschien noch im selbigen Jahre in deutscher Sprache unter dem Titel: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", zwei Theile, Paris und Leipzig, Heideloff und Campe. Erst 1836 in der zweiten deutschen Ausgabe erhielt es den Namen: „Die Romantische Schule". Detmold's Nachlaß bietet uns offenbar den ältesten Entwurf des Werkes. Sichere Kennzeichen beweisen, daß es nicht, wie gewöhnlich und noch von Strodtmann (W. Bd. VI, S. VII) angenommen wird, zuerst französisch, sondern daß es deutsch, aber freilich sogleich für die „Europe littéraire" verfaßt wurde, um demnächst ins Französische übersetzt zu werden. Heine hat, wie man wohl sagt, gleich ins Reine geschrieben. Das Manuscript enthält zahlreiche Verbesserungen: Worte sind zwei- und dreimal verändert, ganze Sätze umgeformt oder an eine andere Stelle gebracht; man sieht, wie sorglich, wenn auch weniger sorglich als an seinen Versen, der Dichter an seiner Prosa feilte. Trotz aller Correcturen wurde dies Manuscript später in die Druckerei geschickt; eine grobe Hand hat die Namen der Setzer beigeschrieben.

Der endlich festgestellte Wortlaut stimmt im Wesentlichen mit der ersten gedruckten Ausgabe überein; die Aenderungen sind nicht so bedeutend, daß sie nicht bei Durchsicht der Correcturbogen noch hätten angebracht werden können. Um nur eine zu nennen: Von Tieck wird im Manuscript S. 37 als von „dem besten Dichter der romantischen Schule", im Druck (W. VI, S. 47) als von „einem der besten Dichter" geredet. Das Interessanteste in dem Manuscript sind die zahlreichen Stellen, welche, zuweilen mehr als eine Seite füllend, von Heine, sei es aus politischen, sei es aus ästhetischen Gründen wieder durchstrichen wurden. Bei einem so bedeutenden Schriftsteller erfährt man mit Interesse nicht bloß, was er gesagt, sondern auch was er nur gedacht hat und nicht öffentlich sagen wollte. Die wesentlichen Zusätze zu den gedruckten Ausgaben mögen hier eine Stelle erhalten.

In dem Manuscripte findet sich auf einem besonderen Blatte und etwas später als die übrigen Bogen geschrieben, zunächst das der deutschen Ausgabe beigefügte „Vorwort" oder verbessert der „Vorbericht" (W. VI, S. 5 ff.) mit dem Datum „Paris am 28. März 1833", während die gedruckten Ausgaben den 2. April nennen. Die beiden Absätze (W. S. 8), in denen Heine erklärt, er gehöre nicht zu den

[1]) Man vergl. hierzu den Aufsatz: „Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold" im Märzheft dieser Zeitschrift.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Materialisten . . . und nicht zu den Atheisten, sind aus späterer Zeit, also in dem Manuscript nicht zu lesen.

Auch der Anfang des Buches (W. S. 15–24) fehlt dem Manuscript. Dasselbe beginnt unter der Seitenzahl 11 mit den Worten „Gesichter treten streng abgezeichnet hervor . . ." (W. S. 24). Eine nicht uninteressante biographische Notiz findet sich zu S. 26, wo von den epischen Gedichten des Mittelalters und zuletzt von dem „etwas langweiligen Wigalois" die Rede ist. „In der That," fährt Heine fort (Manuscr. S. 12), „obgleich Professor Beneke in Göttingen, mit seinem Schatz altdeutscher Sprachkenntniß mir einst den Wigalois explicierte, fand ich ihn dennoch etwas langweilig. Ich bin aber überzeugt, daß die minniglichen Burgfrauen des Mittelalters sich an dieser Lektüre viel besser erbaut, schon wegen der bunten Kleiderschilderungen, wodurch solche Dichtungen vielleicht die Stelle der modernen Modejournale vertraten. Neben diesem Sagenkreis" u. s. w.

Nach der Beurtheilung Gottfrieds von Straßburg (W. S. 27) und der Bemerkung, daß bei dem Buche Lancelot die Gefahr für Francesca da Polenta und ihren schönen Freund nicht sowohl darin bestand, daß sie in einem solchen Buche lasen, sondern darin, daß sie plötzlich zu lesen aufhörten, heißt es (Manuscr. S. 14) weiter: „Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß, obgleich Meister Gottfried überall in seinem Gedichte den christlichen Spiritualismus frondirt, so huldigt er ihm doch oft unbewußt, indem er z. B. die sinnliche Liebe als die Wirkung eines heidnischen Zaubertranks darstellt, ihre Genüsse als Sünden anerkennen, diese durch Klosterbau sühnen läßt, und endlich auf dem Grab der Liebenden eine Rose und einen Weinstock pflanzt, worunter man sich nun allerley erbaulich christliches denken kann. Die Poesie in allen diesen Gedichten" u. s. w.

Aus den folgenden Seiten hebe ich nur hervor, daß bei der Charakteristik neuerer Dichter die Worte „Lessing war vielleicht der größte Mann, den Deutschland hervorgebracht" (Manuscr. S. 25) wieder gestrichen sind, trotz alles Lobes, welches ihm (W. S. 37) zu Theil wird.

Den bittern Worten über Zacharias Werner (W. S. 46), „der das Ding so weit trieb, wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingesperrt zu werden", folgt noch (Manuscr. S. 35 und 36): „Die arme Frau von Staël hat diesen Zacharias Werner als unsern größten Dramatiker nach Schiller anpreisen müssen. Ich bin aber überzeugt, daß man mit diesem Lob noch nicht zufrieden war, denn die romantische Schule setzte diesen Mann weit über Schiller, der sich noch in den alten engen Formen bewegte. Das Drama muß von innen heraus erweitert werden, war das allgemeine Verlangen der Romantiker, und ihr Freund Zacharias wußte diese Anforderung zu erfüllen. Sein Mittel war ungefähr dasselbe, welches einst ein Kerkermeister auffindig machte, als man klagte, daß eins seiner Gefängnißzimmer viel zu eng sey; der wackere Concierge gestand, daß man Recht habe, und um jenem Uebel abzuhelfen, sperrte er eine weit größere Anzahl Gefangene in jenes Zimmer, vermeinend, dieses werde dadurch von Innen erweitert. Ich glaube die Gefängnißwände gaben nicht nach, wohl aber erstickten viele von den zusammengepreßten Menschen; wie in den Wernerschen Tragödien die dramatischen Formen durchaus nicht erweitert sind, während die darin zusammengehäuften Personen sich einander erdrücken. Herr Ludwig Tieck hatte schon mehr Takt, wie er denn überhaupt von Haus aus ein vernünftiger Mensch war, dem nur die Herrn Schlegel den Kopf verdreht hatten. Solches bewies er in neuerer Zeit, wo er sich aus den Banden der romantischen Schule ganz befreyt und Werke geschaffen, für die wir in den spätern Artikeln unsere Liebe und Bewunderung aussprechen werden. Damals aber, als er noch unter der Vormundschaft der Herrn Schlegel lebte, schrieb er dramatische Gedichte, deren Einzelheiten immer den großen Dichter verriethen, deren Form und Ausdruck aber kindisch war. Die Absichtlichkeit dieses kindischen Wesens war dabey das verdrießlichste. Unsere Poesie" u. s. w.

In mancher Beziehung interessant ist der folgende Zusatz. Heine schildert (W.

S. 49) die Richtung der deutschen Kunst, welche Goethe in einem berühmten Aufsatze als die „neue deutsch-christlich-patriotische" bezeichnet hatte. Nach dem Satze, daß Friedrich Schlegel und Görres in den alten Städten am Rhein nach den Resten altdeutscher Gemälde und Bildwerke gewühlt hätten, die man dann abgöttisch verehrte, fährt er fort (Manuscr. S. 39—40):

„Ich bemerke ausdrücklich, daß die Sammlung der Herrn Boisserée et Bertram, welche diese romantischen Kaufleute dem König von Bayern für eine übertriebene Summe anzuheften gewußt, noch immer das Beste in jener Art war; ja daß sehr viele Stücke dieser Sammlung gar nicht zu jener Art gehörten, indem sie vielmehr niederländische Gemälde, heilige Genrebilder, die den weltlichen Genrebildern eines Mieris oder Netscher in der technischen Vollendung sehr ähnlich sind, und sich von den eigentlichen altdeutschen Bildern in jeder Hinsicht unterscheiden. Unter letzteren verstehe ich eigentlich die Gemälde der sogenannten Schule, deren beste Exemplare ich in den untern Sälen der Galerie zu Schleißheim gesehen. Ich habe eben" u. s. w.

Weiter spottet er (W. S. 49) über die deutschen Gelehrten, welche mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer Gründlichkeit, wovon sich ein oberflächlicher französischer Narr nicht einmal einen Begriff machen könne, ihre deutsche, methodische Tollheit betrieben. „Ich erinnere mich," setzt er hinzu (Manuscr. S. 40), „daß ich damals zu einem der trockensten Schulgelehrten kam und ihn damit beschäftigt fand, von zwanzig verschiedenen Ausgaben des Till Eulenspiegel, die mit ihren putzigen hoffirenden Holzschnitten vor ihm auf einem Tische lagen, die Varianten zu vergleichen, und zwar, ohne nur eine Miene zum Lachen zu verziehen und mit einem Ernst, als vergleiche er die Manuscripte des Aristoteles. Der Till Eulenspiegel ist aber ein ganz altes Volksbuch, voll tückischer guter Laune und unflätigem Spaß. Der politische Zustand" u. s. w.

Mehrere Stellen sind in der bittern Schilderung des Patriotismus der deutschen Freiheitskriege durchstrichen. Sie mochten Heine, obgleich er noch in den Erinnerungen des napoleonischen Kaiserthums schwärmte, nicht bloß für die preußische Censur, sondern auch für das deutsche und hoffentlich für sein eigenes Nationalgefühl zu stark erscheinen. „Auf die weltlichen Heerschaaren," liest man in der gedruckten Ausgabe (W. S. 50), „war nicht mehr zu rechnen und man mußte vertrauensvoll den Blick nach dem Himmel wenden." Im Manuscript (S. 42—43) liest man weiter: „Mit christlicher Fassung mußten diese Prüfungen ertragen werden, und die Preußen besonders halfen sich mit der christlichen Demuth. Als sie bey Jena den Franzosen den Rücken drehten, warfen sie sich in die Arme der Religion. Nach so einer verlorenen Schlacht gibt es in der That keine bessere Religion als das Christenthum." Die zunächst folgenden Sätze des Manuscriptes sind zur Mittheilung nicht geeignet.

Die bekannte Stelle (W. S. 51): „Wir hätten auch den Napoleon ruhig ertragen .... aber man befahl uns den Patriotismus, und wir thuen alles, was uns unsere Fürsten befehlen," hatte zuerst folgende Fassung (Manuscr. S. 43): „Wir hätten auch den Napoleon ganz ruhig ertragen. Aber unsere Fürsten, als sie hörten, daß diese Geißel Gottes durch den russischen Feldzug sehr schwach geworden sey, konnten sie es nicht länger mit christlicher Geduld ansehen, daß wir die Sklaven fremder Tyrannen waren, und sie befahlen uns Patrioten zu werden. Wie sich von selbst versteht, wir gehorchten diesem Befehl und weckten in unserer Brust die Begeisterung des Patriotismus." Dann folgt im Manuscript die jetzige Fassung, deren stilistische Vorzüge Niemand verkennen wird.

Wenige Zeilen später vergleicht Heine den deutschen Patriotismus, welcher darin bestehen soll, daß er alles Fremdländische haßt, mit dem Patriotismus der Franzosen, der das Herz erwärmt und ausdehnt, so daß es nicht mehr bloß die nächsten Angehörigen, sondern ganz Frankreich mit seiner Liebe umfaßt. Der Vergleich ist selbst für jene Zeit, in welcher er durch Nachwirkung der großen Kriege einige Berechtigung erhalten mochte, übertrieben, und Heine selbst beschränkt ihn durch den Zusatz, daß unsere großen Geister Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul und alle Gebildeten

in Deutschland nicht jenem engherzigen Patriotismus, sondern der Humanität und allgemeinen Menschenverbrüderung gehuldigt hätten. Eine nicht gleiche, aber doch ähnliche Wahrnehmung mag indessen mancher, der im Norden und im Süden reiste, schon gemacht haben. Das Heimathsgefühl oder der Stolz auf die Vorzüge der Heimath äußert sich nicht bloß bei dem Deutschen, sondern überhaupt bei den Nordländern meistens reflectirend, vergleichend, also mit dem Bewußtsein oder mit dem Wunsche, Etwas zu besitzen, was Andern fehlt; bei dem Südländer tritt es mehr naiv hervor, als die reine, ungemischte Freude, daß der Boden, den er bewohnt, mit so herrlichen Gaben ausgestattet sei. Ganz über die Grenzen des Erlaubten und Verständigen geht aber hinaus, was Heine dann im Manuscript (S. 45) folgen läßt. „Bey den Besten unter den damaligen sogenannten Patrioten war der Patriotismus nur eine thierische Anhänglichkeit an Deutschland, wie sie etwa auch der Esel empfindet für seinen Stall; freylich ein Esel, wenn er auch noch so leidenschaftlich für die Krippe seines Herrn begeistert ist, so würde er doch am Ende sich dazu verstehen, auch aus einer fremden Krippe zu fressen, ein Esel würde nicht sein Gut und Blut dafür hingeben, um mit einem deutschen Stock, statt mit einem französischen geschlagen zu werden; unter den Eseln gibt es keine solche Esel. Was sich bald darauf in Deutschland" u. s. w.

Ungefähr eine Buchseite später schließt, was Heine früher, dem Abdruck in der „Europe littéraire" entsprechend, als den „ersten Artikel" bezeichnete. Das Manuscript (S. 46) trägt nach den Worten (W. S. 53): „Die kleinen Romantiker .... erhoben sich als Sieger", die Unterschrift „Henri Heine". Die folgende Seite, mit welcher eine neue Seitenzählung anfängt, beginnt, unmittelbar anschließend, mit dem Satze: „Aber auch hier blieb jene Reaction nicht aus"; sie trägt die wieder ausgestrichene Ueberschrift „Zweiter Artikel" und bezeichnet dadurch unzweideutig ihre Bestimmung für die „Europe littéraire". In diesem zweiten Artikel und überhaupt auf den noch folgenden zweiunddreißig Seiten des Manuscriptes ist weit weniger als auf den früheren verändert und ganz Weniges gestrichen. Zu bemerken ist nur (Manuscr. S. 3., W. S. 56) nach den Worten: „ich hoffe, daß man mich keiner Partheylichkeit für die protestantische Kirche beschuldigen wird", der Zusatz: „Obgleich ich mich in Deutschland zur protestantischen Kirche bekenne, so bedeutet dieses Bekenntniß doch nichts anders, als daß mein Name in einem lutherischen Kirchenbuche inscribirt steht, welches wahrlich nicht soviel werth ist, wie eine Inscription im großen Buche" [der französischen Rente]. Einen ähnlichen Gedanken enthält jetzt der Vorbericht (W. S. 6); ferner liest man (Manuscr. S. 16, W. S. 68) nach den bekannten Worten: „Diesen Weg (von Jena nach Weimar zu Goethe) wanderten die Schlegel sehr oft", den Zusatz: „denn damals war Bruder Friedrich noch nicht so dickleibig und Bruder Wilhelm war noch nicht so schwachbeinig"; endlich (Manuscr. S. 24, W. S. 75) nach den Worten, daß Kunstwerke nicht nach der zeitigen Moral beurtheilt werden sollen, die Bemerkung: „Die Moral ist die Uebersetzung der Religion in die Sitten", ein Satz, welchen Heine auch anderswo ausgesprochen hat. Mit den Worten: „— — der politischen Regeneration unseres Vaterlandes entgegen wirkte" (W. S. 84) schließt das Manuscript Seite 32.

Hat man diese durchstrichenen Stellen vor Augen, so könnte man auf den Gedanken gerathen, sie seien von Heine für die französische Ausgabe bestimmt, aber für deutsche Leser nicht passend erachtet worden. Herr A. Chuquet, der seine Kenner deutscher und französischer Literatur, der vor Kurzem Goethe's „Campagne in Frankreich" vortrefflich erläuterte, hatte die große Güte, den deutschen Text der „Romantischen Schule" auf diesen Punkt mit dem französischen in der „Europe littéraire" zu vergleichen. Es stellte sich jedoch heraus, daß die sämmtlichen durchstrichenen Stellen ausschließlich in dem Manuscript und weder in der französischen noch in der deutschen Ausgabe zu finden sind.

So viel ich weiß, hat noch Niemand eine vollständige Vergleichung der beiden Texte vorgenommen, obgleich sie für den Franzosen wie für den Deutschen ein Interesse bieten könnte. Die Stellen, welche mir in Abschrift französisch vorliegen, bestätigen,

was auch das Manuscript beweist, daß der deutsche Text der ursprüngliche, der französische Uebersetzung ist. Man vergleiche nur mit dem originellen Ausdruck des vorher angeführten Satzes über Zacharias Werner die wenig geschickte französische Form: „Zacharias Werner poussa les choses aussi loin, qu'elles peuvent aller sans s'exposer à être enfermé dans une maison de fous par ordre supérieur." Auch in dem Satze über das Buch Lancelot und Francesca da Polenta tritt die eigentliche Spitze nur unvollkommen hervor, wenn es heißt: „il est vrai que le plus grand danger consista en ce qu'ils cessèrent tout d'un coup de le lire."

Für eine kritische Ausgabe von Heine's Werken möchten folgende Angaben über den ersten französischen Text von Nutzen sein. Der volle Name des Journals lautet: „L'Europe littéraire, journal de la littérature nationale et étrangère (1833)." Heine's Abhandlung führt den Titel: „Etat actuel de la littérature en Allemagne, de l'Allemagne depuis Madame de Staël." Sie zerfällt in folgende acht Artikel:

1. Artikel (Nummer vom 1. März 1833, Seite 1—4), Anfang: „L'ouvrage de Madame de Staël, de l'Allemagne, est le seul document étendu que possèdent les Français sur la vie intellectuelle de cette contrée . . ." Schluß: . . . „les petits romantiques, romantiques comme le petit poucet et le Chat-Botté, relevèrent la tête en vainqueurs."

2. Artikel. (Nr. 4 vom 8. März 1833, S. 17—18.) Anfang: „La reaction qui suit infailliblement . . ." Ende: . . . „Ces marbres antiques me firent songer aux poésies de Goethe" u. s. w.

3. Artikel. (Nr. 6 vom 13. März 1833, S. 25—26.) Anfang: „Le peu d'indications que j'ai donné . . ." Ende: „Goethe est mort. Il mourut le 22 du mois de mars de l'année passée, cette année significative où notre terre a perdu ses plus grands illustrations."

4. Artikel. (Nr. 19 vom 12. April 1833, S. 77—78.) Anfang: „La sincérité consciencieuse que je me suis rigoureusement imposée, . . ." Ende: „M. A. G. Schlegel quitta bientôt Paris, après avoir été décoré" u. s. w.

5. Artikel. (Nr. 23 vom 22. April 1833, S. 93—94.) Anfang: „Après les Schlegel, M. L. Tieck fut un des écrivains les plus actifs de l'école romantique . . ." Ende: . . . „mais si le vieux Cervantes n'a voulu peindre dans son Don Quixote" u. s. w.

6. Artikel. (Nr. 31 vom 10. Mai 1833, S. 125—126.) Anfang: „Parmi toutes les folies de l'école romantique en Allemagne la constance avec laquelle on loua et vanta Jacob Boehm mérite une mention particulière . . ." Ende: „. . . le roman de Henri d'Ofterdingen de Novalis est placé en ce moment sur ma table, et je m'en suis servi pour composer cet article."

7. Artikel. (Nr. 36 vom 22. Mai 1833, S. 145—146.) Anfang: „Connaissez vous la Chine . . ." Ende: „L'arbre oublie le silencieux jardinier" u. s. w.

8. Artikel. (Nr. 37 vom 24. Mai 1833, S. 148—149.) Anfang: „On a coutume de réunir les noms de Brentano et d'Arnim . . ." Ende: . . . „Ce n'est que de l'autre côté du Rhin que de tels spectres peuvent réussir; la France ne sera jamais un pays pour eux."

Nachträglich:

Der so früh von uns geschiedene treffliche Karl Hillebrand hat vor einer Reihe von Jahren durch den merkwürdigen Brief über seine Beziehungen zu Heine mich und gewiß viele Andere lebhaft verpflichtet. Vor wenigen Tagen war auch Frau Professor J. Hillebrand so gütig, mir eine sehr erwünschte Aufklärung zu geben: Der in Heine's Briefen an Detmold (S. 446) im Herbst 1843 mehrmals erwähnte „Ernst", welchen er in Hannover zu sehen wünschte, ist kein anderer, als der ausgezeichnete Violinvirtuose dieses Namens. Heinrich Wilhelm Ernst (1814—1865) war mit Heine nahe befreundet. Frau Hillebrand begegnete ihm 1843 in dem Hause Felix Mendelssohn's; bald darauf trat er eine Reise nach Petersburg an, wie Heine in dem Briefe vom 9. November schon vorausgesetzt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Die letzten vier Wochen sind von einer ganzen Anzahl von Ereignissen erfüllt gewesen, denen ein dauerndes Gedächtniß bestimmt ist. Auch wenn man von den Dingen absieht, die hinter den Coulissen des Welttheaters gespielt und sich der Zuschauerschaft allein durch die von ihnen geworfenen Schatten bemerkbar gemacht haben, kann es von der jüngsten Vergangenheit nulla dies sine linea heißen. Am 16. Februar gab der deutsche Reichstag, am 25. desselben Monats die französische Deputirtenkammer ein Votum zu Gunsten der Erhöhung der Kornzölle ab (das Datum einer entsprechenden Beschlußfassung des österreichischen Reichsraths steht noch nicht fest, an der Sache selbst ist so wenig zu zweifeln, daß sie nichts weiter als eine Frage des Datums darstellt); Tags darauf (am 26. Februar) wurde die länger als drei Monate versammelt gewesene westafrikanische Conferenz durch eine Rede des Reichskanzlers geschlossen, welche dem wichtigen, von vollständigem Erfolge gekrönten Werke das Siegel aufdrückte. Zwei Tage später gab das Londoner Unterhaus über Mr. Gladstone's ägyptische Politik ein Verdict ab, das trotz des scheinbaren Sieges der Regierung von dem seitens der Lords gefällten Tadelsvotum kaum zu unterscheiden war. Am 2. März, dem Tage der Bewilligung des für die vorläufige Einrichtung der deutschen Colonialverwaltung geforderten Pauschquantums, hielt der Reichskanzler eine Rede über die deutsch-englischen Beziehungen, die wegen ihres Zusammentreffens mit der an der afghanischen Grenze drohenden Verwicklung vielfach als Ankündigung einer Wendung in der europäischen Politik angesehen wurde. Wieder zwei Tage später nahm die Mehrheit des Reichstages ihre vielbesprochene Entscheidung vom 15. December v. J. der Hauptsache nach zurück, nach weiteren vierundzwanzig Stunden aber wurde bekannt, daß Graf Herbert Bismarck in London eingetroffen sei, und mit Lord Granville eine Besprechung gehabt habe, deren Ergebnisse in der am Abend des 6. April gehaltenen Oberhausrede des britischen Ministers mit genügender Deutlichkeit zu Tage traten. Die zwischen diesen Vorgängen liegenden Pausen wurden regelmäßig durch Meldungen von den Kriegsschauplätzen in Asien und Ostafrika und von der afghanischen Grenze ausgefüllt, die zu andern Zeitpunkten die volle Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gezogen hätten. Daß die Schweiz sich zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen die Anarchisten entschlossen, daß Mr. Cleveland die Präsidentschaft in Nordamerika übernommen, Italien seine Expeditionen an das Rothe Meer fortgesetzt und die Pforte durch ihr Abkommen mit der Ottomanischen Bank zur Ausführung der versprochenen Bahnanschlüsse ernstliche Miene gemacht hat, ist unter der Fülle gleichzeitiger Ereignisse kaum bemerkt worden.

Es muß auf die Rechnung alter Gewohnheiten und Erinnerungen gesetzt werden, daß die Welt einige Tage lang gefürchtet hatte, die deutsch-englischen Differenzen über Neu-Guinea und die russischen Truppenbewegungen im nördlichen Afghanistan könnten zu ernsthaften Differenzen, am Ende gar zu Zusammenstößen zwischen den Continental-

mächten und dem Lande führen, das sich den Erben der Traditionen Pitt's und Canning's, Palmerston's und Beaconsfield's nennt. Weil jene Traditionen nicht mehr bestehen, hat auch diese Gefahr nicht bestanden. Von dem zur Zeit des Wiener Congresses gethanen Ausspruche Lord Castlereagh's, „England drohe nur, wenn es zu handeln bereit sei", gilt längst das Gegentheil. So weit ist es in Folge der Gladstone-Granville'schen Unbegreiflichkeiten gekommen, daß der britische Staat, auch wenn er wollte, nicht handeln könnte, und daß die stolzeste und eifersüchtigste Nation der Erde über ihre Lenker und über die Unmöglichkeit, von den heutigen Männern ernste Händel ausgefochten zu sehen, noch härter und rücksichtsloser urtheilt, als das Ausland thut. Vor wie nach der Bismarck'schen Rede vom 2. März ist dem unglücklichsten aller seit Menschengedenken an der Themse etablirt gewesenen Ministerien das Verlangen nach einer Verständigung mit Deutschland so gellend in die Ohren geschrien worden, daß die während der ersten Märzwoche eingeleitete Wendung kaum mehr für eine Ueberraschung gelten konnte. Den Zeitpunkt größester Verlegenheiten des diplomatischen Gegners nicht zur Herabsetzung, sondern zur Versöhnung desselben zu benutzen und durch das Schlagen goldner Brücken scheinbar unfahrbare Friedenswege zu eröffnen, ist von jeher die Stärke der Bismarck'schen Politik gewesen: unmittelbar nach geführtem Schlage die Hand zum Ausgleich zu bieten, vermag allein der Ueberlegene, der gegen Mißdeutungen ein für alle Male gesichert ist. Daß Lord Granville's Tage gezählt sind, und daß die diesem dargebotene Hand zugleich einen den Nachfolgern des Ministeriums Gladstone geleisteten Dienst einschließt, läßt den von dem deutschen Reichskanzler eingeschlagenen Weg als einen besonders glücklichen erscheinen. Soll der Frieden dauernd erhalten, der Fortbestand der gegenwärtigen Combination gesichert bleiben, so muß dieselbe für eine halbwegs erträgliche Stellung Englands Platz haben und den Erben des Cabinets vom März des Jahres 1880 allzu harte Zumuthungen ersparen. Würden die gegenwärtigen Verlegenheiten des Londoner Cabinets von deutscher Seite so rücksichtslos ausgebeutet, wie die extremen Parteien in Paris und St. Petersburg wünschen mögen, so hieße das die Zukunft des Weltfriedens gefährden, England zum Aeußersten treiben und das Zeichen zu einem Angriff auf Herat geben, dessen Folgen auf alle Betheiligten zurückfallen müßten. Der bei aller Entschiedenheit maßvolle Ton der Rede vom 2. März, und der in derselben enthaltene Hinweis darauf, daß die Erhaltung guter Beziehungen zu England für uns wichtiger sei, als selbst die Zukunft Aegyptens, schloß die äußersten Eventualitäten, an welche Publicum und Börse einen Augenblick gedacht hatten, von vornherein aus.

Wäre an dieser Stelle zu mehr und Anderem als der kurzen Recapitulation der Monatsgeschichte der Ort, so würde eine Beantwortung der Frage nahe liegen, ob England den ihm ertheilten, bisher unbefolgt gebliebenen Weg einer Verständigung mit dem Oberherrn Aegyptens nicht am Ende nachträglich befolgen wird. Daß Entschließungen bis jetzt nicht gefaßt worden sind, erhellt schon aus der zweifelhaften Haltung, welche Lord Granville den italienischen Unternehmungen gegenüber beobachtet. In einer Angelegenheit, die die britischen Interessen aufs Engste berührt und die für dieselben präjudiciell werden kann, übt das Londoner Cabinet eine Zurückhaltung, die zu der Gefährlichkeit des begonnenen Spiels in offenbarem Mißverhältniß steht. Für das italienische Unternehmen selbst gibt es nur eine Erklärung: die unruhige Begehrlichkeit der Nation, deren Speculationen auf Wälsch-Tirol, die dalmatinische Küste, Albanien, Tunis und Tripolis getäuscht worden, glaubt am Rothen Meere Befriedigung und einen gewissen Ersatz für die Enttäuschungen finden zu können, die sie rücksichtlich der inneren Entwicklung erfahren hat. Herr Mancini macht sich über die seinen heißblütigen Landsleuten bevorstehenden Ernüchterungen und über die Fragwürdigkeit des mit immerhin erheblichen Opfern erkauften, unsicheren neuen Besitzes schwerlich Illusionen. Er folgt dem Impulse, welchen die nationale Stimmung von der irredentistischen Agitation empfangen hat und sucht den Radicalismus auf ein Gebiet abzulenken, das anscheinend ungefährlicher ist als dasjenige der inneren Politik. Regierungen, die von der Hand in den Mund leben und die gute Laune der Wähler-

schaften als sicherste Garantie ihres Bestandes anzusehen gewohnt sind, werden immer geneigt sein den Werth populärer Unternehmungen zu überschätzen und der Frage nach den internationalen Wirkungen derselben erst die zweite Stelle einzuräumen. Vorliegenden Falls, wo man nicht nur mit dem unberechenbaren englischen Factor, sondern zugleich mit dem Verhältniß zu rechnen hat, in welches dieser zu den übrigen Großmächten tritt, erscheint solches Hazardspiel doppelt gefährlich, weil Einsatz und möglicher Gewinn jeder Vorausberechnung entzogen sind. Tritt eine Veränderung in der ägyptischen Politik Englands ein, so kann Italien alsbald in die Lage kommen, zwischen völlig isolirtem Vorgehen und Preisgebung des mühsam Erworbenen wählen zu müssen. Zur Zeit wird daran so wenig gedacht, daß die Italiener ihre Kriegs- und Colonisationsvorbereitungen so umfassend treffen, als gelte es den Primat ihres Staates über das gesammte südöstliche Mittelmeergelände zu verkündigen. An den weittragenden Plänen Mancini's hat der neuerdings eingetretene Verzug in der Absendung neuer Truppensendungen so wenig geändert, daß von der Mobilmachung zweier Armeecorps (des 10. und des 12.) und von der Einführung arabischer Sprachstudien für die Mannschaften derselben die Rede ist, — Dingen, die die Volksphantasie förmlich überheizen und zu den abenteuerlichsten Vorstellungen von Italiens orientalischem Beruf anreizen.

Ganz anders und ungleich zweckmäßiger hat die österreichisch-ungarische Monarchie die gegenwärtige Weltlage zur Erweiterung ihrer Machtsphäre zu benutzen verstanden. Der Beharrlichkeit der Wiener Staatsmänner ist es gelungen, die Pforte zu einem Ende Februar getroffenen Abkommen mit der Ottomanischen Bank zu bestimmen, welches die Ausführung des Vertrages vom 17. Mai 1883 und die Ausfüllung der Lücken des Balkan-Eisenbahnnetzes regelt. Statt den Blick in ungewisse Fernen zu richten, hat man die Action da eingesetzt, wo sie den raschesten und sichersten Erfolg verspricht. Ist die Hauptstadt des Kaiserstaates durch directe Linien mit Konstantinopel und Saloniki verbunden, so versteht das Fernere sich gleichsam von selbst und ist Oesterreich in der Lage, den slawischen Umtrieben eine Culturpropaganda von unbesiegbarer Stärke entgegen zu setzen. Den materiellen Interessen der Bewohner Macedoniens und der angrenzenden Landschaften haben die Agitationen der bulgarischen und der griechischen Unruhestifter bisher lediglich Schaden bereitet. Tritt eine Macht in Mitbewerbung, die statt zu nehmen *gibt*, die dem arbeitsamen Theile der Bevölkerung Gelegenheit zu lohnender Thätigkeit, zu Austausch und Verwerthung seiner Erzeugnisse bietet, so wird dadurch eine Concurrenz eröffnet, die dem politischen Ansehen des Beherrschers der bosnischen Länder ebenso sicheren Gewinn verspricht, wie den absatzbedürftigen Industriellen in den habsburgischen Stammlanden. Die Ausdehnung des österreichisch-ungarischen Wirthschafts- und Absatzgebiets in die bisher von dem internationalen Güteraustausch abgesperrt gewesenen binnenländischen Theile der Türkei bildet aber nur eine und nicht einmal die wichtigste Seite des Gewinns, den das Wiener Cabinet sich durch die Durchführung des Eisenbahnvertrages von 1883 gesichert hat. Die Freilegung des Weges zu den osttürkischen Häfen eröffnet dem Reiche der europäischen Mitte die Möglichkeit, die von Triest nach Südosten angeknüpften bereits gegenwärtig höchst ersprießlichen Verbindungen zu erweitern und einen geradezu bestimmenden Einfluß auf den levantinischen Handel zu gewinnen. Was in jüngster Zeit von den Siegen berichtet worden ist, welche die österreichische Industrie (insbesondere die Zuckerindustrie) über ihre französischen und englischen Concurrenten erfochten hat, legt die Meinung nahe, der Abschluß des balkanischen Schienennetzes werde für die Weiterentwicklung des osteuropäischen Wirthschaftslebens eine Bedeutung gewinnen, welche hinter der Rolle nicht zurückbleiben wird, die der Suezkanal für den ägyptisch-asiatischen Handel gespielt hat. — Bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Impuls, den die österreichisch-türkischen Bahnprojecte dem Aufschwung des Eisenbahnbaues in Griechenland gegeben haben. Das letzte Ziel der von dem Ministerium Trikupis verfolgten Verkehrspolitik ist offenbar die Vorbereitung eines Anschlusses an das über den Norden der Halbinsel gezogene Schienennetz. Für die engere politische Verbindung des helleni-

schen Königreichs mit der an der Niederhaltung des Südslawenthums interessirten österreichisch-ungarischen Monarchie soll eine materielle Grundlage gewonnen werden. Ist diese erst hergestellt und der Zusammenhang zwischen den beiderseitigen materiellen Interessen untermauert worden, so wird man sich in dem Kampfe gegen die slawisch-bulgarische Propaganda mühelos die Hand reichen und mit einer Planmäßigkeit vorgehen können, an welche bisher nicht zu denken war. Wesentlich die Rücksicht auf Weiterspinnung dieser mit Wien angeknüpften Fäden ist es gewesen, die den König Georgios bestimmt hat, das dem Ministerium Trikupis ertheilte Mißtrauensvotum der Athenischen Nationalversammlung mit einer Kammerauflösung und der Ausschreibung von Neuwahlen zu beantworten. Die dreijährige Verwaltung des Ministeriums Trikupis hat nach einer langen Periode heilloser Verwirrungen den ersten Anlauf zu einer diesen Namen verdienenden griechisch-nationalen Politik genommen und dabei ein praktisches Geschick bewiesen, das die Erhaltung des bestehenden Cabinets zu einer Lebensfrage für die seit dem 31. October 1863 regierende Dynastie gemacht hat.

Die Entschiedenheit, mit welcher Graf Kalnoky in Mitten der orientalischen Verwirrungen der letzten Monate an dem von Andrassy gelegten soliden Fundamente festgehalten und unbekümmert um die phantastischen Pläne seiner westlichen und südwestlichen Nachbarn die einzige den Interessen Oesterreich-Ungarns entsprechende „Colonialpolitik" weiter verfolgt hat, wird der äußeren Stellung des Kaiserstaates ebenso gute Dienste erweisen, wie der inneren Consolidation derselben. Der Kampf der um die Vorherrschaft über Westösterreich streitenden Nationalitäten hat zu zahlreiche Phasen durchgemacht und zu zahlreiche Phasen vor sich, als daß die jedesmalige Gestaltung derselben für unser Verhältniß zu dem befreundeten Nachbarreiche maßgebend sein dürfte. Für uns wird es immer nur *darauf* ankommen, daß Oesterreich der Herr seiner Geschicke bleibe und daß es die Machtmittel in Händen behalte, welche ihm entscheidenden Einfluß auf die Gesammtgeschicke des Welttheils und seiner südwestlichen Ecke sichern. Auch die Gegner der gegenwärtigen Wiener Regierung vermögen mit dem Eingeständniß nicht zurückzuhalten, daß die letzten sechs Jahre dem Reiche eine noch zur Zeit des türkisch-russischen Krieges ungeahnte Erweiterung der orientalischen Machtsphäre des Reiches gebracht und für die italienischen Einbußen der J. 1859 bis 1866 einen Ersatz geschaffen haben, der Vergleichungen zwischen jetzt und damals ausschließt. Das neueste Glied in der Kette dieser Erfolge wird danach zu den bedeutsamsten Ergebnissen des laufenden Jahres zählen und bei richtiger Benutzung in der Geschichte der gewerblichen und commerciellen Entwicklung des Kaiserstaats Epoche machen. Die nächste Sorge der Wiener Staatsmänner bleibt die Ueberwachung des von der Pforte mit der Ottomanischen Bank vereinbarten Programms, nach welchem die Vorarbeiten bis zum Mai d. J., die eigentlichen Bau- und Anschlußarbeiten bis zum Einbruch des nächsten Winters beendet werden sollen.

So vollauf ist England während der letzten Wochen mit seinen ägyptischen, australischen und afghanischen Sorgen beschäftigt gewesen, daß die wichtige, in Konstantinopel getroffene Entscheidung von der Londoner Presse nur beiläufig erörtert worden ist. In Paris hat man dagegen kein Hehl aus den Besorgnissen gemacht, zu denen die Aussicht auf eine directe Verbindung Oesterreichs mit den Höfen der Balkanhalbinsel in der That reichliche Veranlassung bietet. Unter den Gründen für die gewerbliche Krisis in Frankreich nimmt die Verminderung der Ausfuhr allerdings nicht die erste, sondern erst die zweite Stelle ein (in Normaljahren wurden fünf Sechstheile aller französischen Industrieerzeugnisse innerhalb Landes consumirt), unter den *gegenwärtigen Verhältnissen* aber erscheint jede dem französischen Export bereitete neue Concurrenz als schwere Gefahr. Hätte die von den magyarischen Patrioten geforderte Revanche für die Erhöhung der französischen Getreidezölle überhaupt Sinn und Berechtigung, so könnte die Ausführung des Vertrages vom 17. Mai 1883 als solche bezeichnet werden: der bedrängten Zucker- und Spiritus-Production Böhmens und Ungarns sind durch dieselbe Aussichten eröffnet worden, die als Compensationen für

den erschwerten Eingang der ungarischen Körner nach Frankreich gelten können. — An der Ruhe des Landes sind die Pariser Kammerverhandlungen über den Getreidezoll wider das Erwarten der Betheiligten spurlos vorüber gegangen. Ein aufmerksames Publicum vermochten die von beiden Seiten gehaltenen Reden außerhalb der Handels- und Oekonomistenkreise nur während der entscheidenden Tage vom 10. bis 26. Februar zu finden; seit der letzten Abstimmung in der Deputirtenkammer stehen die gewohnten Streitfragen der inneren und äußeren Politik wieder im Vordergrunde der Zeitungsdebatte. Es erklärt sich das wesentlich daraus, daß die „question des blés“ in Frankreich nicht als Parteiangelegenheit behandelt worden ist und daß die Mehrheit vom 25. Februar sich aus Elementen sehr verschiedener Art zusammensetzte. Auf den Bänken dieser Mehrheit saßen so zahlreiche republicanische Gesinnungsgenossen, daß die freihändlerische Presse auch in Mitten der heftigsten Debatten Rücksichten zu nehmen und der Beredsamkeit der Abgeordneten George Graux und Jules Davelle Höflichkeiten zu spenden für geboten hielt, die mit der Lebhaftigkeit der Verhandlungen wunderlich genug contrastirten. Daß die dreihundert und fünfzig Stimmen starke Majorität den Wünschen ihrer Wähler entsprochen hat, kann nach dem Verlauf, welchen die Sache bisher genommen, aber ebenso wenig bezweifelt werden, wie daß der Senat es an seiner Zustimmung nicht fehlen lassen wird. In demselben Maße, in welchem der Termin für die Neuwahlen näher rückt, erhöht sich die Abhängigkeit der Deputirten von der Volksstimmung. Bis jetzt ist das Vertrauen der Regierung auf die Gunst derselben auch durch die neuesten, nicht allzu günstig lautenden Nachrichten von den ostasiatischen Kriegsschauplätzen nicht erschüttert worden. Und doch steht zu befürchten, daß die große Zahl der von den letzten Gefechten geforderten Opfer die Befriedigung über die glückliche Eroberung Langsons und das siegreiche Vorgehen der Truppenabtheilungen Brière's de l'Isle und Courbet's auf ein bescheidenes Maß herabdrücken werde. Eine Weile hat das Nationalgefühl sich daran genügen lassen, daß den britischen Hiobsposten aus dem Sudan französische Siegesbulletins aus China parallel liefen und daß die dreifarbige Fahne just in dem Augenblick über die Grenzen des Yünnan getragen werden konnte, in welchem Lord Wolseley den Rückmarsch nach Dongola anordnen und die Fortführung seiner unglücklich begonnenen Action um ein halbes Jahr hinausschieben mußte. Geht man auf den Kern der Sache, so wird man sich dagegen nicht verhehlen dürfen, daß die siegreichen Franzosen in China wenig besser daran sind, als die durch den Fall Khartums in die Defensive zurückgeworfenen Engländer der Sudan-Armee. Hier wie dort läßt ein Ende der begonnenen Unternehmungen sich nicht absehen und erscheint die Bewilligung immer neuer Opfer an Geld und Menschen unvermeidlich — hier wie dort haben die Führer es mit unzuverlässigen Verbündeten zu thun, die nur der Gelegenheit zur Frontveränderung harren — in Frankreich aber ist der chinesische Krieg vielleicht noch unpopulärer, als die Sudan-Expedition bei den englischen Massen. Mr. Gladstone's Cabinet hat den Fall Khartums überstehen können, während die Regierung der Ferry und Waldeck-Rousseau an einer gleich harten chinesischen Probe zu Scheiter gegangen wäre. Verglichen mit dem schwierigen Stande, welchen die Franzosen gegenüber der Mandarinenpartei und den volksthümlichen Schwarz- und Gelbflaggen Annams haben, nimmt die englische Position in Aegypten sich als die unvergleichlich günstigere aus, — des ungeheuren Unterschiedes ganz zu geschweigen, der zwischen dem dichtbevölkerten, altorganisirten chinesischen Staate und den sudanesischen Improvisationen des Mahdi und seines Osman Digma besteht. — Die Regierung Ferry's darf auf Erfolge innerer und äußerer Politik zurückblicken, wie sie keiner ihrer Vorgängerinnen beschieden gewesen, — unter Dach und Fach gebracht werden dieselben aber erst sein, wenn der Alp des chinesischen Unternehmens von dem französischen Volke genommen ist. Die Hoffnungen, welche man auf das Verbot der Reis-Einfuhr in die nordchinesischen Häfen gesetzt hatte, müssen bereits gegenwärtig als gescheitert angesehen werden, weil eine vollständige Ausführung dieser Maßregel — auch abgesehen von den britischen Protesten — unmöglich erscheint.

Den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit in Deutschland haben auch während des letzten Monats die colonialpolitischen Fragen gebildet. An Anstrengungen, die Volksaufmerksamkeit von denselben abzuziehen und den am 16. Februar gefaßten Reichstagsbeschluß betr. die Kornzölle zum Gegenstande einer populären Agitation zu machen, hat es allerdings nicht gefehlt, — Erfolge haben diese Versuche in Deutschland indessen ebenso wenig gehabt wie in Frankreich. Von der einmal eingeschlagenen Richtung läßt der Volksgeist sich nicht ablenken und diese Richtung ist in allen Staaten des Festlandes zur Zeit die nämliche: so gebieterisch hat das Bedürfniß nach Beschützung der materiellen Interessen und nach Erweiterung des nationalen Wirthschaftsgebietes sich geltend gemacht, daß seine Gesichtspunkte zu den allein maßgebenden geworden sind. Mit besonderer Deutlichkeit hat sich das bei Gelegenheit der Abstimmung über den Etat des Auswärtigen Amtes gezeigt, die wegen ihres Zusammenhangs mit den colonialpolitischen Plänen der Reichsregierung eine nahezu ebenso große Rolle gespielt hat, wie die Entscheidung über die ungleich wichtigeren Landwirthschaftszölle. In den Punkten, welche zu der Agitation gegen die Beschlüsse vom 15. Dezember die Hauptveranlassung gegeben hatten, hielt auch die Partei der entschiedenen Opposition ein Nachgeben für unvermeidlich: einundzwanzig secessionistisch-fortschrittliche Stimmen haben für die Annahme des zweiten Directorpostens im Auswärtigen Amte und für die Bewilligungen an das capstädtische General-Consulat den Ausschlag gegeben, die der Einrichtung der südafrikanischen Colonialverwaltung geltenden Anträge aber fanden eine Zustimmung, von welcher sich allein die Fractionen der Socialdemokraten und Polen auszuschließen wagten. Die Unfreiwilligkeit der bezüglichen Entschließungen der freisinnigen Opposition wurde zum Ueberfluß durch die Abstriche bescheinigt, die man an den anscheinend minder wichtigen Positionen für die westaustralischen Vice-Consulate vornahm, deren Unentbehrlichkeit seit den letzten Erwerbungen auf Neu-Guinea und im neubritannischen Archipel doch von Niemand bestritten werden kann. In der Summe hat das colonialpolitische Programm des Reichskanzlers der einheimischen Opposition gegenüber ebenso Recht behalten, wie dem Auslande gegenüber. Englands Widerspruch gegen die deutsche Machtentfaltung ist nicht nur materiell unwirksam geblieben, sondern ein Argument mehr dafür geworden, daß die ungeheure Menschheit der Deutschen auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharrte und — so weit an ihr war — die Bereitschaft zu immer weiterem Vorgehen aussprach. Die Berathungen über die coloniale Grundsteinlegung sind mit dem erfolgreichen Schluß der westafrikanischen Conferenz und mit dem Granville'schen Zwischenspiele so glücklich zusammengetroffen, daß sie die Action des Reichskanzlers wesentlich erleichterten. Von dem Eindruck, daß ein nicht wiederkehrender Moment zum Handeln gekommen sei und daß die Gunst der gegenwärtigen Weltlage unter keinen Umständen verabsäumt werden dürfe, vermochten sich auch die widerstrebenden Elemente nicht loszumachen und dieser Eindruck hat schließlich über die entgegenstehenden Bedenken den Sieg davon getragen. Zweifelhaft erscheint nur noch, ob der empfangene Impuls stark genug sein werde, die Dampfersubventions-Vorlage unbeschädigt über die Untiefen hinwegzutragen, welche ihrer Erledigung in der Commissionsberathung im Wege gestanden haben. An die Stelle der principiellen Einwürfe, die im Sommer vorigen Jahres erhoben worden waren, sind dieses Mal Einreden dilatorischer Natur getreten, die man zwar nicht unter einen Hut zu bringen, aber auf so verschiedene und zahlreiche Einzelpunkte zu richten gewußt hat, daß eine Verständigung außerordentlich schwierig geworden ist. Begreiflicher Weise haben sich's die Parteien der grundsätzlichen Opposition nicht nehmen lassen, die Bedenken der kaufmännischen Techniker zu den ihrigen zu machen und dadurch für die Einbußen Revanche zu nehmen, welche sie auf anderen Gebieten erlitten haben. Besondere Rührigkeit entwickelte dabei die Centrumspartei. Nachdem der Versuch, die achttägige Unterbrechung der Reichstagsarbeit zu Angriffen auf die preußische Cultusverwaltung auszubeuten und den Fortgang der Geschäfte durch Culturkampfzwischenspiele aufzuhalten, vollständig zu Boden gefallen und aller Welt bewiesen worden war, daß von dem Publicum der Windthorst-

Schorlemer'schen Allarmreden nur noch ein Rest übrig geblieben war, hat das Centrum aus der Entschiedenheit seiner oppositionellen Absichten kein Hehl mehr gemacht und unter Preisgebung seiner bisherigen Beziehungen zu den Conservativen, den Kampf gegen die Reichsregierung überall da aufgenommen, wo sich das mit leidlichem Anstande thun ließ. Selbst das Wachsthum der berliner Hochschule und die letzten Erwerbungen unserer öffentlichen Sammlungen wurden dem Cultusminister zum Vorwurf gemacht, der durch seinen Hinweis auf die thatsächliche Beseitigung des kirchlichen Nothstandes seinen Gegnern die schneidigste Waffe aus der Hand geschlagen und dem römischen ein deutsches „non possumus" entgegengesetzt hatte! Mit jedem Tage weiteren Vorrückens der parlamentarischen Session haben die Rechnungen der Centrumspartei sich ungünstiger gestellt und da von dem übrig bleibenden Rest eine Besserung nicht zu erwarten steht, bleibt den Führern der 99 nur der eine Trost, daß sie ihrer Wählerschaft gegenüber Nichts zu verlieren und Nichts zu gewinnen haben. Für die nächsten Landtagswahlen langt der im Laufe der siebziger Jahre angesammelte politische Kredit noch aus, und über das bevorstehende neue Triennium denken die nach „weltgeschichtlichen" Gesichtspunkten urtheilenden katholischen Kirchenpolitiker ebenso wenig hinaus, wie andere, bescheidenere Leute! Die großen geschichtlichen Perspectiven, welche des Reichskanzlers Rede vom 13. März eröffneten, haben gerade wegen ihres Gegensatzes zu der Kurzsichtigkeit der modernen Fractionspolitik in den weitesten Kreisen Eindruck gemacht. In einem Volke, das wie das unsrige am Eingang eines neuen Zeitalters steht, kann man es auf die Dauer an einem Politisiren von der Hand in den Mund und an einer Betrachtungsweise nicht genügen lassen, deren A und Ω der mögliche Einfluß auf die nächsten allgemeinen Wahlen ist.

Ueber den Platz, welchen der am 4. März stattgehabte Amtsantritt des einundzwanzigsten Präsidenten der im hundert und neunten Lebensjahre stehenden Republik jenseits des Oceans in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts einnehmen wird, sind zur Zeit nicht einmal Vermuthungen möglich. Der Erlaß, mit welchem Mr. Cleveland seinen Einzug in das „weiße Haus" begleitete, ist von den bei solchen Gelegenheiten üblichen Kundgebungen, nur in einem Stücke, der Hervorhebung der nothwendig gewordenen Reform des Civildienstes verschieden gewesen. Seit der Aufhebung der Sklaverei konnte die Corruption der Verwaltung für den gefährlichsten Feind der öffentlichen Gesundheit Nordamerikas gelten. Gelingt Mr. Cleveland die Reinigung dieses über das gesammte Staatsgebiet ausgebreiteten Augiasstalles, so wird der neuerwählte Präsident sich einer Herkulesarbeit rühmen, und seinen Namen neben diejenigen der Washington, Jefferson und Lincoln setzen dürfen.

Literarische Rundschau.

Roscher's „Colonien" in neuer Auflage.

Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Von W. Roscher und R. Jannasch. Dritte verbesserte, vermehrte und zum Theil ganz neu bearbeitete Auflage von Roscher's Colonien. Leipzig, C. F. Winter. 1885.

Roscher's Behandlung der Colonialfrage ist bekannt als die gediegenste, die mindestens in deutscher Sprache vorhanden ist; aber seit den 29 Jahren, wo die zweite vermehrte Auflage erschienen war, mußte dieselbe allmälig veralten. Ein gewaltiges Material hatte sich in dieser Zeit angesammelt, das der zusammenfassenden und kritisch sichtenden Bearbeitung harrte. So erklärte es sich, daß die soeben erschienene dritte Auflage nicht nur als vermehrte, sondern als zum Theil ganz neu bearbeitete Auflage sich ankündigt. Der Grundbau des Buches ist geblieben, aber alle seit 1856 zu Tage getretenen Erscheinungen sind zur Betrachtung herangezogen; außerdem fühlte der Verfasser, daß, da wir gerade in Folge der jüngsten Ereignisse ganz anders zur Colonialfrage stehen, ein neuer Abschnitt nöthig sei, welcher die heutige Stellung des deutschen Reiches und Volkes zu den unmittelbar praktischen Aufgaben der Colonisation und Colonialpolitik im Einzelnen behandelte. Dieser Aufgabe hat sich als Mitarbeiter Dr. R. Jannasch unterzogen, der sich bereits durch eine Reihe werthvoller Arbeiten auf dem wirthschaftlichen Gebiete bekannt gemacht hat und als Vorsitzender der Berliner handelsgeographischen Gesellschaft durch die Errichtung des handelsgeographischen Museums und die Leitung der Wochenschrift „Export" sich in den Mittelpunkt der für Deutschland wichtigen colonialen Fragen gestellt hat. Dieser dritte Abschnitt ist eine ganz selbständige Arbeit, die dem Roscher'schen Werke einfach angefügt ist.

Letzteres behandelt wie früher das Thema in zwei Abtheilungen: einer Darlegung der Naturlehre der Colonien und der Schilderung der Hauptsysteme der neueren Colonialpolitik. Die erste führt uns vor: die Hauptarten der Colonien, die Hauptursachen der Colonisation, das Verhältniß der Regierung zu denselben, das materielle Wachsthum der Colonien, den geistigen und wirthschaftlichen Charakter des Colonialllebens und die Colonialrevolutionen. Die zweite Abtheilung bespricht die spanische und englische Colonialpolitik, die politischen Handelsgesellschaften, das freie Colonialsystem und die deutsche Auswanderung.

Auf den reichen Inhalt dieser Ausführungen im Einzelnen einzugehen, müssen wir uns versagen; ist es schon kaum richtig, wenn Roscher in der Vorrede sagt, daß die zweite Auflage bloß für die Gelehrtenwelt bestimmt war, so wird noch mehr das gegenwärtige Werk in seiner weit vollständigeren Gestalt alle Gebildeten anziehen, die nicht bloß Interesse für diese wichtigen Fragen haben, sondern auch das Bedürfniß empfinden, die Aufgaben der Gegenwart im Spiegel der geschichtlichen Erfahrung zu betrachten. Einzelnen Theilen hätten wir eine noch eingehendere Behandlung gewünscht, so unter den Ursachen der Colonisation der Uebervölkerung, die nicht bloß in der Regel, sondern immer eine relative ist, indem sie stets auf dem Mißverhältniß der Volkszahl zu den verfügbaren Unterhaltsmitteln beruht. Wir hätten ferner gerne eine nähere Besprechung der französischen Colonisation gesehen. Es ist zwar richtig, wenn der Verfasser S. 250 bemerkt, daß die Franzosen in den meisten und wich-

tigsten Colonialfragen entweder den Engländern nachgeahmt oder doch mit ihnen parallel gegangen sind; aber doch bietet die französische Colonisation, namentlich in Canada, sehr eigenthümliche Züge, wie dies von Tocqueville und von Leplay in seiner „Réforme sociale en France“ hervorgehoben ist. Die Zeit von 1715—1815 ist mit kurzen Unterbrechungen eigentlich ein hundertjähriger Kampf zwischen England und Frankreich um das Uebergewicht in Asien und Nordamerika; die Franzosen des 18. Jahrhunderts, die noch nicht die gezwungene Erbtheilung des Code Napoléon und das Zweikindersystem, sondern kinderreiche Familien und demzufolge einen Bevölkerungsüberschuß hatten, zeigten sich damals als sehr tüchtige Colonisatoren und lediglich die elende Regierung der letzten Bourbonen ließ Frankreich in diesem Kampfe unterliegen. Bei der Besprechung der englischen Herrschaft über Ostindien scheint uns Roscher die Schattenseiten derselben den Vortheilen gegenüber zu sehr zu betonen. Er sagt S. 291: „Sollte Ostindien einmal verloren gehen, so wäre das gewiß ein Symptom von Englands abnehmender Macht — aber an sich brauchte dieser Verlust die Macht von England noch keineswegs zu schwächen, der Handel zwischen England und Ostindien könnte auch bei politischer Trennung bedeutend sein.“ An sich gewiß; aber die Sache würde doch bei Indien nicht so liegen, wie bei den Vereinigten Staaten. England wird Ostindien nur verlieren durch eine russische Invasion oder durch einen Aufstand der einheimischen Bevölkerung: im letzteren Falle würde Indien voraussichtlich derselben Anarchie sich preisgegeben sehen, die auf der Halbinsel vor der englischen Herrschaft herrschte; im ersteren Falle würde Rußland durch sein Zollsystem den englischen Handel lahm legen. Endlich wäre es gewiß angezeigt gewesen, dem eigenthümlichen neueren Cultivationssystem von v. Bosch in Java eine nähere Besprechung zu widmen. Wir erwähnen diese Punkte nur im Vorübergehen, in dem Wunsche, sie bei einer neuen Auflage berücksichtigt zu sehen, nicht um durch diese Bemerkungen das ungetheilte Lob zu beschränken, welches der reiche, überall auf dem eingehendsten Quellenstudium beruhende Inhalt des Werkes verdiente.

Von besonderem Interesse für die Gegenwart sind die Abschnitte über die deutsche Auswanderung, welche Roscher und Jannasch Jeder selbständig behandeln. Sie führen uns auf die brennende Frage des Tages. Die deutsche Colonialpolitik, welche Jannasch mit vollstem Recht als eine Forderung deutscher Cultur- und Wirthschaftspolitik bezeichnet. Auswanderung und Colonisation sind weder willkürliche und zufällige, noch künstlich geschaffene Thatsachen, sondern die nothwendigen Folgen wirthschaftlicher Entwicklung, in denen sowohl Mißstände im Mutterlande wie Symptome energischer Lebenskraft sich geltend machen. Hindern läßt sich die deutsche Auswanderung nicht, wohl aber in Bahnen leiten, welche sie in Verbindung mit der Heimath hält, während bisher unsere Auswanderer, mit Allem, was sie haben und sind, uns verloren gingen und nur befruchtend andere Culturgebiete vergrößern halfen, auf denen sie unsere Concurrenten wurden. Die deutsche Auswanderung war bisher ohne Organisation, diejenige Englands zum größten Theile eine fortgesetzte Colonisation. Wie wir dem Ziele, ein Gleiches zu erreichen, nachstreben sollen, das zeigt Jannasch in sehr lehrreicher Weise; unsere gewerbliche Ueberproduction wie der Ueberschuß geistig höher gebildeter Kräfte zwingt uns zur Erschließung neuer Absatzgebiete und deshalb ist der Eintritt des Deutschen Reiches in eine ausgreifende Colonialpolitik und eine energische Betheiligung an den Aufgaben einer extensiven Wirthschaftspolitik dringend nothwendig. Der Verfasser erörtert der Reihe nach die einzelnen hier in Betracht kommenden Fragen der Ackerbau- und der Handelscolonien, der Cultivation, der Concentration der überseeischen Rohstoffe auf den Märkten des Mutterlandes und der Förderung der Ausfuhr nach überseeischen Ländern durch directe Dampferverbindungen, selbständige Banken und Organisation des Consulatswesens. Ueberall wird man den Sachkundigen erkennen, der mit Besonnenheit und Unparteilichkeit jede Frage darlegt. Wer sich über diese große Angelegenheit unserer Gegenwart und Zukunft wirklich eingehend orientiren will, wird an vorliegendem Buche den zuverlässigsten Führer finden. G.

Helmholtz' Vorträge und Reden.

Vorträge und Reden von Hermann von Helmholtz. 2 Bände. Braunschweig. Friedrich Vieweg und Sohn. 1884.

Die populären wissenschaftlichen Vorträge des als Mathematiker, Physiker und Physiologe gleich berühmten Forschers haben bei ihrer dritten Auflage nicht mit Unrecht einen anderen Titel erhalten. Ihr Verfasser hat selbst eingesehen, daß mindestens einige von ihnen die Bezeichnung populär nur sehr uneigentlich tragen, wenngleich er auch mit Recht für sie in Anspruch nimmt, daß sie Versuche seien, speciell naturwissenschaftliche oder mathematische Forschungsergebnisse einem Kreise von Zuhörern mitzutheilen, deren Studien nicht gerade in dieser besonderen Richtung gelegen haben. Sie unterscheiden sich also wesentlich von den eigentlich wissenschaftlichen Abhandlungen, die bei dem Leser volle Kenntniß der Resultate und Methoden in den einzelnen Disciplinen voraussetzen.

Aber nicht nur durch eine Verwandlung des Titels sondert sich diese dritte Auflage von den vorhergehenden. Sie weist auch gegen letztere eine sehr erhebliche Vermehrung auf. Nicht weniger als sieben neue Vorträge sind ihr einverleibt, die freilich sämmtlich schon früher — der eine: Wirbelstürme und Gewitter, in der „Rundschau" 1875 — publicirt waren. Außerdem befindet sich am Ende des zweiten Bandes ein eigener Abschnitt, welcher die Ueberschrift „Kritisches" trägt und der zwei Vorreden zu deutschen Uebersetzungen von Thomson und Tait's „A Treatise on Natural Philosophy" und Tyndall's „Fragments of Science" enthält. In diesen Vorreden und einem dem Tyndall'schen Buche noch beigegebenen Anhang: „Zöllner contra Tyndall" werden die maßlosen und ungerechtfertigten Angriffe Zöllner's gegen die englischen Autoren mit unerbittlicher Schärfe zergliedert und mit ganzer Wucht zurückgewiesen. Es ist bemerkenswerth, daß die Polemik gegen Zöllner geschrieben wurde, ehe noch von dessen spiritistischen Neigungen etwas bekannt war. Sie steht also als ein Zeugniß da für das Urtheil, das man in Fachkreisen schon längst über den Mann sich gebildet hatte, der später von seinen Anhängern als ein wissenschaftlicher Heiliger ausgespielt wurde, dessen „unantastbare Autorität" geeignet schien, den Laien zu imponiren.

Es entbehrt nicht des Vergnügens zu sehen, wie derselbe Zöllner, der überzeugt war, „daß es der Mehrzahl unter den heutigen Vertretern der exacten Wissenschaften an einer klar bewußten Kenntniß der ersten Principien der Erkenntnißtheorie gebreche", Schritt für Schritt der gröbsten Denkfehler und der Vernachlässigung der einfachsten logischen Sätze erbarmungslos überführt wird. Die Urzeugung hatte Zöllner, der als Gegner der inductiven Methode sich lieber den schrankenlosesten Speculationen hingibt, anstatt sich mit der Erforschung der Thatsachen abzumühen, als eine einfache Denknothwendigkeit hinzustellen versucht; denn die sei die Bedingung für die Begreiflichkeit der Natur nach dem Causalitätsgesetze. Herr von Helmholtz zeigt ihm, daß er den zweiten Theil der Alternative, der ihm unbequem war, einfach nicht berücksichtigt. Denn organisches Leben braucht niemals angefangen zu haben, sondern kann von Ewigkeit her bestehen. Und für diesen Fall trifft natürlich Zöllner's Ausführung, was immer sonst sich gegen dieselbe noch sagen ließe, von vorneherein nicht zu. Aber dieses eine Beispiel steht hier nur für viele, in denen allen gezeigt wird, wie haltlos die Einwendungen des Leipziger Astrophysikers gegen die Sätze der englischen Forscher sind. Indessen den schwersten Schlag erhält Zöllner durch die zermalmende Kritik, welche gegen seine Kometentheorie geführt wird. Diese Theorie hat immer als das Paradigma seiner wissenschaftlichen Leistungen gegolten und die Grundlage für seinen Ruhm abgegeben. Allein sie strotzt, wie uns dargelegt wird, von logischen, physikalischen und mathematischen Fehlern der verschiedensten Art, und wenn man diese unter der sicheren Führerschaft von Helmholtz's eingesehen hat, so kann man

dessen Urtheil begreifen, daß, was in der Kometentheorie richtig und zulässig erscheint, von Bessel herrühre oder sich doch eng an dessen Annahmen anschließe, was aber Zöllner außerdem zur Bessel'schen Theorie hinzugethan habe, zweifellos falsch sei.

Wir hoben den Abschnitt „Kritisches" besonders heraus, weil er gerade einige Punkte enthält, welche einem weiteren Leserkreis durch die Personalien, die er mit objectiver Klarheit und strenger Wahrheitsliebe behandelt, ein specielles Interesse bietet. Es braucht bei einem Autor, wie Herrn von Helmholtz nicht erst gesagt zu werden, daß auch die anderen neuen Vorträge Perlen sind. Einer von ihnen, „die Thatsachen in der Wahrnehmung", der als Rectoratsrede gehalten wurde, hat nicht verfehlt beim philosophischen wie beim naturwissenschaftlichen Publikum eine lebhafte Bewegung hervorzurufen. Es ist eine wahre Erquickung, den großen Naturforscher in schönster und edelster Diction tiefsinnige Probleme mit meisterhafter Klarheit und Schärfe erörtern zu hören. Möchten sich recht viele diesen einzigen Genuß verschaffen!

W. F.

Plaudereien und mehr.

Plaudereien und mehr. Aus der Studienmappe von Dr. Düboc, Verfasser von „Psychologie der Liebe", „Gegen den Strom" u. s. w. Hamburg, H. Grüning. 1885.

In anmuthigerer Weise könnte man sich mit einem bedeutenden Schriftsteller nicht bekannt machen, als aus der vorliegenden Sammlung seiner kleineren Aufsätze. Während sie den ganzen Ernst seiner idealen Moral, die ganze Feinheit seiner intellectuellen Auffassung athmen, ersparen sie dem Leser schon durch ihre Kürze das Abspinnen eines langen Gedankenfadens, wie er die größeren Werke dieses stetig folgernden Autors zu durchziehen pflegt. Anstatt dessen finden wir leicht verständliche Meinungen, deren Klarheit wenig Erläuterung bedarf, und knappe Begründungen, deren Schärfe ersetzt, was ihnen an Umfang abgeht. Alles im Geleit einer außerordentlichen Frische und Wärme, welche, vom Gedanken auf die Darstellung übergehend, die Lectüre dieser kleinen Essays ebenso anregend und unterhaltend macht, wie sie belehrend und orientirend ist.

Die vierzehn Nummern des Buches enthalten meist Skizzen der Gegenwart in erzählender oder erörternder Form. „Ein Vorkämpfer" schildert die heroische Thätigkeit des Generalconsul Sturz, welcher Amt und Vermögen opferte, um unsere armen Landsleute vor der Auswanderung nach Brasilien zu bewahren, wo sie für die scheinbare Ueberlassung von Land thatsächlich zu Sklaven der Pflanzer gemacht wurden. Ursprünglich unverstanden und unbeachtet, hatte Sturz schließlich den Erfolg, die deutsche Regierung auf seiner Seite zu sehen und vom Fürsten Bismarck die Auszeichnung einer Ehrenpension zugebilligt zu erhalten. Düboc's Skizze wird dem Charakter des edlen Mannes gerecht, der sich als eine Art berufsmäßigen Menschenfreundes in Berlin constituirt hatte, und in mehr als einer Beziehung ein unvergeßliches Original gewesen ist. Daß Sturz die afrikanische Colonialfrage zuerst in Deutschland angeregt und mit der Kenntniß und dem gesunden Sinn, die ihn in solchen Sachen auszeichneten, eingehend behandelt hat, wird nach Verdienst hervorgehoben. „Richard Wagner und der Zeitgeist" ist der Gegenstand eines anderen, sehr verschiedenartigen, aber gleich bemerkenswerthen Aufsatzes. In ihm untersucht der Verfasser die Ursachen der Wagner'schen Popularität. Wie kam es, daß ein Mann, der bei aller Begabung dennoch so Vieles bot, das Vielen grob unsittlich, Anderen unschön, Anderen unverständlich erschien, einen so großen Ruf genießen konnte? Düboc will nicht bestreiten, daß die recitirende Manier Wagner's in der heutigen Zeit, welche möglichst viel Gedanken in die Empfindungen hineinzutragen suche, wesentlich zu seiner

Popularität beigetragen habe. Eine so unbefriedigte Zeit sehe naturgemäß von der geschlossenen Melodie ab. Den wirklichen Grund sieht er indeß in der empfindsamen Natur des Tondichters, welcher sämmtliche nationale Erregungen der Gegenwart in Musik gesetzt habe. Demokratie, Teutonismus, Antisemitismus und die Sehnsucht des religiösen Quietismus hätten wechselnd seine Gedanken bewegt und seine Feder geführt. Man wird diesen Ausführungen, welche, wie gewöhnlich bei unserem Verf., scharfe Grundlinien mit dem feinsten Detail verbinden, leicht Recht geben können, ohne einige recht wirksame Nebenumstände gering zu achten. Wagner hatte die Eigenthümlichkeit, sich gleichzeitig an einen Theil der höchst gebildeten Musiker und der am wenigsten gebildeten Dilettanten zu wenden. Die ersteren gewann er durch die überlegteste, kunstvollste Modulation und Instrumentation; die letzteren durch ein großartiges Gewoge halb verständlicher Harmonien und Disharmonien. Wurden die ersteren durch das Technische naturgemäß in einer Periode angezogen, die alle Technik bis auf den höchsten Grad zu entwickeln bestrebt ist, so fanden sich die letzteren dadurch befriedigt, daß sie dem vielerlei Unverständlichen etwa ebenso dunkelgenießend gegenüberstanden, wie die größten Musikkenner selbst. Man erinnere sich, daß Goethe'n, der an einfacheren Stil gewöhnt war, Beethoven unverständlich schien, und versetze sich einmal ehrlich in die Empfindungen, mit denen neun Zehntel unserer „höheren Töchter" die in diesen Tagen allgemeine Verpflichtung, das Sonatenspielen, erfüllen. Kann man sich wundern, daß Wagner, der sichtlich Zerrissene, der greifbar Hin- und Herwehende und Wallende, der so oft nur Unklares gibt und geben will, ihnen und ihres Gleichen eine wahre Erlösung wurde von Beethoven, dessen Gedankenfülle man verstehen, aber nur durch Begabung und Studium verstehen lernen kann? Uebrigens soll Niemand unterschätzen, was das Patronat des Königs von Bayern, die Bildung sensationeller Comités und ihr Ausstattungsstückcharakter für die Wagner'schen Opern gethan haben. Düboc, zu dem wir zurückkehren, schließt passend mit einem Hinweis auf Jean Paul: „Wer ganz und ausschließlich nur seiner Zeit angehörte, dem wird meistens mit einer zwar inbrünstigen, aber kurz dauernden Liebe vergolten." Zu den ausgezeichnetesten Abhandlungen in dem Buche gehören ferner die über die „Heilsarmee" und „geistige Strömungen in England". Der Erfolg der Heilsarmee wird in einer völkerpsychologischen Analyse von höchstem Interesse erörtert. „General" Booth verdankt seinen Sieg einer in der That ungewöhnlich gewandten Strategie. Das Aufregungsbedürfniß der englischen Natur erkennend, beschloß er von den zwei gewöhnlicheren Befriedigungsmitteln desselben das niedere, die Trunkenheit zu bekämpfen, während er das höhere, die religiöse Extase, gleichzeitig auf das Aeußerste cultivirte. Sowohl durch das, was er nahm, als das, was er gab, wurde er Vielen ein Wohlthäter und Prophet; er nahm, was Sparsamkeit und Fleiß verhinderte, und zog aus der Verhinderung selbst einen Enthusiasmus, der Alles überstieg, was der ausgeschlossene Feind hätte gewähren können. Er ersetzte den sinnlichen Rausch durch einen geistigen, der, unzweifelhaft edler in sich, ebenso süß werden konnte und einen direct edlen Zweck im Gefolge hatte. Der groteske Tanz und die gellende Musik im Heiligthum waren wohlberechnete Stützen der Gesinnung, welche die Häuser rein, ehrbar und ökonomisch machte. Man lese Düboc's Ausführungen und man wird einen tieferen Einblick in das englische Volksgemüth erhalten, als aus manchem dicken Buch. Ihnen zur Seite steht die Schilderung der anti-orthodoxen Strömung, welche die gebildeten Classen Englands neuerdings zu durchziehen beginnt. Sehr nüchtern, sehr widerlich materialistisch, hat sie doch das Gute, daß sie der Verfehmung der Kritik ein Ende gemacht hat. Man gilt nicht mehr für einen schlechten Kerl, bloß weil man die 39 Artikel für verbesserungsfähig hält. Damit ist das Eis gebrochen, das so lange jede freiere Regung in England gehemmt; damit ist die Möglichkeit der religiösen Debatte in anständiger Gesellschaft gegeben, und die blinde Bigotterie zurückgedrängt. Englische Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue sind somit in eine Bahn gelenkt, in welcher sie sich wahrscheinlich einmal geltend machen werden. „Neben vielen anderen geräuschvolleren Vorgängen der Zeit hat diese englische Neu-

Renaissance allen Anspruch darauf, als ein Culturmoment von erheblichster Tragweite betrachtet und beachtet zu werden."

Als eine Probe von Düboc's literarischer Kritik erwähnen wir „Moderne Idyllen" und „Heyse's neuere Lyrik". Die erstere beginnt mit einer Begriffsbestimmung der Idylle, die, aus der Schilderung menschlicher Zustände hervorwachsend, auch den an heikle Definitionen wenig gewöhnten Leser leicht und sicher von dem Boden der Erscheinungen zu der Höhe der ästhetischen Kategorien leitet. Von der gewonnenen Kategorie wird sodann auf eine Anzahl neuer Idyllen Anwendung gemacht. Den köstlichen Dorf-Idyllen Waldmüller's, deren tiefe Stille und stille Tiefe nach Verdienst gerühmt werden, treten die vielgenannten »Poèmes modernes« François Coppées gegenüber, die mit all ihrer virtuosen Kleinmalerei des dürftigsten Lebens nur als eine „Bonbonfabrikation aus Thränen" zu bezeichnen sind. Die Idylle kann allerdings das Dürftigste malen, so lange es inneren Werth und eine gesunde Friedlichkeit besitzt; aber sie hat das Verkümmerte zu scheuen und das Triviale. In der Zergliederung von Tennyson's „Enoch Arden" lernen wir die Verbindung des tragischen Conflicts mit der Idylle, die dem Gedicht seine Bedeutung gibt, würdigen und schätzen. „Jean Paul's letzte Geliebte" erzählt die unselige Herzensgeschichte der Maria Lux, eine der rührendsten und zugleich traurigsten Irrungen in dem Gebiete der erhabensten Leidenschaft. „Der adoptirte Großpapa" ist die außerordentlich humoristische Skizze eines wirklichen Ereignisses auf ernstem socialen Hintergrunde, und mit einem Abschluß von wohlthuender Einsicht und Wärme. Aber wir brechen ab, weil das Gute im Aufzählen leidet. Diese „Plaudereien" sind ein vortrefflicher Gesellschafter, und, wie der Verfasser richtig bemerkt, sie sind „mehr".

oβ. **Friedrich Hebbel's Tagebücher.** Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbel's nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. Erster Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Unter den Dramatikern des neunzehnten Jahrhunderts, die auf selbständigen Wegen, von den Classikern angebahnt, das Ideal des deutschen Trauerspiels zu verwirklichen gestrebt haben, wird neben Kleist und Otto Ludwig immer Friedrich Hebbel einen hervorragenden Platz behaupten. Man wird den Dichter gelten lassen, wie immer man sich zu der problematischen Erscheinung des Menschen stellen mag. Diesem Menschen, in seinem inneren Sein und Werden, forschend nahe zu kommen, hat selbst seinem hingebenden Freund und Biographen, Emil Kuh, nicht ganz gelingen wollen; zu dessen Lebensbeschreibung liefert die vorliegende Publication die werthvollsten Ergänzungen, die uns in die ganze, reich bewegte geistige und seelische Existenz Hebbel's intim hineinschauen lassen und für die Culturgeschichte seiner Zeit, wie für die Philosophie der Kunst wichtige Beiträge liefern. Der erste Band, der mit Aufzeichnungen aus dem zweiundzwanzigsten Jahre des Dichters anhebt und, charakteristisch genug für den selbstgewissen Mann, „Reflexionen über Welt, Leben und Bücher hauptsächlich aber über mich selbst" verspricht, führt durch etwa acht Jahre fort; Hamburg, Heidelberg, München, Kopenhagen ist ihr Local. Nach Erscheinen des zweiten Bandes werden wir auf die interessante Veröffentlichung, der wir einstweilen nur mit diesem flüchtigen Hinweis gedenken, in einem eingehenden Essay zurückkommen.

sv. **Todte und Lebende.** Erinnerungen von Carlos von Gagern. I. II. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung. (G. Joël.) 1884.

Erinnerungen eines Abenteurers, der nach einander preußischer Officier, Prediger der freien Gemeinde in Zeitz, Journalist in Nord-Amerika und endlich Oberst in Mexiko gewesen ist. In einer breiten und etwas selbstgefälligen Schreibweise, die durch geschmackloses Prunken mit irreligiösen Ansichten und vaterlandsloser Gesinnung noch unangenehmer wird, erzählt der Verfasser von seinen Beziehungen zu Ludwig Jahn und Espartero, Henriette Sontag, Benito Juarez und vielen anderen, namentlich mexikanischen Persönlichkeiten, denen er in seinem bewegten Leben näher getreten ist. Die Schilderung der Verhältnisse in Mexiko, welche den breitesten Raum einnimmt, die Mittheilungen über Erzherzog Maximilian und Bazaine, besonders aber die Geschichte seiner Kriegsgefangenschaft in Frankreich, und manches Andere ist nicht ohne Interesse. Ueberhaupt würde das Buch, zusammengedrängt auf ein Drittel des Umfangs, und gereinigt von den recht trivialen Erörterungen über Religion und Politik, einen anspruchslosen Leser einige Stunden angenehm unterhalten; wie es jetzt vorliegt, kann es nicht anders als zugleich ermüdend und abstoßend wirken.

q. **Briefe an Hans v. Bülow von Ferdinand Lassalle.** (1862—1864.) Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Die Namen an der Spitze dieser Briefe sind geeignet, große Erwartungen zu erregen, welche jedoch durch den Inhalt nicht gerechtfertigt werden. Mit Ausnahme des letzten Briefes, auf welchen die Schlußkatastrophe von Lassalle's Leben bereits ihren Schatten wirft, enthalten die übrigen die gleichgültigsten Dinge von der Welt: Austausch von Höflichkeiten, Einladungen zu Tisch, Anfragen, Danksagungen, — Alles rasch hingeworfen, in Wahrheit nicht Briefe, sondern Billets. Immerhin zeigt sich auch in ihnen das leidenschaftlich Heftige, Kurze, Bestimmte, fast Imperatorische von Lassalle's Stil und Charakter. Aber selbst dieses rein persönliche Interesse wird verringert durch die außerordentlich schlechte Redaction der Briefe. Die im Vorwort (S. 3) dem Fürsten Pückler-Muskau zugeschriebene Aeußerung über Lassalle ist von Heinrich Heine (Brief an Varnhagen, vom 3. Januar 1846, s. Heine's sämmtl. Werke, Band XXI. S. 54). Ferner wird im Vorwort gesagt, diese Briefe Lassalle's seien leider nicht datirt und deshalb schwer in eine Reihenfolge zu bringen. Ein einziger Brief trage das Datum: Ostende, 8. August 1862, alle übrigen seien nur durch Tage bezeichnet. Das ist nicht richtig: der Brief S. 23—25 ist unterzeichnet: „Mai 1863." Nur ein vollkommner Mangel an Logik konnte die Briefe so durcheinander werfen, wie hier, ohne Sinn und Verstand, geschehen: die Briefe S. 34—38, in welchen durch Bülow's Vermittlung um ein Bechstein'sches Instrument gebeten wird, gehören offenbar vor den Brief S. 30, in welchem Lassalle sich beklagt, daß Bechstein den Flügel schon wieder habe abholen lassen. Aber die Nachlässigkeit geht noch weiter: von den beiden einzig datirten Briefen steht der vom August 1862 auf S. 53 ff und der vom Mai 1863 steht etwa dreißig Seiten vorher. In einem undatirten Briefe (S. 47) zeigt Lassalle an, daß er mit Bucher wieder „parfaitement en règle" sei und dankt Bülow für seine Vermittelung, die er — in dieser Sammlung — erst 10 Seiten später (S. 57) anruft! Was einst Macaulay von Croker's Boswell gesagt, könnte — und mit größerem Recht — von diesen Briefen gesagt werden: „ill compiled, ill arranged", und soweit das Vorwort in Betracht kommt, auch „ill written". Nur das „ill printed" würde nicht passen, denn der Druck des Bändchens ist splendid.

aq. **Joh. Caspar Schweizer.** Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Das vorliegende Buch darf dem Interessantesten beigezählt werden, was die biographische Memoiren-Literatur des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts besitzt, insofern es mit unbedingter Objectivität, seltener psychologischer Einsicht und Gerechtigkeit das Bild eines Menschen zeichnet, der ohne eine leitende Rolle in der Vorgeschichte und Geschichte der französischen Revolution zu spielen, doch auf's engste in dieselbe verflochten ist, in intimen persönlichen und politischen Beziehungen zu einem Fabre d'Eglantine, Dumouriez, Lafayette, Barnave, Bergasse, Mirabeau stand, durch dessen unpraktische Hände die gewagtesten Geldgeschäfte der revolutionären Regierung gingen, der aber auch gelegentlich einmal die zum zweiten Fluchtver-

such gefüllte königliche Kasse verbarg, ein um seiner blinden Menschlichkeits- und Beglückungsschwärmerei willen Ausgesogener, Betrogener, Herumgestoßener und aus allen Fugen Geworfener, an dessen Charakter bei alledem kein Flecken haftet. Neben ihm eine schöne, originelle und ebenso edel denkende Frau, die seinen Sturz überlebt. Mit dem Verf. dieser interessanten Biographie, mit David Heß, macht uns die treffliche Einleitung Baechtold's, die wieder ein selbständiges historisches Interesse beansprucht, hinreichend bekannt. Auch hiefür lagen eigene autobiographische Aufzeichnungen vor, welche besonders über die zweite Schlacht bei Zürich am 25. und 26. September 1799 interessante Details bringen. Zu dem über Schweizer vom Herausgeber beigezogenen Material notiren wir noch: H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart, Cotta, 1877, wo sich (S. 225—228) einige, von David Heß wie von Baechtold nicht erwähnte, Details über Schweizer finden. Die Rettung der gefangenen Schweizergardisten wurde irrthümlich, wie sich aus dem vorliegenden Buch ergibt, auch dem Dichter J. Gaudenz v. Salis-Seewis zugeschrieben, der sich damals, mit Schweizer befreundet, ebenfalls in Paris befand.

γ. **Fritz Reuter-Reliquien.** Von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Jedem Freunde Fritz Reuter's — und welcher Deutsche wäre das nicht? — jedem Besitzer seiner Werke — und welcher Deutsche sollte das nicht sein? — wird dieses Bändchen große Freude machen. Es enthält, nach einigen warm empfundenen und warm geschriebenen Einleitungsseiten des Herausgebers, an erster Stelle „die Papiere des Studenten Fritz Reuter", welche bei einer Actencassirung des Berliner Criminalgerichts zu Tage gekommen, von diesem der Wittwe zugestellt worden sind und, hier zum ersten Mal veröffentlicht, einen unschätzbaren Beitrag zur Jugendgeschichte des Dichters bilden. Hierauf folgen überaus anziehende „Mittheilungen aus Reuter's Leben", die sehr viel Neues enthalten; dann „Briefe Fritz Reuter's" an Jacob Grimm, Julian Schmidt (der sich ein großes Verdienst um die Popularität Reuter's erworben), an Ludwig Pietsch u. m. A. Ferner erhalten wir eine ganze Reihe hübscher ungedruckter „Gelegenheitsgedichte", einen Abschnitt „über die Urgestalt von Ut mine Stromtid", welche bekanntlich zuerst hochdeutsch beabsichtigt und zum Theil auch geschrieben war; und den Schluß macht das erste Capitel dieser hochdeutschen Abfassung: „Eine Luftballonfahrt durch Mecklenburg", ein sehr merkwürdiges Stück, nicht nur wenn man es mit der gegenwärtigen Gestalt von Reuter's berühmtestem Werk vergleicht, sondern an sich von selbständigem Werthe. Man sieht, wie reichhaltig die „Reuter-Reliquien" sind, auf welche wir, in einem andern Zusammenhang, zurückkommen werden.

γ. **Herder's Ausgewählte Werke.** Herausgegeben von Bernhard Suphan. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1884.

Es verdient Dank und Anerkennung, daß die Verlagshandlung sich entschlossen hat, aus der großen, monumentalen Herder-Ausgabe von Suphan eine Auswahl zu veranstalten, welche die vorzüglichsten Stücke derselben nach den Ergebnissen der neueren Forschung und Textkritik auch weiteren Kreisen, über die eigentliche Herder-Gemeinde hinaus, zugänglich macht. Dieser erste Band, herausgegeben von Carl Redlich, enthält Herder's ausgewählte Dichtungen — den Cid, Admetus' Haus, Ariadne-Libera, die Paramythien, Blätter der Vorzeit und Legenden. — Der Cid ist gleichzeitig in einem Einzeldruck erschienen. Druck und Papier sind vorzüglich; ein so schön ausgestatteter Herder, wie er hier in Aussicht steht, ist dem deutschen Publicum für so billigen Preis bisher nicht geboten worden.

εγ. **Allgemeine Musiklehre.** Auf Anregung und unter Mitwirkung von Ludwig Erk bearbeitet und herausgegeben von Otto Tiersch. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Unter „allgemeiner Musiklehre" könnte man eine wissenschaftliche Darstellung der Grundprincipien der Tonkunst in technischer wie ästhetischer Hinsicht verstehen. Gewöhnlich faßt man den Begriff jedoch nicht so, sondern denkt sich dabei eine populäre übersichtliche Zusammenstellung, die auf dem Gebiete der Musikwissenschaft orientirt und das Wissenswertheste, soweit es ohne tieferes Eingehen verständlich ist, mittheilt. Eine solche allgemeine Musiklehre liegt hier vor. Der Stoff des trefflichen Buchs, dessen Ausarbeitung auch J. Stern und E. Rhode in einzelnen Theilen gefördert haben, ist übersichtlich geordnet, die Darstellung einfach und bündig, ohne alle schönrednerischen Phrasen. Ein angehängtes Verzeichnis der musikalischen Zeichen, sowie ein Wort- und Sachregister dienen zu leichter Orientierung über die einzelnen Fragen, wodurch das Buch gleichzeitig die Stelle eines musikalischen Lexikons vertreten kann. Es sei Musiktreibenden, die sich auch theoretisch bilden möchten, ohne ein eigentliches Studium daraus zu machen, empfohlen. Uebrigens finden Weiterstrebende in dem Buche noch nützliche Hinweise auf die vorhandene wissenschaftliche Literatur in den einzelnen Fächern.

βα. **Deutscher Kinder-Kalender auf das Jahr 1885.** Eine Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters. Berlin, A. B. Auerbach.

Das Unternehmen, das gegenwärtig in den dritten Jahrgang tritt, hat sich durch die Mannigfaltigkeit der um billigen Preis dargebotenen Gaben in die Gunst zahlreicher kleiner Leser gesetzt. Bekannte Autoren haben auch diesmal mitgewirkt, in knappen aber inhaltsreichen Beiträgen; einen der hübschesten hat Marie von Olfers geliefert in der kleinen Verserzählung von „Prinz Pi und Prinzeß Pu", deren leicht fließende Reime durch zierliche Illustrationen in der liebenswürdigen Art der Verfasserin geschmückt werden. Minder originell, in Versen nach der Weise von Wilhelm Busch, berichtet W. Hinzpeter von dem Müller Hans und seinem Esel Traps, Max Ruhlenberg gibt mit geschickter Benutzung des Berliner Localwitzes die Riesen-Abenteuer des langen Lehmann zum Besten, der über das Brandenburger Thor voltigirt, sich aus der „Kommode" am kaiserlichen Palais ein Paar Manschetten nimmt, und auf „Magistrats Clavier" am Belle-

alliance-Platz die Tasten rührt; Ernst v. Wolzogen und Ferdinand Avenarius erzählen frische Märchen, der eine von dem dummen Hans Klotzkopf, der durch Fleiß sich sein Glück erobert, der andere von der ehrgeizigen Pappel, deren sehnsüchtiger Schönheitsdrang erst im Sterben Erfüllung findet. Mancherlei Beigaben, Kalendarium, Stundenplan helfen dem Buche auch zu praktischem Werth.

μ. **Abriß der Geschichte China's** seit seiner Entstehung. Nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet von Siegmund Ritter von Fries. Wien, W. Frick. 1884.

Die chinesische Mauer in wörtlichem und bildlichem Sinne zerfällt mehr und mehr. China's Exclusivität und daraus entspringende geheimnißvolle Existenz hörte auf, nachdem es einmal in commerzielle und diplomatische Berührung mit Europa gekommen war. Der intimere Verkehr mit dem himmlischen Reiche ist allerneuesten Datums, somit beschränkt sich die Literatur, welche wir über dasselbe besitzen, auf Weniges und dieses Wenige enthält vornehmlich Reisebeschreibungen. Von Denjenigen, welche sich für China interessiren, wird somit das Erscheinen eines Abrisses seiner Geschichte, wie er hier vorliegt, gewiß freudig begrüßt werden. Der kundige Verfasser, welcher viele Jahre in China als Beamter der kaiserl. chinesischen Seezollverwaltung gelebt hat, führt dessen Geschichte bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts; in thunlichst gedrängter, doch vollkommen übersichtlicher Weise erzählt er an der Hand seiner Hauptquelle, eines „Gang Dhsien" genannten Geschichtswerkes, die Ereignisse der prähistorischen und historischen Zeit. Da damals wie heute noch China's staatliche Einrichtung und Entwicklung eng mit den Geschicken seiner jedesmaligen Herrscher zusammenhängt, so dreht sich die Geschichte des Landes eigentlich nur um diejenige seiner Kaiser. Der Verfasser hat dementsprechend die Eintheilung seines Werkes streng nach den Dynastien geregelt. Für den Kenner der chinesischen Sprache sind die Namen der Kaiser und Fürsten sowie hervorragender Staatsdiener in chinesischen Charakteren beigefügt. Dem Abriß sind neun Karten beigegeben, welche China's Umfang zu verschiedenen Perioden zeigen und die Nützlichkeit dieser fleißigen Arbeit wesentlich erhöhen.

μ. **Le Tonkin ou la France** dans l'Extrême Orient par C. B. Norman. Paris, Hinrichsen et Cie. 1884.

Ein aus dem Englischen übersetztes Werkchen, dessen Verfasser ein ehemaliger Generalstabsofficier der englisch-indischen Armee ist. In der Vorrede sagen die Verleger, daß sie die Uebersetzung des Buches bewerkstelligt haben einestheils, um den Engländern zu beweisen, daß man sich in Frankreich denn doch um Ansichten bekümmert, welche im Auslande über französische Colonialpolitik geäußert werden; anderntheils, um der französischen Presse den Impuls zur Erwiderung und Entkräftung einer Polemik zu geben, die sich gegen Frankreich im Allgemeinen und dessen Verhalten in der Tonkin-Affaire im Besondern richtet. Das Buch enthält schätzenswerthe Aufschlüsse über die gegenseitigen politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse Tonkin's, Anam's und China's einerseits und Frankreich's anderseits; außerdem liefert es statistisches Material über Frankreich's und China's Streitkräfte. Da nach dem stattgehabten Wechsel im französischen Kriegsministerium unzweifelhaft eine energischere Action Seitens Frankreich's gegen China bevorsteht, so wird man behufs Orientirung das Buch immerhin mit Nutzen lesen, namentlich wird dem minder Eingeweihten die chronologische Wiedergabe des Notenwechsels zwischen den französischen diplomatischen Agenten in Tonkin, dem Ministerium und den chinesischen Diplomaten ein Bild davon geben, wie sich nach und nach die Angelegenheit zu ihrem gegenwärtigen akuten Charakter zugespitzt hat.

ρ. **Perles de la poésie française contemporaine.** 3me édition, revue et augmentée considerablement. Sneek, H. Pijttersen, éditeur. 1884.

Bereits bei ihrem zweiten Erscheinen haben wir dieser Sammlung, von welcher hier die dritte Auflage vorliegt, anerkennende Worte gewidmet. Sie führt uns die modernen französischen Poeten vom Anfange des Jahrhunderts bis auf den gegenwärtigen Moment in drei Gruppen vor, von welchen die beiden ersten, „la première" und „la deuxième génération", ziemlich unverändert den Bestand der früheren Auflage zeigen, außer etwa, daß in der „zweiten Generation" noch Alphonse Daudet hinzugekommen. Stark vermehrt dagegen ist die Zahl der Dichter der „troisième génération", d. h. der unmittelbaren Gegenwart; wir finden darin neu aufgenommen nicht nur J. Richepin und Guy de Maupassant, Albert Delpit und Jean Lorrain, sondern auch Clovis Hugues, der bei uns fast mehr durch den Revolver seiner Frau, als durch seine Gedichte bekannt geworden, obwohl auch diese, nach der hier mitgetheilten Probe, von einer gewissen elementaren Kraft zeugen. Was wir der früheren Auflage zum Vorwurf machten, können wir auch dieser nicht ersparen: daß sie nämlich die Anmerkungen in holländischer Sprache gibt. Warum sind sie nicht französisch, wie die biographischen Notizen, wie das Inhaltsverzeichniß, wie das ganze Buch? Es würde dadurch sicher an Verbreitung gewinnen, auch bei uns, denen eine solche, bis auf die Allerjüngsten unter den französischen Poeten herabgehende Anthologie, fehlt. — Aus demselben Verlage gehn uns noch zwei reizend ausgestattete Bändchen niederländischer Poesie zu: „Idyllen en andere Gedichten" von dem auch in dieser Zeitschrift mehrfach mit Auszeichnung genannten vlamischen Belgier Pol de Mont; und „Van eene Sultane en andere Gedichten" von Fiore della Neve.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. März zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Antinori. — Studii sociali. Di Giuseppe Antinori. Napoli, F. Furchheim. 1885.

Berger. — Ziele des Lebens. Roman von Wilhelm Berger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Brehm. — Das Inka-Reich. Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantinsuyu. Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet von Dr. med. Reinh. Bernh. Brehm. Mit einer Karte ꝛc. ꝛc. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1885.

Centralblatt für Electrotechnik. — Erste deutsche Zeitschrift für angewandte Electricitätslehre. Herausgegeben von Uppenborn jun. 6. Jhrg. Bd. VI. München u. Leipzig, K. Oldenbourg. 1884.

Dahlen. — Aufzeichnungen über die Europäische Gesellschaft. Von Georg Dahlen. Berlin, Paul Lentz. 1885.

Dernburg. — Russische Leute. Von Friedrich Dernburg. Chefredacteur der „National-Zeitung". Berlin, Julius Springer. 1885.

Deutsche National-Literatur. — Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfrg. 194/98. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Diabolus amans. — A dramatic poem. Glasgow, Wilson u. M'Cormick.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. I. Jhrg. Band 15: Ein gefährliches Geheimniß. Von Charles Reade. 1. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. 1885.

Engel. — Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884 von Karl Engel. (Der Bibliotheca Faustiana zweite Auflage.) Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Frenzel. — Geld. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Ganser. — Aus drei Decennien. Gedichte von Anton Ganser. Wien, Carl Konegen. 1885.

Georgi. — Beatrice. Trauerspiel von A. Georgi. Leipzig, Oswald Mutze. 1885.

Ger. — Der Erlöser. Epische Dichtung von Gotthard Ger. Leipzig, Oswald Mutze. 1885.

Goethe's Werke. — Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer, Lfg. 81/90. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Groß. — Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Wort und Bild. Herausgegeben von Heinrich Groß. 3 Bde. Berlin, Fr. Thiel. 1885.

Gubernatis. — Storia Universale della letteratura di Angelo de Gubernatis. Vol. XIII.—XVIII. Milano, Ulrico Hoepli. 1885.

Heinrichs. — Der Jugend Lust und Leid. Epos in vier Gesängen von Dr. phil. E. Heinrichs. Hannover, Schmorl & von Seefeld.

Hirschberg. — Eine Woche in Tunis. Tagebuchblätter von J. Hirschberg. Leipzig, Veit & Comp. 1885.

Hoefer. — Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr. von Dr. Paul Höfer. Mit einer Karte. Zweite Auflage. Bernburg u. Leipzig, J. Bacmeister. 1885.

Holtzendorff. — Franz Lieber. Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners (1800—1872). Auf Grundlage des englischen Textes von Thomas Sergeant Perry und in Verbindung mit Alfred Jachmann herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Jähns. — Zur Heimkehr. 1871. Ein preußisches Festspiel von Max Jähns. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Jensen. — Aus stiller Zeit. Novellen von Wilhelm Jensen. Vierter Band. Berlin, Gebr. Paetel. 1885.

Jordan. — Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. 2 Bde. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1885.

Kapff. — Professor Wilhelm Kapff's Deutsche Dichterhalle, in 2. Aufl. als Deklamirbuch zum Gebrauch für stufenmäßige Vortragsübungen umgearbeitet von Dr. Ferd. Scholl. Reutlingen, Fleischhauer & Sohn. 1885.

Kralik. — Maximilian. Ein Schauspiel von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1885.

Manzoni. — La sua famiglia, I suoi amici. Di Alessandro Manzoni. Appunti e memorie di S. S. Milano, Ulrico Hoepli. 1885.

Maschek. — Ein neuer Maecenas. Humoristische Novelle von Friedrich Maschek. Leipzig, Oswald Mutze. 1885.

Mettenheimer. — Leben und Wirken des weil. Geh. Med.-Raths Dr. F. W. Benecke. Biographische Skizze von Dr med. F. Mettenheimer. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandl. 1885.

Meyer. — Die moderne Berechtigungsjagd auf unseren höheren Schulen. Ernste pädagogisch-militärische Bedenken. Von Dr. K. Wald. Meyer. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 1885.

Mollat. — Rechtsphilosophisches aus Leibnitzens ungedruckten Schriften von Dr. Georg Mollat. Leipzig, J. H. Robolsky. 1885.

Müller. — Reichskanzler Fürst Bismarck. 1815—1885. Von Wilhelm Müller, Jubiläumsausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe. 1885.

Naumann. — Spencer wider Kant. Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip. Von A. Naumann. Hamburg, Gräfius und Möller. 1885.

Neidhardt. — Ueber Freidanks Bescheidenheit. Ein Vortrag von Dr. E. Neidhardt. Berlin, Wiegand & Grieben. 1885.

Perfall. — Vicomte Bossu. Novelle von K. von Perfall. Düsseldorf, Felix Bagel. 1885.

Powell. — Second annual report of the Bureau of Ethnology to the secretary of the Smithsonian Institution 1880—81. By W. Powell. Director. Washington, Government Printinge Office. 1883.

Rosegger. — Bergpredigten. Gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel und zu Schimpf und Spott unseren Feinden den Schwächen, Lastern und Irrthümern der Cultur gewidmet von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1885.

Schmidt-Cabanis. — Auf der Bacillen-Schau! Zeitgeistliche Forschungen durchs satirische Mikroskop von Richard Schmidt-Cabanis. Dresden u. Leipzig, F. W. Steffens. 1885.

Schweiger-Lerchenfeld. — Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. 4./6. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag 1885.

Schweitzer. — Island. Land und Leute. Geschichte, Litteratur und Sprache von Dr. Ph. Schweitzer. Leipzig u. Berlin, Wilh. Friedrich.

Sogenannte Tagesfragen. — Erwiderung auf einen Artikel der Revue des deux mondes „Torpilleurs et Canonnières." Von einem Seeofficier. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz. 1885.

Stern. — Philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus. Ein Beitrag zur Seelenfrage. Von Dr. M. L. Stern. Leipzig, R. Grieben's Verlag. 1885.

Tannert. — Wider die Zünftelei in der Musik. Eine Streitschrift von Dr. Richard Tannert. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1885.

Ueber's Meer. — Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer. Herausgegeben von Richard Lesser und Richard Oberländer. Band XI. u. XII: Rio Grandes do Sul. Von Dr. Hermann von Yhering. Mit Titelbild u. einer Karte. Gera, Weltpost-Verlag. 1885.

„Unsere Zeitung", Illustrirte Monatsschrift fürs junge Volk. 1. Jahrg. Heft 2. Einsiedeln, Gebr. C. u. N. Benziger. 1885.

Wasserschleben. — Anti Nordau. Eine Kritik des Buches „Die konventionellen Lügen der Culturmenschheit" von F. B. von Wasserschleben. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1885.

Westarp. — Ein Winter in den Alpen. (1881—1882). Naturbilder vom Fuße des Wettersteines von Adolf Graf von Westarp. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1885.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XX. Bd. 1 Heft. Berlin, Dietrich Reimer. 1885.

Zimmermann. — Die Wonne des Leids. Beiträge zur Erkenntniss des menschlichen Empfindens in Kunst und Leben. Von Oswald Zimmermann. Zweite umgearb. Aufl. Leipzig, Carl Reissner. 1885.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

„Gloria victis!“

Roman

von

Ossip Schubin.

IX.

Erst diesen Morgen in Tornow angelangt, war Oswald schon, kaum daß das Gabelfrühstück beendet, nach Kanitz hinüber geritten, wo er in seiner gutmüthig despotischen Art die ganze Situation zurecht gelächelt und dann den sorgenschweren jungen Pachter beruhigt hatte.

Auf dem Rückweg hatte sein Pferd ein Hufeisen verloren und der Groom über dies, seiner Nachlässigkeit beizumessende Unglück mancherlei Zorniges von seinem ungestümen jungen Herrn zu hören bekommen. Die Reiter hatten das Tempo einigermaßen einschränken und den Umweg über Rautschin nehmen müssen, um dem edlen und empfindlichen Pferde so bald als möglich Erleichterung zu verschaffen.

Unterdessen waren sie von dem Gewitter überrascht worden. Vielleicht hätte Oswald es nicht so lange in der von schlechtem Tabak- und Biergeruch erfüllten Atmosphäre der Wirthsstube ausgehalten, hätte ihn nicht unwillkürlich das Gespräch der drei Stammgäste interessirt.

Gegen Doctor Swoboda's enthusiastische Anerkennung seiner Verdienste durchaus nicht unempfindlich, hatte er sich gefreut, die Rolle des Kaisers Josef im Volksstück zu spielen, und soeben überlegt, durch welche freundlich ausgeklügelte Ueberraschung er dem alten Herrn für seine warme Anhänglichkeit danken könne, als ihm die abscheuliche Anspielung des Rothkopfs alle anderen Gedanken aus dem Sinn gejagt.

Das Pferd war beschlagen. Er schwang sich in den Sattel und galoppirte aus dem Städtchen hinaus.

Der Regen hatte aufgehört, das Wolkengespinnst sich zertheilt. Vor Feuchtigkeit dampfend, mit im Lichte der Abendsonne flimmernden Contouren lag Rautschin hinter ihm. Große violette Wolkenfetzen mit goldenen Rändern drängten dem Horizont zu. Dort, wo die Sonne im Sinken war, brannte eine

dumpfe rothe Gluth. Das Unwetter hatte dem Frühling den Brautkranz vom Kopf gerissen, in den Sümpfen und in den mit trübem Wasser angefüllten Straßengräben schimmerte es von frisch abgefallenen Blüthen, und die Birn- und Apfelbäume bebten leise in ihren zerrissenen weißen Kleidern und weinten wie junge Menschen, die einen Traum verloren haben. Neben der Chaussee zog sich ein großer Teich mit binsenumstarrtem Ufer, graublau und trüb, wie eine ungeheuere Pfütze, in der ein Stück Himmel ertrunken. Ein paar Raben flatterten schwerfällig darüber hin.

Die goldenen Ränder der Wolken wurden schmaler und schmaler, die Gluth des Sonnenunterganges verzehrte sich langsam, die Farben starben ab, und über die ganze Ebene breitete sich eine ungeheuere Schwermuth.

In Oswald's Adern pochte es zornig. „Niederträchtiger Hund!" murmelte er zwischen den Zähnen ... „und daß ich die Sache einschlafen lassen muß, schon um meiner Mutter willen, ... daß ich ihn nicht halb todt peitschen, aus der Gegend hinaus jagen kann! ... Vor diesen neidischen Lügnern ist kein Mensch sicher; die zerren an Allem, was über ihnen steht, und sei's der liebe Gott! — Bah! Cela ne devrait pas monter jusque à la hauteur de mon dédain. Aber —" er schüttelte sich — „es hat nicht ruhiges Blut, wer will!" ...

Die Dämmerung war vollständig hereingebrochen, als er das Tornower Schloß erreichte.

Es war ein großes, schwerfälliges Gebäude mit mehreren Höfen, — ein Theil mit spitzig gothischen Thorbogen, uralt, unregelmäßig und pittoresk, ein anderer Theil spät Roccoco mit conventionellen Schnörkeln. Vor der Front zog sich, von riesigen Erlen umschattet, ein malerischer Teich — die Rückseite war von dem Park umschlossen. Das eiserne Thor mit seinen barocken Arabesken, über denen zwischen zwei zeitgeschwärzten Sandsteinurnen das Lodrin'sche Wappen schwebte, drehte sich in seinen rostigen Angeln. Oswald trabte bis vor das Schloß, wo er absprang. Zwei Bediente, die ziemlich wenig zu thun zu haben schienen, außer mit bestechender Selbstzufriedenheit und würdigem Anstand ihre blauen Livréen und gestreiften Westen zu tragen, standen in der Durchfahrt und blinzelten vor sich hin in die Dämmerung, wie man einem Verspäteten entgegenblinzelt. Rasch eilte er die flach aufsteigende breite Treppe hinauf.

Durch die ungeheueren kleinscheibigen Fenster fiel das bleiche Abendlicht in den Flur. Da und dort schimmerte der Metallglanz einer alten Waffe von der Wand durch die braunen Abendschatten.

„Ossi, bist Du's?" ruft eine fast männlich tiefe, zugleich aber ungemein wohllautende Stimme sehr erregt aus, und eine hohe Frauengestalt tritt ihm entgegen.

„Ja, Mama," gibt er freundlich zurück.

„Wie spät Du kommst! Wir warten nun schon seit einer Stunde mit dem Diner auf Dich."

„Verzeih' die Störung, Mama," ihre Hand mit zärtlicher Ehrfurcht an seine Lippen ziehend, „'s war wirklich nicht meine Schuld."

„Schuld ... Schuld! ich mache Dir doch keinen Vorwurf, Ossi! Nein, aber

siehst Du, Kind, ich war halb todt vor Angst! ... Du bist immer so pünktlich, und nun vergeht eine Viertelstunde nach der andern, und Du kommst nicht. ... Dazu das Gewitter! ... Die Blitze schlugen nur so da- und dorthin in die Erde, und Dein John Bull ist bodenscheu; Du glaubst es nicht, aber ich kenne das Thier genau. Ach! wenn das noch eine Viertelstunde gedauert hätte! ... Was hat Dich denn eigentlich aufgehalten, mein Kind?“

Oswald lächelte gutmüthig und nachsichtig, wie große, ritterliche Söhne zu den zärtlichen Uebertreibungen ihrer Mütter lächeln. „Gönn' mir nur fünf Minuten, um die Kleider zu wechseln, dann will ich Dir's erzählen,“ sagte er, und ihre Hand noch einmal an seine Lippen ziehend, eilte er an ihr vorüber.

Oswald ist eine von den cholerischen Naturen, die ein heftiger Zornanfall immer moralisch und physisch von Grund aus aufrüttelt, und denen die Entrüstung noch in allen Nerven pocht, wenn sie den Grund derselben bereits vergessen haben. Obzwar er um weniges später in völlig heiterer Stimmung zu seiner Mutter in den Salon tritt, liest sie es ihm doch schnellstens vom Gesicht herunter, daß er sich wieder einmal „anständig“ geärgert haben muß.

„Etwas Unangenehmes?“ fragt sie, ihn neben sich auf ein Sopha niederziehend; „hast Du einen peinlichen Auftritt mit Schmitt gehabt? hat er Dir Vorwürfe gemacht? oder ...“

„Gott bewahre, Mama!“ unterbricht sie Oswald, „Schmitt und Vorwürfe! ... er ist die anhänglichste Seele von der Welt, beschämend anhänglich und treu! ... armer Schmitt! ... Nein ... nein, mein Pferd hat ein Hufeisen verloren, ich hab' mich wahnsinnig geärgert, mußte langsam reiten, den Umweg über Rautschin nehmen“ — er spricht rasch, mit gezwungener Lebhaftigkeit.

„Du verheimlichst mir Etwas, um mich nicht aufzuregen,“ sagt die Gräfin bestimmt. „Wann wirst Du es denn endlich lernen, daß nichts auf der Welt mich mehr quält, als Deine rücksichtsvollen Verschwiegenheiten! Die halben Nächte liege ich wach, wenn ich weiß, daß Du einen Aerger auf dem Herzen hast, den Du nicht mit mir theilen willst. Du sollst keine Geheimnisse haben vor mir.“

„Bis zu einem gewissen Punkt muß jeder anständige Mensch Geheimnisse haben vor einer Frau, die er so verehrt, wie ich Dich,“ sagt Oswald halb muthwillig und halb zärtlich und grübelt zugleich darüber nach, wie er es anfangen könnte, um seine Mutter zu beruhigen, ohne zu lügen und ohne ihr die Wahrheit zu sagen. Plötzlich kommt ihm ein glänzender Gedanke. „Uebrigens handelt es sich diesmal wirklich nur um eine Dummheit. In dem Wirthshause, wo ich das Unwetter abwartete, hörte ich plötzlich Jemanden etwas sehr Spöttisches über die Lodrin'sche Großmuth sagen; der gute Mann behauptete kurzweg, auf den Lodrin'schen Herrschaften wohnten die Arbeiter in Ställen zusammen wie die Schweine, und ... hm ... ein Philosophen-Temperament habe ich nicht gerade ... kurz, ich ärgerte mich. Denn, wenn man sich redlich um seine Leute bemüht wie ich und bekommt dann so Etwas zu hören! ... Am Ende ist doch etwas Wahres daran! Ich muß mich morgen erkundigen ... nein, ich überzeuge mich lieber selbst. Von meinen Beamten erfahre ich doch nichts, die schmeicheln mich nur blind. Im vorigen Jahre war der Hungertyphus in Morowitz, die Leute starben

wie die Fliegen, — und ich wußte nichts davon. Als ich endlich von der Noth erfuhr und hinreiste, war die Pest beinahe vorüber. Apropos, Mama, sag' mir's ... Dir müßt' ich's ja verzeihen ... haben meine Beamten mir die Sache damals auf Deine Veranlassung verschwiegen? Du wußtest, daß ich hinreisen würde, und hattest Angst wegen der Ansteckung."

„Nein, mein liebes Kind," sagt die Gräfin ernst, „wie sehr ich bei jeder Kleinigkeit um Dich besorgt bin, davon habe ich heute wieder einen recht albernen Beweis geliefert, und dennoch würde ich nie den Finger rühren, um Dich einer Gefahr zu entziehen, wenn diese Gefahr mit einer Pflicht verbunden wäre. Ich will lieber vor Angst vergehn, als Dich in Deinem Handeln lähmen und verkleinern. Ich ließe mich aufs Rad flechten, um Dein Leben zu retten, aber" — sie schaudert und zieht ihn näher an sich — „ich möchte Dich lieber todt sehen, als anders denn was Du bist, mein Stolz und der Segen Deiner ganzen Umgebung!" — Sie sieht ihn voll an mit ihren großen, tiefen Mutteraugen, aus denen es wie eine triumphirende Begeisterung herausleuchtet. „Wenn Du wüßtest, was ich während des dummen Gewitters gelitten! Ich bin so froh, daß ich Dich wieder habe, mein Kind, mein schönes, edles Kind!" — und seinen Kopf zu sich niederziehend, küßt sie ihn auf die Stirn.

Das leichte Knistern eines Zeitungsblattes veranlaßt Oswald, sich umzusehn. Jetzt erst bemerkt er Georges, der in einem großen Fauteuil halb versteckt über seine Zeitung hinüber die kleine Scene zwischen Mutter und Sohn beobachtet hat.

Der Kammerdiener erscheint in der Thür — es ist servirt.

X.

„Merkwürdig!" sagt um einige Stunden später Georges, der, seine Virginia rauchend, noch in das Schlafzimmer seines schon im Bett liegenden Vetters getreten ist — „merkwürdig!"

„Was soll merkwürdig sein?" frägt Oswald schläfrig, die Hände unter dem Genick.

„Die Veränderung Deiner Mutter," erwidert Georges und setzt sich auf den Bettrand. „Ich hätte sie kaum wieder erkannt!"

„Das ist mir unbegreiflich," gibt Oswald zurück. „Sie hat graues Haar bekommen — sie ist bald ergraut, ihre Züge aber sind dieselben geblieben. Ich finde sie noch immer sehr schön."

„Für mich ist sie schöner, als sie je war," murmelt Georges ernst, „aber ..." den Rauch seiner Cigarre nachdenklich zum Plafond hinauf blasend, „wie alt ist Deine Mutter?"

„Sechsundfünfzig."

„Erst sechsundfünfzig? ... und dabei ist sie eine alte Frau!"

„Eine alte Frau ... was Dir einfällt. Meine Mutter hält beinahe so viel aus, wie ich, sie reitet fünf Stunden in einer Tour und macht Spaziergänge zu Fuß, ohne ..."

„Mein Lieber!" fällt Georges dem Vetter ungeduldig in das Wort, „ich wollte ja nicht sagen, daß Deine verehrte Mama mir wie eine gebrechliche Greisin vorkommt, sondern nur, daß sich in ihren Zügen, in ihrem ganzen Wesen die

Güte und ruhige Heiterkeit Jener ausprägt, die mit dem Leben abgeschlossen haben. Sie verlangt nichts mehr — sie gibt. Und das, mein Freund, ist nicht Sache der Jugend, selbst der großmüthigsten Jugend nicht!“

„Darin hast Du Recht,“ erwiderte Oswald nachdenklich. „Manche andere Frau ihres Alters würde noch in die Welt gehen und Zerstreuungen suchen, — sie hat seit meines Vaters Tod für nichts mehr Sinn gehabt, als für meine Erziehung und die Verwaltung meines Hab' und Guts. Es ist zum Staunen, wie sie sich auf die Geschäfte versteht. Du wirst lachen, wenn ich Dir erzähle, welche Unsummen sie während meiner Minderjährigkeit für mich erspart hat. Mir war das Geknauser gar nicht recht, hab's auch eingestellt, aber einer Mutter muß man das verzeihen.“

„Und die Weichheit und die Güte ihres Wesens!“ fährt Georges fort, „ihre unvernünftige mütterliche Nervosität! Ich versichere Dir, es war nichts weniger als bequem, eine volle Stunde damit zu verbringen, ihre Angst zu beruhigen. Sie hängt jetzt mit wahrer Abgötterei an Dir.“

„Trachte mit dieser Schwäche Geduld zu haben.“

„Mein Lieber, das müßte ein schlechter Kerl sein,“ ruft Georges, „der diese Schwäche nicht respectirte. Sie überrascht mich nur gerade bei Deiner Mutter, ich hatte dergleichen von ihr nicht erwartet. Als ich noch zu Hause war, hielt sie Dich immer so fern von sich, Du warst ein herziges Kind, und mein braver trotziger Freund. Ich konnte damals nicht begreifen, warum sie sich stets kalt und hart gegen Dich zeigte, und aufrichtig gestanden, ich nahm ihr diese Lieblosigkeit sehr übel.“

Oswald stützt sich auf einen Ellenbogen in seinen Kissen auf. „Das war, als Papa noch lebte,“ murmelte er, „ja ... ich habe sehr oft daran zurückgedacht und mir nachträglich ihr damaliges Wesen erklärt. Siehst Du, meines Vaters närrische Liebe zu mir irritirte sie und ließ die ihre nicht zu Worte kommen. Unter uns gesagt, Georges, meine Mutter war steinunglücklich in ihrer Ehe; ihr armes Herz war auf die Folter gespannt — es konnte eben so wenig frei und natürlich fühlen, wie ein Mensch mit zugeschnürtem Hals schön singen könnte. Ich habe meinen Vater unendlich verehrt, aber ... nun Georges, sieh' dorthin,“ er deutete auf ein großes Oelgemälde, das über seinem Bette hing und die Gräfin in der ganzen, stolzen Pracht ihrer Jugendschönheit darstellte, „und ... nun sieh dorthin“ — hiermit deutete er auf eine weiße Todtenmaske, die dem Bild gegenüber in einem schwarzsammtnen Schrein von der Wand herabsah. — „So lange ich mich seiner erinnere, hat mein Vater nie anders ausgesehn. Die Beiden konnten nicht zu einander passen ... Und jetzt, laß' mich schlafen, Alter — gute Nacht!“ —

XI.

Nein, sie hatten nie zu einander gepaßt — konnten nicht zu einander passen!

Wenn das Oelbild auch nicht annähernd den Schönheitszauber wiederzugeben vermochte, der die Gräfin Lodrin in ihrer Jugendblüthe umschwebte — so erwies hingegen die unheimliche Todtenmaske dem verstorbenen Grafen vollständige Gerechtigkeit. 's war ein fast pferdeartig in die Länge gezogenes Gesicht, das diese

Todtenmaske nachbildete. Glatt rasirt, wie das eines Mönchs, mit spitzer Nase, kleinen runden Augen, schmalem, an den Spalt einer Sparbüchse erinnerndem Mund und unzähligen Furchen und Fältchen, — so glich es gewissen blutleeren Greisenköpfen, wie man sie bisweilen auf den Bildern von Memmling findet, oder auf denen von van Eyck.

Es wäre ein Irrthum zu glauben, Krankheit und Todeskampf hätten das Gesicht verzerrt, ehe es durch den Gipsabdruck verewigt ward. Nein, Graf Lodrin hatte nie anders, das heißt immer mehr oder weniger wie eine Leiche ausgesehen, und Pistasch Kamenz behauptete sogar kühn, „der alte Herr habe auf dem Paradebette einen guten Tag gehabt."

Nicht nur Graf Pistasch, sondern alle Welt spottete über den Grafen. Es hat überhaupt nur wenige Menschen gegeben, über die man mehr gespottet hätte, als über Hugo Lodrin. Die eine Thatsache konnte man aber nicht hinweg spotten — daß nämlich Graf Lodrin ein Ehrenmann war durch und durch.

Ein zartfühlendes Herz und ein Pflichtgefühl, das trotz aller Fluctuationen eines furchtsamen Charakters in wichtigen Fällen immer siegreich blieb, — das waren zwei Eigenschaften, die ihm Niemand absprach, der in irgend einer ernsten Angelegenheit mit ihm zu thun gehabt; und daß sein Pflichtgefühl, mit einem milden Grad von Größenwahn verbunden, mehr vom Cavalier als vom Menschen ausging, verkleinerte im Grunde genommen seine Verdienste in nichts.

Von pfäffischen Hofmeistern geistig verfinstert, hatte er von Jugend auf eine traurige, menschenscheue Existenz geführt. Seine schwächliche Constitution machte es ihm unmöglich, sich einer standesgemäßen Pflege des Sports hinzugeben. Dafür entwickelte sich bei ihm — wie bei so Vielen, denen sich aus irgend einem Grunde die Welt verschließt, die als Zuschauer neben dem Leben hinvegetiren müssen — eine begeisterte Freude an der Kunst. Unermüdlich purificirte oder vergrößerte er seine Sammlungen.

Leute in seiner Lebensstellung heirathen gewöhnlich jung. Bei ihm war dies nicht der Fall. Wie bei mehreren Personen von welthistorischer Berühmtheit, gipfelte seine allgemeine Schüchternheit in einer unsinnigen Weiberscheu, die alle kühnen Pläne töchterreicher und ehrgeiziger Mütter vereitelte. Er wurde in seiner Einsamkeit fünf und vierzig Jahre alt; daß er nie heirathen werde, zählte bereits zu den Glaubensartikeln der österreichischen Gesellschaft, als sich plötzlich die Kunde von seiner Verlobung mit Wjera Zinsenburg verbreitete.

Die Gläubiger seines Bruders machten lange Gesichter — die Societät lachte. Zwei Monate später wurde in der Hauscapelle des Zinsenburg'schen Palais das seltsame Paar getraut. Unter denen, welche der Ceremonie beiwohnten, gab es Manche, die den Bräutigam beneideten, Viele, die ihn verlachten, und Einige, die ihn bedauerten.

Eigenthümlich genug nahmen sich die Beiden aus neben einander vor dem Altar. Das Gesicht der Braut, edel geschnitten, mit finsterem Blick und üppigen, zornig abwärts gebogenen Lippen, rief allen denen, die in Rom gewesen, eine schöne unheimliche Erinnerung in das Gedächtniß zurück — die Erinnerung an die Medusa in der Villa Ludovisi, das wundersame Relief-Profil, in welchem der Stolz eines Dämons mit dem Schmerze eines Engels zu kämpfen scheint.

Der Bräutigam sah aus, wie er um fünfzehn Jahre später auf dem Paradebett aussah, nur unglücklicher; denn wenn er auf dem Paradebett den beruhigten Gesichtsausdruck eines Menschen trug, der eine alte Last soeben abgestreift, so trug er vor dem Altar den Ausdruck eines Mannes, der sich unter einer erst kürzlich auf sich genommenen Last zusammenkrümmt.

Davon, daß es nicht eine verspätete Leidenschaft gewesen, die ihn zu diesem Ehebündniß bestimmt, überzeugte man sich bald. Ein schwächerer Wille hatte sich einem stärkeren beugen müssen.

XII.

Was aber hatte das wunderschöne Mädchen veranlaßt, gerade diesen Mann zu wählen? Alle fragten es und Keiner fand eine Antwort. Man mußte sich damit begnügen, die Achseln zu zucken und zu sagen: „Sie ist ein Räthsel!“

Das hatte man bereits vor vier Jahren gesagt, als sie mit gleichgültiger Haltung und kalt vor sich hinblinzelnden Augen in der Wiener Gesellschaft aufgetaucht war. Sie hatte den leicht exotischen Anstrich, den jedes echt österreichische Gemüth unwiderstehlich findet. Ihr Vater war Diplomat, ihre Mutter eine Russin. Wjeras russisches Blut verrieth sich in Allem, in ihrem tiefen, fast rauhen und doch wieder wundersam modulationsfähigen Organ, — in jenem Zwitterding von beinahe orientalischer Nonchalance und nordischer Energie, das ihr ganzes Wesen kennzeichnete, — in ihren Bewegungen, — in ihrem Aeußern.

Wenn sie sich in einem Fauteuil oder Sopha zurücklehnte, so hatte ihre Haltung beinahe etwas Odaliskenhaftes; ihr Gang aber hatte einen kurzen scharfen Rhythmus: fest und despotisch, wie der eines Racepferdes, war er dennoch leicht wie der eines Vogels. Ihre Gestalt war hoch, nicht allzu schlank, Schultern und Büste von sprichwörtlich gewordener Schönheit, der Kopf klein, der Ansatz des Halses tadellos, das Gesicht nicht ganz regelmäßig — aber, wie reizend, wie zum Kopfverlieren reizend! blaß mit dunkelrothen Lippen und braunem an Schläfen und Nacken goldig schimmerndem Haar, etwas zu hohen Backenknochen und zu kurzem Oval, niedriger Stirn und feinem, hochmüthig geschnittenem Profil.

Das eigenthümlichste an Wjera waren ihre Augen. Lang geschlitzt, meist halbgeschlossen, von dunklen Wimpern beschattet, in der Farbe ebenso veränderlich als im Ausdruck, hatten sie etwas Unheimliches, Geheimnißvolles — es traute sich Niemand, tief hineinzusehen.

Sie hatte natürlich Aufsehen erregt in Wien und dennoch fast keine Freier gefunden; man fürchtete sich vor ihr, und — sie hatte eine Geschichte, keine entehrende, erniedrigende, aber dennoch eine Geschichte.

In Petersburg, wo sie sich mit ihrem Vater aufgehalten, hatte ein Prinz von Geblüt sie durch die auffallendsten Huldigungen ausgezeichnet und sich schließlich mit ihr verlobt. Ein Jahr lang schleppte sich das Verhältniß hin, plötzlich wurde es abgebrochen. Den Grund dieses Bruches suchte die Welt in dem Umstand, daß Wjera sich nicht mit einer morganatischen Ehe begnügen wollte. Ihr Ehrgeiz hatte eine Schlappe erlitten. Daß die Angelegenheit nebstbei noch eine Bedeutung gehabt, wußte die Welt nicht. Die Wenigsten ahnten

es, daß Wjera den — außer in Bezug auf seine Herkunft — tief unter ihr stehenden jungen Mann mit der ganzen intensiven Gluth und poetischen Reinheit geliebt hatte, die man nur in russischen Mädchen vereint findet. Sie sah ihn nicht wie er war, schön, äußerlich vornehm, innerlich roh, zwischen brutalen Ausschweifungen und abergläubischen Bußübungen hintaumelnd, zugleich cynisch und fast weibisch sentimental — sie dichtete sich ihn.

Von allen Dichtern der Welt sind junge Frauenherzen die genialsten. Es gibt Frauen, deren Illusionen so zäh sind, daß sie dieselben unbeschädigt bis ins Grab mitnehmen; es gibt andere, die die Risse, welche ihr Verstand in ihre Illusionen macht, willkürlich zusammen flicken, damit ein Gefühl, dessen sie sich vielleicht schämen müßten, wenn es unverhüllt vor ihnen stünde, mit dem zu brechen sie jedoch weder die Lust noch die Kraft besitzen, eines anständigen Gewandes nicht entbehren möge.

Bei Wjera war es anders; als der Zweifel einmal zwischen ihrem Kopf und ihrem Herzen Zwietracht gesäet, focht sie den Kampf aus, unerbittlich, rigoros ehrlich, — und wie dann der Kampf zu Ende, war von ihrem Traum nichts übrig. In dieser einen wunderschönen Täuschung hatte sich ihr ganzer Gefühlsidealismus ausgelebt. Ihr Verstand hatte die Oberhand gewonnen; sie analysirte jetzt alle Menschen unheimlich scharf, beurtheilte sie grausam wahr, und sprach von Herzensdingen mit einer wegwerfenden und ungekünstelten Nüchternheit, der man selten bei einem jungen Mädchen begegnet.

Die Zeit verging. Sie wurde sechsundzwanzig Jahre alt. Die älteste und schönste von fünf Töchtern, erschwerte sie durch ihren Mangel an Heirathslust die Versorgungen der übrigen Schwestern und erregte unliebsame Bemerkungen in ihrem Familienkreis. Ein Zufall hatte sie mit dem Grafen Lodrin bekannt gemacht und sie hatte sich ihn — vielleicht hauptsächlich seiner anständigen Nichtigkeit halber — selbst zum Gatten erwählt.

Man erinnerte sich nicht, ein so ungleiches Paar je vereint gesehen zu haben. — Sie glühend von Leben — jeden körperlichen Strapazen gewachsen, eine tollkühne und unermüdliche Reiterin, für die eine Parforce-Jagd nicht viel mehr bedeutete, als für andere Damen ein Walzer; — und er, der jede Anstrengung mit einer Krankheit bezahlte, und die kleinste Spazierfahrt nicht unternahm, ohne ein Extrapolster im Rücken. —

Während er seine Gedanken langsam auf der Serpentine herkömmlicher Umwege vorwärts wälzte, schoß ihr Geist stets gerade durch die Luft und hatte das Ziel schon erreicht, wenn der Graf noch sein erstes „folglich" herausräusperte.

Ihre blendende Gedankenschnelligkeit verwirrte, ihre rücksichtslose Verstandesschärfe verletzte ihn. Ihre und seine Ansichten gingen himmelweit auseinander. Der Graf war streng katholisch — die Gräfin zum Unglauben geneigt. Wenn auch von viel grandioserem Wesen, erinnerte sie dennoch in ihrer verwegenen Spottlust und ihrer graziösen Excentricität an die großen Damen des achtzehnten Jahrhunderts — jenes Jahrhunderts, in dem die geistige und sociale Freiheit, durch die Philosophen in die Mode gebracht, noch nicht in Verruf gekommen war durch die Demagogen. Die unfrommen Aeußerungen seiner Gattin brachten den armen Grafen Lodrin außer aller Fassung. Man witzelte vielfach über das

Ehepaar, freute sich, an dem glänzenden geselligen Treiben zu participiren, das die Gräfin stets um sich versammelte, und wunderte sich täglich mehr darüber, daß man der wunderschönen Frau dieses halbtodten Greises nicht das Geringste nachsagen konnte. —

Drei Jahre vergingen; die Damen erlaubten sich bisweilen kleine zweifelnde Bemerkungen über Wjera Lodrin, die Männer fuhren noch immer fort, mit jenem Gemisch von Bewunderung und Gereiztheit von ihr zu sprechen, das für die vollständige Unbescholtenheit einer sehr schönen Frau das sicherste Zeugniß ablegt. Schließlich mußte sich die Gesellschaft damit begnügen, die Achseln zu zucken und noch einmal zu sagen: „Sie ist ein Räthsel!“

Die Gräfin langweilte sich unsäglich; die einzige Beschäftigung, die sie mit unermüdlichem Eifer und halsbrecherischer Tollkühnheit betrieb, war das Reiten.

„Sie hat keinen Wirkungskreis — es ist die große feurige Natur eines genialen Mannes, die sich in ihr überall gegen die kleinlichen Schranken einer weiblichen Existenz stößt. Was soll daraus werden?“ bemerkte einmal ein feiner Menschenkenner von ihr.

Da verschlimmerte sich mit einem Mal der Gesundheitszustand des Grafen Lodrin bedenklich. Die Aerzte schrieben ihm einen Aufenthalt im Süden vor. Verdrießlich genug ließ seine Gemahlin sich bestimmen, ihn zu begleiten.

Man machte sich auf den Weg. Die Welt verglich die Gräfin beißend mit Juana von Castilien, weil sie — mit einer Leiche und einem Beichtvater reiste.

In Nizza fand es der Graf zu geräuschvoll und flüchtete in eine einsam gelegene Villa an der Riviera.

Die Gräfin verging beinahe in der grauen schwülen Sciroccomonotonie eines rosendurchblühten italienischen Winters. — Mit der schönen Jahreszeit kehrte das Ehepaar nach Böhmen zurück, der Graf mit einer etwas gefestigten Gesundheit, die Gräfin kalt und herb wie immer, aber mit einer unbeherrschbaren Reizbarkeit, die man früher nicht an ihr gekannt.

Ende August nach ihrer Rückkehr kam Oswald zur Welt. Der alte Graf konnte sich nicht fassen vor Freude, die Gräfin bekümmerte sich kaum um das Kind. —

Das war die Frau, wie sie Georges vor fünfzehn Jahren gekannt hatte. Und nun ... er traute seinen Augen kaum!

Ehe er sich den Abend nach seiner Ankunft in Tornow niederlegte, stand er noch lange am Fenster seines Schlafzimmers und blickte sinnend in die Nacht hinaus. Der Mond stand hoch am Himmel, Alles war still, nur von Zeit zu Zeit ging ein leises Knistern durch die mächtigen Erlen, die das Teichufer vor der Schloßfront umstanden. Es war, als reckten und dehnten sich die alten Bäume im Schlaf. Sein Blick schweifte hinüber zu dem spießbürgerlichen Winkelwerk, den hohen, schwarzen Mansardendächern, den von bläulichem Mondlicht übergossenen kleinfenstrigen Häuserfaçaden des Städtchens. Das Städtchen hatte sich kaum verändert, seit er es zum letzten Male gesehen — im Schloß war Alles anders geworden. Wohin war die gesellige Unruhe, mit der sich die Gräfin Lodrin sonst zu umgeben geliebt hatte, — verschwunden, wie weggezaubert!

Das ganze Schloß machte ihm den Eindruck, als sei es von einem unheimlichen Fieber genesen.

Hatte sich hinter der ehemaligen äußerlichen Kälte und Herbigkeit der Gräfin doch nur der quälende Hunger eines eigenthümlich gearteten Herzens versteckt, das keine Nahrung finden konnte, die ihm zusagte? Und hatte die Liebe zu ihrem Kinde die furchtbare Kluft, welche eine frühe Enttäuschung in ihr Gefühlsleben gerissen, ausgefüllt?

Georges fragte sich's. Ein letztes Mal schweifte sein Blick in die Nacht hinaus, heftete sich auf den Teich, in dessen Wasser sich der Mond spiegelte. „Eigenthümlich!" murmelte er, „bei Tag war's nur ein trüber Tümpel, und jetzt, im Mondlicht, glänzt der Teich wie eine große Silberscheibe! Hm! ... Merkwürdig, wie eine echte große Mutterliebe doch jedes Frauenherz heiligt! Seltsame Frau! Was sie in ihrem Leben gelitten haben muß!" —

XIII.

Der volle Frühlingsschein dringt durch das geöffnete Erkerfenster in das Boudoir der Gräfin und malt einen breiten Lichtstreifen zu ihren Füßen. Sie sitzt in einem runden Fauteuil und strickt mit sehr dicken Holznadeln und brauner Wolle an Etwas, das offenbar zu einem wohlthätigen Zweck bestimmt ist.

Das Boudoir, in unregelmäßigem Viereck gebaut und mit einem pittoresken Erker ausgestattet, liegt im Mezzanin. Die Einrichtung entbehrt jeglichen pedantischen Stils und hat dafür den Reiz, der die Einrichtungen charakterisirt, welche, langsam aus den Gewohnheiten und Bedürfnissen eines geschmackvollen Menschen entstanden, der Rahmen für eine Persönlichkeit geworden sind. Ein hübsches Durcheinander von Comfort, Pietät und reizenden Liebhabereien herrscht darin. Und die gegen strengen Kunstsinn schreienden Undinge, denen da und dort das Auge begegnet, wirken nur wie pikante Schönheitsflecken. Wenn alle Etageren mit alten Porcellanraritäten besetzt sind, so macht sich auf dem Schreibtisch eine sehr häßliche Garnitur von dunkelblauem modernen Sèvres bemerkbar. Es ist ein Andenken, Hochzeitsgeschenk eines russischen Vetters und Jugendgespielen der Gräfin, der im Krimkrieg gefallen ist; und zwischen ein paar alten Bildern — einem Andrea del Sarto, einem Hals und zwei Watteau's — blickt mit kaltblütigem Siegesbewußtsein ein von Lawrence kühn hingesetztes Brustbild, das, mit um die Schultern geschlungenem rothgefütterten Carbonari und offenem Hemdkragen, in die Stirn fallendem schwarzen Haar, großen tollen Augen und unvergleichlich schön geschnittenem, verwegen lächelndem Mund, über dem Schreibtisch hängt und die Situation dominirt. Oswald Zinsenburg, ein Onkel der Gräfin, ist's, ein genialer Kauz, der sich als Legationssecretär in England mit Lord Byron befreundet hatte und, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, von dem ganzen romantischen Zauber eines für die Freiheit kämpfenden jungen Aristokraten umgeben, kurz nach Lord Byron in Missolunghi an einer Gehirnentzündung starb.

Gräfin Wjera liebt dieses Porträt, und hauptsächlich deshalb, weil es Zug um Zug ihrem Sohne gleicht.

Es ist dieses Porträt, auf das sich ihr Blick heftet, während sie die langen Holznadeln sinnend in den Schoß sinken läßt.

Ein süßer Duft entschwebt den Rosen und Maiglöckchen, die in verschiedentlichen Vasen herumstehen, durchdringt die Luft des Zimmers mit wundersamer Süßigkeit. Alles ist still, die Vögelein halten Siesta; man hört das leise Geräusch, womit vor dem Schlosse unten die Blüthen der Roßkastanien auf den Sand niederfallen. —

Da unterbricht Etwas dies schläfrige Mittagsschweigen. Ein leichthingepfiffenes russisches Zigeunerlied und dazu ein elastischer junger Schritt — die Gräfin wendet den Kopf. — Sie kennt das Liedchen wohl, 's war eines, das sie ehemals selbst zu singen pflegte. Das Liedchen nähert sich, verstummt dann plötzlich, die Thür des Boudoirs öffnet sich. „Dürfen wir herein?“ frägt eine freundliche Stimme.

„Immer willkommen,“ antwortet die Gräfin, und herein, von einem großen zottigen Neufundländer gefolgt, mit naß um die Stirne klebenden Haaren, ein Büschel Wasserrosen in der Hand, tritt Oswald, — in seinem unfrisirten Zustande dem Porträt von Lawrence mehr gleichend als je.

„Guten Morgen, Mama, wie geht's?“ begrüßt er seine Mutter, „mach' Deine Reverenz, Darling ... so Alter ... so!“ Und während der Neufundländer ernsthaft den schönen Kopf auf die Brust herabdrückt, — ein Kunststück, für das er von seinem jungen Herrn mit aufmunternder Liebkosung belohnt wird, — läßt sich Oswald in einen niedrigen Lehnsessel neben seine Mutter gleiten.

„Du hast gebadet,“ bemerkt sie, ihm leicht über das nasse Haar fahrend.

„Ja, ich bin im Wolnitzer Teich geschwommen und habe Dir diese Wasserrosen gebracht,“ erwidert er und legt ihr die Blumen auf den Schoß; „es sind die ersten, die ich heuer gesehen, und Deine Lieblinge, nicht wahr? Wie schön und melancholisch sie sind! ... seltsam, daß diese reinen weißen Dinger aus schlüpfrigem Schlamm herausblühen! Darf ich?“ sein Cigaretten-Etui hervorziehend.

„Natürlich, Kind. Was hast Du denn heute Alles getrieben? Ich habe Dich noch gar nicht zu Gesicht bekommen.“

„Bin sehr früh ausgegangen; hatte mir den Forstmeister schon um sieben Uhr bestellt und bin mit ihm die neuen Forstculturen abgegangen. Die kleinen Fichten stehen wie die Soldaten. Dann hab' ich ein wenig im Wald gebummelt — es war so wunderschön! 's ist die Honigmonatszeit der Erde, und wenn ich Alles um mich so lustig der Sonne entgegenblühen sehe, so denk' ich an allerlei, das nicht mehr gar ferne liegt, und manchmal möcht' ich geradezu laut aufjauchzen vor Freude! Apropos, Mama, ich habe den Platz gefunden für das Wittwenasyl, das Du gründen willst. Lange habe ich mir den Kopf zerbrochen darüber, wo es am Besten hinpassen möchte, und stelle nun das alte Elisabethinerkloster Deiner Wohlthätigkeit zur Verfügung. Ist Dir's recht?“

Sie reicht ihm lächelnd die Hand. „Hast Du denn Zeit gefunden, jetzt noch an so etwas zu denken? Ich meinte, Du habest mein Project längst vergessen.“

„'s ist so meine Gewohnheit, Deine Wünsche zu vergessen!“ scherzt er.

„Nein, weiß Gott nicht,“ murmelt die Gräfin leise; „Du warst immer lieb und rücksichtsvoll gegen mich.“

„Und was sollt' ich denn sonst sein, Mama?" sagt er innig. „Ach, an solch' einem leuchtenden Frühlingstag, wenn die Welt um mich herum so schön ist und mir mein Glück die Adern heiß macht, da möchte ich am liebsten vor Dir niederknieen, um Dir für das schöne Leben zu danken, das Du mir geschenkt hast ... was hast Du nur, Mama ... Du bist plötzlich so blaß geworden?"

„Es ist nichts ... ein Schmerz im Herzen ... 's ist schon wieder vorüber," flüstert die Gräfin, den Kopf abwendend.

„Ganz vorüber? ... Sollte Dir vielleicht der Rauch doch unangenehm sein?"

„Nicht im Geringsten, liebes Kind."

Trotz dieser Versicherung wirft er seine Cigarette zum Fenster hinaus.

„Du pflegtest sonst selbst zu rauchen," bemerkt er.

„Ja," sagt sie, auf ihre Strickerei herabsehend; „doch seitdem ich mich mit Handarbeiten beschäftige, habe ich mich des Rauchens entwöhnt."

„Du strickst jetzt. Mir ist's eigentlich komisch, daß Du strickst," meint Oswald lächelnd. „Georges findet Dich überhaupt ganz verändert."

„Ich bin alt geworden, voilà!"

„Und er findet auch, daß Du mich fabelhaft verziehst, daß keine Mutter in ganz Oesterreich ihren Sohn so verzieht, wie Du mich."

„'s hat auch keine zweite Mutter einen solchen Sohn!" sagt die Gräfin stolz.

„O!" und herzlich lachend nimmt er von neuem seinen Platz neben ihr ein.

„Uebrigens mache ich mir in Bezug auf Dich gar keine Illusionen," behauptet sie; „ich kenne alle Deine Fehler."

„Und hast jeden einzelnen lieb."

„Weil es Fehler sind, die sich nur ein anständiger Mensch erlauben kann; niedrige Naturen müßten mehr Selbstbeherrschung zeigen."

„So! Nun Gott segne Deinen Größenwahn, und nun eine Neuigkeit. Truyns kommen morgen mit dem Vier-Uhr-Zug in Rautschin an. Willst Du ihnen mit mir entgegen fahren?"

„Gewiß, wenn Du es wünschest."

„Wenn ich es wünsch'! ... wenn ich es wünsch'! ..." leicht mit den Fingern schnalzend, „und das sagst Du mit einem Gesicht, als ob ich Dich aufgefordert hätte, mit mir einer Hinrichtung beizuwohnen. Ich kann Dich nicht recht begreifen, Mama! Du freutest Dich doch sonst immer über jedes kleine Vergnügen, das mir das Schicksal in den Schoß warf, und an meinem großen Glück willst Du Dich nicht freuen? Sobald etwas zur Sprache kommt, das sich auf meine Verlobung bezieht, so verändert sich plötzlich Dein ganzes Wesen; Du wirst dann gleich so steif und kalt, daß ich meiner Braut kaum erwähnen mag."

„Ich wüßte wirklich nicht, Ossi ..." beginnt die Gräfin gezwungen.

„O Mama, ich habe schon in Paris gemerkt, daß Dir meine Verlobung nicht recht sei. Ich habe mir mein Gehirn müde gegrübelt, um zu errathen, was Dir daran mißfällt. Beim besten Willen errieth ich's nicht. An Gabrielle ist nichts auszusetzen!" Dann plötzlich aus seinem Zorn auflächelnd und seinen ungestümen Redefluß zügelnd, frägt er ruhiger und leiser: „Ah ça, Mama! ist Dir vielleicht die Connexion mit der Stiefmutter meiner kleinen Braut unangenehm? Ich versichere Dir, daß ..."

„Unsinn,“ erwidert die Gräfin, immer unruhiger werdend, „nach dem, was Ihr Beide, Du sowohl als Georges, von der jungen Frau erzählt, scheint sie ihren Platz recht gut auszufüllen. Die ausländischen Verhältnisse bringen es nun einmal mit sich, daß sich diese Damen dort viel schneller abschleifen, als . . .“

„Ja, Mama,“ unterbricht sie Oswald, welcher indessen an seinen eigenen Gedanken weiter gesponnen hat, staunend, „wenn Du Zinka gegenüber so nachsichtig gesinnt bist, dann begreife ich schon gar nicht, was Dich gegen meine Verlobung einnimmt. Es gibt kein edleres, reineres Geschöpf, als meine kleine Braut. So unendlich hoch ich Dich stelle, ist sie Deiner doch würdig.“

Die Gräfin wechselt die Farbe; „ich begreife nicht, was Du willst,“ ruft sie aus, „quäl' mich nicht, ich hab' ja nichts gegen das Mädchen! . . .“

„Nun dann . . . Du konntest unmöglich erwarten, daß ich unverheirathet bleiben sollte.“

Die Gräfin blickt zu Boden und bleibt stumm.

Oswald springt auf, ruft seinem Hund und verläßt mit einem sehr blassen Gesicht und sehr dunklen Augen das Zimmer.

So heftig und aufbrausend er mit allen andern Menschen ist — seiner Mutter gegenüber hat er sich noch immer zu beherrschen gewußt. Das Zimmer zu verlassen, war ihr gegenüber immer der deutlichste Ausdruck, den er sich seinem Mißmuth zu geben erlaubt. Wenn ihm das Toben unumgänglich nothwendig erscheint, so tobt er sich privatim aus; ihr hat er noch nie ein böses, fast nie ein zu lautes Wort gesagt. Uebrigens dauert bei ihm eine Mißstimmung nicht lange. — —

„Ich bin schon wieder normal, Mama!“ — Mit diesen Worten, die bei ihm zur Ankündigung seiner beruhigten Laune dienen, präsentirt er sich kaum eine halbe Stunde später von neuem in ihrem Boudoir. Sie sitzt noch immer an derselben Stelle, die Teichrosen im Schoß, sehr weiß, sehr gerade, mit dem starren Gesicht, hinter dem sich eine furchtbare Seelenqual verbirgt.

Seinen Sessel ganz nah' neben sie heranrückend, legt er ihr die Hand auf die Schulter und sagt mit der gewinnenden Zartheit, die nur sehr heftige Menschen nach einem überwundenen Zornanfall finden: „Verzeih' mir, Mama, ich war wieder einmal recht ungezogen,“ — sie lächelt schwach und murmelt mühsam irgend ein kaum verständliches Zärtlichkeitswort — „ich war ein abscheulicher Egoist, Mama,“ fährt er fort, „ich hatte ganz vergessen, welch' ungeheuere Umwälzung meine Heirath in Deiner Existenz hervorbringen, wie schmerzlich sie Dich treffen muß, Du arme, unvernünftige, eifersüchtige Mutter! Aber, wenn sich auch äußerlich unser Verhältniß anders gestaltet, innerlich bleibt ja zwischen uns Alles beim Alten; und wenn ich Dir doch Etwas nehmen muß,“ fügt er heiter hinzu, „so werden's Dir meine Kinder ersetzen. Früher oder später hätt's ja doch kommen müssen, Mama; oder hättest Du's denn wirklich gewollt, daß ich das Schönste entbehren solle, was es im Menschenleben gibt?“

Sie zittert am ganzen Körper. Plötzlich nimmt sie seine Hand in ihre beiden und zieht sie, ehe er es verhindern kann, an ihre Lippen.

„Nein, Du sollst keine Freude entbehren, mein Kind, mein schönes, edles Kind!“ ruft sie aus, ... „aber ... laß ... mich jetzt ein wenig ... nur ein kleines Weilchen ... ich bin müde!“ —

XIV.

Truyn hat darauf bestanden, daß die Trauung seiner Tochter mit Oswald Lodrin in Böhmen gefeiert werden solle. Nicht ohne Trauer und Widerwillen hat sich Zinka in seine Entscheidung gefügt und sich dazu entschlossen, ihrem lieben ausländischen Heim Valet zu sagen.

„Warum,“ so hat sie mehrfach in ihn gedrungen, „können denn ‚die Kinder‘ nicht wie wir Zwei auf der österreichischen Botschaft in Paris getraut werden?“

Davon hat aber Truyn nichts hören wollen. „Mein liebes Herz,“ hat er ihr entgegnet, „es ginge mir gegen den Strich. Alle meine Schwestern, meine Tanten u. s. w. sind in Rautschin getraut worden. Zu was soll ich von meinen Familien-Traditionen abweichen?“

„Als ob Du nicht schon abgewichen wärest und zwar in einer Hauptsache,“ meint Zinka mit zärtlicher Schelmerei.

„Das ist etwas ganz Anderes ... und wenn es einen triftigen Grund hat ... so ... so ...“

„Ach lieber Freund, Du bist unausstehlich conservativ geworden. Du hättest wohl auch am ersten Schöpfungstage geschrieen: „Conservez le Chaos, Seigneur Dieu, conservez le Chaos!“

Worauf Truyn, ihre Hand küssend, zur Antwort gibt: „Das lernt man in Frankreich, liebes Kind.“ — —

Und nun haben sie das hübsche Haus in der Avenue Labédoyère endgültig verlassen. Die Persiennes sind geschlossen, die Teppiche zusammengerollt, die Nippes hinweggeräumt. Nur auf Umwegen schleicht sich da und dort ein bläuliches Lichtfünklein in diese gruftartige Abgeschlossenheit, und rastlose Sonnenstäubchen führen zwischen den in weiße Leichenhemden eingehüllten Möbeln ihre phantastischen Tänze auf. — —

Die Familie Truyn nähert sich dem Vaterland. Es ist jetzt mehr als dreißig Stunden her, seit Paris in einer veilchenblauen Duftwolke hinter ihnen verschwunden — seitdem die letzte Riesenannonce der „belle Jardinière“ und des „pauvre diable“ an ihnen vorbeigezuckt ist. Die Grenze von Bayern mit ihren langweiligen Gepäcksvisitations-Formalitäten liegt hinter ihnen. Truyn liest mit großem Eifer eine Wiener Zeitung, — mit den in Visionen versunkenen Augen der Verliebten blickt Gabrielle starr in die rothen Sammtpolster ihr gegenüber. Den grauen Gazeschleier halb vom Gesicht zurückgeschoben, die Arme über der Brust verschränkt, lehnt Zinka in ihrer Ecke, — kaleidoskopartig huschen die letzten Eindrücke ihres Pariser Aufenthaltes durch ihre Seele, eine eigenthümliche Wehmuth erfüllt sie.

„O über dieses verrufene, wunderschöne Paris! wie es Einem an das Herz wächst mit seiner verderblichen Taugenichts-Liebenswürdigkeit und krankhaften Verfall-Poesie!“

Das ganze rastlose Treiben der Abschiedstage fiebert noch in ihr, das Hin-

und Herfahren von Laden zu Laden in Ausstattungsangelegenheiten, die interessanten Conferenzen mit Monsieur Worth, die gezierte Physiognomie, mit welcher dieser eminente Künstler, sich über die Wangen fahrend, noch im Hinausbegleiten der Damen Gabrielle's Brautkleid „componirte“ und mit seinem englischen Accent immer wieder vor sich hin murmelte: „oui, oui, une originalité distahnguée — c'est ce qu'il faut,“ während geschniegelte junge Commis und hübsche, tadellos gewachsene Mädchen in übertragenen Kostüm-Modellen Stöße von Seide und Gewänder von unheimlich sensationeller Elegance hin- und herschleppten.

„Ce n'est pas cela, qui ferait votre affaire, Madame la comtesse, je le sais bien . . .“ sagt Herr Worth, auf die für amerikanische Parvenues bestimmten Ungeheuerlichkeiten deutend; „ach, die Frau Gräfin ahnt nicht, wie hart es einem Künstler ankommt, für geschmacklose Leute arbeiten zu müssen! Ah! oui . . . une originalité distinguée, distahnguée!“

Der monotone Schneiderrefrain klingt Zinka eigensinnig im Ohr. Dann denkt sie an die Abschiedsbesuche, die sich täglich häufenden Visitenkarten in der großen Kupferschüssel im Vestibül, an die ermüdenden Abschiedsfeste und an ihres Mannes Toast — den Toast, welchen er bei dem großartigen Bankett hat halten müssen, das die österreichisch-ungarische Colonie ihm zur Abschiedsfeier veranstaltet hat. Mit dem unsäglichen Widerwillen, den es Leuten seines Schlages einflößt, sich en spectacle geben zu müssen, hat er sich endlich entschlossen, den Toast zu sprechen; eine ganze Woche lang hat er daran gearbeitet, und von nichts Anderem geredet, hat ihn schließlich nicht nur von Frau und Tochter, sondern auch von allen maßgebenden Persönlichkeiten in Paris begutachten lassen. Es war ein wahres Meisterstück von einem Toast — ein Toast, der die Absicht hatte, alle Pariser Oesterreicher in brüderlicher Eintracht zu vereinen, und der schließlich mit seinen wohlmeinenden vielseitigen Verbindlichkeiten die ganze österreichisch-ungarische Colonie, mochte sie nun conservativ oder liberal gesinnt sein, zu den unzufriedensten Ausfällen veranlaßte. Unwillkürlich muß Zinka lachen, wenn sie an diesen armen mißverstandenen Toast zurückdenkt. Sie lacht ganz laut, schrickt zusammen und . . . erwacht. Sich die Augen reibend, blickt sie hinaus.

Ja, Paris liegt weit hinter ihr, — weit — weit! Sie ist in Oesterreich, dem schönen, träumerisch-schläfrigen Oesterreich, und trotz all' der Unlust, mit der sie sich zur Rückkehr in ihr Vaterland entschlossen, heimelt sie dasselbe nun an.

Im Westen umblaut eine niedrige Hügelkette, wie eine hinschwindende Gewitterwolke, den Horizont. Weit und flach dehnt sich ringsum die Landschaft. Große, stille Teiche, von hohen Binsen umragt, von einem Netz fad duftender Wasserblumen überspannt, leuchten auf, zwischen weit sich hinstreckenden smaragdgrünen Triften.

Die Sonne steht schon tief. Die Schatten der Telegraphenstangen werden endlos lang. Kleine, ihr mattes Leben zufrieden zwischen grünen Linden verschlafende Städtchen zeichnen ihre altmodischen Silhouetten dunkel ab gegen die sonnendurchleuchteten Abendwolken.

Truyn hat seine Zeitung weggelegt, immer auffälliger belebt sich sein Gesicht.

Jede knorrig bucklige Weide, jede halb verfallene Gartenmauer flößt ihm hier Interesse ein.

Ein Kiefernwald, auf dessen röthlichen Stämmen die letzten schrägen Sonnenstrahlen glühen, zieht sich längs der Bahn. „Hier war's, neben dieser verkrüppelten Kiefer, da hab' ich meinen ersten Rehbock geschossen," ruft Truyn, und aus seinen Augen funkelt die Erinnerung einer glücklich verlebten Kindheit; dann Zinka an sich ziehend, flüstert er zärtlich: „Du bist zu Hause, Zini, wir fahren auf unserem Grund und Boden!"

„Ach!" seufzt Zinka und schmiegt sich an ihn zärtlich und ängstlich wie ein Kind, das sich vor Gespenstern fürchtet.

„Bist Du doch nervös!" meint er, ihr freundlich die Wangen streichelnd, „Du unvernünftige kleine Närin Du!"

„Mir ist's nicht um mich," flüstert sie; „so lange Ihr mich noch lieb habt, Du und Jella, nehm' ich's mit Allen auf. Aber ich kenne Dich, Dich möcht's bis ins tiefste Herz hinein kränken — wenn ...!"

„Bitt' unterthänigst um die Fahrbillets."

Ein athemloses Pusten — ein schriller Pfiff.

„Rautschin . . . fünf Minuten Aufenthalt!"

„Tante Wjera!" ruft Gabrielle, hinausspringend, freudig aus.

Durch Zinka's Herz zuckt's fast wie ein böser Trotz; als sie aber die Frau sieht, die mit ihrem wunderschönen Gesicht, ihrer von freundlicher Güte erwärmten, unbeschreiblichen Vornehmheit den Ankommenden entgegentritt, da löst sich Zinka's Trotz in Bewunderung auf, und mit einem Gefühl fast kindlicher Verehrung beugt sie sich der Superiorität der älteren Dame, welche ihr übrigens die freundlichste Liebenswürdigkeit entgegenbringt.

Nachdem die Aufregung des Willkommens sich verflüchtigt, concentrirt sich freilich Gräfin Wjera's Aufmerksamkeit auf die Braut.

„Ich kann Dir nur von ganzem Herzen gratuliren, Ossi," sagt sie innig, während sie dem jungen Mädchen tief in die Augen blickt — Augen, wie zwei blaue Veilchen unter den günstigsten Witterungsverhältnissen erblüht — Veilchen, die weder von verspätetem Frost, noch von verfrühtem Sonnenbrand zu leiden gehabt. „Das Glück hat Dich lieb, mein Kind!"

Und Gabrielle erröthet und verbirgt ihr Gesicht in den weißen Rosenstrauß, den ihr Oswald gebracht hat — und Oswald ist gerührt, und lächelt der Gräfin seinen Dank zu, und richtet kleine zärtliche Worte an seine Braut.

„Weißt Du, wer mit demselben Zug gefahren ist?" frägt Truyn plötzlich in die träumerische Seligkeit des Trios hinein.

„Capriani, Vater und Sohn; ich habe sie schon bemerkt," sagt Oswald — „sieh' ihn an, Mama," flüstert er seiner Mutter lachend zu, „das ist mein Rivale — der unternehmende junge Mann, welcher sich ebenfalls um Gabrielles Hand bewarb. Eine tolle Geschichte, nicht wahr? . . . Gabrielle und der Sohn Capriani's . . . Beinahe krank gelacht hätten wir uns, als die Melkweyser mit dieser Werbung herausrückte."

Die gefühlvolle Aufregung ist einigermaßen verflogen, die Gräfin richtet ihr Lorgnon ungenirt auf den brünetten, leberkrank aussehenden jungen Mann, der

mit Georges Lodrin eine Conversation angeknüpft hat, — Gabrielle macht eine Bemerkung über seinen goldflimmernden dunkelblauen Anzug, Zinka frägt abwechselnd ihren Mann oder die beiden Kammerjungfern, ob das oder jenes nicht in Paris oder im Waggon vergessen worden ist.

Als endlich alle ihre Besorgnisse um die Vollständigkeit des Gepäcks beschwichtigt sind und sie das Stationsgebäude passirt haben, um zu den Wagen zu gelangen, bemerken sie einen prachtvollen Viererzug mit neunspitzigen Kronen an den Geschirren.

„Saprment!“ ruft Truyn entzückt aus, „superbe, Ossi, superbe! Selten habe ich vier so schöne Thiere beisammen gesehen!“

„Ich auch nicht,“ meint Oswald, die Pferde aufmerksam musternd; „leider gehören sie nicht mir — Caprianisches Eigenthum.“

„Unmöglich!“ sagt Truyn wegwerfend; „so ein Speculant durchsticht meinethalben den Isthmus von Panama, aber sich einen correcten Viererzug zusammenzustellen, ist er nicht im Stande.“

„Den Viererzug hat ihm Fritz Malzin zusammengestellt,“ erklärt Oswald — „armer Fritz!“

„Er ist mir unbegreiflich,“ murmelt Truyn, und das Gespräch eilig auf ein anderes Thema lenkend, frägt er: „Wie bist Du denn wegen der Kanitzer Geschichte mit Capriani auseinander gekommen, Ossi? War die Sache noch rückgängig zu machen?“

„Der Proceß wäre, wie man mir erklärt hat — ich natürlich verstehe von dem Zeug nichts — sehr schwierig gewesen,“ erwidert Oswald; „doch hat Capriani — was sagst Du dazu, Onkel, — ‚aus besonderer Verehrung für mich‘, wie er Dr. Schindler durch seinen Anwalt mittheilen ließ, verzichtet. Eigentlich ist das eine . . . wie soll ich mich ausdrücken — unter uns gesagt — eine Keckheit; denn ich hab’ ihn im Leben nicht gesprochen. Und dennoch mußte ich mir diese unerbetene Liebenswürdigkeit gefallen lassen, Schmitt zu Liebe.“

„Merkwürdig!“ murmelt Truyn. „Die Großmuth der Capriani’s und Consorten kommt unser Einem gewöhnlich theuer zu stehen!“

„Hast Du Alles, Jella?“ frägt jetzt Zinka, „können wir fahren?“

„Mein Reisenecessaire möcht’ ich noch haben, die confuse Hortense hat’s zu dem großen Gepäck gegeben.“

Indem tritt, unangenehm lächelnd, den Hut in der Linken, die Rechte verbindlich ausstreckend, ein alternder Mann mit grauem Haar und gelbem Raubvogelgesicht auf die Gräfin Wjera zu.

„Es freut mich unendlich, Excellenz, nach so langer Zeit . . .!“

Blinzelnd mißt ihn die Gräfin von Kopf bis zu den Füßen — „Mit wem hab’ ich eigentlich das Vergnügen?“

„Conte Capriani.“

Die Gräfin zuckt stumm die Achseln, wendet sich halb um und ruft in gereiztem Ton: „Können wir endlich fahren, Ossi? — —“

Eine hoch aufgewirbelte Staubwolke ist bald die letzte Spur, welche von dem munteren Ankunftstreiben übrig geblieben ist.

Die kurze Heimfahrt spinnt sich bei Truyn mit Reminiscenzen — bei dem Brautpaar in Sentimentalitäten ab.

Bei dem Thee, der die Ankommenden erwartet und an dem die Lodrins Theil nehmen, wird noch vielfach gelacht über den Chic der Capriani's, über ihren Reichthum, und — ihre Zudringlichkeit. Plötzlich wird Oswald nachdenklich.

„Bist Du denn schon früher mit diesem Menschen zusammen gekommen, Mama?" frägt er.

„Ich habe mein Lebtag keinen Conte Capriani gekannt. Wer ist denn eigentlich dieser Capriani?" frägt die Gräfin.

„Kein Mensch weiß es," meint Oswald; „die Einen behaupten, er sei ein Grieche, die Zweiten ein Marseiller, die Dritten ein Türk'."

„Nichts von alledem," sagt Georges trocken; „er stammt aus Böhmen, war ehemals Arzt und hieß Stein!"

Zweites Buch.

I.

Rautschin, wieder Rautschin! — Das winzige Städtchen, das dem großen Schloß zu Füßen liegt, an dessen Thurm die Uhr bereits seit zwanzig Jahren stehen geblieben ist — aber nicht mehr bei strömendem Regen, Donner und Blitz, sondern Rautschin unter dem saphirblauen Himmel eines heißen Juli-Nachmittags!

Die Sonne steht noch hoch. Die kleinen, ungraden Häuserfaçaden auf der einen Seite des „Rings" werfen kurze schwarze Schatten, an der Thüre des Kaufmannsladens wehen die mit breiten Blumenrändern verzierten nationalen rothen Tücher leise im Athem der Sommerluft. Ein trauriges Durcheinander von Dissonanzen, die vergeblich nach einer Auflösung ringen, tönt aus dem offenen Fenster eines der neuesten und häßlichsten Häuser. Eugène Alexander Cibulka und die Kreiscommissärin spielen miteinander vierhändig Wagner's Walküre, und können einander wieder einmal „nicht finden". Sie verlieren einander regelmäßig am Anfang jeder Seite, worauf Derjenige, welcher zuerst fertig geworden ist, am Ende der Seite mit großer Verbindlichkeit auf seinen Partner wartet. —

Großartig alle Baulichkeiten seiner Umgebung beherrschend, steht das Rautschiner Schloß, hinter allerhand Vorhöfen und Anbauten verschanzt, am äußersten Ende des „Rings", dem es sozusagen nur eine Schulter zuwendet. Außer seinen imposanten Dimensionen hat es nichts besonders Merkwürdiges an sich.

Am Anfang eines endlosen Parks stehend, ist es ein auf den Ueberresten einer Art feudalen Festung zur Zeit Maria Theresia's errichteter, schwerfälliger Bau mit einer außerordentlich nüchternen, von grasgrünen Jalousien verunstalteten Façade, einem nicht ganz rechtwinkligen Hof und Bogengängen, die auf Granitsäulen ruhen. Seinem Aeußeren entsprechend ist seine innere Einrichtung nichts weniger als prunkhaft, sondern trägt den Stempel einer würdevollen, kahlen Vornehmheit. Vor der westlichen Seite des Schlosses sitzt Graf Truyn mit seiner jungen Frau im Schatten einer roth-grau gestreiften Marquise, hinter

ihnen, in einem Gartensaal, dessen Glasthüren offen stehen, beschäftigt sich Oswald auf einer Doppelleiter damit, ein Stück golddurchwirkten indischen Stoffs an der Wand zu drapiren, wobei ihm Gabrielle die Nägel hält. —

„Nun, Zini, fängt's Dir an bei uns zu gefallen?“ sagt Truyn, den Ellenbogen auf dem weißen Gartentisch zwischen sich und seiner Frau aufstützend. So zufrieden, so stolz auf sein Hab' und Gut, so siegesgewiß sieht er aus, daß Zinka nicht umhin kann, ihn ein wenig zu ärgern.

„Im Großen und Ganzen — ja,“ meint sie gleichmüthig; „im Großen und Ganzen jedoch würde es mir mit Dir und Jella allenfalls auch in Sibirien gefallen.“

„Zinka! Ich muß gestehen ... hm! ...“ Truyn's Gesicht nimmt einen aufgeregten und verletzten Ausdruck an; „muß sagen, daß ich nicht begreife, wie man Rautschin mit einem Verbannungsort vergleichen kann!“

„Das war auch nicht meine Absicht — beruhige Dich nur,“ begütigt Zinka; „ich finde Dein Rautschin ja wunderschön, nur einige Details möchte ich daran ändern.“

„Ich kann diese Neuerungen nicht leiden,“ brummt Truyn verdrießlich. „'s sind nur die Caprianis und Compagnie, die alles Alte verschönern, d. h. umstürzen müssen. Ich finde, ein altes Nest soll man lassen, wie es ist, mit allen seinen Eigenthümlichkeiten und Fehlern; dieselben zu verbessern, käme mir gerade so unverantwortlich vor, wie etwa die Verzeichnungen aus einem Giotto oder Cimabue herauscorrigiren zu wollen!“

„Daß man die alten Verzeichnungen respectirt, begreife ich,“ meint Zinka ruhig; „aber, ist man den modernen Retouchen, den von unberufener Hand nachträglich einem alten Bilde angethanen Vandalismen dieselbe Rücksicht schuldig?“

„Hm!“ Truyn läßt den Blick nachdenklich über seine Umgebung streifen — „eigentlich nein. Merkwürdig! wie Du immer Recht behältst, kleine Hexe. Nun rede Dir's vom Herzen, Zini; was möchtest Du denn eigentlich anders haben? So weit mir's meine Pietät und meine Finanzen erlauben, soll Dir Dein Wille geschehen.“

Zinka deutet auf den Rasenplatz, der sich mit eiergelben und bordeauxrothen Arabesken ganz abscheulich verunstaltet vor ihnen ausdehnt. „Ich finde diesen Tortenaufputz beinah' so häßlich, wie die Teppichgärtnerei in der Villa Albani,“ sagt sie — „und Du? ...“

Truyn kraut sich den Kopf — „ich eigentlich auch,“ gibt er nach einer Weile kleinlaut zu; „doch kann ich unmöglich daran rühren. Mein alter Kraus hat, um mich zu überraschen, sich die undenklichste Mühe damit gegeben, unser Wappen auf dem Rasen auszuführen. Da mußte ich ihm seinen sinnigen Einfall doch loben, mochte ich das Ding nun häßlich finden oder nicht. Nicht wahr, Zini?“

„Das ändert freilich die Sache,“ gibt Zinka zu, — „den treuen alten Kraus möchte ich um nichts in der Welt kränken. Aber,“ sie deutet auf ein Bassin von ungemein schwerfälliger Form — „das Bassin wird der alte Kraus kaum entworfen haben. Das könnte man doch wegräumen lassen!“

Truyn macht ein sehr bekümmertes Gesicht. „Das Bassin ist greulich,“

gesteht er; „dennoch muß ich ein gutes Wort dafür einlegen. Es ist mir ans Herz gewachsen, alter Jugenderinnerungen halber — und sei's auch nur, weil ich als zwölfjähriger Bursche beinah' darin ertrunken wäre!"

„Dann freilich . . ." Zinka zuckt mit humoristischer Resignation die Achseln. „Ich wage kaum mehr gegen die grasgrünen Jalousien zu protestiren," fährt sie fort, „denn wenn Du, was in Anbetracht ihrer Farbe höchst wahrscheinlich ist, Dir an ihrem Anblick vor etwa dreißig Jahren eine Augenkrankheit geholt hättest . . . so . . ."

„Nein . . . nein . . . die Jalousien gebe ich Dir preis," ruft Truyn lachend; „die mögen fallen. Und nun muß ich Dir Etwas mittheilen, was Dir nicht recht munden wird — blaß zu werden brauchst Du nicht, es handelt sich nur um eine Unbequemlichkeit, und nicht um einen Verdruß. Während meiner Abwesenheit, das ist volle zehn Jahre lang, war der Park dem Publicum offen. Das Städtchen besitzt keinen andern öffentlichen Garten. Ich habe dem Stadtrathe zwar zur Behebung dieses Uebelstandes bereits ein Stück Grund zur Verfügung gestellt, doch möchte ich dem Publicum, so lange die neuen Anlagen noch nicht fertig sind, den Genuß des Parkes nicht vollkommen entziehen. Darum wäre mir's lieb, wenn Du sobald als möglich bestimmen wolltest, was Du davon speciell für Dich zu behalten wünschest, damit man die Partie abtheilt. Ich kann mir wirklich nicht helfen, Zini!"

„Du läßt Dir bald so viel gefallen, wie ein gekröntes Haupt," sagt Zinka lachend. „Einen Zipfel des Parks hast Du schon hergegeben, weil die neue Landstraße, der Bequemlichkeit des Publicums halber, knapp an Deinen Fenstern vorüber laufen muß . . . und . . ."

„Ich weiß . . . ich weiß," fällt ihr Truyn ungeduldig in das Wort — „aber man ist nun einmal den Leuten etwas schuldig. Du denkst gewiß, mein Mann ist ein rechter Tropf, der sich von Jedem absolut Alles gefallen läßt . . . aber . . ."

„Solltest Du's wirklich noch immer nicht besser wissen, was ich von meinem Manne denke?" meint Zinka leise und sieht ihm dabei mit thränenschimmernder Schelmerei in die Augen.

„O Du herzige kleine Frau!" murmelt er, und will ihr den Zeigefinger unter das Kinn legen.

„Was fällt Dir ein," ruft sie, sehr energisch seine Hand von sich abwehrend — „die Mauer ist hier neben der Straße so niedrig, daß jeder Gassenjunge uns beobachten kann. Weißt Du übrigens, daß mich diese Mauer heute außerordentlich ärgert? Unter uns gesagt — setz' Dich ein Bischen näher, Ricki — ich hatte die ganze Zeit schreckliche Lust, Dir um den Hals zu fallen, Du lieber, guter, schrulliger Mensch . . . aber die Mauer! . . ."

„Verfluchte Mauer!" ruft Truyn ingrimmig und die Faust ballend aus.

„Sage mir," frägt Zinka einschmeichelnd, „ist die Niedrigkeit der Mauer auch eine Frage der Humanität? Kannst Du den Spießbürgern etwa die Genugthuung nicht versagen, die Herrschaften so bequem beobachten zu können?"

„Ach was! Ich habe mich schon vor zehn Jahren über die Niedrigkeit der Mauer geärgert, d. h. seitdem die Straße gebaut worden ist — aber . . . hm . . .

ich weiß selbst nicht, wie das kommt — wenn unser Einer nicht gerade an einer wüthenden Baumanie leidet, so geschieht nun einmal nichts. Wir schimpfen zehn Jahre lang über diesen Uebelstand ... und ...“

„Und sich von einem Uebelstand zu trennen, über den man schon zehn Jahre lang geschimpft hat,“ fällt Zinka lachend ein, „wäre fast so herzzerreißend, wie ein Bassin wegzuräumen, in dem man vor dreißig Jahren beim Haar ertrunken wäre. Nicht wahr, Ricki? —“

Der volle Juli-Sonnenschein liegt auf der eiergelben und bordeauxrothen Pracht des Truyn'schen Wappens, flimmert weißlich glänzend um die leichten Vorsprünge der mächtigen Baumgruppen, die hinter dem offenen blumigen Theil des Parks ihren düsteren Ernst von dem Smaragdgrün der Auen abheben, taucht kühn zwischen ihr dichtes Geäst und malt phantastische Lichtarabesken in ihre finstern Schatten hinein.

Aus dem Gartensaal tönt Gabrielle's süße, dünne Kinderstimme: „Io so una giardiniera ...“ — singt sie — Oswald hat seine Tapeziererarbeit vollendet und beugt sich nun über den Flügel. Er verbindet eine naive Empfänglichkeit für Musik mit dem schrecklichsten Vergnügen an sentimentalen Gassenhauern.

Vier knarrende Räder kreischen in die träumerische Monotonie hinein. Truyn reckt den Hals vor, springt auf. „Ah, der alte Swoboda, der Doctor, der Jella in den Masern behandelt hat,“ ruft er fröhlich aus, Dr. Swoboda in seiner komischen, mit einem Honigschimmel bespannten Karete erblickend. „Lebt der auch noch — ich muß ihn hereinrufen. Grüß' Sie Gott, Doctor, wie geht's?“

Der Doctor stutzt, blickt auf, zieht dann mit befriedigtem Schmunzeln den Hut und ruft: „Ihr Diener, Herr Graf.“

„Nun, so kommen Sie doch auf einen Plausch zu uns herein,“ sagt Truyn. „'s war ohnehin nicht schön von Ihnen, daß Sie so lange nichts von sich hören ließen.“

„Aber, Herr Graf, wie konnt' ich denn ahnen ...“

Um wenige Minuten später sitzt der alte Doctor Truyn gegenüber unter der Marquise und erstattet dem Grafen genauen Bericht über das Wohlbefinden einer Unmenge von, in dem Städtchen oder auch in der Umgegend ansässigen Persönlichkeiten, welche sich der Besitzer von Rautschin mit fabelhafter Gedächtnißtreue gemerkt hat.

Einige sind gestorben, ein oder zwei sind wahnsinnig geworden — ein paar sind verkracht.

„Verflixter Börsenschwindel, daß der auch mein liebes, altmodisches Rautschin mitzureißen beginnt!“ murmelt Truyn; „gewissen Epidemien ist nicht zu steuern. Traurig ... traurig! Jetzt nistet sich auch die Phylloxera in Schneeburg ein.“

„Sind keine Krankheiten in der Gegend?“ frägt Zinka den Doctor — vielleicht um einer conservativen Explosion ihres Gatten zuvorzukommen.

„Nichts von Bedeutung. Das Geschäft geht schlecht, gräfliche Gnaden.“

„Wo kommen Sie denn her, Doctor?“ frägt Truyn.

„Von Schneeburg.“

„Ah! etwas Ernstliches los in der Caprianischen Sippe? Ich möchte König Midas keine Thränen nachweinen."

„Herr Graf meinen doch nicht, daß diese Herrschaften so einen armen Dorfbader zu Rathe ziehen würden, wie mich?"

„Lieber Swoboda, Sie genießen bei uns Allen ein so exceptionelles Vertrauen!" versichert ihm Truyn gutmüthig.

„Bin herzlich dankbar dafür, Herr Graf, aber ... nun, dieses Vertrauen ist eine alte Gewohnheit; die Sippschaft Capriani jedoch nennt alte Gewohnheiten Vorurtheile, und hat sich's zur Aufgabe gemacht, damit aufzuräumen. Bei unserm armen Grafen Fritz war ich!"

„So, sind etwa die Kinder krank?"

„Nein, nicht krank, aber schwächlich; jeden Augenblick fehlt einem oder dem anderen eine Kleinigkeit — sind eben Stadtkinder — im Grund bin ich nicht um sie besorgt — die werden sich schon erholen. Wer mir das Herz schwer macht, ist der arme Graf Fritz, der steckt in keiner guten Haut."

„So, so, was fehlt ihm denn?" frägt Truyn mit zuckenden Nasenflügeln und in merklich irritirtem Ton.

„Seine unglücklichen Verhältnisse drücken ihn in das Grab," gibt der Doctor dumpf zurück.

„So ... hm! hm! Ich muß Ihnen gestehen, hm ... mein lieber Doctor, daß ... ich es dem Fritz übel nehme, daß er ... hm ... eine Stellung bei diesem ... hm ... Abenteurer angenommen hat!"

Traurig sieht der alte Doctor dem aufgeregten Cavalier in die Augen. „Wenn man Heimweh hat und dazu Kinder, die hungern und die Stadtluft nicht vertragen, so thut man Manches, dessen man sich in halbwegs erträglichen Verhältnissen selbst nicht für fähig gehalten hätte!" bemerkt er.

„Ossi sagt Dir's immer," beginnt Zinka.

„Ah was, Ossi ist ein Enthusiast, dem beständig sein Herz zu Kopf steigt."

Der alte Doctor seufzt. „Nun will ich aber doch nicht länger stören," beginnt er. Oft genug hat er die Herrschaften gähnen sehen, wenn sich die Thür hinter einem allzu sehr verlängerten Besuch geschlossen hat.

„Durchaus nicht — durchaus nicht — bleiben Sie doch noch einen Moment; ich muß die Kinder rufen. Gabrielle! Ossi!"

Das junge Paar tritt aus dem Gartensaal.

„Ah, Sie sind's, mein Lebensretter," ruft Gabrielle, ihm herzlich die Hand bietend.

Auch Oswald begrüßt ihn freundlich; doch plötzlich zeigt sich bei ihm ebensowohl als bei dem alten Arzt eine Art Befangenheit — Beiden fällt der unangenehme Auftritt in jener Wirthsstube ein. Die Conversation kommt nicht mehr in Fluß.

„Jetzt muß ich wirklich fort," beginnt der Doctor verlegen.

„Auf baldiges Wiedersehen," ruft Truyn, ihm die Hand reichend; „richten Sie dem Fritz meinen Gruß aus, und ... hm ... sagen Sie ihm von mir, er möge mich bald besuchen."

Damit begleitet Truyn den alten Herrn ein paar Schritte weit. Wie er

zu der Familiengruppe zurückkehrt, bemerkt er, daß Oswald stirnrunzelnd, in stummem Zorn eine Cigarette zwischen den Fingern zerarbeitet.

„Wo drückt Dich der Schuh, Ossi?“ frägt er.

„Ich begreife nicht, wie Du so hart gegen Fritz sein kannst, Onkel!“ ruft Oswald, die Cigarette von sich schleudernd, aus; „Du bist doch sonst der weichherzigste Mensch von der Welt, dem armen Teufel gegenüber aber ...“

„Rege Dich doch nicht gleich so schrecklich auf,“ verweist ihn Truyn gutmüthig und zugleich etwas erstaunt über die Heftigkeit des jungen Mannes. Wie soll er ahnen, welche heimliche Gemüthsaufregung Oswald's Entrüstung würzt. „Du bist von einer Reizbarkeit ...“

„Ich bin völlig normal!“ behauptet Oswald kühn, „nur ... wie konntest Du den Fritz durch den Doctor grüßen, ihm sagen lassen, er könne Dich besuchen! ... Hast Du denn keine Idee davon, wie wund, wie verschüchtert er ist, und noch obendrein körperlich so elend, daß er keine sechs Monate überdauern wird. Ich habe Dich doch so sehr gebeten, ihn aufzusuchen! ...“

„Papa! Wenn Dich Ossi schon darum bittet!“ flüstert Gabrielle mit ihren großen innigen Kinderaugen zu ihrem Vater aufblickend.

„Ach, Du begreifst nicht, wie man Ossi etwas abschlagen kann,“ meint Truyn inmitten seines Verdrusses auflächelnd. Sehr tief erröthend, schlägt sie die Augen nieder.

„Was hast Du denn eigentlich an ihm, Jella?“ neckt sie der Vater, „an einem zornigen Menschen, der bei dem geringsten Anlasse tobt und die Fäuste ballt. Was würdest Du sagen, wenn ich ein Veto einlegen wollte gegen diese unsinnige Verlobung mit einem nur halb zurechnungsfähigen Barbaren?“

Gabrielle erröthet noch dunkler, sieht abwechselnd den Vater und den Bräutigam an, entscheidet sich schließlich für Letzteren und legt ihm leise die Hand auf den Arm.

„Siehst Du, Onkel! — vollständige Niederlage!“ ruft Oswald, der ob des kleinen Intermezzos Zorn und Entrüstung vergessen hat. Das reinste Liebesglück jauchzt aus seiner Stimme, während er hinzusetzt: „Nicht wahr, Jella, uns trennt nichts mehr — nicht einmal ein väterlicher Machtspruch!“

Und Jella hält sich fester an seinem Arm und sieht selig aus und schweigt.

„Armer kleiner Kamerad!“ murmelt Truyn, sie zärtlich betrachtend. In seine Rührung mischt sich etwas von dem Mitleid, das der Anblick eines vollen jungen Liebesglücks fast immer gereiften und erfahrungsreichen Menschen einflößt.

„Armer Kamerad! ... Nun, um mir etwas von Deiner Gunst zurückzuerobern, will ich denn gute Miene zum bösen Spiel machen und mich den Wünschen Deines Tyrannen fügen!“ —

II.

„Wie kann man ein solches Stubenmädchen in einem honetten Hause dulden!“ denkt Truyn, als ihm auf der Freitreppe des kleinen, zwischen Park und Gemüsegarten situirten Schweizerhäuschens, welches dem Sohn des letzten Besitzers von Schneeburg nunmehr zur Wohnung angewiesen worden ist, — ein zerzaustes Frauenzimmer mit lose um ihre üppige Gestalt herumschlotterndem Leinwandkleid

und vertretenen Tanzschuhen entgegen tritt, dann, nachdem es seine Frage, ob der Graf zu Hause sei, bejaht, mit dem schrillen Ausruf: „Malzin! Besuch für Dich!" in das Innere des Hauses verschwindet.

Ein unangenehmes Gefühl überschleicht Truyn. Das also ist — Im nächsten Moment hat er alles Andere über dem Anblick eines blassen, blonden jungen Mannes vergessen, der ihm mit den Worten: „Erich! ... Du hier!" entgegenstürzt. „Fritz ... Fritz!" murmelt Truyn mit gebrochener Stimme, und zieht seinen unglücklichen Vetter in seine Arme.

Von allen verschiedentlichen Menschentypen gehört der Declassirte unbedingt zu jenen, mit welchen der Umgang am unbequemsten ist. Langsam dem Verkehr mit seiner Kaste entwöhnt, ein abgetrenntes Glied von ihr, weiß der Declassirte zumeist nicht, welche Haltung er dieser Kaste gegenüber annehmen soll, und schwankt, sobald er wieder mit einem von „seinen Leuten" zusammentrifft, fast immer zwischen zudringlicher Familiarität und verbitterter Bescheidenheit.

Von allem Dem hat Fritz nichts. Er ist so einfach und herzlich, daß sich Truyn schämt, der Begegnung mit ihm ausgewichen zu sein.

Blond, mit feinen, etwas geschärften Zügen und großen, traurigen, grauen Augen, peinlich sauber und accurat im Anzug, ist er von Kopf bis zu den Füßen der Cavallerie-Officier in Civil, und — in schlechten Verhältnissen, d. h. ein Mensch, der selbst der allgemeinen Schäbigkeit, zu der ihn das Schicksal verurtheilt hat, noch eine gewisse unbewußte Distinction abgewinnt.

„Du ahnst es kaum, welch' große Freude Du mir mit Deinem Besuche machst. Wenn ich einen von Euch wiedersehe, so ist's mir beinah', als sei eines meiner Lieben aus dem Himmel herunter gestiegen, um mir die Hand zu drücken!" sagt er sehr innig, worauf Truyn erwidert:

„Ich wäre schon längst gekommen, nur erwartete ich eigentlich, daß Du ... daß ..."

„Daß ich ..." Fritz lächelt eigenthümlich staunend, „nein, Erich, das konntest Du ..."

„Nun ... nun ... und wie geht's Dir denn, wie geht's?" verredet Truyn rasch seine ersten Worte.

„Man lebt halt!" entgegnet Fritz in seiner österreichischen Manier, und sieht weg ...

Indem hört man eine Stimme unten nach „dem Grafen Malzin" fragen.

„Ich bin nicht zu Hause, Lotti, hörst Du's, für Niemanden," ruft Malzin in das Nebenzimmer. „Komm' Erich!" Damit führt er seinen Gast aus dem sogenannten Salon in einen sehr ärmlichen Raum, den er als „mein Loch" bezeichnet und in dem sich Truyn augenblicklich heimisch fühlt.

„Der junge Capriani war's," erklärt nun Fritz hastig — „er kam gewiß, um wegen der Gruft mit mir zu unterhandeln. Vielleicht hast Du davon gehört, daß mein seliger Vater sich bei dem Verkaufe von Schneeburg die Gruft contractlich für uns ausbedungen hat. Capriani, der doch sonst an Alles denkt, hat es merkwürdiger Weise übersehen, daß sich dieselbe im Parke befindet, und verlangt nun von mir, ich solle sie ihm für einen Geldbetrag überlassen. Nur zu! ... die Gruft erhält er nicht. Es ist das letzte Stück Heimath, das mir

bleibt. Wenigstens im Grabe will ich bei meinen Leuten liegen! ... Doch sprechen wir von heitereren Dingen. Dir und Deinen Lieben geht's gut, nicht wahr? Ich brauch' gar nicht zu fragen, ich seh' Dir's an. Auch bin ich über Deine häuslichen Verhältnisse genau unterrichtet durch Ossi.“

„Er kommt öfter zu Dir?“

„Ja,“ sagt Fritz, „und jedesmal bringt er ein anderes Project zur vollständigen Behebung aller mich drückenden Unannehmlichkeiten, und jedesmal setzt er es mir mit derselben feurigen Energie auseinander. Die Projecte sind unausführbar — thut nichts! Das Leben kommt mir doch immer erträglicher vor, wenn ich mit ihm plaudere. Und wenn er fort ist, so dünkt's mich stets, als sei eben ein tolles lustiges Frühlingsgewitter an mir vorüber gebraust und habe die Luft gewürzt und gereinigt. 's ist 'was Eigenthümliches um den Burschen! Bei seinem heftigen Temperament ist er doch von unbeschreiblicher Zartheit! ... hm! ... wenn unsereins manchmal mit solch einem glänzenden Glückskind zusammen prallt, so fühlt sich's unwillkürlich unbehaglich — 's ist fast, als falle grelles Licht in wunde Augen ... Aber bei ihm — nicht die Spur, er erwärmt, ohne zu blenden, er versteht es, sich zum Elend herunter zu beugen, ohne darauf herunter zu schauen.“

„Ja, ja, er hat seine guten Seiten,“ brummt Truyn — „sehr gute Seiten. Aber er hat mir doch das Herz meines kleinen Kameraden gestohlen und ich kann nicht behaupten, daß mich das freut!“

„Du verlangst doch nicht, daß ich Dich etwa um des Schwiegersohnes, der Dir in ihm bevorsteht, bedauern soll?“ frägt Fritz lachend.

„Das nicht — wenn ich mir schon überhaupt einen gefallen lassen muß, so ...“

„So danke Gott, daß sich die jungen Leute gefunden haben,“ sagt Fritz in der bevormundenden Art, welche sich die vom Schicksal Verkürzten gegen glückliche Menschen herausnehmen dürfen, selbst wenn sie um vieles jünger sind, wie letztere. „Weißt Du, was er für mich gethan hat — nur unter Anderem — nur ein kleiner Zug?“

„Wie sollt' ich? Er wird mir's doch nicht erzählen,“ sagt Truyn.

„Nun freilich nicht! — Wir hatten einander jahrelang aus den Augen verloren, dennoch suchte er mich gleich auf, sobald er mich in Schneeburg wußte, und fragte, ob er mir in irgend einer Art nützlich sein könnte. Ich fand das freundlich, nahm es aber nicht ernst, und versicherte ihn herzlich dankend des Gegentheils. Er kam wieder, brachte Geschenke für die Kinder und Grüße von seiner Mutter, und lud mich zu Tisch ein. Als wir dann einmal im Rauchzimmer allein waren, da hat er mich mit dem befangenen Gesicht eines sehr edlen Menschen, der eine Wohlthat auf dem Herzen hat, gefragt: „Fritz! sag' mir's aufrichtig, drückt Dich keine alte Schuld?“ Natürlich wollt' ich anfänglich nicht mit der Farbe heraus, aber endlich gestand ich's ihm doch, daß mich noch ein paar unbeglichene Differenzen quälen. Ein unbefleckter Name ist nun einmal der Luxus, den unsereins am allerschwersten entbehren lernt. Er hat Alles in Ordnung gebracht und es drückt mich nicht einmal. Er hat eine so lustige Art zu schenken, immer als wär's der reinste Zeitvertreib. Ich fragte

ihn einmal, wie's denn käme, daß ein glücklicher Mensch wie er noch so viel Zeit fände, an Andere zu denken? Da gab er mir zur Antwort: „Das Glück ist wie ein Rosenstock, es gedeiht immer besser, je mehr Blüthen man davon wegschenkt!"

„Ja, ja, er ist wirklich ein prächtiger Mensch! ... Wir zanken uns manchmal, aber er ist doch ein prächtiger Mensch!" murmelt Truyn — „er paßt zu der Kleinen — Du mußt sie kennen lernen! Und was machen denn Deine lieben Kinder? Ossi sagt, sie seien sehr niedlich. Drei hast Du, nicht wahr?"

„Nein, nur zwei," erwidert Fritz mit zitternder Stimme, und dabei nimmt er eine kleine Photographie von der Wand — „zwei ... mein Aeltester starb mir. Sieh' Dir ihn an" — Truyn das Bildchen reichend — „er war herzig, nicht wahr, mein armer kleiner Siegi! aber zu schön, zu schneidig für das Loos, welches ihm hienieden beschieden gewesen wäre. Besser, daß er todt ist ... besser!" sagt er in der harten gezwungenen Art, in der man Dinge sagt, die der Verstand behauptet und die das Herz nicht glaubt. —

Matt und träumerisch schleicht sich aus dem Park der Duft von halbverwelkten Nachtviolen. Nur gedämpft sickert das Licht durch den dichten Laubvorhang der die offenen Fenster umschattenden alten Aprikosenbäume. Fritzens Zimmer sieht auf den Gemüsegarten hinaus. Die alte Empire-Uhr auf seinem Schreibtisch schlägt, mühsam nach Athem ringend, fünf Mal. Truyn kennt die alte Uhr wohl, nur pendelte sie ehemals so lustig summend in die Ewigkeit hinein, als erwarte sie von jeder Stunde eine neue Freude. Es scheint fast, als habe sie seitdem aus Kummer die Stimme verloren, so heiser und ächzend haspelt sie jetzt die Secunden ab. Und nicht nur die Uhr — Alles, was ihn hier umgibt, kennt Truyn. In dem ganzen ärmlichen Zimmer verräth sich ein geradezu fanatischer Cultus der Vergangenheit. Die Sessel sind dieselben scheußlichen Ungethüme mit lyraförmigen Lehnen, deren krummen Beinen die kleinen Malzins zornige Fußstöße auszutheilen pflegten, wenn sie der Hofmeister zu lange mit den Lectionen festhielt. Selbst das Muster an der Wand mit seinen apokryphen Vögeln und Schmetterlingen, zwischen unwahrscheinlichen Blumenguirlanden, ist dasselbe, welches vor fünfunddreißig Jahren ein vacirender Zimmermalergesell darauf geklext hat.

Was Truyn jedoch am meisten in die Augen sticht, ist die Verkleidung einer der niedrigen, in tiefen Nischen sitzenden Thüren, die von oben bis unten mit Bleistiftstrichen und allerhand Namen bekritzelt ist.

Auf diese Thüre pflegten die kleinen Malzins alle Jahre die Fortschritte ihres Wachsthums zu verzeichnen.

„Pipsi 14" liest er, „und etwas darüber", „Erich" — er lächelt unwillkürlich — liest weiter — „Oscar 12" — und dann tief unten in unsicheren Schriftzügen, die aussehen, als ob eine ältere Schwester einem ganz kleinen Kinde die Hand geführt: „Fritzl".

Und durch Truyn's Seele gleitet es wie ein Echo von knisternden Schreibheften und fröhlichen Kinderstimmen, — von Kramer'schen Etüden und gähnend recitirten lateinischen Vocabeln. Ja selbst der eigenthümliche Duft nach Lavendel

und frischer Wäsche, der sonst den hellen Perkalkleidchen seiner hübschen Bäschen entschwebte, steigt aus der Vergangenheit zu ihm empor.

„Das ist ja Euer altes Schulzimmer!“ ruft er aus.

„Nun freilich,“ sagt Fritz, „errätst Du, wem ich's verdanke, daß es intact geblieben?“

„Dem Geiz Deines Principals?“

„Nein, dem Zartgefühl seiner Frau. Ehe ich hier einzog, sagte sie mir: „Mein Mann wollte die Wohnung für Sie renoviren lassen, Herr Graf, ich aber meinte, Sie hängen vielleicht an den alten Erinnerungen, und bitte Sie darum, nur nach eigenem Gutdünken die Reparaturen besorgen zu lassen.“

„Brave Frau!“ murmelte Truyn.

Indem tritt eine auffallende weibliche Erscheinung herein — dieselbe, welcher Truyn auf der Freitreppe begegnet ist, — aber nun im großen Staat, eng geschnürt, die Wangen dick mit rosaschimmerndem Poudre bestäubt — das ist Fritz Malzin's Frau!

„Sehr schön von Ihnen,“ beginnt sie, nachdem Fritz sie mit Truyn bekannt gemacht. Ihre Stimme hat den gezwungenen Wohllaut des Bühnenorgans. „Sehr schön, daß Sie unsere bescheidene Häuslichkeit mit einem Besuch beehren. Darf ich mir erlauben, Ihnen eine Tasse Kaffee anzubieten ... d. h. Herr Graf“ — da Truyn offenbar zögert — „wenn Sie mit unserer einfachen Hausmannskost sich begnügen wollen: denn Sie wissen ja, auf dem Lande, wenn man nicht vorbereitet ist ...“

Fritz zupft nervös an seinem Schnurrbart.

Obzwar er, schon in dem Alter gastrischer Pedanterie, eine sehr große Abneigung dagegen hat, sich zwischen den Mahlzeiten den Appetit zu verderben, nimmt Truyn gutmüthig diese prätentiös bescheidene Einladung an. —

III.

Das Speisezimmer, ein langer schmaler Raum mit drei Fenstern, riecht nach neuem Lack und Fliegengift; verstaubte Lorbeerkränze mit goldbedruckten Widmungsschleifen, sowie mehrere Tricotphotographien der Hausfrau schmücken die Wände. Der lang ausgezogene Tisch ist mit Speisen überladen. Malzin's Kinder, ein Mädchen und Knabe von fünf und drei Jahren, nehmen an der Mahlzeit Theil. Sie sind blaß und schwächlich, dabei jedoch auffallend hübsch, mit einem sympathischen, an den Vater erinnernden Zug um Mund und Augen. Man merkt es ihrem freundlich schüchternen Wesen an, daß sich Fritz viel um ihre Erziehung bekümmert. Mit seinem Töchterchen wechselt er zärtliche kleine Scherze — sein eigentlicher Liebling aber scheint das Bübchen zu sein, das, auf einen hohen Stuhl neben ihm gesetzt, ausschließlich von ihm bedient wird.

Von der amüsanten Unbeholfenheit vornehmer Väter, die sich nur ab und zu als liebenswürdige Dilettanten mit der Bedienung ihrer Nachkommenschaft befassen, hat Fritz nichts. Im Gegentheil verräth seine Art, das Kind zurechtzurücken, ihm die Serviette umzubinden und den Milchnapf zwischen die winzigen Hände zu legen, daß die Pflege des Kindes eine der Hauptbeschäftigungen seines Lebens ausmacht.

Ab und zu verbindliche Banalitäten murmelnd und seine Lippen in seine Kaffeetasse tauchend, sitzt Truyn neben der Hausfrau und zerkrümelt ein Stück Theegebäck auf seinem Teller.

„Sie thun unsrer Kost wenig Ehre an," sagt die Schauspielerin einmal um das andere, „nehmen Sie doch von diesem Zwieback, Herr Graf. Der Graf Capriani, welcher doch über einen französischen Koch verfügt und wirklich nur an das Beste gewöhnt ist, lobt ihn immer."

Fritz steigt das Blut in die Wangen. „Versuche diesen Kirschkuchen," sagt er rasch, „Lotti fabricirt ihn selbst. Sie pflegte mich immer damit zu verwöhnen, als ich noch Bräutigam war — nicht wahr, Lotti?"

Diese freundliche Anspielung auf ihre häusliche Thätigkeit faßt die Schauspielerin als eine Beleidigung auf, und ehe noch Truyn etwas Höfliches bemerken kann, ruft sie, roth vor Zorn: „Sie wissen, Herr Graf, daß in einer so ärmlichen Haushaltung die Hausfrau zugreifen muß."

Truyn murmelt irgend etwas und Fritz lächelt geduldig und streichelt das zarte blonde Köpfchen seines Sohnes.

Es ist eine peinlich unbehagliche Stunde.

Truyn heftet den Blick bald auf die Photographien, bald auf die gläsernen Fliegenfallen, unter denen zahllose Fliegen auf dem Rücken liegen und krampfhaft ihr Leben auszucken; am meisten freilich ruhen seine Augen auf der Hausfrau. Sie riecht nach Moschus und malt sich die Augen. Ihre vollen Arme stecken in zu engen Aermeln und ihre Büste sitzt ihr unter dem Kinn. Erst nach längerer Prüfung ihres Aeußeren entdeckt Truyn, daß sie eigentlich schön ist, daß ihr Gesicht — wenngleich leider durch zu volle Lippen einigermaßen entstellt — doch recht auffallend der knydischen Venus gleicht.

Ganz unerträglich ist die zudringliche, mit allerhand Sticheleien gewürzte Demuth ihrer Manieren.

„Für diese Frau!" denkt er immer und immer wieder — „für diese Frau!..." Da fällt sein Blick auf eine Photographie, welche die Gräfin als „schöne Helena" vorstellt und zwar in einem Costüm, das ihren prächtigen Wuchs völlig zur Geltung bringt. Truyn erinnert sich nun mit einem Male dessen, daß er sie in dieser Rolle gesehen hat, — erinnert sich dessen, daß ihr Spiel schlecht, ihre Erscheinung aber von blendender Bühnenwirkung war.

„Haben Sie mich auf dem Bild erkannt, Herr Graf?" frägt sie rasch.

„Augenblicklich," versichert er.

„Haben Sie mich etwa spielen sehen?"

„Ich habe einmal das Vergnügen gehabt."

„Ah!" — Eine merkwürdige Veränderung vollzieht sich an ihr, ihr ganzes schläfriges Wesen belebt sich, der Durst nach den Triumphen ihrer Vergangenheit leuchtet aus ihren Augen. Sie rückt näher an Truyn heran, den Kopf kokett in die Hand stützend, flüstert sie: „Haben Sie auch zu meinen Verehrern gehört?"

Fritz runzelt die Stirn, wirft ihr einen zornigen Blick zu, dreht seine Serviette zwischen den Händen.

Da wird seine Aufmerksamkeit plötzlich abgelenkt. Langsame Axtschläge

dröhnen eintönig durch die schwere Sommerluft. Fritz wechselt die Farbe — springt auf und eilt zum Fenster.

„Was hast Du?“ frägt ihn die Schauspielerin spöttisch.

„Sie hauen die alte Buche um,“ wendet er sich mühsam sprechend nicht an sie, sondern an Truyn — „die Friedrichsbuche; einer von unsern Ahnen, einer, auf den wir stolz sind, Joachim Malzin hat sie nach der Befreiung von Wien eigenhändig gepflanzt und wir haben als Kinder alle unsere Namen hineingeschnitten. Du erinnerst Dich wohl noch, Madame Lenoir verwies uns dies immer als nicht comme il faut; sagte, es sei ein Zeitvertreib für Handwerksburschen. Mein Gott, wie lang das her ist — und jetzt hauen sie sie um — Capriani behauptet, sie versperre ihm die Aussicht!“

IV.

„Wenn man ihm nur helfen könnte! — Aber da läßt sich nichts thun — nichts!“

So grübelte Truyn, während er auf seinem breitschultrigen Cob, von seinem glatt zugestutzten englischen Groom gefolgt, nach Hause ritt — verstimmt und mitleidig.

Es gibt viele verschiedene Arten von Mitleid, die alle mitsammen dem Herzen nicht wehe thun und einen ganz erträglichen, mit schönem Tugendbewußtsein gewürzten Zeitvertreib für vornehme Seelen ausmachen, — so z. B. das künstlerisch contemplative Mitleid, das, als edler Selbstzweck, die Hände bequem in den Taschen, einer traurigen Situation zusieht wie dem fünften Act einer Tragödie, ohne das Bedürfniß in sich zu fühlen, seine Existenz durch irgend etwas Anderes zu bethätigen, als durch das Ausstoßen von empfindsamen Seufzern. Dann das selbstbeschauliche Mitleid, das, ebenso unthätig wie das künstlerisch contemplative, darin culminirt, daß wir zum genugthuenden Bewußtsein der vergleichsweisen Erträglichkeit unserer eigenen Lage kommen; das decorative Mitleid, das als schöne Seelenzierde nur bei feierlichen Gelegenheiten, und wenn der ganze Mensch in voller moralischer Parade ausrückt, ans Tageslicht gezogen wird.

Aber es gibt auch ein Mitleid, das zu dem Peinlichsten gehört, was ein edler, zartfühlender Mensch empfinden kann — ein Mitleid, das mit dem dringendsten Begehr zu helfen, zu trösten ausgestattet, sich dem Schmerz gegenüber, dem es so lebhaft nachfühlt, machtlos weiß; das um Alles in der Welt gern helfen möchte, und nicht helfen kann! — Und das war's, was Truyn bedrückte, als er von Schneeburg heimritt — ein großes, unfruchtbares Mitleid, das in seinem weichen, warmen Herzen lag wie ein kalter, harter Stein.

„Wenn man ihm nur helfen, wenn man ihm das Leben wenigstens erträglich machen könnte, armer Fritz, armer Bursch'!“ murmelte er ein über das andere Mal. —

Die hohen Pappeln, die wie eine ganze Reihe riesiger warnender Ausrufungszeichen am Straßenrande standen, warfen dunkle Schattenstreifen über den hellen Staub der Chaussée. Die Grillen zirpten in den Straßengräben. Auf den Getreidefeldern rechts und links nickten die Aehren leise und ernsthaft;

rother Mohn und blaue Kornblumen, pitoreskes nutzloses Zigeunergesindel in der Feldvegetation, lachte zu ihren Füßen. Die Kleefelder waren im Verblühen — ein brauner Schimmer zog sich darüber hin, und ein matter fader Geruch rang sich aus ihnen empor. Der erste durchsichtige Dämmerschleier schwächte das Licht und dämpfte die Schatten.

Wie genau er den Weg kennt! 's ist gute Nachbarschaft gehalten worden sonst zwischen Schneeburg und Rautschin.

Nickend und lachend gleitet's durch seine Seele, wie ein freundlich grüßender Gespensterreigen. Aus dem blauen Duft seines weit hinter ihm liegenden Lebensmorgens taucht eine schlanke Mädchengestalt mit langen schwarzen Zöpfen und flaumigem Pfirsichgesicht — die braune Pipsi, für die Erich als sechzehnjähriger Schwärmer Gedichte abgeschrieben hat, — und ein zweiter Schemen, die lustige Tilda, die mit ihrer dreizehnjährigen Naseweisheit das sentimentale Liebespärchen so unbarmherzig auszulachen pflegte, — und Hugo, ein etwas schwerfälliger Junge, immer mit seinem Hofmeister und der griechischen Grammatik im Krieg.

Wohin sind sie alle? — Hugo ist als junger Officier bei einem Duell gefallen, die braune Pipsi hat nach Ungarn geheirathet und ist dort im ersten Kindbett gestorben, Tilda hat sich mit einem spanischen Diplomaten vermählt — Truyn hat seit Jahren nichts mehr von ihr gehört. — 's ist keiner im Vaterland übrig von den Malzins, als Fritz, der zu Zeiten von Truyn's lyrischer Schwärmerei noch ein krausköpfiges, schwersprechendes Baby war, vor dessen Grübchen die ganze Familie auf den Knien lag, und das mit seinen Küssen Gnaden austheilte. —

Truyn's Gedanken eilen weiter. Er erinnert sich, Fritz als munteren Theresianisten gesehen zu haben — als eleganten Husarenofficier. Er war einer der hübschesten Officiere der Armee gewesen, blond, mit leichtlebigem Lächeln um den Mund und der sprichwörtlichen Malzin'schen Familiengewissenhaftigkeit in den ernsten Augen — sehr wählerisch in Bezug auf seine Genüsse, in Bezug auf seine Person beinahe bis zur Stutzerei gepflegt, von Weltdamen verwöhnt. —

„Wer das gedacht hätte!" murmelte Truyn immer und immer wieder, während er gedankenvoll zwischen die Ohren seines Pferdes hinblickte.

Da bemerkte er eine große Staubwolke — ein angenehmes Gefühl durchwärmte sein Herz. In einem kleinen niedrigen Ponywägelchen sah er Zinka und Gabrielle, und hinter ihnen auf einem, eigentlich dem Kutscher bestimmten Sitz, Oswald. Zinka kutschirte und mußte sich offenbar mancherlei lachende Ausstellungen gefallen lassen von den beiden andern. — Wie gut Truyn das Bild gefällt, wie oft er daran zurück denken wird, an die lieblichen blonden Köpfchen der beiden Damen — an den braunen, jungen Mann, der im Verkehr mit ihnen die lustigste Vertraulichkeit mit der verbindlichsten Courtoisie zu vereinigen weiß. Wie glücklich sie alle aussehen! —

„Du kommst so spät, Papa," ruft Gabrielle.

„Habe ich Dir wieder Etwas nicht recht gemacht, Kamerad?" scherzt Truyn.

„Aber Papa!" schmollt Gabrielle.

„Ich fing schon an ein wenig besorgt zu sein," sagt Zinka; „Ossi lachte mich

aus und meinte, ich sei genau so wie seine Mama, die sich, wenn er von einem Ritt um ein halb Stündchen später nach Hause zurückkehrt, als er erwartet wird, jedesmal einbildet, er müsse sich unterwegs todtgeschlagen haben und der Groom komme nur deshalb nicht nach Hause, weil's ihm an Muth fehle, die Trauerbotschaft zu bringen.“

Oswald lacht. — „Ja, die Phantasie meiner Mutter gefällt sich bisweilen in dergleichen Improvisationen,“ gibt er zu und streckt die Hand nach dem Zügel vor, um Zinka, die im Kutschiren noch nicht sehr stark ist, beim Umwenden zu helfen. „Und wie geht's dem armen Fritz?“

„Schlecht — ein Elend — zum Herzzerreißen,“ murmelt Truyn. „Und kein Absehen!“

„Du bist ihm nicht mehr böse?“ frägt Oswald mit gutmüthigem Triumph.

„Gott bewahre — aber ...“ Truyn kraut sich den Kopf, — „oh, dieser Börsenschwindel — diese Phylloxera!“

In demselben Moment begegnen sie einem etwas gebückt einher schreitenden magern alten Manne, mit scharfen, aber nicht unangenehmen Zügen, langen Armen und seltsam langschößigem Rock.

„Guten Tag, Herr Stern,“ ruft ihm Oswald, freundlich seinen Gruß erwidernd, zu.

Truyn zieht den Hut bis auf den Hals seines Pferdes herab.

„Wer ist denn das, den Du mit solch' exquisiter Deferenz grüßest, Papa?“ frägt Gabrielle.

„Der Rabiner von Selz,“ gibt Truyn zur Antwort; „bei der jetzigen Zeitströmung muß man diese Leute immer ganz besonders freundlich behandeln, — schon um des Pöbels willen, der sich immer ein wenig nach unser Einem richtet!“

„Ah, Dein Gruß war eine politische Demonstration, Onkel,“ bemerkt Oswald.

„Einigermaßen,“ erwidert Truyn; „übrigens soll der Stern wirklich ein ganz ausgezeichneter Mensch sein.“

„Das ist er auch,“ bekräftigt Oswald; „er ist mein ganz besonderer Freund — wenn sie ihm in der Gemeinde irgend eine Kränkung anthun, so wendet er sich jedesmal an mich. Armer Teufel! 's ist 'was Eigenes um die Juden. Ich theil' sie immer in zwei Gattungen ein: die, welche mehr oder weniger direct mit Jesus Christus, und die, welche mit Judas Ischariot verwandt sind. Die große Visionärin, die Poesie, hat die zwei Gattungen zu zwei unsterblichen Typen verewigt: Nathan und Shylock.“

„Na, Jella, ich hoff', Dein Bräutigam imponirt Dir; er spricht doch wahrlich wie gedruckt!“ neckt Truyn sein Töchterchen, das, den blonden Kopf etwas zurückgebogen, über ihre Schultern hinüber Oswald aus großen andächtigen Augen angestaunt hat. — „Ich hab' Dir den Fritz herüber geladen,“ fährt er freundlich fort — „für übermorgen zum Diner, Kamerad, — nur zu Deinem speciellen Vergnügen. Er schwärmt nämlich beinah so toll von Deinem Bräutigam wie Du selbst und Ihr könnt dann Euer Laudamus zweistimmig singen!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Der Zehnte.

Rede

am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers in der Aula der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Von

Ernst Curtius.

Durch die Geschichte des Alterthums geht eine doppelte Bewegung. Einerseits führt uns die Fülle neu entdeckter Urkunden und Denkmäler immer tiefer in das Einzelleben der Städte und Stämme; andrerseits steigert sich von Tag zu Tage das Bedürfniß, die alte Welt in ihrem Zusammenhange zu begreifen, und zu erkennen, was ein Volk dem andern gewesen ist. Diese Betrachtung ist um so lohnender, wenn sich nachweisen läßt, was die Alten an gemeinsamen Grundanschauungen hatten, und wie dies Gemeingut bei den verschiedenen Völkern eine nationale Ausbildung erhalten hat.

Lassen Sie mich den Versuch machen, dies an einem Punkte nachzuweisen.

Was den Menschen von den untern Stufen der Schöpfung am deutlichsten unterscheidet, ist seine Beziehung zur unsichtbaren Welt, ein Gefühl der Abhängigkeit von überirdischen Mächten und das Bedürfniß, sein Verhältniß zu ihnen zu regeln.

Am merkwürdigsten tritt dies darin hervor, daß er sich auch den irdischen Dingen gegenüber nicht durchaus unabhängig und selbständig fühlt. Das Korn des Ackers, den er im Schweiße seines Angesichts pflügt, die Baumfrüchte, die er gezogen, der Wein, den er gekeltert, das best erworbene Eigenthum, betrachtet er doch nicht als etwas, worüber er rücksichtslos und nach Willkür verfügen kann, sondern als etwas Uebergebenes, ihm Anvertrautes und Abgabepflichtiges.

Dies Abheben eines für die Gottheit bestimmten Theils wurde überall als eine bindende Verpflichtung angesehen, und wer ihr in Einfalt des Herzens nachkam, galt unter allem Volk für einen rechtschaffenen und frommen Mann. Das Orakel des Apollo bezeichnete Klearchos von Methydrion als einen ihm besonders wohlgefälligen Mann, weil er in stiller Zurückgezogenheit sein Gütchen bestellte und von jedem Ertrage die Erstlinge weihte.

Aber auch mitten im Kriegslager wagte von den achäischen Helden Keiner aus dem Becher zu trinken, ehe dem „hochgewaltigen Kronion" der erste Guß gespendet war.

Das war keine Priestersatzung, sondern uraltes Herkommen, im Volke wurzelnd, von Kreta, dem Ursitze hellenischer Sitte, durch den Archipelagus verbreitet, die Trankspende bei feierlicher Stille am Beginn des Männermahls.

Die Hellenen sind uns das geistig vertrauteste Volk des Alterthums. Was wir bei dem arkadischen Bauer und den achäischen Helden als Volkssitte kennen, war der einfachste Ausdruck eines gottesfürchtigen Sinnes, der vor dem Genuß der irdischen Gabe des Gebers gedenkt, eine Cultushandlung ohne Altar und Bild, eine Bethätigung religiöser Empfindung, die aller Mythologie vorausgeht, dem allgewaltigen Weltherrscher gewidmet, dem Achilleus spendet, zum Himmel aufschauend.

Solche Abgabe von Speise und Trank war bei allen Völkern eine der ältesten religiösen Darbringungen.

Es blieb aber nicht bei so einfacher Form. Die Zahl, die Alles regelnde, kam auch zwischen Mensch und Gottheit zur Anwendung. Gott rechnet nicht mit den Menschen, aber die Priester rechnen, und sie mußten rechnen, wenn ein Gottesdienst eingerichtet wurde, dem ein Theil des Volkes sein Leben widmen sollte.

Wo nun der Gott des Himmels nicht in ahnungsvollem Gefühl ergriffen wird, wie der pelasgische Zeus, zu dem Achilleus aufblickt, sondern der persönlich bezeugte ist, der Wohlthäter, Führer, Gesetzgeber und König der von ihm ausgewählten Volksgemeinde, da wird, was dem Gefühl und der Sitte überlassen war, gesetzlich geregelt. Die Erstlinge der Tenne, der Kelter und des Gartens werden als Pflichtgaben gefordert, die Leistungen sind Gegenleistungen für empfangene Gnadenbeweise.

So wird für die in Aegypten gerettete Erstgeburt der Erstgeborene geweiht; er vertritt das Geschlecht, ebenso wie die Erstlinge der Frucht den ganzen Ertrag des Jahres vertreten.

Um dies Verhältniß des Theils zum Ganzen genauer zu bestimmen, wurde die Zahl benutzt, mit welcher sich, wie nach einer gemeinsamen Uebereinkunft, die Vorstellung einer aus gleichen Theilen bestehenden Einheit verbunden hat.

Zehn war der Ausdruck des in sich Abgerundeten und Vollständigen; der zehnte Theil vertritt das Ganze, und die Abgabe des Zehnten mahnt den Besitzer, daß er nicht in Wahrheit Eigenthümer sei, sondern nur das Nutzungsrecht an Grund und Boden habe.

Wo Staat und Gottesdienst so verschmolzen sind, wie beim Volke Israel, erscheint der Zehnte als uralte Form der Unterwürfigkeit. So huldigte Abraham dem Könige von Salem, und Jacob gelobt in Bethel: „So der Ewige mich behütet, soll er mein Gott sein, und ich will ihm den Zehnten geben von Allem, was er mir gibt."

Es ist der symbolische Ausdruck eines unlösbaren Zusammenhangs, einer Hörigkeit, in welche ein ganzes Volk zu dem Gott seiner Väter tritt.

Was uralte Volkssitte war, die Abgabe der Erstlinge, ist nun in ein Rechtsinstitut, der freie Dank in eine vorschriftsmäßige Leistung umgewandelt, und das dem Maßstab des Gefühls Ueberlassene nach dem Decimalsystem geregelt. Die ethische Weihe der Satzungen beruht aber darauf, daß der Einzelne nicht mit pharisäischem Dünkel sich ein Verdienst daraus macht, wenn er mit über-

triebener Peinlichkeit auch das geringste Kraut verzehntet, andrerseits die Abgabe nicht wie eine Steuerlast trägt, sondern dem Gebote folgt: Heilige deinen Zehnten fröhlich!

Aehnliche Ordnungen finden wir in den Priesterstaaten Kleinasiens, wo die Ortsgottheit oberster Landesherr war, wie Jehova im heiligen Lande, und die Landleute, in offenen Gauen um das Heiligthum angesiedelt, als Zinsbauern der Gottheit, den Boden ackern.

Ein solcher Gauverein war das älteste Ephesos, und als Xenophon sich der ephesischen Göttin dankbar erweisen wollte, kaufte er von dem Gelde, das sie ihm aufbewahrt hatte, bei seinem Landsitze ein Grundstück, weihte es ihr, so daß sie Grundbesitzerin wurde, während er als ihr Pächter den Boden bestellte und ihr von Wiese, Feld und Garten, von Jagd und Fischfang den Zehnten zahlte.

So tief diese Beziehungen zur Gottheit, wie wir sie bei Israeliten und Hellenen finden, in das menschliche Leben eingreifen, so entziehen sie sich doch dem Gedächtniß der Geschichte, weil nur das Außerordentliche sich der Erinnerung einprägt. Wenn man aber die jährliche Ernte durch Abgabe der Erstlinge heiligte, wie vielmehr den Erfolg gefahrvoller Unternehmungen, den Gewinn blutiger Kämpfe, wo die Gewaltthätigkeit einer religiösen Sühnung bedürftig schien und der göttliche Beistand dankbare Anerkennung verlangte.

Um 1100 v. Chr. schreibt Tiglat Pilesar, wie unsere Keilschriftkenner lesen, „Ich nahm die Stadt Murath, ihre Götter, ihre Habe. Die Stadt verbrannte ich. Sechzig Erzwerke weihte ich Raman, dem großen Herrn, der mich lieb hat. Fünfundzwanzig Götterbilder, die Beute meiner Hand, stellte ich auf zu Ehren des Tempels der Baltis, der Gemahlin Assur's, meines Herrn, des Anu, des Raman, der Istar. Nach Unterwerfung der Feinde Assur's habe ich die verfallenen Tempel des Landes wieder hergestellt, die Lämmer der erbeuteten Heerden dem Gotte Assur dargebracht."

In den Urkunden des siebenten Jahrhunderts wird der Cedern gedacht, die im Feindesland gefällt, für den Tempel des Reichsgottes verwandt werden sollen.

Wie verbreitet im ganzen Orient der Beutezehnte gewesen sei, zeigt am deutlichsten Herodot's Bericht von der Plünderung des lydischen Königspalastes. Denn als die Schätze in wüster Hast hinausgeschleppt wurden, ermahnt Kroisos den Perserkönig, an allen Thoren der Hofburg Wachen aufstellen zu lassen, weil es unerläßlich sei, die Beute vor der Zerstreuung dem Reichsgotte zu zehnten. Diese Verpflichtung wird also unter Bekennern der verschiedensten Religionen wie ein völkerrechtlicher Grundsatz anerkannt.

In das Abendland ist der Zehnte wohl vorzugsweise durch die Phönizier eingeführt worden.

Darum knüpft auch die italische Sage den Zehnten an den Cultus des tyrischen Hercules, und phönizischer Auffassung entspricht es auch, daß die Verheißung großen Reichthums an die pflichtmäßige Abgabe der Zehnten geknüpft wird.

Je tiefer wir in die Anfänge der Staatengeschichte hineinblicken, um so mehr lernen wir es, wie ein Entwicklungsgesetz, kennen, daß die politischen Ordnungen sich religiösen Satzungen angeschlossen haben. Um gemeinsame Heiligthümer gesammelt, zu ihrem Schutz verbunden, sind die Stämme zu Nationen

geworden, und wie in unsern Städten des Mittelalters die Parochien als älteste Gliederungen der Bürgerschaft gedient haben, so sind auch in der alten Welt Landesverwaltung und Finanzordnung religiösen Institutionen nachgebildet worden.

Die Ansprüche der weltlichen Herrscher werden nach denen der Gottheit bemessen. Darum sagt Samuel den Kindern Israel: „Der König, den ihr haben wollt, wird euch zu Ackerleuten machen, die sein Feld bauen, und wird von euch den Zehnten fordern."

Wir finden den Zehnten als Kronrecht in allen Monarchien des Morgenlandes, als das Kennzeichen satrapischer Verwaltung. Wenn in hellenischen Republiken Tyrannen auftreten, nehmen sie den Erntezehnten in Anspruch. Er ist das Recht des Eroberers.

Als die Athener das aufständische Mytilene unterworfen hatten, theilten sie das Gebiet in 3000 Ackerloose, sonderten 300 den Göttern aus und gaben das Uebrige an attische Bürger, welche nun von den alten Besitzern den Pachtzins einzogen. Ebenso betrachteten sich die Römer im eroberten Lande als die alleinigen und unbedingten Herren an Grund und Boden; sie beschränken aber ihr Herrenrecht ebenso wie die göttlichen Landesherren des Orients, und lassen gegen Abgabe des Zehnten die Eingeborenen auf den ererbten Grundstücken wohnen.

Auch in seiner religiösen Form ist der Zehnte für das Völkerleben von weitreichender Bedeutung gewesen. Er wurde an auserwählten Plätzen niedergelegt, an heiligen Stätten, wo man der Gottheit näher zu sein glaubte, wo die Vorräthe gesammelt und verwerthet wurden, um das gottesdienstliche Personal zu erhalten und die Festlichkeiten zu bestreiten. Die Feste wurden Volksfeste, welche der Stolz und die Freude des Landes waren. So wurde Jerusalem ein Wallfahrtsort, wo die Landeskinder sich sammelten, dem Aufrufe folgend: Seid fröhlich vor Gott eurem Herrn!

In entsprechender Weise wurden überall aus den Zehntniederlagen festliche Mittelpunkte von Volk und Land, religiöse Metropolen. Delos wurde die Königin der Cykladen, Dodona und Delphi zu Brennpunkten der Volksgeschichte. Denn wenn sich hier auch keine Reiche bildeten, wie um Jerusalem, so entwickelte sich doch das Nationalgefühl; Wege wurden gebahnt, friedlicher Verkehr entspann sich zu Land und Wasser.

Aus fernem Norden kommen die Hyperboreer und bringen den Zehnten erst nach Dodona, dann nach Delphi. Wo wüster Seeraub geherrscht hatte, knüpfen sich gastfreundliche Beziehungen zwischen den gegenüber liegenden Küsten und ein geistiges Heimathsgefühl hält weit getrennte Volksgenossen zusammen.

Kamen doch von jenseits der Herculessäulen die Erstlingsspenden nach der phönizischen Küste und in der Flotte Carthago's waren eigene Schiffe dazu bestimmt, den Zehnten Jahr aus Jahr ein nach dem Mutterheiligthum von Tyros zu bringen.

Aber auch stammfremde Völker gelobten den Zehnten, wenn sie, besonderer Hilfe bedürftig, den Schutz eines weltberühmten Heiligthums suchten. Hier war keine Tradition, daher die Unsicherheit, wie weit der Begriff der Zehnten sich erstrecke, und die Unruhe des Gewissens bei Ausübung des Gelübdes.

Als Veji fiel, mußten die römischen Krieger eidlich angeben, was jeder

Einzelne davon getragen, damit dem delphischen Gotte sein volles Recht werde. Ja, nach wiederholten Sitzungen der Pontifices wurden außer der Beute auch Stadt und Landschaft als zehntpflichtig anerkannt. Den italischen Tyrrhenern aber zürnte der Gott, weil sie vom Zehnten das Beste, nämlich die Menschen, vergessen hätten.

Im Morgenlande sind, wie die Herrscher, so auch die Götter Despoten. Sie fordern Blut; sie verlangen von den Eltern die Kinder, von der Gemeinde die Blüthe der Jugend. Wer am Leben verschont wird, bleibt der Gottheit verfallen. Er muß sein Leben einsetzen für die Ehre der Gottheit, um in fernen Weltgegenden ihr einen Dienst zu gründen.

Wenn der Menschenzehnte als Ersatz blutiger Opfer besonders von den Phöniziern eingeführt war, so begreifen wir die Verbreitung desselben am ganzen Mittelmeer. Selbst mitten im Binnenlande ist die Aussendung „heiliger Lenze" die herkömmliche Form geworden, in welcher Bergvölker sich von einem Thal zum anderen ausbreiten, wie die Geschichte der Sabiner lehrt.

Nirgends aber ist der morgenländische Brauch, wie von den Heerden und Früchten des Landes, so auch von der männlichen Jugend den Zehnten auszusondern, in einer für die Volksentwicklung fruchtbareren und veredelteren Form durchgeführt worden, als bei den Hellenen.

Der Gott von Delphi sendet die Magneten aus Thessalien nach Kreta und nach Kleinasien, wo sie als Knechte Apollo's leben, mit der Verpflichtung, den Reisenden gastliche Aufnahme zu gewähren, für Plato ein Vorbild seines Idealstaates, weil sie den Gott selbst — und ihn allein — zum Gesetzgeber hatten.

Daran schloß sich der amphiktyonische Brauch, ganze Stämme, die dem Gotte feindliche Nachbarn gewesen waren, ihm zehntpflichtig zu machen, wie es durch die Dorier, als Vorkämpfer des Gottes, mit den Dryopern geschah.

Dies blieb auch in historischer Zeit die religiöse Form für die Bestrafung besiegter Staaten; so wurden nach Abwehr der Perser diejenigen Hellenen, welche es mit dem Landesfeinde gehalten hatten, dem Gotte von Delphi gezehntet.

Ist es doch einer der Charakterzüge der Hellenen, daß sie Allem, was den zarteren Sinn verletzen und das Gewissen beschweren konnte, einen versöhnenden Ausdruck zu geben wußten; das ist der Zug des Euphemismus, der durch Sprache, Gottesdienst, Kunst und öffentliches Leben hindurch geht. So liebte man auch den Erfolg der Waffen gegen Stammgenossen so einzukleiden, wie es die Eleer mit ihren Nachbarn, den Lepreaten, machten, indem dieselben dem olympischen Zeus gezehntet wurden. So benutzten die Athener den nach Eleusis zu entrichtenden Kornzehnten als ein Mittel friedlicher Verschmelzung der mit Zwang zusammengehaltenen Reichsgenossen. Die Pietät gegen eine segensreiche Gottheit sollte dem Rechte des Stärkern als mildernde Ergänzung dienen.

Wie die Früchte des Landes erst dann mit gutem Gewissen genossen werden können, wenn durch Abgabe der Zehnten der Dankesschuld genügt ist, so bedürfen auch die Erträge, welche ein mächtiger Vorort von seinen schoßpflichtigen Bündnern einzieht, einer solchen zur Beruhigung der Gemüther dienenden Heiligung.

Der Zehnte wurzelt im Glauben an eine Gottheit, welcher ungetheilt Alles gehört, was der Mensch sein Eigenthum nennt, die anstatt des Ganzen, das sie

fordern kann, sich mit einem Bruchtheil begnügt. Diese Idee der Gottherrschaft bricht auch bei den Hellenen durch alle künstlichen Systeme des Polytheismus als das Ursprüngliche, wahrhaft Menschliche, als der Kern des religiösen Bewußtseins hindurch; am deutlichsten in Delphi, wo im Namen des Zeus Apollon — und Keiner neben ihm — das gesammte Menschenleben ordnet, und diese Theokratie war nach dem Urtheil der Weisesten die höchste Entwicklungsstufe des volksthümlichen Gottesdienstes.

Aber aller Orten, in jeder Gemeinde ist es eine Gottheit, von deren Walten das Heil des Gemeinwesens unbedingt abhängig ist. So ist, nachdem der bildlose Zeusdienst seine ursprüngliche Bedeutung verloren hatte, das unvertilgbare Bedürfniß des Menschenherzens nach einem Gott zu seinem Recht gekommen. So ist die Tochter des Zeus den Athenern das unsichtbare Haupt des Staats. Ihr verdankt er jeden Erfolg; ihr wird deshalb von jedem Gewinn, welcher der Staatscasse zufällt, von der Kriegsbeute, von dem Lösegeld der Gefangenen, von den Kaperprisen, von den eingezahlten Geldstrafen, von den für die Staatscasse verkauften Gütern Verurtheilter der Zehnte abgetragen.

Wie die Hellenen nichts aus dem Morgenlande überkommen haben, dem sie nicht ihr eigenes Gepräge gaben, so ist es auch mit dem Zehnten.

Was im Volke Israel Ausdruck des persönlichen Verhältnisses zur Gottheit war, ist bei einem so politischen Volke, wie die Hellenen waren, zur Gemeindesache geworden; der Staat ist an Stelle der Individuen getreten, und dort, wo die staatbildende Kraft sich am reichsten entfaltet, ist auch der Zehnte am vollkommensten in das Staatswesen aufgenommen.

Der durch den Zehnten gefüllte Schatz der Athena ist die Grundlage, auf welcher die Stadt Athen eine Großmacht in Hellas geworden ist. Der Staat ehrt die Gottheit durch die mit seiner Größe wachsende Pracht der Feste; er huldigt ihr als der Herrin von Stadt und Land, er schützt sie auf seiner Burg, er verzinst ihr alle Anleihen bis zur Rückgabe des Capitals — aber der Gläubiger hat keinen eigenen Willen; denn die Göttin wurde für so patriotisch angesehen, daß man ihrer Zustimmung gewiß war, wenn es eine Ausgabe zu Ehren und Frommen der Stadt galt. Man wußte, daß sie den Goldmantel von ihren Schultern nahm, wenn der Staat gerettet werden sollte. Die weitläufige Abrechnung aber zwischen den Behörden der Stadt und ihrer Schutzgöttin war darum keine leere Spielerei mit religiösen Formen; sie erhielt die väterliche Ueberlieferung im Bewußtsein der Bürgerschaft; sie diente wesentlich zur Verschärfung der Controle in der Staatshaushaltung einer Demokratie und zu einer heilsamen Scheidung der für den täglichen Bedarf flüssigen Gelder von den für äußerste Fälle aufzubewahrenden Beständen.

Kein Volk der alten Welt hat es nach den Israeliten mit dem Zehnten so ernst genommen wie die Hellenen, obwohl bei ihnen keine gesetzliche Nöthigung vorhanden war und kein Priesterstand darüber wachte.

Darum ist der Zehnte ein Maßstab für die vielseitige und rastlose Betriebsamkeit des Volkes zu Wasser und zu Lande. Das Charakteristische für die Hellenen liegt aber darin, daß sie von Landbau und Bergbau, von Fischerei und Seefahrt wie von der Beute nicht bloß den Schoß entrichten wollten, wie man einen un-

geduldigen Gläubiger durch prompte Baarzahlung abfindet. Sie schleppten auch nicht, wie es Assyrer und Römer thaten, erbeutete Kunstwerke in den Tempeln zusammen, sie verwandelten vielmehr den Zehnten in Werke ihrer eigenen Hand, welche Zeugniß geben sollten, was sie mit den edelsten der ihnen von der Gottheit verliehenen Kräfte zu Ehren derselben leisten könnten.

So wurden die Spenden zu Denkmälern und die Tempel zu Archiven der Geschichte.

Spürte man z. B. den Fortschritten hellenischer Seefahrt nach, so fand man eine der wichtigsten Urkunden im Heiligthum der samischen Hera, den ehernen Mischkrug, sechs Talente an Werth. Es war der Zehnte vom Reingewinn der ersten Fahrt, welche ein griechisches Handelsschiff in den Ocean hinausgeführt hatte.

Erst waren es Geräthe, die man als Ehrenschmuck der Tempel aufstellte, Schalen, Krüge, Dreifüße, Musterproben einheimischer Technik, dann Bilder der den Göttern heiligen Thiere; dann bildete man die Götter selbst in ihren alterthümlichen Formen. Später durchbrach man die Schranken der Ueberlieferung, um Eigenes, Neues zu geben. Der Geist der Erfindung wurde lebendig, namentlich bei dem Zehnten der Siegesbeute, den man am wenigsten schuldig bleiben wollte, denn die Annahme des Siegesdankes von Seiten der Gottheit war eine öffentliche Anerkennung des Siegers. Man begnügte sich nicht, erbeutete Waffen und Schiffe darzubringen. Man bildete die Gottheiten in dramatischen Gruppen und machte ihre Thaten zu Vorbildern der eigenen, oder man stellte die siegreiche Gemeinde dar in den Personen ihrer Landesherren. Figurenreichere Darstellungen wurden als Gemälde oder Gewebe dargebracht, Processionen, welchen göttliche Erhörung gefolgt war, heroische Scenen, wie die Freiertödtung auf Ithaka, ein Vorbild für die Niederlage der Perser, die ja auch in fremde Wohnstätten eingedrungen waren. So verwerthete der Hellene die Legenden der Vorzeit, so zahlte er den Dank in Werken sinnreicher Erfindung. Alles betheiligte sich nach Maßgabe seiner Mittel. Kleinere Gemeinden weihten einen Ackerstier von Erz, zum Dank, daß sie nach Abwehr der Barbaren wieder freien Boden pflügen konnten, während sich in Athen das Goldelfenbeinbild der Athena Parthenos aus dem Zehnten von Marathon erhob.

So verbreitet von Volk zu Volk, so mannigfaltig in seiner Erscheinung, so fruchtbar in seiner Wirkung ist der Trieb des Menschen, für das Gute, das er im Leben hat, nicht nur im Herzen und mit den Lippen dankbar zu sein, sondern auch etwas zu leisten, als thatsächliche Anerkennung, daß er sich nicht als freien und selbständigen Eigenthümer der irdischen Güter ansehe, indem er vor der Benutzung einen Theil abhebt für den unsichtbaren Lehnsherrn, dem von Rechts wegen Alles gehört.

Es ist ein Gefühl sittlicher Gebundenheit, das wir mit der freiesten Selbstthätigkeit vereinigt sehen. Denn was den Kindern Israel zugerufen wurde: Heilige deinen Zehnten fröhlich! dem haben die Hellenen am vollsten entsprochen.

Denn bei ihnen ist die Zehntpflicht zum Antrieb des freudigsten Wetteifers in den edelsten Erzeugnissen geistiger Kraft geworden und der Eifer, ihr zu ge-

nügen, ist wie ein Frühlingshauch durch die griechische Welt gegangen, der den Boden von Hellas mit Blüthen der Kunst bedeckt hat. Der ursprüngliche Sinn der Zehntpflicht mag verdunkelt und vergessen sein, die Sitte selbst würde eine solche Verbreitung und Bedeutung nie erlangt haben, wenn ihr Keim nicht tief im Menschenherzen läge.

Wenn wir so in der Geschichte der Völker das Wesen des Menschen erkennen, so vereinigen sich hier die Interessen Aller, deren Leben der Forschung gewidmet ist. Denn auch die, welche den Gesetzen der Natur nachspüren, bleiben doch nicht dort stehen, wo in der geschaffenen Welt das Bewußtsein aufgeht für das Ueberirdische und das Auge sich auf das Ewige richtet! Denn das ist auch ein Naturgesetz, daß der Mensch nicht, dem erdgeborenen Riesen gleich, aus dem Erdboden seine Siegeskraft zieht, sondern, weil er nicht der Erde angehört, seine beste Kraft erst dann voll entfaltet, wenn er zum Unsichtbaren sich erhebt und sich zu dankbarer Verehrung der Gottheit verpflichtet fühlt.

Dann ist der Gegenstand, dem wir unsere Betrachtung zuwandten, auch dieser Feierstunde nicht unwürdig, in der wir um unsern Kaiser und König vereinigt sind, um Gott zu danken für Seine gnädige Bewahrung und Ihm für das neue Lebensjahr Heil und Segen zu erflehen. Alle Stätten, wo Kunst und Wissenschaft gepflegt werden, wollen heute Zeugniß ablegen, daß sie unter dem Schirm und Schutz ihres Kaisers in frischer Lebenskraft stehen und ihr Gedeihen nur in unzertrennlichem Zusammenhange mit dem Wohl des Vaterlandes suchen. Ihm also, dem geliebten Landesherrn, dem Gründer des Reichs, dem Vater des Vaterlandes, Ihm geben wir die Ehre von Allem, was uns in Seinem Namen und Seinem Auftrag gelingt. Ihm weihen wir dankbar die Erstlinge der Ernte, Ihm spenden wir das Beste, was wir geben können, Ihm zahlen wir unseren Zehnten fröhlich!

Sehen wir doch, wie von Jahr zu Jahr die Begeisterung wächst, mit welcher die Deutschen ihren Kaiser umringen, und mit ihr wachsen die edelsten Kräfte des Menschenherzens, die Macht der Liebe, der Treue und selbstlosen Hingebung!

Jüngere Geschlechter werden uns beneiden, daß wir diese Zeiten erleben durften. Wir aber erkennen voll und ganz, was uns in unserm Kaiser gegeben ist und rufen aus tief bewegtem Herzen: Gott erhalte und behüte unsern Kaiser Wilhelm, Gott segne den Kaiser und Sein erhabenes Haus!

Französische Reformgedanken im achtzehnten Jahrhundert.

Von
Lady Blennerhassett.

Die Frage, welche Alle, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, der Nationalität oder der Gesinnung gleich berührt, ist die sociale: mitleidend, mithelfend, und leider auch oft bewußt oder unbewußt mitirrend und mitsündigend, sind Alle an derselben betheiligt. Immer zeitgemäß und immer neuer Lösungen bedürfend, ist es ihr Vorrecht, die Herzen vereinigen zu können, auch wo die Ansichten und Urtheile noch so weit auseinander gehen. Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe die Hingebung der Menschen eher anspornt, als abschreckt, und daß auch auf dem Felde der socialen Reform so viele Helden nicht umsonst gefallen sind. Wer versucht wäre, sich entmuthigen zu lassen, für den ist es vielleicht nicht ohne Interesse, einen Blick auf die Zustände Frankreichs, als des tonangebenden europäischen Staates im vergangenen Jahrhundert zu werfen. Die Schicksale Derjenigen, welche damals die Sache der Armen und Enterbten, insbesondere die des so hart bedrängten Landvolks zur ihrigen machten, wird ihm die Ueberzeugung gewinnen lassen, daß in Bezug wenigstens auf die humanitären Bestrebungen der Pessimismus nicht gerechtfertigt ist.

I.

An Ludwig XIV. sind während der zweiten, von Schicksalsschlägen aller Art betroffenen Hälfte seiner Regierung vornehmlich durch die Noth der ländlichen Bevölkerung hervorgerufene Reformvorschläge dreimal herangetreten und eben so oft von ihm zurückgewiesen worden. Die Träger derselben waren der größte Dichter des classischen Zeitalters, Racine; ein Justizbeamter aus der Provinz, Pesant de Bois-Guillebert, und endlich der wissenschaftlich die erste Stelle einnehmende unter den Kriegshelden der Armeen des großen Königs, Marschall Vauban.

Ein Gespräch zwischen Racine und Frau von Maintenon über das Elend des Volkes um die Zeit des Friedens von Ryswick, 1697, bewog diese, den längst nur noch frommen Uebungen und guten Werken zugewendeten Dichter zur Abfassung einer Denkschrift über die herrschende Nothlage zu veranlassen. Racine kam diesem Wunsch entgegen, und Ludwig XIV. fand die Denkschrift eines Tages auf dem Tisch der Frau von Maintenon. Er las sie und gab sie ihr dann unwillig mit den Worten zurück, ob Racine, weil er schöne Verse mache, denn Alles zu wissen glaube und Minister werden wolle, weil er ein großer Dichter sei? Racine war des Königs Historiograph und hatte sich bis dahin seiner Gunst erfreut. Die Rüge kam für den weichen, in schwärmerischer Bewunderung nicht nur dem Monarchen, sondern auch dem Menschen persönlich ergebenen Dichter einem moralischen Todesurtheil gleich. Ein Jahr, nachdem Frau von Maintenon ihm die Weisung hatte zukommen lassen, vorläufig wenigstens nicht mehr bei ihr zu erscheinen, gehörte er nicht mehr zu den Lebenden. Im wahren Sinn des Wortes war das zarte Saitenspiel seiner Seele in der metallnen Hand des Alleinherrschers zersprungen. Von seinen Ideen auf humanitärem Gebiet hat nichts gelebt, als das Verdienst, der Noth des Volkes die beredtsamste Klage geliehen zu haben, welche die französische Sprache auszusprechen hatte. Gleichzeitig mit der Denkschrift von Racine erschien das Buch von Bois-Guillebert: „Le Détail de la France", die erste unter den Publicationen der französischen Presse, welche, inmitten der absoluten Monarchie, des Volkes gedenkt und für das Volk spricht. Was er für dasselbe verlangt, erscheint an sich unsern heutigen Begriffen so einfach und gering, daß wir Mühe haben, uns in Verhältnisse und Zeiten zu versetzen, wo auch dieses Wenige nicht zu erreichen war. Es gipfelte im Verlangen, dem kleinen Bürger, dem Kaufmann, dem Händler, dem Pächter, dem Bauer, möge das Recht zugestanden werden, sein Land zu bebauen, Handel zu treiben und sein Gut zu bewirthschaften. Dieses Begehren wird nur dann verständlich, wenn man von Bois-Guillebert sich sagen läßt, wie es im damaligen Frankreich und nach Berücksichtigung der provinziellen Unterschiede im Großen und Ganzen aussah. Dem gemeinen Manne, sagt er, fehlt es am nöthigen Lebensunterhalt: die Steuern verzehren ihn. Im umgekehrten Verhältniß lasten sie auf dem Vermögen. Ein Pachthof, dessen Einkommen viertausend Livres beträgt, zahlt zehn Ducaten Steuer; ein anderer von vierhundert Livres zahlt deren hundert, so daß die Steuer des Reichen um hundert Procent geringer ist, als diejenige des Armen. Nicht weniger drückend als die Steuern selbst ist die Art und Weise, wie sie erhoben werden. Die Willkür ist unumschränkt, der Arme wehrlos, während der Besitzende im Stande ist, durch Erwerbung gewisser Aemter, die davon befreien, sich der gefürchteten „Taille" zu entziehen. Den Gesammtbetrag dieser Steuer bestimmt der König, ihre Vertheilung ist den Intendanten, den Generalpächtern und ihren Werkzeugen, den Collectoren, anheimgegeben, die Erpressungen und Ungerechtigkeiten aller Art gegen das arme Volk ausüben[1]).

[1]) S. Cadet: „Pierre de Bois-Guillebert".

Vermehrung des Wohlstandes durch Arbeit und Ersparnisse sind für dasselbe gleichbedeutend mit Erhöhung seiner Lasten und Abgaben geworden.

In den drei Viertheilen von Frankreich, wo die genannte Personalsteuer, die „Taille", von Nichtprivilegirten erhoben wurde, verbarg man alle Anzeichen vermehrten Wohlstands wie Verbrechen vor den Augen der Steuereinnehmer. Ebenso wie die Lebensbedingungen und die Entwicklung der Landwirthschaft war der Verkehr gehemmt. Zollschranken im Innern des Landes hielten ihn nach allen Richtungen auf. Vorräthe und Waaren, sagt Bois-Guillebert, verfaulen und gehen zu Grunde, weil sie nicht weitergeschafft werden können. Steuern, Abgaben, Zölle aller Art sind so unerträglich, daß der Wein, der ursprünglich einen Sou kostet, auf deren zwanzig zu stehen kommt, bis er getrunken wird. Es finden sich kaum Wirthschaften am Wege, um dem Reisenden Schutz und Obdach zu gewähren und mit Lebensmitteln ihn zu erfrischen, denn beinahe Niemand mehr kann den Unterhalt derselben bei der herrschenden Theuerung und Bedrückung bestreiten, die der Krieg von 1688 noch vermehrte. Wer aber die Steuern nicht zahlt, dem führt man das Vieh weg, nimmt ihm das Geräthe, hebt schließlich seine Hausthür aus den Angeln und bringt ihn auf die Galeeren und ins Gefängniß[1]). Indessen darbt eine Provinz, während die zunächst gelegene ihr Getreide oder ihren Wein der Schwierigkeiten und Kosten des Verkehrs wegen ihr nicht zuführen kann. Der Hunger klopft in vielen französischen Provinzen an die Thore der Städte, wie an die Lehmhütten der Dorfbewohner. In der Normandie zum Beispiel, wo Bois-Guillebert thätig war und sein Buch entstand, waren die Wälder mit Flüchtlingen bevölkert, welche die Noth zu Banditen gemacht hatte, die wehrlose Reisende ausplünderten, zuweilen auch tödteten[2]). Uebereinstimmend damit ist es, wenn der Gouverneur der Provinz einige Jahre später berichtet, im District von Rouen, welcher für besonders wohlhabend galt, seien unter 700,000 Einwohnern nur deren 50,000, die regelmäßig Brot zu essen hätten und auf etwas Anderem, als auf Stroh schliefen.

Die Frage, wer denn eigentlich Schuld an solchen Zuständen trage, beantwortet Bois-Guillebert mit demselben Freimuth, mit welchem er ihr trostloses Bild entrollt. Die Finanzleute sind es, die das Land ruiniren. „Dreihundert Personen berauben fünfzehn Millionen Menschen." In diesen Worten liegt keine Uebertreibung, wenn man bedenkt, wie das Steuerwesen Frankreichs beschaffen war. Es lag zum großen Theile in den Händen der Generalpächter, die der Regierung alljährlich einen bestimmten Betrag einliefern mußten, der sich auf alle Provinzen und Generalitäten des Landes, mit Ausnahme der in der Minderheit befindlichen sogenannten „Pays d'Etat" vertheilte, die sich selbst besteuerten. Die Generalpächter ihrerseits verlangten von den Steuereinnehmern einen bestimmten Ueberschuß zu ihren Gunsten, und diese wieder thaten ein Gleiches für sich selbst. Wer irgend Stellung, Einfluß oder Geld hatte, fand es gerathen,

[1]) S. Bois-Guillebert: „Détail de la France", bestätigt durch Boislisle: „Correspondance des contrôleurs généraux des finances avec les intendants de province", Paris 1874, und Vauban: „La Dime royale".

[2]) S. Boislisle, S. 360: „Lettre du premier président du parlement de Rouen". 24. April 1694.

sich mit diesen Werkzeugen der Erpressung auf gütlichem Weg abzufinden, und so fiel die ganze Wucht des Systems auf den Armen, der sich seiner unerbittlichen Härte nicht erwehren konnte. Das war die gefürchtete „Taille", die zum Theil eine persönliche Steuer war, dazu aber auch auf jedem nichtadligen Besitz lastete[1]) und zu welcher für den gemeinen Mann noch die „Corvée", d. h. die Frohnden und das Scharwerk, die Bannrechte, der Zehnt an Gutsherren und Geistlichkeit und eine Menge von Vexationen und kleinen Lasten aller Art hinzu kamen. Bois-Guillebert schlägt keine Verminderung der Steuern vor. Er glaubt selbst, daß es möglich sei, sie bis zum Betrage von 300 Millionen zu erhöhen, wenn ein geregeltes, gleichmäßiges und gerechtes System der Erhebung der „Taille" eingeführt würde, und eine Abgabe hinzu käme, die er die Steuer des Herdes oder Kamines nennt, und die Alle ohne Unterschied, also die Privilegirten, der Adel wie der Clerus, mit zu entrichten gehabt hätten, und endlich die Zollschranken und Hemmnisse aller Art des inneren Verkehrs hinweggeräumt würden, „damit Frankreich wieder mit Frankreich verkehren könne"[2]).

In verschiedenen Schriften, besonders im „Factum" von 1707, finden sich diese Gedanken weiter ausgeführt. Im letzten seiner Werke konnte er daran erinnern, daß man über sein erstes Buch gelacht habe: „damals," fügt er hinzu, „war noch Oel in der Lampe, jetzt aber ist es aufgezehrt!" Bois-Guillebert ist für die moderne Welt der Entdecker der Theorie des nationalen Wohlstandes, der Begründer der Lehre von der Solidarität aller Classen der Gesellschaft, indem er den Beweis führt, daß die Verarmung des Landmannes den Ruin des Staates nach sich ziehe. Er verlangt schon Concurrenz und Freiheit, und stellt den Satz auf, daß die Natur auf sie verweise, und daß von ihr, und nicht von menschlichen Vorschriften und Gesetzen, die Regelung der ökonomischen Ordnung zu erwarten sei. Der erstaunlichen Schärfe und Klarheit der Theorien entsprechen bei Bois-Guillebert die praktischen Vorschläge zu ihrer Durchführung nicht. Seine Reformvorschläge waren unzureichend; seine Angriffe gegen die Administration von Colbert verfehlten ihre Wirkung, weil sie auf unrichtigen Angaben, Unkenntniß oder Entstellung der Thatsachen beruhten und in der Vergangenheit ein goldenes Zeitalter voraussetzten, welches in Wahrheit nie bestanden hatte. Derselbe Forscher, dem die Idee des Freihandels aufleuchtete, empfahl eine künstliche Steigerung der Getreidepreise. Bei ihm, wie bei so manchem Bahnbrecher der Menschheit auf den Wegen des Fortschritts, muß man bezweifeln, ob er die Tragweite der eigenen Entdeckung ganz bemessen hat, die übrigens auch ihn wie ein Verhängniß verfolgte. Seine letzten Werke[3]) adoptirten in wesentlichen Punkten die indessen bekannt gewordenen Ideen von Vauban, und ihr Verfasser verschaffte sich bei Chamillart insoweit Gehör, daß im Orléanais eine Reformirung der „Taille" nach den Vorschlägen von Bois-Guillebert versucht wurde.

---

[1]) S. Loménie: „Les Mirabeau", II S. 93 und ff., vortreffliches Capitel über das Steuerwesen des Ancien Régime.

[2]) S. Michelet: „Histoire de France", nouvelle Édition XVI, 121.

[3]) S. Bois-Guillebert: „Factum de la France" 1707 und „Supplément au Détail de la France".

Die Werkzeuge des Ministers sorgten jedoch dafür, daß der Versuch an der Art und Weise seiner Durchführung scheiterte, und ihr Urheber zog in die Verbannung und starb in Ungnade.

In der praktischen Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, wurde er weit von Vauban übertroffen. Dieser hatte seit zwanzig Jahren für sich allein und mit den Mitteln, die er seinen militärischen Erfolgen und Verdiensten verdankte, sich eine Statistik von Frankreich geschaffen und die Lage des armen Volkes — nach seinen eigenen Worten „la partie basse du peuple“ — zum Gegenstand seiner Studien gemacht. Ihr Ergebniß war, daß ein Zehntel der französischen Nation aus Bettlern bestand, fünf von den übrigen neun Zehnteln kaum in einer bessern Lage sich befanden und jedenfalls ganz außer Stand waren, den ersteren Hilfe zu leisten. Weitere drei Zehntel kämpften sich unter großen materiellen Schwierigkeiten durch und das letzte Zehntel bestand aus etwa hunderttausend Familien, von welchen kaum etwa zehntausend sich eines wirklichen Wohlstandes erfreuten. Nach dem Frieden von Ryswick verwandte Vauban seine Muße dazu, das ungeheure, von ihm gesammelte Material zu ordnen und zu verwerthen. Die Denkschriften, die er über militärische, politische, administrative und ökonomische Fragen verfaßte, sind leider beinahe alle zu Grunde gegangen; was aber von ihrem Inhalt bekannt ist, läßt darauf schließen, daß sie eine ziemlich vollständige Regierungstheorie enthielten. Mit Bois-Guillebert stimmt er insoweit überein, daß er, wie dieser, das Heilmittel zunächst in der Umgestaltung des Steuerwesens sucht; aber er überbietet seinen Vorgänger darin, daß er der Erste ist, in seinem berühmten Buch, der „Dîme royale“, das Losungswort der Zukunft auszusprechen und die Heranziehung Aller zur Bestreitung der Lasten des Staates nach der Höhe, nicht ihrer Bedürfnisse, sondern ihres Einkommens, und somit die Aufhebung aller finanziellen Privilegien zu verlangen. Dem König sollte es zustehen, je nach dem Bedürfniß des Staates, die Besteuerung des Einkommens aller seiner Unterthanen zu erhöhen oder zu ermäßigen. Neben dieser „dîme royale“ sollten noch andere Steuern fortbestehen, so die reformirte Salzsteuer, die „Gabelle“, in ihrer damaligen Form eine der blutenden Wunden des alten Regime; die Besteuerung der Luxusartikel, die Zölle an den Grenzen. Vauban stimmt mit Bois-Guillebert in dem fundamentalen Satz überein, daß es nicht so sehr darum sich handle, die Steuern zu ermäßigen, als den Nationalwohlstand zu erhöhen. Ganz besondern Nachdruck legte er auf die Reform, die seinen eigenen, den militärischen Stand betraf. Niemand wußte besser als er, daß die Armeen, die unter ihm gesiegt hatten, halb verhungert waren. Der Soldat erhielt den ungenügenden Sold, der seit einem Menschenalter nicht nur nicht erhöht, sondern seit Heinrich IV. von sechs auf vier Sous täglich herabgesetzt worden war, ganz unregelmäßig ausbezahlt [1]), und mußte sich selbst im eigenen, geschweige denn in Feindesland, aufs Plündern verlegen, weil es ihm am Nöthigsten gebrach. Die Folge davon war, daß die Presse nicht mehr genügte, um Soldaten zu bekommen. Man mußte förmliche Hinterhalte legen und Fallen stellen, um die jungen Leute zum Militärdienst zu

[1]) E. Sugenheim: „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft“. Note zu S. 157.

zwingen und die Masse der Deserteure kam einer Emigration gleich, die von zeitgenössischen Schriftstellern mit der der Hugenotten verglichen wird.

Vauban versuchte lange vergebens, seinen Plänen Eingang bei den Ministern zu verschaffen und die Durchführung seiner Reformen durch die Autorität seines Namens, seiner Erfahrung und seiner Verdienste zu erzielen. Erst als er sah, daß mit jedem Jahr das Uebel sich steigerte und keine Aussicht auf Erfolg sich bot, schritt er 1707 zur Veröffentlichung der „Dîme royale", deren erstes Exemplar er dem König überreichte. Vauban war vierundsiebenzig Jahre alt, aber seine weißen Haare und fünfzigjährige, unsterbliche Verdienste schützten ihn nicht. Auf Befehl seines königlichen Gebieters ward das Buch zerstampft und seinen Verfasser traf eine Ungnade, welche auch seine männlich starke Seele überwältigte[1]). Wenige Wochen später, am 30. März 1707, war Vauban todt. Nichts bestätigt besser die außerordentliche Macht, welche nicht nur die in ihm zum Culminationspunkt gesteigerte königliche Würde, sondern auch die Persönlichkeit Ludwig's XIV. ausübte, als die Thatsache, daß die Größten und Besten seiner Zeit, auch dann, wenn sie seiner Gunst entbehren konnten, noch seiner Neigung bedurften.

Indessen steigerte sich das Elend in Folge des langen, erschöpfenden Krieges. Die Regierung fand noch Mittel und Wege, die Steuern zu erhöhen, Aemter und Stellen zu vermehren, und viele derselben zwei- und selbst dreimal an verschiedene Personen zu gleicher Zeit zu versteigern, die sie dann abwechselnd verwalteten und die Bevölkerung in eben dem Maße aussaugten, dafür aber selbst von Abgaben befreit blieben. „Wir lachen heute über diese Extravaganzen", schreibt Voltaire, „damals aber kosteten sie viele Thränen"[2]). Da beinahe alle wohlhabenderen Bürger in den Städten durch den Kauf irgend eines Amtes nicht nur von der Steuerlast, sondern auch von den Einquartierungen sich befreiten, bestand schließlich die Hälfte von Frankreich aus Functionären, welche die andere Hälfte bedrückte. „Jedes Mal, wo es Ew. Majestät gefällt, eine neue Stelle zu schaffen," sagte Pontechartrain zu Ludwig XIV., „erschafft unser Herrgott auch einen Einfaltspinsel, der sie kauft." Den Unbemittelten in Stadt und Land blieb zuletzt kein anderer Ausweg, als Flucht oder Empörung. Sie griffen zu beiden, verhungerten aber doch. Im Poitou, im Limousin, im Languedoc, lebten die Bauern von Kastanien, Eicheln und gekochtem Gras. In der Generalität von Bordeaux bettelten die Hälfte, theilweise die zwei Dritttheile der Bevölkerung. Die besonders heimgesuchte Stadt Limoges zählte siebentausend Bettler. Aus der Bourgogne berichtete der Herzog von Condé, in allen Dörfern, die er passirt habe, sei Niemand gewesen, der nicht die Hand ausgestreckt und ein Almosen begehrt habe. Bereits 1692 hatte Vauban bei Gelegenheit einer Inspectionsreise in der Provence und im Dauphiné den König um Zufuhren von Mehl und Getreide für die Bevölkerungen bitten lassen, „von welchen sonst drei Viertel dem sicheren Untergang durch Hunger und Krankheit ausgesetzt wären." Die Zahl der Einwohner sank in vielen Provinzen um ein Zwölftel, in anderen dagegen,

[1]) S. Saint-Simon: „Mémoires", X, 27—35. Édition Delloye.
[2]) S. Voltaire: Siècle de Louis XIV, Cap. XXX.

wie z. B. im Anjou, um ein Viertel[1]). Es klingt unglaublich, wenn man liest, daß man in Rouen die Armen, die nicht in der Stadt selbst heimathberechtigt waren, aus derselben verjagte, dann die Thore schloß und keinen derselben mehr hereinließ.

In Pau that man noch Schlimmeres; man isolirte die Bettler und sperrte sie in leere Getreideschuppen, wo sie hundertweise zu Grunde gingen. Kein Wunder, wenn Klöster und Schlösser von bewaffneten Banden bedroht wurden, und die Noth auch sie zu erreichen begann. Sie war zu einer solchen Höhe gediehen, daß alle vereinzelten Versuche, sie zu lindern, nicht mehr ausreichten. Das Land lag zum großen Theil brach[2]); die Brücken, Straßen und Wege waren in einen Zustand gerathen, der den Verkehr hemmte und stellenweise vollständig aufhob, die Industrie lag darnieder und die Noth der Zeit veranlaßte La Bruyère zum bekannten Ausspruch, „die bäuerliche Bevölkerung Frankreichs gleiche wilden Thieren beiderlei Geschlechts, denen nichts Menschliches mehr geblieben sei, als die äußere Gestalt, die des Nachts in Höhlen ihre Unterkunft suchten und ihren Hunger mit Wurzeln, etwas schlechtem schwarzen Brot und Wasser stillten."

Kaum achtzig Jahre später, und viel weniger schlimme Zustände führten zum Umsturz alles Bestehenden. Von solchen Regungen aber ist in den Klagen des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts keine Spur zu finden. Das monarchische Gefühl war so stark in Frankreich, daß noch mitten im allgemeinen Elend dem König in verschiedenen Städten des Landes durch freiwillige Beiträge Statuen errichtet wurden[3]).

So weit auch sonst die Ansichten auseinandergehen mochten, darin waren Alle einig, daß die Heilung der Wunden, welche der König geschlagen hatte, nur von der Monarchie erwartet werden konnte: sowohl der frivole geistreiche Unglaube, der auf so unerwartete Weise mit dem Regenten an die Spitze des Staates gelangen sollte, als die gallikanisch und jansenistisch gesinnten Parlamentarier, die von der Krone Garantien verlangten, aber auf keines ihrer Privilegien verzichteten, und die aristokratischen Elemente, die gegen den königlichen Absolutismus reagirten, und aus Höflingen wieder Edelleute werden wollten.

Viel später, in der Widerlegung von Sidney's Angriff auf die Monarchie, fragt der liberale d'Argenson, wer es denn wagen würde, den Franzosen eine andere, als die monarchische Regierungsform vorzuschlagen? Noch 1756 gipfeln die Zukunftsgedanken dieses wunderbar scharfsinnigen, oft wie mit prophetischer Einsicht begabten Beobachters in dem Wunsch, ein erleuchteter Fürst möge sich an die Spitze der öffentlichen Meinung stellen und selbst die Reform durch-

[1]) S. Henri Martin: „Histoire de France", XIV, 332 und ff. „Correspondance des contrôleurs généraux des finances avec les intendants de province". Felix Rocquain: „Études sur l'ancienne France: La misère au temps de Louis XIV". Pierre Clément: „La police sous Louis XIV". Saint-Simon: „Mémoires", X, 24. 25.

[2]) Noch hundert Jahre später berechnete Arthur Young, daß etwa ein Fünftel des pflugfähigen Bodens in Frankreich brach lag. S. Travels in France, 1787—1790.

[3]) S. Felix Rocquain: „Études sur l'ancienne France" 270.

führen[1]). Nicht anders dachte das Bürgerthum, wie es sich in den Memoiren der Zeit widerspiegelt. Nach dem Advocaten Barbier ist der König der Herr und sein Wille das Gesetz, „nicht nur in Angelegenheiten des Staates, sondern auch in denen der Religion".

Man kennt das Wort von Voltaire: „Was das Volk betrifft, so ist es immer einfältig und barbarisch . . . Es sind Zugthiere, die des Jochs, des Stachels und des Futters bedürfen" [2]).

Wenn solche Gesinnungen unter Ludwig XV., in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, unter der Herrschaft der Philosophie und neben allen humanitären Theorien der Zeit sich noch offen ausgesprochen finden, so hieße es einen sonderbaren Anachronismus begehen, wollte man bei den Unterthanen Ludwig's XIV. revolutionäre Tendenzen voraussetzen. Gegen Ende seines Lebens allerdings war Ludwig XIV. unpopulär geworden und die Verwünschungen des Volkes begleiteten ihn zu Grabe. Das monarchische Princip jedoch blieb unangetastet: das Gegengewicht zur Opposition, welche das Unglück viel mehr als der Ehrgeiz des Monarchen herausgefordert hatte, bildeten die Hoffnungen, die sich an seinen Nachfolger knüpften. Gegen den Despotismus Ludwig's XIV. gab es in Frankreich nur einen Verschwörer, und das war der künftige Erbe seiner Krone, der Herzog von Burgund.

II.

Mit unauslöschlichen Zügen hat die Feder von Saint-Simon den kaum achtjährigen Knaben gezeichnet, so wie er im August 1689 seinem Erzieher Fénelon übergeben wurde. „Il était né terrible," hebt er an. „Hart, zornig, durch den Widerstand selbst lebloser Dinge in solche Wuth versetzt, daß Alles in seinem Körper aus den Fugen zu gehen drohte, eigenwillig, allen Vergnügungen, besonders den Freuden der Tafel, der Musik, dem Spiel, leidenschaftlich ergeben, und bei letzterem durch Verluste so außer sich zu bringen, daß Alles für ihn zu fürchten war; scheu, zur Grausamkeit geneigt, von ebenso unerbittlicher als treffender Schärfe im Spott und in der Ironie; von der Höhe seines Olymps herab die Menschen wie Atome betrachtend, die nichts mit ihm gemein hatten; dabei von so außerordentlicher Begabung, daß er die schwersten Aufgaben spielend überwältigte, und von einer solchen geistigen Lebhaftigkeit, daß seine Gedanken nie bei einem Gegenstand zu verweilen vermochten . . ." Das waren die erschreckenden Naturanlagen, aus welchen Fénelon das Musterbild eines Menschen und Christen gestaltete. „Selbstvergessen, unermüdlich, von makelloser Sittenreinheit, die Wahrheit suchend und dankbar für die Rüge," so schildern die Zeitgenossen den jungen Fürsten und so erscheint er selbst in den von ihm erhaltenen Mittheilungen. Das Erstaunen wächst, wenn man bedenkt, daß er von seinem sechzehnten Jahre an sich selbst überlassen blieb. „Vom August 1697 ist das Verbannungsdecret, welches Fénelon, religiöser Streitigkeiten wegen, in sein Erzbisthum Cambray verwies und die Trennung war auf des Königs

[1]) D'Argenson: „Mémoires", Édition Rothery IX, 222.
[2]) S. Voltaire: „Correspondance", Brief an Mr. Bordes.

Befehl eine so vollständige, daß sein Zögling erst vier Jahre später den ersten Brief an ihn richten konnte und ihn überhaupt nur zweimal, auf einige kurze Momente, und vor Zeugen wiedersah. Aber der Zauber, durch welchen dieser unvergleichliche Erzieher sich der Seele des Jünglings bemächtigt hatte, erlosch nie wieder. Ihm gelang, was Bossuet vergebens mit dem Dauphin, einer indolenten Nullität, versucht hatte: der vernichtende Schlag gegen die absolute Gewalt war im Herzen des Thronerben geführt, und für die Zukunft bürgte sein Gewissen.

Die Schriften, durch welche Fénelon den Herzog von Burgund auf seinen Beruf vorbereitete, sind: für den Knaben die „Fabeln" und „Gespräche der Todten"; für den Jüngling der „Telemach", für den künftigen Monarchen die „Gewissenserforschung über die Pflichten des Königthums". Unter den Fragen, aus welchen die letztere Schrift besteht, befindet sich u. a. die: ob der Thronerbe über die Grenzen seiner künftigen Autorität sich Rechenschaft gegeben und die Fundamentalgesetze und überlieferten Rechte der Nation gründlich kennen zu lernen gesucht habe? Er wird daran erinnert, daß in früheren Zeiten der König auf seine bloße Autorität hin nichts von der Nation verlangen konnte, was diese nicht freiwillig auf ihren Versammlungen bewilligte. Nur die Willkür der Monarchen habe diese Ordnung gestört. In Bezug auf auswärtige Kriege heißt es, der ungerechte Erwerb eines Feldes oder eines Weinbergs finde keine Verzeihung vor dem höchsten Richterstuhl, es sei denn, daß man zurückerstatte: „Die Gerechtigkeit aber ist keine andere, wenn es um die höchsten Interessen sich handelt. Die Millionen, aus welchen eine Nation besteht, sind nicht weniger unsere Brüder, als jeder Einzelne. Was ungerechter Weise erworben wurde, muß zurückgegeben werden! Auch der Feind ist Ihr Bruder. Sie können ihn nicht vergessen, ohne der Menschheit zu vergessen." Sei aber ein Vertheidigungskrieg unvermeidlich, so soll er ohne zaudernde Schwäche, mit aller Entschiedenheit geführt werden. Der junge Fürst wird gefragt, ob er verdiene, auf seine Fehler aufmerksam gemacht zu werden; ob weise, verlässige Rathgeber ungerufen vor ihn hintreten dürften, ob er nicht vermieden habe, das Gute zu erkennen, das er auszuführen sich scheue? Fénelon warnt ihn vor den Schmeichlern, den Verführern, den Hinterbringern, und endlich vor sich selbst, indem er ihm die Gefahr vorstellt, der Leitung eines Einzigen sich anzuvertrauen.

Derjenige, an welchen diese Sprache gerichtet war, verdiente sie zu hören. Auf die Lehren von Mentor entgegnet Telemach: „Wenn Alles sich so verhält, wie du sagst, so ist der Beruf eines Herrschers kein glücklicher zu nennen. Er ist ein Sklave, welcher der Freiheit und dem öffentlichen Wohl seine Ruhe opfert."

Uebereinstimmend damit und in die christliche Sprachweise übersetzt, erscheint dem Herzog von Burgund der Fürst als die Verwirklichung dessen, was der Apostel von jedem Christen fordert, wenn er will, daß er sei, wie Einer, der Alles habe und Nichts besitze[1]). Es geht ein tief melancholischer, von der Welt abgekehrter Zug durch die Aufzeichnungen, wie durch die Existenz des Herzogs

[1]) S. Abbé Proyart: „Vie du Dauphin, père de Louis XVI".

von Burgund; aber in seinem Wesen und Charakter lag nichts Schwaches oder Unmännliches. In den Kriegen, die er verabscheute, that er als Soldat aufs Tapferste seine Pflicht; in Zeiten des Friedens arbeitete und studirte er mit eisernem Fleiß. Es ist kein größerer Gegensatz denkbar, als der, welcher zwischen der Ausübung königlicher Macht durch Ludwig XIV. und der Auffassung derselben von Seiten seines Enkels besteht. Wenn ihn ein Gefühl der Ungeduld beschlichen hat, so war es das, nicht früh genug auf die unumschränkte Gewalt, die ihn erwartete, verzichten zu können. Aber nicht deshalb, weil sie ihn als Fürsten erschreckte, sondern weil er sie als Mensch und Christ verurtheilte.

So wie die Dinge lagen, mußte der junge Prinz zum Mittelpunkt aller Reformbestrebungen werden, die bei seinem Großvater kein Gehör fanden. Sie traten in zwei parallel sich bewegenden, aber doch nicht identischen Richtungen ihm entgegen. An der Spitze der einen stand der Herzog von Saint-Simon; die andere, ganz auf schriftlichen Verkehr beschränkt, repräsentirte Fénelon.

Das eigentliche Ziel von Saint-Simon ist Wiederherstellung des Einflusses und der politischen Bedeutung des Adels, als des ersten und vornehmsten Opfers der Allgewalt der Krone. Um diesen Preis ist er bereit, auf Vauban's Pläne einzugehen und auf alle pecuniären Privilegien seines Standes zu verzichten, der übrigens, wenn befragt, nicht bereit gewesen wäre, ihm auf diesen Weg zu folgen[1]). Die Gefährdung des Besitzes Anderer läßt den vornehmen Herrn, der unbedenklich seinem materiellen Vortheil entsagt, während ein Rangstreit bei Hofe ihn außer Rand und Band bringt, freilich noch unendlich gleichgültiger als die seines eigenen. Er spricht gelassen das große Wort aus, daß ein Monarch nicht verpflichtet sei, die Schulden seines Vorgängers zu zahlen und scheut nicht vor dem Staatsbankrott zurück. Nur sollen ihn die zu berufenden Generalstaaten durchführen, damit die Gehässigkeit der Maßregel auf sie, die doch keine überwiegende Bedeutung im Staate gewinnen dürfen, zurückfalle[2]). Sein eigentlicher Regierungsplan besteht darin, für jeden einzelnen Zweig der Verwaltung eine besonders verantwortliche Administration, ein Conseil zu schaffen, dessen Mitglieder durch den Souverän aus den Reihen des Adels gewählt worden wären. Die Reformpläne Saint-Simon's, die seine vortrefflichen Freunde, die Herzöge von Beauvilliers und Chevreuse, zum Theil unterstützten, sind ernst und wohlgemeint, überschreiten aber die Grenzen einer aristokratischen Reaction gegen die Uebergriffe der Krone nicht und sind mehr von der Verachtung des Bürgerthums und dem Haß gegen Finanz und Magistratur, als von Liebe zum Volk eingegeben[3]). Das unter dem Titel „Regierungsprojecte des Herzogs von Burgund" unter den Schutz seines Namens gestellte, wahrscheinlich von Saint-Simon selbst verfaßte Programm entspricht deshalb auch nur unvollständig den Anschauungen des jungen Fürsten. Viel näher stehen ihm die Pläne von Fénelon.

---

[1]) S. Saint-Simon: „Mémoires", V, 284 und Daire: „Notice sur Vauban", seiner Ausgabe der „Dîme royale" vorangedruckt.

[2]) S. Saint-Simon: „Mémoires" u. a. IX, S. 86 und ff.

[3]) S. „Projets de gouvernement du Duc de Bourgogne, Dauphin". Mémoire attribué au Duc de Saint-Simon et publié par la première fois par M. P. Mesnard. Paris 1860.

Dieser hatte nicht gezögert, selbst mit dem Beispiel voranzugehen und für die Ideen einzutreten, für welche er die Seele seines Zöglings begeisterte. Aelter als die Arbeiten von Racine, Bois-Guillebert und Vauban, vom Jahre 1693, ist sein Brief an Ludwig XIV., der mit den Worten schließt: „Sire, Ihre Völker verhungern, das Land ist kaum mehr bebaut, Städte und Dörfer entvölkern sich; das Gewerbe liegt darnieder, der Handel ist zerstört. Frankreich gleicht einem großen, ohne Vorräthe gelassenen Spital“ [1]).

Durch Frau von Maintenon sollte dieses Schreiben an seinen königlichen Adressaten gelangen; aber sie fand nicht den Muth, es ihm einzuhändigen und verzögerte so Fénelon's Ungnade um einige Jahre. Sie war bereits erfolgt, als der „Telemach“ 1700 durch die Unehrlichkeit eines Kopisten in die Oeffentlichkeit drang. Der König glaubte eine Satire zu lesen, befahl das Buch zu unterdrücken, und nannte Fénelon den chimärischsten Kopf seines Reichs. Das politische Ideal von Salent, der erleuchtete Despot und die klosterähnlichen Einrichtungen seines glücklichen Volkes haben bis in unsere Tage eine ähnliche Beurtheilung erfahren [2]). Aber Mentor ist ebenso wenig der ganze Fénelon als der Telemach das letzte Wort seiner politischen Weisheit. Diese hat er in den Briefen und Denkschriften ausgesprochen, die er während der unerhörten Drangsale des spanischen Erbfolgekriegs an seine Freunde Chevreuse und Beauvilliers richtete, die auch die Freunde und Vertrauten des Herzogs von Burgund waren. In diesen Briefen schreckt er bekanntlich nicht davor zurück, die Abdankung Philipps V. zu empfehlen und den Schiffbruch des Absolutismus zu constatiren. „Während der Despotismus im Ueberfluß schwelgt,“ sagt er, „wirkt er schneller und erzielt größere Erfolge als die gemäßigten Regierungen. Wenn aber die Erschöpfung eintritt, bricht er plötzlich und hilflos zusammen. An der Nation ist es jetzt, sich selbst zu retten.“ An das Beispiel von England und Holland anknüpfend, dringt er auf Versammlung der Notabeln. „Die Berufung der Generalstaaten,“ sagt er „so nothwendig sie auch sein würde, bringe ich deshalb nicht in Vorschlag, weil es zu gefährlich wäre, einem an Abhängigkeit gewöhnten Volke plötzlich die Freiheit zu geben“ [3]).

Er kam später darauf zurück, verlangte aber schon damals die Provinzialstände für das ganze Land und damit die administrative Dencentralisation, die bis zur Stunde das Losungswort aller freiheitlichen Tendenzen in Frankreich geblieben ist [4]).

Allerdings galt auch ihm noch die Aristokratie als das bevorzugteste Werkzeug zur Durchführung der Reorganisation des Landes. Wenn zwei Candidaten, von denen der eine ein Bürgerlicher, der andere ein Adliger ist, sich um eine Stelle im Heer oder in der Verwaltung bewerben, so soll, im Falle Beide gleich würdig sind, doch letzterer den Vorzug erhalten. Pecuniäre Standes-

---

[1]) S. F. Cadet: „Pierre de Bois-Guillebert“.

[2]) S. u. a. Sylvestre de Sacy: „Mélanges et Esquisses littéraires“. II.

[3]) S. Fénelon: „Oeuvres“, XXIII, S. 390 u. ff. und Bausset: „Vie de Fénelon“ 572 u. ff.

[4]) S. Fénelon: „Lettre au Duc de Chevreuse“, 1710, und Mémoires sur la situation de la France“, 1710.

privilegien aber kennt Fénelon nicht mehr; alle Spuren feudaler Gerichtsbarkeit sollen aufgehoben, eine kostenfreie Justiz eingeführt, die Majorate erhalten werden und die Nachgeborenen in die Magistratur eintreten, oder, wie er ausdrücklich sagt, mit Handel und Industrie sich befassen. Man weiß, daß der Handelsfreiheit bereits im Telemach gedacht ist. Der Herrschaft der Willkür ist ein Ende gemacht und an ihre Stelle tritt das Recht. „Das natürliche Gesetz schreibt vor," sagt Fénelon, „das allgemeine Wohl dem Vortheil des Einzelnen vorzuziehen. Dieses Gesetz ist älter als jedes Uebereinkommen, denn es beruht auf der Natur selbst, welche die Quelle und sichere Regel aller anderen Gesetze ist. Der Herrscher vor Allem soll dessen eingedenk sein. Er vermag Alles über seine Völker, unter der Bedingung, daß diese unumstößliche Vorschrift Alles über ihn vermöge. Nicht für sich hat ihn Gott zum König gemacht. Er ist es deswegen, um der Mann des Volkes zu sein .... Der tyrannische Despotismus des Souveräns ist ein Attentat gegen die Rechte menschlicher Verbrüderung. Ein durch schrankenlose Freiheit verdorbenes Volk ist der unerträglichste der Tyrannen. Alle Regierungsweisheit besteht darin, die rechte Mitte zwischen diesen beiden Elementen in einer gemäßigten Freiheit, unter dem Schutz der Gesetze, zu finden. Die Fürsten müssen lernen, daß die schrankenloseste Gewalt ein Wahnsinn ist, der ihre eigene Autorität untergräbt .. Es wird eine plötzliche und heftige Revolution kommen, die, statt einfach ihre übertriebene Macht zu beschränken, sie rettungslos vernichten wird."

Als Fénelon so sprach, glaubten er und seine Freunde die Wünsche und Pläne, die sie erfüllten, noch in ferne Zukunft gerückt. Da kam das Jahr 1711 und mit ihm der erste jener persönlichen Schicksalsschläge, die nicht weniger als seine Thaten und Erfolge mit dazu beigetragen haben, der Gestalt Ludwig's XIV. das Gepräge des Außerordentlichen zu verleihen.

Der Dauphin starb plötzlich, am 14. April, und der Zögling von Fénelon wurde der Thronerbe eines Greises. Die Minister erhielten Befehl, mit dem neuen Dauphin zu arbeiten, und die Blicke des Ehrgeizes wandten sich nach Cambray, von wo Fénelon dem Herzog von Chevreuse wiederholte: „In Gottes Namen, der Dauphin möge sich nicht durch Sie und nicht durch mich, durch Niemand mit einem Wort beherrschen lassen."

Wie aber hätte er dem Gefühl zu widerstehen vermocht, daß nun endlich doch seine Stunde gekommen sei? Die einsamen Betrachtungen so vieler Jahre der Abgeschiedenheit und die gereifte Weisheit seines Alters sprechen sich in den Briefen und Denkschriften von 1711, vor Allem in den sogenannten „Tables au Duc de Chaulnes" aus[1]). Der Staat, wie Fénelon ihn organisirt wissen will, ist vor Allem ein ackerbauender Staat; die Interessen der Landwirthschaft stehen ihm höher, als die des Handels und der Industrie; er will „ein sorgfältig bebautes und cultivirtes Frankreich, mit Städten von geringem Umfang, damit es nicht einem Ungeheuer mit riesigem Kopf und abgezehrten Gliedern ähnlich sei". Etwas von den Vorschriften des Telemach lebt in den Maßregeln, die er

[1]) S. Bausset: „Histoire de Fénelon" Livre VII, S. 590 und ebendaselbst: Pièces justificatives, S. 771.

gegen den Luxus empfiehlt; der Vorschlag, Wucherzinsen zu verbieten, wäre nicht durchführbar gewesen. Die nothwendige Ergänzung des Programms von Fénelon ist seine Beurtheilung durch den Dauphin. Er theilt seine Ansichten über den Krieg, über die Besteuerung, über Aufhebung der pecuniären Privilegien und Berufung der Stände; er verbessert Fénelon's Beschränkung des Luxus dahin, daß er erhöhte Zölle und Besteuerung desselben empfiehlt, weil damit zugleich der Verschwendung Einhalt gethan und die Lasten des Volkes erleichtert würden. Er ist der Erste, mit Fénelon die Auszeichnung für den Soldaten, die sogenannten „grenadiers d'honneur", in Vorschlag zu bringen. Die Abschaffung so vieler Sinecuren sollte allmälig und gegen entsprechende pecuniäre Entschädigung geschehen; wer sich aber widerrechtlich bereichert und die Armen geschädigt hatte, aufs Empfindlichste gestraft und zum Ersatz angehalten werden. Zwei Dinge war der präsumtive Nachfolger Ludwig's XIV. fest entschlossen, seinem Volk zu geben, Brot und Gerechtigkeit[1]).

Es sollte anders kommen: zehn Monate nach seinem Vater, ein paar Tage nach seiner angebeteten Gemahlin, sank der Marcellus seiner Dynastie, nicht ganz dreißigjährig, ins Grab.

Fénelon war ins Herz getroffen, seine Anker gelichtet. Nur die Liebe zum Vaterland hielt ihn noch aufrecht. Im Namen des Todten beschwor er seine Freunde Chevreuse und Beauvilliers, sein Werk nicht aufzugeben. Als auch sie starben, brach er zusammen; als der letzte und größte unter den Dienern des großen Königs, die, um mit ihrem Historiker zu reden, „wegen ihrer Liebe zum allgemeinen Wohl wie Thoren behandelt wurden[2]). Die müßige Frage, was aus Frankreich geworden sein würde, wenn das Werk von 1789 im Jahr 1715 begonnen worden wäre, hat die Gedanken der Menschen oft beschäftigt und je nach ihrer Denkart und Gesinnung, sehr verschiedene Beantwortungen erfahren. Historisch kommt nur die eine Thatsache in Betracht, daß das achtzehnte Jahrhundert bis zum Ausbruch der Revolution über das politische Programm Fénelon's und des Herzogs von Burgund in allen wesentlichen Punkten nicht hinaus gegriffen hat. Es gewann im Einzelnen an Bestimmtheit und staatsmännischer Einsicht, nicht aber an sittlichem Gehalt und Hoheit der Gesinnung. Montesquieu's Theorie der politischen Freiheit in der gemäßigten Monarchie ist der letzte Ausdruck und die Vollendung dessen, was ihrem Geiste zwar noch in unbestimmten Umrissen, aber ihren Seelen bereits als unabweisliche Forderung der Herrscherpflicht erschien. Sie theilen mit Montesquieu den Haß des Despotismus, den hohen Begriff des Rechtes, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Betheiligung der Nation an der Regierung und einer hierarchischen Gliederung der Gesellschaft.

III.

Vorerst aber schien allerdings ihr Werk dem Untergang geweiht. Philipp von Orléans, der Regent, war geistreich und scharfblickend genug, um Reformen

[1]) Abbé Proyart: „Vie du Dauphin, père de Louis XV", I, 392; II, 5. 25.
[2]) Saint-Simon: „Mémoires", X, 32.

als nothwendig zu erkennen und selbst zu entwerfen; sie durchzuführen aber vermochte er nicht. Die von ihm geplante, von Saint-Simon leidenschaftlich bekämpfte Berufung der Generalstaaten blieb ein Project. Die höchst merkwürdigen Ideen von Law endigten praktisch mit der Agiotage der Rue Quincampoix und dem Ruin des gepriesenen „Systems". Nur in einer Beziehung überdauerten sie die ephemeren Erfolge und den Sturz ihres Erfinders, indem sie dem Grundbesitz Capitalien zuführten, die seine gelähmten Kräfte weckten und nach den tollen Unternehmungen bloßer Geldgier die ökonomischen Interessen des Landes wieder in den Vordergrund stellten[1]).

Die humanitären Bestrebungen wurden jedoch auch während der Regentschaft nicht ganz aufgegeben. Graf Boulainvilliers, ein Edelmann aus der Picardie, dem das Feudalsystem als das Meisterstück des menschlichen Geistes galt, und der mit gleichem Eifer astrologische und metaphysische Studien trieb, verfaßte Denkschriften für den Regenten, in welchen nichtsdestoweniger die Berufung der Generalstaaten zum Zweck der Durchführung einer Steuerreform, der Hebung des Handels und die Befreiung des Landes vom Heer seiner sechzigtausend Steuereinnehmer verlangt wurde[2]). Von sehr verschiedener Sinnesart und ungleich größerer Bedeutung für die Tendenzen, die uns hier beschäftigen, als diese rückschreitenden Utopieen, war der Menschenfreund und Sonderling Abbé de Saint-Pierre, ebenfalls Sohn eines Edelmanns und 1658 geboren. Seine erste Schrift bezweckt die Verminderung der Processe. Das Schauspiel der Kriege Ludwig's XIV. wirkte auf ihn, wie es auf Bois-Guillebert, Vauban und Fénelon gewirkt hatte und veranlaßte sein Werk über den ewigen Völkerfrieden, das vor dem Utrechter Vertrag entstand. In Folge einer Fiction des Verfassers wurde es unter den Schutz des Namens von Heinrich IV. gestellt, dessen Plan einer europäischen Föderation zur Aufrechterhaltung des Friedens und eventuell zum Schutz gegen die Türken Sully's „Economies royales" erwähnen, der aber schwerlich die Projecte des menschenfreundlichen Abbés sanctionirt hätte[3]).

Leibnitz wünschte ihm, lange genug zu leben, um die Früchte seiner Anstrengungen zu genießen; Jean-Jaques commentirte den Plan von Saint-Pierre und Kant nahm ihn wieder auf. Er selbst wurde indessen aus der Akademie verwiesen, weil er Ludwig XIV. den Titel des „Großen" verweigerte und ihn den „Gefürchteten" genannt wissen wollte. Seine Schrift über die Polysynodie nahm den Administrationsplan von Saint-Simon, die Verwaltung des Landes durch Conseils wieder auf. Da er diese aber durch freie Wahl des Adels, des Clerus und der Magistratur zusammensetzen wollte, zog er sich die Ungnade des Regenten zu, der während einer kurzen Zeit diese Methode in Anwendung brachte, seine Conseils aber selbst ernennen wollte. Abbé de Saint-Pierre, dessen charakteristische Eigenschaft die Geduld war, und den noch als achtzigjährigen

---

[1]) S. Blanqui aîné: „Histoire de l'Économie politique en Europe", II, 87.

[2]) S. Boulainvilliers: „L'État de la France" et „Histoire de l'ancien gouvernement de la France" und „Lettres sur le Parlement", du 1727, nach seinem Tod erschienen.

[3]) Sie wurden noch jüngst in Deutschland von Holtzendorff besprochen in seiner interessanten Schrift „über den ewigen Völkerfrieden".

Greis ein unverwüstlicher Optimismus beseelte, arbeitete unverdrossen an der theilweise erfolgreichen Einführung eines Steuertarifs[1]), an Reformen in Politik, Literatur, Unterrichtswesen, Medicin, Straßenbau und Orthographie, was zur Folge hatte, daß auch seine ausdauerndsten Freunde die dreiundzwanzig Bände seiner Schriften nicht mehr lasen, obwohl so ziemlich alle Grundlagen eines vernünftigen Staatswesens darin gegeben sind. Er bereicherte die französische Sprache um die zwei Worte „despoticité" und „bienfaisance". Das erste bezeichnet seinen Idealtypus des erleuchteten Despoten und hat ebenso wenig gelebt als dieser; das zweite spricht den Lieblingsgedanken seines Lebens aus, dem sein Motto: „Geben und vergeben" entsprach.

Als einst Jemand ihn aufmerksam machte, daß manches in seinen Schriften so oft wiederholt sei, bat er um ein Beispiel. Nachdem man es ihm gegeben hatte, entgegnete er: „Nun sehen Sie, daß Sie sich daran erinnern. Hätte ich es nicht so oft gesagt, so wüßten Sie nichts mehr davon." Er ist es auch, der von einer Dame, die sich besonders gut auszudrücken verstand, bescheiden bemerkte, „es sei schade, daß sie nicht sage, was er denke", und der Madame Geoffrin für ihre langjährige Freundschaft mit den Worten dankte, „er sei ein schlechtes Instrument, auf dem sie gut zu spielen verstanden habe". Als er 1743, im selben Jahre als Fleury, starb, hatte sich die industrielle Production des Landes, mit dem verglichen was sie hundert Jahre früher war, um das Vierfache, ihr Werth um das Sechsfache gesteigert[2]). Der Zustand der ländlichen Bevölkerung aber war, wenn möglich, noch elender als zuvor. Nicht nur, daß nichts für sie geschehen war und der Despotismus der Generalpächter, das Elend der kleinen Leute und die Erpressungen des Fiskus unverändert fortdauerten; die Regierung hatte zudem durch den Bau neuer Straßen und Wege, der den zunächst liegenden Gemeinden zur Last fiel, ohne daß man gewagt hatte, die bezüglichen Edicte in officieller Form zu erlassen, eine Art von königlichem Frohndienst zu allen schon vorhandenen hinzugefügt und die Durchführung der Maßregel den Intendanten überlassen, welche die Gefängnisse füllten und die Leute zu Paaren trieben. Die Jahre 1738 und 1740 waren besonders schreckliche und „die Menschen starben hin wie die Fliegen, aus schierem Elend zum Grasessen verurtheilt",[3]) obwohl nur das letzte Jahr eine eigentliche Mißernte gebracht hatte. Gegen Ende von 1740 meinte ein Minister,[4]) die französische Bevölkerung sei durch bloßen Hunger in den letzten zwei Jahren ärger zurückgegangen, als in Folge aller Kriege Ludwig's XIV. Und nun erst begannen die seines Enkels, von welchen das vorrevolutionäre Frankreich sich überhaupt nicht mehr erholen sollte.

Der als Augenzeuge über diese Zustände berichtende und von ihnen tief ergriffene Marquis d'Argenson war Schüler und Freund des Abbé de Saint-Pierre und nicht nur ein hervorragender Vertreter der humanitären Geistesrich-

[1]) S. Abbé de Saint-Pierre: „Projet pour perfectionner le gouvernement des États", „Mémoire pour la Taille tarifée".

[2]) S. Lavergne: „Les Économistes français", S. 62.

[3]) S. Henri Martin: „Histoire de France", XV, 215—217 und 125; Michelet: „Histoire de France", XVIII, 68.

[4]) D'Argenson.

tung, sondern auch einer der ersten unter den Mitgliedern des französischen Adels im achtzehnten Jahrhundert, den offen ausgesprochene demokratische Sympathien erfüllten und der von einer aufrichtigen Allianz zwischen dem Volk und der Monarchie die Lösung des Problems zwischen Freiheit und Autorität erwartete. Als Staatsmann verpflichtet er sich zur Doctrin, daß Ehrlichkeit die beste Politik und die Moral nicht etwas von ihr Getrenntes sei. Als Philanthrop genügt es ihm nicht, für die Armen und Enterbten zu sorgen; er liebt das Volk, und möchte wieder von ihm geliebt werden, weil er Herzens-Eigenschaften bei ihm voraussetzt, die den mehr vom Glück Begünstigten zu leicht abhanden kommen. Seinem ganzen Ideengang und seinen Sympathien nach ist d'Argenson schon ein moderner Mensch; nicht nur deswegen, weil er die Revolutionen und Errungenschaften späterer Zeiten, von der Lostrennung der englischen Colonien Amerika's, der Bildung eines griechischen Königreichs und der Einheit Italiens bis zur Erfindung des Luftballons und der Entwicklung des modernen Verkehrs vorausgesagt hat, sondern vielmehr deswegen, weil er sich über den Kastengeist erhebt, und der Begriff des allgemeinen Wohles ihm höher steht als dieser. Er vertraut mit dem Abbé de Saint-Pierre auf die Macht und den Fortschritt der Vernunft und gibt vortreffliche Rathschläge zur Reform der innern Administration. Früher als Boncerf schlug er der Regierung die Ablösung aller Feudalrechte vor und meinte, die Krondomänen sollten, was auch später geschah, mit dem Beispiel vorangehen[1]). So gedankenreich d'Argenson aber auch ist, hat seine Theorie doch etwas Schwankendes und Widersprechendes. Auch er will den König an der Spitze der Reform, aber er hat kein bestimmtes Programm für ihn bereit; er weiß mit den Menschen nicht umzugehen, den Umständen sich nicht anzupassen, und der humanitäre Philosoph scheiterte als Minister. Der große und letzte Reformversuch des Ancien Régime trägt nicht die Signatur von d'Argenson, sondern jene von Turgot, und der Weg zu ihm führt durch die Schule der unter dem Namen „Physiokraten" bekannten Oekonomisten.

IV.

Unter demselben Dach, wo fünfzig Jahre früher die Umgestaltung der absoluten Gewalt in Sinn und Geist des Evangeliums erstrebt und eine aristokratisch-constitutionelle Regierung geplant worden war, zu Versailles, im Herzen der Monarchie, begegneten sich 1757 zwei Persönlichkeiten, welche ebenfalls eine Reform, aber auf anderm Wege durchzusetzen unternahmen. Der eine war der Provençale Marquis von Mirabeau, dem sein kurz zuvor erschienenes Buch: „L'ami des Hommes" eine plötzliche Berühmtheit verschafft hatte; der andere war der sechzigjährige Quesnay, Arzt und Freund der Frau von Pompadour, der bis dahin, außer medicinischen Schriften nur zwei kleine Arbeiten geliefert hatte, die Artikel „Pächter" und „Getreide" in der Enyklopädie. Die Unterredung hatte er nachgesucht, um Mirabeau zu überzeugen, daß seine im „Ami des Hommes" aufgestellte Theorie falsch sei. In diesem Buch hatte näm-

[1]) S. D'Argenson: „Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France" 273—274; und als beste Quelle seine „Memoiren" Edition Rathery.

lich der Marquis die Bevölkerung die Quelle des Reichthums genannt, auf die spärliche Einwohnerzahl in so vielen französischen Provinzen hingewiesen und zu ihrer Vermehrung eine entsprechendere Vertheilung des Bodens, Hebung der Agricultur und Förderung der Interessen der kleinen Leute empfohlen[1]). Früher schon hatte er zu diesem Zweck eine Denkschrift zu Gunsten der Provinzialversammlungen verfaßt, die Montesquieu zugeschrieben wurde und das Interesse von Maria Theresia erweckte. Zugleich war er der heftigste Gegner des Luxus, der leidenschaftliche Fürsprecher des Freihandels und mit allem Feuer seines heißblütigen Wesens den Ideen zugethan, die sich ruhelos in seinem Kopfe bewegten. Nach zwölfstündiger Discussion mit Quesnay aber gestand er, „den Pflug vor die Ochsen gespannt zu haben", indem nicht die Bevölkerung Ursache des Reichthums, sondern vielmehr dieser die Ursache der Bevölkerung sei, und weihte von nun an seinem Ueberwinder eine an Fanatismus grenzende, bewundernde Anhänglichkeit, mit welcher sich der Entschluß verband, künftig seinen ganzen Einfluß zur Verbreitung der Ideen von Quesnay aufzuwenden. So entstand die physiokratisch-ökonomistische Schule, deren Ziel eine monarchisch-demokratische Reform war. Ihre Doctrin gab Quesnay 1758 zuerst im „Tableau économique"[2]). Es theilt die Nation in drei Classen; die productive ist die der Bauern, die besitzende besteht aus dem König, weil er die Steuern zu erheben hat, und aus den Grundbesitzern. Alle übrigen Staatsbürger, die nichts mit dem Grund und Boden zu schaffen haben, bilden die sterile Classe, eine Beschränkung, die Quesnay später als unhaltbar aufgeben mußte. Die landwirthschaftlichen Interessen verblieben für ihn von überwiegender Bedeutung. Als Ursachen ihrer Nothlage gelten ihm vor Allem die Hindernisse, mit welchen der Getreidehandel zu kämpfen hatte, der Mangel an verfügbaren Capitalien für die Landwirthschaft, die Unbestimmtheit des Betrages der Abgaben und die Ueberlastung mit Frohnden. Abhilfe erwartet er hauptsächlich von der Sicherstellung und Befreiung des Besitzes, Umwandlung aller Steuern in eine einzige, deren Höhe den dritten Theil vom Reinertrag des Bodens nie überschreiten sollte[3]), und in der Handelsfreiheit. Mirabeau polemisirte nebenbei noch gegen die Colonialpolitik der Regierung, den Sklavenhandel, die Entwicklung der großen Städte, die Abwesenheit des Adels von seinen Gütern. Derselbe Mann, dessen Zerwürfniß mit Frau und Kindern die Skandalsucht jahrelang in Athem hielt, predigte mit Religion und Vaterlandsliebe Wiederherstellung des Familienlebens als Grundlage aller wahren Volkswohlfahrt. Während der Theuerung von 1768 versahen seine sogenannten ökonomischen Backöfen „sein armes Volk", wie er es nannte, mit täglich bis zu 900 Pfund Brot, obwohl er sich durch Processe und finanzielle Chimären längst selbst ruinirt hatte. Neben ihm und Quesnay that Vincent de Gournay für Handel und Industrie, was diese beiden für die Agri-

[1]) S. Loménie: „Les Mirabeau", II, 155 u. ff. und L. de Lavergne: „Les Économistes français".

[2]) S. auch Quesnay: „Règles et maximes générales pour le gouvernement économique d'un royaume agricole, und seine Gedanken bei Dupont de Nemours: „les Éphémerides", der Zeitschrift der Oekonomisten.

[3]) S. auch Mirabeau: „La théorie de l'impôt".

cultur gethan hatten, und stellte der administrativen Schablone der Zeit das berühmt gewordene Axiom: „laissez faire, laissez passer" entgegen. Um diese Führer gruppirte sich eine ganze Schule, meist aus Geistlichen, Staatsmännern und Adeligen bestehend, deren Theorien fremde Fürsten, wie Gustav III. von Schweden, Markgraf Carl Friedrich von Baden, Leopold von Toscana, Karl Emanuel III. von Sardinien, selbst Kaiser Joseph ganz oder theilweise durchzuführen suchten. Für diese Studie sind die physiokratischen Lehren besonders deswegen von Bedeutung, weil sie neben ihren Verdiensten für die humanitäre Sache als der letzte Versuch zu betrachten sind, die Reform des Bestehenden ohne seine Revolutionirung durchzuführen[1]). Die Angriffe der modernen Demokratie rechtfertigen sie gegen den Vorwurf, am Kampf gegen die sociale Hierarchie ihrer Zeit und überhaupt gegen jede organische Gliederung der Gesellschaft Theil genommen zu haben, wie er von Rousseau, Mably, Diderot, Raynal, und so vielen Andern geführt wurde[2]). Andererseits bestätigen ihre Schriften, daß ihre Vorliebe für eine stark ausgeprägte, monarchische Gewalt sich bei ihnen mit einem hohen Begriff der Freiheit verband, daß sie nicht „Gleichheit in der Unterdrückung"[3]), sondern Entwicklung und Schutz aller individuellen Rechte unter der Herrschaft des Gesetzes wollten, was allein genügen würde, sie von der revolutionären Schule zu unterscheiden.

Sie selbst erklären, den Anstoß zu den ökonomistischen Lehren von Montesquieu empfangen zu haben[4]). Sie unterscheiden sich aber darin wesentlich von ihm, daß sie von den socialistischen Doctrinen frei sind, an die der sonst so vorsichtig verfahrende Verfasser des „Geistes der Gesetze" bedenklich anstreift[5]), und daß sie seine politische Doctrin vom constitutionellen Staat aufs Bestimmteste ablehnen. Ihr eigentlicher Vorläufer ist Sully, der wie Mirabeau und Quesnay die Allianz des Scepters mit dem Pflug wollte; ihr Ideal das patriarchalische Königthum, dem die auf den Naturgesetzen beruhende Regierungsmethode, die Physiokratie, zugleich Richtschnur und Schutzwehr sein sollte.

An der Aufnahme, welche diese Lehren in Frankreich selbst fanden, ließ sich ermessen, wie sehr die Zeiten sich geändert hatten. Obwohl die Oekonomisten so geschmacklos und selbst unverständlich zu schreiben pflegten, daß Quesnay's synoptische Tabellen, die Niemand verstand, durch kaum minder unverständliche Commentare von Mirabeau erst zugänglich gemacht werden mußten, erwirkten sie dennoch ein fast leidenschaftliches Interesse. „Die Nation," schreibt Voltaire, „übersättigt von Versen, Tragödien, Komödien, Opern, Romanen, romantischen Geschichten, moralischen Betrachtungen, die noch romantischer waren als diese, und theologischen Kämpfen über die Gnade und die Convulsionäre, fing endlich

[1]) S. Loménie: „Les Mirabeau", den höchst merkwürdigen Brief des Marquis an seinen Bruder, den Bailli von Mirabeau, vom 26. März 1779.

[2]) S. u. a. Louis Blanc: „Histoire de la Révolution française", I, 515 u. ff.

[3]) Das Wort ist von Tocqueville.

[4]) S. Dupont de Nemours in der ökonomistischen Zeitschrift „Les Éphémerides", citirt bei Loménie.

[5]) S. u. a. Capitel 29 des XXIII. Buchs, wo Montesquieu dem Staat die Verantwortlichkeit für den Lebensunterhalt aller seiner Bürger auferlegt.

an, Betrachtungen über das Getreide anzustellen und selbst die Rede zu vernachlässigen, um nur noch über Korn und Weizen zu sprechen.". Diese Schilderung bestätigen zeitgemäße Berichte und die literarischen Productionen der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. Die trockenen, bändereichen Abhandlungen der ökonomischen Schriftsteller bildeten den Inhalt des Tagesgesprächs und gewannen die rege Theilnahme der vornehmen Welt. In den eleganten Boudoirs der Damen wurden volkswirthschaftliche Fragen erörtert und es gab Frauen, die, wie z. B. die Herzogin d'Enville, als Autoritäten auf diesem Gebiet betrachtet wurden und, wie Madame d'Epinay, ihre Herzensangelegenheiten darüber vergaßen. Unversöhnliche Feindschaften ließen sich auf Meinungsverschiedenheiten über physiokratische Doctrinen zurückführen. Der Dauphin, Vater Ludwig's XVI. nannte Mirabeau's „Ami de l'homme" „das Brevier der ehrlichen Leute"; die Hauptstadt wiederholte das Motto, das Quesnay seinen „Maximen" vorausgesetzt hatte: „Arme Bauern — armes Königreich. Armes Königreich — armer König."

Die Polemik gegen sie half zur Verbreitung ihrer Ideen.

Mit unvergleichlichem Geschick bemächtigte sich der nach Voltaire feinste und witzigste Kopf seiner Zeit, Abbé Galiani, der Uebertreibungen und extremen Ansichten der Physiokraten, um ihr vermeintlich in China gefundenes Ideal eines landwirthschaftlichen Musterstaates und ihre maßlose Heftigkeit gegen alle Gegner des Freihandels mit Getreide in den berühmten „Dialogues sur les blés" zu richten, die der Enthusiasmus seiner Freunde den Provinzialbriefen Pascal's an die Seite gestellt hat. Aber wenn auch die Satire schonungslos „den langweiligen, geheimnißvollen, systematischen und dogmatischen Ton der Secte" geißelt, so liest man doch zwischen den Zeilen, daß die Principien, die sie vertrat, dem geistreichen Neapolitaner Respect einflößen. „Sind Sie Exportist, ja oder nein?" fragt der Marquis der „Dialoge" den Chevalier Zanobi, unter dessen Maske Galiani spricht: „Ich bin dafür, daß nicht deraisonnirt werde," antwortet dieser; „der Export der gesunden Vernunft ist der einzige, der mich ärgert." Im Wesentlichen hatte auch er nichts dagegen, die ökonomistischen Lehren, je nach Zeit und Umständen, zur Geltung kommen zu sehen. Anders dachten die hohe Finanz, die Generalpächter und Intendanten und mit ihnen alle Diejenigen, für die jede wirthschaftliche Reform dem eigenen Ruin gleichkam. Sie fanden einen Minister, der ihre Sache zur seinigen machte: Abbé Terray verbot dem Oekonomisten Abbé Morellet, seine Entgegnung auf Galiani's Dialoge zu veröffentlichen, verfolgte dessen Gesinnungsgenossen mit allen Vexationen, die ihm zu Gebot standen, ermunterte ihre Gegner, und es schien, als ob auch diese Ideen dazu verurtheilt sein sollten, die philanthropischen Träumereien einiger Sonderlinge zu bleiben. Da starb Ludwig XV. im Mai 1774 und die Regierung seines nicht zwanzigjährigen Nachfolgers wurde mit Erwartungen begrüßt, deren hoffnungsfreudige Zuversicht durch lange Jahre der Enttäuschung nur gesteigert worden zu sein schien und welchem die ernste Jugend des Herrschers, seine wohlbekannte Gewissenhaftigkeit und Herzensgüte willkommene Anhaltspunkte bot. Die erste Wahl, die er traf, rechtfertigte diese Erwartungen nicht: er ging am erleuchteten, erprobten Machault vorüber, dessen Ministerium unter Ludwigs XV. Regierung eine Ausnahme gebildet hatte, der man sich dankbar erinnerte, und vertraute die

Leitung der Geschäfte dem frivolen alten Maurepas an, der das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Vergennes gab und hierauf einen Nachfolger für den entlassenen Marineminister suchte. Der Zufall, dieser mächtige Verbündete des Ancien Régime, lenkte seine Wahl auf den letzten großen Staatsmann der Monarchie, auf Turgot, und die Reformgedanken, für welche so viele edle Männer gestritten und Verfolgung erduldet hatten, kamen mit dem bedeutendsten Anhänger der ökonomistischen Doctrin endlich doch ans Ruder.

V.

Geboren 1727, war Turgot wie Morellet, Loménie de Brienne, Boisgelin, etwas später Talleyrand, aus der Sorbonne hervorgegangen und für den geistlichen Stand bestimmt. Sein erster literarischer Plan bestand darin, eine Geschichte des Jansenismus zu schreiben. Das Studium der Philosophie machte aus ihm einen Anhänger der Toleranz. Er entsagte dem Gedanken, Priester zu werden, trat in die Magistratur, arbeitete nebenbei angestrengt auf dem Gebiet der Geschichte und Philologie, befreundete sich mit Quesnay und Vincent de Gournay, und veröffentlichte in ihrem Geist seine ökonomischen Schriften über „Bildung und Vertheilung des Reichthums", und die „Briefe über Freiheit des Handels mit Getreide". Um dieselbe Zeit war es, daß er in Verbindung mit Adam Smith trat, der als Erzieher des jungen Herzogs von Buccleugh die drei Jahre 1763—1766 in Frankreich verlebte, die physiokratischen Lehren kennen lernte und, ohne sich zu ihren Principien zu bekennen, doch durch sie gefördert wurde. Die Correspondenz zwischen ihnen ist leider verloren gegangen [1]). Turgot's Doctrin war im Großen und Ganzen festgestellt, als er 1761 zum Intendanten einer der ärmsten Generalitäten von Frankreich, der von Limoges ernannt und so in die Lage versetzt wurde, seine Pläne auf praktisch-administrativem Feld zu verwirklichen. Dieser lange Kampf gegen Unwissenheit und Armuth auf der einen Seite, auf der andern gegen eingerostete Routine, Habsucht, Standesvorurtheile und für unantastbar geltende Privilegien, dauerte dreizehn Jahre lang und führte zu dem verhältnißmäßig gering erscheinenden Resultat jener gerechteren Vertheilung der Steuern und Lasten aller Nichtprivilegirten, über welche, so wie die Dinge einmal lagen, auch die wohlgemeintesten Anstrengungen pflichttreuer und kluger Administratoren nicht hinaus reichten, wenn sie der undankbaren Aufgabe sich unterzogen, die Sache der kleinen Leute zu der ihrigen zu machen. Theoretisch aber kam Turgot mit beinah allen Problemen in Berührung, die zu lösen die Constituante, „seine Nachfolgerin", wie man sie genannt hat, unternahm.

Der Intendant von Limoges wollte schon damals Einführung einer directen Steuer, Ablösung der Feudalrechte, religiöse Toleranz, eine Constitution auf Grund von stufenweise einzuführender Selbstverwaltung der Gemeinden, Kreise und Provinzen, durch eine, den besitzenden Classen entnommene Vertretung, ohne Unterscheidung der Stände. Die gesetzgebende Gewalt concentrirte er in den Händen des Königs. Der Mann, dem sonst heftige Ungeduld und Ueberstürzung

[1]) S. Mastier: „Turgot", S. 158, Note.

in der Ausführung seiner Pläne vorgeworfen worden ist, wollte das Volk langsam und systematisch zur Selbstverwaltung heranbilden. Bei dem Grad der Vorbereitung wenigstens, welchen die Bildung jener Tage gewährte, erschienen ihm „zahlreiche Versammlungen als die Pest der Vernunft“ [1]). Die Bestimmung, daß ein persönliches oder durch Vereinigung der nothwendigen Anzahl kleiner Besitzer erzieltes reines Einkommen von 600 Livres je eine Wahlstimme verlieh, dieses Einkommen aber der Ertrag des Bodens sein mußte, war nicht nur der Ausfluß der physiokratischen Lehren, für die selbst ein Haus nur insofern Besitz im eigentlichen Sinne war, als der Werth des Grundes in Betracht kam, den es bedeckte; diese Bestimmung entsprach auch der persönlichen, noch 1777 von Condorcet getheilten Ansicht, daß der höchste Vortheil der monarchischen Ordnung in der Durchführung eines consequenten Systems ohne die Nothwendigkeit bestehe, einen Theil desselben zur Gewinnung der Wähler zu opfern [2]).

Turgot war 47 Jahre alt und schon in seiner äußeren Erscheinung, mit Zügen, die an die edelsten Schöpfungen der Antike erinnerten, eine Persönlichkeit, die, nachdem man ihr einmal begegnet, nicht leicht wieder zu vergessen war, als Abbé de Very, sein Freund und Verehrer, ihn der Herzogin d'Enville, diese ihrer Freundin Madame de Maurepas, und Madame de Maurepas ihrem Mann empfahl [3]). So wurde Turgot zuerst Marineminister und am 24./26. August 1774 Controleurgeneral, d. h. Finanz- und Staatsminister für die meisten innern Angelegenheiten. „Wenn das Gute jetzt nicht geschieht,“ schrieb d'Alembert an Friedrich, „so muß man daraus schließen, daß das Gute unmöglich ist.“ — „Dieser Mann,“ schreibt einer seiner Biographen, „erhob den Ehrgeiz unter die Tugenden.“ Seine Ernennung galt als eine Concession an die Philosophie, weil er mit einigen ihrer Ideen sich begegnete, in religiösen Dingen die Toleranz, in wirthschaftlichen und administrativen Fragen den Sieg der humanitären Principien, in der Erziehung die allgemeine Verbreitung der Bildung erstrebte.

Dagegen stand seine politische Doctrin, die nichts anderes als Reform des Bestehenden wollte und, statt sich in gefährliche Utopien zu verlieren, mit den gegebenen Verhältnissen rechnete, im ausgesprochensten Gegensatz zu der revolutionären Doctrin. Als man den König dadurch gegen ihn einzunehmen suchte, daß man ihn als Encyklopädisten bezeichnete, entgegnete Ludwig XVI. zur Freude von Voltaire: „Er ist ein ehrlicher Mann und das ist genug.“ Vollständig klar mit sich selbst über die Ziele seiner Administration, war Turgot es nicht weniger über die Mittel, sie zu erreichen. Es ist gesagt worden, daß er, wie sein Lehrer Quesnay und mehr oder weniger alle Oekonomisten, das complicirte Räderwerk des constitutionellen Systems und die Theilung der Gewalten, vorläufig wenigstens verwarf, um zur Durchführung seiner Pläne an die unumschränkte königliche Macht zu appelliren. In dem großen Kampf gegen die privilegirten Stände, also den Clerus, insofern er zu diesen gehörte, den Adel, die Financiers und

[1]) S. Turgot: „Oeuvres complètes“, S. 534.

[2]) S. Condorcet: „Vie de Turgot“, 145—146.

[3]) S. Montyon: „Particularités sur les Ministres des Finances de France“, 174, u. Foncin: „Ministère de Turgot“, 41.

alle mit ihnen zusammenhängenden Functionäre, die Intendanten und die von Turgot ganz besonders verachteten Parlamente, rechnete er auf den König allein. Die Worte: „Gebt mir fünf Jahre eines vollständigen Despotismus und Frankreich ist gerettet," werden ihm in den Mund gelegt. Uebereinstimmend damit lautet der Schlußsatz seiner ersten Denkschrift an Ludwig XVI.: „Ich zähle auf Ihro Majestät persönlich, auf den ehrlichen, guten und gerechten Mann, mehr noch als auf den König." Ein aufgeklärter Despot und ein besser gebildetes, über seine wahren Interessen aufgeklärtes Volk, „un peuple neuf", „das erste der Völker", wie er es im Entwurf für das Unterrichtswesen, der schon die wichtigsten Bestimmungen des Organisationsplanes Napoleon's enthält, dem König zu schaffen versprach, dieses Ideal schwebte Turgot vor. Gleichviel für seine Thätigkeit als Minister, ob er darin das letzte Wort seiner Staatskunst, oder vielmehr, wie Manches in seinen Schriften und so Vieles in seinem ganzen Wesen anzudeuten scheint, nur ein Uebergangsstadium zu Verhältnissen sah, wo andere Einrichtungen möglich und wünschenswerth sein würden. Turgot und die Oekonomisten mit ihm standen darin nicht allein, sondern sie vertraten eine Richtung, die, nachdem sie einen Theil des achtzehnten Jahrhunderts so gut wie ausschließend beherrscht hatte, im zeitgenössischen Frankreich noch immer viele Anhänger zählte. Wenn Turgot dem Souverän wiederholt, „so lange er an der Gerechtigkeit festhalte, könne er sich als unumschränkten Gesetzgeber betrachten und auf seine treue Nation zur Ausführung seiner Befehle rechnen[1];" wenn er in den Briefen über die Toleranz bemerkt, „die Tyrannei eines Einzigen vermöge ein Volk zu unterdrücken, aber nicht weniger und auf nicht minder ungerechte Weise könne es auch durch die Herrschaft der Massen geschehen[2]," so konnte er sich auf einen oft citirten Vers der „Henriade" berufen, wo bei Anlaß der Versammlung der Stände zu Blois, gesagt ist:

„De mille députés l'éloquence stérile
Y fit de cent abus un détail inutile,
Car de tant de conseils l'effet le plus commun
Est de voir tous nos maux, sans en soulager un."

Ein Lieblingscitat der „Correspondance littéraire" ist der Vers von Pope:

„For forms of government let fools contest,
Whate'er is best administered is best."

Die demokratischen Gesinnungen des vollständig revolutionirten Chamfort hinderten ihn doch nicht, geringschätzend zu sagen: „Das Publicum! das Publicum! wie viele Dummköpfe gehören dazu, um ein Publicum zu machen!" Und Grimm schrieb 1774, mit Bezug auf Raynal: „Um was handelt es sich denn eigentlich? doch darum, daß man glücklich sei. Die Venetianer sind glücklich, also ist ihre Regierung gut genug für sie[3]."

Im engen Zusammenhang mit seiner Auffassung dessen, was Frankreich brauchte, stand bei Turgot die geringe Meinung, ja, die Verachtung, welche der Geist und das Treiben der dreizehn, in der Monarchie tagenden Parlamente ihm

[1]) S. Turgot: „Oeuvres complètes", Édition Daire, II, 549.
[2]) S. Turgot: „Oeuvres complètes", Édition Daire, II, 681.
[3]) S. Grimm u. Diderot: „Correspondance littéraire", 2me Édition, III, 140.

einflößten. Durch den leidenschaftlichen Antheil, welchen sie an den religiösen Streitigkeiten genommen hatten, indem sie im großen Zwiespalt der Meinungen die jansenistischen Lehren gegen die molinistischen Theorien vertraten, wurden die Parlamente in ihrem Widerstand gegen die Krone allerdings zur Vorschule der politischen Opposition[1]). Aber als große politische Körperschaften hielten sie hartnäckiger als selbst der Adel und die Geistlichkeit an ihren Vorrechten fest und Turgot weigerte sich stets, in den Parlamenten die Organe nationaler Wünsche zu erkennen. Für ihn und seine Freunde waren die Justizmorde von Calas und de la Barre, die Hinrichtung von Lally, die Verfolgung der Protestanten, die Unterdrückung so vieler Erzeugnisse der philosophischen Literatur genügende Gründe, um zur Wiederherstellung der Körperschaft, die seit dem Sturz von Choiseul durch Maupeou im Januar 1771 aufgehoben worden war, nicht die Hand zu bieten. In ihrer Wiederherstellung, die der Einfluß der Partei Choiseul, der von Maurepas unterstützten Königin und des bürgerlichen Mittelstandes im November 1774 bei Ludwig XVI. durchsetzte, sah daher Turgot mit Recht seine erste Niederlage. Die Popularität, welche diese Maßregel dem König brachte, konnte seinen Minister darüber belehren, wie leicht die Menge sich durch bloße Worte für den Inhalt derselben entschädigen läßt. Die parlamentarische Opposition gegen die Krone wurde gelohnt, als ob sie von Reformgedanken, statt von Standesinteressen, getragen worden wäre.

Indessen arbeitete Turgot unverdrossen weiter. Die Finanzreform, die er darlegte, faßte sich in den Worten zusammen: „Kein Bankrott, keine Steuererhöhung, keine Anleihe: Verminderung der Ausgaben, Frieden nach Außen, Reform im Innern, Beschränkung des Hofhalts und Hebung des nationalen Wohlstandes durch Gewährung der Freiheit für alles wirthschaftliche Thun." Der König erhielt fortwährend Entwürfe und Denkschriften, worin sein Minister dieses Programm in seinen Einzelheiten präcisirte und Aufschluß darüber gab, wie er es zur Ausführung zu bringen gedachte. „Sehen Sie, ich arbeite auch," sagte Ludwig XVI. eines Tages zu ihm, auf ein beschriebenes Blatt verweisend: es war ein Vorschlag zur Vertilgung der Kaninchen in den königlichen Ländereien[2]).

Aber der charakteristische Zug im Leben von Turgot ist sein Mangel an Glück. In der Intendanz von Limoges wurden die Früchte seiner Mühen dadurch vernichtet, daß die Hungerjahre 1770 und 1771 die Schuldenlast der Provinz, die er mit allen Anstrengungen zu verringern bestrebt gewesen war, um eine Million erhöhten. Als Minister befiel ihn zu Anfang des Jahres 1775 eine schwere Krankheit, gerade als alle bedrohten Interessen sich beim König gegen ihn verbündeten. Dazu brach eine, zum Theil künstlich von den Finanzleuten veranstaltete Theuerung und in Folge dessen der sogenannte Mehlkrieg aus, der auf verschiedenen Punkten des Reichs, besonders aber in Paris von Denjenigen in Scene gesetzt wurde, die bisher das Monopol des durch Turgot freigegebenen Getreidehandels ausgeübt hatten[3]). Die Verfolgung der Schuldigen

[1]) S. Rocquain: „L'Esprit révolutionnaire avant la Révolution".
[2]) Droz: „Histoire de Louis XVI". I. 198.
[3]) S. Foncin: „Le Ministère de Turgot", 214, und Droz: „Histoire de Louis XVI", I, 166.

wurde auf königlichen Befehl unterdrückt, weil sie zu weitgreifenden und peinlichen Enthüllungen geführt haben würde.

Durch ein zwar nicht beabsichtigtes, aber für den Minister doch höchst ungünstiges Zusammentreffen erschien zur gleichen Zeit Necker's Buch über die „Gesetzgebung und den Handel mit Getreide", welches, in Uebereinstimmung mit des Verfassers Freund Galiani, die unbedingte Freigebung des Kornhandels nicht nur in Bezug auf das Ausland, sondern auch im Innern Frankreichs verwarf und die vorhandene Gährung vermehrte, weil sie Turgot's Administration für die momentane Steigerung der Noth mit verantwortlich machte. Necker's gegen die Oekonomisten gerichteter Satz, „an lebenden Körpern dürfe man keine anatomischen Experimente vornehmen", wurde zum geflügelten Worte. Leider machte er auch dadurch Sensation, daß er sich von den eigenen Declamationen hinreißen ließ und, zu Gunsten des billigen Brotes für die Armen zum Angriff gegen den Besitz übergehend, die Reichen als „das Mark des armen Volkes verzehrend" schilderte und den Proletarier in die Worte ausbrechen läßt: „Was kümmern uns Eure Gesetze über den Besitz? wir besitzen nichts. Eure Gesetze über Gerechtigkeit? wir haben nichts zu vertheidigen; über die Freiheit? wenn wir morgen nicht arbeiten, müssen wir sterben[1])."

Im Juni des so unglücklich begonnenen Jahres fand die Krönung des jungen Monarchen zu Rheims statt. Turgot hatte vorgeschlagen, die Stelle, worin der König die gewaltsame Ausrottung der Häresie versprach, in der Eidesformel wegzulassen. Ludwig XVI. dagegen suchte die Schwierigkeit dadurch zu umgehen, daß er im gegebenen Moment einige unverständliche Worte murmelte. Nach der Rückkehr von Rheims legte ihm Turgot, um sein Gewissen zu beruhigen und seinen Standpunkt von aller Zweideutigkeit zu befreien, die Denkschrift über die Toleranz vor. Zugleich bewog er seinen Freund Malesherbes, als Minister des königlichen Hauses sein College zu werden, wo Malesherbes es aber wider Erwarten an der nöthigen Energie fehlen ließ und den Absichten des Gesinnungsgenossen, von dem er rühmte, er besitze Bacon's Kopf und Hopital's Herz, wenig mehr lieh, als die Popularität seines gefeierten Namens[2]).

Wegen der Aufstände und der Theuerung mußte Turgot seine beabsichtigte große Reform, die allmälige Ablösung aller Feudalrechte gegen entsprechende Geldentschädigung auf den Gütern des Adels und Clerus und ihre Aufhebung in den Krondomänen „auf bessere Zeiten" verschieben[3]). Diese besseren Zeiten kamen nicht mehr für ihn. Die Königin verzieh die begonnene Beschränkung ihres Hofhaltes nicht und wurde der Mittelpunkt aller Cabalen von Versailles. Das Parlament verurtheilte im Februar 1776 das überaus gemäßigte, vernünftige Buch, worin Boncerf, ein Anhänger Turgot's, Adel und Clerus in ihrem

---

[1]) S. Necker: „De l'administration de Monsieur Necker par lui-même. Oeuvres complètes VI, 8. — Lavergne: „Les Économistes français au dix-huitième Siècle, 147, und Necker: „Du commerce et de la législation des grains".

[2]) S. Droz: „Histoire de Louis XVI"; Sainte-Beuve: „Malesherbes", und Foncin: „Ministère de Turgot".

[3]) S. Foncin: „Ministère de Turgot". S. 383 und Sugenheim: „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft", Seite 156.

eigenen Interesse aufforderte, zur Abschaffung von Zuständen gegen entsprechende Entschädigung die Hand zu bieten, die den Privilegirten nur noch geringen materiellen Nutzen, dafür aber ein um so größeres Maß des Hasses eintrugen. Hierauf verweigerte dasselbe Pariser Parlament im März 1776, mit Ausnahme eines einzigen und unbedeutenden, die Eintragung von Turgot's sogenannten Januaredicten, die seine zwei wichtigsten Reformen enthielten, nämlich Ersetzung der Frohnden für den Bau von Straßen und Wegen durch eine sehr mäßige, von allen Grundeigenthümern zu leistende Steuer und Aufhebung der Meisterrechte, Zünfte und Gilden. Begründet wurde diese Weigerung des Parlaments unerhörter Weise durch den Hinweis auf einen Volksaufstand und durch die Theorie von Boulainvilliers, wonach Bürger und Bauern, als Nachkommen der von den Franken überwundenen alten Einwohner Galliens, die Abgaben und Lasten allein zu tragen verpflichtet seien, der Adel aber dem Staat nichts schulde, als seinen Degen und der Clerus sein Gebet[1]). Der König erzwang jetzt zwar die Eintragung der Edicte, konnte aber selbstverständlich nichts daran ändern, daß Turgot's Reformen, die in ihren letzten Consequenzen mit zu gleicher Vertheilung der Steuerlast führen mußten, von den Repräsentanten des Rechtes und Gesetzes verworfen worden waren. Im April 1776 schrieb Graf Creutz, der Gesandte Schwedens, an seinen königlichen Herrn, dem der physiokratischen Schule so wohlgesinnten Gustav III., alle Großen des Reiches, alle Parlamente, die gesammte Finanz, die Damen des Hofes hätten sich zur mächtigsten Liga gegen Turgot verbündet[2]). Mercy-Argenteau, der Gesandte Maria Theresia's, versuchte umsonst, ihre Tochter zurückzuhalten[3]).

Es blieb der König. Im Februar 1776, als bereits die Wogen der Opposition gegen Turgot hochgingen, sprach er das historische Wort: „Il n'y a que Monsieur Turgot et moi qui aimions le peuple“[4]).

Zwei Monate später war seine Widerstandskraft erschöpft. Als ihm Turgot, Anfangs Mai, eine neue Denkschrift übergab, ließ er ihn reden, sagte trocken: „Ist das Alles?“ und entgegnete auf die bejahende Antwort: „Nun desto besser“. Damit wandte er dem Minister den Rücken. Die geölten Billardkugeln, aus welchen, nach dem Urtheil des Grafen von Provence, des Königs Charakter bestand, waren auseinander gefallen.

Am 12. Mai reichte Malesherbes die längst ersehnte Entlassung ein und hörte vom Monarchen, als er sie ihm gewährte, das eigenthümliche Wort: „Wie sind Sie glücklich! warum kann ich nicht auch gehen?“ Am selben Tag erhielt Turgot, den der König nicht mehr empfing, den Befehl sich zurückzuziehen. Die Königin, deren Günstling Guines er wegen Unfähigkeit vom Botschafterposten in London zurückberufen hatte, konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden,

---

[1]) S. Sugenheim: „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft“, S. 159 und Foncin: „Ministère de Turgot“, Capitel über die Januaredicte.

[2]) Foncin: „Ministère de Turgot“, 513. 517; und Geffroy: „Gustave III et la Cour de France“.

[3]) Geffroy et Arneth: „Marie Antoinette etc.“ Correspondance, II, 439. Brief vom 13. April 1776.

[4]) S. Foncin: „Ministère de Turgot“, 423.

ihn in die Bastille schicken zu lassen; Mercy bezeugt, daß sie es war, die Turgot's Sturz entschied[1]). Dennoch wäre es ungerecht, sie mit dem Hof und den Privilegirten allein für denselben verantwortlich zu machen. Das Volk jubelte, als es vom Rücktritt seines besten Freundes hörte und dankte dem König durch Ovationen dafür.

Turgot war kein Menschenkenner: als Necker sein Buch über den Getreidehandel vollendet hatte, brachte er es dem Minister, schlug ihm vor, es durchzusehen und versprach, es ohne seine Zustimmung nicht zu veröffentlichen[2]). Turgot lehnte den loyalen Vorschlag in leise verächtlicher Weise ab, erwiderte, es stehe Necker frei, drucken zu lassen, was er wolle, man fürchte nichts und werde von der Censur keinen Gebrauch gegen ihn machen. „Sie glauben für das öffentliche Wohl von Liebe erfüllt zu sein," sagte Malesherbes einst zu seinem Freund; „aber es ist nicht Liebe, es ist Raserei."

Turgot's unverzeihlichster Irrthum bestand darin, daß er meinte, es genüge Recht zu haben und das Gute zu wollen.

Nicht der geringste Beweis, den er davon gab, war der, seiner Entlassung nicht zuvorzukommen. Wenn seine Freunde ihn baten, sich zu schonen, pflegte er daran zu erinnern, daß man in seiner Familie nicht alt werde. Die Zurückgezogenheit seines Privatlebens benutzte er zu ernsten Studien und Lectüren. Für uns Deutsche ist es von Interesse, daß er zu den eifrigen Lesern Klopstock's gehörte, was, vielleicht mit Ausnahme von de Serre, wohl von keinem andern französischen Minister vermuthet werden kann[3]). Nur als er vernehmen mußte, daß sein Nachfolger sein Werk vernichtet und die Frohnden ganz, die Zünfte und Gilden größtentheils wiederhergestellt habe, soll er Thränen vergossen haben.

Friedrich der Große und Maria Theresia dachten über Turgot, wie Voltaire, der 1778 in Paris beim Wiedersehen mit ihm seine Hand erfassend ausrief: „Lassen Sie mich die Hand küssen, die das Heil des Volkes unterzeichnet hat." Er starb, erst vierundfünfzig Jahre alt, an der Gicht, und noch mehr an den Folgen geistiger Ueberanstrengung.

Der Zufall, oder vielmehr jene höhere Ordnung der Dinge, die nicht in des Menschen Hand liegt, wollte es, daß das Buch „über den Reichthum der Nationen", mit welchem Adam Smith die neue Lehre der Volkswirthschaft schuf, 1776 gleichzeitig mit Turgot's Rücktritt erschien und so auch die Kraft ersetzt wurde, die er dem Vaterland, und durch dasselbe der Menschheit mit so selbstloser Hingebung geopfert hatte.

Das monarchische Frankreich aber machte den Verlust von Turgot nie wieder gut. Zwar blieb das Herz des Königs ihm treuer als sein Wille und gewährte für alle königlichen Domänen die Freiheit, da der Staatsschatz nach dem amerikanischen Kriege kein Geld mehr hatte, von den Privilegirten, auch falls sie zugestimmt hätten, zu erkaufen. Zwar reformirte auch Necker und versuchte zwischen

---

[1]) S. Foncin: „Ministère de Turgot", 523 u. ff. Geffroy et Arneth: „Marie Antoinette etc.", II, 442 und 446. Auch Mastier: „Vie de Turgot".

[2]) S. Abbé Morellet, „Mémoires", I, 230.

[3]) S. Grimm u. Diderot: „Correspondance littéraire", III, S. 378, Bericht v. Febr. 1777.

der absoluten Macht und einer Constitution nach englischem Muster den Mittelweg der Provinzial-Versammlungen und der localen, decentralisirenden Administration, der 1787 noch einmal betreten wurde; aber auch er fiel vorzeitig Intriguen zum Opfer, ähnlich denjenigen, welche der Verwaltung von Turgot ein Ende bereitet hatten. An einem Wendepunkt in der Geschichte der katholischen Kirche Frankreichs, als Napoleon daran dachte, der alten kirchlichen Ordnung eine neue entgegen zu setzen, sagte ihm Graf Louis Narbonne: „Sire, das werden Sie nicht thun: es ist nicht genug Religion in Frankreich, um zwei daraus zu machen“ [1]).

Das übersah Necker, als er darein willigte, Turgot zuerst anzugreifen und dann seine Erbschaft anzutreten.

Es scheint zuweilen, als ob die römische Legende Recht behalte und den Nationen eine vorbestimmte Zahl sybillinischer Bücher gereicht werde. Das alte Frankreich verbrannte die seinen, von Fénelon bis Turgot, und wurde mit ihnen zu Asche.

Die große humanitäre Sache der Armen und Bedrängten, die an den Stufen des Throns vergebens um Gerechtigkeit gefleht hatte, trat, von allen Furien des Bürgerkriegs gepeitscht, als Agrarfrage vor die Schranken der Constituante und erpreßte, schon mit Blut überströmt, ihre revolutionäre Lösung vom Schrecken der Gesetzgeber von 1789. Das war das Ende des „colin-malliard, poussé trop loin, qui finit par une culbute générale“.

Das Wort ist von Mirabeau dem Vater, dem „Menschenfreunde“. Seine Zeit war vorüber: die Gegenwart gehörte Mirabeau dem Sohn, dem Tribunen des Volks, und hinter diesem lauerte schon, den Socialcontract in der Hand, die Zukunft mit Robespierre.

Ist es wirklich nur ein Stück europäischer Vergangenheit, das wir erzählen? Wir hoffen es.

---

[1]) S. „Biographie nouvelle des Contemporains“ par Arnaud, Jay, Jouy etc. etc. Paris 1824. Artikel „Narbonne“ Bd. 15, 7.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

II.

„Von hier, vom unheimlichen Voigtland, der damaligen Höhle des Pauperismus," erzählt Gutzkow in seinem Buch aus der Knabenzeit, „zogen sich einsame, endlos scheinende Sandflächen bis nach Tegel hin ... Da lag der Gesundbrunnen und eine Saharawüste, die man den Wedding nennt und auf dessen tief im Sande angelegten Laufgräben, Schanzen, kleinen Belagerungsforts die Artillerie zu exerciren pflegte."

Sehen wir uns heute diese Gegend an. — Was ihr die Signatur gibt, das sind die großen Fabriken; sie voran, die Borsig'sche und nebenan die Eggels'sche, die Schule unsrer großen Maschinenbauer aus den dreißiger Jahren des Jahrhunderts, aus welcher auch Borsig hervorging. Es sind dies, nebst der inzwischen eingegangenen Freund'schen die ältesten unserer Fabriken; diejenigen, in welchen die jetzt so hochentwickelte Maschinenbau- und Eisen-Industrie von Berlin ihren Anfang nahm. Ein Wald von Schornsteinen dehnt sich dahinter aus und wird immer dichter, je mehr dem Norden zu. Denn die Richtung der Zeit geht in diese noch wenig bebauten Lagen, wo Grund und Boden billiger und die Kohlen und das Eisen, durch die dorthin führenden Bahnen, näher sind. Aber immer noch ist die Borsig'sche Maschinenbau-Anstalt, da, wo ehemals das Oranienburger Thor war, gleich am Eingang der Chausseestraße, mit ihrem Thurm, ihren Arkaden und den Emblemen und Figuren der Arbeit über ihrem Portal, das Wahrzeichen dieser Gegend — weithin sichtbar, wenn man die Friedrichstraße heraufkommt. —

Es ist ein wunderlieblicher Sonntagsmorgen im Juni — der erste Juni, der erste Pfingsttag.

Heute hat die Chausseestraße ein sonntägliches Aussehen und nur hier und dort über einem Schornstein kräuselt noch ein leichtes Wölkchen in die wolkenlose, blaue Luft. In den tiefen Höfen, wo die Berge von Steinkohlen lagern, ist Alles still, und in den Vorgärten, wo selbst hier, zwischen Rauch und Ruß und Zink- und Eisenguß der Frühling emporgekommen ist, flimmert das junge Laub in der Sonne, vermischt mit Flieder, dieser holden, genügsamen Blüthe, die den

Boden von Berlin liebt und um diese Zeit des Jahres ihren Duft durch alle Straßen sendet.

Auch der Pferdebahnwagen, in dem ich fahre, hat heut ein anderes Aussehen und ein anderes Publicum, als gewöhnlich. Nicht nur festtäglich sind die Leute gekleidet, es liegt auch in ihrem Benehmen etwas Ruhiges und Feierliches, was gegen den Wochentagslärm und Geschäftshabitus, der hier sonst gemeiniglich herrscht, sehr wohlthuend absticht. Bejahrte Männer oder Frauen, von ihren Töchtern liebevoll unterstützt, kommen in den Wagen; viele haben Blumen in der Hand, mehrere noch das schöngebundene, wohlerhaltene Gesangbuch.

Am Ende der Fahrt, aus der Häusermasse, ragt plötzlich der Thurm einer neuen Kirche empor, der Dankeskirche auf dem Weddingplatz.

Hier war einst ein weites, von der Panke bewässertes, mit Weidengebüsch umgebenes Haideland, von den Umwohnern das Weidicht, Wedig[1]), und in den alten Urkunden „up dem Wedding" genannt. Noch im 13. Jahrhundert stand hier ein Dorf, von welchem aber nichts geblieben, als ein Hof oder eine Meierei, ein sog. Vorwerk, welches an der heutigen Reinickendorfer Straße lag und lang im Besitze der Krone war. Unter dem großen Kurfürsten ward es von seiner Gemahlin, der wirthschaftlichen Dorothea, als Schäferei benützt, unter Friedrich dem Großen aber in Erbpacht gegeben, während zugleich der Anbau des umliegenden, in Parcellen ausgetheilten Haidelandes begann. Indessen ging es so langsam damit vorwärts, daß, als die Stadt Berlin im Jahre 1817 von dem letzten Erbpächter Vorwerk und Ländereien unter gleichzeitiger Ablösung der Erbpacht erwarb, nicht mehr als siebenundzwanzig Colonistenstellen vorhanden waren. Aber schon im Jahre 1820 hatte sich die Zahl derselben auf mehrere Hundert erhöht, und im Jahre 1842 beschreibt Fidicin den Wedding als „eine ziemlich weitläufige Colonie, welche sich von der Chausseestraße bis zum Gesundbrunnen hinzieht und in mehr als 350 Grundstücken mit 3700 Einwohnern besteht." So weit ab von Berlin war der Wedding damals, daß noch zu Fidicin's Zeiten der seit Bebauung der Bergstraße hierher versetzte Galgen stand, das Hochgericht, an welchen noch immer die Namen der Hoch- und der Gerichtsstraße erinnern. Als dann im Jahre 1861 der Wedding in den Stadtbezirk von Berlin incorporirt wurde, zählte er bereits 10,716 Einwohner[2]), und heute, wenngleich immer noch unser am schwächsten bebautes und am dünnsten bevölkertes Terrain, zeigt es doch in Anbetracht der kurzen Zeit seit seiner Umwandlung aus Acker- und Haideland in Wohngebäude, sowie seiner nichts weniger als begünstigten Lage, die größten Fortschritte von allen.

Als ich zuletzt auf dem Weddingplatz war, im Jahre 1879, da war Alles noch Sand ringsum, ein trostloser Anblick. Jetzt präsentirt er sich schon ganz anders, er hat die geschlossene quadratische Form, ist fast so groß wie der Dönhofsplatz, und in der Mitte, auf einer Erderhöhung, steht die Dankeskirche. Man weiß, daß diese Kirche zur dankbaren Erinnerung an die zweimalige providentielle

[1]) Cotta, Heimathkunde, S. 81.

[2]) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin, I, 1879, S. 38, und Fidicin, Berlin, S. 116.

Errettung unseres Kaisers von den Attentaten des Jahres 1878 aus freiwilligen Beiträgen erbaut und am 3. Januar 1884 eingeweiht worden ist. Bei einer Dankeskirche, welche dem Andenken des ersten deutschen Kaisers im wiedererstandenen Deutschen Reich gewidmet sein soll, erschien es dem Erbauer, August Orth, angemessen, in den Formen an die Traditionen unserer Deutschen Kaiserzeit anzuknüpfen: er wählte demgemäß den romanischen Stil unter Mitbenutzung der Constructionen der späteren Gewölbebauten. Aus gelben Verblendsteinen und Terracotten aufgeführt, macht das von allen Seiten freistehende Gotteshaus mit seinen hohen, hellen Fenstern, seiner Kuppel und seinem schlank aufstrebenden Thurm einen lichtvollen, erfreuenden Eindruck; doppelt so, weil es hier steht, der erste Mittelpunkt eines neuen Gemeindelebens und zugleich das erste monumentale Bauwerk von einem jetzt schon großen historischen Charakter in dieser Gegend, die vor wenigen Jahren noch Einöde war, einzig bewohnt von kleinen Pächtern, Ackersleuten und Schäfern, welche keine Geschichte hatten und nichts als leicht verwischbare Spuren gelassen haben.

Freilich steht die Kirche noch kahl auf ihrem steinigen Hügel und der Platz selbst ist baumlos. Aber auch hier wird die Stadt gewiß für den Schmuck des Grüns sorgen, welches viel dazu beitragen dürfte, diese bis jetzt ziemlich monotone Fläche freundlich zu beleben und der Kirche den rechten Hintergrund zu geben. Es ist hier eben Alles noch in einem merkwürdigen Mittelzustand begriffen, halb Dorf, halb Stadt und wenn man weiter hinauskommt, halb Feldweg, halb Straße. Niedrige Häuser aus den Colonistentagen, manche mehr Hütten als Häuser, mit Fenstern, die die Erde berühren und einem steilen Dach darüber, wechseln mit großen kasernenartigen Gebäuden, die den Stempel der ersten städtischen Bebauung tragen; dann wieder lange, kahle, halbverfallne Gartenmauern, mit irgend einem verwitterten Haus dahinter, das in seiner völligen Einsamkeit wie verwunschen aussieht, und auf einmal Baugerüste mit Constructionen darin emporwachsend von der allermodernsten Form. Aber das Werdende, Ringende freut das Auge; man hat auch hier das Gefühl, mitten in einer mächtigen Entwickelung zu sein, und dazu tönt in vollen Strömen Orgel und Choral aus der Dankeskirche, während die Sonne hoch steht über dem Platz, auf welchem kein anderer Schatten fällt, als nur der verkürzte des Thurmes.

Von hier führt die Müllerstraße weiter, bis hinaus nach dem Dorf und Schlößchen der Humboldt, nach Tegel, die alte Tegeler Chaussee, schnurgerade, unabsehbar, sie selber die Fortsetzung der Chausseestraße, und beide zusammen fast doppelt so lang als die bis jetzt längste Straße von Berlin, die Große Friedrichstraße vom Belle-Alliance-Platz bis zum Oranienburger Thor. Wenn einst die Müllerstraße fertig bebaut ist, wird man in einer Linie, die nur an zwei Stellen, dem Belle-Alliance-Platz und dem Oranienburger Thor in einem stumpfen Winkel leicht von der geraden abweicht, den ganzen Weg vom Kreuzberg bis Tegel, das heißt vom südlichsten bis zum nördlichsten Punkte Berlins, drei Stunden lang unter nichts als Häusern wandern.

Einstweilen jedoch ist die Müllerstraße nur erst streckenweise bebaut, links sind Fabriken, rechts sind Gärten; dann kommt wieder eine Reihe Häuser,

zwischen denen sich gleichfalls noch großentheils unbebaute Straßen abzweigen, dann wieder offnes Land, so daß man meint, hier sei die Stadt am Ende, bis sie nach einiger Zeit abermals beginnt. Viel Grün ist hier und Alles gut gehalten. An der Ecke der Gerichtsstraße, die, vom Humboldthain herabkommend, hier in die Müllerstraße mündet, ist eine schöne, umfangreiche Anlage, Ruheplatz genannt, mit Rasenplätzen, Bosquets und schattigen Bäumen, unter welchen die Kinder spielen und alte Männer in sonntäglichem Behagen mit der langen Pfeife sitzen. Etwas weiter, ebenfalls auf einem Platze mit Rasen, Beeten und Büschen, an denen der Flieder in voller Blüthe steht, die Nazarethkirche; der Schlußchoral tönt in den stillen Mittag hinaus und die Kinder halten ein in ihren Spielen. Nun öffnen sich die Thüren des bescheidenen Gotteshauses das nicht einmal einen Thurm hat, und die Andächtigen kommen heraus, meist Frauen und Mädchen, aber auch manch' ein ernster, an Mühsal gewöhnter Mann, den kleinen Sohn an der Hand führend, — manch' Einer, dem die Mütze, die er trägt, als zum Arbeiterstande gehörend kennzeichnet; alle sehr einfach, jedoch dem Festtag angemessen gekleidet, die Frauen in wenig auffälligen Farben.

Von hier ab hören die Häuser fast ganz auf und man hat zu beiden Seiten die Landschaft: zur Linken das Grün und den dunklen Waldstreifen der Jungfernhaide, zur Rechten die Sandhügel der Reinickendorfer Gemarkung. Hier sind nur noch Kirchhöfe; der nächste der Begräbnißplatz der Charité. Die Königliche Charité, wie man weiß, ist die große Heilanstalt Berlins, welche schon von Friedrich Wilhelm I. angelegt, doch erst seit Friedrich d. Gr. und später zu der gegenwärtigen Ausdehnung erweitert worden. In ihr werden durchschnittlich 1450 unbemittelte Kranke verpflegt, die meisten davon städtische Kranke. Der Begräbnißplatz dieser Anstalt, sowie der Universitätsklinik, ist der Charitékirchhof; hier werden alle diejenigen Verstorbenen bestattet, welche noch Angehörige haben. Eine bestimmte Zahl der übrigen Leichen muß zu Unterrichtszwecken zur Anatomie geliefert werden. Jedoch setzt die betreffende Verordnung (welche schon aus dem Jahre 1718 stammt) ausdrücklich fest, daß dies nur mit den Leichen solcher Personen geschehen dürfe, welche jeden Familienanhalts hierselbst entbehren. Doppelt Unglückliche! Fremd, arm und ohne Familie! Zwar schwebt jener unheimliche Schrecken, welchen uns Gutzkow in seinen Erinnerungen „aus der Knabenzeit" schildert, nicht mehr um den bei nächtlicher Weile dahinrasselnden Wagen. Aber wie sehr hat die Ziffer derer, die mit demselben befördert werden, sich mit der zunehmenden Einwohnerzahl Berlins vermehrt! Für den Charitékirchhof fehlen mir die genaueren Angaben. Aber auf den beiden anderen großen Armenkirchhöfen Berlins, dem in der Gerichts- und dem in der Friedenstraße, war das Verhältniß in den sechzehn Jahren, von 1861 bis 1876 bereits 18,827 zu 4101; und in den fünf Jahren, von 1877 bis 1881 sogar 10,427 zu 1366. So rapide mit der Größe wächst auch die Armuth und das Elend. Diese sog. „Anatomieleichen", die Leichen Derjenigen, denen Niemand zum Grabe folgt, sind es, welche den Armenkirchhöfen etwas so unsäglich Trauriges geben. Einen solchen Armenkirchhof, den in der Friedenstraße — vor dem Landsberger Thor — habe ich früher bereits

einmal geschildert. Aber viel hat sich seitdem auch hier zum Bessern geändert: im Jahre 1879 wurde der eine, im Jahre 1881 der andere der beiden städtischen Armenkirchhöfe geschlossen und ein großer Gemeindefriedhof im Osten der Stadt, bei Friedrichsfelde, eröffnet, nicht nur für die Armen allein, sondern als Begräbnißplatz für Jeden, der hier zu ruhen wünscht, und zwar für Mitglieder aller Confessionen. Es ist ein schöner Sieg der Humanität, daß der Arme fortan nicht auch im Tode noch gekennzeichnet sein soll; und Manchem von uns, der mitten im Kampfe steht — Manchem, der seinen Gott im Herzen trägt und in jedem Menschen seinen Bruder sieht, wird es wohl thun zu denken, daß es wenigstens eine sichtbare Stätte gibt, an welcher jene großen Probleme der socialen und religiösen Unterschiede, die das Leben nicht zu lösen vermag, zum Austrag gebracht worden sind; und daß auch er, wenn er will, seinen Ruheplatz sich da wählen kann, wo der Arme neben dem Reichen und der Bekenner der einen Kirche neben dem Bekenner der anderen schläft. Allerdings ist das Verhältniß zur Zeit noch ein höchst ungleiches: auf 2782 Armenleichen kamen in den drei Jahren von 1881 bis 1883 erst 18 bezahlte Gräber. Aber ein Anfang ist doch gemacht; und es verringert den Werth und die Bedeutung desselben keineswegs, daß er vorläufig den Armen allein zu Gute kommt. Unserer Stadt, die durch großartige Stiftungen, Krankenhäuser und Asyle so viel für die lebenden Armen gethan, war es wohl würdig, dies für die todten Armen zu thun, denen eine frühere Zeit, — „die gute, alte Zeit", wie man zu sagen pflegte — nichts zu gewähren im Stande war, als „einen Sarg und ein Grab", und sonst Einöde ringsumher. Der Berliner Gemeindefriedhof darf unter den jüngeren Schöpfungen Berlins eine der wohlthätigsten genannt werden und wird eine der folgenreichsten sein; angelegt nach dem Muster des allgemeinen Hamburger Friedhofs, welcher auch für die gesammte Bürgerschaft ohne Unterschied der Stände und des religiösen Bekenntnisses bestimmt ist, gewährt er schon jetzt einen freundlichen Anblick und wird, unter Leitung eines Gartendirectors, in nicht ferner Zukunft, ebenso wie jener, einem öffentlichen Park ähnlich sehen[1]).

Auch der Charitékirchhof ist nicht ganz so trostlos mehr, wie man sich ehemals einen Armenkirchhof dachte. Zwar gleich vornan ist wieder jener von langem Gras und Gestrüpp überwucherte Platz der Unbekannten, Namenlosen und Vergessenen, deren öde Sandhaufen nicht so bald aufgeschüttet sind, als sie auch schon wieder zusammenfallen. Aber weiterhin und längs der Mauern sind andere Gräber, die gerade darum das Herz so besonders rühren, weil sie zugleich Zeugen der Armuth und der Liebe sind. Manch' ein altes Mütterchen hab' ich hier an einem frischen Hügel knieen und ihn mit Epheupflänzchen bestecken sehen. Frauen und Kinder sind auch hier geschäftig und nicht gänzlich fehlt es, in dieser warmen Mittagsstunde, dem Kirchhof an Besuchern. Viele der Gräber haben ihren kleinen Gedenkstein, dem man es wohl ansehen kann, daß er mit schweren Opfern beschafft worden ist; oder jene noch wohlfeilere Porzellantafel in Form eines aufgeschlagenen Buches, auf dessen beiden Blättern hier der Name des Entschlafenen und dort ein Bibelspruch, eine trostreiche Strophe geschrieben

[1]) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin, 1877—1881; II, 207.

ist — kurzer Trost, den der Regen bald ausgelöscht haben wird! Wieder Andere haben als einziges Zeichen einen schmalen, schwarzen Stab, auf welchem in weißer Schrift eine Nummer und ein Name stehen. Aber selbst diese Gräber sind in Grün gehüllt; die Blumen, die darüber leuchten, geben Kunde davon, daß der Todten, die darin ruhen, von den Ueberlebenden gedacht wird, und bereiten darauf vor, daß es traurigere Gräber gibt, als selbst die der Armen.

Der anstoßende Kirchhof der Philippi-Gemeinde ist einer der vornehmeren der Stadt, vortrefflich gepflegt und mit stattlichen Denkmälern jeder Art geschmückt. Schon einmal, an einem trüben Novembermorgen vor bald acht Jahren, war ich auf diesem Kirchhof, in einer damals noch gänzlich menschenleeren Gegend. Freies Feld war um uns, dampfend von der Feuchtigkeit des winterlichen Tages, ein schwerer Himmel und nacktes Gezweig, von welchem der Nebel herabtroff. Eine lange Reihe von Trauerkutschen hielt vor dem Eingange des Kirchhofs und in dem zahlreichen Gefolge der Leidtragenden fehlte kaum einer von den Koryphäen der Literatur und des Theaters: den wir der Erde zurückgaben, — der, auf dessen Sarg mit schmerzlichem Fahrewohl die Scholle gelben Sandes niederrollte, war der Dichter des „Narciß". Um die Mitte der fünfziger Jahre war er, von einem Abend zum andern Morgen, plötzlich ein berühmter Mann geworden — Ruhm des Theaterdichters, wie gleichst du dem Rausche, der auch nicht länger währt, als vom Abend zum Morgen, und mitunter einen bitteren Nachgeschmack hinterläßt. In den langen Jahren nachher hatte Brachvogel nichts mehr zu schaffen vermocht, was jenem ersten Erfolge gleich kam, und wiewohl noch im besten Alter, ging er doch von uns, ein halb schon Vergessener.

Das Grab, das ich heute suche, unter der goldenen Helle des Pfingstmittags, ist das eines Mannes, dessen Namen bedeutungsvoll mit meiner frühesten Jugend zusammenhing. Er war, am Anfange des Jahrhunderts, in demselben Städtchen geboren worden, wie ich. Er war der Schulkamerad meines Vaters gewesen. Er war früh fortgewandert aus der Heimath, war in Kassel und Italien gewesen und hatte sich zuletzt in Berlin niedergelassen. Dies Alles beschäftigte die Phantasie des Knaben wundersam, dem Kassel, die Hauptstadt Hessens, wie etwas Fernes, fast Unerreichbares vorschwebte, dem Italien von den Nebeln und Schatten der römischen Königsgeschichte erfüllt schien und der vor Berlin — Furcht hatte. Denn Berlin war damals nicht wie heute der Attractionspunkt für die strebsame deutsche Jugend; es stieß mehr ab, als es anzog, und es gehörte Muth dazu, das Vorurtheil zu überwinden. Eines Tages fand ich den Namen dieses Mannes in Brockhaus' Conversations-Lexikon: „Zahn, Wilhelm, Architekt und Ornamentenmaler, geb. 21. August zu Rodenberg in Hessen" u. s. w. Es war wie eine Offenbarung für mich, den Namen dieses Mannes und dieses Städtchens gedruckt zu sehen — als ob der Strahl von etwas bisher Ungeahntem, Fremdem und Unbekanntem über meinen Weg fiele . . . .

Zwanzig Jahre später sah ich ihn zuerst in Berlin, einen freundlichen, schmunzelnden alten Herrn, das obere Knopfloch seines Rockes mit dem Bändchen des Rothen Adlerordens geziert, eine von den typischen Figuren des alten Berlins.

Denn er war in der langen Zeit vollständig zum Berliner geworden und erfreute sich hier einer geachteten Stellung. Seine Nachbildungen der Pompejanischen Wandmalereien hatten ihm frühe schon die Aufmerksamkeit Goethe's gewonnen, welcher über die zehn ersten Hefte seiner „Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä" einen sehr eingehenden und warm anerkennenden Aufsatz in den „Wiener Jahrbüchern" (1830) schrieb. Mit diesem Hauptwerk war der Professor bis an sein Ende beschäftigt und Italien und Goethe blieben die großen Erinnerungen seines Lebens. Er sprach von Goethe, wie von Einem, der noch gegenwärtig ist und ging niemals in Gesellschaften, ohne zweierlei bei sich zu tragen: eine große Rolle seiner Pompejanischen Wandbilder und eine Lithographie des letzten an ihn gerichteten Briefes von Goethe. Die Gesellschaften damals waren noch weniger turbulent, gedrängt und hastig, als sie heute sind: man nahm sich die Zeit, Bilder anzusehen, Briefe zu lesen und ein gemüthliches Gespräch zu führen. Dabei war mein Landsmann keineswegs unempfindlich gegen die bescheidenen Freuden der Tafel und besonders dankbar für jeden guten Risotto, für jede Schüssel Maccaroni und jede Flasche Chianti — Dinge übrigens, die man damals auch noch nicht so leicht unter den Linden haben konnte, wie gegenwärtig. So lebte der Alternde harmlos und zufrieden und so sah ich ihn zuletzt am 21. August 1871, seinem siebenzigsten Geburtstag: heiter grüßend und lächelnd fuhr er mir in der Victoriastraße vorüber und am 22. war er todt. Daß er gestorben, erfuhr ich — wie das in Berlin ja so manchmal geschieht — erst aus der Zeitung, nachdem er schon begraben war. Von den Vielen, die dem schlichten, wohlwollenden Künstler im Leben nahe gestanden, hatten sich zu seinem Begräbniß sehr Wenige nur eingefunden — ich glaube nicht mehr als acht oder neun Personen. „Der Himmel weinte seine Thränen", hieß es in dem Zeitungsbericht über seine Bestattung, „als der einfache Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Aber als der Prediger in klarer und verständlicher Rede die Verdienste des Mannes hervorhob, der nun so still und schmucklos bestattet wurde, da brach die Sonne aus dem düsteren Gewölk wieder hervor und bestrahlte den Sarg in lichtem Glanze."

Ich malte mir aus, welchen Eindruck es auf mich machen würde, das, was ich einst im Conversations-Lexikon gelesen, nunmehr auf seinem Grabstein wieder zu sehen. Aber es war jetzt, nach mehr als dreizehn Jahren, nicht leicht, auf dem großen, inzwischen so beträchtlich angewachsenen Kirchhofe das Grab zu finden. Der Todtengräber, welcher unter der grünen Veranda seines Häuschens am Eingange des Kirchhofes stand, hatte nie von einem solchen Manne gehört, obwohl ich ihm sagte, daß dieser zu seiner Zeit ein Professor und ansehnlicher Mann in Berlin gewesen, auch viele Orden gehabt und beim hochseligen König in besonderer Gunst gestanden habe. Wie sich herausstellte, hatte das Begräbniß noch unter dem Amtsvorgänger Statt gehabt, und ich dachte darüber nach, was es mit dem Ruhm zu bedeuten habe, der nicht einmal von einem Todtengräber bis zum anderen reicht, alas, poor Yorick! . . . Er holte hierauf sein Todtenbuch heraus, so zu sagen das Adreßbuch des Kirchhofs. Denn hier hat jedes Grab seine Nummer, wie jedes Haus in einer Straße. Wir blätterten dreizehn Jahre zurück — und o wie ward mir seltsam zu Muthe, als ich so mit dem

Finger über ganze Jahrgänge von Todten dahinfuhr und an die traurige Frage des Hamlet dachte: „How long will a man lie i' the earth ere he rot?" — und an die noch traurigere Antwort des Todtengräbers, der bei Shakespeare ein „clown" ist. Endlich, hier stand es — „Wilhelm Zahn, Professor" — und nun sagte der Todtengräber: „Kommen Sie," und führte mich den langen Sandweg hinab, unter einer dichten Allee, durch welche man ins Freie hinaus sieht, auf die gelblich sandigen Ausläufer der Wurzel- oder Rehberge. Dann bogen wir seitwärts ab, in die Reihen der schmal zusammengedrängten Gräber, an einem Brunnen vorbei, tief hinein, zu einer entlegenen Stelle, wo die Denkmäler aufhörten und selbst die bescheidensten Kreuze nur noch selten waren. „Hier herum muß es sein," sagte der Todtengräber. Dann zog er aus einem der Gräber ein Stäbchen, um sich nach der darauf befindlichen, übrigens kaum noch erkennbaren Ziffer zu orientieren — ich glaube es war 120 — zählte an den folgenden Gräbern weiter und sagte zuletzt: „Dies ist es" — auf einen kleinen zusammengeschrumpften Hügel deutend, der traurig dalag zwischen seinen anderen stillen Nachbarn — ohne jeglichen Schmuck, ohne Stein, ohne Namen — nichts, nichts, nichts als eine Nummer — nur ein mitleidiges Fliederbüschchen stand auf dem grasüberwucherten Hügel und ließ seine blassen Blüthen traurig niederhängen . . . . . Und dies war die Ruhestätte meines Landsmannes; das Grab Desjenigen, der mir den ersten Begriff des Ruhmes gegeben, und später, wenn ich ihn in Goethe's Schriften und Gesprächen mit Eckermann erwähnt fand, mich noch mit einer leisen Bewunderung erfüllte — der Einzige von den mir persönlich Bekannten, auf welchem das große Auge Goethe's theilnehmend geruht . . .

Hier, wo die neuen Häuser von Berlin erst gleichsam von ferne heranrücken, sind noch einige von den alten, gemüthlichen Weißbiergärten geblieben, wie man auf unserer Seite der Stadt sie nur noch selten antrifft. Leute verkehren hier von anständigem Aeußeren und gesetztem Alter, Handwerker, in guten Tuchröcken und mit hohen Cylinderhüten, die sie nur am Sonntag tragen — Einige mit ihren Frauen, in ruhiger Unterhaltung, an den runden Tischen, unter den blühenden Ahornbäumen. Ach, wie thut es wohl, wenn man wieder einmal den großen und unlösbaren Fragen hoffnungslos gegenübergestanden, diese Leute mit einander sprechen zu hören, von ihren kleinen häuslichen Geschäften, von ihren kleinen Freuden und kleinen Leiden, wie jetzt Alles in die Höhe gegangen, die Preise theuerer, die Waare geringer geworden — Alle, der Reihe nach, wissen Wunderdinge zu erzählen, wie sonst Lebensmittel und Wohnungsmiethe so gut wie gar nichts gekostet hätten und die Kleidungsstücke so dauerhaft waren, daß gar kein „Vergang" an ihnen gewesen. Ob denn heutigen Tages wohl in ganz Berlin noch ein solcher Hut zu haben wäre, wie der da, der seine zwanzig Jahre gehalten? Worauf der ehrsame Meister den beregten Gegenstand zur großen Befriedigung aller Anwesenden vorzeigt und die Runde machen läßt. „Ja," sagt die Frau Meisterin, „den hat er sich gekauft, als wir getraut wurden;" und der Meister, indem er den Hut mit dem Aermel glatt streicht: „den will ich auch wohl noch tragen, wenn unser Marthchen Hochzeit macht." Und nun eine lange Geschichte von Marthchen — wie brav sie sich in der Schule gehalten,

wie zufrieden die Herrschaft mit ihr sei, bei der sie jetzt dient, und wie gut die Aussichten ihres Unterofficiers, in Kurzem ein Schutzmann zu werden u. s. w. — Alles umständlich erwogen und oftmals wiederholt. Es ist ja Pfingsten heut und in stillem, sonntäglichem Behagen sitzt es sich hier gut, so weit da draußen ....

Indessen, wer den Wedding in seiner Glorie sehen will, der muß an einem Wochentage kommen, Montag oder Donnerstag, wenn hier Markt ist. Dann herrscht Leben auf dem großen Platze rings um die Kirche herum. Dann sind hier Buden aufgeschlagen und Karren aufgefahren, so gut wie auf dem Dönhofsplatz und Gensdarmenmarkt; dann riecht man den Käse und hört weithin den Ruf des unverdrossenen jungen Mannes an der Ecke: „Scheene Häringe! Sechs Dreier die Mandel, Häringe, feine Häringe!" Beides, die Waaren und die Käufer haben hier einen populären Charakter; aber man muß nicht glauben, daß der Markt des Weddings darum so viel geringer bestellt sei, als irgend ein anderer in Berlin; ein Unterschied in der Qualität ist vorhanden, aber nicht größer als zwischen den Märkten des Westens von heut und vor zwanzig Jahren. Das Normalmaß des Lebens in Berlin ist seitdem beträchtlich in die Höhe gegangen und an der Steigerung participiren alle Classen der Bevölkerung. Die Märkte unter freiem Himmel und auf den offenen Plätzen werden in nicht ferner Zeit mit der Eröffnung der Markthallen verschwinden und, wie so manch andere Specialität des Berliner Volkslebens, dann nur noch ein Ding der Erinnerung sein. Indessen, wenn uns die Marktweiber nur bleiben! Denn die sind unersetzlich. Auf solchen Marktausflügen pflegt meine kundige Hausfrau mich zu begleiten und sie kann auch auf dem Wedding natürlich der Versuchung zu kaufen, oder wenigstens nach dem Preise zu fragen, selten widerstehen, wiewohl ich sie vorher gewarnt habe. Hier ist eine Frau mit Spargel. Madame fragt: wie viel sollen sie kosten?

Marktfrau (sehr verbindlich): Sechs Silberjroschen, Madamken!

Madame: Ach, das ist viel zu theuer — für solche dünne Dinger!

Marktfrau (etwas weniger verbindlich): Wie viel wollen Se denn jeben?

Madame: Sie sind nicht mehr als die Hälfte werth.

Worauf die Marktfrau: „Denn sind Sie ooch nich mehr als sechs Dreier werth", und dreht sich herum.

Diese conservativen Bürgerinnen rechnen nämlich immer noch nach Silbergroschen, und am liebsten nach Dreiern.

Nicht weit von der Spargelfrau steht eine andere Dame von untersetzter Statur und Zutrauen erweckendem Aeußern, die mit Besen handelt. An Besen hat mein Herz nicht gedacht, als ich den Markt des Weddingplatzes betrat. Aber diese Hausfrauen! Alles können sie gebrauchen. Madame nähert sich dem Tisch, findet bei genauerem Zusehen, daß große und kleine durcheinander liegen und bemerkt: „Aber die Besen sind ja gemischt!" Worauf die Dame mit den Besen: „Ja, liebe Frau, det is nun eenmal so. Die Menschen sind ooch jemischt — wir beede sind kleen und die andren sind jroß und wir müssen es uns ooch jefallen lassen."

Das war schlimm; aber das Schlimmste sollte noch kommen bei einer Ge-

flügelfrau, welche dicker war und gemüthlicher aussah als alle ihre Schwestern. Sie hatte ihre Waare, Wild und junges Geflügel, an einer Leine hängen und stand, beide Arme in die Seiten gestemmt, vergnüglich dazwischen. Es war ein fesselnder Anblick und wir blieben stehen — worauf sie, die sicher nicht ahnte, daß sie selber uns weit mehr interessirte, als ihre Hühner, uns sofort eines derselben mit der größten Zuvorkommenheit zum Kauf anbot. Aber Madame, die überhaupt nicht leicht zufrieden zu stellen ist, fand den geforderten Preis exorbitant. „Drei Mark!" rief sie aus — „zwei Mark ist das Allerhöchste." Nun aber hätte man die Marktfrau sehen sollen. Sie alterirte sich nicht weiter und wurde nicht grob; aber mit einer unbeschreiblichen Miene von Hoheit und Verachtung nahm sie der Dame das Hühnchen aus der Hand, schwang es wieder über den Strick, machte einen Knix und sagte: „Freut mir recht sehr, Mamsellken!" Dies „Mamsellken", scharf betont, war eine ausgesuchte Bosheit in Anbetracht des Umstandes, daß neben und mit Madame ein Mann in gesetzten Jahren ging, der ihre Einkäufe nicht nur trug, sondern sie auch bezahlte! . . . .

Hinter dem Weddingplatz aber wird es still — still und menschenleer. Hier ragt noch, aus einigen zerstreut liegenden Gebäuden, ein einzelner Schornstein empor, in dessen Höhe ein Maurer arbeitet, während unten das Marktgewühl verhallt. Man hat gar nicht mehr das Gefühl, in Berlin zu sein — weite Bauplätze sind hier, flaches, offnes Feld, eine Wiese, auf welcher Wäsche zum Trocknen hängt und auf einmal das Rauschen eines Wasserfalles — es ist die Panke, welche aus den Hügeln von Bernau herabkommend, bei dem Schloßgarten von Schönhausen vorbeifließt, dem Dörfchen Pankow den Namen gibt und beim Gesundbrunnen das städtische Weichbild betritt. Von nun an wird man ihr überall im Nordgebiete der Stadt begegnen — bald tief zwischen den Häusern hinfließend, bald unter Straßen verschwindend und bald hinter kleinen Brücken wieder auftauchend, ein schmaler, dunkler Wasserlauf, der nach einem kurzen, traurigen Gange durch die Residenz unweit der Weidendammer Brücke sein Dasein beschließt. Doch auch sie hat bessere Tage gesehen — Tage des königlichen Glanzes, als, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, in der lustigen Sommerszeit, umgeben von ihren Hofdamen und vielleicht im Gespräche mit Leibnitz, Sophie Charlotte, die junge schöne Königin, in einer Gondel dahin fuhr — von Schönhausen, am Gesundbrunnen, am Wedding und den anderen Herrlichkeiten dieser Landschaft vorbei, bis die Spree erreicht war und hinter Moabit das neue Schloß auftauchte, Liezenburg, das Lieblingsschloß Sophien Charlotten's und nach ihrem vorzeitigen Tode zum Andenken an sie, die Gute, Schöne, Frühgestorbene, Charlottenburg genannt. Eine Königin und ein Philosoph auf der Panke! Wer kann sich das heute vorstellen! Melancholisch an ihrem Rande, hier oben in der Dalldorfer Straße, stehen noch ein paar alte Weiden und Erlen und nicken ihr, indem sie vorüberwandert, ein langes Lebewohl zu.

Ländliche, kleine Häuser in umgitterten Gärten sind in einiger Entfernung, und der Boden schwillt an, wo die Hoch- und Gerichtsstraße sich kreuzen. Die Gerichtsstraße hat fast ganz noch das Ansehen der Landstraße; Pappeln von hohem Alter, mit mächtigen Wipfeln, und schöne Weidenbäume, über deren knorrigen Stämmen das feine, junge Laub zittert, fassen sie ein. Langsam steigt

man bis zur Wiesenstraße und hier haben wir den Humboldthain erreicht. In nordwestlicher Richtung an ihm vorüber führt die Hochstraße mit einer Allee junger Bäume, zur Rechten schneidet ihn die Nordbahn und zur Linken hat man den Blick über das tiefere Land, über grünes Feld und Baumgruppen und hier und dort noch ein Fabrikgebäude. Still sind diese Straßen, und die Bänke vor den Thüren und die Linden vor den Häusern erinnern an eine von den kleinen, märkischen Städten. Hier, an dem äußersten Rande von Berlin, fühlt man sich plötzlich in das Leben der Kleinstadt versetzt; so gelassen ist sein Gang, mit einer solchen Beimischung von Gemüthlichkeit und guter Nachbarschaft. Eine Droschke, die träge den Berg herabkommt, erscheint mir wie eine Anomalie in dieser Gegend; und wär es nicht um jene beiden hohen rothen Gebäude dort — eine Gemeindeschule und eine Fortbildungsschule für erwachsene Mädchen, — ich würde mich nicht mehr im Weichbilde der großen Stadt glauben. Beide sind von dichtem Grün umgeben; aus dem Vorgärtchen der einen treten zwei dunkel gekleidete Lehrerinnen heraus. Knaben mit dem Ränzel auf dem Rücken, Mädchen, mit den Schultaschen schlenkernd, ziehen des Weges. Junge Männer, die sich zu Tisch begeben, Lehrer oder Schreiber und Buchhalter aus den benachbarten Fabriken, gehen vorüber. Frauen und Kinder, die ihren Männern oder Vätern das Mittagessen bringen, kommen daher, eine mit einem Korb in der einen und einem Fliederstrauß in der andren Hand. Und welch ein süßer Geruch von blühendem Weißdorn weht mir entgegen, als ich nun auf einem breiten, vortrefflich gehaltenen Wege den Hain betrete. Rauschender Mittagswind, und sonst Alles stumm, bis auf die Vögel, welche nur noch schwach und leise singen um diese Stunde.

Der Humboldthain ist die jüngste von den großartigen Schöpfungen der Berliner Stadtverwaltung: er ist 1869, im Jahre von Alexander von Humboldt's Säcularfeier, begründet und im Jahre 1876 dem Publicum übergeben worden. Er ist der kleinste von unseren öffentlichen Parks: der Thiergarten umfaßt etwa 200 Hektaren (über 1500 Morgen), der Friedrichshain 50½, der Humboldthain nur 35. Aber dennoch ist er mit seinem wundervollen Baumwuchs, seiner Blumenpracht, seinen festen Kieswegen, zahlreichen Ruhesitzen und schattigen Bosquets eine der schönsten sowohl als gesündesten Anlagen in Berlin. Auf einem Hochplateau gelegen, über dem Dunst und Rauch der Stadt und frei von Feuchtigkeit, hat er die bessere Luft sogar vor dem Thiergarten voraus. Und wie er den Namen Humboldt's im Andenken und der täglichen Uebung des Volkes lebendig erhält, so ist er zugleich das würdigste Denkmal dieses großen Freundes und Kenners der Natur, des Schöpfers der Pflanzengeographie, indem nicht nur der ganze, gegen Süden gelegene Theil des Parks zu einem botanischen Garten eingerichtet worden, sondern auch alle vorhandenen Gehölze nach ihrem geographischen Vorkommen in Vegetationsgebiete und Zonen geordnet und mit den wissenschaftlichen Bezeichnungen versehen sind. Oft kommen die Lehrer des Nordbezirks, um in diesem großen, von der Stadt ihnen geöffneten Garten ihre Kenntnisse zu bereichern oder sie führen ihre Schüler hierher, welche gar bald trefflich Bescheid wissen unter den Culturpflanzen und fremdartigen Gesträuchen; oft auch bleiben die Spaziergänger vor den Bäumen und Blumen stehen, sich

die Namen derselben einprägend, die auf weißen Porzellantäfelchen deutlich geschrieben sind, und es ist gar nicht zu sagen, welchen Nutzen allein nach dieser Seite hin der Humboldthain für die Bildung und geistige Hebung der umwohnenden Bevölkerung stiftet. Allein seinen größten Segen entfaltet der Humboldthain als eine Stätte der Erholung, an welcher auch der Arbeiter sich heimisch fühlt, ja recht eigentlich der Hausherr ist. Sie benutzen ihn auch fleißig und zu gewissen Tageszeiten ist er ganz von ihnen erfüllt; Viele führt ihr Weg hindurch, wenn sie zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen, Viele verbringen hier ihre Feierstunden. Man kann sich nichts Stimmungsvolleres denken, als den Humboldthain an einem feuchten, dunklen Frühlingsabend, wenn die Wege mit Blüthen bedeckt sind und im Gebüsch die Nachtigallen singen; wenn der Nachtwind durch die stark duftenden Laubmassen rieselt, wenn vor den kleinen Häusern, in der laulichen Dämmerung noch erkennbar, der weiße und der blaue Flieder blüht und aus den hohen Sälen der Gemeindeschule in der Wiesenstraße ein heller Lichtschimmer über das hin- und herwogende Grün fällt.

Um die Mittagsstunde jedoch, zwischen zwölf und eins, wird man auf der Stadtseite des Hains, in deren Nähe die großen Fabriken sind, manch anmuthige Scene ganz verschiedener Art sich abspielen sehen. Dann, so lange die Jahreszeit und das Wetter es erlaubt, sitzen die Arbeiter draußen im Freien und essen ihr Mittagsbrot. Jede Bank bietet dann ein anderes Bild — ein Bild aus dem Familienleben der Arbeiter. Vielfach bringen die Frauen ihre Kinder mit, und alle sitzen nun beisammen — die Kinder zuweilen noch in einem Wägelchen — und halten mit einander ihr Mahl. Die Frauen bringen Alles in einem Korbe. Die Männer essen aus einem Topfe mit dem Löffel: dicke Suppe, Pflaumen mit Klößen, Kohl und Kartoffeln — Fleisch ist nicht darin. Auch Brot wird in der Regel nicht gegessen. Wenn sie das Mahl eingenommen haben, trinken sie aus einem Blechkesselchen einen Schluck Kaffee; den Rest nehmen sie mit zum Vesperbrot, ebenso wie eine in Papier eingewickelte „Stulle" mit Butter und etwas Wurst oder Schinken; und Abends, wenn sie heimkehren, tragen sie alle das Blechkesselchen in der Hand. Ein noch ganz junges Ehepaar sitzt mir gegenüber, er in einem braunen Tuchrock, sie in einem reinlichen Kattunkleid. Als die Frau kam, nahm ihr der Mann das Kind ab und trug es auf dem Arm zu der Bank, auf der sie sich niederließen. Hier machten sie sich's behaglich, packten die Vorräthe aus dem Korb, der Mann aß aus dem Topf, die Frau von einem Teller und das Kind, das sie zwischen sich gesetzt hatten, bekam wechselweis von Beiden ab. Es ist ein freundlicher, ein wohlthuender Anblick, all' diese Leute hier Mittag halten zu sehen, in dem sonnigen, offenen Park, mit dem Grün über und vor sich in der frischen Luft, die voll von den Gerüchen des Frühlings über den Rasen weht. Man wird sich darum keiner Täuschung hingeben und das Arbeiterleben in Berlin für ein Idyll halten wollen. Man braucht nur, um sich etwas herabzustimmen, einige Stunden später, bei Beginn des Feierabends, den Hain zu durchstreifen, oder nach der Brunnenstraße hin aus demselben herauszutreten; namentlich hier sind dann alle Bänke dicht besetzt mit Männern, denen man die Uebermüdung und die Nachtarbeit ansieht, und verdrossen dreinschauenden Frauen, als ob es ihnen der Mühe zu viel oder nicht werth wäre, die paar Schritte noch zu machen

bis in den Hain. Die Kinder spielen am Boden herum — zumeist recht dürftig armselige Geschöpfe, schlecht aussehend, schlecht gehalten, ungesund, unsauber, besonders die ganz kleinen, welche die Mütter im Schoße oder die Väter auf den Armen haben, mit faltigen Gesichtern, die schon alt aussehen, noch bevor sie jung gewesen. Die erwachsenen Mädchen machen sich mit Puppen zu schaffen, die Ebenbilder jener kleinen, stillen Kinder im Schoße der Mütter — ebenso kümmerlich, mit ebenso schmutzigen Röckchen, ebenso zerrauftem Haar, ebenso altklugen, traurigen Gesichtern; und die Knaben laufen, bis über die Kniee nackt, im Sande. Die Bevölkerung, welche sich am und im Humboldthain bewegt, setzt sich eben aus allen Elementen der Arbeiterclassen zusammen, und man erkennt sie wieder in den verschiedenen Gruppen, denen man hier begegnet, von dem modesten Handwerker und kleinen Gewerbtreibenden mit seinen einfach aber stets sauber gekleideten Frauen und Kindern, bis zu dem verwildert aussehenden Arbeitsmann, der niemals ohne seine Schnapsflasche ausgeht. Gewiß ist auch in unserer Stadt genug des Elends, wie in jeder andern von der gleichen Einwohnerzahl. Aber man nenne mir eine von den übrigen europäischen Großstädten, wo so viel für das physische nicht nur, sondern auch das moralische Wohl der arbeitenden Classen gethan wäre, wie gerade bei uns. Man zeige mir einen von den großen Londoner Parks, wo zugleich auf der einen Seite eine Gemeindeschule und auf der anderen eine Fortbildungsschule wäre, wie hier am Humboldthain! —

Am liebsten mache ich meinen Spaziergang nach dem Humboldthain an einem Mittwoch- oder Sonnabendnachmittag, wenn er lebendig ist von fröhlichen Kinderstimmen. Alsdann ist die Schuljugend des Quartiers hier versammelt und tummelt sich rund um die große Wiese, welche den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildet. Dieser Platz ist von Bäumen und Gebüsch so dicht eingeschlossen, daß man, außer dem Roth der Schulgebäude und einem einzelnen Fabrikschornstein in der Ferne, nichts mehr sieht, als Grün und den blauen Himmel. Rein und gut und erfüllt von dem Aroma des Mai's ist die Luft; vor mir jauchzen Hunderte von Kindern auf dem in der Abendsonne leuchtenden Rasen, indessen auf der breiten Promenade ringsum ehrbare Männer und Frauen sich ergehen oder, auf den zahlreichen und bequemen Bänken sitzend, dem frohen Treiben zuschauen. Welch ein Paradies harmloser Munterkeit und Frühlingsluft scheint dies zu sein! ... Da kommen zwei junge Arbeiter des Weges, einer davon unsichern Schrittes, die Mütze nach hinten ins Genick gezogen, das Gesicht erhitzt, und ihnen folgt ein Frauenzimmer, in deren nicht unschönen Zügen sich Angst oder Beschämung ausdrückt. Der mit der Mütze im Nacken zieht eine Branntweinflasche aus der Brusttasche hervor und reicht sie schwankend dem Mädchen mit den Worten, die er mehr lallt als spricht: „Spiridus fine, anners dhun wir es nich!" Er meint gewiß, einen guten Witz gemacht zu haben; aber das Mädchen wehrt ihn mit der Hand ab und wendet sich zur Seite, worauf Jener, zum Schlag ausholend, die Faust erhebt. Jetzt tritt sein Kamerad dazwischen und sucht ihn zu beruhigen; er taumelt zurück und, wie ein Spuk, plötzlich aufgetaucht, verschwindet das häßliche Bild hinter den Bäumen.

Nicht weit von dieser Stelle sitzt eine junge Frau mit zwei halb erwachsenen

Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, deren kleines Brüderchen vor ihnen auf einem Steckenpferd im Sande herumreitet. Die Mutter strickt, das Mädchen häkelt und der Knabe vergnügt sich damit, aus seinen Schuhen heraus- und hineinzufahren, als ob sie ihn genirten oder als ob es ihn gelüste, den kühlen Sand und frischen Rasen wieder einmal ohne sie zu versuchen. Keines der Dreie nimmt Notiz von mir, als ich mich zu ihnen setze; sie fahren Jedes in seiner Beschäftigung fort. — „Du gehst wohl in die Gemeindeschule dort drüben in der Wiesenstraße, mein Junge?" red' ich den mir zunächst Sitzenden an. Aus seinen klugen grauen Augen blickt er mich ein wenig scheu von unten herauf an; dann faßt er sich ein Herz, zieht die Schuhe fester an die Füße und sagt: „Ja." Der Umstand, daß ich diese Gegend gut zu kennen scheine, gibt ihm Vertrauen und macht ihn, im Hinblick auf die Schule, doch auch wieder bedenklich. Ich frage ihn nach seinem Alter. — „Neun Jahre." — „Und in welcher Classe?" — Nach einigem Zögern erwidert er: „in der dritten;" und jetzt zuerst über ihrem Strickzeug hinweg blickt die Mutter mich an und auch die Kleine läßt ihre Häkelei in den Schoß sinken. Es ist eine hübsche Frau, mit braunen Augen und braunen Haaren; das Töchterchen ihr getreues Ebenbild und Beide mit äußerster Sorgfalt und Sauberkeit, wiewohl höchst bescheiden gekleidet. „Er könnte schon in der zweiten sein, wenn wir bei uns zu Hause geblieben wären," sagt die Mutter in jenem harten pommerschen Accent, der nicht zu verkennen ist. — „Ich höre, daß Sie nicht aus Berlin sind?" — „Nein," erwidert sie, „wir sind aus Pasewalk —", und ich erfahre, daß ihr Mann Bahnwärter ist, daß sie vor einem Jahre hierher versetzt worden sind und in einer dieser Straßen am Humboldthain wohnen. Sie gesteht mir, daß es ihnen schwer werde, sich in Berlin einzuwohnen. „Als wir noch in Pasewalk waren —" fängt beinahe jeder von ihren Sätzen an. Sogar der Junge hatte mehr zu thun in Pasewalk. „Als wir noch in Pasewalk waren," sagt sie, „da mußte der Junge des Morgens von 8—12 und des Nachmittags von 2—4 in der Schule sein und dann bekam er noch so viel auf, daß er vor dem Abend nicht fertig damit wurde; hier aber ist nur des Vormittags Schule von 7—12, in einer Stunde hat er alle seine Arbeiten gemacht, und dann —" „Nun, nun, liebe Frau," sag' ich, „Sie sind doch sonst mit ihm zufrieden?" — „O ja," erwidert sie, und ein Lächeln fliegt über ihr ein wenig bekümmertes Gesicht, wie Sonnenschein; „er ist der Erste in seiner Classe und heute noch vom Herrn Lehrer belobt worden, weil er den besten Aufsatz geliefert hat." — „Worüber war denn der Aufsatz?" — „Ueber die Hennen und ihre Küchlein," versetzt der Knabe, der inzwischen eine gerade Haltung angenommen hat, als ob er auf der Schulbank säße. — „Die Hennen und ihre Küchlein, — ja, das will ich glauben, mein Kleiner, die kennst Du gewiß besser als alle die Berliner Jungen;" worauf die Mutter, verklärten Antlitzes: „Als wir noch in Pasewalk waren —" und von ihren Hühnern, und ihrem Hof und Garten und allen Annehmlichkeiten jenes Ortes zu erzählen beginnt, nicht lebhaft oder erregt, sondern ruhig, schwer und langsam, wie die Leute ihrer Gegend sprechen. — „Und das Töchterchen dort?" frag' ich: Sie hat ihre großen braunen Augen auf mich gerichtet; jetzt aber greift sie hastig zu der Häkelarbeit und ein zärtlicher Blick der Mutter gleitet über sie dahin. Sie geht zur Mädchenschule.

gleich nebenan, in der Hochstraße, sie hilft der Mutter schon in der Wirthschaft und sie trägt an den Tagen, wo der Unterricht frühe genug aus ist, ihrem Vater das Essen auf die Bahn. — „So," sag' ich, „nun sollt Ihr auch Etwas zur Belohnung haben — dafür kauft sich Jeder von Euch ein Stück Kuchen und dies für den kleinen Reiter." Denn auch dieser ist auf seinem Pferdchen herangekommen. Sie weigern sich, bis ein Wink der Mutter es ihnen erlaubt. „Ihr könnt es dreist nehmen," sag' ich, „ich bin auch so ein Herr Lehrer, der seine Freude hat an guten und fleißigen Kindern." — „Als ob ich es nicht längst gewußt hätte!" sagt mir ein Blick des Knaben, in welchem sich Respect und Zutrauen mit etwas Furcht mischt, wie wenn er mir doch noch einmal in irgend einem jener hohen Schulgebäude begegnen könnte. Wir scheiden wie gute Freunde, verabreden, daß wir am nächsten Sonnabend Nachmittag, wenn das Wetter es erlaubt, uns wieder auf dieser Bank treffen und die Kinder wollen dann ihre Schreibhefte mitbringen. —

An schattigen Plätzen vorbei, deren überhängendes Gebüsch sich wie zu Lauben wölbt, führt der Weg zur Höhe des Plateaus, wo, der Stadt zugewandt, doch ganz in Grün, das Directorialgebäude steht. In einer offenen Halle sieht man das Medaillonporträt, welches den Schöpfer dieser schönen Anlagen darstellt, deren Vollendung er jedoch nicht mehr erleben sollte. Gustav Meyer war ein Schüler Lenné's, und mit seiner Thätigkeit im Dienste der Stadt Berlin beginnt jene planmäßige Ausbildung der communalen Park- und Gartenpflege, welche binnen kurzer Zeit, in nicht viel mehr als zehn bis zwölf Jahren, unser Berlin in eine Stadt verwandelt hat, welche so wenig gärtnerisch als architektonisch den Vergleich mit einer von den älteren und berühmteren Städten zu scheuen braucht. Keine neue Straße wird jetzt angelegt, ohne gleichzeitig mit Alleen bepflanzt zu werden, so daß wir im Innern der Stadt schon über 32 000 Bäume haben. Keine neue Schule wird gebaut, deren Mauern nicht mit Schlinggewächs umkleidet, deren Höfe nicht zu kleinen Gärten umgestaltet würden; solcher Schulen zählt Berlin bereits weit über 100. Unseren öffentlichen, bis dahin so sterilen Plätzen — Steinwüsten zuweilen inmitten von Sandwüsten — ist der Schmuck von Rasen und Blumen und Springbrunnen verliehen; und wohin das Auge fällt, ruht es auf üppig quellendem Grün. Wir haben den Thiergarten, welchen königliche Munificenz von Alters her den Berlinern zu eigen gegeben und städtischer Gemeinsinn neuerdings zu dem landschaftlich vielleicht ausgezeichnetsten Park Europa's gemacht hat; und wenn dieser durch seine Nachbarschaft und Lage vorzugsweise den „oberen Zehntausend" zu Gute kommt, so haben wir für die Fabrikarbeiter von Moabit den kleinen Thiergarten, für die des Südens die Parkanlagen bei Treptow, für die des Ostens den Friedrichshain und für die des Nordens den Humboldthain. Die Privatgärten, deren Berlin einst, als es noch eine mittlere Stadt und Grund und Boden wohlfeil waren, so viele und so große hatte, Gärten der Privilegirten, der Reichen und Vornehmen, sind bis auf einzelne, geringe Reste verschwunden; dafür haben wir nun diese städtischen Gärten, welche Jedem, auch dem ärmsten unserer Mitbürger, zu gleichem Rechte gehören. Es entspricht dies genau dem humanen Zuge der Zeit, deren höhere Cultur sich eben

in der weiteren Sympathie für die niederen, wenig begünstigten Classen zeigt. Unser Vermögen können wir nicht mit ihnen theilen; denn das beruht auf Voraussetzungen und Bedingungen, welche ganz individuell und darum nicht theilbar sind. Aber theilen wollen wir mit ihnen die Voraussetzungen und Bedingungen eines gesünderen physischen, moralischen und intellectuellen Lebens, welche sie besser, und mit mehr Aussicht auf Erfolg, in den Stand setzen, die allgemeine Concurrenz aufzunehmen. So betrachtet hat die Schöpfung und Pflege dieses städtischen Parks, abgesehen von allem Anderen, auch eine sociale Meinung und Bedeutung. Denn in der That, es ist nichts Geringes, daß der Arbeiter, der in grobem Rock und abgetragener Linnenhose hierherkommt, das Gefühl hat und sich sagen kann: an diesem Allen hab' ich Theil, diese Bank ist für mich gemacht und dieser Rasen für meine Kinder! Fürwahr, wenn es uns gelingt, diesen unseren schwer arbeitenden und oftmals von ihrer Last niedergedrückten Mitmenschen zu zeigen, daß wir ihre Freunde sind, daß wir es gut mit ihnen meinen, daß wir sie nicht nur ausnützen, sondern für sie thun wollen, was wir zu thun vermögen: dann ist schon viel gewonnen in diesem socialen Kampfe, der nicht mit Sieg oder Niederlage, sondern im friedlichen Ausgleich enden muß, wenn die Civilisation selber nicht zu Grunde gehen und die Religion mehr sein soll als ein mißbrauchtes Wort!

Hier oben im Humboldthain, längs des Directorialgebäudes ist ein besonders schöner Gang zwischen den Blumenbeeten, Weingeländen und blühenden Gesträuchen, welche jetzt der letzte Schimmer des versinkenden Frühlingstages röthlich bestrahlt. Groß und golden steht der Abendhimmel über mir, und selbst die Rauchwolke, die mit dem Abendwinde dahinschwebt, ist von dem Widerschein erleuchtet.

Aber kaum daß ich aus der reinen Pflanzenluft und Stille des Hains bei der Grenzstraße heraustrete, so kommt mir die ganze Schwüle der Stadt entgegen, und bei der Gartenstraße bin ich wieder in ihrem Lärm; wie etwas Unentrinnbares naht sich ihr Gerassel und umgibt mich von allen Seiten. Der Unterschied ist so stark, daß er für eine Weile den Blick verwirrt und das Ohr betäubt. Dämmerung ist eingetreten. Quer über die Straße fort und an Kirchhöfen vorbei saust ein Eisenbahntrain, und hoch über dem Hin und Her der Menschen, der Wagen und ungeheuren Bewegung, die sich an diesem Punkte für einen Augenblick staut und dann, wieder freigegeben, mit verdoppelter Gewalt hinüber und herüber strömt, erscheinen zwischen den Bäumen an schwarzen Stangen schon die Signallichter, dunkelroth auf dem blaßgelben Abendhimmel.

Es ist Samstag Abend; und wie die Nacht herabsinkt über dieser weiten Ausdehnung zwischen Oranienburger und Schönhauser Thor, scheint ein Geruch in der Luft zu liegen, der immer stärker und penetranter wird — der Geruch von Alkohol. Am Samstag Abend erhalten die Arbeiter ihren Wochenlohn und nicht Wenige vertrinken ihn oder einen Theil desselben noch vor Mitternacht. Der Conducteur einer der Pferdebahnlinien, welche diese Gegend durchschneiden, sagt mir, daß es in den späteren Stunden des Samstag-Abends, wenn die Wagen oben und unten, innen und außen gefüllt sind, ein harter Dienst für ihn

sei. Das Einzige, wenn man Scenen der empörendsten Art vermeiden wolle, sei Schweigen; aber es falle ihm oft sehr schwer, an sich zu halten. Und ich will es ihm wohl glauben. Man braucht an einem solchen Abend in die gedrängt vollen Straßen dieser Vorstädte nur einen Blick zu werfen — wie die Thüren der Schenken, hier in Berlin „Destillationen" genannt, belagert sind und die halb schon Trunkenen, oft im Streit mit ihren Genossen, und oft, was noch widerwärtiger ist, in Ausbrüchen roher Zärtlichkeit abwechseln. Ich stelle mich einem solchen, besonders stark frequentirten Local an der Ecke der Invaliden- und Gartenstraße gegenüber, um zu beobachten. Es liegt im Erdgeschoß eines jener alten, kleinen einstöckigen Häuser, die man hier herum noch sieht, und um hinein zu gelangen, steigt man zwei Stufen hinunter. Durch das Fenster, welches zur Hälfte mit einer rothen Gardine verhängt ist, kann ich in das Innere blicken. Das Zimmer ist niedrig und der Raum für die Gäste nicht groß. Nur Einige von ihnen haben Platz zum Sitzen an kleinen, viereckigen Tischen, auf deren Platten man die Spuren vergossenen Getränkes wahrnimmt. Die Andern stehen oder lehnen an dem langen Ladentisch, auf welchem in Fäßchen und auf Schüsseln allerlei Eßwaaren befindlich sind, mehr darauf berechnet, den Durst zu reizen, als den Appetit zu stillen, marinirte Häringe, saure Gurken, Käse, Schinken, und hinter welchem die Tonnen mit Schnaps und Rum bis an die Decke reichen. Die Luft ist dick und trübe, trotz des reichlich flackernden Gases; jedesmal, wenn die Thüre geöffnet wird, schlägt ein Qualm von Fusel und übertriebener Hitze heraus, der allein hinreichen würde, den Sinn zu benebeln. Die Leute sind laut, aber nicht fröhlich; es ist etwas in ihnen von jener stumpfen Resignation, welche das Ende voraussieht, aber es abzuwenden nicht die Kraft hat.

Eines jedoch fällt in dem sonst so trostlosen Bilde mir auf: die Abwesenheit der Frau. Was in den ärmeren Quartieren von London, in den dunstigen Höfen und schmutzigen Gassen eine der gewöhnlichsten Erscheinungen ist: das betrunkene Weib, das gehört in Berlin glücklicher Weise zu den äußersten Seltenheiten. Wer jemals vor den schimmernden Gin-Palästen von Seven Dials oder Houndsditch eine dieser Megären gesehen hat, mit entflammtem Gesicht und zerfetztem Gewand, vielleicht einen Säugling an der Brust und hungernde Kinder hinter sich — vielleicht auch einer Gegnerin das Haar ausraufend oder von einem Manne zu Boden getreten: der wird gestehen, daß es einen traurigeren, die Menschheit mehr entwürdigenden Anblick nicht geben kann. Dergleichen wird man in Berlin vergebens suchen; und ich bin geneigt zu glauben, daß das verhältnißmäßig gute Befinden unseres Arbeiterstandes, Familienleben und Gesundheit, zum großen Theile der Frau des Arbeiters zu danken ist. Diese Annahme wird durch den statistischen Nachweis unterstützt, daß die weibliche Bevölkerung Berlins bei dem Alcoholconsum unserer Stadt nicht nennenswerth betheiligt ist. Unter den in die städtische Irrenanstalt zu Dalldorf im Jahre 1882 aufgenommenen 550 Geisteskranken war bei 48 derselben Trunk als Ursache des Irrsinns festgestellt worden, von denen 41 Männer und nur 7 Frauen waren. Der Verbrauch von Spirituosen beschränkt sich daher in Berlin wesentlich auf den männlichen Theil der Bevölkerung, vom zwanzigsten Jahr ab aufwärts, in welchem aber gerade die niederen Stände mit einem ganz abnormen Procentsatz

erscheinen. Von den 11,169 Localen, in welchen gegen Ende des Jahres 1880 berauschende Getränke feilgeboten wurden, kamen auf das von den ärmeren Classen bewohnte Gebiet unserer Stadt fast 9000 Destillationen, Ausschankstellen und Kleinhandlungen mit Branntwein; und wenn man erwägt, daß das entsprechende Verhältniß der Bevölkerungsziffer auf jedes dieser Locale nicht mehr als 30 Kunden ergibt, so daß also diese geringe Zahl ausreichen muß, die betreffende Wirthschaft in Gang zu erhalten und den nöthigen Verdienst abzuwerfen: dann wird man sich einen ungefähren Begriff machen können von dem Umfang des beklagenswerthen Uebels und seinen zerstörenden Folgen auch unter uns.

Als der „Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke", der sich bereits über die von der Trunksucht am Meisten heimgesuchten Länder des Nordens und einen Theil Deutschlands verzweigt, Berlin gleichfalls in den Bereich seiner Wirksamkeit zu ziehen begann, veröffentlichte derselbe einen Aufruf, in welchem man die folgenden erschreckenden Daten findet: nach einer annähernden Schätzung zählt Berlin alljährlich wenigstens 9300 Personen, welche dem Trunke gewohnheitsmäßig ergeben sind. Von diesen wurden in den vier Jahren von 1879—1882 in die acht öffentlichen Krankenhäuser 2194 aufgenommen, welche an Säuferwahnsinn oder chronischem Alkoholismus litten, während an den unmittelbaren Folgen des Trunkes durchschnittlich 40 starben, zum Theil auf offener Straße. Welches Contingent in Berlin der Trunk zu der Heerschar des Verbrechens stellt, geht aus dem Ergebniß einer Untersuchung hervor, die mit den im Jahre 1875 in der Strafanstalt zu Plötzensee detinirten Gefangenen vorgenommen ward. Es fand sich nämlich, daß 70 Procent der Fälle von Widerstand gegen die Staatsgewalt, 66 Procent der Vergehen gegen die Sittlichkeit, 55 Procent der Fälle von Hausfriedensbruch, 55 Procent der Fälle von Sachbeschädigung und 51 Procent der Fälle von Körperverletzung — mit anderen Worten über die Hälfte *aller* und mehr als zwei Drittel einiger Fälle unter dem Einflusse des Alkohols begangen worden sind. Wer aber zählt die nicht ans Licht der Oeffentlichkeit gebrachten Fälle, wo der Trunk den Körper so geschwächt hatte, daß Arbeitsunfähigkeit oder tödtlicher Verlauf von Krankheiten, die unter anderen Umständen heilbar gewesen wären, die Folge! Wer endlich möchte ziffernmäßig festzustellen unternehmen, wie dieser Fluch durch Vererbung noch auf kommende Geschlechter fortwirkt!

Es ist daher aufs Innigste zu wünschen, daß die Thätigkeit dieses Vereins eine ebenso segens- wie erfolgreiche werden möge, als sie, ohne Zweifel, eine wohlgemeinte, edle und uneigennützige ist. Nur sollte man von dem, was man diesen Armen nehmen will, nicht zu gering, und von dem, was man ihnen als Ersatz dafür bietet, nicht zu hoch denken.

Man muß sie gesehen haben, diese Scharen von Arbeitern, wenn sie gegen Abend aus den Fabriken kommen, müde, mühselig und beladen, mit allen Zeichen der Erschöpfung in ihrem Gang und der Abspannung in ihren Gesichtern. Man fühlt es alsdann in ihre Seele hinein, daß sie sich nach Etwas sehnen — nach etwas Besserem vielleicht, als ein Branntweinrausch zu gewähren vermag; aber sie wissen nicht, wo es zu finden. Wenig ist ihnen vergönnt von den Freuden

dieser Welt; an der reich gedeckten Tafel ist für sie kein Platz. Aber auch rein animalisch genommen brauchen sie Etwas, müssen sie Etwas haben, was einen Reiz ausübt, um die gesunkenen Lebensgeister wieder zu wecken. Die Mäßigkeitsbewegung der vierziger Jahre scheiterte daran, daß sie völlige Abstinenz verlangte; diesen Fehler will der neue Verein nicht noch einmal begehen: er gestattet den Gebrauch, und will nur den Mißbrauch verhüten. Er öffnet dem Arbeiter Kaffeestuben und Lesehallen, verspricht ihm belehrende Vorträge, Unterhaltungsabende und eine edlere Art der Erholung überhaupt. Andererseits soll die Zahl der Schenken, d. h. der unmittelbaren Versuchung beschränkt und dieses ganze Nachtgebiet der menschlichen Gesellschaft von der Gesetzgebung schärfer ins Auge gefaßt werden. Es fragt sich nur, ob alles Dies, so löblich es an sich auch ist, der Sache tief genug auf den Grund geht und das bittere Wort Bettina's von Arnim nicht doch noch hier und da nachklingt: „An Feiertagen hält der Mäßigkeitsverein eindringliche Reden im Voigtland, wo für fünf Dreier Fünfe ein Mahl sich bereiten. Ist Euer Magen zu schlaff, daß Ihr den Verein zum Voigtland nicht hinausbellt?" Hat der Mann, von dem viel Arbeit verlangt wird, nicht auch viel Nahrung nöthig — mehr und kräftigere vielleicht, als ihm selbst heute noch unter den verbesserten Umständen vergönnt ist? Und wenn er zu dem verwerflichen Mittel greift, welches sein physisches Bedürfniß täuscht, nicht befriedigt, wo dann ist die Grenze zwischen Gebrauch und Mißbrauch und wer bewacht ihn, daß er sie nicht überschreite? Wir hören wohl, daß in den nordischen Ländern, in Schweden und Norwegen, Dänemark, Holland, sogar in England breite Massen des Volkes für diese Bewegung schon gewonnen sind. In Scandinavien bildet die Förderung derselben eine von den Postulaten des social-demokratischen Programms. In England hat, nach einer Mittheilung Gladstone's im Parlament, ein Heruntergehen des Ertrags aus der Branntweinsteuer und ein Steigen des Ertrags aus den Theezöllen stattgefunden. Aber der englische Arbeiter ißt an einem Tage so viel Fleisch, wie der unsrige nicht in einer Woche. „They are overworked and underfed" — sie sind überarbeitet und zu schlecht genährt, sagt ein englischer Bericht über unsere Arbeiter. Das Uebel, um dessen Bekämpfung es sich handelt, ergibt sich mit einer Art trauriger Nothwendigkeit aus der Lage des deutschen Arbeiters; und nur mit dieser Lage selbst kann es gründlich gebessert werden. Wir müssen dabei mehr, als in andern Ländern der Fall, auf den Charakter des Arbeiters rechnen: auf seinen ernstlichen guten Willen und seine bessere Einsicht von den Dingen. Deutschland ist kein so reiches Land, wie England. Auch unser Mittelstand muß sich Entbehrungen auferlegen, die der dortige nicht kennt. Es ist das kein Grund, um Augen und Herzen zu verschließen; aber mit der Vermehrung des National-Wohlstandes wird auch auf den Arbeiter sein Theil kommen und er hat dazu beizutragen, wie Jeder von uns.

In einer der jüngsten Reichstagssitzungen hörten wir auf social-demokratischer Seite den Mann verspotten, „der bei magerer Kost und dem Wasserkruge zufrieden sei". Dann fügte derselbe Redner hinzu: „man kann unzufrieden und dennoch idealistisch gesinnt sein". Unzufriedenheit aus solchem Grunde kennt der englische Fabrikarbeiter nicht, und ist darum dem continentalen Socialismus

wenig zugänglich. Aber wenn die relative Zufriedenheit des englischen Arbeiters mit der bestehenden Ordnung aus seinen materiell günstigeren Verhältnissen entspringt, so fehlt es doch auch dem unsrigen keineswegs an dem Mittel, um die seinigen befriedigender zu gestalten. Denn in einem Punkte von entscheidender Wichtigkeit steht er höher: er ist gebildeter. Nicht umsonst ist er durch die doppelte Zucht der allgemeinen Schulpflicht und der allgemeinen Wehrpflicht gegangen. Nun kann man freilich von Intelligenz allein ebenso wenig satt werden, als von den imaginären Fleischtöpfen gewisser Irrlehren; aber doch ist Intelligenz der bessere Weg, um das Mögliche wirklich zu machen. Unser Arbeiter ist durchaus nicht mehr der gesellschaftlich oder politisch schwache, der er war: seine Stimme wird gehört in unserem Reichstag, sie wird gehört in unserem Rathhaus. Eine wirkliche Verbesserung seiner Lage kann nur auf friedlichem und gesetzmäßigem Wege geschehen; wir wollen ihm alle dabei helfen, aber das Meiste muß er selber thun. Leute, die es gut mit ihm meinen, sollten ihm nicht unfruchtbare Versprechungen machen oder das in ihm aufzustacheln suchen, was das Niedrigste und Gemeinste in der Menschenbrust — sie sollten ihn darüber aufklären, daß nicht ein Gewaltact, auch nicht ein Geschenk ihn in den Besitz dessen setzen kann, was er in ehrlicher und geduldiger Arbeit sich selbst erwerben muß; sie sollten ihn auf eine Stelle des kürzlich von unserem Magistrat veröffentlichten Verwaltungsberichts hinweisen, an welcher es heißt: daß in dem Zeitraum von 1861 bis 1881 in Berlin die Ausgaben für die Schulen von $9^3/_4$ Procent zu $19^3/_4$ des gesammten Budgets gestiegen, die Kosten für das Armenwesen dagegen in derselben Zeit von 18 auf $14^1/_2$ Procent gefallen sind. Diese Zahlen sagen, daß mit der Zunahme der Bildung eine Abnahme der Armuth verbunden ist; sie sagen, daß, wie Wärme sich in Kraft, so Bildung sich in Wohlstand umsetzt; sie sagen, was wir für den Arbeiter thun und was wir nicht für ihn thun können; und sie sagen endlich, daß in der Vermehrung seines geistigen und sittlichen Vermögens die einzige Lösung des Problems der socialen Frage liegt. —

Wenn ich mit solchen Gedanken, aus dem Norden Berlins heimkehrend, mich wieder seinem Mittelpunkte zuwende — wenn plötzlich der taghelle Schimmer des elektrischen Lichtes vom Centralbahnhof in der Friedrichsstraße mir entgegenleuchtet und ich beim Scheine Tausender von Gasflammen unter den Linden die Paläste, die Ministerien, die Gesandtschaften, das Opernhaus sehe — die luxuriösen Läden, die strahlenden Cafés, die verschwenderisch ausgestatteten Restaurants — Alles, was diese große Stadt an verfeinertem Genuß zu bieten vermag — dann, ich muß es gestehen, bedrückt dieser Glanz, dieser Reichthum und diese Schönheit mich weniger. Denn ich sage mir: dort oben, im Dunkel der Nacht, liegt etwas verborgen, was noch werthvoller und noch kostbarer ist: das Glück und der Frieden der Zukunft, und wenn Jeder an seinem Platze das Richtige thut, so werden wir es erringen — wir oder unsere Nachkommen!

Alexander Koschelew's Denkwürdigkeiten.

Von 1812 bis 1882[1]).

Seines Verfassers wie seines Inhalts wegen zählt dieses russische Buch zu den bemerkenswerthesten Erscheinungen der neueren Memoiren-Literatur. Als Mitglied der Slawophilenpartei, als eifriger Theilnehmer an der Aufhebung der Leibeigenschaft, als polnischer Finanzminister der Jahre 1864 bis 1866, als Vorkämpfer der Landschaftseinrichtungen und als unermüdlicher Schriftsteller und Agitator hat der im November 1882 verstorbene Alexander Iwanowitsch Koschelew in der russischen Geschichte der letzten dreißig Jahre eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Die von ihm hinterlassenen, von seiner Wittwe veröffentlichten Aufzeichnungen sind mit rücksichtsloser Offenheit geschrieben und dazu bestimmt, eine Anzahl bisher gar nicht oder nur unvollständig bekannt gewordener Thatsachen zur Kenntniß des russischen Publicums zu bringen. Im Verlauf eines langen thätigen Lebens hatte der Verfasser nahezu alle hervorragenden Männer seines Landes näher kennen gelernt und wiederholt in die Geschicke desselben einzugreifen versucht. Davon gibt er in schmuckloser, nüchterner, die Eile des Geschäftsmannes verrathender Darstellung Kunde. Persönliche Verhältnisse, innere Kämpfe und Conflicte werden nicht verschwiegen, aber fast ausnahmelos summarisch abgehandelt: wesentlich hatte der energische Mann, der diese Blätter geschrieben, nach Außen gelebt und der Entwicklung seines inneren Menschen nur so viel Raum gelassen, als zur Erhaltung eines gewissen moralischen Gleichgewichts nöthig erschien. Ob es ihm an Selbstgefühl gleich keineswegs fehlte, war Koschelew doch zu sehr Choleriker, um sich selbst oder Anderen interessant vorkommen zu wollen. Wie er sein Leben mit rastlos ungeduldiger, auf die verschiedensten Gebiete hinübergreifender Thätigkeit ausgefüllt hatte, so füllt er die Blätter seiner selbsterzählten Lebensgeschichte mit dem Bericht über eine fast unübersehbar große Zahl erlebter Thatsachen aus. Der Leser fährt dabei um so besser, als sein Berichterstatter sich die für einen Parteimann und Beamten

[1]) Mit sieben Beilagen. Berlin, B. Behr's Verlag 1884 (russisch).

besonders schätzbare Eigenschaft innerer Unabhängigkeit erhalten hatte. Der eifrige Slawophile war von dem Adelshaß und der nationalen Beschränktheit seiner Parteigenossen frei geblieben, — der Vorkämpfer für die Russification Polens schließlich zum entschiedensten Gegner seiner Verbündeten und des von diesen verfolgten Systems geworden; der ehemalige hohe Beamte hatte keinen Anstand genommen, die Regierung, an welcher er zu Zeiten selbst Theil gehabt, in einer ganzen Anzahl jenseits der russischen Grenze gedruckter, von der russischen Censur verbotener Schriften zu kritisiren.

Von einem Manne so ungewöhnlichen Schlages kann man außerordentlich viel lernen, auch wenn man ihm in vielen Punkten nicht zustimmt und seine Grundanschauungen nicht theilt. Er hat einen Beitrag zur Kenntniß neuerer russischer Zustände geliefert, dessen Bedeutung kaum überschätzt werden kann, weil die in demselben enthaltenen thatsächlichen Angaben durchweg aus erster Quelle geschöpft sind.

I.

Alexander Iwanowitsch Koschelew wurde 1806 zu Moskau in einer reichen, ursprünglich littauischen Familie geboren und im Hause seiner europäisch gebildeten Eltern mit vieler Sorgfalt erzogen. Der Vater hatte die entscheidenden Jahre seiner Jugend in London verlebt, wo sein Oheim zur Zeit Katharina's II. Botschafter gewesen war, — in Oxford studirt, dann einige Jahre lang als Adjutant Potemkin's in der Provinz gedient, in erster Ehe eine Fürstin Mentschikow, nach deren frühzeitig erfolgtem Tode die Tochter eines französischen Emigranten Desjardin geheirathet, als Oberstlieutenant den Abschied genommen und sich in der alten „ersten" Hauptstadt des russischen Reiches niedergelassen. Das erste große Erlebniß des Sohnes dieser Eltern war die Invasion von 1812, das zweite der frühe Tod des vortrefflichen, in den Traditionen des liberalen englischen Adels alter Schule gefesteten Vaters gewesen. Die Mutter ließ den Knaben von den hervorragendsten Moskauer Gelehrten (zu denen u. A. Christian v. Schlözer, der spätere Staatswissenschaftslehrer in Bonn und Sohn des berühmten Geschichtsforschers, gehörte) so erfolgreich unterrichten, daß derselbe mit fünfzehn Jahren Plato, Thukydides und Xenophon in der Ursprache lesen und selbständige russisch-geschichtliche Studien treiben, — mit sechzehn Jahren als Studiosus der Philosophie die Moskauer Hochschule beziehen konnte. Zwölf Monate später ließ der junge Mann sich aus der Zahl der Studirenden streichen, weil er der thörichten Forderung des Rectors, bei acht verschiedenen Professoren gleichzeitig Vorlesungen anzunehmen, nicht Folge leisten wollte. Gemeinsam mit seinen Freunden, den später berühmt gewordenen Dichtern Wenjewitinow und Fürst Obolenski, dem Mitbegründer der Slawophilenpartei Iwan Kirejewski, dem späteren Professor Schewyrew, Melgunow u. A. trieb er unter der Leitung Schlözer's Privatstudien, die u. A. der Schelling'schen Philosophie galten und den achtzehnjährigen Jüngling in den Stand setzten, die akademische Schlußprüfung erfolgreich zu bestehen und als Beamter des Moskauer Archivs des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in den Staatsdienst zu treten. Die zahlreichen freien Stunden, die dieser, bereits seit den Tagen Paul's I. unter

dem hohen Adel modisch gewordene Dienst übrig ließ, waren fast ausschließlich dem Verkehr mit Freunden gewidmet, die sich zu geselligen Vereinigungen, einem literarischen und einem philosophirenden zusammenfanden, neben dem Studium Fichte's, Kant's, Oken's u. s. w., aber mit besonderer Vorliebe liberale Politik trieben. Die revolutionären Stimmungen, welche das damalige Petersburg bewegten und die Blüthe des in der Garde dienenden Adels zu dem thörichten „Dekabristen"-Aufstande von 1825 trieben, hatten sich auch nach Moskau verbreitet. Koschelew macht kein Hehl daraus, daß mehrere seiner näheren Bekannten in die Verschwörung verwickelt gewesen, daß er derselben durchaus sympathisch gegenüber gestanden, und daß man sich allgemein gewundert habe, ihn nicht in Folge der December-Katastrophe verhaftet und in die Kasematten der Peter-Paulsfestung abgeführt zu sehen. Als die Hoffnung auf eine Moskauer Wiederholung der Petersburger Aufstandskomödie nicht in Erfüllung ging und ein Freund und Vetter Koschelew's, der ehemalige Garde-Officier W. Norow (ein Bruder des späteren Unterrichtsministers) als Verdächtiger gefangen genommen worden war, hielten die jugendlichen Theilnehmer des philosophischen und des literarischen Vereins für gerathen, ihre Acten zu verbrennen, ihre regelmäßigen Versammlungen einzustellen und das bange, lautlose Schweigen zu beobachten, welches sich über dem gesammten Reiche und im Besondern über die liberale Aristokratie der beiden Hauptstädte für mehrere Jahre lagerte. Koschelew spricht sich über diese Zeit mit der ihm eigenthümlichen, auch im hohen Alter nicht verleugneten Offenherzigkeit aus. „Der Schrecken und die Erbitterung, welche Alle (sic) bei der Kunde von der Hinrichtung Pestel's und der vier Hauptverschworenen erfüllte, läßt sich mit Worten nicht schildern; im eigentlichen Sinne des Worts war Jedem zu Muthe, als habe er seinen Bruder oder Vater verloren. .... Einzug und Krönung des Kaisers Nikolaus trugen darum den Charakter reiner Hoffestlichkeiten. Sehr viele (sc. Edelleute) blieben auf ihren Gütern und an den Festlichkeiten nahmen nur Diejenigen Theil, die ihrer dienstlichen Stellung nach dazu verpflichtet waren. Der Kaiser selbst war außerordentlich düster und unnahbar, — düster war auch die Zukunft, der man entgegensah."

Wenige Wochen nach Beendigung der Krönungsfeierlichkeiten, im September des Jahres 1826, siedelte der jetzt zwanzigjährige Koschelew nach St. Petersburg über, um die begonnene Laufbahn als Beamter in der Kanzlei des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Nesselrode, fortzusetzen und durch seine Familienverbindungen in die große Welt eingeführt zu werden. Der junge Radicale schwamm alsbald in dem glänzenden Strome des nordischen high life, fand sich mit seinen amtlichen Obliegenheiten ziemlich wohlfeil ab und genoß des Lebens Ueberfluß, wie andere auch; er war zu Zeiten dem Kartenspiel so maßlos ergeben, daß er es (nach eigenem Geständniß) nur einem plötzlich gefaßten Entschlusse zu danken hatte, daß die Spielwuth ihm nicht zum Verderben wurde. Lieber als die Elegants, in deren Kreisen er sich tummelte, waren dem ernsthaft und kritisch angelegten Jünglinge aber schon damals seine an die Newa übergesiedelten literarischen Moskauer Jugendfreunde, Kirejewski und der Dichter Wenjewitinow; an dem Sterbebette des letzteren lernte Koschelew den später so berühmt gewordenen Begründer der Slawophilentheorien und der

Lehre von dem weltgeschichtlichen Beruf der griechisch-orthodoxen Kirche, den verabschiedeten Lieutenant der „Garde zu Pferde" Chomjäkow kennen, einen Mann, dessen religiöser Enthusiasmus auf ihn großen und nachhaltigen Eindruck machte. Damit hing zusammen, daß er das Bedürfniß fühlte, seinem Vaterlande wirksamer zu dienen, als das in der Kanzlei des auswärtigen Amtes möglich erschien. — Da Nesselrode ihm die gewünschte Stelle eines Secretärs bei der Botschaft in Constantinopel vorenthielt und Koschelew es mit diesem Chef durch eine unbedachte übermüthige Aeußerung verdorben zu haben glaubte, ließ er sich zu Dienstleistungen bei dem Staatssecretär Bludow, dem damaligen Leiter des Departements der fremden Confessionen, „abcommandiren", um zu der diplomatischen Laufbahn nicht wieder zurückzukehren.

Diese Veränderung in Koschelew's bureaukratischer Thätigkeit war eine folgenreiche, weil sie ihm den ersten wirklichen Einblick in das innere Getriebe der Staatsmaschine gewährte. Bludow, ein ziemlich unvermittelt zu dem System des Kaisers Nikolaus bekehrter Liberaler, war ein Mann von Geist und Kenntnissen, vorzüglicher Stilist und bei dem Kaiser so hoch angesehen, daß er in allen wichtigen Angelegenheiten der inneren Politik zu Rathe gezogen und an zahlreichen folgenschweren Aufgaben (z. B. der Vereinigung der unirten mit der orthodoxen Kirche und der Redaction des Gesetzbuches der evangelisch-lutherischen Kirche) betheiligt wurde. In Uebereinstimmung mit anderen Beurtheilern erklärt unser Memoirenschreiber diesen hervorragendsten aller nichtmilitärischen Gehilfen des russischen Herrschers der Jahre 1825 bis 1855 für einen talentvollen, im Grunde wohlwollenden, aber aller Charakterfestigkeit entbehrenden, „feigen" Mann. „An den Tagen, an denen er beim Kaiser Vortrag halten sollte, war Bludow wie abwesend; er hörte und verstand nicht, was man zu ihm sagte, er sprang unaufhörlich auf, sah jeden Augenblick nach der Uhr und ließ bereits am frühen Morgen seine Uhr nach derjenigen des kaiserlichen Palais reguliren. Kehrte er dagegen von der Audienz zurück, ohne einen „Ausputzer" empfangen zu haben, so war derselbe Mann fröhlich wie ein Kind; er ging nicht, sondern sprang durch die Stuben und war bereit, Jedem, der ihm begegnete, um den Hals zu fallen." Ein Gegenstück zu Bludow (dem Koschelew übrigens von Herzen zugethan war) bildete der damalige Justizminister Daschkow, ein schwer beweglicher und im Grunde träger Arbeiter, der dafür aber den Muth seiner Meinung besaß, dieselbe nöthigen Falls auch dem Kaiser gegenüber mannhaft zur Geltung brachte und, wenn es galt, eine unversiegbare Arbeitskraft entwickelte. — Beiläufig mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß Koschelew's Urtheile über ihm befreundete und sympathische Personen (z. B. den gefürchteten Grafen A. Orlow) minder zuverlässig sind, als diejenigen über seine Gegner, denen gerecht zu werden er stets für eine Anstandspflicht ansieht; Verdammungsurtheile kommen dem wohlwollenden Manne offenbar schwer an und wo er loben und anerkennen zu können meint, hält er nicht immer Maß.

Unseres Verfassers Berichte über die zahlreichen Bekanntschaften mit hervorragenden russischen Hof- und Staatsmännern der letzten zwanziger und der ersten dreißiger Jahre (Bulgakow, Graf Tiesenhausen, Katharina Karamsin, Marquis Paulucci, Graf Kotschubey u. s. w.) übergehen wir, weil es sich wesent-

lich um Namen handelt, die in Deutschland unbekannt geblieben sind. Nahezu dasselbe gilt von den Mittheilungen über Koschelew's damalige amtliche Thätigkeit: darüber, daß ein unter den Auspicien Bludow's und Daschkow's unternommener Versuch, das Loos der leibeigenen Bauern zu bessern, trotz der Zustimmung des Kaisers und der bereits damals weitverbreiteten Einsicht in die Gemeingefährlichkeit und Unhaltbarkeit der überkommenen Zustände, auf dem Papier blieb und daß Koschelew als einer der Schriftführer der Commission für die Ausarbeitung des (1832 publicirten) Gesetzes für die evangelische Kirche Rußlands die Zähigkeit kennen lernte, mit welcher die ständischen Vertreter Liv-, Esth- und Kurlands ihr privilegienmäßiges Landesrecht zu vertheidigen wußten, wird eine flüchtige Erwähnung genügen. Der Erzähler selbst verweilt bei diesen Einzelheiten nur im Vorübergehen, denn Kopf und Herz des fünfundzwanzigjährigen Mannes waren damals von ganz anderen Dingen eingenommen. Um dieselbe Zeit, in welcher er erfahren hatte, daß aufgefangene Briefschaften ihn bei dem Kaiser in den Ruf eines gefährlichen Menschen gebracht hätten („C'est un mauvais homme et je vous conseille d'être sur vos gardes avec lui", hatte Se. Maj. dem Grafen Bludow bei Gelegenheit gesagt), war Koschelew von heftiger Leidenschaft zu einer schönen und liebenswürdigen Weltdame ergriffen, die ihm geneigt war, mit der er aber nichts destoweniger brach, weil er ihre vornehmlich auf eine elevante Gesellschaftsrolle gerichteten Pläne und Neigungen nicht zu den seinigen machen wollte. Während der Tage, die auf den entscheidenden Brief folgten, war der charaktervolle Liebhaber dem Wahnsinne nahe, — dann verfiel er in schwere Krankheit und, als diese überwunden war, rieth der Arzt ihm, nach Karlsbad zu gehen und daselbst für seit Jahren eingewurzelte Verdauungsbeschwerden Heilung zu suchen.

Vor Einführung der Eisenbahnen galten „Reisen ins Ausland" den gebildeten Russen für Universalmittel gegen alle Leiden des Lebens. Gegen „verschmähter Liebe Pein, — der Aemter Druck, der Großen Mißhandlungen" wurde regelmäßig eine Reise „an das andere Ufer" verordnet, — und zwar mit Erfolg verordnet, so lange die Erreichung dieses Ufers noch mit wirklichen Schwierigkeiten und Opfern verbunden war und ein Unterschied zwischen Reisen und Ankommen bestand. Da seit Ausbruch des polnischen Aufstandes (November 1830) die Erlangung von Auslandspässen mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten umgeben war, bedurfte es der Intervention Bludow's und einer mehrmonatlichen Wartezeit, bevor der Reisende flott werden konnte, — Umstände, die seine Ungeduld aufs Höchste gesteigert und ihn mit einem Reise- und Auslandsenthusiasmus erfüllten, dessen Kundgebungen der moderne Leser, — wenn er ehrlich ist, — nicht ohne die Empfindung eines gewissen Neides folgen wird. Die deutsche Welt, deren Umrisse Koschelew kennen lernte, als er im Juni 1831 nach glücklich überstandener Cholera-Quarantäne den Dampfer „Nikolai I." verließ und bei Travemünde ans Land stieg, erschien ihm in rosig verklärtem Lichte. „Der Gedanke, das Land Kant's, Schelling's, Schiller's und Goethe's betreten zu haben, versetzte mich in einen Taumel von Entzücken. Das Mittagessen, das ich in Travemünde einnahm, schien mir besonders schmackhaft, der kleine Gasthof, in welchem ich dasselbe verzehrte, ein Wunder von Reinlichkeit und Ordnung. In dem

ehrwürdig eigenartigen Lübeck träumte ich mich in das deutsche Mittelalter zurück und Hamburg mit seinen Gasthöfen und seinem Jungfernstieg machte mir so großen Eindruck, daß ich an einem einzigen Tage die ganze Stadt durchlief und trotz meiner Ermüdung der letzte Spaziergänger war, der Abends den Jungfernstieg verließ." — Berlin erinnerte den enthusiastischen „Auslandsreisenden" zu lebhaft an St. Petersburg, um einen besonders günstigen Eindruck zu machen: dafür erfüllte es denselben mit der höchsten Genugthuung, die Vorlesungen Schleiermacher's, Savigny's und Gans' besuchen und diese gefeierten Männer von Angesicht sehen zu dürfen. Schleiermacher machte ihm wegen der Wärme, Innigkeit und Einfachheit seines Vortrages den größten und nachhaltigsten Eindruck.

Deutschland besucht und Goethe nicht gesprochen zu haben, hieß für den Gebildeten der ersten dreißiger Jahre — einerlei ob derselbe aus London, Moskau oder Rom kam — in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben. Für Koschelew verstand sich von selbst, daß er unmittelbar nach Beendigung seiner Karlsbader Cur nach Weimar ging, um durch Vermittlung der Großfürstin Maria Paulowna dem Manne vorgestellt zu werden, den er für den größten unter den Lebenden hielt. In der vorletzten Augustwoche des J. 1831 am Weimar'schen Hofe vorgestellt und mit täglichen Einladungen nach Belvedere beehrt, mußte Koschelew indessen zehntägige Geduld üben, bevor er das Ziel seiner Wünsche erreichte. Um der öffentlichen Feier seines zweiundachtzigsten Geburtstages und der an diesem Tage stattfindenden Aufstellung seiner von David (d'Angers) angefertigten Büste zu entgehen, hatte Goethe sich aufs Land zurückgezogen; aus Eckermann's Aufzeichnungen (II, 237) wissen wir, daß ihm eben damals „der ganze zweite Theil des Faust gesichtet und vollkommen fertig vorlag". — Die endlich ins Werk gerichtete Vorstellung des vornehmen russischen Reisenden verlief durchaus in den herkömmlichen Formen. Der alte Herr sprach von Weimar, von J. K. H. der Frau Großherzogin, von dem Glück des Landes, ein so ausgezeichnetes Herrscherpaar zu besitzen und bemerkte, als Koschelew den Namen des Dichters Shukowski nannte, „es werde dem Herrn wirklichen Staatsrath von Shukowski ein hohes Glück bereitet haben, mit der ehrenvollen Aufgabe der Erziehung Sr. Kaiserl. Hoheit des russischen Thronfolgers betraut worden zu sein". — Ziemlich enttäuscht zog der enthusiastische Besucher ab — nur die Augen seines Interlocutors hatten ihm großen Eindruck gemacht. Zu seiner Ueberraschung erhielt Koschelew indessen vor seiner Abreise eine Einladung zum Abende des folgenden Tages. Er traf Heinrich Meyer und den Kanzler von Müller in Goethe's Hause und dieses Mal war weder von Großherzögen, noch von Großfürsten und Hoheiten die Rede. Goethe führte aus, daß Politik und Realismus Literatur und Kunst zu ersticken drohten und daß diesen, da sie weder die Menschen direct umzumachen, noch sich den Zeitforderungen derselben zu fügen vermöchten, nichts übrig bleibe, als „den höchsten Standpunkt einzunehmen, den Menschen eine neue Welt zu zeigen und zu erschließen und sie durch die Macht neuer Ideen zu unterwerfen". — Um 10½ Uhr Abends erhob man sich, auf ein von dem Kanzler gegebenes Zeichen, und ging.

Der Aufenthalt in Deutschland scheint der Glanzpunkt von Koschelew's

erster Auslands-Reise gewesen zu sein, weil er wegen der Neuheit der gewonnenen Eindrücke am stärksten wirkte. Den Winter brachte der Reisende in Genf zu (der Aufenthalt in dem revolutionären Paris war russischen Unterthanen einstweilen untersagt), wo er bei Decandolle, Delarive und Rossi (dem späteren Grafen und Premier-Minister Pius' IX.) Vorlesungen hörte und im Hause der Frau Marie Naryschkin, geb. Fürstin Czetwertinska, der ehemaligen Geliebten Alexander's I., vielfach verkehrte. Im Frühjahr konnte endlich nach Paris aufgebrochen werden, wo der an Pozzo di Borgo empfohlene Beamte des St. Petersburger Auswärtigen Amtes die Bekanntschaft Guizot's, Thiers', Villemain's und Michelet's machte, um sodann weiter nach London zu gehen, wo er das Glück hatte, der berühmten Oberhaussitzung vom 4. Juni beizuwohnen, in welcher die Reformbill zur Annahme gelangte. — In London machte Koschelew die Bekanntschaft des wegen der belgischen Angelegenheit in außerordentlicher Mission an den Hof Wilhelm's IV. entsendeten allmächtigen Günstlings seines Herrschers und späteren Chefs der „dritten Abtheilung", des General-Adjutanten Grafen A. F. Orlow und zwar auf höchst eigenthümliche Weise. Der maßlos hochfahrende Vertraute des Kaisers Nikolaus hatte die Gewohnheit angenommen, im Range unter ihm stehende Personen bei Gelegenheiten zu duzen und auch in dieser Beziehung das Räuspern und Spucken seines Herrn nachzuahmen. Selbst so hochgestellte Beamte, wie der Botschaftsrath Kokoschkin (später Gesandter in Turin), ließen sich das bieten: Koschelew setzte darum alle Welt in Erstaunen, als er dem Grafen bei feierlicher Tafel das „Du" ohne Weiteres wiedergab. Gegen die eigene Erwartung brach er dabei nicht den Hals; der sonst für höchst reizbar und unversöhnlich geltende Graf nannte den kecken jungen Mann nicht nur hinfort „Sie", sondern lud denselben ein, ihn nach Paris zu begleiten und behandelte ihn während dieser Reise und bei späteren Gelegenheiten mit besonderem Wohlwollen. — Nach einem zweiten, wegen der Erkrankung seiner Mutter plötzlich abgebrochenen Curgebrauch in Karlsbad, kehrte Koschelew im Herbst 1832 in die vor fünfzehn Monaten verlassene Heimath zurück. — Er ging zunächst nach Moskau, wo er den Winter im Hause seiner wiedergenesenen Mutter verbrachte und erst im folgenden Frühjahr nach Petersburg, das ihm niemals recht sympathisch geworden zu sein scheint. Hier sollte seines Bleibens aber nicht sein. Der damalige General-Gouverneur von Moskau, Fürst D. W. Galyzin, drängte ihm die Stellung eines Regierungsrathes bei der Moskauer Gouvernementsverwaltung so gewaltsam auf, daß Koschelew dieselbe annehmen und sich im October 1833 dauernd in seiner Vaterstadt niederlassen mußte.

Seinen damaligen Chef weiß Koschelew nicht genug zu rühmen und Fürst Dmitri Galyzin verdiente (wie wir aus anderen Quellen wissen) dieses Lob in der That. In Paris erzogen, sorgfältig gebildet und demgemäß stark französirt, repräsentirte der Fürst den Typus des aufgeklärten, wohlmeinenden großen Herrn des 18. Jahrhunderts, der mit sich reden ließ, Gutes that, wenn dasselbe nicht allzuviel Anstrengung kostete und trotz gelegentlicher seigneurialer Velleitäten das „noblesse oblige" zur Richtschnur seines Handelns nahm [1]). Liebenswürdig

[1]) Dieser Fürst D. W. G. (der 1813 bei Kulm den linken Flügel commandirt hatte und 1844 zu Paris starb) ist wohl zu unterscheiden von dem damaligen Curator der Moskauer Uni-

in seinen Umgangsformen, kostete es dem Fürsten nichts, einen Irrthum einzugestehen und dieser Umstand allein gewann ihm das Herz seiner Beamten wie der Bewohner Moskau's, die den zwanzig Jahre lang mit der Verwaltung ihrer Stadt betraut gewesenen alten Herrn nur höchst ungern scheiden sahen, als derselbe (dem unaufhaltsamen Zuge seines Herzens folgend) zu Ende der dreißiger Jahre sein Amt niederlegte, um den Rest seiner Tage in dem geliebten Paris zuzubringen. — Koschelew hatte den Staatsdienst bereits früher verlassen; zur Charakteristik Galyzin's und der schwierigen Verhältnisse, unter welchen dieser sein Amt verwaltete, erzählt er den nachfolgenden merkwürdigen Vorgang:

„Im Jahre 1834 hatte es zu Moskau eine furchtbare Feuersbrunst gegeben, welcher mehr als tausend Häuser zum Opfer fielen. Man glaubte allgemein an Brandstiftung, eine besondere Untersuchungs-Commission wurde niedergesetzt und (da der Kaiser selbst nach Moskau gekommen war) Tag und Nacht untersucht. Bei seiner Abreise befahl der Kaiser, daß die Acten einer Militär-Commission zu übergeben seien, daß diese binnen dreimal 24 Stunden das Urtheil zu fällen und dem General-Gouverneur zur Bestätigung vorzulegen habe. Bevor Galyzin diese Bestätigung ertheilte, verlangte er ein Gutachten der Moskauer Gouvernements-Regierung. Als Mitglied derselben wurde ich um zwei Uhr Nachts aus dem Bette geholt. Ich legte Uniform an, eilte in die Sitzung und fand daselbst den Civil-Gouverneur Nebolssin — gleichfalls in Uniform — vor, der mir und meinen Collegen den Fall vortrug und uns eröffnete, wir hätten binnen zwölf Stunden unsere Meinung über das uns vorgelesene Urtheil abzugeben. Ohne vorgängige Kenntnißnahme des Inhalts der Acten war das nicht möglich; wir verweigerten die Abgabe eines lediglich auf Grund des Urtheils gefällten Gutachtens, verlangten Zeit, um das Actenmaterial unter den Anwesenden zu vertheilen und durchzuarbeiten, indem wir versprachen, bis zur Beendigung der uns gestellten Aufgabe die Sitzung nicht zu verlassen. Der gute Nebolssin, der gehofft hatte, die Sache noch Vormittags dem Fürsten Galyzin vorlegen und sodann durch einen Courier an den Kaiser befördern zu können, gerieth in Verzweiflung, wir aber beharrten auf dem gefaßten Entschlusse. Morgens um 9 Uhr begab er sich zum General-Gouverneur und dieser bewilligte uns 36 Stunden Frist. Jetzt ging aber erst die wahre Noth an. Das Kriegsgericht hatte 9 oder 10 Angeklagte dazu verurtheilt, mit Spießruthen zu Tode gepeitscht zu werden — wir aber waren so freigeistisch, zu behaupten, daß keine ausreichenden Beweise vorlägen und daß höchstens vier Angeklagte „unter Verdacht zu belassen (nach deutscher Terminologie: von der Instanz zu absolviren) seien". Als der seit 36 Stunden an seinen Präsidentenstuhl gefesselte Gouverneur Nebolssin dieses Gutachten vernahm, sank er in Ohnmacht. Wieder zu sich gebracht, rief er in Einem fort: „Meine Herren, Sie werden sich selbst und mich ins Verderben stürzen, — überlegen Sie wohl, was Sie thun." Wir beharrten auf unserer Meinung, und ohne von dem Civil-Gouverneur mitunterzeichnet zu sein, gelangte das von uns abgefaßte Gutachten in die Hände des General-Gouverneurs. Eine

versität, dem Fürsten Sergey, dessen „Ordnungsgenie" der im J. 1832 relegirte Student Alexander Herzen mit so unvergleichlicher Laune zu schildern gewußt hat.

Stunde später ließ Galyzin uns zu sich bescheiden; er besprach die Sache nochmals, dankte uns für die bewiesene gewissenhafte Pflichterfüllung und versprach von dem Elaborat nach Möglichkeit Gebrauch zu machen. Dem Kaiser schrieb er, daß er die Bestätigung des kriegsgerichtlichen Urtheils mit gutem Gewissen nicht auf sich nehmen könne. Es wurde Niemand am Leben gestraft, — vier Angeklagte erhielten leichtere und schwerere Züchtigungen —, die Uebrigen aber wurden einfach unter Verdacht belassen."

Einige Monate später trat in Koschelew's Leben eine entscheidende Wendung ein. Am 5. Februar 1835 verheirathete er sich mit Olga Petrowo-Solowowo, die durch den Ernst ihres Wesens sein Herz gewonnen hatte, und im Mai desselben Jahres kaufte er dem kaiserlichen Oberstallmeister Fürsten W. W. Dolgoruki auf dessen dringendes Ansuchen das 9000 Dessätinen (35,000 preußische Morgen) Ackerland und 3000 Dessätinen Hochwald umfassende gänzlich verwahrloste Gut Pessotschna im Saposchkow'schen Kreise des Gouvernements Rjäsan für 725,000 Rubel Banco (etwa 200,000 Thaler) ab (Dolgoruki hatte von diesem reichen Besitz niemals irgend welches Einkommen bezogen und fürchtete, durch denselben völlig ruinirt zu werden), nahm den Abschied, wurde für die zwölf folgenden Jahre seines Lebens ausschließlich Landwirth, Branntweinbrenner und Pächter des Branntwein-Regals für einzelne Städte und Kreise des Gouvernements Rjäsan. Zur Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten kehrte Koschelew erst zurück, nachdem er Millionär geworden war.

Hätten die vorliegenden Blätter die Bestimmung, russischen Lesern übergeben zu werden, so müßte bei diesem Abschnitte im Leben des Memoirenschreibers mit besonderer Ausführlichkeit verweilt werden. Unter den Ursachen der ökonomischen Nothlage, in welcher der russische Adel und die russische Landwirthschaft bereits vor Aufhebung der Leibeigenschaft steckten, spielen die Gewohnheiten des Absentismus, der Verschwendung und der Abneigung der höher gebildeten und anspruchsvolleren Aristokraten gegen den landwirthschaftlichen Beruf seit lange eine große, verhängnißvoll zu nennende Rolle. Von verhältnißmäßig geringen Ausnahmen abgesehen, war die gewöhnliche Annahme, daß der ausschließlich mit der Bewirthschaftung seines Gutes beschäftigte russische Edelmann diesen Beruf wegen Unfähigkeit für den Staats- oder Militärdienst ergriffen haben müsse, zutreffend. Auf gesellschaftliche Geltung konnte nur Anspruch erheben, wer mindestens einige Jahre in der Garde, bei Hof oder in einem Ministerium gedient und sich erst in späteren Jahren auf das Land zurückgezogen hatte. Mit dem niedrigen Bildungsgrade der Landedelleute von Beruf aber hing zusammen, daß dieselben in der Regel schlechte, mindestens irrationell und unmethodisch verfahrende, jeder technischen Vorbildung entbehrende Landwirthe waren. Neben Koschelew wüßten wir keinen zweiten Russen neuerer und neuester Zeit namhaft zu machen, der zugleich hervorragender Schriftsteller und Politiker und tüchtiger praktischer Landwirth gewesen wäre. Mindestens ebenso beachtenswerth erscheint, daß dieser Ausnahmemensch Jahre lang das einträgliche, aber wenig geachtete Gewerbe eines Pächters des verrufenen, bereits zu Anfang der Regierung Alexander's II. beseitigten Branntwein-Regals zwölf Jahre lang ausübte, ohne an dasselbe verloren zu gehen, — daß er neben der Brennerei wirkliche Landwirthschaft mit

Erfolg betrieb und daß er den Ruf eines zugleich bauernfreundlichen und sicher rechnenden Gutsbesitzers erwarb. Wesentlich aus diesem, unter russischen Verhältnissen der alten Zeit beispiellos zu nennenden Umstande ist es zu erklären, daß der einflußreiche und rührige Führer der Slawophilenpartei sich von einer ganzen Anzahl verderblicher Irrthümer seiner Gesinnungsgenossen frei zu halten wußte und daß er während und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft zu den anerkanntesten und sachkundigsten Beurtheilern der ländlichen und bäuerlichen Verhältnisse Rußlands zählte. All' seine zahlreichen, auf diese wichtige Materie bezüglichen Schriften verrathen den Praktiker, der selbst Hand angelegt hat und weiß, worauf es ankommt.

Im Sommer des Jahres 1847 hatte Koschelew seine finanziellen und wirthschaftlichen Angelegenheiten so weit geordnet, daß er sich für den größten Theil des Jahres in Moskau niederlassen und wieder den wissenschaftlichen und politischen Interessen zuwenden konnte, die seinen Neigungen und seinem Bildungsgang entsprachen. Zwei Materien nahmen ihn während der folgenden Jahre besonders in Anspruch: die traurige Lage der leibeigenen ländlichen Bevölkerung und das durch seinen Freund Chomjäkow angeregte Studium der Theologie der griechischen Kirche. Auf die ländlichen Interessen war Koschelew durch seine gesammte Vergangenheit hingewiesen. Wiederholt hatte er das Amt eines stellvertretenden Adelsmarschalls des Saposchkow'schen Kreises versehen, sich in dieser Stellung der eingesessenen Landbevölkerung gegen thörichte und despotische Herren annehmen müssen und dabei Einblicke in den Abgrund des Leibeigenschaftselends gewonnen, die ihn mit leidenschaftlichem, nur mühsam gebändigtem Hasse gegen diese „Wurzel aller unserer Uebel" erfüllten. Mit Wiedergabe der Berichte über die Scheußlichkeiten und Niederträchtigkeiten, gegen welche der bauernfreundliche stellvertretende Adelsmarschall des Saposchkow'schen Kreises einzuschreiten hatte, wollen wir den Leser verschonen, dem die aufgeführte Summe von Brutalität, Thorheit, Verworfenheit und Lasterhaftigkeit ohnehin unglaublich erscheinen würde. Genug, daß Koschelew während der kurzen Zeit seiner Amtsführung mit der Energie und Ueberlegenheit des zugleich gebildeten und gesellschaftlich hochstehenden Mannes eingriff und sich durch die Art seines Vorgehens gegen die „Standesgenossen" bei den Landjunkern alter Schule so gründlich verhaßt machte, daß an seine Wiederwahl nicht zu denken war. Er sah darum für patriotische Pflicht an, die Sache von einer andern Seite anzugreifen. Unter Berufung auf einen der vielen auf dem Papier gebliebenen Paragraphen des neunten Bandes der Reichsgesetze, die das Loos der Bauern zu bessern bestimmt gewesen waren, wandte Koschelew sich im October 1847 an den Minister des Innern, Grafen L. A. Perowski, um die kaiserliche Erlaubniß zu einem auf freiwillige Einschränkung der Herrenrechte abzielenden Antrage zu erbitten, den er der Adelsversammlung des Gouvernements Rjäsan vorzulegen gedachte. Perowski's Antwort enthielt eine Ablehnung. Se. Majestät erkennten die gute Absicht des Bittstellers vollständig an und trügen sich seit lange mit der Absicht, in die bestehenden ländlichen Verhältnisse bessernd einzugreifen: der gegenwärtige Zeitpunkt sei für ein so folgenreiches Unternehmen indessen nicht geeignet; wenn Herr Koschelew den Wunsch hege, mit seinen eigenen Leuten Verträge zu schließen,

die denselben ein gewisses Maß von Freiheit einräumten, so werde man an höchster Stelle damit völlig einverstanden sein. — Nichts destoweniger blieb Koschelew, als er in den Jahren 1849 und 1850 bezügliche Vorschläge der höheren Bestätigung unterbreitete, ohne jeden Bescheid aus dem kaiserlichen Cabinet. Die Vorgänge des Revolutionsjahres 1848 hatten den Kaiser zum Verzicht auf die agrarreformatorischen Absichten bestimmt, mit denen er sich wiederholt getragen und die im entscheidenden Augenblick immer wieder durch politische Rücksichten gekreuzt worden waren. — „Die Zeit von 1848 bis zum Beginn des Krimkrieges (so fährt der Memoirenschreiber fort) verging ebenso einförmig wie schwer und traurig. Die Verwaltung wurde immer mißtrauischer, unverträglicher und willkürlicher. Der damalige General-Gouverneur von Moskau, Graf Sakrewski[1]), erwarb in dieser Beziehung eine traurige Berühmtheit; dem beschränkten Manne bildeten die Slawophilen den Gegenstand besonderer Abneigung, da er uns für „Rothe", ja für „Communisten" hielt. Da meine Freunde sich gewöhnlich in meinem Hause versammelten, ließ der General-Gouverneur die Thüren desselben besonders beobachten und Listen über meine Gäste führen. Besonders ärgerte und verwunderte es ihn, daß ein über allen Verdacht revolutionärer Gesinnung erhabener alter Herr und dazu ein Mitglied des Reichsraths, der würdige Fürst Sergey Gagarin, mich häufig besuchte und diesem Umstande muß ich es zuschreiben, daß ich von Willkürmaßregeln, wie der Graf sie über Andere verhängte, verschont blieb. . . . Den einzigen Trost des vielfach an die ersten Jahre nach 1825 erinnernden Lustrums 1848 bis 1853 bot der freundschaftliche Verkehr in unserem kleinen Kreise."

Dieser Kreis war derjenige der Slawophilen. Seine Entstehung datirte in die dreißiger Jahre zurück, wo eine Anzahl für das Studium der Philosophie Schelling's und Hegel's begeisterter jüngerer Männer (Alexander Herzen, Granowski, Pawlow, der verabschiedete Rittmeister Tschaadajew, die beiden Kirejewski, K. S. Aksakow, Chomjäkow u. s. w.) unter der Leitung Stankewitsch's gemeinsame Studien getrieben hatten. Die Mehrzahl dieser Männer huldigte Anfangs vorgeschritten liberal-occidentalen Anschauungen; in der Folge aber trat eine Scheidung der Meinungen ein, welche den Freundeskreis in zwei entgegengesetzte Lager spaltete. Herzen und Granowski waren von den Ideen der Hegel'schen Linken allmälig zum Cultus der französischen Socialisten übergegangen und wurden darum scherzweise die „Franzosen" genannt, während der mehr und mehr an Einfluß gewinnende Chomjäkow und dessen näheren Freunde wegen ihres Eifers für die Schelling'sche Philosophie „die Deutschen" hießen. Diese „Deutschen" bildeten den Kern der späteren Slawophilenpartei, die eine eigene „Philosophie der Geschichte" zu Stande gebracht, als Schülerin der deutschen Romantik aus dem Studium der patristischen und russisch-mittelalterlichen Theologie und der älteren „vor-petrinischen" russischen Volksgeschichte ein förmliches System gemacht hatte und bei bedingungsloser Verwerfung der europäischen Bildung und der Reform Peter's des Großen angelangt war. In der Rückkehr zum Volksthum und zu der alt-

[1]) Derselbe war Minister des Innern gewesen und verwaltete das Moskauer General-Gouvernement von 1848 bis 1857.

kirchlich-byzantinischen Ueberlieferung sollte für Rußland wie für Europa das einzige Heil, die einzige Rettung von der falschen heidnisch-occidentalen Bildung zu finden sein. — Die Seele dieses Kreises war, wie erwähnt, der geistreiche, hochgebildete und liebenswürdige Phantast Chomjäkow, der nicht nur die Kirejewski und Aksakow und den gleichaltrigen J. Th. Samarin, sondern schließlich auch Koschelew, den mehr als vierzigjährigen, nüchternen, in der Schule des praktischen Lebens gereiften Mann zu sich hinüberzog. — Auf die Geschichte seiner inneren Wandlung geht unser Memoirenschreiber nicht näher ein, er begnügt sich mit einem Bericht darüber, daß Chomjäkow ihn zum Studium der Patristik und altrussischen Theologie begeistert habe, daß er in diesem volle Befriedigung gefunden habe und mehr und mehr von der Nothwendigkeit einer ausschließlich nationalen Entwicklung überzeugt worden sei. Chomjäkow's erste Eroberung war Koschelew's vertrauter Jugendfreund, Iwan Kirejewski, der eifrige theologische Schriftsteller gewesen; dann folgten Iwan Kirejewski's Bruder Peter (der die Sammlung und Verarbeitung russischer Volkslieder, Sagen und Märchen zu seiner Hauptbeschäftigung machte) und der phantastisch überschwängliche Constantin Aksakow, der bereits damals so entschieden zu Uebertreibungen der neuen Lehre neigte, daß die Freunde häufig in die Lage kamen, seinen Eifer bändigen zu müssen. Constantin's jüngerer Bruder, Iwan Aksakow — gegenwärtig der Altmeister der Schule — war zum Schmerz seines Bruders damals noch so ausschließlich „westlichen Ideen" ergeben, daß er nicht mitzählte. Juri Samarin (in der Folge durch seine gehässigen Streitschriften gegen Polen und die baltischen Provinzen bekannt geworden) galt für den bedeutendsten Dialectiker der Schule — die Professoren Pogodin und Schewirew repräsentirten die äußerste Rechte, indem sie als Altrussen Chomjäkow protestantisch-liberaler Neigungen und einer willkürlichen Geschichtsauffassung ziehen.

Auf diese Parteigegensätze näher einzugehen, müssen wir uns versagen, da eine bloß beiläufige Erörterung derselben unzureichend wäre — gelegentlich wird auf dieselbe zurückzukommen sein. Da von eigentlicher Parteiagitation wegen des Druckes der äußeren Verhältnisse nicht die Rede sein konnte und die neue Lehre vornehmlich als interessanter Unterhaltungsgegenstand in Betracht kam, war man in dem Kreise der ersten Slawophilen nichts weniger als exclusiv und verstanden freundschaftliche Beziehungen und endlose Disputationen mit den Vertretern des europäischen Radicalismus sich von selbst. Hauptwortführer desselben war Alexander Herzen, mit dem es nicht selten zu heftigen Conflicten kam, der Moskau übrigens schon im Jahre 1847 verließ und auf Nimmerwiedersehen ins Ausland ging. Herzen secundirten der Geschichtsprofessor Granowski und der Schriftsteller Pawlow, während der um viele Jahre ältere Tschaadajew (ein Officier aus den Tagen Kaiser Alexander's I.), durch seine Vorliebe für den Katholicismus und seine (ihrer Zeit für epochemachend angesehene) Hypothese von der gänzlichen Inhaltlosigkeit und Ergebnißlosigkeit der russischen Geschichte zu beiden Parteien in einem gewissen Gegensatz stand und eben dadurch unerschöpfliche Anregungen bot. Ein allmöliger Bruch zwischen Radicalen und Slawophilen bereitete sich indessen vor, als letztere im Jahre 1852 die Zeitschrift „Moskowiki Sbornik" begründeten und in dieser polemische Artikel zu veröffentlichen begannen. Koschelew, dem im

Jahre 1851 die Erlangung eines Auslandspasses und der Besuch der ersten Londoner Weltausstellung geglückt waren, betheiligte sich an diesem Unternehmen durch Ausstellungs-Berichte, wurde der Sache indessen bald überdrüssig, da seine Aufsätze an die Obercensur-Behörde nach St. Petersburg gesendet werden mußten und von dort nicht wieder zurückkehrten.

So lagen die für einen großen Theil der Gebildeten Rußlands maßgebenden Moskauer Verhältnisse, als im Jahre 1853 der orientalische Krieg und mit diesem ein neuer Abschnitt in der russischen Geschichte begann. Koschelew's auf diese Periode bezüglichen Ausführungen sind von so charakteristischer Offenherzigkeit, daß sie wörtlich wiedergegeben zu werden verdienen. „Nach Ausbruch des Krieges gegen die Türkei machte sich ein Vorgefühl davon geltend, daß ein Kampf mit Europa bevorstehe. Die Vernichtung der türkischen Flotte bei Sinope brachte ein gewisses Leben in die russische Gesellschaft und die mit Kriegsvorbereitungen und militärischen Operationen beschäftigte Regierung wurde allmälig von den inneren Angelegenheiten abgezogen. Es gewann den Anschein, als sollten wir aus dem traurigen dunkeln Gefängniß, in welchem wir gesteckt hatten, wenn auch nicht an Gottes freie Luft, so doch in eine Vorhalle gelangen, in welcher bereits erfrischender Zug gespürt wurde. Die Landung der westmächtlichen Expeditionstruppen in der Krim, die Schlachten an der Alma und bei Inkermann und die Einschließung Sewastopols betrübten uns nicht allzusehr, denn wir waren der Ueberzeugung, daß für Rußland sogar eine Niederlage erträglicher und nützlicher sein würde, als die Fortdauer des Zustandes, in welchem sich das Reich während der letzten Zeit befunden hatte. In derselben Richtung bewegte sich die öffentliche und (unbewußter Maßen) auch die Volksmeinung. — Besondere Erwähnung muß ich dabei der im Jahre 1854 erfolgten Einberufung der Freiwilligen-Miliz thun. Obgleich Kriege *gegen* die Muselmänner und *für* die Stammes- und Glaubensgenossen sich in Rußland stets nationaler Sympathien zu erfreuen pflegten, wurde das Manifest, betreffend die Miliz, von allen Ständen nicht nur kühl, sondern mit einem Gefühl des Unbehagens aufgenommen. Den Wehrmännern gab man (wie sonst nur bei Recrutenaushebungen zu geschehen pflegte) ein Trauergeleite, als gelte es den Abmarsch in die andere Welt; obgleich es die Vertheidigung des Vaterlandes galt, war von Begeisterung nirgend Etwas zu spüren. Ebenso ging es auf den in dieser Veranlassung einberufenen Adelsversammlungen zu: der Miliz traten nur diejenigen Edelleute bei, die Anstands halber nicht anders konnten — wer aus Alters-, Gesundheits- oder Familienrücksichten um die Ehre und Pflicht der Vaterlandsvertheidigung herum konnte, machte aus seiner Freude darüber kaum ein Hehl. — Am 20. Februar 1855 traf dann in Moskau die Kunde von dem Ableben des Kaisers Nicolaus und von der Thronbesteigung Alexander's II. ein — eine Kunde, die nur bei Wenigen wirkliche Trauer erregte, weil die drei Jahrzehnte umfassende letzte Regierungszeit, insbesondere seit dem Jahre 1848, für Rußland nicht leicht zu tragen gewesen war. Hatten Mißtrauen und Eigenmächtigkeit der Regierung doch schließlich keine Grenze gekannt! — An dem Abende des Tages der Ableistung des Huldigungseides an den neuen Monarchen kamen Chomjäkow, Iwan Kirejewski und noch einige Freunde in meinem Hause zusammen. Hoffnungsvoll tranken wir die Gesundheit

des neuen Herrschers, indem wir aus tiefstem Herzen den Wunsch aussprachen, daß es unter seiner Herrschaft zur Aufhebung der Leibeigenschaft und der Einberufung einer allgemeinen Landesversammlung (Duma) kommen möge.

Koschelew (der im Uebrigen die Versicherung wiederholt, daß er als echter Nationaler alle Zeit Anhänger der uneingeschränkten Herrscher-Gewalt gewesen sei) hatte bereits seit Ende des Jahres 1854 in seinem Tische ein Memorial liegen, in welchem er die letztere Maßregel zum Behufe einer Kräftigung des Staatscredits, der Erschließung neuer finanzieller Hilfsquellen und der „Verwandlung des Staatskrieges in einen Volkskrieg" anrieth. Diese ursprünglich dem Thronfolger bestimmt gewesene Denkschrift wurde im Mai 1855 dem Kaiser übersandt, der sie (wie dem Verfasser amtlich mitgetheilt wurde) dem Finanzminister überwies, im Weiteren aber unberücksichtigt ließ. Wenig später erwirkten Koschelew und seine Parteigenossen sich die Erlaubniß zur Herausgabe einer Vierteljahrsschrift, der „Rußkaja Beseda", das als so zu sagen officielles Organ der Slawophilenpartei sofort eine gewisse Rolle spielte, wegen Fortdauer der traditionellen Censurschwierigkeiten aber erst allmälig in wirklichen Gang kam. Die noch im Amte verbliebenen Männer des alten Regimes hielten die Slawophilenpartei für eine Spielart des gefürchteten Revolutionsgeistes, und Koschelew's eigener Vetter, der damalige Unterrichtsminister A. S. Norow (ein modernen Anschauungen zugänglicher und humaner alter Herr) gestand seinen Verwandten ein, er sei bei Gelegenheit einer persönlichen Begegnung mit Constantin Aksakow in hohem Grade verwundert gewesen, in diesem Manne, den er „wenn nicht für einen Tiger, so doch für einen Bären gehalten", einen höflichen und wohldenkenden Gentleman kennen gelernt zu haben. — Zu den Mitarbeitern der „Beseda" zählte u. A. auch der in der Folge vielgenannte Fürst W. A. Tscherkasski, den Koschelew indessen nicht als eigentlichen Parteigenossen angesehen wissen will, weil derselbe nicht auf dem Boden der rechtgläubig-kirchlichen Weltanschauung gestanden habe, Gegner des ungetheilten Gemeindebesitzes und Verspötter des mit dem Volksthum getriebenen Götzendienstes gewesen sei.

Mit einer scherzhaften Schilderung des Kreuzzuges, den der alte General-Gouverneur Sakrewski bei Gelegenheit der Kaiserkrönung vom August 1855 gegen die „nationalen" Vollbärte und ärmellosen russischen Röcke Chomjäkow's und Constantin Aksakow's unternahm, schließt der erste Abschnitt der Koschelew'schen Lebenserinnerungen. — Auf den ungleich ausgibigeren zweiten Theil derselben wird in einem folgenden, die Regierungsgeschichte Alexander's II. behandelnden Aufsatz näher eingegangen werden.

S. N.

Darwinismus und Ethik.

Von

Georg von Gizycki.

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Erscheinen von Darwin's „Ursprung der Arten" verflossen[1]). Die große Mehrzahl der wissenschaftlichen Forscher zweifelt jetzt nicht mehr an der Richtigkeit der, zuerst von dem „Weisen von Down" durch ein imponirendes inductives Beweismaterial begründeten, biologischen Entwicklungslehre; und in immer weitere Kreise dringt die Ueberzeugung von deren Wahrheit. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man sie, wie die heliocentrische Theorie des Copernicus, überhaupt als einen Bestandtheil des modernen Denkens wird anzuerkennen haben.

Die Entwicklungstheorie ist in der That die für den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts allein mögliche Hypothese zur Erklärung der organischen Welt: es gibt keine, die mit ihr rivalisiren könnte. Die Erde ist in ihrer jetzigen Beschaffenheit nicht von Ewigkeit; sie war einst ein von seiner Centralmasse abgelöster Nebelball, der sich allmälig zu einer feurig-flüssigen Kugel verdichtete. Wir haben das nicht gesehen; aber die Wissenschaft hat, seit Kant und Laplace, so viele Gründe für diese Annahme beigebracht, daß dieselbe jetzt in der wissenschaftlichen Welt keine Gegner mehr findet. Das Reich der Organismen hat mithin einen zeitlichen Ursprung. Die Facta der Paläontologie ferner lehren, daß in verschiedenen Perioden der Erdgeschichte verschiedene Thier- und Pflanzengeschlechter existirt haben. Die Thatsache eines ersten Entstehens vegetativen und animalischen Lebens auf unsrer Erde, und die Thatsache des Auftretens neuer Arten zu verschiedenen Zeitpunkten steht also fest: die Frage ist nicht mehr „ob", sondern „wie". Nun können die Wesen nicht aus Nichts entstanden, noch können sie „vom Himmel gefallen sein", wie schon Lucrez[2]) geltend machte; noch können wir uns das plötzliche Entstehen complicirter Organismen aus anorganischer Materie wahrscheinlich machen, — wir können, wie Darwin sagt,

---

[1]) „On the Origin of Species by means of Natural Selection, or, the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life" wurde 1859 veröffentlicht.

[2]) De natura rerum. V, 790.

nicht glauben, „daß in unzähligen Momenten unsrer Erdgeschichte jedesmal gewisse Urstoff-Atome commandirt worden seien, zu lebendigen Geweben ineinander zu fahren". Wir müssen daher nothwendig annehmen, daß alle höheren Organismen Abkömmlinge schon vorher existirender Organismen sind. Auch Karl Ernst von Baer[1]), ein warmer Vertheidiger der „teleologischen", die Welt unter dem Gesichtspunkt höherer Zwecke auffassenden Naturbetrachtung, erklärte, „die Entwicklungsweise der höchsten Thierclassen sei so sehr von dem Vorherbestehen eines mütterlichen Körpers abhängig", es sei so unerfindlich, „wie die Entwicklung und Ernährung im Leibe der Mutter, wie bei den Säugethieren, durch allgemeine Naturverhältnisse ersetzt" werden können (wozu dann noch „bei den Säugethieren die Ernährung durch die Milch der Mutter nach der Geburt hinzukomme"): „daß ein Naturforscher die Transmutation oder Descendenz der verschiedenen Formen aus einander nicht ableugnen dürfe".

Daß die Organismen, zumal bei einer Veränderung der äußeren Umstände, abändern, ist eine Thatsache. Darwin gibt nun ein Agens an, durch welches die nützlichen Abänderungen sich im Laufe der Generationen summiren und so allmälig zu neuen, den veränderten Lebensbedingungen angepaßten Varietäten und Arten führen können: es ist das Princip der „natürlichen Auslese", das Ueberleben der am passendsten modificirten Organismen „im Kampf ums Dasein". „Daß ein Proceß solcher Art in der organischen Welt vor sich gehe", ist, wie Herbert Spencer mit Recht bemerkt, „so evident, daß es kaum eines Beweises bedarf". In der That, es ist fast nur ein identischer Satz, zu sagen, daß das mehr der Lebenserhaltung gemäß organisirte Wesen größere Aussicht hat, am Leben zu bleiben. „Es liegt in der Natur des Zweckmäßigen, sich zu erhalten, während das Unzweckmäßige zu Grunde geht", wie G. H. Schneider in seinem trefflichen Werke „Der thierische Wille" sich ausdrückt. Wenn so aber Darwin einen nur langsam und allmälig fortschreitenden Proceß annimmt, so steht dies ganz in Uebereinstimmung mit den Lehren der Geologie, wie sie durch Lyell zur Anerkennung gebracht worden sind.

Die Darwin'sche Theorie, welche also nicht nur lehrt, daß, sondern auch wie die organischen Wesen sich entwickelt haben, hat über das gesammte Gebiet der Zoologie und Botanik ein bis dahin ungeahntes Licht verbreitet; sie hat eine große Anzahl einzelner Erscheinungen verstehen gelehrt, die früher nur ein Gegenstand der Verwunderung waren. Sie hat die Thatsachen der comparativen Anatomie begreifen gelehrt, „die ähnliche Form der Hand des Menschen, des Fußes des Hundes, des Flügels der Fledermaus, des Flossenfußes des Seehundes". Sie hat den Vorgängen der Embryologie eine neue Bedeutung gegeben. Sie hat die Facta der geographischen Verbreitung erklärt. Sie hat Ordnung und Harmonie gebracht in eine weite Sphäre unsers Naturwissens; und sie beginnt mehr und mehr Licht zu werfen in Gebiete, an welche bei der Aufstellung der Theorie gar nicht gedacht worden war.

Daß in Einzelheiten Darwin Fehler begangen, daß er die Bedeutung seines Princips der „natürlichen Auslese" überschätzt hat, daß er durch die Ueber-

[1]) Im II. Theile seiner „Reden": „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften". 1876.

völkerungstheorie eines Malthus zu manchen unrichtigen Annahmen verleitet worden ist, mag wohl sein: dies näher zu prüfen ist Sache der Specialforschung[1]). Aber die Wahrheit der Entwicklungstheorie und die allgemeine Bedeutung der „natürlichen Auslese" oder des „Ueberlebens des Passendsten im Kampfe ums Leben" wird dadurch nicht aufgehoben.

Wir legen uns nun die ernste Frage vor: Welche Consequenzen ergeben sich aus dieser, mit so vielen überlieferten Vorstellungen radical brechenden Lehre für die Moral? In einer von der Pariser Akademie preisgekrönten Schrift[2]) wird es für „ebenso absurd" erklärt, „ohne die Entwicklungstheorie ein Moralsystem construiren zu wollen, als es dies sein würde, ein astronomisches System zu construiren mit der Annahme, daß die Sterne unbeweglich seien, oder die Sonne sich um die Erde drehe". Gegner der Entwicklungstheorie haben aber als ihre Folge eine „Geistesrevolution" prophezeit, „welche die Gesellschaft bis in ihre Grundfesten erschüttern wird, indem sie die Heiligkeit des Gewissens und den religiösen Sinn vernichtet[3])".

Die Wissenschaft der Ethik hat zwei Haupttheile: einen theoretischen und einen praktischen; einen, der auf die Erkenntniß einer bestimmten Sphäre dessen, was geschieht, gerichtet ist, nämlich auf die Natur des Willens und der moralischen Gefühle, und einen, der die Bestimmung dessen, was geschehen soll, zur Aufgabe hat. Dieses Letztere, die Aufstellung von Regeln des Handelns, ist der eigentliche Zweck der Ethik, während alle rein theoretischen Untersuchungen schließlich nur den Werth von Mitteln für sie haben. Was ergibt sich nun aus der Wahrheit der Entwicklungstheorie zunächst für den theoretischen Theil der Ethik?

Es scheint, daß in dieser Hinsicht der Ethiker manches aus der Entwicklungstheorie wird lernen können, oder wenigstens eine Bestätigung einzelner, bisher nur von einem Theile der ethischen Forscher anerkannter Bestimmungen finden wird. Die Entwicklungstheorie lehrt ihn, auch die Gefühle und Triebe, wie die Körperformen, als ein Resultat der Anpassung des lebenden Wesens an seine Existenzbedingungen und daher als lebenserhaltende Functionen zu erkennen. Sie lehrt ihn aber auch, daß, je complicirter die Lebensbedingungen werden, diese Anpassung um so weniger vollkommen wird; daher in der Menschenwelt die unreflectirten Gefühle und Impulse keine sicheren Führer sind. Die Entwicklungstheorie lehrt ihn, die moralischen Gefühle und Vorstellungen als den wichtigsten Theil der Anpassung des Menschen, nämlich als die Anpassung an die Bedingungen der socialen Existenz, aufzufassen; sie lehrt ihn, den positiven Sittenvorstellungen der im „Kampfe ums Dasein" erfolgreichsten Nationen Achtung entgegen zu bringen: denn wenn ihre Meinungen über Recht und Unrecht

---

[1]) In dieser Beziehung sei es gestattet, hinzuweisen auf das vor Kurzem in zweiter Auflage erschienene geistreiche Werk des zu früh verstorbenen W. H. Rolph: „Biologische Probleme, zugleich als Versuch zur Entwicklung einer rationellen Ethik" (Leipzig, Engelmann), in welcher Schrift die Unrichtigkeit einzelner Punkte der Darwin'schen Lehren nachzuweisen gesucht wird.

[2]) Guyau, La Morale Anglaise Contemporaine: Morale de l'Utilité et de l'Évolution. Paris, 1879.

[3]) Bree, An Exposition of some Fallacies in the Hypothesis of Mr. Darwin. p. 13.

von dem wahrhaft der Gesellschaft Heilsamen erheblich abgewichen wären, so würden sie sich nicht zu ihrer dominirenden Stellung haben erheben können. Die Erkenntniß aber, daß bei complicirten Lebensbedingungen niemals die Anpassung eine ganz vollständige ist, muß ihn davon zurückhalten, die „positive Moral" irgend eines Volkes, d. h. die Gesammtheit ihrer thatsächlich vorhandenen sittlichen Vorstellungen, für absolut vollkommen zu halten — ein Irrthum, in welchen gewisse evolutionistische Ethiker zu verfallen in Gefahr scheinen.

Die Entwicklungstheorie, welche uns den Begriff des Fortschritts in einem Maße geläufig gemacht hat, wie dies vielleicht bei keiner früheren Generation der Fall war, gewöhnt uns daran, auch das Moralische als ein Gebiet anzusehen, in welchem ein Fortschritt stattfinden muß: sie gewöhnt uns daran, eine Vervollkommnung auch des Moralinhalts ins Auge zu fassen. Der moralische Fortschritt besteht nicht darin, daß die Menschen ihren eigenen Idealen näher kommen, sondern darin, daß diese Ideale selbst immer höhere werden.

Die Entwicklungstheorie zeigt uns, in welchem Maße der Mensch von seiner Gattung abhängt, und wie verkehrt es daher ist, ihn aus diesem solidarischen Zusammenhange herauszureißen. „Ein nicht von einer Gattung abhängiger Mensch ist," wie Leslie Stephen[1]) sagt, „eine ebenso sinnlose Phrase, wie ein nicht auf einem Baume wachsender Apfel."

Daß die Gewissensgefühle ein Resultat der Anpassung des Menschen an die socialen Existenzbedingungen und daher auf rein natürlichem Wege erworben sind, wird, wie es scheint, von keinem Anhänger der Entwickelungstheorie bezweifelt; dagegen weichen dieselben in ihren Ansichten hinsichtlich der Art der Entstehung der moralischen Gefühle im individuellen Leben sehr von einander ab. Herbert Spencer nähert sich der populären Vorstellung, welche das Gewissen als ein rein instinctives Vermögen auffaßt, indem er erklärt[2]): „Gerade so wie ich glaube, daß die Raumanschauung, welche irgend ein lebendes Individuum besitzt, aus den organisirten und consolidirten Erfahrungen aller vorangegangenen Individuen entstanden ist, welche ihre allmälig entwickelte Nervenorganisation auf dasselbe vererbt haben, — gerade so wie ich glaube, daß diese Intuition, welche durch persönliche Erfahrungen nur bestimmt und vollständig gemacht werden muß, praktisch eine Denkform geworden ist, welche anscheinend ganz unabhängig ist von der Erfahrung: — ebenso glaube ich, daß die Erfahrungen der Nützlichkeit, organisirt und consolidirt durch alle vergangenen Generationen des Menschengeschlechts, entsprechende Nervenabänderungen hervorgebracht haben, welche, durch fortgesetzte Vererbung und Anhäufung, in uns zu gewissem Vermögen moralischer Intuitionen geworden sind, zu gewissen, auf rechtes und unrechtes Handeln gerichteten Gemüthsbewegungen, welche in den individuellen Erfahrungen der Nützlichkeit keine ersichtliche Basis haben." Darwin sah diese Frage als noch nicht spruchreif an. Seine „Hauptquelle des Zweifels an irgend

[1]) Leslie Stephen, The Science of Ethics. London, 1882.

[2]) In einem Briefe an J. S. Mill, abgedruckt in Alexander Bain's „Mental and Moral Science". London, 1875, p. 722. Dieselbe Ansicht vertritt Spencer auch noch in seinem neuesten Werke, „The Data of Ethics". London, 1879 (von Vetter ins Deutsche übersetzt).

welcher derartigen Vererbung" sei, „daß sinnlose Bräuche, Superstitionen und Geschmacksrichtungen, wie der Horror der Inder vor unreiner Nahrung, denselben Principien gemäß vererbt werden müßten", während er dafür keinerlei Beweise gefunden habe[1]). Vielleicht hätte Darwin der modificirten Form der Spencer'schen Annahme, wie sie durch C. C. Everett vertreten wird, eher beigestimmt. Dieser erklärt in seinem geistvollen Essay: „Die neue Ethik"[2]): „Laßt uns das große Princip der Vererbung in Rechnung ziehen; laßt das Gefühl für das Nützliche, für die Bedürfnisse der Gesellschaft, für die Forderungen, welche das Ganze jedem Theile gegenüber macht, Kraft sammeln durch unzählige Generationen; laßt alle Unregelmäßigkeiten von Zeit und Ort aus dem Resultate eliminirt werden, da solche Unregelmäßigkeiten in der großen Masse für nichts gelten; und laßt das combinirte, vertiefte und gereinigte Resultat in die Constitution des Individuums eingehen; laßt es mit ihm geboren werden und mit jeder Faser seines Gehirns verbunden sein: und wir haben ein Resultat, das weit genugthuender ist, als irgend eines, das zuvor erreicht worden ist." Stephen dagegen, einer der Hauptrepräsentanten der evolutionistischen Ethik, meint (a. a. O.), „die sociale Entwicklung finde ohne eine entsprechende Veränderung der individuellen Organisation statt"; es sei „kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die angeborenen Fähigkeiten eines modernen Europäers wesentlich, oder erheblich, von denjenigen der Wilden differiren, welche in prähistorischen Zeiten die Wälder durchstreiften." Im Besonderen gehöre auch das „Sittengesetz" zu dem nicht Angeborenen, sondern, in Folge der Einwirkung des „socialen Factors", von jedem Individuum erst Erworbenen. Auch Rolph erklärt (a. a. O. S. 203): „Untersuchungen an Kindern zeigen uns: so viel ererbte, instinctive Triebe sie auch haben, — den Trieb zum Rechthandeln, das Bewußtsein von recht und unrecht, von gut und schlecht haben sie nicht .... Ein vernachlässigtes Kind, welchem niemals der Unterschied von Mein und Dein ernstlich klar gemacht worden ist, hat keine Vorstellung von diesem Unterschied. Ein solches Kind wird immer unmoralisch .... Die Triebe, die wir mitbringen, sind immer noch die des Wilden, so z. B. seine Vorstellung eines persönlichen Rechtsvorzugs, einer Alleinberechtigung der eigenen Person gegenüber einer Rechtlosigkeit des Andern: die für sociale Verhältnisse ungeeigneten, schlechten Triebe sind es, die wir mitbringen, nicht die guten. Letztere, wie sie aus gleichsam künstlichen Verhältnissen sich abgeleitet haben, müssen uns auch künstlich anerzogen werden; und wenn wir ihnen überhaupt etwas entgegenbringen, so ist es eine im Laufe der socialen Jahrtausende ererbte Prädisposition, die es uns erleichtert, auf den vorgetragenen Gedankengang einzugehen." Alexander Bain hat eine ganze Reihe von Gründen zum Beweise der inhärenten Unwahrscheinlichkeit von Vererbungen moralischer Intuitionen angeführt[3]).

Es scheint, daß es immer das praktisch Heilsamste bleiben wird, wenn der Erzieher nicht zu viel auf die „angeborenen moralischen Intuitionen" vertraut,

---

[1]) Darwin, Descent of Man. 1871. Vol. I. p. 103.

[2]) The New Ethics, in: „The Unitarian Review", October 1878, p. 413.

[3]) Alexander Bain, The Emotions and the Will. III. Ed. London, 1875. p. 55 u. f.

sondern annimmt, daß sein Kind zwar alle Anlagen hat, um unter günstigen Bedingungen ein moralischer Mensch zu werden, daß es dies aber sicherlich nicht werden wird, wenn jene Bedingungen ausbleiben: und wenn er sich daher in der moralischen Erziehung des Kindes der äußersten Sorgfalt befleißigt. Nichts ist in praktischer Hinsicht verderblicher, so sagte schon Helvétius, als die Talente und Charaktereigenschaften für angeboren zu halten: nichts begünstigt mehr die Trägheit und Sorglosigkeit der Erzieher.

Wir wenden uns nun zur Beantwortung der Frage: Was folgt aus der Entwicklungstheorie für die Behandlung des praktischen Theils der Ethik?

Die „Stellung des Menschen in der Natur", wie die Entwickelungstheorie sie bestimmt, weicht sehr ab von derjenigen, welche die frühere Vorstellungsweise dem Menschen angewiesen hatte; wie andererseits die Natur selbst, in welche der Mensch sich gestellt sieht, nicht mehr die Natur ist, wie sie in der Vorstellung der Vergangenheit existirte. Die neue Auffassung des Menschen und seiner Moral nähert sich wieder in manchen Beziehungen derjenigen, die in der Ethik des classischen Alterthums implicirt war. Der Mensch steht nicht mehr außerhalb der Natur, sondern in ihr, als ihr integrirender Theil. Er ist denselben Gesetzen des Lebens unterworfen, wie (um mit Herder zu reden) seine „erstgeborenen Brüder", die Thiere. Alles in ihm, wie um ihn, ist ein Product natürlicher, gesetzmäßiger Entwicklung. Auch seine Moral ist nicht etwas von außerhalb der Natur ihm Auferlegtes, sondern Etwas, das sich herausgebildet hat aus seiner eigenen, den Existenzbedingungen gemäß sich entwickelnden Natur.

Ein Ethiker, der von diesen Voraussetzungen ausgeht, wird, so scheint es, geneigt sein, nicht nur, mit Kant, eine rein „autonome", im Wollen und Denken des Menschen selbst begründete Moral anzunehmen, sondern auch alle „Verjenseitigung" der Moral zu beseitigen und die Moral zu „säcularisiren" (ein Bestreben, welchem Kant nach Kräften entgegenwirkte). Die Moral wird ihm eine Angelegenheit der Menschheit und für die Menschheit sein — für die Menschheit auf dieser Erde. Er wird dem Worte Christi die umfassendste Auslegung geben: der Mensch ist nicht um des Sabbaths, sondern der Sabbath ist um des Menschen willen.

Es scheint nicht, daß diese Auffassungsweise an sich „praktisch destructive Tendenzen" habe. Sogar wenn ein Ethiker, wie es der Glaube der englischen evolutionistischen Moralistin Editha Simcox zu sein scheint, die radicale Meinung hegte, daß das Menschengemüth ausschließlich dem Menschengemüth gehöre, daß die Richtung der Gemüthskraft auf ein Nicht-Wir Verschwendung sei, daß der Mensch nur Menschen lieben, Menschen verehren, Menschen vertrauen solle, aus ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüth; so folgt daraus nicht, daß der Mensch den Menschen hassen, verachten und schädigen wird. Thatsache ist aber, daß hervorragende Repräsentanten des Evolutionismus, z. B. Herbert Spencer, dieser letzteren Denkweise durchaus fern stehen. In England und Amerika, wie auch bei uns, haben nicht wenige ausgezeichnete Männer

zu erkennen geglaubt, daß Evolutionismus und Religion keineswegs unvereinbar sind[1]).

Bei jener Auffassung der Stellung des Menschen in der Natur wird ein Ethiker auch nicht leicht ein Gegner des „Determinismus" sein, der Lehre, daß im menschlichen Wollen dieselbe Gesetzmäßigkeit herrscht, wie in allen übrigen Vorgängen der Natur. Auch bei dem Auftauchen neuer Individuen nimmt die Entwicklungstheorie keine Lücke in der unendlichen Kette der Verursachung an: denn die Anlagen, die der Mensch zur Welt bringt, sind, ihr zu Folge, nichts anderes als ein Product der Beschaffenheit seiner Vorfahren. Und da, in gewissem Sinne, die Vorfahren auch zur Geschichte des Menschen gehören, so wird der Evolutionist geneigt sein, dem Ausspruch der Therese in Wilhelm Meister's Lehrjahren beizustimmen: „Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter". Die Erkenntniß der Thatsache der Vererbung geistiger wie physischer Eigenschaften, wenn nicht auf die Kinder, so auf die Kindeskinder, — der Vererbung, deren Wirkungsbereich wir im einzelnen Falle nie bestimmen können, — muß auf eine Erhöhung des Gefühls der Verantwortlichkeit hinwirken, da wir so gewahren, daß die Folgen des guten wie des schlechten Handelns sich noch weiter erstrecken, als wir zuvor geahnt hatten.

Auf eine Erörterung des Verhältnisses des Determinismus und der ihm entgegengesetzten Theorie der Moral können wir uns natürlich hier nicht einlassen: das würde eine Abhandlung für sich erfordern. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß, wenn wirklich aus dem Evolutionismus der Determinismus folgt, man daraus doch keine Befürchtungen wird herleiten dürfen, wenn man auch nur dies Eine erwägt: daß thatsächlich viele der hervorragendsten Ethiker Deterministen waren, von den Stoikern und schon von Demokrit von Abdera an (dessen moralischer Idealismus von keinem anderen antiken Philosophen übertroffen wird) bis auf die Gegenwart.

Die Lehre, daß der Mensch von thierischen Wesen abstamme, ist für Viele ein Gegenstand des Abscheues. Nun, mag sie ihnen gefallen oder nicht, was kann sich aus ihr für die Moral ergeben? Werden wir, wie jener „Antidarwinianer", den Bree (a. a. O. S. 13) anführt, sagen: „Es ist unmöglich, die Wichtigkeit des Ursprungs zu überschätzen. Wenn unsere Menschheit nur das natürliche Product der modificirten thierischen Fähigkeiten ist, so werden die meisten ernstgesinnten Menschen gezwungen sein, jene Motive aufzugeben, mit welchen sie ein edles und tugendhaftes Leben zu führen unternommen hatten, als auf einen Irrthum gegründet." Oder werden wir nicht vielmehr mit Lotze sagen: „Die ängstliche Scheu, in eine zu enge Wesensgemeinschaft mit den Thieren gerückt zu werden, knüpft sich mit Unrecht gerade an die Frage, ob wir einer Gattung mit ihnen sind oder nicht. Denn am Ende: wir haben doch die höhere Entwicklung; eben dieser Besitz ist der bleibende Unterschied zwischen uns und ihnen; und diese Kluft wird nicht größer oder kleiner, je nachdem sie

[1]) Vgl. John Fiske, Evolution and Religion (London, Foulger, 1883): „die Perle der Reden beim Herbert-Spencer-Bankett in New-York" (9. November 1882), wie man diesen Vortrag bezeichnet hat.

für einen generischen Unterschied oder für die Wirkung einer verschiedenen Begünstigung gleicher Anlagen erklärt wird. Die Dinge *sind* immer das, als was sie sich *behaupten*; und es verlohnte sich nicht der Mühe, etwas zu *werden*, wenn man immer nach dem geschätzt werden sollte, *woraus* man es geworden ist." Sollte wirklich ein „ernstgesinnter" Mann aufhören wollen, rechtschaffen zu handeln, wenn er erfährt, daß er nicht von so vornehmer Abkunft ist, als er geglaubt hatte? Ruhte seine Rechtschaffenheit auf seiner Meinung über seine Genealogie? Der große Denker, der den „kategorischen Imperativ" formulirte, Immanuel Kant, fand in dem, auch in ihm auftauchenden Gedanken der thierischen Abstammung des Menschen nichts Erschreckliches; er ließ ihn nur darum wieder fallen, weil ihm in dieser Hinsicht noch kein Beweismaterial zur Verfügung stand[1]). — Es scheint, nach wie vor — ob nun ein Engel oder Affe oder Erdenkloß vor uns war — wird man mit Friedrich dem Großen zu sagen haben: „Il n'y a rien de plus honteux que d'abâtardir sa race"[2]).

Nein, in einer anderen Weise, als Bree meint, wird die Lehre von der „Abstammung" die Moral beeinflussen: ein Ethiker, welcher diese Lehre anerkennt, wird, so scheint es, nicht leicht in jene (auch von Kant und Fichte vertretene) Meinung verfallen, wir hätten gegen die Thiere, als welche „bloße Sachen" seien, keine Pflichten. Nicht „bloße Sachen", sondern empfindende Wesen, wie wir, sind die Thiere; und „gute Leute zeigen sich gegen alle Wesen barmherzig, indem sie bedenken, wie sehr sie ihnen gleich sind", heißt es in dem Brahmanischen Hitopadesa[3]). Aber ehe man noch an den Darwinismus dachte, hatten schon Bentham und später Schopenhauer die moralische Pflicht gegen das thierische Empfinden mit Nachdruck in der Ethik geltend gemacht.

Einige Anhänger der Entwicklungstheorie, und schon Darwin selbst[4]), haben geglaubt, aus derselben ergebe sich, daß nicht (wie von einer, zu immer allgemeinerer Anerkennung gelangenden Moraltheorie, der sog. „utilitarischen", gelehrt wird) die *Glückseligkeit* der Menschheit *Princip der Moral* sein könne, sondern daß die *Erhaltung der Existenz* der Menschheit dies sei. „Strebe nach Erhaltung der Art!" sei der wahre kategorische Imperativ. Lustgefühle wie Leidgefühle seien für die Natur nur *Mittel*, Mittel zum Zwecke der *Arterhaltung*; Lustgefühle und Leidgefühle seien nur die Mittel, durch welche die Natur die Ausübung von lebensfördernden und die Enthaltung von lebensschädigenden Handlungen herbeiführe: der wahre letzte *Zweck* des ganzen Getriebes sei nicht die Lust und das Vermeiden des Schmerzes, nicht ein möglichst großer Ueberschuß von Lust über Leid für möglichst Viele, nicht „das größte Glück der größten Anzahl", sondern einfach das *Leben*, die *Existenz*, die möglichst verlängerte Existenz der größten Anzahl. „Wissenschaftlich zu

---

[1]) Man vergl. die von Fritz Schulze in seinem Buche „Kant und Darwin" (Jena, 1875) zusammengetragenen Stellen.

[2]) Œuvres de Frédéric le Grand. Tome IX. p. 104.

[3]) Citirt von Max Müller, „Essays". I. Band. S. 271.

[4]) Descent of Man. 1871. Vol. I. p. 98 und f.

reden," so sagt eine Schriftstellerin aus dieser Schule[1]), „ist die für sich seiende Glückseligkeit einer menschlichen Einheit von nicht mehr Bedeutung, als das Blühen einer Blume oder das Brechen einer Welle; sie war und ist nicht, sie kam und ging, und der Rest der Welt fühlte keine Veränderung." „Glückseligkeit," so sagt auch Everett (a. a. O. S. 414 u. f.), „hat für die Philosophie, die wir betrachten" (die evolutionistische), „Werth, nicht als ein Zweck an sich selbst, sondern als ein Mittel zum Zweck; und dieser Zweck ist die Existenz. Ihr Motto würde sein, nicht ‚das größte Gut der größten Anzahl', welcher Sinn auch dem Worte ‚Gut' beigelegt werden möge, sondern: ‚die am meisten verlängerte Existenz der größten Anzahl'"[2]).

Die größtmögliche Arterhaltung, d. i. die möglichst verlängerte Existenz der größten Anzahl, soll also das oberste Moralprincip sein, *weil* der Zweck der *Natur* nur die Arterhaltung, nicht die Glückseligkeit ist. Sollten sich die Vertheidiger dieser These die Schwierigkeit ihrer Position ganz klar gemacht haben?

Das oberste Moralprincip ist ein Satz, aus dem sich die Gesammtheit der Regeln des Rechten ableiten läßt, und der somit die höchste Richtschnur des Handelns und das höchste moralische Lebensziel oder das ethische „höchste Gut" (summum bonum) ausdrückt und als höchster Maßstab aller Werthschätzung und Beurtheilung dient, als letzter Richter über Gutes und Böses entscheidet.

Jene Evolutionisten gehen von einer „*teleologischen*" Weltansicht aus: von der Ansicht, daß der Naturlauf nach *Zwecken* geregelt ist. Aber die Mehrzahl der Darwinianer sind Gegner der Teleologie, oder haben wenigstens das Bestreben, es zu sein. Diesen Standpunkt hat neuerdings Rolph (a. a. O.) mit Consequenz durchgeführt. Er weist darauf hin, daß wir, die Geschichte der organischen Entwicklungen auf unserer Erde verfolgend, absolut keine Tendenz der „Anpassung" bemerken, „Formen zu liefern, welche nach menschlicher Vorstellung sich als *höhere* darstellen würden"; sie habe nur den Erfolg, *angepaßtere* zu entwickeln: und die Umwandlung bestehe daher sehr oft in einer *Rückbildung*, obwohl sie in jedem Falle einen errungenen Vortheil für das Geschöpf bedeute. Wir müßten daher „das *Herabsinken* eines Cirripeden von der Höhe der Organisation einer Entenmuschel auf die Tiefe eines Rhizocephalen, z. B. einer fuß-, mund- und darmlosen Sacculina, als einen Entwicklungsfortschritt bezeichnen." Wie nicht causae finales, sondern causae efficientes, nicht Endursachen, Zwecke, sondern wirkende, mechanische Ursachen „das Flußbett gegraben und den Lauf des Flusses bestimmt haben", wie der Fluß sein Bett „nicht bestimmungsgemäß, sondern bedingungsgemäß" formte, so gelte das Gleiche auch für die gesammten organischen Erscheinungen: wie Darwin und seine Nachfolger gezeigt hätten. Die Wesen haben ihre Organe „nicht *zum* Gebrauch, sondern *durch den* Gebrauch". „Der Maulwurf hat nicht Grabfüße, *um* zu graben, sondern er hat Grabfüße, *weil* er gräbt; der Maulwurf ist ein Maulwurf geworden, weil er durch die Existenzbedingungen zwangsweise

[1]) Edith Simcox, „Natural Law: an Essay in Ethics." II. Ed. London, 1878. p. 103.
[2]) „the most prolonged existence for the greatest number."

dazu gemacht worden ist" (a. a. O. S. 13 und 215). Der Forscher müsse mit der Teleologie in allen ihren Formen brechen; und auch in der Ethik müsse das Fragen nach dem Zwecke, nach der Bestimmung des Menschen aufgegeben werden. Die Bestimmungstheorie sei so sehr erschüttert, daß sie nicht länger als Basis eines Systems dienen könne.

Sehen wir von den Betrachtungen Rolph's und anderer Darwinianer ab, und analysiren wir einfach den Begriff eines „Naturzwecks". Was ist überhaupt ein Zweck? Unter Zweck verstehen wir[1]) eine im voraus vorgestellte und gewollte Wirkung, welche wir nicht unmittelbar, sondern nur durch eine Reihe von Ursachen herbeiführen können. Diese Ursachen einer anticipirten und gewollten Wirkung nennen wir die Mittel zum Zwecke. Zweckmäßig nennen wir das, was zur Verwirklichung eines angenommenen Zweckes geeignet ist. Die Zweckvorgänge sind als solche ursächliche Vorgänge, bei welchen Thätigkeiten des Verstandes und des Willens mitwirken; eine Wirkung kann nur dann als ein Zweck bezeichnet werden, wenn man annimmt, daß ein Wollen sich auf sie richtet; und ebenso kann eine Ursache nur dann ein Mittel genannt werden, wenn sie als Ursache von etwas Gewolltem betrachtet wird. Wenn wir von dieser subjectiven Seite absehen, bleibt nur die einfache Causalverkettung übrig, bei der man von Ursachen und Wirkungen und von einem Zusammenwirken verschiedener Ursachen bei der Hervorbringung einer bestimmten Wirkung, nicht aber von Mitteln und Zwecken reden kann. Die Zweckbeziehung ist in Wahrheit keine besondere logische Kategorie, der Zweckbegriff kein reiner Verstandesbegriff, sondern er ist ein complexer Begriff: in welchem rein logisch nur der Causalitätsgedanke und dieser combinirt ist mit der Annahme der Mitwirkung eines Wollens. Was ist das Plus, das eine Wirkung zu einem Zwecke macht? Ist es etwas Anderes, als das Wollen dieser Wirkung? Was heißt: „ich thue das und das, damit das und das geschehe", anders als: „ich thue das und das, weil es die Ursache von jenem ist und ich jenes herbeiführen will"? Behielte das „damit" noch irgend einen Sinn, wenn ich das Wollen der Wirkung aus dem Spiele ließe?

Hieraus geht hervor, daß es Zwecke in der Natur im Reiche der Menschen und der höheren Thiere gibt, da die Menschen und in einem gewissen, aber sehr geringen Grade auch die Thiere sich Vorstellungen von Vorgängen bilden, die sie durch ihre Thätigkeit zu verwirklichen streben; daß man aber außerdem von „Naturzwecken", von Zwecken, welche die allgemeine Natur verfolge, nur dann reden kann, wenn man die Natur als ein denkendes und wollendes Wesen oder als die Schöpfung eines solchen ansieht. Eine teleologische Weltansicht schließt also nothwendig irgend eine Art von theologischer Weltansicht ein; und es erscheint lediglich als eine Inconsequenz, die eine, aber

[1]) Der Verfasser dieses Artikels hat das hier über den Begriff der Naturzwecke Gesagte schon bei Gelegenheit der Besprechung eines Darwinistischen Werkes in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" (VII. Jahrg. S. 221 und ff.) geltend gemacht; dieselbe wird aber zu wenigen der Leser dieser Zeitschrift zur Hand sein, als daß einfach auf sie verwiesen werden dürfte.

nicht die andere zu wollen. Wer nun aber den Begriff Gottes in die Naturwissenschaft einführen will, der wird sich mit Kant's „Kritik der reinen Vernunft" auseinander zu setzen haben.

Wir Menschen machen uns thatsächlich unsre Fortexistenz, sofern sie nicht unleidlich ist, zu einem Zwecke; wir leben nicht bloß, sondern das Leben pflegt uns auch ein Zweck zu sein, ja ein Zweck von fundamentaler Bedeutung, weil ohne Realisirung dieses Zweckes kein anderer Zweck zu erreichen ist. Und weil nun das Leben für uns thatsächlich ein Zweck ist, so sind wir berechtigt, alle unsere Eigenschaften, welche zur Erhaltung des Lebens beitragen, zweckmäßig zu nennen. Und indem wir nun dieses Verhältniß auch auf die thierische, ja überhaupt auf die ganze organische Welt übertragen, pflegen wir auch in dieser die lebenserhaltenden Eigenschaften als zweckmäßige zu bezeichnen. Nun aber ist den Thieren das Leben niemals Zweck: die Vorstellung des Lebens oder der Erhaltung des Lebens taucht sicherlich niemals in ihrem Bewußtsein auf und kann daher auch nicht Gegenstand eines Wollens werden; die niedersten Thiere aber haben überhaupt keine Vorstellungen, sondern nur Empfindungen und Wahrnehmungen: sie haben daher überhaupt keine Zwecke; und von Zwecken der Pflanzen kann man noch weniger reden, da die Pflanzen gar kein Bewußtsein haben. Es ist also klar, daß, so weit die unter-menschliche Welt in Betracht kommt, die Bezeichnung der lebenserhaltenden Einrichtungen der Wesen als zweckmäßiger, wenn man nicht theologische Annahmen macht, nur eine metaphorische ist: denn diese Bezeichnung schließt die Voraussetzung ein, daß das Leben ein Zweck ist; was im eigentlichen Sinne (von theologischen Annahmen abgesehen) nur für das Bewußtsein des Menschen gilt. Wer also alle transscendenten Annahmen und alle metaphorischen Ausdrücke streng vermeiden wollte, müßte statt „zweckmäßig" oder „unzweckmäßig" überall einfach „lebenserhaltend" oder „lebensschädigend" sagen oder ähnlicher Bezeichnungen sich bedienen; was sich auch ohne besondere Schwierigkeit durchführen lassen würde: ohne irgend eine Thatsache unbezeichnet zu lassen, könnte der Zoologe, Anatom, Physiologe oder Psychologe ohne das Wort „zweckmäßig" auskommen.

Darwinianer, welche (wie eine nicht geringe Zahl derselben) Vorstellen und Wollen nur als die Ausstattung animaler Wesen ansehen, weil sie, ihrer Ueberzeugung nach, ein hochentwickeltes Nervensystem voraussetzen, dürfen also von allgemeinen Naturzwecken überhaupt nicht reden. Denn ihrer Ansicht nach kann die Natur keine Absichten und Zwecke haben; ihr sind mithin nicht bloß, wie Jene gesagt haben, die Lust- und Leidgefühle der lebenden Wesen an sich gleichgültig, da ihr nur an der Erhaltung der Art gelegen sei; sondern ihr ist auch, der eigenen Weltansicht Jener gemäß, die Arterhaltung „gleichgültig", da die universale Natur, Jenen zu Folge, keine Gefühle und keinen Willen hat.

Wenn wir aber, unsern Glauben an Gott als eine Rechtfertigung der Einführung des Gottesbegriffs in die Wissenschaft ansehend und die vielen Schwierigkeiten, welche die Ethik von jeher in der Basirung ihrer Normen auf den präsumirten Willen Gottes gefunden hat, nicht achtend, den Willen Gottes festzustellen suchen, so werden wohl sehr wenige (wenn irgend welche) Gottesgläubige zu dem

Resultate gelangen, daß lediglich die „möglichst verlängerte Existenz der größten Anzahl" sein höchster Wille sei.

Und was die Menschen anbetrifft, so meinen auch diese nicht, daß die Selbsterhaltung bloß als solche ein „summum bonum" sei. Nicht bloß ist „das Leben der Güter höchstes nicht", sondern sehr Vielen erscheint ihr Leben, ihre Selbsterhaltung überhaupt nicht als ein Gut, sondern als ein Uebel: sicherlich den 8—9000 Menschen nicht, die sich alljährlich allein in Deutschland durch eigene Hand den Tod geben. Bloße „Existenz" ist kein Gut, viel weniger das höchste Gut; Existenz kann sogar, wenn sie eine schlechte Existenz ist, das „höchste Uebel", das summum malum sein: nach der Vollkommenheitslehre des „Intuitionismus" sowohl wie nach der Glückseligkeitslehre des „Utilitarismus". Auch in der Hölle ist Existenz, sogar ewige Existenz, und zwar, den alten Kirchenvätern gemäß, „the most prolonged existence for the greatest number": also Everett's Summum Bonum[1]).

Wenn es nicht eine Verirrung ist, daß ein Ethiker vor allem fühlenden Bewußtsein — also gerade von demjenigen, was letzten Endes allein Werth und Interesse geben kann — abstrahirt und die Menschenwesen mithin nur insoweit, als sie Pflanzen sind, berücksichtigt, so ist nicht zu sagen, was überhaupt eine Verirrung sein soll.

Das Verhalten von Anhängern Herbert Spencer's, wie z. B. von Miß Simcox, gegen die „Glückseligkeitslehre" — vor der Veröffentlichung von ihres Meisters „Data der Ethik" (1879), in welchem Werke dem Leben nur um des Ueberschusses von Glück willen, das es enthält, Werth zugeschrieben wird, erinnert an eine ähnliche Erscheinung im vorigen Jahrhundert bei uns, wo bei den Kantianern, vor der Veröffentlichung von Kant's „Tugendlehre" (1797), der Ausdruck „Glückseligkeit" mit so viel Kunst vermieden wurde, als wenn es, wie schon Meister[2]) bemerkte, ein unreines Wort wäre: während Kant alsdann zur großen Ueberraschung derer, welche „katholischer als der Papst", kantischer als Kant selbst sein wollten, „fremde Glückseligkeit" für einen Zweck erklärte, „der zugleich Pflicht ist". „Wenn in der That," so sagt auch der Evolutionist Stephen, „die Erhaltung der Gattung eine Fortdauer von Elend bedeutete, wenn, gleich Milton's Teufeln, wir im Dasein erhalten würden, um arg zu leiden und zu erdulden unser Weh', so könnten wir vernünftiger Weise die Existenz nicht wünschen." Aber Evolutionisten, welche anerkannten, daß nur des Glückes wegen das Leben Werth hat, sind nicht selten in den Widerspruch verfallen, dennoch unter den Folgen der Handlungen nur die Wirkungen auf den Gesundheitszustand zu berücksichtigen und den unmittelbar durch sie erzeugten Schmerz für nichts zu achten; und sie haben sich nicht immer daran erinnert, daß, ihren eigenen Bestimmungen zu Folge, „Fülle des Lebens" nur werthvoll sein kann, wenn darunter „Fülle des Glückes" oder eine Ursache davon verstanden wird.

---

[1]) Man vergl. oben S. 269.

[2]) J. C. F. Meister, „Ueber die Gründe der hohen Verschiedenheit der Philosophen im Ursatze der Sittenlehre bei ihrer Einstimmigkeit in Einzellehren derselben." 1812. S. 43.

Die evolutionistischen Erneuerer des antiken Princips des „naturgemäßen" Lebens scheinen Eines nicht immer genügend beachtet zu haben. Die Naturwissenschaft lehrt uns, was geschieht, aber nicht, was geschehen soll. Wenn die „Tendenzen" der Natur, welche jene festgestellt zu haben meinen, einfach Naturgesetze sind, Regeln des ausnahmslosen Eintretens von Erscheinungen, so würde es keinen Sinn haben, aus diesen Naturgesetzen moralische Imperative machen zu wollen: denn das kann nicht geboten werden, „was unfehlbar schon von selbst geschieht". Wenn jene „Tendenzen" sich aber nicht wie ein Fatum, ein unabwendbares Verhängniß, mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit vollziehen, sondern ihnen zuwidergehandelt werden kann; so entsteht die Frage, warum wir ihnen gemäß handeln und nicht vielmehr ihnen entgegenzuwirken suchen sollen. Nehmen wir einmal an, die völlige Verwirklichung jener Tendenzen durchkreuzte alle unsere Wünsche und Hoffnungen und widerstritte allen unseren moralischen Bestrebungen: würden wir in diesem Falle wohl den ethischen Imperativ aufstellen, jene Tendenzen zu befördern? Sicherlich würden wir im Gegentheil den Imperativ aufstellen, die Realisirung jener Tendenzen, so weit wir es vermögen, zu vereiteln! Und das sittliche Gebot: jene Tendenzen zu den unsrigen zu machen und nach Kräften zu ihrer Realisirung mitzuwirken, würden wir nur dann aufstellen, wenn jene Tendenzen uns als gut erschienen: wenn wir also auch ohnedies, ohne daß wir dies als eine Beförderung von Naturtendenzen angesehen hätten, ein entsprechendes Handeln für recht gehalten hätten. Was wir für gut oder böse, für erstrebenswerth oder verabscheuungswerth halten sollen, muß nach unsern eigenen Begriffen gut oder böse, erstrebens- oder verabscheuenswerth sein; und was dies ist, ergibt sich aus unserer eigenen Natur, nicht aus etwas von dieser Verschiedenem, was dies auch sein möge. In uns also, in unserem Gemüth und Willen liegt die letzte Entscheidung über das, was zu erstreben ist und was zu meiden.

In der That sehen wir auch, daß das Streben nach dem „Naturgemäßen" so weit davon entfernt ist, als ein selbstverständliches ethisches Ziel einzuleuchten, daß die alten Christen das Natürliche gerade als das zum Bösen Verlockende ansahen. Findet sich doch in der „Deutschen Theologie" das Wort: „Darum sind die Natur und der böse Feind Eins". Nicht naturgemäß zu leben, sondern vielmehr der Natur in sich entgegenzuarbeiten, sie zu überwinden, galt der älteren Christenheit als sittliches Gebot. Sie nahmen also gerade einen Widerstreit zwischen Natürlichem und Sittlichem an; während die alten Griechen von einer Uebereinstimmung beider ausgingen. Und das kam daher, weil jene eine pessimistische, diese eine optimistische Weltansicht hatten. Nicht darum, im letzten Grunde, stimmten diese in den „Naturzweck" ein, weil er Naturzweck war, sondern weil er nach ihrer Meinung gut war; ganz ebenso also wie andrerseits die alten Christen, und solche, welche sich denselben in diesem Punkte anschlossen, darum in die Naturzwecke nicht einstimmten, weil sie ihnen schlecht, ihren eigenen moralischen Ueberzeugungen zu widersprechen schienen.

Wie viel ließe sich noch gegen die Aufstellung des „naturgemäßen Lebens" als ethischen Princips sagen! Das Angeführte dürfte aber zum Beweise der Unhaltbarkeit desselben hinreichen. Eine vortreffliche Kritik dieses Princips ist

in Mill's posthumen Essays über Religion[1]) enthalten, deren erster die Prüfung desselben zum speciellen Zwecke hat (daher der Titel dieser Abhandlung, „Natur" kein wohlgewählter ist).

Wir werden natürlich gern Alles lernen, was der Evolutionist uns hinsichtlich der Natur der Dinge und daher hinsichtlich der Mittel zu den von uns erstrebten Zwecken lehren kann; aber diese unsere Zwecke werden wir nicht lernen aus einer Naturgeschichte der objectiven Welt, sondern aus der Erforschung unseres eigenen Herzens.

Und so versteht es sich von selbst, daß im Besondern der „Utilitarier", d. i. der Ethiker, welcher das höchste allgemeine Glück als den obersten moralischen Maßstab ansieht, sich alle Erkenntnisse zu Nutzen machen wird, die auf den Weg zu seinem Ziele Licht werfen können. Sicherlich also wird er alle Thatsachen der Biologie und der Sociologie, welche hierfür von Bedeutung sind, benutzen; und da zu hoffen ist, daß diese Wissenschaften — von denen letztere noch in ihrem ersten Anfangsstadium und daher äußerst unvollkommen ist — beständig fortschreiten werden, so darf er sich Aussicht machen, immer mehr von ihnen zu lernen. Aber es ist in keiner Weise ersichtlich, daß sich hieraus eine Ersetzung der utilitarischen Methode durch eine andere ergebe.

Die Existenz ist die Bedingung des Glückes. Wenn das Glück von Millionen gegenwärtig und künftig lebender Menschen gesichert werden soll, so muß vor Allem ihre Existenz gesichert werden: Alles daher, was für die „möglichst verlängerte Existenz der größten Anzahl" von Wichtigkeit ist, ist auch für das „größte Glück der größten Anzahl" von Wichtigkeit. Der Utilitarier wird Alles benutzen, was der Evolutionist ihm sagen kann; aber noch Einiges mehr.

Der Evolutionist sagt ihm: „zwischen leidvollen und verderblichen Handlungen einerseits und lustvollen und förderlichen Handlungen andrerseits bestehe eine Wechselbeziehung", das „Nützliche" im Sinne des Lustbringenden falle mit dem Nützlichen im Sinne des Lebenserhaltenden „annähernd zusammen"; es herrsche so „eine enge Verbindung zwischen Gesundheit und Glückseligkeit und zwischen Krankheit und Unseligkeit". Obwohl nun freilich diese Correlation weit davon entfernt sei, vollkommen zu sein, so bleibe es doch wahr, daß es ein sicherer Weg zur Glückseligkeit sei, nach Erhaltung oder Vervollkommnung der Gesundheit, als direct nach einem Lust-Maximum zu streben. Und wie dies für das Glück des Individuums gelte, so gelte es auch für das der Gesellschaft; das Glück des socialen Organismus werde verfehlt, wenn man zu direct nach demselben strebe: die „Gesundheit der Gesellschaft" müsse das praktische Endziel sein, da nur dadurch die Glückseligkeit der Gesellschaft wirklich erreicht werde.

Daß nun Gesundheit eine Grundbedingung des Glückes ist, ist eine Wahrheit, welche wohl noch keinem Ethiker unbekannt gewesen ist; wie denn schon jenes Muster antiker Genügsamkeit, der alte Glückseligkeitsphilosoph Epikur (über dessen Lehre bekanntlich im größeren Publicum die irrigsten Meinungen verbreitet sind) nach-

[1]) John Stuart Mill, „Ueber Religion". Deutsch von E. Lehmann. Berlin, 1875. I. Essay: Natur. (S. 1—55.)

drücklich daran erinnert hat.[1]) Und daß die Sorge um die eigene Gesundheit auch durch die Rücksicht auf Andere geboten, daß die sogenannten „Pflichten gegen sich selbst" in Wahrheit Pflichten gegen Andere und nur darum eben Pflichten sind, ist gleichfalls nicht eine Erkenntniß, die man erst von Darwin und Spencer gelernt hat. „Wer sich herunterbringt, schadet nicht nur sich selbst, sondern auch allen denen, welchen er als ein Besserer hätte nützen können," sagte schon Seneca[2]). Aber es ist mit Dank anzuerkennen, daß Spencer, im Besondern auch durch seinen Hinweis auf die Thatsachen der Vererbung, so gewichtige Gründe für die in Rede stehende Wahrheit beigebracht hat, daß künftighin eine solche Entscheidung dieser Frage, wie sie bei Schopenhauer sich findet, wohl nicht mehr möglich sein wird. Spencer hat das Verdienst, mit größerem Nachdruck als irgend ein Vorgänger die physischen Bedingungen des Glückes geltend gemacht zu haben; woraus aber nicht folgt, daß nun die durch Bentham begründete utilitarische Methode aufzugeben sei. Wir lernen hinsichtlich der Folgen der Handlungen mehr und mehr, wir erkennen immer mehr die ganze Weite dessen, was Bentham die „Ausdehnung" derselben (extent) nennt: der Beeinflussung fremder Gefühlssphären; aber auf alle Folgen der Handlungen für Wohl und Wehe der Menschheit zu achten, ist gerade das utilitarische Gebot.

Evolutionistische Schriftsteller haben daran gemahnt, daß in der Erziehung und im öffentlichen Unterricht bei uns bisher die Gesundheit viel zu wenig berücksichtigt werde. Das ist freilich nur zu wahr, aber sicherlich ist es nicht die Folge der Anwendung utilitarischer, sondern es ist eben die Folge der Anwendung nichtutilitarischer Normen. Und wenn sie als eine der wesentlichsten Folgerungen aus jener Lehre von der Correlation zwischen arterhaltendem und lustbringendem Handeln die Bestimmung hervorgehoben haben, daß das Familienglück das höchste menschliche Glück sei, so ist dies nur eine Bestätigung einer längst von den utilitarischen Ethikern gewonnenen Erkenntniß, wie sie z. B. in einem Werke dieser Schule, das vor hundert Jahren (1785) erschienen ist, in Paley's „Principien der Moral- und politischen Philosophie", ihren unzweideutigen Ausdruck findet.

Wenn nun aber unter der „Gesundheit der Gesellschaft" noch etwas Anderes verstanden werden soll, als eine aus gesunden Individuen bestehende Gesellschaft, so ist es offenbar, daß der Ausdruck „Gesundheit" nur eine Metapher ist, und zwar eine Metapher, deren Sinn keineswegs klar ist; und diese Metapher an Stelle des Princips der Glückseligkeit der Gesammtheit zu setzen, kann nicht als eine Verbesserung anerkannt werden. Wenn ein Mann, dessen Größe, wie uns scheint, jetzt selbst in England unterschätzt wird (in welcher Hinsicht vielleicht schon J. S. Mill nicht völlig ohne Schuld ist): wenn Jeremy Bentham jetzt

[1]) Vielleicht ist es nicht unangebracht, bei dieser Gelegenheit das Lebensalter zu erwähnen, welches die bedeutendsten Utilitarier und deren berühmteste Vorläufer erreicht haben. Demokrit soll 90, nach Anderen sogar über 100 Jahre alt geworden sein; Epikur wurde 71 Jahre alt, Hobbes 91, Cumberland 86, Locke 72, Hume 65, Bentham 84 (geistesfrisch noch in seinem letzten Lebensjahre), Austin 69, G. Grote 76, J. S. Mill 66. Das ergibt (Demokrit mit 90 gerechnet) ein Durchschnittsalter von 77 Jahren.

[2]) Seneca, De otio sapientis. 30.

wiederkäme, so würde er in der evolutionistischen Ethik in nicht geringem Maße „vage Allgemeinheiten" und „bloße Declamationen" und das Spielen mit „Phrasen" zu tadeln und gegen den Mangel an Vorsicht, an Detailuntersuchung, kurz an Solidität anzukämpfen haben. — Die „Evolutionisten" haben sich im Großen und Ganzen den Utilitariern angeschlossen; nur merkt man zu oft, daß sie keine praktischen Ethiker sind. Praktisch zu operiren mit ihrem Prinzip, in einem Umfange, wie Bentham es mit dem seinigen gethan hat, würde ihnen schwerlich gelingen.

Wir wenden uns nun, zum Schlusse unserer Betrachtungen, zur Erwägung des Verhältnisses der Darwin'schen Lehre vom „Kampfe ums Dasein" zur Moral. Man hat derselben vorgeworfen, daß sie zur äußersten Demoralisation führe. Sie sei, hat man gesagt[1]), „ein Stück gegen die Menschheit gerichtete Brutalität", ein „theoretisches Beschönigungsmittel des frechsten Egoismus". „Das eigene Dasein auf die Vernichtung des fremden zu gründen", „stets der Stärkere und Ueberlebende zu bleiben" und „die Rolle des Unterdrückenden" zu übernehmen, das sei das Gebot, das aus dieser Theorie folge, „welche in den menschlichen Verhältnissen das sogenannte Recht des Stärkeren animalisch zu Ehren bringe und als culturgeschichtliches Fortschrittsmittel verherrlichen solle". „Ohne die Aufzehrung des fremden Lebens und Wohlseins zur Steigerung der eigenen Macht könne in diesem herrlichen System die Cultur nicht gefördert werden. Die schönsten Blüthen der letzteren werden gerade dadurch gezeitigt, daß der Stärkere den Schwächeren niedertritt." Der Fortschritt, den dieser Kampf um das Dasein mit sich bringen solle, könne doch nur „der Fortschritt von Gewalt und List" sein. Denn „wenn auch immerhin das Gehirn eine Waffe sei, durch welche alle anderen Kriegsmittel verstärkt werden, so möchten doch plumpe Kraft, raffinirte List und ausgeprägte Bosheit die überwiegenden Chancen haben, sobald es sich um Feindseligkeiten als Grundform der Existenzvermittlung handeln soll". „Was gelten Schönheit und edle Gestaltung vor jenem Mechanismus der Geschichte, durch welchen das vollendetste Ebenmaß zerschmettert und kaum eine lückenhafte Erinnerung übrig gelassen wird." „Falls man nicht etwa die Unverschämtheit besitze, zu behaupten, daß die für den Zustand der Feindschaft und der gegenseitigen Vernichtung am besten dienstbaren Eigenschaften dieselben seien, aus denen sich das positive Ideal der Gattung zusammensetzt, so werde man wohl auch auf jeden sophistischen Schein zu Gunsten der besonderen Darwin'schen Art von Naturzüchtung verzichten müssen."

Nun soll gar nicht in Abrede gestellt werden, daß Darwin's Bezeichnung des von ihm entdeckten Princips (das Andere die „Selbstreinigung der Gattung" genannt haben) als „Kampf um das Dasein" keine glückliche, daß sie eine bloße „Metapher" ist, und daß „ein wirklicher Kampf um das Dasein bewußte Triebe voraussetzt, in denen sich die Wesen nicht nur feindlich begegnen, sondern auch wissentlich darauf ausgehen, das eigene Leben auf Vernichtung oder Hinderung des andern zu gründen"; wie ein solcher Kampf „innerhalb der

[1]) E. Dühring, „Cursus der Philosophie". Leipzig, 1875. S. 117—120. Derf. „Werth des Lebens". 2. Aufl. Leipzig, 1877. S. 23—26.

Bestialität insoweit vertreten ist, als die Ernährung durch Raub und Vernichtung erfolgt". Es soll auch nicht bestritten werden, daß Darwin sich durch die Theorie eines Malthus zu Irrthümern hat verleiten lassen; in welcher Hinsicht das bereits angeführte Werk des Zoologen Rolph einige Correkturen des Darwin'schen Gedankenkreises enthalten dürfte. Und es ist keineswegs zu bezweifeln, daß von Leuten, die nicht einmal das ABC der Ethik verstanden, sich aber dennoch berufen glaubten, ihre Cruditäten vor das Publicum zu bringen, mit dem „Kampfe ums Dasein" der empörendste Unfug getrieben worden ist. Aber sind jene Auslassungen gegen das Princip als solches berechtigt? Sicherlich nicht!

Das Princip der „Natural Selection", der natürlichen Auslese der den Lebensbedingungen am gemäßesten abgeänderten Wesen, ist zunächst nur ein Ausdruck dessen, was geschieht, nicht dessen, was geschehen soll: es ist ein Naturgesetz, kein Sittengesetz. Wir sind diesem Naturgesetz des organischen Lebens unterworfen, wie wir dem Gesetze der Gravitation oder dem von der Erhaltung der Kraft unterworfen sind: ganz ohne Rücksicht auf unser Wollen. Die „natürliche Auslese" ist ein Agens, welches, als der allgemeine Regulator des Lebens, auf die thatsächliche Beschaffenheit des in der organischen und animalen Welt jetzt Bestehenden hingewirkt hat; sie ist die allgemeine Naturmacht, welche auch das Menschenleben regulirt. Und was sehen wir im Menschenleben? Entsetzlich viel physisches und moralisches Elend: welches durch jenen Regulator nicht verhindert, sondern sogar zum Theil erzeugt ist. Jene physische und moralische Noth unabläßig durch unser zweckbewußtes Handeln zu bekämpfen, machen wir uns zur Aufgabe, indem wir die Welt, wie sie ohne unser Zuthun ist, nicht für die „beste der möglichen", sondern für eine solche halten, an deren Verbesserung und Rationalisirung wir zu arbeiten haben. Was in Folge der Wirksamkeit der allgemeinen Naturkräfte geschieht, kann uns keine moralische Norm sein; denn sie erzeugen auch alles Schlimme. Wenn wir das bestreiten wollen, so müssen wir überhaupt die Existenz des Uebels ableugnen; was denn in der That einige „Optimisten" zu Wege gebracht haben.

Jenes regulirende Princip besagt, daß dasjenige Wesen, welches die vortheilhafteste Beschaffenheit besitzt, nämlich seiner „Umgebung", den Bedingungen seiner Existenz am besten angepaßt ist, die meisten Chancen hat, sich zu erhalten und zu vermehren; und das gilt, wie für alle, so auch für die Menschenwesen. Die „Tüchtigsten", die „Passendsten", „the fittest" überleben. Unter den Lebensbedingungen des Menschen oder in seiner „Umgebung" (environment) haben wir nun die physischen und die socialen Factoren zu unterscheiden: die physischen reguliren im Allgemeinen seine physische, die socialen seine moralische Beschaffenheit.

Welches ist nun die moralische Beschaffenheit, welche den damit Ausgestatteten überleben macht? Das Princip der Natural Selection ist ein Naturgesetz, kein Sittengesetz; ihm widerspricht daher nichts in der Geschichte der Menschheit. Ihm widerspricht nicht die Kreuzigung Christi, nicht die Vergiftung des Sokrates, nicht die Verbrennung Bruno's. Christus, Sokrates, Bruno waren in ihrer socialen Umgebung nicht „the fittest", ihr Untergang war gerade die Folge ihres Charakters. „Was gelten Schönheit und edle Gestaltung vor jenem Mechanismus der Geschichte, durch welchen das vollendetste Ebenmaß zerschmettert wird?" Es

kommt ganz auf die besondere Beschaffenheit einer Gesellschaft an, wenn bestimmt werden soll, wer der in ihr Ueberlebende sein wird. „Es gibt natürlich," wie Everett [1]) sagt, „gewisse Arten und Grade der Immoralität, welche überall für den Erfolg verhängnißvoll sind. Ein gewisser Grad von Ehre, lehrt uns das Sprichwort, ist nothwendig, wenn man in einer Gesellschaft von Dieben seine sociale Stellung bewahren will. Aber außer der Vermeidung der größten und offenbarsten Verletzungen des socialen Vertrages gibt es nichts, was überall und stets durch die Anforderungen der socialen Umgebung ausgeschlossen wird. Der Mann, der in den frühen Zeiten der römischen Republik für den Erfolg geeignet war, würde ihn in der späteren Zeit des Kaiserreichs verfehlt haben; und einer, den die socialen Elemente des Kaiserreichs emporhoben, würde in den Tagen der Republik schlecht gefahren sein. . . . In der That, die Gesellschaften, in welchen die höchsten und edelsten moralischen Attribute ein Passeport für den Erfolg sind, sind sehr selten. Die „fittest" im moralischen Sinne und die „fittest" im Sinne des Darwinismus sind nicht oft dieselben."

Und wäre dies denn das letzte Wort, das über den Darwinismus in seiner Stellung zur Moral zu sagen ist? Gilt wirklich in dieser Unbedingtheit das Urtheil, daß die moralisch Besten und die im Sinne des Darwinismus Tauglichsten nicht oft dieselben sind? O nein!

Das Princip der Natural Selection regulirt nicht nur das Leben der Einzelnen, es richtet auch über das Leben der Generationen und über das Leben der Völker. Wohl kann es geschehen, daß es in einem Gemeinwesen ein Mittel zum Erfolge ist, als Religion zu haben: „£ s. d." [2]). Wohl können in einer Gesellschaft Selbstsucht, List und Verschlagenheit und unterdrückende Gewaltthätigkeit, oder kriechende Unterwürfigkeit und Gesinnungslosigkeit, oder Schwelgerei und Prunksucht gute Chancen für das Emporkommen oder das „Carrière-Machen" sein; wohl können Menschen von solchen Eigenschaften in einem Staate die beste Aussicht haben, sich und ihre Familie zu erhalten; — während der, welcher die Ungerechtigkeit, die Lüge und Heuchelei, die Gemeinheit haßt, untergeht. Aber doch gibt es, um mit Matthew Arnold zu reden, „eine ewige Macht, nicht wir, die für Gerechtigkeit wirkt" [3]). Eigenschaften, es ist wahr, vererben sich; aber nicht in der nämlichen Combination, wie sie beim Vater oder bei der Mutter vorhanden waren: unmoralische Eigenschaften, wie die genannten, sind nicht immer in jener passenden Verbindung, die bei einer gewissen Gesellschaftsverfassung den Erfolg verbürgt. Lassen wir, in Folge der Vererbung oder der Erziehung, noch eine gewisse andere Eigenschaft in die Composition des Charakters eintreten,

---

[1]) In seinem bereits angeführten Essay „The New Ethics", in „The Unitarian Review", Oct. 1878, dem wir uns bei dieser Frage in wesentlichen Punkten anschließen.

[2]) In dem Document, welches die Religion der Einwohner von Victoria angibt, findet sich die Bemerkung, daß drei Personen „£ s. d." (d. h. Pfund Sterling, Schilling und Pence) als ihre Religion genannt hatten. Die „Catholic Review" hält dafür, „daß eine weit größere Anzahl sich als Anhänger dieser Religion hätte erklären können, wenn die Victorianische Aufrichtigkeit eben so groß gewesen wäre, wie die Victorianische Freiheit". (The Index. Boston, Mass. Dec. 14, 1882.)

[3]) „An eternel power, not ourselves, that makes for righteousness."

oder lassen wir eine bestimmte Eigenschaft ausfallen, so kann jenes „glückliche Gleichgewicht" gänzlich dahin sein, das den Erfolg sicherte. Die Chancen, daß die Nachkommen von Menschen, welche Charaktereigenschaften wie die genannten besaßen, lange erhalten bleiben, — daß sie nicht über kurz oder lang in Folge von Collisionen mit der „physischen, legalen oder socialen Sanction", mit den Gesetzen der Gesundheit oder den Gesetzen des Staates oder den Anforderungen der Gesellschaft, zu Grunde gehen, — diese Chancen sind nicht sehr groß.

Aber die „ewige Macht, nicht wir, die für Gerechtigkeit wirkt", bethätigt sich noch in einer weit großartigeren Weise. Wir haben bisher nur das Leben der Individuen und einzelner Generationen berücksichtigt, wir müssen aber auch das Leben der Völker betrachten. Und in diesem Gesammtleben offenbart es sich in ungleich höherem Maße als im Einzelleben, daß „der Tod der Sünde Sold" ist. „Die eine Gesellschaft," sagt Everett, „wird die Entwicklung von Rechtschaffenheit und Ehre begünstigen, eine andere die von Arglist und Heuchelei. In der einen würden Völlerei und Sinnlichkeit und verwandte Laster einen Menschen in die niedrigste Sphäre der Gesellschaft hinabsinken machen, in einer andern würden sie ihn emporheben, so daß er sich in der höchsten erhält. Aber hier wenigstens haben wir ein Princip, dem diese socialen Zustände selbst verantwortlich sind. Die eine Gesellschaft wird den einen Charaktertypus entwickeln, eine andere einen anderen: aber gemäß dem Charaktertypus, den sie begünstigt, wird sie stehen oder fallen. Hier finden wir durch die Thatsachen der Geschichte eine Anerkennung der fundamentalen Unterscheidung von Recht und Unrecht. Was wir Gerechtigkeit nennen, ist die allein dauernde Basis, auf der die Gesellschaft ruhen kann. . . . Die Nationen, welche Unrecht thun und die Gerechtigkeit verachten, welche sich im Sinnenrausch verlieren, werden zuletzt zu Stücken zerschmettert gleich dem Thon eines Töpfers, und ein reinerer, stärkerer, nicht so verderbter Stamm nimmt ihre Stelle ein."

Sollte in einer Gesellschaft die Meinung überhand nehmen, der „Kampf ums Dasein" rechtfertige oder fordere gar eine rücksichtslose Verfolgung der eigenen Interessen, eine Unterdrückung und Ausmerzung der Schwachen durch die Starken, eine „Vernichtung des Leidens durch Vernichtung der Leidenden", eine Entwurzelung der Naturstimme des Mitleids in uns, die gegen ein solches Thun Protest einlegen würde; sollte in einer Gesellschaft physische Stärke und raffinirte Klugheit das höchste Ideal und in dieser Weise die Selbstsucht fortgezüchtet werden: so würden die Tage eines solchen Gemeinwesens gezählt sein; denn es hat an seiner eigenen Auflösung gearbeitet, durch Autorisation eines „bellum omnium contra omnes", eines „Kampfes Aller gegen Alle", der, seinen Normen zu Folge, in jedem Moment eintreten darf, in welchem eine Gemeinschaft der Interessen nicht stattfindet. Mögen Zeiten der Noth und Gefahr, Zeiten des nationalen Krieges eintreten, und wir werden sehen, was das Schicksal einer Gesellschaft sein wird, in welcher Vaterlandsliebe, Aufopferung, idealer Sinn, Ehrfurcht vor Treue und Gerechtigkeit nur ein Gegenstand des Spottes war. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Alle positiven, menschlichen Autoritäten stehen unter der „Autorität der

Lebensbedingungen". Wenn jene sich an die Natur der Dinge nicht kehren, wenn sie die Grundlagen des socialen Lebens antasten, so müssen ihre Bestrebungen schließlich zerschellen an der Macht dieser „unpersönlichen Autorität" [1]).

„Zwei Elemente," sagt Everett, „haben mehr als alles Andere beigetragen zum Erfolge des Menschen in dem Kampfe mit den Thieren und des civilisirten im Streite mit dem barbarischen Menschen. Eines dieser Elemente ist das des Wissens oder die Macht des Gedankens; das andere ist die Kraft der socialen Impulse. Ideen einerseits, eine selbstvergessene Hingabe andererseits, das ist es, was den höheren Rassen den Sieg errungen hat. Was immer die Richtung entweder auf intellectuelle oder moralische Entwicklung hemmt, führt den schwerstmöglichen Schlag gegen den Bestand des socialen Organismus."

Wohl war das mahnende Wort am Platze, das bei der Grundsteinlegung zum deutschen Reichstagsgebäude der Geistliche sprach: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben." (Spr. Sal. 14, 34.) Und so findet noch manches biblische Wort durch die Wissenschaft unsrer Zeit seine empirische Bestätigung [2]). Gott „wird geben einem Jeglichen nach seinen Werken; nämlich Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben." (Röm. 2, 6 und 7.) „Ich der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der da heimsuchet die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tausendste Glied [3])." Schon Schneider hat hervorgehoben, welche tiefe Wahrheit in dieser Luther'schen Unterscheidung liegt. Die Sünden werden heimgesucht „bis ins dritte und vierte Glied": denn es währt nicht lange, bis die Sünde ihren „Sold" empfangen, d. i. zur Vernichtung des Sünders geführt hat; die Tugenden aber werden belohnt „bis ins tausendste Glied", ihnen gehört das „ewige Leben": denn die Tugenden allein können die dauernde Erhaltung des Gesammtlebens sichern. Was keine lebenserhaltende Kraft hat, ist keine Tugend.

Die „Unterscheidung von Recht und Unrecht" wurzelt daher, um ein Wort John Fiske's zu brauchen, „in den tiefsten Fundamenten des Universums". Die kosmische Macht der Natural Selection ist nicht wider, sondern für die Moral. Sie sanctionirt die erhabensten ethischen Ideale, welche die erlesensten Geister concipirt haben. Sie ist eine Macht des Gerichts, indem sie nur das Gerechte und Vollkommene bestehen und das Ungerechte, das Böse und Schlechte untergehen läßt.

Die Erkenntniß, daß jene Weltmacht die Moral unterstützt und an ihrem Theile auf eine Erhöhung des Moralinhalts hinwirkt, wird den moralischen

---

[1]) Man vergl. Rolph, a. a. O. S. 216 u. f.

[2]) Worauf neuerdings besonders G. H. Schneider hingewiesen hat in seinem Werke „Freud und Leid des Menschengeschlechts". Stuttgart, 1883. S. 372 u. ff.

[3]) Luther's Beschluß der Zehn Gebote; womit zu vergleichen 2. Mos. 20, 5 u. 6: „Ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen; und thun Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten." In der sechsten Sure des Koran findet sich eine der Luther'schen ähnliche Unterscheidung.

Menschen ermuthigen in seinem Streben nach dem Guten und in seinem Kampfe wider das Schlechte. Aber hüten wir uns, die wahre Bedeutung jenes Naturgesetzes zu verkennen: zu verkennen, daß es nur eine Macht des Gerichts ist. Es beginnt sich in die neuere evolutionistische Literatur eine Art von fatalistischem Optimismus oder optimistischem Fatalismus einzuschleichen[1]), welcher nicht minder verderblich wirken kann, als ein unverständiger Pessimismus. Das Gesetz der Natural Selection ist ein Naturgesetz und sagt aus, was geschehen muß, d. h. was unfehlbar geschehen wird. Und was ist es, das wir so als nothwendig einst eintretend erkennen, wie es stets bisher eingetreten ist? Das Untergehen des Schlechten und das Bestehenbleiben des Guten: — sein Dasein vorausgesetzt! Wenn die Natural Selection das Gute „auswählen" soll, so muß das Gute schon da sein. Es widerspricht nicht diesem Princip, daß die ganze Menschheit ausstirbt: wie ja unzählige Arten ausgestorben sind; es folgt gerade aus diesem Princip, daß sie aussterben muß — wenn sie schlecht wird. Nicht ohne uns, sondern durch uns, durch unser zweckbewußtes Wollen wird die fortschreitende Entwicklung herbeigeführt. „In unsern Tagen," sagt Salter[2]), „wird die Evolution zuweilen so behandelt, als wenn sie etwas außer uns und über uns wäre, auf dessen Bewegungen wir nur zu warten haben .... Aber die Evolution wirkt durch Euch und mich. Sie ist nur ein abstracter Name für den Lauf, welchen Eure und meine Thätigkeiten und die der andern Wesen auf Erden nehmen. Sie ist besser oder schlechter, je nachdem wir besser oder schlechter sind. Sie bewegt sich schnell oder schleppt sich mit schwerem Schritte fort, je nachdem unsere Gedanken sich rasch folgen oder träge und todt sind." Es ist uns nicht genug, die Gewähr zu haben, daß das Schlechte schließlich untergeht und nur das Gute Bestand haben kann: wir wollen, daß das Gute da sei, daß es bald triumphire. Es bleibt dabei: „In uns sind die Quellen der Geschichte!" Eine Steigerung des Gefühls der Selbstverantwortlichkeit muß die Folge jener Betrachtungen sein.

---

[1]) Man vergl. z. B. Malcolm Guthrie, „On Mr. Spencer's Data of Ethics". London, 1884. p. 112: „Individuelles Sträuben und Widersetzen wird zum Verschwinden gebracht werden vor der Macht des Fortschritts. Das Individuum muß gehorchen oder untergehen; in der That, es muß selbst anders und ein Theil der zwingenden Macht werden .... Welche Autorität die Menschen auch anerkennen mögen, ja, wenn sie sogar keinerlei Autorität anerkennen, so bleibt sich dies doch ganz gleich: sie sind Theil und Glied einer emporstrebenden Entwicklung, gegen welche sich aufzulehnen nutzlos ist. Die moralische Autorität ist die Ueberzeugung des Unvermeidlichen."

[2]) William Salter, Die Religion der Moral. Leipzig, W. Friedrich, 1885.

Corporal Sylveſter.

Novelle

von

Salvatore Farina.

Deutſch von **Hans Hoffmann.**

(Schluß.)

VII.

Im letzten Monat des Badelebens ſah ich die beiden Alten faſt täglich, und ſie ſchienen mir nicht mehr als nöthig an den Tod zu denken. Vielleicht dachten ſie ſogar ein bischen zu wenig daran; denn nach hundert verſchiedenen Plänen, wie ſie ihren neuen Reichthum am beſten verwenden könnten, kamen ſie zuletzt darauf, daß es im Grunde doch am beſten ſei, zu ſparen. Doch wollten ſie nicht, daß der dicke Doctor dies erführe, vielmehr ſuchten ſie in ihm den Glauben zu erhalten, daß ſie nach ſeinem Rath ihr Leben genöſſen und ihre Einkünfte bis auf den letzten Heller verzehrten.

„Wenn er erfährt, daß wir eine Kleinigkeit zurücklegen," ſagte eines Tages Corporal Sylveſter halb im Ernſt, halb im Scherz zu mir, „kann er es am Ende übelnehmen; er kann glauben, wir haben die Abſicht allzu lange zu leben; die Abſicht haben wir ja auch, aber ſagen Sie es ihm nicht, Herr Rechtsanwalt."

Mit dem neuen Reichthum war jedoch in dem Herzen des Ehepaares ein alter, lange gehegter und immer unterdrückter Wunſch erwacht: ſich eine Magd zu nehmen.

Frau Lucia hatte wirklich zu viele Mühe mit der Hauswirthſchaft; ſchon der nie endende Kampf gegen die Spinngewebe, der bis in die fernſten Winkel des Hauſes getragen wurde, und das ewige Scheuern des Fußbodens rieben ihre Kräfte auf. Das Ehrenamt in der Küche, das übrigens aus guten Gründen wenig Umſtände machte, hätte ſie freilich Niemandem abgetreten, ſelbſt nicht ihrer ſeligen Mutter, wenn dieſe etwa aus dem Grabe zurückgekehrt wäre; und die Einkäufe würde ſie auch immer ſelbſt beſorgt haben. Denn die Mädchen ſind ein unzuverläſſiges Volk; entweder ſie betrügen oder ſie laſſen ſich betrügen

von Gemüſehändlern und Fleiſchern. Aber Beſen und Scheuertuch hätte ſie gern in die Hand einer vertrauenswürdigen Perſon gegeben.

Es mußte eine Frau in geſetzten Jahren ſein, denn die jungen Mädchen haben immer Raupen im Kopf; und wenn ſie hübſch und gut ſind, laſſen ſie ſich erſt von der Herrſchaft verwöhnen, um dieſer zuletzt um eines Geliebten willen davonzugehen. Ein junges Mädchen alſo nicht; ſie wollten nicht zum zweiten Male den Kummer erleiden, der ſie einſt betroffen. Was hatte ſie betroffen?

Unſere Freundſchaft war jetzt ſo weit gediehen, um jedes Vertrauen zu rechtfertigen. In der Vergangenheit des Ehepaares Sylveſter gab es ein Geheimniß; und dies Geheimniß hieß Roſetta. Ich hatte es geahnt.

Ja, Roſetta, die Pflegetochter der armen Alten, ſie, die ſie wie eine Todte beweinten und die wahrſcheinlich etwas Schlimmeres als todt war, eben dieſe Roſetta.

Roſetta, die Waiſe, die ſie in ihr Haus aufgenommen hatten, und die unter ihren Liebkoſungen und Küſſen ſchön und anmuthig herangewachſen war, Roſetta, das blonde Kind, für das die ganze Garniſon von Pinerolo glühte; Roſetta, die an einem böſen Tage ſich von einem Cavallerie-Officier hatte umgarnen laſſen und mit ihm gegangen war, als das Regiment die Stadt verließ, die Pflegeeltern in vier Zeilen um Verzeihung bittend — Roſetta war der Schmerz ihres Lebens.

Sie erzählten mir dies Alles in einem Athem, einander haſtig die Worte vom Munde nehmend und ſich wechſelſeitig um Entſchuldigung bittend.

Sie hätten keinen vernünftigen Grund, jetzt noch um eine Treuloſe zu weinen, die ſie vergeſſen hatte; ſie hätten auch ſeit langer Zeit ihr Herz verhärtet und dächten gar nicht mehr an ſie. So ſagten ſie. Hierauf ging Corporal Sylveſter bei Seite, um heimlich zu weinen; und die alte Frau ließ offen vor meinen Augen ihre Thränen fließen.

„Und ſeit wie lange?“ fragte ich, als ihre Thränen verſiegt waren.

Seit zehn Jahren. Die Unglückliche hatte nie wieder etwas von ſich hören laſſen. Vielleicht war ſie todt; wer konnte es wiſſen? Für alle Fälle empfahl Frau Lucia ihre Seele Gott in jedem Morgen- und Abendgebet.

Jetzt wollten ſie vergnügt leben und würden darum nicht zum zweiten Mal die Thorheit begehen, ſich ein Mädchen ins Haus zu nehmen.

Allein der Naturtrieb war ſtärker als der bewußte Wille in dem Ehepaar Sylveſter. Sie waren zwei gutherzige alte Leute und liebten die Kinder; wenn ſie auf der Straße eines der pausbäckigen und roſenrothen Kleinen ſahen, — denn dieſe gerathen in Albiſſola noch beſſer, als die Topfwaaren, was nicht wenig ſagen will — ſtanden ſie ſelbſt bei ſchlechtem Wetter ſtill, um es zu liebkoſen; ſeit ſie reich geworden, führten ſie immer ein paar Bonbons oder Chocoladenplätzchen bei ſich, um ſich die Gunſt des kleinen Völkchens noch mehr zu gewinnen.

Eines Tages geſchah es, daß ſie unter den Brückenbogen, wo das Meer von Zeit zu Zeit immer eine barmherzige Woge den armen in der Verbannung lebenden Fiſchen hinaufwirft, ein zerlumptes und barfüßiges kleines Mädchen er-

blickten, das im Schatten eines Pfeilers saß. Sie fragten, wie sie dahin käme, und hörten eine ganze Leidensgeschichte. Sie war dahin gekommen, weil sie eine alte Tante in Celle hatte, die sie jeden Morgen zu Fuß nach Savona schickte, um dort Fische zu verkaufen. Auch heute hatte sie ihre Fische verkauft, aber das eingenommene Geld verloren; weinend war sie bis an die Brücke gelangt. Jetzt weinte sie nicht mehr.

„Was wird Deine Tante sagen?" fragte Corporal Sylvester.

„Sie wird mich schlagen," antwortete die Kleine; „sie ist so arm."

Sie schien mit diesen Worten selbst die Schläge, welche sie erwarteten, rechtfertigen zu wollen.

Corporal Sylvester und seine Frau sahen sich an und verstanden sich.

„Du wirst das Geld nach Hause bringen," sagte Frau Lucia, „und Deine Tante wird Dich nicht schlagen."

Da erhob das Kind zum ersten Male die Augen zu der alten Frau, die so zu ihr sprach wie die guten Feen im Märchen. Sie hatte große schwarze Augen, die einzige Schönheit des Kindes, das dreizehn Jahre alt war, aber kaum wie elfjährig aussah, so klein und dürftig war es gewachsen. Sie hieß Mariuccia.

Und acht Tage später siedelte Mariuccia mit Erlaubniß ihrer Tante nach Albissola über, um fortan das Haus Sylvester mit lustigen Liedern zu erfüllen.

Es war ein gutes Geschöpf und sehr fleißig; sie zwang das wenige ausgeflickte Messinggeschirr in der Küche wie Gold zu glänzen, scheuerte den Fußboden sämmtlicher Stuben, zerstörte die Spinngewebe und schlug die Spinnen mit dem Besen in die Flucht; kurz, sie that Alles, um sich das Wohlwollen ihrer Herrschaft zu gewinnen. Allein Corporal Sylvester und seine Frau waren auf ihrer Hut; sie verfielen nicht zum zweiten Mal in den Fehler, einem Mädchen ihr Herz zuzuwenden. Es ist wahr, Mariuccia war häßlich, und vor gewissen Gefahren durfte man sie künftig einigermaßen gesichert schätzen; doch man kann nie wissen, es sind schon so manche Dinge in der Welt passirt.

„Wir werden unser Herz nicht zu sehr an dies Mädchen hängen," sagte Frau Lucia zu mir; „wir werden ihr Gutes thun aus christlicher Nächstenliebe, weiter nichts; auch lesen, schreiben, rechnen und ihre Gebete sagen soll sie lernen; denn bei ihrer unseligen Tante hat sie ja rein gar nichts gelernt."

Dieselbe Enthaltsamkeit verhieß auch Corporal Sylvester und war seiner Sache sogar noch sicherer: denn er hatte unter dem Schnee seiner Haare in irgend einem Winkel des Gehirns sich einen Funken von Liebe zur Schönheit in jeder Gestalt bewahrt, nicht ausgeschlossen — o nein! gar nicht — die weibliche Schönheit. Mariuccia hatte jetzt in seinen Augen einen schweren Fehler, besonders schwerwiegend in Albissola: sie war wirklich nicht hübsch zu nennen.

So standen die Dinge, als ein Septemberregen das Ende der Badezeit anzeigte und mich zur Abreise trieb. Wir waren als die letzten Gäste dageblieben, der Doctor Massimo und ich, und wir verließen Albissola an demselben Tage, er mit dem Zuge nach Savona, ich mit dem nach Genua, nicht ohne dem Strande, den an der Straße aufgereihten Töpfen, dem Ehepaar Sylvester und uns selbst das Versprechen gegeben zu haben, im nächsten Jahre die Ersten zu sein, die zurückkehrten.

VIII.

Wie es zu geschehen pflegt, trotz so feierlicher Verheißung, nach Albissola zurückzukehren, ging ich im folgenden Jahre ins Gebirge, zweitausend Meter über dem Meeresspiegel. Vielleicht aber versprach ich auch dort oben allzu feierlich den Berggipfeln, den Gletschern, den Adlern, den Mitmenschen und mir selbst, wiederzukommen; denn im nächsten Sommer empfand ich überwiegende Sehnsucht nach dem Strande von Albissola.

Ich kam im Juli dorthin, als noch kein Badegast da war, und hierin wenigstens hielt ich mein früheres Versprechen. Der Strand war in demselben Zustande, wie ich ihn verlassen hatte; nur ein Herr hatte für sich selbst eine hölzerne Bude aufschlagen lassen, und Gerolamo strich manchmal daran vorüber und warf einen Blick hinein, unter dem Vorwande, die Jungen hinauszujagen, die mit Vorliebe darin Karten spielten, sich prügelten und andere Todsünden begingen; in Wahrheit aber, weil er ein geheimes Bedürfniß empfand, zu sehen und zu fühlen, wie die Hütte gebaut war, die Maße mit sicherem Blick aufzunehmen und den geringsten Kostenanschlag zu berechnen.

Und wirklich, wenige Tage später setzte sich der muthige Gerolamo, der zweimal die Reise um die Welt gemacht hatte, mit der Polizei ins Einvernehmen wegen der Concession und richtete selbst zwei Badehütten auf. Das war ein bedeutungsvolles Ereigniß, und Gerolamo erzählt noch heute mit Genugthuung, daß die Bewohner aller drei Albissola zum Strande gezogen kamen, sein kühnes Unternehmen zu bewundern. Gerolamo, als ein ehrlicher Seemann und Feind jeder zweideutigen Redefigur, fügte zur Erläuterung hinzu, daß die sämmtlichen Einwohner zwar nicht gleichzeitig gekommen, aber doch zu Zweien, zu Dreien, zu Vieren nacheinander sicherlich Alle dagewesen seien.

Gleich nach meiner Ankunft in Albissola begab ich mich nicht ohne ein bängliches Gefühl zu dem weißen Häuschen. Ich hatte über meine alten Freunde keine Nachrichten eingezogen, weil ich eine geheime Furcht nicht hatte überwinden können, ich möchte etwas Trauriges von ihnen hören.

Auf dem Wege zu ihnen fühlte ich das Bedürfniß mir zu sagen, daß ich die Alten in guter Gesundheit verlassen hatte, und mich ihrer Rüstigkeit zu erinnern, ihres glücklichen Humors, ihres behaglichen Wohlstandes und selbst der erfrischenden Heiterkeit, die mit Mariuccia's Liedern in ihr Haus gezogen sein mußte. Doch auch nach all diesen Erwägungen war mein Geist nicht ganz frei von der Furcht, die schwerfällige Gestalt des Doctor Massimo möchte mir auf der Schwelle des weißen Hauses entgegentreten.

Allein von Weitem schon drangen mir beruhigende Klänge aus dem geöffneten Küchenfenster entgegen, ein melancholisches Liebesliedchen, in welches Mariuccia doch etwas von ihrem fröhlichen Gemüthe hineinzulegen verstand.

Mariuccia erkannte mich schon, ehe ich aus der Allee heraustrat, an der Stelle, wo man das Häuschen für einen Moment wieder aus den Augen verliert; so kam es, daß ich lange vor meinem Eintritt meine Titel als „Rechtsanwalt", „Ritter" 2c. aus heller Kehle das Haus durchtönen hörte; und gleich darauf standen die beiden Alten in der Thür, er mit ausgestreckten Armen, sie

mit gefalteten Händen, als ob sie ein Dankgebet gen Himmel sende. Sie waren alle Beide immer noch mager und immer noch runzlig; aber sie lächelten, wie ich es nie zuvor von ihnen gesehen hatte, das Lächeln glücklicher Menschen.

Es währte nicht lange, so sprachen wir von Doctor Massimo.

„Wissen Sie etwas von ihm?" fragte ich und gleichzeitig sie. „Wissen Sie schon ...?"

Was sollte ich wissen? — Daß ihn der Schlag gerührt habe.

„Ist's möglich! Den Doctor Massimo?"

„Ja, eben den."

„Ist er todt?"

„Nein, das nicht, er ist glücklich wieder hergestellt, nur sein linker Arm ist todt."

Es sei ein schmerzlicher Anblick, versicherten die beiden Alten, einen jungen, muntern, gutherzigen Mann wie ihn so zugerichtet zu sehen.

Das Unglück war ihm zu Turin passirt, im vorigen Jahre, nach einem Hochzeitsmahl, zu dem er eingeladen gewesen; vielleicht hatte er zu viel gegessen oder getrunken; freilich konnte man längst schon etwas Schlimmes der Art kommen sehen, er war gar zu dick, gar zu corpulent. Niemand wird ungestraft dick und corpulent, selbst kein Doctor der Medicin, das war die Meinung des Ehepaars Sylvester, welches sich allezeit mager erhalten hatte. Nach dem Anfall hatte sich der Doctor Massimo eine Wassercur in Andorno verordnet, vor dem Seebade. Daher war er erst gegen die Mitte des August nach Albissola gekommen.

Die Lähmung schien Anfangs viel schwerer gewesen zu sein, in Andorno hatte der dicke Doctor seine Beine noch nicht gebrauchen können; das süße Wasser hatte ihm das Bein wiedergeschenkt, das Salzwasser sollte ihm den Arm heilen. Doch das geschah nicht; das Seebad half ihm wenig, vielleicht weil er nicht mehr schwimmen konnte.

Ich fühlte, daß sie in ihrem Bericht etwas verschwiegen; als ich in sie drang, gestanden sie Alles in fünf Worten: „Er ist ein bischen verändert!"

„Seine Laune?"

„Ja, ein bischen!"

Mit dieser Betonung ausgesprochen bedeutete „ein bischen": sehr bedeutend verändert.

Um von dem traurigen Gegenstande loszukommen, sagte Corporal Sylvester endlich, wenn der dicke Doctor immer zwei Stunden lang vor dem Essen Fechtübungen gemacht hätte, wäre er nie dahin gekommen, durch seine Dicke das Unglück herauszufordern.

„Genug davon. Und Ihnen geht's wirklich gut, Herr Rechtsanwalt?"

Und Mariuccia? Sie hatte sich zweimal an der Thür gezeigt, wagte aber nicht hereinzukommen, weil ich anwesend war; als sie ihren Namen nennen hörte, eilte sie herbei und fragte, ob wir sie gerufen hätten.

Sie war ganz dieselbe geblieben, wie ich sie gekannt hatte; obgleich sie nun ein Backfisch geworden war, bewahrte sie doch ihre frohe Gemüthsart, ihr gutes Herz und ihre einzige Schönheit, die klugen schwarzen Augen.

Als sie eintrat, als sie auf meine Fragen antwortete, als sie mit einer ihr

eigenthümlichen Anmuth fragte, ob wir etwas von ihr wünſchten, und als ſie hinaushüpfte, um in der Küche das Lied von den Olivenſammlerinnen wieder anzuſtimmen, da glaubte ich in den runzligen Geſichtern meiner Freunde das Licht der Liebe glänzen zu ſehen.

Corporal Sylveſter belehrte mich eines Beſſern.

„Wir haben uns vorgeſehen," ſagte er, „wir ſind nicht wieder in die Falle gegangen, nicht wahr, Lucia? Es iſt richtig, ſie macht uns das ſchwer, die Aermſte. Sie iſt ein gutes Kind, geſcheidt, ohne dumme Gedanken im Kopf, zärtlich! ſie würde für uns durchs Feuer gehen, jetzt zumal, da ihre Tante in Celle geſtorben iſt, die, welche ſie immer ſchlug, und da ſie nun Niemand anders mehr hat, den ſie lieben könnte; aber man geht nicht zweimal in dieſelbe Falle. Uebrigens hegen wir kein Uebelwollen gegen ſie ... rede Du, Lucia."

„Kein Uebelwollen," fuhr Frau Lucia fort; „wir erzeigen ihr vielmehr alle chriſtliche Liebe, die man ſeinem Nächſten erzeigen ſoll, wir thun für ſie, was wir können. Haben Sie geſehen? Das Kattunkleid, das ſie anhat, habe ich ihr am achten September, ihrem Namenstage, geſchenkt. Das war für Mariuccia etwas ganz Neues, einen Namenstag zu haben und Geſchenke zu bekommen. Aber ſie ſo lieben, wie ſie es verdient, das können wir nicht; wir haben ein andermal zu viel gelitten, und jetzt büßt ſie für die Andere. Das iſt die Gerechtigkeit der Welt, Herr Rechtsanwalt."

Sie ſeufzte und ich lächelte.

„Haben Sie bemerkt?" fing ſie wieder an, „ſie iſt hübſch geworden, finden Sie nicht? Mein Mann, der es zuerſt nicht eingeſtehen wollte, ſagt jetzt ſelbſt, daß ſie hübſch wird. Und Sie, was meinen Sie?"

Meine Antwort befriedigte die Alte, ſchien aber dem Corporal Sylveſter nicht ganz aufrichtig, da er ſelbſt vielleicht noch einige Zweifel in Bezug auf Mariuccia's künftige Schönheit hegte.

Alles wohl erwogen, machte ich den Schluß, daß Mariuccia das Herz ihrer Wohlthäter erobert habe; ſie war darin eingezogen am hellen Tage laut ſingend, wie um zu ſagen: hier bin ich; und vielleicht hatte ſie ſo am beſten das Mißtrauen beſiegt, das davor Wache hielt.

Wenige Tage ſpäter kam der Doctor Maſſimo an. Ach, wie war der Aermſte verwandelt! Ich traf ihn eines frühen Morgens am Strande in dem Augenblick, als er im Badehemde und mit dem Strohkäppchen auf dem Kopf aus einer der Buden Gerolamo's trat, um ins Waſſer zu gehen.

Er war noch ebenſo groß und dick wie früher, aber ſein Schritt hatte die Feſtigkeit verloren, und ſein linker Arm hing ihm kraftlos an der Seite herab. Er wandte ſich, um ſich zu vergewiſſern, daß ihn Niemand ſähe, erblickte mich und wollte mir beide Arme entgegenſtrecken wie zwei Jahre vorher; aber nur der eine gehorchte ihm, der andere bewegte ſich kaum.

Er berichtete ſogleich von ſeinem Unglück, den Curen, denen er ſich unterzogen, und den erzielten Erfolgen. Es ginge zuſehends beſſer, durch die elektriſche Behandlung, die er den ganzen Monat Juli hindurch ausgehalten, hatte er etwas Beträchtliches erreicht, und er erläuterte mir, was.

„Sehen Sie," ſagte er, „vorher konnte ich den gelähmten Arm nicht be-

wegen; jetzt, passen Sie auf, jetzt erhebe ich ihn und könnte die Hand in die Tasche stecken."

Es schien ihm eine große Anstrengung zu kosten, doch es glückte ihm in der That, den linken Arm soweit zu erheben, daß er die Hand hätte in die Tasche stecken können, wenn er bekleidet gewesen wäre.

Er schien erfreut, mich zu sehen und von seiner Krankheit mit Jemand sprechen zu können, der ihn in besseren Tagen gekannt hatte, als er ein kräftiger Mann war.

„Erinnern Sie sich," sagte er, sobald wir im Wasser waren, „ich schwamm wie ein Fisch; ich könnte auch jetzt noch schwimmen, mit einem Arme, doch ich traue mir selbst nicht mehr; ich schwimme aber noch auf dem Rücken; sehen Sie!"

Das war Alles, was ihm aus seiner glänzenden Vergangenheit geblieben war; selbst die wenigen Haare, von denen er sonst einen so genialen Gebrauch zu machen wußte, waren ihm ausgefallen, und sein Schädel war glatt wie ein Kürbis.

Es kam mir sonderbar vor, daß ich, ein Doctor beider Rechte, ihm, einem praktischen Arzt, Wundarzt ꝛc., einigen Trost zusprechen konnte mit Dingen, die die ich einst in der Klinik aufgeschnappt; und doch hatte ich den Muth, ihm allerlei Beispiele von ähnlichen Fällen vorzuzählen, die nach meiner Kenntniß mit vollständiger Heilung verlaufen waren. Und ich bemerkte, daß er mir gern zuhörte.

Ich vermied jede Hindeutung auf die Bewohner des weißen Häuschens und wartete, daß er davon anfinge. Zuletzt aber, da er hartnäckig schwieg, lenkte ich das Gespräch selbst darauf hin.

Corporal Sylvester hatte vollständig Recht mit seiner Aussage, daß der dicke Doctor „ein wenig" verändert sei, er hatte noch mehr Recht mit der Betonung, die er dem Worte gab; er hätte versichern können, der Doctor sei nicht wiederzuerkennen; ja, er hätte mir ohne eine Spur von Uebertreibung anzeigen können, daß der dicke Doctor ganz und gar am Schlagfluß gestorben und nur der kleine Schlaukopf von Doctor noch am Leben sei, der, habgierig, listig und boshaft, sich sonst immer verborgen gehalten hatte. Jetzt verbarg er sich nicht mehr; er zeigte seine häßliche Grimasse sichtbarlich in dem runden Gesicht seines dicken Zwillingsbruders.

Kaum hatte ich den Namen des Corporals Sylvester genannt, als er vollständig außer sich gerieth; er begann seine Rede mit süßlicher Stimme und schloß mit Schimpfworten.

„Corporal Sylvester," sagte er, „geht es gut; seiner Gattin geht es ausgezeichnet; sie werden wohlbeleibt; sie genießen ihr Leben; sie treiben Fechtübungen, um sich Appetit zu machen, und sie verzehren ihre Rente in Freuden. Von einem gefährlichen Leiden keine Spur; Sie sollen sehen, sie werden hundert Jahre alt. Sie haben sich's in den Kopf gesetzt, mich zu begraben, da ich sie doch umgekehrt alle Beide begraben sollte, und wer weiß? sie werdens erreichen. Ich habe einmal Frau Lucia gefragt, ob sie bei meinem Begräbniß mitsingen will, und sie hat nicht Nein gesagt; es ist eine wackere Frau voll guter Vorsätze."

Ich versuchte zu lachen, um diese böswilligen Worte ins Scherzhafte zu

wenden; doch der gallige, kleine Doctor sprach weiter durch den Mund des gelähmten dicken Doctors:

„Sie haben sich ein Geschöpf ins Haus genommen, so häßlich wie die Sünde; man kann nicht mehr in jene Gegend kommen, ohne das Gekreisch dieses scheußlichen, jungen Fischweibes zu hören .... Haben Sie das kleine Scheusal im Unterrock gesehen? Es ist der Augapfel Frau Lucia's und des Corporals Sylvester. Und wollen Sie eine schöne Geschichte hören, eine allerliebste Geschichte? Sie sparen! Von den siebzig Francs, die sie mir monatlich verzehren, legen sie vierzig in die Sparcasse von Savona. Ahnen Sie, welche glänzende Unternehmung die Ehegatten Sylvester vorhaben, wenn auf diese Weise ein Capital angewachsen ist? Sie rechnen so: wir sparen vierzig Francs jeden Monat zehn Jahre lang, nicht länger; mit dem Capital nebst den Zinsen kaufen wir das Haus von den Erben des Doctors Massimo zurück, der uns dann schon das Feld geräumt haben wird; darnach werden wir die Leibrente genießen, so lange wir leben, und bei unserem Tode das Häuschen Mariuccia hinterlassen — so heißt das kleine singende Ungeheuer, das Sie dort gesehen haben."

Während er mir diese häßlichen Dinge sagte und noch andere mehr, die ich nicht wiederholen mag, schwieg ich still oder lächelte, um ihn zu besänftigen; doch der böse Geist in ihm war unversöhnlich; heftig gesticulirte er dabei mit dem gesunden Arm, den anderen schüttelte er wenigstens, so gut es ging.

Wir befanden uns auf der Hauptstraße von Albissola; doch er redete laut und mit heftigen Bewegungen, ohne Rücksicht auf die Vorübergehenden, ohne den Gruß der guten Frauen zu erwidern, die uns von Zeit zu Zeit ein freundliches „Grüß Gott" zuriefen. Ich antwortete für uns Beide und theilte verschwenderische Grüße nach beiden Seiten aus; der Gelähmte wurde von seinem Dämon zu immer neuen Ausbrüchen seiner giftigen Laune getrieben.

Dieser aber, ein ganz besonders feiner Dämon, wollte die Tollheit seines Doctors bis zum Aeußersten genießen, veranlaßte ihn zu einer Schwenkung in einen Seitenweg, den wir sonst nie betraten, und führte ihn durch solche List geradeswegs den Ehegatten Sylvester entgegen, die gemächlich dahergeschlendert kamen.

Ich sah, wie die beiden Alten beim Anblick des Doctors erschraken, Halt machten und Corporal Sylvester nach einem Ausweg suchte; doch ach! der Weg lief zwischen zwei Mauern; vielleicht hätte er selbst die eine noch übersteigen können, allein der liebende Gatte hatte nicht das Herz, seine eigene Lebensgefährtin in einer solchen Lage allein zu lassen, und sie ihrerseits hätte doch schicklicher Weise jene gymnastischen Künste nicht nachahmen können.

Da er nicht entschlüpfen konnte, hustete Corporal Sylvester mehrmals, und Frau Lucia verzog den Mund zu einem andauernden Lächeln. Wir rückten immer näher; ich blickte heimlich seitwärts auf meinen Begleiter und sah eine seltsame Grimasse auf seinen Lippen, die mir als der Versuch zu einem Lächeln erschien, das ihm sehr schwer wurde. Doch ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen: zuletzt gelang der Versuch, so daß der Corporal Sylvester Muth faßte und zehn Schritte von uns „Guten Tag" rief, etwas lauter als nöthig, doch mit leidlicher Unbefangenheit.

„Und wie geht es?“ fragte Frau Lucia mit einem ehrlichen Ton, der den dicken Doctor schon ein wenig rührte.

„Es geht Ihnen besser als das letzte Mal, wo wir uns gesehen haben,“ versicherte Corporal Sylvester, der sich ganz selbst wiedergefunden hatte. „Sie, Herr Rechtsanwalt, braucht man nicht erst zu fragen, wie es Ihnen geht; man sieht es Ihnen gleich an, Sie sind stark wie eine Säule; wir haben uns ja auch erst vor Kurzem gesehen. Aber den Herrn Doctor zu sehen, haben wir lange nicht das Vergnügen gehabt . . .“

„Es geht mir wirklich besser,“ sagte dieser und ergriff mit der gesunden Hand die Rechte des Alten, die dieser ihm nicht hinzustrecken gewagt; „ich hoffe viel von den Bädern.“

„Natürlich!“ rief der Corporal Sylvester mit freudig erregter Stimme, „in Ihrem Alter überwindet man jede Krankheit. Ich habe in Pinerolo einen Rittmeister gekannt, jung und kräftig, ganz genau wie Sie, der hatte auch so einen .... eine .... eine Geschichte; das dauerte ein Jährchen, allerdings, vielleicht noch etwas länger, aber allmälig wurde er ganz der Alte .... Erinnerst Du Dich seiner, Lucia? Rittmeister Serapio vom ersten Regiment.“

Frau Lucia erinnerte sich seiner ganz genau; er hatte eine große Schwäche für das schöne Geschlecht gehabt.

„Er lebt noch,“ rief die Alte, „wir haben kürzlich von ihm gehört; und er macht noch immer den jungen Mädchen den Hof.“

Der Doctor schien diese Worte mit großem Vergnügen zu hören, und nach dem Ausdruck seines Gesichts zu urtheilen, schien er zu seinem Dämon zu sagen, Alles in Allem seien Corporal Sylvester und Corporal Sylvester's Frau doch wackere Leute, die an seinem Unglück im Grunde keine Schuld hätten.

Er hatte noch nicht nach dem Befinden der beiden Alten gefragt . . .

„Gewiß,“ sagte er, „ist es eine lange Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben; wer so zugerichtet ist wie ich, kommt nicht gern zu Leuten, die ihn in besserem Zustande gekannt haben; das ist der Grund, warum wir uns so selten sehen. Und dann nimmt die Krankheit nicht bloß den Körper mit, sondern auch den Geist. Die gute Laune ist fort, Corporal Sylvester.“

„Sie wird wiederkommen,“ versicherte der Alte.

„Freilich wird sie wiederkommen, und wir wollen noch lange zusammen lustig sein,“ sagte der Doctor unüberlegt zum Corporal Sylvester.

Er bereute es gleich, aber auch gleich zu sehr, und das war sein Fehler. Ich sah über das Antlitz des dicken Doctors das bittere Lächeln seines Dämons zucken, und um dem alten Fechtmeister Zeit zur Erholung zu geben, nahm ich das Wort:

„Wohin gehen Sie?“ fragte ich Frau Lucia.

„Ich mache Einkäufe,“ erwiderte sie schnell, „und Er will sich Bewegung machen.“

„Ja, ich will mir Bewegung machen,“ setzte „Er“ ihre Rede fort, „ich fühlte heute stark das Bedürfniß; seit einiger Zeit habe ich stark das Bedürfniß, mich zu bewegen . . . weil ich immer so schlechten Appetit habe.“

Auch jetzt erkundigte sich der Doctor Massimo noch nicht nach ihrem Be-

finden; und als die Alte, die Worte ihres Mannes für Ernſt nehmend, ihm Vorwürfe machte, daß er ihr davon nichts geſagt und ſie immer bei dem Glauben gelaſſen habe, er eſſe mit dem beſten Appetit — und er ſchlage auch, Gott ſei Dank, eine ganz gute Klinge bei den Mahlzeiten! — auch da gab der Doctor keinen Ton von ſich, ſo daß ich den Corporal Sylveſter fragen mußte:

„Oh, Sie ſind doch nicht krank?“

„Krank nicht gerade,“ entgegnete der Alte, „aber ich bin nicht mehr Derſelbe, wie früher; noch im vorigen Jahre war ich ein ganz anderer Menſch. Und auch meine Frau, ſehen Sie, meine Frau, die immer nur für mich fürchtet und von ſich ſelbſt rühmt, daß ihr nie etwas fehle, auch ſie iſt in letzter Zeit etwas abgefallen. Neulich . . .“

„Ich bin doch neugierig, was mir „neulich“ gefehlt haben ſoll,“ unterbrach ihn Frau Lucia; „mir geht es ausgezeichnet, ich kenne nicht einmal ein Bischen Kopfſchmerz. Was ſoll das heißen: Sie iſt etwas abgefallen? Ich begreife nicht . . .“

Im ſelben Augenblick begriff ſie Alles; das verzweifelte Geſicht ihres Gatten öffnete ihr das Verſtändniß; ſie verſtummte.

Der Doctor, der fortdauernd geſchwiegen hatte, ließ ſich zu einem nachſichtigen Lächeln herbei und fragte: „Woran leiden Sie, Corporal Sylveſter?“

Ach! Er wußte es ſelbſt nicht; eſſen konnte er, ſogar recht viel, aber den rechten echten Appetit vermißte er, und nach dem Eſſen fühlte er jedesmal einen Kälteſchauer . . . .

„Ein Zeichen von Geſundheit,“ bemerkte der Doctor.

Hinterher aber wieder eine plötzliche Hitze, und manchmal Schwindel und etwas Schmerz... wo?... Hier, da, überall, einen Schmerz, der nicht ſtill ſteht.

„Ganz wie Sie ſelbſt,“ ſagte der Doctor.

Und in der That ſchwankte und trippelte Corporal Sylveſter bei der Erläuterung ſeiner Leiden beſtändig unter lebhaften Geſticulationen hin und her.

Endlich fand der Doctor einen Reſt ſeiner alten Liebenswürdigkeit wieder.

„Viel Vergnügen auf Ihrem Spaziergange!“ ſagte er, „und bleiben Sie immer ſo krank!“

Die beiden Ehegatten machten von dieſer Erlaubniß Gebrauch und entfernten ſich.

„Ein Paar wackere Leutchen!“ ſprach der Doctor nach einem langen Schweigen.

IX.

Die beiden Badehütten Gerolamo's machten Glück, ſo daß man häufig auf der Stirn ihres Beſitzers den ungeheuren Gedanken wie eine Wolke lagern ſah, für das nächſte Jahr ihre Zahl zu verdreifachen. Nicht allein ſämmtliche Badegäſte von Albiſſola benutzten ſie, ſondern es ereignete ſich ſogar zuweilen, daß irgend eine Dame aus einem andern Bade ſich hierher verirrte und an unſerem Strande Gefallen fand.

Eines ſchönen Morgens war die ganze männliche Badecolonie am Strande in Bewunderung einer ſolchen verſprengten Schönheit verſunken, die, wie es ſchien, von Savona hergekommen, einzig und allein, um hier ein Bad zu nehmen.

Es war eine prächtige Blondine, wenn auch von etwas leidendem Aussehen; sie war schlank und schön gewachsen und zeigte über dem classischen Körper ein liebliches Gesichtchen, umrahmt von einer Fülle blonder Haare. Sie war begleitet von einem wohlgenährten Männlein, das in seinem wagerecht gestreiften Badeanzuge eine ziemlich komische Figur machte.

Die unbekannte Blondine war schon ins Wasser gegangen und schwamm muthig an einem Rettungsgürtel umher, während am Strande die gewagtesten Vermuthungen laut wurden. Die Vermuthungen, zu denen eine allzu schöne und allzu unbekannte Dame, die plötzlich am Strande eines kleinen Badeortes erscheint, Veranlassung gibt, sind nicht immer die besten; jedoch waren fast Alle darüber einig, daß die Unbekannte eine ernste, fast strenge Haltung hatte, die Strenge dessen, der das Leid aus eigener Erfahrung kennt.

Ein aufmerksamerer Beobachter, ein in den Ruhestand versetzter Steuereinnehmer, der nicht an der Oberfläche der Dinge haften blieb, macht uns darauf aufmerksam, daß die blonde Dame unter dem Badeanzuge ihr Corsett anbehalten hatte. Daß sie ferner an den Füßchen feine Schuhe aus Korkholz und Leinwand, mit einem blauseidenen Bändchen befestigt, trug, hatten wir allesammt beobachtet, und daß sie lange bis zur Handwurzel reichende Aermel aus feinem Stoff zum Schutz der Haut gegen die Sonne anhatte, bemerkten wir gleichfalls. Sie hatte auch ein goldenes Armband nicht abgelegt, obwohl es Gerolamo für seine Pflicht gehalten, sie zu warnen. Eine zweispännige Kutsche wartete unter einem Brückenbogen, bis das Bad des ungleichen Paares beendet wäre, um sie wahrscheinlich nach Savona zurückzubringen. Unterdessen schwamm der beleibte Herr in dem flachen Wasser wie eine Tonne oben; seine langsamen Bewegungen führten ihn hinter seiner schönen Gefährtin her, ohne daß er sie je erreichte; und wenn sie einen Augenblick stillhielt, um ihn zu erwarten, konnte er sich doch nicht lange in ihrer Nähe halten.

Die Bewunderer entfernten sich Einer nach dem Andern, um sich selbst zum Bade fertig zu machen; nur wir Zwei blieben noch stehen, der Steuereinnehmer und ich; dieser wollte, wie er offen gestand, die schöne Badende aus dem Wasser treten sehen, weil man dann die Figur am besten beurtheilen könne; ich meinerseits erwartete den Corporal Sylvester, mit welchem ich ein Zusammentreffen um Punkt elf Uhr verabredet hatte.

Das Bad der blonden Venus dauerte nicht lange; bald stieg sie aus dem Wasser, mit gesenktem Kopf, weil der Steuereinnehmer sie scharf aufs Korn nahm. Sie ging dicht an uns vorüber, ohne sich umzusehen; sie lockerte den Anzug etwas, der vermöge der Durchnässung sich eng an ihre Hüften schmiegte, und schüttelte mit leichter Bewegung ihren Körper, wie es die ungeübten jungen und die sehr geübten reiferen Damen zu machen pflegen, die einen, um etwas zu verbergen, die andern, um den Schein zu erwecken, als wünschten sie etwas zu verbergen. Ich fragte mich, zu welcher dieser beiden Classen diese Unbekannte wohl gehörte, und bevor sie in der Badehütte verschwand, hatte ich noch gerade Zeit, zu beobachten, daß eine prachtvolle blonde Flechte sich dem Zwange des Haarnetzes entzogen hatte — nicht aber dem Blick des Steuereinnehmers, der mich versicherte, er habe längst gesehen, daß die Dame ihre Flechte naß machte.

„Jetzt," sagte er, „wird sie mit aufgelöstem Haar in der Sonne gehen müssen, um es zu trocknen, und wenn die Götter uns gnädig sind, werden wir sie im weißen Bademantel sehen; das wird ein herrlicher Anblick sein. Denken Sie, den werde ich mir entgehen lassen?"

Das dachte ich sicher nicht; er war nicht der Mann, auf die geringste der Gottesgaben zu verzichten, die auf den dornigen Weg eines königlichen Beamten fallen.

Eben schlug die Thurmuhr elf, und ich wandte mich ab in der sichern Aussicht, den Corporal Sylvester zu erblicken, der jederzeit die Pünktlichkeit selbst war. Richtig, da saß er schon auf einer steinernen Bank zwanzig Schritte weiter; auf einmal gab er mir einen kurzen Wink, zu ihm zu kommen. Ich gehorchte. Er preßte meine Hand zwischen die seinigen, und indem er mich mit seltsam flimmernden Augen ansah, sprach er ein einziges Wort, das mir Alles erklärte: „Rosetta!"

„Wo? Wann? Ist sie zurückgekehrt? Ist sie ins weiße Häuschen gekommen?"

Er schüttelte den Kopf; zum Sprechen schlug ihm das Herz zu sehr; dann deutete er aufs Meer und sagte: „Dort! Dort!"

Ja, dort war Rosetta, in Gerolamo's Hütte; wie eine Vision war sie vor dem alten Fechtmeister aufgetaucht; doch dieser eine Augenblick genügte.

„Ist es möglich? Die wunderschöne Blondine? Die, welche eben aus dem Wasser gestiegen ist, die mit der losgegangenen Flechte und dem weißgeränderten, blauen Badeanzuge?"

Die, ja, eben die war Rosetta. „Wie sie sich verändert hat!" murmelte Corporal Sylvester.

„Sind Sie sicher, daß Sie sich nicht getäuscht haben? Man hat Fälle von täuschender Aehnlichkeit . . ."

Er blickte mich an und lächelte wehmüthig. Und nach einem kurzen Schweigen sagte er: „Wir haben sie zu sehr geliebt."

In diesem Augenblick stieg der Begleiter der schönen Blondine aus dem Wasser und sah noch rundlicher aus, als vorher.

„Sehen Sie," sagte ich, „mit dem Herrn da ist sie gekommen."

Er heftete seinen Blick auf das beleibte Männchen, folgte ihm in allen seinen schwankenden Bewegungen, und als derselbe in der zweiten Hütte Gerolamo's verschwunden war, senkte er den Kopf auf die Brust und sagte: „Das ist Er nicht."

„Er! Wer?"

„Es ist nicht der Cavallerie-Officier."

Nein, er konnte es nicht sein. Corporal Sylvester erklärte mir, woraus er das schloß; er hatte den jungen Officier damals zwar nur zweimal gesehen, erinnerte sich aber sehr gut, daß er blond war und schlank, unfähig, sich einen Bauch anzuschaffen.

„Sie weiß es nicht," fuhr der Alte, immer auf die Badehütte blickend, fort, „sie weiß es nicht; wenn sie es wüßte, daß ich hier bin, so nahe bei ihr, würde sie ganz gewiß den alten Papa Sylvester umarmen, der um sie so sehr

getrauert hat. Aber sie weiß es nicht; und vielleicht ist es besser, daß sie es nicht weiß; es würde sie zu sehr erschüttern. Und doch, sagen Sie, Herr Rechtsanwalt, welches Schicksal! Welches Schicksal!"

Er fuhr fort, den Kopf zu schütteln und betrachtete die Hütte mit einem Blick, der wie eine Liebkosung aussah.

„Was soll ich thun?" fing er wieder an; „ich möchte sie gerne sehen, ohne von ihr bemerkt zu werden, um sie nicht zu betrüben, und doch . . . wenn sie wüßte, daß wir hier sind . . . sagen Sie selbst, wenn sie noch das alte Herz hat, ist es denn möglich, daß sie ihren Vater und ihre Mutter nicht mehr liebe? Sie nannte uns Vater und Mutter, Herr Rechtsanwalt."

Ich blickte nach Frau Lucia umher, da ich wußte, daß sie nicht fern sein konnte.

„Sie kauft Stricknadeln und sonst einige Kleinigkeiten," sagte der Alte; „wenn sie zu spät kommt, geht unser Kind fort, und wenn sie rechtzeitig kommt, ohne vorbereitet zu sein, ist es noch schlimmer; ich sehe sie schon vor mir, das Schluchzen überwältigt sie, und sie verräth sich. Und ich, was soll ich thun, um nicht bemerkt zu werden?"

Ich rieth meinem alten Freunde, sich auf den Sand zu strecken, wie ein ermüdeter Badegast, und sich einen Strohhut übers Gesicht zu halten; auf die Weise könnte man ihn nicht sehen, und ich wollte unterdessen Frau Lucia suchen, um sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Corporal Sylvester suchte einen Augenblick nach einer bessern Auskunft, fand aber keine und hielt sich darum an meinen Rath; ich sah, wie er an die Badehütte, in der die Schöne sich noch verbarg, wie ein Dieb heranschlich, wie er sich dann in den Sand warf und den Hut über die Augen zog, genau in demselben Augenblick, da Gerolamo's Hütte die blonde Venus der Luft, der Sonne und dem Blick des geduldig harrenden Steuereinnehmers wiedergab.

Wie dieser Kluge vorausgesehen hatte, erschien die Unbekannte ganz in einen weiten weißen Bademantel gehüllt, der an den Hüften durch eine dicke blaue Wollschnur zusammengehalten wurde, mit frei über die Schultern fallenden Haaren. Unter dem Strohhut des alten Fechtmeisters hervor drang ein Seufzer bis zu mir herüber, doch Corporal Sylvester rührte sich nicht, und ich machte mich auf den Weg, Frau Lucia zu suchen.

Ich brauchte nicht weit zu gehen; in einem Laden an der Ecke fand ich sie, ganz vertieft in die schwierige Auswahl von Stricknadeln; doch sobald sie mich erblickte, beendete sie das Geschäft und kam mir entgegen.

Ich hatte mich nicht auf eine Anrede vorbereitet und wußte nicht recht, wie ich beginnen sollte.

„Rathen Sie," sagte ich, „wer an den Strand gekommen ist . . . wer eben ein Bad genommen . . . wer jetzt die Haare an der Sonne trocknen läßt . . ."

Sie nannte den Doctor Massimo, dann ihren Mann.

Als ich Beides verneinte, forschte sie in meinen Augen, während ich sie zum Strande führte, und sagte: „Dann weiß ich's nicht."

„Geben Sie sich nur Mühe!" entgegnete ich, und sogleich stotterte sie: „Rosetta!"

Ich erklärte ihr die Bedenken ihres Mannes und die von mir erfundene

Methode, wie er Rosetta sehen könne, ohne von ihr gesehn zu werden, als sie plötzlich stillstand. Sie hatte sie erblickt.

„Ist sie's wirklich?" fragte ich. Doch statt zu antworten, drückte mir die Alte die Hand, verließ mich und versteckte sich hinter einer der Badehütten. Ich kam ihr nach; sie schob den grauen Kopf zwischen die beiden Hütten, und sich die Hände vor den Mund haltend, rief sie halblaut: „Rosetta! Rosetta!"

Rosetta trug entblößten Hauptes ihre Schönheit unbefangen den Strand entlang. Wenn sie so den Kopf zurückwarf, um die Haare von den Schultern zu lösen, dann schien sich der Unbefangenheit ein klein wenig Koketterie beizumischen. Doch das war in der That wohl nur Schein, wenigstens ließ sie sich niemals herbei, darauf zu achten, ob Jemand sie beachte, während sie der Sonne allein ihre Schönheit frei zur Schau stellte.

„Gott, wie schön ist sie!" murmelte Frau Lucia, „Rosetta! Rosetta!"

Ich blickte mich um nach dem Corporal Sylvester; er hatte sich im Sande so viel hin- und herbewegt, um sein Kind keinen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren, daß er sich schon ein Loch gegraben hatte, in welchem er fast verschwand; doch war er noch an derselben Stelle, der Hut, der sein Gesicht bedeckte, ließ seinen struppigen grauen Kopf hindurchschimmern.

Gerolamo, der das Vorrecht hatte, allen Badegästen mit Rath und vertraulicher Rede zu nahen, hatte seit einer Weile seine Beute ins Auge gefaßt; jetzt durfte er nicht mehr zögern, sich zu der Schönen zu gesellen, um ein strenges, aber gerechtes Gericht zu halten über die Bäder von Savona, die im Hafen gelegen sind, wo das Wasser durch den Unrath der Schiffe getrübt ist, und um ohne jede falsche Bescheidenheit die Durchsichtigkeit, Frische und freie Lage des Wassers bei Albissola und alle Reize des Strandes von Albissola kräftig herauszustreichen.

„Wenn sie wüßte, daß wir hier sind," sagte Frau Lucia, „wenige Schritte von ihr! Wenn sie wieder in die Hütte geht, um sich anzuziehen, dann ist nur die Leinwand zwischen mir und ihr, und ich kann jede Bewegung, die sie macht, hören; sehen Sie, Herr Rechtsanwalt, jetzt geht sie ganz dicht an ihrem alten Vater vorüber, sie tritt ihn fast mit den Füßen und weiß von nichts! Sehen Sie . . . Wie dem Aermsten das Herz klopft!"

„Sie wollen sich wirklich nicht zeigen?" fragte ich.

„Ach nein, es würde ihr wehe thun; wenn sie uns hätte sehen wollen, so wußte sie ja, wo sie uns verlassen hatte! . . . Und doch, wenn sie wüßte, daß wir in Albissola sind — vielleicht würde sie kommen . . . Der Herr da mit dem Bauche ist ihr Mann?"

„Kann sein . . ."

„Und dann . . . und dann . . . Aber wie sollen wir es sie wissen lassen, daß wir in Albissola sind, in solcher Manier nämlich, daß sie uns sehen kann, wenn sie will, und auch ohne uns zu sehen, fortgehen kann, wenn sie nicht will?"

„Lassen Sie mich nur machen," sagte ich.

Ich rief Gerolamo und übertrug ihm die Aufgabe. Keine schwierige Aufgabe. Er sollte sich nicht begnügen, den Strand von Albissola zu rühmen, sondern auch die sonstigen gemeinnützigen Einrichtungen beschreiben, die Omnibusse,

die Eisenbahn, die Post, das Telegraphenamt, das Straßenpflaster, er sollte das Lob des Bürgermeisters und seines Schreibers wie des Apothekers singen und dann nebenher erwähnen, daß Albissola sogar einen Fechtmeister besitze, einen alten Herrn aus Pinerolo, Corporal Sylvester . . ."

Erst sah mir Gerolamo forschend ins Gesicht und versuchte etwas zu errathen, dann sagte er: „Ich verstehe nicht, was Sie meinen; aber lassen Sie mich nur machen."

Einige Secunden später war er wieder an Rosetta's Seite.

Seine Unterhaltung dauerte lange. Ich konnte aus seinen Geberden die Fortschritte derselben und fast die einzelnen Worte errathen.

Zuerst hielt er der Dame seine offene Handfläche hin, und ich merkte, daß er ihr die Einrichtung des Compasses erklärte, um daran anschließend einer verwünschten Sorte von Wind seine Meinung zu sagen, der so oft das Meer auf den Strand trieb und ihn zwang, seine Badehütten höher hinaufzurücken. Hierauf reckte Gerolamo seinen Arm weithin nach allen Seiten aus, um die Ausdehnung anzudeuten, welche seine Badeanstalt in Zukunft haben würde, wenn die beiden Hütten erst eine große Familie gegründet hätten; und dann ging er zu einem beruhigten Gespräch über, welches menschliche Personen betraf. Auf einmal schoß Gerolamo unwissentlich noch über das ihm gesteckte Ziel hinaus, indem er auf die Vertiefung im Sande deutete, in welcher zwanzig Schritt von ihnen entfernt Corporal Sylvester mit dem Hut über den Augen lag. Es war ein bänglicher Augenblick. Ich sah die Schöne den Kopf nach jener Richtung wenden und dann eilig in ihrer Hütte verschwinden.

Frau Lucia duckte sich bis zur Erde; Corporal Sylvester stand auf und kam langsam auf uns zu, ohne sein Incognito weiter zu wahren.

„Jetzt weiß sie Alles," sagte seine Frau schluchzend zu ihm; „sie hat von Dir gehört, sie hat nach Dir hingeblickt, hat Dich gesehen, und hat sich nicht in Deine Arme geworfen. Was wollen wir hier noch? Wir können gehen."

Wir entfernten uns alle drei schweigend, doch bevor wir den Brückenbogen durchschritten, standen die beiden Alten noch einmal still und sahen sich um.

Das beleibte Männlein trat eben aus seiner Badehütte; mit dem weißen Bademantel und der Kapuze auf dem Kopf sah er aus wie ein Mönch, nur daß er eine mächtige Cigarre rauchte. Wir schritten schweigend weiter.

„Dies ist ihr Wagen?" fragte Frau Lucia, sich noch einmal umwendend.

Ich nickte bejahend, und wir marschirten weiter; Corporal Sylvester sagte kein Wort, ging gesenkten Hauptes und fuhr sich von Zeit zu Zeit mit der Hand durch sein weißes Haar; endlich setzte er sich auf die niedrige Seitenmauer der Brücke.

„Ich bleibe hier," sagte er; „ich will sie abfahren sehen."

Frau Lucia ließ sich neben ihm nieder, und ich folgte ihrem Beispiel.

„Reden Sie von Rosetta," rieth ich, „reden Sie laut von ihr — Sie denken zu viel an sie."

„Das ist wahr," sagte Frau Lucia, „ich kann sie mir nicht aus dem Kopfe bringen; ich werde sie immer wie ein weißes Gespenst vor mir sehen, mit den aufgelösten Haaren über den Schultern . . . Unsere Rosetta sah ganz anders

aus, die trug die Haare geknotet im Nacken und hatte ein blau und weiß gestreiftes Kattunkleidchen an; sie liebte die blaue Farbe. Immer, wenn ich an die Unglückliche dachte, sah ich sie so, in solchem Kleidchen, und jetzt kann ich sie mir gar nicht mehr so vorstellen, sie ist eine große Dame geworden, und dieser Mensch, der sie begleitete, ist vielleicht nicht einmal ihr Mann . . ."

Corporal Sylvester schüttelte wortlos den grauen Kopf.

„Sagen Sie selbst, Herr Rechtsanwalt: wenn dieser Mensch ihr richtiger Mann wäre, wenn Rosetta ein ordentliches Mädchen geblieben wäre, hätte sie ihren alten Vater nicht so an der Erde liegen sehen können wie einen Lappen, ohne ihm einen Kuß zu geben, ohne ihm ein liebkosendes Wort zu sagen, wie sie es als Kind so gut konnte . . ."

Wir blieben auf der Mauer sitzen, bis die Kutsche aus dem Schatten des Brückenbogens hervorkam; wir sahen den Schlag öffnen, wir sahen, wie zwei feinbeschuhte Füßchen und zwei breite Männerfüße auf das Trittbrett gesetzt wurden und wieder verschwanden; wir hörten die Wagenthür zuschlagen; weiter aber sahen wir nichts, weil die beiden Alten mit gesenkten Köpfen weinten und ich nur auf die Beiden blickte.

Als sie die Köpfe wieder erhoben, war die Kutsche verschwunden; Rosetta war abgefahren.

Die muntere Stimme Mariuccia's wurde uns durch einen leichten Landwind bis auf den Pfad durch die Maulbeerpflanzung entgegengetragen.

Corporal Sylvester, der einen Schritt voranging, wandte sich um und sah seine Frau an, ohne zu lächeln; Frau Lucia, die meinen Arm genommen hatte, sagte: „Die da ist wenigstens immer vergnügt, die singt immer."

Ein Hauch von Verstimmung lag in ihren Worten und in dem Schweigen, mit dem sie der alte Fechtmeister aufnahm.

Mariuccia sang in der That immer; ihre frische Stimme schallte durch das ganze Haus und oft in hellen Tönen durch das offene Fenster ins Weite hinaus.

Wir standen schon auf der Schwelle, und Mariuccia sang noch immer so laut sie konnte.

„Du hörst ja heute gar nicht auf mit dem Singen," rief Corporal Sylvester in die Küchenthür.

Mariuccia schwieg auf der Stelle.

„Um so besser!" sagte Frau Lucia, „es war Zeit, daß sie aufhörte."

Sie blickten einander an, sie blickten mich an: sie meinten mir einen recht klaren Beweis ihrer übellaunigen Gemüthsart gegeben zu haben.

„Ja, wenn man innerlich nicht heiter gestimmt ist!" rief ich, nur um etwas zu sagen.

Corporal Sylvester unterbrach mich.

„Es ist besser, wenn sie singt," sagte er, „jetzt wo sie schweigt, ist's mir noch unangenehmer, und Dir, Lucia?"

Ohne die Antwort abzuwarten, die in den Augen der Alten deutlich genug geschrieben stand, trat Corporal Sylvester zum zweiten Mal an die Küchenthür. —

„Warum singst Du nicht mehr, Mariuccia? Ich habe nicht gemeint, daß Du aufhören sollst; singe, Mariuccia, singe! Wir hören es gern."

Mariuccia sang einen Augenblick noch mit halber Stimme; dann schwieg sie.

X.

Das Erscheinen Rosetta's am Strande von Albissola hatte das ruhige Leben der beiden Alten so sehr gestört, daß man für ihre Gesundheit fürchten konnte. Sie sprachen fast nie von ihrer Tochter, die so davongegangen, ohne sie zu umarmen, aber sie dachten immer an sie. Und einmal sagte Corporal Sylvester zu mir: „Es ist, als wenn sie zum zweiten Mal uns aus dem Hause geflohen wäre."

Sie kamen jetzt öfter als sonst an den Strand, nicht gerade in der Hoffnung, daß die undankbare Rosetta noch einmal wiederkehren könne, wohl aber, um in die Hütte zu treten, in der sie sich entkleidet hatte, um in dem schnell verwehenden Sande die Spuren ihrer Füße zu suchen, um nach dem benachbarten Savona hinüberzublicken, wo die kaltherzige Schöne vielleicht ihren Aufenthalt hatte. Sie wiederzusehen, die Undankbare, die Kaltherzige, die Schöne, daran dachten sie gar nicht. Sie hatten ihr Herz zum Schweigen gebracht; sie liebten sie nicht mehr wie früher.

Eines nur betrübte sie, die Bemerkung, daß Mariuccia um Rosetta's willen Unrecht geschah. Frau Lucia zuerst, ihr Mann etwas später, aber Beide in völliger Uebereinstimmung, machten die Entdeckung, daß sie seit dem Tage, der ihnen Rosetta wiedergezeigt, Mariuccia nicht mehr leiden mochten. Und das nicht etwa aus dieser oder jener Ursache, sondern einfach, weil ihr Herz sich verhärtet und zugeschlossen hatte. Mariuccia sang wie immer, ganz genau so, wenigstens schien es mir so; aber die Alten versicherten, das arme Opfer singe weniger und gebe traurigen Liedern den Vorzug.

Im Uebrigen that Frau Lucia Alles, um das Mädchen nichts merken zu lassen, und Corporal Sylvester nicht minder. Sie waren zwei gute alte Leute voll Gerechtigkeitsgefühl und erkannten an, daß Mariuccia eigentlich nicht Rosetta's Sünde zu büßen hatte; wenn sie aber bei dem besten Willen, ihre Empfindung zu verbergen, sich doch einmal verriethen und das Mädchen weniger sang, was konnten sie dabei thun? Und bei Licht besehen hatten sie Mariuccia ja gar nicht ins Haus genommen, um sie zu lieben, sondern damit sie den Fußboden scheure und die Wände frei von Spinngewebe halte; dafür bekam sie Kleidung und Essen, und konnte singen, so viel sie wollte; wenn sie nicht wollte, war es ihr eigner Schade.

Mir, wie gesagt, schien sie immer noch zu wollen.

An einem Augustsonntag kehrten die beiden Alten aus der Kirche nach Hause zurück, als Mariuccia ihnen entgegen kam. Das arme Mädchen, ungeduldig, ein Erlebniß zu erzählen, hatte die ganze Zeit am Fenster auf sie gewartet, hatte das Haus nicht ausgefegt, ihr Bett nicht gemacht und sogar nicht gesungen, weil das große Ereigniß ihren Kopf ganz und gar in Anspruch nahm.

Was war denn geſchehen?

Als die Alten das Haus eben verlaſſen hatten, war eine Dame eingetreten...

Eine Dame!

Ja, eine bildſchöne Dame, prächtig gekleidet; ſie war in einer Kutſche bis zu den Oliven gefahren; die Kutſche hatte dort gehalten, unter den Maulbeerbäumen...

„Eine Dame!“ ſtammelten die beiden Alten.

Ja, eine blonde Dame, ſchlank, von zarter Hautfarbe.

Und ſie hatte nach dem Herrn des Hauſes gefragt?

Ja, ſie hatte gefragt: „Iſt dies das Haus des Corporals Sylveſter?“ Mariuccia hatte bejaht, und darauf war ſie eingetreten; ſie ſchien ſehr ermüdet, denn ſie hatte ſich auf einen Schemel niedergelaſſen; dann hatte ſie Mariuccia gebeten, ihr das ganze Haus zu zeigen, und Mariuccia hatte ihr das ganze Haus gezeigt — ſie meinte nichts Unrechtes damit zu thun — und dann war die Dame auch ſo ſchön und ſo zart und hatte ein ſo trauriges und ſanftes Lächeln, daß das Mädchen nicht hätte nein ſagen können, wenn ſie auch gewollt. Alſo die Dame hatte das ganze Haus beſehen. Und was hatte ſie geſagt? — Nichts. Und was hatte ſie gethan? — Ach Gott, vor den Betten des alten Ehepaares war ſie ſtillgeſtanden und hatte die Kopfkiſſen geküßt; in der großen Stube unten hatte ſie Corporal Sylveſter's Stoßdegen in die Hand genommen und hatte das rothe Herz an der Wand betrachtet. — Und was hatte ſie ſonſt noch gethan? — Sie hatte ſich in Frau Lucia's Lehnſtuhl geſetzt, weil ſie ſehr müde war, und hatte ihr Strickzeug in die Hand genommen; da war eine Nadel herausgefallen und ſie hatte ſich damit aufgehalten, alle Maſchen wieder aufzunehmen, obgleich Mariuccia zu ihr ſagte: „Laſſen Sie nur,“ und dann hatte ſie ſich zu Mariuccia gebückt und ihr einen Kuß gegeben und hatte zu ihr geſagt... Ach, ſie hatte alſo geſprochen? — „Wie heißt Du?“ hatte ſie gefragt. — „Mariuccia“. — „Mariuccia,“ hatte ſie zu ihr geſagt, „Du liebſt die guten Alten ſehr, nicht wahr?“ — „Sehr, ach ja, ſehr.“ — „Gut, Du mußt ſie immer lieben und ſie nie verlaſſen.“ — So hatte ſie geſagt und war fortgegangen; an der Hausthür aber hatte ſie ſich noch einmal umgedreht und mit einem Stück Kreide einen Namen daran geſchrieben, vielleicht ihren eigenen Namen.

Corporal Sylveſter und ſeine Frau erhoben ihre thränenvollen Augen und laſen an der Thüre: „Roſetta!“

Als der Alte mir nachher dieſe Geſchichte erzählte, las ich an der Hausthür unter dem Worte Roſetta folgende zwei Reihen mit großen Buchſtaben geſchrieben:

„Dein Vater und Deine Mutter erwarten Dich; dies Haus iſt immer das Deinige.“

„Das war mein Einfall,“ ſagte Corporal Sylveſter wehmüthig, „und Lucia war damit zufrieden. Sie könnte wiederkommen und unſer bedürfen. So laſſen wir ſie wiſſen, ohne ſie zu verletzen, daß wir ſie noch ebenſo lieb haben.“

Während der letzten Wochen des Auguſt und der erſten Tage des September friſchte Corporal Sylveſter die Schrift an der Hausthür immer wieder mit der Kreide auf. Aber Roſetta kam nicht.

XI.

Das Befinden des Doctors Massimo besserte sich keineswegs; im folgenden Jahre ging er getreulich wieder nach Andorno und kam von dort in üblem Zustande nach Albissola. Nicht bloß sein gelähmter Arm hing unbeweglich wie sonst herab, sondern er schleppte auch das eine Bein und klagte, daß er den Fuß beim Auftreten fast nicht fühle. Deshalb getraute er sich, aus Furcht zu fallen, nicht mehr unbegleitet das Haus zu verlassen.

Wie es so geht, war es ihm geglückt, sein Leiden zu verschlimmern, indem er es eifrig studirte und alle Autoritäten und alle Kliniken um Rath fragte. Er war ein wahrer Kenner aller Nervenkrankheiten geworden, und in den wenigen Augenblicken guter Laune, die er noch hatte, erklärte er sich selbst für einen Specialisten. Mir wollte scheinen, er dürfe sich über seinen Zustand keine Illusionen mehr machen und er machte sie sich doch; alle seine Wissenschaft gestattete ihm zu hoffen, daß die fortschreitende Lähmung einen plötzlichen Stillstand machen werde.

In das weiße Häuschen war er nicht mehr gekommen, und er vermied es, sich nach dessen Bewohnern zu erkundigen. Diese lebten Jahr für Jahr frisch und munter fort, nur wenn sie sich zufällig einmal dem kranken Doctor gegenüber fanden, klagten sie um die Wette über eine Fülle von Leiden, um ihn zu trösten.

Rosetta's Erscheinen hatte den regelmäßigen Verlauf dieses ruhigen Lebens nicht weiter gestört; es war ein Kummer, aber auch ein Reizmittel gewesen. „Das Leben würde sehr fade sein," war ein Lieblingswort des Corporals Sylvester, „wenn nicht ein unerfüllter Wunsch, ein mäßiger Schmerz ihm Geschmack und Würze gäbe."

Also das weiße Häuschen war immer heiter, und aus seinen offenen Fenstern schmetterte Mariuccia ihre Lieder in die Lüfte, denn auch Mariuccia war lustig wie immer, ja noch lustiger als sonst, seitdem sie Frau Lucia gezwungen hatte, mit ihr Frieden zu schließen. Man entsinnt sich doch des Krieges, den Frau Lucia gegen das arme Ding führte, als sie es nicht leiden mochte?

Nun, der Krieg hatte nicht lange gedauert: kaum hatte sie das Mädchen ein einziges Mal in Thränen gefunden, als sie es auch schon an ihre Brust zog und mit Küssen und Liebkosungen bedeckte. Und als Corporal Sylvester die Geschichte erfuhr, that er desgleichen. Man hat ja doch nicht ein Herz von Stein!

Von jenem Tage an wurde Mariuccia, die zusehends zur Jungfrau heranwuchs, für würdig erachtet, ins Vertrauen gezogen zu werden, und sie erfuhr die ganze Lebensgeschichte ihrer Pflegeeltern, die Geschichte von dem Häuschen und Doctor Massimo, und alle andern Geschichten, die von Rosetta mit inbegriffen. Ja, diese wurde ihr gerade zu allererst anvertraut, damit sie zeitig lerne, sich vor Cavallerie-Officieren, die schlimmer als die Pest sind, zu hüten, und ebenso vor den Ladendienern und den jungen Töpfern von Albissola, die auch nicht viel besser sind.

Und ganz allmälig, mittelst solcher vertrauten Besprechungen und Rath-

schläge waren die beiden Alten dahin gekommen, dies Mädchen, das sie auf der Straße aufgelesen, von Herzen lieb zu haben und mit Bedauern daran zu denken, daß Mariuccia, da sie sich das Haus von dem unglückseligen Doctor hatten nehmen lassen, nach ihrer Beider Tode es verlassen und ihre Lieder und ihr fröhliches Lachen anderswohin würde tragen müssen.

Und doch lebte unter der neuen Liebe die alte fort. Die Seewinde wehten vergebens gegen die Thür des weißen Häuschens; umsonst versuchte der Regen die zärtliche Einladung auszulöschen, die Corporal Sylvester jeden Morgen mit der Kreide neu auffrischte. Nur den Namen Rosetta konnte man kaum noch lesen, weil der Alte ihn nicht hatte berühren wollen und Rosetta nicht wiedergekommen war.

Als die Schar der Badegäste aufs Neue eingezogen kam, als die auf zehn vermehrten Hütten sich abermals als unzureichend erwiesen, als des Sonntags wieder die Wanderschwärme aus Savona sich an unserm Strande zeigten, da erwuchs auch wieder die Hoffnung in der Seele der beiden Alten. Manchen Morgen gingen sie ohne weitere Veranlassung als nur eine heimliche Ahnung aus dem Hause und kehrten mit Herzklopfen heim — aber Rosetta war nicht gekommen.

Aber eines Sonntags, da sie nicht mehr erwartet wurde, kam sie doch. Ganz heimlich war sie gekommen und wie es den Anschein hatte, allein, denn weder am Strande noch im Dorfe hatte Jemand das wohlbeleibte Männlein gesehen, von dem sie das erste Mal begleitet war. Und sie mußte mit der Eisenbahn von Savona oder auch mit dem ganz gewöhnlichen Omnibus gekommen sein, denn es war nicht glaublich, daß eine zweispännige Kutsche, nachdem sie das Pflaster von Albissola hatte erdröhnen lassen, unter dem Brückenbogen oder am Eingang der Gärten Farragiani sollte gehalten haben, ohne am Feiertage die Aufmerksamkeit der müßigen Bewohner zu erregen.

Also eines Sonntags kam sie, zu der Stunde, da die Alten in der Kirche waren, drang wie das erste Mal in das weiße Häuschen ein, küßte Mariuccia, küßte die Kissen, auf denen die grauen Häupter ihrer Pflegeeltern zu ruhen gewohnt waren, durchwanderte die Zimmer, wenig sprechend und viel seufzend, genau wie das erste Mal, und dann ging sie wieder und empfahl Mariuccia, den Alten nichts zu sagen.

Mariuccia aber erzählte im Gegentheil Alles getreulich wieder, sobald sie aus der Kirche heim kamen, aber sie that es doch mit einem gewissen Zögern, als ob es ihr schwer werde, das der Dame gegebene Versprechen zu brechen.

Und war es wirklich Rosetta gewesen? das heißt, die Dame von damals? Hegte Mariuccia keinen Zweifel? — Keinen. Es war wirklich dieselbe.

„Und wie sah sie aus?“ fragte Corporal Sylvester. Ich war gerade zugegen.

„Wie sah sie aus?“ fragte auch Frau Lucia, vielleicht zum zwanzigsten Mal an diesem Tage.

Ich sah, daß Mariuccia verlegen wurde und nur mühsam die Antwort herausbrachte. Wie sie aussah? — Ebenso wie damals; vielleicht ein Bischen blasser — ja, allerdings, sie sah etwas blasser aus.

Mariuccia aber wurde roth.

„Sie ist eifersüchtig!" sagten uns die stummen Blicke der beiden Alten, und auch ich hatte den Gedanken: „Arme Kleine, sie ist eifersüchtig!"

Das Uebrige konnte man nur nach und nach aus ihr herausbringen. Auf der Schwelle nämlich war Rosetta stehen geblieben und hatte gelesen, was die Liebe ihrer Pflegeeltern an die Hausthür geschrieben hatte; und diese Einladung in den Frieden des Hauses, die dem Sturm und dem Regen zum Trotz immer wieder erneuert wurde, rührte die arme blasse Dame zu Thränen. — Und was dann weiter? — Weiter nichts.

Da Mariuccia nichts weiter zu berichten hatte, eilte sie in die Küche und sang noch lauter als gewöhnlich, um sich zu betäuben, bis Frau Lucia ihr nachging und sie küßte.

Corporal Sylvester, der mit mir allein zurückblieb, wischte sich die Augen mit dem Rücken der Hand und erklärte, er sei zufrieden, er sei glücklich.

Und weil ich etwas ungläubig dreinsah, erklärte er sich deutlicher.

„Ich bin zufrieden," sagte er, „daß Rosetta uns nicht vergessen hat; wenn sie sich auch nicht sehen läßt, wenn wir auch nicht den Trost haben, ihre Stimme zu hören und ihren Arm an unserm Halse zu fühlen wie sonst jeden Morgen, so bin ich doch zufrieden, und Lucia ist es auch. Und dann, wer weiß? Jetzt kann sie vielleicht noch nicht kommen, aber eines Tages vielleicht ..... Jedenfalls weiß sie nun, daß unser Haus ihr immer offen steht .. bis .."

Sein Gesicht verdüsterte sich und er schloß seinen letzten Satz langsam: „... bis es das Eigenthum des Doctor Massimo wird."

XII.

Eines Morgens wurde ich plötzlich durch einen Unglücksboten geweckt: der dicke Doctor war von einem zweiten Schlaganfall betroffen worden und lag im Sterben. Ich zog mich hastig an und eilte zu ihm.

Sie waren schon alle da; vor mir stieg der Dorfarzt die steile Treppe hinan, oben an der Thür fand ich Gerolamo und im Vorzimmer den Corporal Sylvester.

„Haben sie ihn gesehen?" fragte ich den Alten.

Nein, er hatte ihn nicht gesehen und würde ihn auch nicht sehen; er wagte nicht in das Zimmer des Kranken zu dringen, weil er nicht wußte, ob er willkommen sein würde.

„Eben habe ich die traurige Nachricht erhalten," sagte der alte Fechtmeister zu mir, „und da bin ich nun; ich weiß nicht einmal recht, warum, aber ich bin hier; es war mir unmöglich zu Hause zu bleiben, während er im Sterben liegt; auch Lucia wollte mitkommen; sie ist unten in einem Laden geblieben und weint, ich weiß es bestimmt. Wenn Thränen den Doctor Massimo retten könnten, so würde er am Leben bleiben, weil Lucia weint, mir ist als ob ich sie vor mir sähe."

In diesem Augenblick zeigte sich Checchetta in einer halbgeöffneten Thür und winkte mir einzutreten. Ich drückte Corporal Sylvester die Hand und folgte dem Winke.

Doctor Massimo saß in einem alten Lehnstuhl, den Kopf auf ein Kissen geneigt; sein Auge war lebendig, aber das Gesicht eingefallen und der Mund verzogen.

„Doctor Massimo!“ redete ich ihn an.

Er sah mich ein Weilchen stumm an, dann sagte er mit stammelndem Ton und verzerrtem Munde, als wenn er einen schlechten Spaß machte: „Sehen Sie, ich kann mich nicht mehr bewegen, ich bin hier angenagelt; Sie haben nicht gesehen, welche Anstrengungen ich gemacht habe, meinen gesunden Arm aufzuheben, den Arm, der vor zwei Stunden noch gesund war, es ist mir nicht geglückt; ich möchte Ihnen die Hand drücken, aber ich kann nicht; drücken Sie sie mir . . .“ Ich ergriff seine kalte und kraftlose Hand, er sah mich an und sagte: „Ich fühle nichts.“

„Ich sterbe,“ fügte er gleich darauf hinzu, „ich hätte es nicht gedacht. Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben. Was wollen die Götter mit mir anfangen? . . . Hat man nach einem Priester geschickt?“

Checchetta machte ein bejahendes Zeichen.

„Er mag immerhin kommen,“ fuhr der Doctor fort, „wir werden uns mit wenigen Worten verständigen; ich will dem Dorfe kein Aergerniß geben und werde als guter Christ sterben. — Ich hörte mehrere Leute heraufkommen; wer ist noch da?“

Ich nannte ohne Zögern den Namen Corporal Sylvester's und sah einen Schatten über die Stirn des Sterbenden ziehen.

„Warum kommt er nicht herein?“

„Er wagt es nicht, er fürchtet Ihr Mißfallen zu erregen. Auch Frau Lucia ist gekommen, aber sie ist unten geblieben und weint.“

„Corporal Sylvester!“ rief der Doctor mit aller Kraft.

Sogleich öffnete der alte Fechtmeister die Thür ein wenig und steckte seinen grauen Kopf herein.

„Corporal Sylvester,“ wiederholte der Doctor, „kommen Sie herein; ich habe keinen Groll gegen Sie; das ist vorbei, ich habe Ihnen vergeben. Ich sterbe, Corporal Sylvester.“

Die Augen des Alten füllten sich mit Thränen.

„Von Rechts wegen hätten wir vor Ihnen sterben müssen, wir sind alt und zu nichts mehr nütze auf der Welt; Sie sind jung und kräftig, Sie hätten noch lange leben können; es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden; aber Sie sollen auch nicht sterben, Sie werden nicht sterben . . .“

„Ich sterbe, Corporal Sylvester.“

„Nein, Herr Doctor,“ beharrte der Alte, „es ist unsere Pflicht, eher zu sterben, das ist contractlich festgesetzt und steht auf einem Stempelbogen geschrieben . . . es darf nicht sein, daß Sie sterben, ehe Sie unser Haus in Besitz genommen haben. Wie könnten wir mit ruhigem Gewissen weiter leben, wenn Sie sterben?“

„Mein Erbe,“ sagte der Doctor, „wird Ihnen die Leibrente zahlen, so lange Sie leben, und ich empfehle Ihnen, noch recht lange zu leben.“

Er wollte lächeln bei diesen Worten und machte wieder eine seltsame Grimasse.

Eben kam der Priester, und wir zogen uns in ein anderes Zimmer zurück; nach wenigen Minuten schon rief uns der Doctor wieder zu sich.

„Alles abgemacht," sagte er, „Alles in Ordnung, nicht wahr, Hochwürden?"

Der Priester sagte weder Ja noch Nein.

Den ganzen Tag über wimmelte es von Besuchern im Hause des Kranken, und dieser wollte sie Alle sehen und sprach mit Jedem von ihnen, so lange seine Zunge ihm gehorchte. Er wollte mit Anstand sterben und ergab sich nicht bis zum letzten Augenblick. Gegen Mittag rief er mich heran und sagte: „Es geht zu Ende. Ich habe ein Testament gemacht; es liegt drinnen im Schreibtisch, im ersten Fache. Sorgen Sie für dessen Gültigkeitserklärung und Vollstreckung; mein lieber Vetter könnte sonst Schwierigkeiten machen. Es steckt in einem gelben Umschlag, nehmen Sie es gleich an sich . . ."

In dem Schreibtisch, im ersten Fach, fand ich ein gelbes versiegeltes Couvert; ich hielt es ihm vor die Augen.

„Stecken Sie es in die Tasche," sagte er zu mir, und ich gehorchte.

„Corporal Sylvester," fügte er hinzu, „lassen Sie das Weinen, es ist kein Grund dazu; Sie werden sehen, es ist so am besten. Ich habe Ihnen vergeben."

Gegen zwei Uhr Nachmittags begann ihm die Stimme zu versagen, doch er redete noch mit den Augen; dann wurden ihm die Augen schwer und endlich schloß er sie. Mit Eintritt der Dunkelheit gab er den Geist auf.

Das eigenhändig geschriebene Testament des Doctor Massimo ernannte zum Haupterben ein Asyl für Obdachlose; als Legat hinterließ er dem Corporal Sylvester das Häuschen am Ufer der Sansobia.

Der alte Fechtmeister und seine Frau waren so betrübt über den Tod des Doctors und klagten sich selbst so eifrig an, seinen Tod durch ihr zu langes Leben beschleunigt zu haben, daß sie gar nicht zum rechten Genuß des Glückes kamen, sich zum zweiten Male als Herren des weißen Häuschens zu wissen.

Als aber der Doctor Massimo auf den kleinen Kirchhof hinausgetragen war und sie ihr Requiem an dem frischen Grabe gebetet hatten, schien ihr Gemüth sich zu beruhigen, sie trösteten sich damit, daß wir doch Alle einmal sterben müssen. Und später gab das Glück, ruhig weiterleben zu können, ohne einen Mitmenschen dadurch zu kränken, ihrem Alter neuen Glanz. In jener Voraussetzung freilich irrten sie sich, und ich mußte das Corporal Sylvester bemerklich machen.

„Wie so denn?" rief er, „jetzt, da das Häuschen zum zweiten Mal unser Eigenthum geworden ist und wir in unserm Testament darüber verfügen dürfen, wer kann da noch unsern Tod wünschen?"

„Allerdings wünscht ihn Niemand mehr, denn der Erbe ist eine wohlthätige Anstalt, die gern und ohne Murren die Leibrente bezahlen wird. Da haben Sie Recht."

„Die Leibrente! . . . eine wohlthätige Anstalt! . . . Sie meinen das Asyl für Obdachlose? Wenn aber das Haus doch uns gehört! . . ."

Er vermochte es nicht zu fassen, daß ihm das Haus und die Leibrente zu gleicher Zeit gelassen sein könnten, und es bedurfte einer weitläufigen Auseinandersetzung, um ihn zu überzeugen, daß dies kein bloßer Advocatenkniff sei,

sondern daß die Monatsrente und das Haus zwei Sachen seien, die nichts mehr mit einander zu thun hätten, weil die Rente ihm durch einen Vertrag inter vivos zugesichert wäre und der Besitz des Hauses durch den letzten Willensact einer dazu vollberechtigten Person.

Er fuhr fort, den Kopf zu schütteln und rief die Fassungskraft seiner Frau zu Hilfe.

„Höre nur, Lucia, sie lassen uns die Rente und nehmen uns doch das Haus nicht . . . Ist das eine Möglichkeit?"

Frau Lucia sah mir ins Gesicht, um sich zu überzeugen, daß ich nicht scherze, schüttelte gleichfalls den Kopf und fand zuletzt keine andere Erklärung als eine, welche meiner Eitelkeit schmeichelte: „Wenn der Herr Rechtsanwalt es sagt!"

XIII.

Als ich im nächsten Jahre wieder nach Albissola kam, näherte ich mich dem Olivenwäldchen, welches das weiße Haus verbarg, nicht mehr mit bangen Ahnungen; ich wußte genau, daß Corporal Sylvester ebenso wie seine Frau gesund und munter waren, ich wußte sogar, daß sie alle Beide etwas beleibter geworden und daß die wandernden Schmerzen, die sie bei Lebzeiten des Doctor Massimo an allen möglichen Körpertheilen empfunden, gänzlich aufgehört hatten; ich wußte, daß Mariuccia täglich hübscher wurde und immerfort sang, bis ihr der Athem ausging; ja, ich wußte Alles. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Corporal Sylvester, seitdem er reich geworden war, von Zeit zu Zeit einen franʼirten Brief spendirte und mir von seinem Leben berichtete.

Eines aber fiel mir doch auf, als ich vor dem weißen Häuschen ankam: an der Hausthür las man die Inschrift des Corporals Sylvester, aber Rosetta's Name war verschwunden.

„Ich kann ihn immer noch lesen," sagte mir später der alte Fechtmeister.

Was war mit Rosetta geschehen?

Sie war noch einmal dagewesen, im Monat Januar, wieder an einem Sonntage, wieder zu der Zeit, da die Alten in der Kirche waren; sie hatte mit Mariuccia gesprochen, hatte sie geküßt und war fortgegangen. Vor dem Vater und der Mutter wollte sie sich nicht sehen lassen.

„Aber sie liebt uns doch noch!" sagte Corporal Sylvester seufzend; „wenn sie uns nicht liebte, was triebe sie dann hierher? Eines Sonntags war ich in Versuchung, nicht in die Kirche zu gehen, sondern sie zu erwarten; eine Ahnung sagte mir, sie würde kommen; aber sie kam nicht. Und es ist so am besten; es wäre ihr unangenehm gewesen."

Das Sonderbarste bei dieser ganzen Geschichte war, daß auch Mariuccia von einer seltsamen Leidenschaft für Rosetta ergriffen war; Rosetta sehen und sie lieben, schien ein und dasselbe zu sein — und war das nicht gerade ihr Unglück gewesen? Auf jeden Fall aber verdiente Mariuccia alles Lob, daß sie nicht eifersüchtig war, daß sie von der blonden Dame gern und neidlos sprach, obgleich sie nun wußte, dieselbe war ihre Nebenbuhlerin, und daß sie selbst diese mit Ungeduld erwartete.

In diesem Jahre erfüllte der Strand von Albissola, mit Badehütten und

schönen Damen bevölkert, Gerolamo mit dem höchsten Stolz, und man sah ihn jetzt häufig am Wasser, ganz in kühne Pläne vertieft. Und neben den Hütten Gerolamo's erschienen auch einige andere, von treuen Badegästen selbst errichtet, abenteuerliche Bauwerke von höchst bemerkenswerthem Stil, die in der Geschichte von Albissola für alle Zeit eine Rolle spielen werden.

Im selben Jahre sah Albissola die erste Blütheperiode einer Musikbande, einer wahren, wirklichen Badecapelle — Trompeten und Pauken, Tamburine, Trommeln, Flöten und Pfeifen, Alles war vertreten — eine Capelle, die nach wenigen Tagen ernsten Studiums schon gelernt hatte, die Klänge der Garibaldi-Hymne weithin über Meer und Land zu schmettern.

Noch andere große Dinge sollten sich in diesem Jahre zu Albissola ereignen: Frau Lucia hatte mir zu verstehen gegeben, was ihrem Alten nicht gelungen sei, werde sie erreichen, wenn Rosetta nur noch einmal käme; und sie wußte bestimmt, sie würde kommen.

„Das alte Schlauköpfchen ist sie immer noch, aber Mutter Lucia ist doch noch klüger, man hat seine weißen Haare nicht umsonst."

Der kluge Anschlag Mutter Lucia's aber war dieser: sobald die blonde Dame eingetreten sein würde, sollte Mariuccia unter irgend einem Vorwande auf den Boden laufen und aus der Dachluke ein Tuch heraushängen lassen; dann sollte sie Rosetta sagen, die Herrschaft werde diesmal den ganzen Vormittag wegbleiben. So könnten sie und ihr Corporal, wenn sie aus der Kirche kämen und das Tuch erblickten, sich hinter irgend einem Gegenstande verstecken und würden sie aufs Bequemste beobachten können. Ob sie die Kraft haben würde, Rosetta ohne Umarmung wieder gehen zu lassen, wußte sie noch nicht; doch das waren spätere Sorgen. Alles hing von Mariuccia ab; wenn sie nur die fromme Lüge ohne Erröthen herausbrachte, mußte die Sache vortrefflich gehen.

Der Gedanke mit dem Tuche war nicht übel, und Mariuccia versprach, sich bei der Lüge nicht ertappen zu lassen. Aber Rosetta, als wenn sie die Falle geahnt hätte, ließ sich nicht fangen; ein Sonntag nach dem andern verging, ohne daß sie erschienen wäre. Eines Morgens kam ein eingeschriebenes Paket an Corporal Sylvester. Das war auffallend, denn der Alte entsann sich nicht, jemals etwas Eingeschriebenes empfangen zu haben außer von dem seligen Doctor Massimo und von der Direction der Wohlthätigkeitsanstalt, welche die Verpflichtung der Leibrente überkommen hatte, und dann immer am Letzten des Monats. Jetzt aber hatten wir erst den Fünfzehnten im Juli, man denke!

Corporal Sylvester ahnte ein Unglück und sagte seiner Frau nichts davon. Und daran hatte er klug gethan; denn es war wirklich ein Unglück, ein schweres Unglück. Rosetta war todt. —

Das Paket enthielt wenige Zeilen von der Hand eines Notars auf einem Foliobogen und einen langen Brief voll Liebe und Leid, in welchem Rosetta, ihr Ende nahe fühlend, um Verzeihung bat und zum letzten Mal von Vater und Mutter Abschied nahm, einen jener Briefe, die man das erste Mal in einer Art Betäubung und später viele Male mit Thränen wieder liest, einen jener Briefe, deren Zeilen allmälig durch Thränen ausgelöscht werden.

Als Corporal Sylvester mir ihn zeigte, war die Schrift schon halb verwischt, und noch hatte ihn Mutter Lucia gar nicht gesehen!

In dem Paket lag auch eine Tausend-Francnote der Nationalbank, Rosetta hatte darauf geschrieben: „Für Mariuccia".

„Und was soll ich jetzt thun?" fragte Corporal Sylvester sich selbst, ängstlich umherblickend. „Wenn ich es meiner Alten sage, wird sie krank vor Schreck und stirbt; und wenn ich es nicht sage ... Ach Rosetta! Arme, liebe Rosetta!"

Ich war außer Stande, ihn zu trösten. „Geben Sie mir den Brief zu lesen," sagte ich. Und ich las den rührenden Brief laut vor, damit Corporal Sylvester sich in Thränen Luft machen könnte, statt sich in stummem Schmerz zu verzehren.

Rosetta's Brief enthielt ein Räthsel, auf das der Alte nicht geachtet hatte. Er deutete auf den Besuch im weißen Häuschen hin, nannte ihn aber ausdrücklich den einzigen Besuch. Und doch war unsers Wissens Rosetta noch zweimal nach dem ersten Besuch im Hause gewesen. Corporal Sylvester fehlte an diesem Tage die Fassungskraft für meine Beobachtung, nachher aber wurde er auch stutzig, und weil er sich die Sache nicht erklären konnte, suchte ich nach einer Lösung des Räthsels.

„Vielleicht," sagte ich, „glaubte sie sich selbst zu hart zu verklagen, wenn sie eingestand, daß sie noch zweimal die Kraft hatte, in das Häuschen zu kommen, ohne Vater und Mutter abzuwarten."

„So wird es sein, so wird es sein," sagte der alte Fechtmeister.

„Oder vielleicht," fuhr ich in meinen Vermuthungen fort, „vielleicht wollte sie deshalb ihre erneuten Besuche verschweigen, weil sie Mariuccia so sehr gebeten hatte, nichts davon zu sagen."

„So wird es sein, so wird es sein ..."

Indessen gingen die Tage hin; Frau Lucia wußte immer noch nichts von dem Unglück, und Corporal Sylvester fragte sich immer noch: „Wie fange ich es an, es ihr beizubringen?" Er war so hingenommen von diesem Gedanken, daß sogar Mariuccia es bemerkte und ihn jeden Morgen fragte: „Was haben Sie, Papa Sylvester?" Und wenn er entgegnete: „Ich habe nichts," blieb sie bestimmt dabei: „Ich weiß, was Sie haben."

Eines Sonntags traf ich Corporal Sylvester und seine Frau nach der Kirche. Ein Blick des Alten genügte, mich zu verständigen, daß Mutter Lucia noch nichts wußte; doch auch ohne diesen Blick hätte ich es leicht gemerkt. Die Alte war durch ihre gewöhnliche Ahnung beunruhigt; ihre Stimme zitterte, und sie schien zwischen dem Wunsche, rasch nach Hause zu kommen, hin- und herzuschwanken.

„Es wird Zeit sein, nach Hause zu gehen; nicht wahr, Michele? Wie viel Uhr ist es, Michele? Wir wollen langsam nach Hause gehen ..."

Wir gingen langsam dem Hause zu, doch allmälig ließ Frau Lucia uns eine Strecke hinter sich und zwang uns zu beschleunigtem Gange, um mit ihr Schritt zu halten. „Welche Qual!" murmelte Corporal Sylvester; „sie hofft, daß Rosetta uns im Hause erwarte. Es ist eine Qual, sie so zu betrügen, und doch, wie soll ich Unglücklicher es anfangen, ihr Alles zu sagen?"

Als wir auf dem Pfade durch die Maulbeerbäume waren, wandte Frau Lucia sich ein wenig von demselben ab, um von der Stelle, wo man das Haus

sehen konnte, einen Blick zwischen den Oliven hindurch zu werfen. Kaum war sie an dem Beobachtungsposten angekommen, als sie einen lauten Schrei ausstieß und uns mit heftig bewegten Armen herbeirief, ohne sich umzuwenden. „Was ist geschehen?" stammelte Corporal Sylvester.

„Rosetta!" sagte die Alte mit fast versagender Stimme.

„Rosetta! Wo?"

„Da, da, im Dachfenster ... das Tuch!"

Aus dem Dachfenster hing in der That ein Tuch, sonst war nichts zu sehen, und der alte Fechtmeister, der bei der Ankündigung des Geistes einer Verstorbenen erbleicht war, drückte die Hände gegen die Stirn und sagte nichts.

„Komm!" sagte Lucia und eilte uns voran.

„Was ist Mariuccia in den Sinn gekommen, ein Tuch ins Dachfenster zu hängen?" fragte mich Corporal Sylvester.

Mariuccia stand in der Hausthür, und sobald sie uns kommen sah, lief sie fort, kam aber sogleich wieder.

„Ist sie gekommen?" fragte Mutter Lucia leise; „wo ist sie? Sag' es gleich!"

Mariuccia blickte heimlich den Vater an, der nichts fragte, und zögerte mit der Antwort.

„Wo ist sie? Sag' es! ..."

„Sie ist fortgegangen," stotterte das Mädchen.

„Das ist nicht wahr, Du wirst ja roth, sie ist oben! Sag' es mir, Mariuccia, habe keine Furcht, ich fühle mich stark."

Mariuccia warf noch einen Blick auf den Vater, der immer noch nichts sagte, erröthete noch tiefer und wiederholte: „Wirklich, sie ist fortgegangen; sie wollte nicht bleiben, aber sie sagt, sie werde bald wiederkommen ..."

„Und wie sah sie aus? Und was hat sie gethan? Und was hat sie noch gesagt?" fragte Corporal Sylvester mit bewegter Stimme.

„Sie hat dasselbe gethan wie die anderen Male, ist durchs ganze Haus gegangen, hat die Kopfkissen geküßt ... als sie eintrat, sagte sie ... was sagte sie doch ... warten Sie ..."

Corporal Sylvester ließ sie nicht ausreden; mit stürmischer Zärtlichkeit, die Mariuccia einen großen Schrecken einjagte, eilte er auf sie zu, faßte ihr kluges Köpfchen mit den zitternden Händen und zog es an seine Brust.

„Warten Sie ... jetzt erinnere ich mich," sagte das Mädchen.

„Schweig," murmelte der Vater und küßte sie, „schweig ganz still!"

Und zu Frau Lucia, die verwirrt aufblickte und nichts begriff, sagte er: „Fasse Dich, Lucia! Es ist nicht wahr, daß Rosetta hier gewesen ist, es ist nicht wahr, daß sie wiederkommen wird ... aber eine Tochter hast Du doch im Hause, eine Tochter, die Dich liebt und bis zu Deinem Ende nie verlassen wird ..."

„Rosetta ist nicht hier gewesen!" murmelte die Alte, „und wie kannst Du wissen, daß sie nicht mehr wiederkommen wird?"

„Was ich weiß, sollst Du auch erfahren," antwortete Corporal Sylvester, „aber erst nachher; jetzt gib Mariuccia einen Kuß ... Und Du heb' den Kopf hoch, Mariuccia ... sieh, wie roth Du geworden bist, das Lügen wirst Du Dir abgewöhnen ... Gib ihr einen Kuß, Lucia, gib ihr einen Kuß, sie hat ihn verdient ..."

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

In der deutschen Chronik des letzten Monats hat die Feier des siebenzigsten Geburtstages des Reichskanzlers eine Rolle gespielt, von der Freunde und Gegner gleich unumwundenes Zeugniß ablegen mußten. Zum ersten Male während eines tausendjährigen Bestandes ist Deutschland in der Lage gewesen, einen nationalen Staatsmann zu feiern: schon aus diesem Grunde nimmt der erste April 1885 eine Ausnahmestellung in der Geschichte ein und ist die Feier desselben in einem Umfange begangen worden, der alle Vergleichungen ausschließt. Ein Lebendiger, kein Todter, ein Mann der That, kein Dichter und Denker, ein Staatsdiener, kein gekröntes Haupt wurde gefeiert — und dennoch nahm das gesammte Vaterland, nahm die Bevölkerung aller Landestheile, aller Gesellschaftsschichten und nahezu aller Parteien an diesem Feste Theil; ein Vorgang, der in der deutschen Geschichte beispiellos dasteht, vielleicht beispiellos bleiben wird. Die sich grollend bei Seite hielten, haben den eigenen Genossen gegenüber zu gewundenen Erklärungen Veranlassung nehmen müssen, die von Entschuldigungen kaum zu unterscheiden gewesen sind und die höchstens da Verständniß gefunden haben, wo man die gesammte deutsche und europäische Geschichte des letzten Vierteljahrhunderts verneinen zu können glaubt. Was von dem Ernst solcher Verneinungen zu halten ist, lehrt jede Vergleichung zwischen der Weltlage von Sonst und Jetzt. Einerlei, ob man die Geschichte der deutschen Einheitsbewegung, die Chronik der internationalen Beziehungen zwischen den führenden Staaten und Völkern des Welttheils oder ob man die Blätter aufschlägt, auf welchen der Gang der socialen Entwicklung Europa's verzeichnet steht, — auf jedem Blatte kehrt der eine Name wieder, der am 1. April d. J. von den Vogesen bis zur Weichsel, von der Alpenwand bis zur Königsau gefeiert wurde. Jede Nennung dieses Namens aber ist mit einem Erfolge gleichbedeutend, der unter andern Verhältnissen und zu andern Zeiten ausreichend gewesen wäre, seinem Träger einen Platz in der Weltgeschichte zu sichern.

„Wer nennt das Glück noch falsch? Ihm war es treu,
Hob aus der Menschen Reihen ihn heraus,
Mit Liebe durch des Lebens Stufen ihn
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend,
Nichts ist gemein in seines Schicksals Wegen."

Die Früchte dieses unwandelbar getreuen, dem Verdienste gepaarten Glücks aber sind in reichstem Maße über ein Volk ausgegossen worden, das von der Gunst politischer Geschicke sonst wenig zu rühmen hatte und dem das wunderbare Loos gefallen war, binnen zweier Jahrzehnte die Versäumnisse von vier Jahrhunderten nachholen zu können. Nie hat eine so lange Reihe großer und stolzer Tage so ausschließlich auf einen Mann zurückgeführt werden können, wie das mit dem Gefeierten am 1. April 1885 der Fall gewesen ist. Daß das deutsche Volk sich die Freude an diesem Tage nicht hat verkümmern lassen, und daß die äußere Ausgestaltung desselben alle, auch

die gespanntesten Erwartungen übertroffen hat, ist ein Beweis für die Gesundheit des deutschen nationalen Sinnes und für die Reife unserer politischen Bildung gewesen, von welchem Mit- und Nachwelt Act zu nehmen haben werden. Mindestens einem großen Deutschen ist es erspart geblieben, zum Ankläger seiner Nation zu werden.

Die der Feier des ersten April gewidmete Woche ist in Deutschland so ausschließlich von festlichen Gedanken und festlichen Vorbereitungen ausgefüllt gewesen, daß die gleichzeitigen Vorgänge in den Nachbarländern geringere Beachtung gefunden haben, als sie verdienten. Von dem Blitze, der das längstlebige und glücklichste der achtzehn seit dem Jahre 1870 über Frankreich waltenden Ministerien getroffen hat, läßt sich allerdings nicht behaupten, daß er aus heiterem Himmel niedergefallen sei. Am Osten des französischen Horizonts hatten längst Wetterwolken gestanden, die eine Katastrophe ahnen ließen; von dem Satze, nach welchem die Völker geschlagen werden, wenn die Fürsten deliriren, gilt für Frankreich ja schon seit neunzig Jahren das Gegentheil. Immerhin ist es für Europa eine Ueberraschung gewesen, daß der Staatsmann, der die Gefahren der französischen Verfassungsrevision und einer dauernden Isolirung seines Vaterlandes zu beschwören und über die Anfänge einer schweren industriellen Krisis hinwegzukommen gewußt hat, der ersten Erregung seiner Mitbürger über Négrier's militärisches Mißgeschick sofort zum Opfer gefallen ist. Von einer Mitschuld Ferry's an der erlittenen Schlappe und an der Preisgebung Longsons konnte vernünftiger Weise ebenso wenig die Rede sein, wie von berechtigten Vorwürfen gegen die in China befolgte Politik seiner Regierung. Zu jedem einzelnen Schritte derselben ist die Zustimmung der Kammer eingeholt und die Unvermeidlichkeit einer energischen Fortsetzung des Krieges noch am Tage von Ferry's Sturz ausdrücklich und vorbehaltslos anerkannt worden. Zum Ueberfluß ist just an dem Tage der Einsetzung der neuen Regierung die Nachricht eingetroffen, daß das letzte Ziel der Bemühungen des früheren Ministeriums erreicht, das Brisson'sche Programm von dem Pekinger Tsung-li-Yamen angenommen und der Friedens-Präliminarvertrag bereits unterzeichnet worden sei! Die bloße Bereitschaft China's, unter den gegenwärtigen Verhältnissen und unmittelbar nach dem ersten von chinesischen Waffen erfochtenen Siege in Friedensverhandlungen einzutreten, bedeutet eine Rechtfertigung der Politik, über welche die Pariser Kammern am 28. v. Mts. den Stab gebrochen hatten — eine Rechtfertigung, deren es für denkende Beobachter der Zeitereignisse freilich überhaupt nicht bedurft hat. Die ostasiatische Expedition war ein Vermächtniß der Staatsweisheit Gambetta's, welches die Erben des Verstorbenen übernehmen mußten, weil das beneficium inventarii in der Politik keine Stelle hat. Nachdem einmal A gesagt worden, ist das B (die Nichtanerkennung der chinesischen Oberhoheit über Annam) ebenso unvermeidlich gewesen, wie der dem Verletzungsbruch des Tientsiner Vertrages folgende Angriff auf den Yünnan und die nordchinesischen Häfen.

Obgleich es allen Ernstes zu einer friedlichen Beilegung des chinesisch-französischen Conflicts kommen zu sollen scheint, wird man sich darauf gefaßt machen müssen, denselben in der Geschichte europäisch-asiatischer und europäisch-australischer Wechselwirkungen Epoche machen zu sehen. Wenn das himmlische Reich sich wirklicher Siege über die Franzosen auch nicht zu rühmen gehabt hat, so sind doch Beweise für die Widerstandsfähigkeit desselben geliefert worden, die mit der chinesischen Wehrlosigkeit früherer Jahre gründlich contrastiren, und uns eine Vorstellung davon geben, was von Peking aus geleistet werden kann, wenn man auf dem Wege der Zuhilfenahme europäischer Kriegsführungsmittel weiter fortfährt. Chinesen und Europäer sind durch die Geschichte der letzten Monate darüber belehrt worden, was von dem dreihundert Millionen Unterthanen umfassenden ältesten Staatswesen der Welt zu fürchten steht, wenn dasselbe von der ihm gebotenen Gelegenheit Gebrauch machen und sein Kriegs- und Verkehrswesen auf eine den europäischen Culturfortschritten auch nur annähernd entsprechende Höhe bringen will. Ist es mit Hilfe eines kleinen Häufleins in chinesische Dienste getretener deutscher und englischer Instructeure möglich gewesen, Frankreich monatelang Widerstand zu leisten und zu einem mehr als bescheidenen Friedensschlusse

zu bestimmen, so liegt die Frage nahe, was erst geschehen würde, wenn China ernstliche Miene machte, von seinen Machtmitteln Gebrauch zu machen. Bis zu einem gewissen Grade ist der starre Bann, der auf dem berühmten Reiche der Mitte lag, bereits gegenwärtig gebrochen. Die Gelegenheiten, europäische Lehrer dem chinesischen Interesse dienstbar zu machen, werden von Tag zu Tage zahlreicher — gleichzeitig aber macht sich die Nothwendigkeit immer dringender geltend, das Wirthschaftsgebiet des übervölkerten Staates weiter auszudehnen und für die überschüssigen Kräfte desselben Abfluß zu schaffen. Was aber wollen die durch die allmälige Erschließung China's gebotenen Handelsvortheile gegenüber der Gefahr bedeuten, die Schleusen dieses Völkermeeres geöffnet und die Fluthen desselben über die südöstliche Inselwelt Asiens und in weiterer Folge über Australien ergossen zu sehen? Daß die ungezählten, auf den Philippinen, den Sundainseln und den westpolynesischen Eilanden ansässigen Chinesen sich bisher mit einer secundären Stellung begnügten und den von den europäischen Colonisten aufgerichteten Ordnungen unterstellten, ist allein dem traditionellen Glauben an das unwiderstehliche Uebergewicht der spanischen, niederländischen, englischen u. s. w. Herren dieser Länder zu danken gewesen. Nach den Erfahrungen, welche bei Gelegenheit des französisch-chinesischen Conflictes und der französischen Fußfassung in Tonking und Annam gemacht worden, erscheint nahezu unvermeidlich, daß diese Vorstellungen sich allmälig wandeln und daß über kurz oder lang mit dem Versuche Ernst gemacht wird, die Vortheile auszubeuten, welche dem nächsten, mächtigsten und menschenreichsten Nachbarn der Gewässer des stillen Oceans zur Seite stehen. Es braucht nur auf das Beispiel des von chinesischen Eindringlingen überschwemmten Kalifornien hingewiesen zu werden, damit der Glaube an die jede Concurrenz ausschließende europäische Ueberlegenheit auch da erschüttert werde, wo man an den optimistischen Vorstellungen von der Solidarität aller menschlichen Bildungsinteressen und an dem Siegeszuge der christlichen Cultur noch festhält. Die Errungenschaften dieser Cultur sind im Laufe der letzten Jahrzehnte wiederholt und mit unzweifelhaftem Erfolge *gegen* die Urheber derselben angewendet und zahlreiche Beispiele dafür gesammelt worden, daß die technischen Fortschritte der Menschheit mit den moralischen nichts gemein haben: mit einem Concurrenten von der festen Structur und inneren Geschlossenheit des chinesischen aber haben wir es bisher noch nicht zu thun gehabt. Nur allzu leicht kann geschehen, daß die ihrer Zeit so überschwänglich gepriesene Zerstörung der chinesischen Mauer zum Signal für eine ernstliche Gefährdung der europäischen Colonisationen in Ostasien und Polynesien wird, und daß die letzten Tage der Erstarrung und Abgeschlossenheit des mandschurisch-chinesischen Staats- und Volksthums die Aera eines chinesisch-europäischen Kampfs um die Hegemonie über den fernen Südosten eröffnen!

Für die Gestalt, welche diese Verhältnisse annehmen, wird zunächst entscheidend sein, ob Frankreich trotz aller Halbheit und Fragwürdigkeit seiner in China errungenen Erfolge den Besitz Tonkins und Annams zu behaupten und in dem stillen Kampfe Sieger zu bleiben vermag, den das vom Yünnan aus unterstützte, wesentlich chinesirte Mandarinenthum der hinterindischen Länder gegen die europäische Cultur führt. Selbst im günstigsten Falle wird die Vertheidigung der von den Franzosen gewonnenen Position fortgesetzte Geld- und Menschenopfer in Anspruch nehmen und die Leistungsfähigkeit der Republik auf harte Proben stellen. Einer im großen Stile getriebenen Colonialpolitik ist die vorschreitende Demokratisirung Frankreichs aber nichts weniger als günstig. Die *Masse* des französischen Volks hat den überseeischen Unternehmungen Gambetta's stets lau und ablehnend gegenüber gestanden, — unter den Parteien der Opposition (der monarchischen wie der radicalen) aber macht die Antipathie gegen außerhalb Europa's gesuchte Kriegsabenteuer sichtbare Fortschritte. Der ostasiatische Krieg war eine Angelegenheit der Regierung, welche die herrschende opportunistische Partei unterstützen *mußte*. Wie lange wird diese Partei aber noch am Ruder bleiben? Bisher war die Meinung, die nunmehr definitiv beschlossene Einführung des Systems der Listenscrutinien werde zunächst und vor Allem der Sache des Opportunismus zu

Gute kommen und der herrschenden Partei mindestens bei den nächsten Wahlen zu einem entscheidenden Siege verhelfen. Seit dem Sturz des Ministeriums Ferry ist das zum mindesten zweifelhaft geworden. Von der Autorität, welche die bisherigen Machthaber erworben hatten, ist auf die Brisson, Freycinet und Genossen ein nur bescheidenes Theil übergegangen, — das Ansehen der Partei aber, welche die leistungsfähigste aller französischen Regierungen der letzten Jahre unter dem ersten Eindruck einer ungünstigen militärischen Meldung ohne Weiteres Preis gab, hat in den Augen des unbefangenen Theils der Nation entschieden gelitten. Nimmt man hinzu, daß mit dem nunmehr eingeführten Wahlsystem der Listenscrutinien unter ganz anderen, als den bei Votirung des Gesetzes bestehenden Verhältnissen die erste Probe gemacht werden und daß die unvermeidliche Umgestaltung des Personals der Präfecten mit den Wahlvorbereitungen direct zusammentreffen wird, so kann man sich dem Eindruck nicht wohl entziehen, daß Frankreich abermals vor einem Sprung in das Dunkle steht. Fehlt der mit radicalen Elementen versetzten neuen Regierung doch nicht nur die Autorität, sondern außerdem die feste Geschlossenheit ihrer Vorgängerin. —

Nie ist die Kurzsichtigkeit der immer nur mit den nächsten Wirkungen ihres Thuns und Lassens vorhandenen Politik der neufranzösischen Demokratie klarer zu Tage getreten, als eben bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Listenscrutinien. Im Jahre 1882 war diese von der Regierung Gambetta's zur Cabinetsfrage gemachte Veränderung des Wahlsystems aus Rücksichten des gröbsten Partei- und Personeninteresses von der gegenwärtig ihrer Auflösung entgegengehenden Deputirtenkammer mit großer Stimmenmehrheit verworfen worden. Da die gegenwärtig erfolgte Annahme des Gesetzes auf dieselben selbstischen Rücksichten zurückzuführen ist, die unter den damaligen Verhältnissen zur Ablehnung führten, so liegt auf der Hand, daß die wichtige und folgenreiche Maßregel ausschließlich nach Gesichtspunkten der augenblicklichen Zweckmäßigkeit und der voraussichtlichen Einwirkung auf das nächste Wahlergebniß beurtheilt wird. Keine der in der Pariser Presse vorliegenden Kritiken des Gesetzes hat die Frage nach dem Verhältniß desselben zu dem bleibenden Staatsinteresse und der politischen Moral des französischen Volks auch nur gestreift. Und doch liegt vor aller Welt Augen, daß die beschlossene Beseitigung der einzelnen Wahlkreise und die unvermeidliche Concentration allen Einflusses auf die Departemental-Städte und die in diesen residirenden Parteicomités weitere Schritte zu Ertödtung alles selbständigen Lebens in den kleineren Kreisen und zur Auflösung der Nation in ein paar große Parteilager bedeuten. Aus dem Deutschen ins Deutliche übersetzt, will Herrn Waldeck-Rousseau's Ausspruch, daß das bisherige Wahlsystem die Zusammenfassung des politischen Einflusses und damit das Regieren erschwert habe, ja nichts weiter sagen, als daß man bei der Nothwendigkeit eines künstlich und auf Unkosten alles individuellen Lebens hergestellten Mehrheits-Regiments angelangt sei, welches auf Erstickung aller von den Parteischablonen unabhängigen Meinungen direct losgeht. Locale Autoritäten und Eigenthümlichkeiten sollen und dürfen nicht mehr in Betracht kommen, weil sie den Autoritäten der Centralstelle Abbruch thun und die Uniformität des Parteiwesens stören könnten. Es fehlt nur noch, daß aus den departementalen, durch das gesammte Staatsgebiet getragene Candidatenlisten gemacht und daß die Scrutinien nach Paris dirigirt werden, damit die Einförmigkeit eine vollständige wird und damit alles französische Leben der Zubereitung durch den hauptstädtischen Destillirapparat unterliegt. Nachdem eine so tief greifende Maßregel, wie diejenige der Mundtodtmachung der kleineren Kreise und des flachen Landes zu Gunsten der Departementsstädte fast widerspruchslos durchgeführt worden ist, stellt die vollständige Absorption französischen Denkens und Wollens durch die unersättliche Haupt- und Centralstadt sich als bloße Frage der Zeit dar. Demokratie und mechanische Uniformität sind in Frankreich gleichbedeutend geworden. Was die Revolution der Jahre 1789 bis 1805 angebahnt hatte, sucht die im Jahre 1871 begonnene Phase neuer Staatsumwälzungen zum Abschluß zu bringen. Die decentralistische Bewegung, welche nach der Capitulation von Paris durch Frankreich ging ist als definitiv gescheitert anzusehen, — die republikanische

Staatsform abermals zum Mittel für die Durchführung bedingungsloser Centralisation geworden.

Seit der russisch-englische Streit über die Nordgrenze Afghanistans in den Vordergrund der politischen Scene gerückt worden ist, nimmt die öffentliche Meinung von den Vorgängen in Frankreich und Aegypten nur noch so beiläufig Notiz, als ob Einwirkungen derselben auf die politische Gesammtlage vorläufig ausgeschlossen seien. Eigentlich in Betracht kommende Neuigkeiten aus dem Sudan haben seit den folgenlos gebliebenen Gefechten bei Haschin nicht vorgelegen und bis die englischen Heerführer in die Lage kommen, über wirkliche Erfolge zu berichten, wird die ungleich wichtigere Frage entschieden werden müssen, ob der russisch-afghanische Zusammenstoß vom 31. März eine bloße Episode oder zum Ausgangspunkte wichtigerer Ereignisse zu werden bestimmt ist. Auch in Rußland, wo man sich bisher die Miene sorgenlosen Vertrauens auf die britische Nachgibigkeit gab, ist der Eindruck von Komarow's überraschendem Vorgehen ein so großer gewesen, daß er die Beschäftigung mit anderen Dingen vollständig zurückgedrängt hat. Die verhängnißvolle Nachricht ist an dem letzten der drei Festtage der vielbesprochenen, von der Nationalpartei spannungsvoll erwarteten Methodiusfeier eingetroffen, und hat diese um den Rest ihrer angeblichen Bedeutung gebracht. Nachdem bekannt geworden war, daß Bulgarien (der historische Schauplatz der von der „absichtslos dichtenden Sage" nach Mähren verlegten Missionsthätigkeit der beiden Heiligen) eine specifisch bulgarische Feier begehen und die Velehrader Festlichkeiten ebenso wenig beschicken werde, wie die in Kiew und Moskau getroffenen Veranstaltungen, war das an den Methodiustag geknüpfte politische Interesse freilich schon erloschen. Das Fest der Erinnerung an die beiden Slawenapostel ist nicht zum Vereinigungspunkte, sondern zu einem Schiboleth der slawischen Stämme, zum Ausdruck der thatsächlich bestehenden Zerklüftung dieser Race geworden. Velehrad bildete das Centrum der immer dichter um das österreichische Banner geschaarten katholischen und unirten Westslawen — der junge bulgarische Staat bekannte sich auch bei dieser Gelegenheit zu dem Grundsatze, daß Bulgarien ausschließlich den Bulgaren (einschließlich denjenigen Ostrumeliens und der moldau-wallachischen Diaspora) gehöre und die von den orthodoxen Russen veranstaltete nationale und kirchliche Feier blieb auf Rußland beschränkt: die große panslawistisch-rechtgläubige Haupt- und Staatsaction, welche die Aksakow und Genossen geplant hatten, fiel ins Wasser und von der vielbesprochenen Angelegenheit war während der auf das Osterfest folgenden Woche auch in der Moskau-Petersburger Presse nur beiläufig die Rede. Man hatte Wichtigeres zu thun, als dem Cultus halb legendarischer Erinnerungen aus dem ersten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung zu huldigen. Am Vorabende der Festtage waren die Nachrichten von der Zusammenkunft bei Rawul Pindi und von dem verhängnißvollen Treffen bei Pendjeh in Petersburg angelangt, wo man die Einberufung der englischen Milizen und Reserve-Milizen ebenso leicht genommen hatte, wie die Drohungen der Londoner Presse. Ernsthaft waren diese Vorgänge allein in Börsenkreisen behandelt worden, welche das allmälige Weichen des Courses der Staatspapiere bereits seit Wochen peinlich empfanden. So lange es an der Grenze Afghanistans ruhig geblieben war, konnte man diesen Rückgang auf Rechnung des Eindrucks der von dem Finanzminister von Bunge projectirten Capitalrenten- und Couponsteuer setzen, deren Zusammentreffen mit den Verhandlungen über die letzte Granville'sche Note vielfach als Friedenssymptom, als Zeugniß unerschütterten Vertrauens der russischen Regierung auf eine allseitig befriedigende Lösung angesehen worden war. Tags nach den Meldungen über das Vorgehen Komarow's zeigte sich aber bereits, wie bedenklich eine Friedensstörung auf den gesammten russischen Staatscredit einwirken könne. Der Papierrubel, der um die Mitte des vorigen Monats mit 215 bezw. 212 notirt worden war, sank binnen vierundzwanzig Stunden von 203,50 auf 195,75, und den rententragenden Papieren vermochte auch die Nachricht von der vorläufigen Zurückziehung des Rentensteuergesetzes nicht mehr aufzuhelfen. Was seitdem über die englischen Stimmungen und über Lord Dufferin's energisches Verlangen nach einer den Widerstand Afghanistans ermuthigenden Politik bekannt geworden, bewies weiter, daß das seit

fünfzehn Jahren in Petersburg sprichwörtlich gewordene „Les Anglais avaleront tout“ im vorliegenden Falle nicht mehr die frühere Geltung hat. Weil man sich in London nicht verhehlen konnte, daß ein abermaliges Zurückweichen Englands einem Verzicht auf die britische Großmachtstellung in zwei Welttheilen nahe kommen würde und daß der volle Rest altenglischen politischen Credits auf dem Spiele stehe, raffte man sich zu einer Entschlossenheit auf, die von der Volksstimmung längst gefordert worden war.

Wird diese Empfindung eine bleibende, den schließlichen Ausschlag gebende sein? Für den Augenblick ist Rußlands militärische Ueberlegenheit eine so unzweifelhafte, daß Illusionen über die Schwierigkeit der Lage auch bei den Anhängern der anglo-indischen Kriegspartei nicht wohl möglich sind. Bedürfte es gleich eines gewissen Zeitaufwandes, bevor auch nur zwei Drittheile der in Mittelasien disponiblen 50,000 russischen Soldaten nach Afghanistan vorgeschoben werden könnten, so steht doch fest, daß die englischen Streitkräfte mehrere Monate nöthig hätten, um bis nach Herat vorgeschoben zu werden und daß sie numerisch hinter den russischen zurückstehen werden. Rußland verfügt über Truppenmassen, zu denen es sein Rival unter keinen Umständen zu bringen vermöchte und es lebt außerdem mit aller Welt in Frieden, während England im Sudan engagirt und außerdem genöthigt ist, ein beträchtliches militärisches Contingent in Indien zu lassen. Auch damit hat es seine Richtigkeit, daß die britische maritime Ueberlegenheit vorläufig nicht in Betracht käme und daß das britische Reich noch zahlreichere verwundbare Punkte hat, als das russische. Fraglich erscheint dagegen, welcher der beiden streitenden Theile den Druck und die Beschwerden des Kriegszustandes länger auszuhalten vermöchte. Verglichen mit der Krisis, welche auf das industrielle, commerzielle und ländliche Wirthschaftsleben Rußlands drückt und deren Schwere sich im Kriegsfalle zum mindesten verdoppeln würde, kommen die in England fühlbar gewordenen ökonomischen Schwierigkeiten kaum in Betracht. Das Handelsvolk, dessen Verbindungen die gesammte Erde umfassen, weiß auch „vom Kriege zu verdienen“ und würde von Hause aus auf eine längere Periode militärischer und finanzieller Opfer eingerichtet sein. Zähigkeit ist von je die Haupttugend der anglo-britischen Race gewesen, an Mitteln zur Bestreitung der erforderlichen Kriegsaufwendungen fehlt es nicht und die von Rußland angedrohte Ausgabe von Kaperbriefen wäre durch die nothwendige Rücksicht, welche auf die Interessen der Neutralen genommen werden müßte, im Voraus der Gefährlichkeit entkleidet. Es wird darum die Frage sein, ob das heutige, durch die Minirerarbeit der nihilistischen Agitation in seiner festen Structur geschädigte Rußland auf die Wechselfälle eines längeren, von sofort fühlbar werdenden wirthschaftlichen Einbußen begleiteten Krieges gleich gut eingerichtet ist. Wenn die ernsthaften mit der Lage der Verhältnisse vertrauten St.-Petersburger Staatsmänner die Erhaltung des Friedens seit Jahr und Tag als dringendstes Bedürfniß des Reichs bezeichnen und die publicistischen Vertreter des thatenlustigen Panslawismus kurzweg gedankenloser Leichtfertigkeit beschuldigen, so ist das mehr als Phrase. Die Anschauungen der Regierungskreise aber werden von dem weitaus größten Theile der Nation getheilt, die zu allen asiatischen Vergrößerungsplänen kühl gegenüber stand. Gerade von slawistischer Seite ist gegen den Gedanken eines der afghanischen Grenze wegen geführten Krieges zuerst und am nachdrücklichsten Verwahrung eingelegt und im Eifer des Gefechts die sinnlose Behauptung aufgestellt worden, Deutschland sei es, welches den russischen Staat in einen asiatischen Krieg treiben und dadurch für Oesterreich-Ungarn freie Bahn nach Konstantinopel und Salonichi schaffen wolle! Traditionell sind die Augen des russischen Volks einmal auf den europäischen Südosten, auf das „zweite Rom“ am Bosporus gerichtet, während die Ausdehnung der russischen Machtsphäre in Asien höchstens da Anhänger zählt, wo die phantastische Meinung Kaiser Paul's I., daß der Weg nach Zargrad (Konstantinopel) über Indien genommen werden müsse, Wurzel geschlagen hat. Dem Ruf des Zaren würde das Volk in jedem Falle den schuldigen Gehorsam leisten, Begeisterung vermöchte der Gedanke eines Marsches auf Herat dagegen nirgends zu wecken.

Solcher Sachlage gegenüber spricht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daß Rußland bis an die Grenze des Möglichen gehen werde, um sich die Vortheile des Friedens zu erhalten. Diese Grenze ist seit dem Zwischenfall am 30. März allerdings ziemlich eng gezogen. Zu einer Preisgebung des General Komarow wird man sich schon aus Rücksicht auf die Armee und in Erinnerung daran nicht entschließen, daß gegen die afghanische Besitzergreifung Pendjeh's wiederholt Verwahrungen eingelegt worden waren. Ebenso verständlich erscheint aber, daß Lord Dufferin und Sir Peter Lumsden auf die Ergebenheit und Treue Abdurrahman's nicht mehr zählen zu können glauben, wenn die den afghanischen Truppen bereitete Niederlage gleichgültig hingenommen und keine Genugthuung für dieselbe geleistet wird. Daß der Emir bereits gegenwärtig zu Rußland neige und daß er einen Durchzug britischer Truppen durch sein Staatsgebiet nur ungern und bedingungsweise zulassen würde, ist vorläufig bloße Hypothese. An der Behauptung Herats muß den Afghanen ebenso viel gelegen sein wie den Engländern, und daß die Sicherheit dieser Stadt gefährdet sein würde, wenn Rußland südlich von Paropamisus seine Grenzpfähle aufrichtete, hat Abdurrahman ausdrücklich und wiederholt anerkannt. Bei dem Entschluß, den bisherigen Besitzstand aufrecht zu erhalten, kann und wird der Emir aber nur festgehalten werden, wenn das Vertrauen auf das englische Bündniß seine Russenfurcht überwiegt. Beiden Theilen muß darum an einem möglichst imposanten Eindruck ihres Vorgehens gelegen sein. Beide berufen sich mit Fug und Recht darauf, daß sie mit Orientalen zu rechnen, orientalische Anschauungen und Vorurtheile zu berücksichtigen haben, wenn sie die einmal gewonnenen Stellungen behaupten wollen. Nicht die Sache selbst, sondern die existimatio rei bildet danach die Schwierigkeit, deren Hinwegräumung Russen und Engländer im wohlverstandenen eigenen und allgemeinen Interesse anstreben. Vermittlungen Dritter haben wenig Aussicht auf Erfolg, weil es sich weder in Petersburg noch in London um Kriegsgelüste, sondern für beide Cabinette um asiatische Rücksichten handelt, auf welche keine europäische Großmacht Einfluß zu üben vermag und die auf die Betheiligten selbst zwingend einwirken. — Die europäische Diplomatie hält nichtsdestoweniger an der Meinung fest, daß es zum Aeußersten nicht kommen werde und daß die Gefahren eines Kriegsspiels zu dem Einsatz außer allem Verhältniß stehen. Dem Grundsatze „Wahrhaft groß heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen" steht aber bekanntlich die Einschränkung gegenüber, „wenn Ehre auf dem Spiele steht", müsse selbst „ein Strohhalm groß verfochten werden". Um mehr wie einen Strohhalm handelt es sich aber unzweifelhaft bei der Frage, wo Afghanistans natürliche Nordgrenze liegt, und daß mindestens nach der Meinung Abdurrahmans „Ehre auf dem Spiele steht", wird gleichfalls nicht bestritten werden können. So liegt die Gefahr einer Friedensstörung ungleich näher, als noch vor vier Wochen für möglich gehalten worden war. Wer aber wollte und wer vermöchte Bürgschaft für die Folgeereignisse und für die Wirkungen zu übernehmen, die ein in Mittelasien entbrannter Krieg zwischen den beiden ausgedehntesten Staaten der Erde auf unsern Welttheil üben kann? Nun das Eine wissen wir, daß man nirgend in Europa friedfertiger, aber auch nirgend vertheidigungsmächtiger dasteht, als bei uns.

Literarische Rundschau

Ein neues Buch über Rußland.

Russische Leute. Von Friedr. Dernburg. Berlin, Julius Springer. 1885.

Von der großen, in beständiger Zunahme begriffenen Zahl deutscher Publicationen ist das vorliegende Buch in mehr als einer Rücksicht vortheilhaft unterschieden. Der Verfasser berichtet ausschließlich über das, was er selbst gesehen und gehört hat; abweichend von der Mehrheit seiner Vorgänger unterläßt er es, den Leser mit Namen und Zahlen zu überschütten, die sich aus statistischen und geographischen Hilfsbüchern unschwer entnehmen lassen und zu deren Controle es dem Reisebeschreiber an Zeit und Gelegenheit begreiflicher Weise gefehlt hat. Solche Unterlassung aber erklärt sich daraus, daß Herr Dernburg trotz der Kürze seiner russischen Reisezeit von Land und Leuten genug gesehen hat, um zu wissen, daß die dem Ausländer zunächst in die Augen fallenden und von der officiellen Schriftstellerei mit besonderer Vorliebe behandelten Seiten russischen Lebens bloße Bühnenspiele sind, die nach der Richtung hin agirt werden, in welcher das europäische Publicum sitzt. — Der nämlichen Einsicht in das Wesen russischer Eigenthümlichkeit dürfte es zuzuschreiben sein, daß der Verfasser mit seinem letzten Urtheil über die zu seiner Wahrnehmung gelangten Einzelerscheinungen weise zurückhält. Er beschränkt sich darauf zu sagen, wie die russischen Menschen und Dinge ihm, dem Westeuropäer, vorgekommen sind, er läßt aber allenthalben durchsehen, daß er zwischen Erscheinung und Wesen zu unterscheiden wisse. Und doch würden Urtheile ihm ungleich besser zu Gesichte stehen, als Andern. Neben einer Unbefangenheit und Parteilosigkeit, wie sie bei modernen Publicisten nur selten vorkommt und wie sie in unsern Tagen gespreizter politischer, nationaler und kirchlicher Gegensätze besonders wohlthuend wirkt, besitzt der Verfasser ein politisches Witterungsvermögen, eine instinctive Fähigkeit zur Wahrnehmung der entscheidenden Momente, die ihn fast nie irre leitet, und zum Verständniß fremder Verhältnisse in eminentem Maße befähigt. Die Fähigkeit zu dem, was Goethe „das richtige Aperçu" nennt, tritt bereits in dem ersten, der Schilderung Warschau geltenden Drittheil des Dernburg'schen Buchs überraschend zu Tage. Ueber russisch-polnische Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen gibt es eine ganze, vornehmlich von landeskundigen Russen geschriebene interessante Literatur: auch neben den besten Stücken derselben darf die Dernburg'sche Darstellung sich sehen lassen, weil sie unter die richtigen Gesichtspunkte gestellt und überdies so abgegrenzt ist, wie es einem Darsteller ziemt, dessen Aufenthalt auf polnischer Erde nach Tagen und Stunden gezählt hat.

Es mag dahingestellt bleiben, ob der Verfasser richtig daran gethan hat, von Warschau direct nach Moskau und weiter an die Wolga zu gehen und die Zwischenglieder (Litthauen, die baltischen Länder, St. Petersburg) zu überspringen, die den Uebergang aus der polnischen in die russische Hauptstadt vermitteln und das Verständ-

niß der letzteren wesentlich erleichtern. Frischer und lebendiger, als sonst geschehen wäre, hat die Moskowitische Wunderwelt der Raschheit des Scenenwechsels wegen allerdings auf den Reisenden gewirkt — von den romantischen Nebeln, die den geistreichen Beschauer beim Blick auf den Kreml umgeben, wären aber vielleicht manche geschwunden, wenn derselbe langsam und methodisch in diese Traum- und Nebelsphäre vorgedrungen wäre. Was der Schriftsteller dabei gewonnen, hat der Culturhistoriker vielleicht verloren. Von der Schnelligkeit, mit welcher der letztere zu lernen versteht, legen dagegen die Schilderungen des Moskauer Alltagslebens und in vielleicht noch höherem Maße die Skizzen vom Wolga-Ufer Zeugniß ab.

Im Interesse der deutschen Kenntniß russischer Menschen und Zustände muß gewünscht werden, daß die „Russischen Leute" nur den ersten Band eines größeren Dernburg'schen Reisebuchs über Rußland bilden. Wer in so kurzer Zeit Fremdartiges so richtig zu verstehen und so sorgfältig zu beobachten gelernt hat, wie der Verfasser, ist verpflichtet, sein Vermögen zur Orientirung über das unbekannteste und schwierigste aller europäischen Länder der deutschen Leserwelt weiter nutzbar zu machen.

r —

Unternehmungen der Oesterreicher in Kleinasien.

Reisen in Lykien und Karien, ausgeführt im Auftrage des K. K. Ministeriums für Cultus und Unterricht unter dienstlicher Förderung durch Sr. M. Raddampfer „Taurus", Commandant Fürst Wrede, beschrieben von Otto Benndorf und George Niemann, mit einer Karte von H. Kiepert und 49 Tafeln und zahlreichen Illustrationen im Text. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1884.

Wenn auf ein Werk, das anscheinend an Fachgelehrte sich wendet, auch in dieser Zeitschrift nachdrücklich hingewiesen wird, so bedarf das einer Begründung. Diese ist gleichbedeutend mit einer Charakteristik des Werkes. Was hier vorliegt, ist die Frucht einer Reise von etwa zwei und einem halben Monat (April bis Juni 1880), eine bewunderungswürdige Leistung, auch wenn man die Gunst aller begleitenden Nebenumstände voll in Anschlag bringt. Zu den beiden auf dem Titel genannten Verfassern, dem Archäologen und Architekten, welche schon bei analogen Unternehmungen der österreichischen Regierung (auf Samothrake) erprobt waren, hatte sich der naturkundige Dr. med. F. von Luschan und der wohlbekannte Hofphotograph Burger gesellt.

Was vor etwa fünfzig Jahren ein Einzelner, der Franzose Charles Texier, noch frisch versuchen konnte, die bedeutendsten Denkmäler des ganzen Kleinasiens in einem Prachtwerke zusammenzufassen, ist längst und in jeder Hinsicht unmöglich geworden: die localen Untersuchungen auf dem Boden des Alterthums, welche mit zu den charakteristischen Zügen unseres Zeitalters gehören, haben auch in Kleinasien so viel Neues kennen gelehrt, daß jeder Provinz eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden muß; kaum eine verdient dieselbe in höherem Grade als das mächtig ausladende Gebirgsland im Südwesten Kleinasiens, das alte Lykien. Die Denkmäler dieser Landschaft, im Jahre 1838 durch den Engländer Fellows ganz von ungefähr entdeckt, haben durch ihre Fülle, ihr Alter und ihre Eigenart zu jener Zeit aller Orten Staunen und Bewunderung erregt. Als dann drei bis vier Jahre später die alterthümlichsten und schönsten der von Fellows entdeckten Sculpturen für das Britische Museum eingeheimst wurden, haben der Lieutenant — spätere Admiral — Spratt und der Naturforscher Edw. Forbes die Gelegenheit zu einer Bereisung von ganz Lykien benützt. Stadt an Stadt mit längst verschollenen Namen erhob sich gleichsam unter den Füßen der Reisenden, welche ihre Resultate beschreibend, besonders aber karto-

graphisch so trefflich niederlegten, daß in dieser Provinz wenigstens von einem bloßen Durchzuge nicht mehr viel zu erhoffen schien. Um dieselbe Zeit durchwanderte der verewigte August Schönborn, damals Gymnasiallehrer in Posen, mit den kargsten Mitteln — vom Staate hatte er einen Reisezuschuß von 600 Thalern erhalten — auch Lykien. Ein Fund dieses trefflichen Mannes, ein Bau mit zahlreichen Reliefs, gab den ersten Anstoß zu den auf Lykien gerichteten Unternehmungen der Oesterreicher. Daß und wie derselbe gefunden wurde, habe ich in dieser Zeitschrift (Band XXXVI, S. 51 f.) erzählt. Der vorliegende Prachtband enthält nur die bei der ersten Recognoscirung gleichsam nebenher gewonnenen Resultate.

Wenn die vollkommene Verläßlichkeit der Darstellung und die Beherrschung des einschlägigen Materials den wissenschaftlichen Werth bedingt, so darf die Art der Schilderung in all ihrer Objectivität, sowie der Inhalt derselben gewiß auf Theilnahme und freudige Zustimmung aller Derer zählen, welche Interesse für Kunst und Alterthum haben. Stehen doch die Denkmäler der alten Lykier einzig da: die Neigung, den lebendigen Felsen künstlerisch zu bearbeiten, theilen sie mit den meisten kleinasiatischen Völkern, ebenso die Neigung, das gerade bei den Todtenstätten zu thun. Auch der Gedanke, dieselben nach Analogie der Wohnhäuser zu gestalten, — ein Gedanke, der ja übrigens überall mit religiösen Anschauungen zusammenhängen muß — ist nicht den Lykiern eigenthümlich, wenn er auch schon von ihnen besonders lange und deutlich betont worden ist in den Façaden, Eckhäusern, ja ganzen Häusern, welche sie aus dem gewachsenen Stein arbeiteten. Wohl aber ist es nur in Lykien, daß bei diesen Anlagen „der Zimmermeister dem Steinmetzen die Hand geführt hat": so sehr entsprechen dieselben bis in ihre Einzelnheiten den Aufbauten aus Holzbalken, Holzpfeilern und Planken, ja, sind nur als solche Nachahmungen überhaupt verständlich. Dieser Landesbrauch wird festgehalten, auch als griechische Kunst auf anderm Gebiete längst ihren Einzug gehalten: denn bis ins sechste Jahrhundert vor Christo gehen hier die ältesten plastischen Reste zurück, — auch die von Todtenstätten, — welche nur im Zusammenhange mit der alterthümlichen griechischen Kunst beurtheilt werden können. Die Architekturformen blieben hier auch dann abweichend, als sie dem griechischen Schema jonischen Stiles sich fügten. Es ist einer der anziehendsten Abschnitte des vorliegenden Werkes, welcher die Gräberformen behandelt, und in welchem auch die Herleitung des in Lykien vielfach auftauchenden Spitzbogens aus dem Zeltdache als ein entschiedener Treffer bezeichnet werden muß. Die Lykischen Denkmäler bieten den Reiz, welcher auch auf dem Gebiete der Kunst zu den höchsten gehört, denjenigen, das Werden zu belauschen.

So Dankenswerthes und Wichtiges auch in der letzten Zeit in Kleinasien geleistet worden ist, — die Kenntniß keines Landestheiles ist auf einen Schlag so sehr gefördert worden, wie das jetzt bei Lykien in jeder Hinsicht der Fall ist.

Die österreichische Regierung hat seit Jahren in aller Stille ein außerordentliches Interesse auch für topographisch-antiquarische Forschungen bethätigt und darf des wärmsten Dankes in weiten Kreisen gewiß sein. Den Unternehmungen auf Samothrake reihen sich die lykischen an, von denen doch jetzt erst ein Bruchtheil vorliegt. Wenn wir sehen, mit welchem Glanze die österreichische Regierung auch dies Unternehmen durchzuführen ermöglicht hat, so dürfen wir uns vielleicht der Hoffnung hingeben, daß sie zu den bisher gewonnenen Positionen des lykischen Arbeitsfeldes auch noch diejenigen hinzu erobern wird, auf welche die österreichischen Gelehrten selber als die hoffnungsreichsten hindeuten, und auf welche nunmehr Niemand ein größeres Anrecht hat, als Oesterreich.

Königsberg in Pr.

Gustav Hirschfeld.

σχ. **Generalmajor v. Stille und Friedrich der Große contra Lessing.** Von Dr. phil. Richard Fisch. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1885.

Das Thema „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" ist in den letzten Jahren oft behandelt worden. Der Verfasser gibt zwei Beiträge dazu, welche nicht das Bekannte und oft Wiederholte von Neuem wiederholen, sondern in der That auf weniger beachtete, wenn auch nicht ganz unbeachtete oder unbekannte Beziehungen aufmerksam machen. Generalmajor von Stille hing mit Gleim und dem Pastor Lange zusammen und hätte sich vortrefflich zu den Mäcenas der deutschen Literatur geeignet, wenn der Pastor Lange nur etwas tauglicher zum Horatius gewesen wäre. In dem zweiten Beitrag beleuchtet der Verfasser die ausgesprochene Abneigung Friedrich's des Großen gegen Lessing schärfer, als es bisher geschehen ist und führt sie nicht nur auf Voltaire, sondern auch auf mißfällige Lessing'sche Recensionen in der Vossischen Zeitung und auf Lessing's Vademecum zurück. Wenn Lessing vor Herausgabe des letzteren darauf hingewiesen wurde, daß ein Angriff auf Lange's, dem Könige gewidmete Horaz-Uebersetzung dem Angreifer schlecht bekommen würde — wenn dies mit den Worten geschah: „Oeffentlich wollte ich es niemanden rathen, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden": — so hieß das bei Lessing Oel ins Feuer gießen und ihn erst recht zu einem Angriff reizen, dessen Unterlassung ihn vor dem Forum seines eigenen Gewissens und in den Augen derer, die um seine Absicht wußten, in den Verdacht der Feigheit und der Streberei bringen konnte. Er hat damit aber allerdings „im Preußischen sein Glück" verspielt. — Der Verfasser hat die literarische Wirkung seiner Schrift dadurch geschädigt, daß er unterließ, was hier unerläßlich war: nämlich ein ausgeführteres literarisches Porträt des Pastor Lange zu entwerfen. Auch vermögen wir nicht abzusehen, weshalb den benutzten Briefstellen ihre Fundorte nicht beigeschrieben wurden: warum die Nachprüfung erschweren, da es so leicht war, sie zu erleichtern?

σχ. **Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung.** Mit einer Einleitung über Heimath, Entstehung und Wesen der Sonettform von Dr. Heinrich Welti. Leipzig, Veit u. Comp. 1884.

Eine sehr fleißige und gründliche, auf ausgebreitete Sammlungen beruhende Monographie des Sonettes, aus der viel zu lernen ist. Das historische und ästhetische Urtheil, sowie die Beobachtungs- und Darstellungskunst des Verfassers verräth allerdings noch den Anfänger. Er geht an der wahrscheinlichsten Ansicht über die Entstehung des Sonettes mit unberechtigtem Zweifel vorüber, um dann eine unmögliche oder doch höchst unwahrscheinliche zu adoptiren. Seine metrische Bildung scheint überhaupt mangelhaft zu sein: S. 59 zeigt sich, daß er nicht dem leichtesten Verse des 16. Jahrhunderts gewachsen ist. Er überschätzt Gryphius und A. W. Schlegel: S. 168 bewundert er ein Sonett des letzteren, welches den Sprachfehler und Nothreim „Nothe" (was ein Dativ von „Noth" sein soll) aufweist. Worin eigentlich der Vorzug der Goethe'schen Sonette vor allen früheren besteht, weiß er nicht zu sagen und bewegt sich in den ausgefahrenen Geleisen der ästhetischen Schulphraseologie. Das nachgoethe'sche Sonett, insbesondere das der Gegenwart, verdiente weit ausführlichere Behandlung. Die Charakteristik konnte durchweg schärfer, eindringender, mehr auf Composition und innere Form gerichtet sein und das „Wesen" des Sonettes auf Grund des geschichtlichen Stoffes viel fruchtbringender ins Licht gesetzt werden. Trotz diesen Ausstellungen, welche weniger tadeln, als künftige höhere Ziele bezeichnen wollen, begrüßen wir in dem Buch eine verdienstliche Leistung, zu der wir dem Verfasser wie dem Publicum Glück wünschen. Möchte sie durch ihr Beispiel andere Monographien über einzelne Dichtungsgattungen hervorrufen! Nur daß wir solche Aufgaben nicht gerade für Erstlingsarbeiten geeignet halten.

ρ. **Meyers Conversations-Lexikon.** Vierte Aufl. Bibliographisches Institut. Leipzig, 1885.

Das erste Heft eines großen Unternehmens liegt vor uns: der Beginn der vierten Auflage von „Meyer's Conversations-Lexikon". Es ist ein außerordentlicher und wohlverdienter Erfolg, den wir hiermit zu verzeichnen haben; in rühmlichem Wetteifer mit den älteren unserer Encyklopädien hat diese rasch eine Höhe der Vollendung erreicht, welcher das Maß ihrer Popularität und Verbreitung entspricht. Hervorgegangen noch aus der Hildburghauser Zeit des Bibl. Instituts, jenem „Großen Conversations-Lexikon", welches in den Jahren von 1839 bis 55 in 46 Bänden nebst 6 Supplementen erschien, zweigte sich gleichsam als Sprößling dieser umfangreichen Encyklopädie das „Neue Conversationslexikon für alle Stände" ab, welches, in den Jahren 1857—60 in 15 Bänden erscheinend, als die erste Auflage von „Meyer's Conversations-Lexikon" in der Gestalt, wie wir es jetzt kennen, gelten kann. Schon nach zwei Jahren, 1862—69 erschien die zweite, nach weiteren fünf Jahren begann die dritte, welche, nebst Registerband in 16 Bänden, 1878 fertig ward, mit ihren 6 Supplementbänden aber bis in das vorige Jahr reichte. Wenn der Fortgang hält — und wir haben nicht den mindesten Anlaß, daran zu zweifeln — was das erste Heft und der Prospekt versprechen, so wird diese vierte Auflage die früheren an Reichthum des Inhalts, Solidität der Ausstattung und Schönheit der Illustrationen, Karten und Pläne nicht nur um ein Bedeutendes übertreffen, sondern in „Meyer's Conversations-Lexikon" werden wir ein Werk erhalten, auf welches wir stolz sein dürfen und welchem das Ausland nur wenig wird an die Seite setzen können. Der Stab der Mitarbeiter umfaßt 160 Männer der Wissenschaft, durchweg von Ruf und Geltung in ihrem Fache; der Druck ist scharf und klar, das Papier weiß und fest und die dem Hefte beigegebenen Illustrationsproben, Tafeln und Aquarelldrucke sind von tadelloser Vollkommenheit. Wir begrüßen mit aufrichtiger Befriedigung den Anfang des Werkes, welches auf 256 wöchentliche Lieferungen berechnet ist und von dessen weiteren Fortschritten wir nicht verfehlen werden, unseren Lesern von Zeit zu Zeit zu berichten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baur. — Das Leben des Freiherrn vom Stein. Von Wilhelm Baur. Zweite verm. u. verbesserte Auflage. Karlsruhe u. Leipzig, H. Reuther. 1885.

Bibliothek für moderne Völkerkunde. II. Bd.: Oesterreich-Ungarn. Nach eigenen Beobachtungen geschildert von H. Neelmeyer-Vukassowitsch. Leipzig, Franz Duncker. 1885.

Claar. — Gedichte von Emil Claar. Berlin, Freund & Jeckel. 1885.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2318/2321: George Eliot's life. Edited by her husband J. W. Cross. 4 vols. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1885.

Dammann. — Die Brunnenkur in Haus und Familie. Ein Leitfaden für die kurmäßige Anwendung verschickter Mineralwässer mit vollständiger Diätetik von Dr. C. Dammann. Berlin, Otto Enslin. 1885.

Die Erlösung, oder Ende gut, Alles gut. Metaphysisches Welten-Drama in fünf Acten von Dr. Faust junior. Quedlinburg, Chr. Friedrich Vieweg. 1885.

Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847 bis 1852. Herausgegeben, mit Erläuterungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1885.

Ein Vermächtniß Straußens an den deutschen Liberalismus, kirchlichen wie politischen. Commentirt von einem Veteranen. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei. 1885.

Eliot. — Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands. Von Georges Eliot, deutsch von G. Kuhr. Leipzig, Franz Duncker. 1885.

Etlar. — Erzählungen von Carit Etlar. Aus dem Dänischen. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1884.

Europäische Wanderbilder Nr. 84, 85, 86: Budapest. Mit 44 Illustrationen und einem Plane der Stadt. Nebst einem Anhang über die Budapester Allgemeine Landesausstellung des Jahres 1885. Zürich, Orell Füssli & Comp.

Fontane. — Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. Von Theodor Fontane. Berlin, Hertz. 1885.

Franzos. — Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung von Karl Emil Franzos. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Galler. — Theodora. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Ph. Galler. Graz, Leuschner & Lubensky. 1885.

Hahn. — Die Geheimnisse des Waldschlosses. Roman in zwei Bänden aus der Zeit des Wiener Congresses von R. Edmund Hahn. 2 Bde. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1885.

Hayem. — L'être social par Armand Hayem. Deuxième édition. Paris, Félix Alcan. 1885.

Henrard. — Henri IV. et la Princesse de Condé. Par Paul Henrard. Bruxelles, C. Muquardt. 1885.

Hinrichsen. — Künstler-Liebe und Leben von Adolf Hinrichsen. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Hobrecht. — Zwischen Judica und Palmarum. Vier Novellen von Max Hobrecht. Rathenow, A. Haase's Buchhandlung. 1885.

Horn. — In der Veranda. Erzählungen von Moritz Horn. 2 Bde. Zweite Aufl. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1885.

Huperz. — Die Lungen-Gymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane von Dr. med. R. Huperz. Berlin und Neuwied, Heuser's Verlag. 1885.

Jastrow. — Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von Dr. J. Jastrow. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1885.

Joest. — Um Afrika. Von Wilhelm Joest. Mit 15 Lichtdrucken etc. Köln, M. Dumont-Schauberg'sche Buchhandlung. 1885.

Kaufmann. — Novellen von Richard Kaufmann. Aus dem Dänischen von W. Reinhardt. Zweite Auflage. Norden, Henricius Fischer Nachfolger. 1885.

Koch. — Was wissen und können unsere Aerzte? Ueber Naturheilung und medicinische Kunst. Von Sanitätsrath Dr. med. Robert Koch. Leipzig, Hermann Hucke. 1885.

Lachaud-Maupassant. — Die schöne Frau Bodinard und andere Geschichten. Von Guy de Maupassant und Georges Lachaud. Aus dem Französischen übersetzt von Willibald König. Berlin, Freund & Jeckel. 1885.

Lindau. — Aus der neuen Welt. Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten von Paul Lindau. Berlin, Ferd. Salomon. 1885.

Meisner. — Goethe als Jurist. Von Dr. jur. J. Meisner. Berlin, Fr. Kortkampf. 1885.

Meurer. — Französische Synonymik. Mit Beispielen, etymologischen Angaben und zwei Wortregistern. Für die oberen Klassen höherer Schulen bearbeitet von Dr. Karl Meurer. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Köln, C. Roemke & Comp. 1885.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Nr. 5. 1885. Berlin, Commissions-Verlag von E. S. Mittler & Sohn.

Mommsen. — Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Fünfter Band. Die Provinzen von Caesar bis Diocletian. Mit zehn Karten von H. Kiepert. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1885.

Morgan. — Der Shakespeare-Mythus. William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen. Von Appleton Morgan. Autoris. deutsche Bearbeitung von Karl Müller-Mylius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Parrisius. — Zerstreute Schriften von Eduard Parrisius, nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben. II. Theil. Berlin und Leipzig. Oscar Parrisius. 1885.

Raffalovich. — Die russischen Finanzen seit dem letzten orientalischen Kriege 1876—1883 von Arthur Raffalovich. Deutsche Bearbeitung von Mark Reischer. Zweite Auflage. Leipzig u. Odessa, Russischer Merkur. 1884.

Reichardt. — Die Grundzüge der Arbeiterwohnungsfrage mit besonderer Berücksichtigung der Untersuchungen, die Arbeiter zu Hauseigenthümern zu machen. Von Erwin Reichardt. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1885.

Reißmann. — Die Oper in ihrer kunst- und culturhistorischen Bedeutung dargestellt von Dr. August Reißmann. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Scharling. — Ulfe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse. Von Henrik Scharling. 3 Bde. Dritte Ausgabe. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1884.

Scheffel. — Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von Joseph Victor von Scheffel. Mit Illustrationen, Vignetten und Titelbild von Anton von Werner. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Schmid. — Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der Königlichen und Fürstlichen Hohenzollern von Professor Dr. L. Schmid. I. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1884.

Schmidt-Weißenfels. — Charakterbilder aus Spanien. Von Schmidt-Weißenfels. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1885.

Semler. — Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit. Von Dr. Christian Semler. Dresden, L. Ehlermann. 1885.

Statistische Notizen für das deutsche Reich 1885 bis 1886. Das Wichtigste der amtlichen Erhebungen etc. etc. Berlin, Julius Springer. 1885.

Stölzel. — Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Adolf Stölzel. Berlin, Franz Vahlen. 1885.

Stommel. — Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes durch den Fürsten Bismarck. Von Kuno Stommel. Dritte Auflage. Düsseldorf, Felix Bagel. 1885.

Tava. — Vita napoletana. Di Onorato Tava. Precedute da una lettera di Giovanni Verga. Catania, Niccolo Gianotta. 1885.

Teweles. — Die Armen. Kleine Romane von Heinrich Teweles. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Welten. — Buch der Unschuld. Von Oscar Welten. Berlin, Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr). 1885.

Walcker. — Richard Cobden's volkswirthschaftliche und politische Ansichten. Auf Grund älterer und neuerer Quellen systematisch dargestellt von Dr. Karl Walcker. Hamburg, F. H. Nestler & Melle. 1885.

Wallis. — Fürstengunst, von A. S. C. Wallis. Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H. 3 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1885.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

„Gloria victis!“

Roman

von

Ossip Schubin.

V.

„Mit diesem Menschen ist nichts anzufangen — eine solche Gehirnschwäche ist mir noch gar nicht vorgekommen!“ ruft Capriani knirschend seiner Gattin zu. —

Es ist fünf Uhr und vor dem Diner. Den österreichischen Sitten oder vielmehr Unsitten gemäß, wird in Schneeburg um fünf Uhr dinirt, obzwar die ganze Familie und hauptsächlich die zweite Generation Capriani, an die späten Mahlzeiten des Auslands gewöhnt, dies äußerst unbequem findet.

„Von wem sprichst Du?“ frägt Madame Capriani in ihrer gedrückten Art; — sie sitzt sehr gerade auf einem kleinen vergoldeten Sessel, trägt ein etwas überladenes Kleid von taubengrauer Gaze, schwedische Handschuhe, und sieht gezwungen aus.

„Von wem sprichst Du?“ frägt sie ein zweites Mal, ihre Handschuhe glatt streifend.

„Von wem? ... von dem Tropf, dem Malzin,“ brummt Capriani.

„Ich sagte Dir gleich, daß er seinen neuen Posten nicht auszufüllen im Stande sein werde,“ entgegnet ihm seine Frau.

„Ausfüllen ...!“ Capriani zuckt höhnisch die Achseln — „ausfüllen ... er braucht zum Aufsetzen eines Geschäftsbriefes zwei Stunden! Darauf war ich gefaßt. Sein Posten ist eine Sinecure — der Gehalt, den ich ihm verabfolge, ein Almosen, ... aber der Alfred Capriani kann's thun ... und dann, er versteht wenigstens etwas von Pferden. — Was mich aber außer Rand und Band bringt, ist, mit ansehen zu müssen, wie er *mein* Geld, das Geld, welches ich ihm schenke, vergeudet. Die ganze Gegend durchstöbert er, um Reliquien von seinen Eltern aus Bauernhänden zurückzukaufen. Bald ist's eine alte Uhr, die

gerade bei seiner Geburt zwölf geschlagen, bald ein altes Clavier, auf dem seine Schwestern Tonleitern zu klimpern pflegten. Haarsträubend!"

Frau von Capriani macht ein sehr bekümmertes Gesicht. „Das ist Gefühlssache," wendet sie ein.

„Gefühlssache . . . Gefühlssache!" wirft Capriani ironisch hin — „Gefühls- und Gewissenssache wäre es, daran zu denken, Etwas für seine Kinder zusammen zu sparen."

„Du hast Recht, Du hast Recht," sagt die Contessa in ihrem harten, aber nicht unangenehm klingenden Russisch-Deutsch — „aber Du trägst doch diesmal einigermaßen die Schuld an seiner Unvernunft. Ich hatte Dich hundertmal gebeten, Du mögest ihn fragen, was er von den alten, für uns völlig werthlosen Möbeln für sich behalten wolle. Anstatt dessen ließest Du die ganze Einrichtung verauctioniren!"

„Und den Erlös der Auction habe ich zur Erbauung einer neuen, von der Kirche emancipirten Schule bestimmt," sagt Capriani — „das alte Geraffel soll nolens volens dazu dienen, neue, freie Ideen zu verbreiten. Meine Sache ist es, Vorurtheile auszurotten, nicht sie groß zu ziehen. Verlangst Du, ich solle die Verkehrtheiten Malzin's direct unterstützen? Das wäre ein Unsinn. Mir graut, wenn ich diesen Menschen beobachte — ein Mensch, der nichts hat, positiv nichts, als was ich ihm aus Gutmüthigkeit gebe, der alles in der Zukunft suchen sollte und anstatt vorwärts zu sehen, immer nur nach rückwärts blickt und gefühlvoll die leeren Papierhülsen der Bonbons aufhebt, die seine Vorväter mit Stumpf und Stiel verzehrt haben. Die ganze bodenlose Beschränktheit seiner Kaste spiegelt sich in ihm ab!"

„Er ist ein guter, ehrlicher Mensch," sagt die Contessa begütigend.

„Ehrlich . . . ehrlich!" stößt Capriani ungeduldig hervor; — „ein Mensch, dessen Lebensbedürfnisse von Jugend auf gedeckt sind, vor dem die gebratenen Fasane immer tranchirt auf dem Teller liegen, der kömmt ganz naturgemäßer Weise nicht auf den Gedanken, Taschentücher zu stehlen. Jetzt . . . hm! . . . jetzt hätte er vielleicht manchmal Lust, es zu versuchen — aber er trifft's nicht — er ist zu unpraktisch, um unehrlich sein zu können. Bewunderungswerth ist dabei nichts. Bei all' der Ehrlichkeit, die Du ihm nachrühmst, ist er ja doch im höchsten Maß Egoist; ohne sich auch nur einen Scrupel daraus zu machen, beraubt er seine Kinder um Tausende!"

„Malzin!" ruft Frau von Capriani aus, „der ließe sich für seine Kinder die Ohren abschneiden; und wenn er seine Hände zurückbehielte, so wär's nur, um für sie arbeiten zu können."

„Seine Arbeit! . . ." erwidert Capriani sehr ironisch, „wenn er ihnen seine erbärmliche Kasteneitelkeit opfern wollte, so hätte er mehr für sie geleistet, als durch — seine Arbeit! Er — und Arbeit! Weißt Du, was er mir auf mein splendides Angebot bezüglich der Abtretung der Familiengruft antworten ließ? „Die Gruft ist mir nicht feil, es ist das einzige Stück Heimath, welches mir übrig geblieben, — wenigstens im Tode will ich unter meinen Leuten liegen!" Kannst Du Dir etwas Insolenteres denken?"

„Insolent . . . der arme Malzin, . . . er ist von einer Bescheidenheit . . !"

„Bescheidenheit . . !“ höhnte sie Capriani, — „er strotzt von Hochmuth. Armer, von mir ausgehaltener Hungerleider, der er ist, dünkt er sich dennoch viel vornehmer, als wir Alle. Der Verkehr mit uns ist gar nicht nach seinem Geschmack!“

„Gegen mich ist er von der ausgezeichnetsten Courtoisie — er ist mir sehr sympathisch,“ versichert Frau von Capriani, der die beständigen Ausfälle ihres Gatten gegen Malzin unsagbar peinlich sind.

„Einer Frau gegenüber sind Leute seiner Art immer gnädig,“ schnaubt Capriani. —

Indem treten seine beiden Sprößlinge in den Salon — Arthur und Ad'lin. Beide in tadelloser Toilette und Beide verdrießlich. Auf Beiden lastet derselbe Mißmuth — der Mißmuth des Müßiggängers, der es nicht erlernen kann, seine Zeit mit Anmuth zu verschwenden. Vielleicht hat Georges Lodrin so unrecht nicht, wenn er behauptet, mit Grazie auf der faulen Haut zu liegen, sei auch eine Kunst, und sogar eine der schwierigsten — denn man erlerne sie selten in einer einzigen Generation. —

Beide fragen, ob die heutige Post noch nicht eingelaufen ist, strecken sich dann jeder in einen Fauteuil aus und klagen über irgend Etwas. Nach und nach tauchen die auf dem Schloß anwesenden Gäste in dem Salon auf. Paul Angelico Orchis, ein aufgedunsener kleiner Poet, — der in *** als der erste Lyriker der Jetztzeit gefeiert wird und sich auf fremde Unkosten eine Magenkrankheit erworben hat. Ein Lustspiel von ihm ist in *** aufgeführt worden und seit zehn Jahren verspricht er dem Publicum eine Tragödie. Indessen ist sein neuestes Werk der eigenhändige Entwurf zu einem pittoresken Regenmantel, den der berühmte Frank in dunkelbraunem Tweed ausgeführt hat, und in den sich nun der Dichter bei jeder möglichen Gelegenheit drapirt. Kurz nach ihm erscheinen zwei Herren von der Sorte, die Georges Lodrin „Cavaliere zu herabgesetzten Preisen“ nennt — verkümmerte Spielarten von Aristokraten, die, da sie in ihren eigenen Kreisen nur eine sehr bescheidene Rolle spielen, von Zeit zu Zeit in die Bourgeoisie flüchten, um sich bewundern zu lassen. Der eine, Baron Kilary, ist Sportsman, insolent in der Haltung, lascív im Gespräch — der zweite, Graf Fermor, ist ein Dilettanten-Compositeur und Pianist, geziert und sentimental.

Auch Malzin und seine Frau erscheinen. Während er sich stumm verbeugt, dann der Hausfrau ehrerbietig und freundlich zugleich die Hand küßt, gratulirt Charlotte den beiden Damen zu ihren prachtvollen Toiletten und bewundert mit geschmackloser Ueberschwänglichkeit ein paar kostbare Möbelstücke, die sie zum zehnten Male sieht.

Schließlich erscheint noch eine gute alte Bekannte, die Baronin Melkweyser, die sich seit acht Tagen in Schneeburg befindet. Was thut sie da? . . . Caprianis hoffen von ihr — Anknüpfungspunkte mit der österreichischen Gesellschaft, — sie hofft vom König Midas mancherlei für ihre herabgekommenen Finanzen, außerdem noch Einiges für ihre müd gehetzte Gesundheit, von regelmäßigen Mahlzeiten und Landluft.

VI.

Es ist wirklich traurig für Leute, die gewöhnt waren, in Paris gekrönte Häupter zu empfangen, sich in Oesterreich mit ein wenig adligem Proletariat genügen lassen zu müssen! —

Das Menu ist sehr complicirt, die schwerfälligen Tafelaufsätze stammen von Froment-Meurice und das Service ist neues Sèvres, weiß mit Krone und Chiffre in Gold; der Pariser Maître d'hôtel sieht aus wie ein Minister und die Seidenstrümpfe der Bedienten sind tadellos. Dennoch macht die ganze Mahlzeit einen öden, maskeradenhaften Eindruck und erinnert mehr oder weniger an ein Theaterbankett, bei dem alle Speisen von Pappe sind.

Die Hausfrau, welche den Baron Kilary zu ihrer Rechten und Fritz Malzin zu ihrer Linken hat, beschäftigt sich fast ausschließlich mit Letzterem, an den sie gutmüthige Fragen bezüglich seiner Kinder richtet.

Der Hausherr, welcher zwischen der Baronin Melkweyser und der Gräfin Malzin sitzt, vergnügt sich damit, der Schauspielerin besonders gute Bissen auf den Teller zu legen und Scherze mit ihr zu wechseln, die bei der Suppe nur geschmacklos sind, beim Dessert frivol werden.

Die Melkweyser studirt das Menu, Paul Angelico Orchis klagt über Magenbeschwerden und läßt sich von seiner Nachbarin, Ad'lin Capriani, Rathschläge in Bezug auf seine Diät ertheilen. Im Uebrigen bezeugt er seine Dankbarkeit für die Capriani'sche Gastfreundschaft durch den Enthusiasmus, womit er Alles lobt, was er sieht. Er war bereits früher einmal in Schneeburg, berichtet er; doch hätte er das Schloß kaum wieder erkannt, — ja wahrlich kaum wieder erkannt, so außerordentlich hat es gewonnen — er begreift kaum, wie der Graf Capriani es vermocht, in so kurzer Zeit so Großartiges zu leisten.

Hierauf antwortet der Hausherr mit vornehmer Nonchalance: „Man mußte das Haus doch bewohnbar machen, aber es ist nicht viel zu leisten — es ist einmal eine alte Baracke —, eine unbequeme alte Baracke!" Dann hält Capriani noch einen großen Vortrag über alle Verbesserungen, welche er auf dem Besitze anzubringen gedenkt und endet damit: „Aber ich habe keinen Spielraum, — die Schneeburger Verhältnisse sind mir zu eng, zu unbedeutend! Leider sind alle Herrschaften, die mir allenfalls passen würden, in festen Händen!"

Frau von Capriani hat ihren Mann mehrmals zu unterbrechen versucht, ist es aber nicht im Stande gewesen; und Fritz hat finster auf seinen leeren Teller herabgeblickt.

Er war immer so stolz auf sein schönes Schneeburg und jetzt ist es diesem Schwindler nicht gut genug! . . .

Fermor schneidet verdrießliche Gesichter, erzählt Adelinen von seinen Compositionen und verräth mit jedem Wort die sentimentale Arroganz eines verweichlichten und beschränkten Provinz-Aristokraten, dem keine Huldigung überschwänglich genug ist; der, um sein durch diesen neuen Umgang beunruhigtes Gewissen zu beschwichtigen, gegen die Leute, deren Brot er verzehrt, so viel Unausstehlichkeit hervorkehrt als möglich.

Malzin legt wie immer aus alter Gewohnheit, trotz seiner untergeordneten

Stellung, die verbindliche Bescheidenheit des echten Gentleman an den Tag, der fürchtet, Leute, welche unter ihm stehen, zu verletzen.

Merkwürdig ist ihm gegenüber das Benehmen seiner Standesgenossen. Fermor ignorirt ihn, Kilary im Gegentheil zieht ihn beständig in intime Gespräche über Dinge, von denen keiner der Anwesenden etwas weiß, was den Hausherrn zu ärgern scheint.

Malzin ist überhaupt der Einzige, gegen den sich Kilary anständig benimmt; wirklich unverschämt ist er gegen den Dichter. Beim Dessert liest er mit besonderem Pathos ein paar Bonbon-Devisen vor und frägt hierauf: „Mein lieber Orchis, sind diese unsterblichen Meisterwerke etwa von Ihnen?“ wozu der Dichter mit ziemlich betroffenem Gesicht meckert. Die Sage behauptet, daß er, wenn Ebbe in seiner Kasse eintritt, für einen berühmten Wiener Zuckerbäcker arbeitet. —

Nach dem Diner trennen sich Herren und Damen. Die Herren rauchen im Fumoir, die Damen langweilen sich im Salon.

„Ich kann mich heute gar nicht satt sehen an Ihnen, Comtesse,“ ruft Charlotte Malzin, sich auf ein Sopha neben der Tochter des Hauses niederlassend; „Ihre Toilette ist zauberisch.“

„Für hiesige Begriffe entschieden zu pittoresk; man begreift diese ausgezeichneten Farbendissonanzen hier noch gar nicht in diesem Bärenland,“ sagt Ad'lin übellaunig, wie sie allen Annäherungsversuchen der Schauspielerin begegnet. „Man ist ja dermaßen zurück in Oesterreich! Dieu que l'Autriche m'ennuie!“

Die Schauspielerin schweigt verlegen.

„Was hat Ihnen der Poet alles mitgetheilt, Ad'lin?“ frägt die Melkweyser, welche indessen, das Lorgnon an den Augen, musternd von einem Möbel des Salons zum anderen gegangen ist.

„Daß er Trüffeln nicht verdauen kann und daß er mir sein nächstes Werk widmen wird,“ klagt Ad'lin.

„Hm! Ersteres ist sehr interessant, Letzteres ungemein schmeichelhaft,“ murmelt die Melkweyser.

„Ja, es bedeutet so viel, als: daß ich mir wenigstens fünfzig Exemplare von dem interessanten Werke werde anschaffen müssen,“ klagt Ad'lin und setzt halb lächelnd hinzu: „Unsereins ist nun schon dazu in der Welt, die Litteratur zu unterstützen — noblesse oblige!“

Die Baronin Melkweyser beißt sich die Lippen und setzt ihre Entdeckungsreisen fort, wobei sie sich einer mit altem Porzellan beladenen Etagère nähert.

„Sie können sich gar nicht denken,“ beginnt Ad'lin und verläßt ihr Sopha, um sich an die Freundin zu schmiegen, „wie ich mich schon nach Ihnen gesehnt habe! Sie sind ja in Oesterreich das einzige Bindeglied zwischen uns und der Civilisation. Ich zähle darauf, daß Sie uns hier einen angenehmen Kreis organisiren.“

Merkwürdig! Seit Zoë's Rückkehr in die Heimat begegnet sie der Familiarität Adelinens mit bedeutend weniger Zuvorkommenheit, als in Paris. — „Einen angenehmen Kreis!“ ruft sie aus, „das ist leicht gesagt, aber Sie machen es mir wahrlich schwer. Mit der Finanz wollen Sie nicht verkehren ...“

„Die österreichische Finanz hat keine Position — nicht einmal die Rothschild's kommen zu Hof!"

„Und die österreichische Aristokratie ist bei sich zu Hause dermaßen exclusiv!" ruft Zoë.

„Ah, diese Exclusivität ist eine fable convenue," behauptet Ad'lin; „ich bin überzeugt, wenn die österreichische Gesellschaft uns kennen lernen würde, so . . ."

Statt aller Antwort richtet die Melkweyser ihr Lorgnon auf die mit Porzellan besetzte Etagère — „das ist ja das Malzin'sche Alt-Wiener Service —"

„Ja, aber es ist nicht zu brauchen, es ist nicht complett . . ."

„Ich weiß es, Wjera Zinsenburg hat die andere Hälfte."

„Wenn es der Gräfin das geringste Vergnügen machen würde, das Service zu vervollständigen, so stelle ich es ihr mit der größten Bereitwilligkeit zur Disposition!" ruft jetzt die Stimme Capriani's.

Die Herren haben sich von ihren Cigarren getrennt, sind in den Salon getreten, um den Kaffee zu nehmen. Fermor, der zu nervös ist, um sich den Genuß eines Täßchen Moccas zu erlauben, setzt sich an den Flügel, wo er mit affectirten Gesten zu präludiren beginnt.

Schmachtend, gegen den Clavierdeckel hingegossen, haucht Ad'lin: „Solche Modulationen findet Niemand außer Ihnen; Sie sollten mir einmal eine große Composition beichten, Graf, haben Sie noch nichts ausgearbeitet?"

„Ich beschäftige mich soeben mit einem Werk von einigem Umfang für großes Orchester," lispelt Fermor und tappt mit seinen schlaffen, blutlosen Händen auf der Claviatur herum, wie ein nervöses Känguru.

„Ah! Eine Sonate — eine Oper."

„Nein, ein Requiem; das heißt eine Art Requiem — oder vielmehr ein Trauerimpromptu, die letzten Gedanken eines sterbenden Wildschützen."

„Oh, wie interessant! Ich bitte, lassen Sie hören."

„Es ist ein etwas schwer faßliches Musikstück, mein gnädiges Fräulein," — Fermor ignorirt das Adelspatent der Capriani — „wenn Sie nicht eine besondere Vorliebe für unsere deutschen Classiker hegen . . ."

„Ich vergöttere Wagner und Beethoven!"

„Dann will ich allenfalls . . . aber die Sache liegt sehr tief!"

Hierauf beginnt er, die Augen nach Art prätentiöser Dilettanten geschlossen, ein Musikstück vorzutragen, von dem der Mittelsatz an den Triumphmarsch einer Operette und der Anfang an einen Clavierstimmer erinnert, und das, nachdem es eine halbe Stunde lang gedauert hat, plötzlich — nachdem die Zuhörer schon alle Hoffnung auf Erlösung aufgegeben haben — anscheinend ohne Ursache aufhört, wie die Dinge, die ohne Ursache angefangen haben.

„C'est divin!" ruft Ad'lin. „Ihre Composition erinnert mich an den Mittelsatz der fünften Symphonie, Graf."

„Sie irren, mein Fräulein; meine Composition erinnert an Niemand!" sagt Fermor übellaunig.

Mit glänzenden Augen und dunkelroth zitternder Unterlippe, unverschämt, fast brutal zudringlich, hat sich Capriani neben Charlotte Malzin aufs Sopha hingeworfen, den Arm auf die Lehne hinter ihr ausgestreckt. —

„Helfen Sie mir doch bei meiner Arbeit, Herr Graf,“ ruft Frau von Capriani freundlich aus ihren Cretonne-Applicationen heraus, „Sie haben eine so leichte Hand.“

Während Fritz sich zu ihr setzt und mit großer Präcision einen Paradiesvogel aus einem Stück Stoff herausschnitzelt, packt Kilary den jungen Arthur beim Knopf und sagt: „Junger Mann, Sie sollten in der Sache bewandert sein; wie fängt man's an, um reich zu werden?“

„Da müssen Sie meinen Papa fragen,“ erwidert Arthur arrogant, „ich verstehe von finanziellen Angelegenheiten nichts, als Schulden zu machen.“

Indem bringt ein Diener die Post auf einem silbernen Präsentirbrett herein. Während Arthur ein Dutzend Bettelbriefe öffnet und ironisch hinwirft: „Drei verarmte Gräfinnen . . ., zwei Barone . . ., ein Hauptmann . . .,“ Ad'lin aber mit Enthusiasmus zwei Episteln von französischen Herzoginnen begrüßt, die mit ihr befreundet sind, läßt der Conte den Blick prüfend über einen schlichten grauen Brief gleiten, den er rasch geöffnet. Seine Hände zittern, eine eigenthümliche Gier leuchtet aus seinen Augen, zuckt um seine Lippen. Sehr blaß, wie man es Angesichts eines großen Sieges wird, geht er ein paal Mal in dem Salon auf und ab, dann knapp an Malzin herantretend, ruft er: „Was sagen Sie dazu . . . Kohlen . . .! Schneeburg ist ein Kohlenlager . . . Merkwürdig! Ihr Vater hat Krapproth gesucht und ich . . . habe Kohlen gefunden!“

Ein kleiner Schauer durchfährt Malzin; doch sagt er ruhig: „Ich gratulire!“

„Malzin hätte sich's nie verziehen, wenn Sie ein schlechtes Geschäft gemacht hätten,“ näselt Kilary ironisch.

In dieser Ironie liegt Etwas, das Capriani reizt — ein Auflehnen der Kaste gegen die Autokratie des Geldes, die er strafen will. Da er jedoch gegen Kilary machtlos ist, so wendet er sich an Malzin. „Malzin, holen Sie mir die Karte von Böhmen, die auf meinem Schreibtisch liegt,“ begehrt er unverschämt. In solchen Momenten löst sich das Bischen Politur, welches er sich durch den Contact mit der Welt angeeignet, vollständig ab — er zeigt seine ganze Rohheit und zwar nicht aus Uebereilung, sondern absichtlich, mit dem Bewußtsein, daß er, der Alfred Capriani, sich dies erlauben darf. In solchen Momenten möchte er Alles mit Füßen treten, was sich den Millionen nicht beugt.

Malzin ist auf einem Standpunkt angelangt, wo solche Insulte ihn nicht erreichen können. Der Hausfrau jedoch steigt das Blut in die Wangen. „Arthur! hol' die Karte!“ sagt sie sanft.

Fritz wehrt ihm müde. „Sie wissen nicht, wo das Ding ist,“ meint er gutmüthig und entfernt sich.

Capriani durchmißt noch immer mit großen Schritten das riesige Gemach. „So sind sie alle, diese Dummköpfe!“ murmelt er; „wenn sie sich's einmal in den Kopf gesetzt haben, zu arbeiten, so sind sie am allerdümmsten. Alles hat der alte Malzin versucht, in künstlichem Krapproth, in Lagerbier, Zucker und Actien hat er sich ruinirt; nie aber ist er auf die Idee gekommen, daß Millionen bei ihm unter der Erde liegen!“

Malzin hat die Landkarte gebracht, sie wird, da alle Tische mit Bibelots und Jardinièren überladen sind, auf dem Flügel ausgebreitet. Capriani fährt

mit seinem stumpfen Zeigefinger energisch darauf herum. „Hier muß die Trace der neuen Bahn gehen," ruft er, „zwischen dem Eisenwerk und Schneeburg."

„Da macht die Bahn einen großen Umweg," bemerkt Arthur; „wirst Du die Concession bekommen?"

Capriani steckt den Daumen in das Armloch seiner Weste und lächelt.

„Malzin, Sie kennen die Verhältnisse, wem gehört das hier?" mit dem Zeigefinger auf die Karte deutend.

„Das ist Kamenzisch," sagt Malzin leicht blinzelnd, vorgebeugt und das Monocle einsetzend.

„Und das?"

„Das ist Lodrinisch."

„Es handelt sich nun darum, ob die Interessen dieser Herren mit den Deinen Hand in Hand gehen," bemerkt Arthur; „wenn sie gegen Dich arbeiten, erreichst Du die Concession nicht."

„Bah! ich versteh' es so ziemlich, mit diesen Herren Cavalieren fertig zu werden."

„Kamenz wird Ihnen keine Schwierigkeiten machen, der steckt in Geldverlegenheiten bis an den Hals und dürfte froh sein, ein Stück seiner Gründe vortheilhaft zu placiren," näselt Kilary nun ebenfalls zu der Landkarte tretend und mit träger Insolenz seine Meinung äußernd.

„Mit Lodrin soll's auch nicht allzu glänzend stehen," wirft Arthur hin; — „seit seiner Großjährigkeit hat er dermaßen an allem Möglichen herumverbessert, daß er bereits ganz tüchtig in finanziellen Verlegenheiten steckt."

„Bei einem solchen Vermögensfond, wie's der Lodrin'sche Grundbesitz ist, können das höchstens vorübergehende Unbequemlichkeiten sein," sagt Kilary trocken, „auf keinen Fall ließe sich Lodrin durch seine persönlichen Interessen beeinflussen. Wenn Sie ihm nicht beweisen, daß die neue Bahntrace den allgemeinen Landesbedürfnissen entspricht, so willigt er in nichts, und gegen seinen Willen richten Sie bei dem jetzigen Ministerium nichts aus. Komischer Mensch, der Lodrin! in manchen Sachen ein vollständiger Pedant!"

„Nein," sagt Malzin, „er ist kein Pedant, sondern ein Hitzkopf, aber ein Goldherz dazu, und wo es sich um sein Pflichtgefühl handelt, ganz seinem Vater nachgerathen."

„Dem alten Trottel," murmelt Capriani. Langsam, fast mit einer Art Zärtlichkeit streichelt er seinen langen Backenbart, ein eigenthümliches Lächeln umschleicht seine Lippen.

„Uebrigens haben Sie Recht, Malzin, — ein charmanter Bursch, der Ossi — süperber Mensch! 's reicht ihm Keiner das Wasser in Ihrem österreichischen Adel. Aber ich ... nun Sie werden's ja sehen, Malzin, Ossi Lodrin wickle ich um den Finger."

Eine halbe Stunde später hat sich die Gesellschaft zerstreut. Frau von Capriani, deprimirter als gewöhnlich, hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen.

Die Herren schießen im Garten unten nach der Scheibe, wobei bemerkt werden muß, daß der Conte Capriani, welcher kein Rebhuhn im Fluge herunter zu schießen vermag, am öftesten das Ziel trifft.

Wie die Melkweyser, welche indessen ein kleines Schläfchen gemacht hat, ein halbes Stündchen später in die Bibliothek herunter kommt, um sich einen „hygienischen Roman" zu suchen, findet sie Ad'lin tief in das Studium eines kleinen dicken Bandes vergraben.

Zoë blickt ihr über die Schulter. Es ist der Almanach von Gotha, der Hendschel der aristokratischen Linien.

„Was suchen Sie?" fragt die Melkweyser.

„Die Fermor's — ich möchte wissen, was des Grafen Mutter für eine Geborene war. In diesem Jahrgang ist sie nicht angegeben. Sie war doch eine Fürstin Bruck, nicht?"

„Nein, seine Mutter war ein Fräulein Schmitt, die Tochter eines reichen Hôteliers."

„Ah!"

VII.

Inzwischen kehren Malzins durch den Park in ihr Heim zurück. Malzin sieht verstimmt aus. Seine Frau hält den Kopf sehr hoch und kaut übellaunig an dem Stengel einer Rose, welche der Conte zum Schluß für sie abgeschnitten hat.

„Lotti!" beginnt Fritz nach einem Weilchen, „ich weiß es, Du bedenkst nicht, was Du thust; Du bist nun einmal ein wenig übereilt, und einem wohlerzogenen Menschen gegenüber hätte es ja weiter nichts auf sich. Einem Menschen wie Capriani aber darf eine Dame nie die geringste Familiarität erlauben!"

„An mir hast Du immer etwas zu hofmeistern," replicirt sie scharf, — „ich weiß es längst, daß ich Dir zu schlecht bin. Doch muß ich gestehen, daß ich nie bemerkt habe, inwiefern das Benehmen der Damen aus Deinen Kreisen zurückhaltender wäre, als das meine."

„Du kennst ja die Damen gar nicht!" ruft Fritz mit unvorsichtiger Heftigkeit aus.

„Du hast mir freilich keine Gelegenheit gegeben, sie kennen zu lernen," ruft Charlotte vor Zorn erröthend, „obzwar Du es wahrscheinlich vermocht, wenn Du Dich meiner nicht von Anfang an geschämt hättest. Der Graf Truyn hat es durchgesetzt, seiner Frau eine Stellung zu machen — aber Du, Du bist lieber zu Grunde gegangen, als daß Du für mich einen Finger gerührt hättest!"

Das ist nicht buchstäblich wahr; denn Fritz hat einem Bekannten den Hut vom Kopfe herunter geschlagen, weil er ihn vor seiner Frau abzunehmen vergessen; er hat sich einmal wegen ihr duellirt und ein andermal einen verleumderischen Journalisten um ihretwillen krumm und lahm gehauen — aber den allergeringsten Versuch, sie in seine Welt einzuführen, hat er freilich nie gemacht. Er schweigt auch jetzt zu ihren Vorwürfen, senkt den Kopf und zupft an seinem Schnurrbart. Sie fährt indessen mit geläufiger Bitterkeit fort: „Du hast Dich ja geschämt, mit mir über die Straße zu gehen; und wenn Du mich in das Theater führtest, so hast Du Dich rückwärts in der Loge versteckt und alle Tage hast Du mir Ausstellungen gemacht über meine Art. Ich habe Deine Aristokratinnen beobachtet, bei Wettrennen, im Theater und am Künstlerfest — sie

sind von einer Ungezwungenheit, ja sagen wir's nur heraus: von einer Ungezogenheit . . . ."

„Die Ungezogenheit einer Dame aus meinen Kreisen reicht gewöhnlich nur so weit, als die Wohlerzogenheit des Mannes, mit dem sie verkehrt," ruft Fritz ungeduldig aus.

„Ich versteh' nicht, was Du meinst," erwidert ihm die Operettensängerin. „Unsere Damen wissen, daß die Männer, denen sie die Ehre anthun, mit ihnen zu scherzen, ihre kleinen Launen und lustigen Ausgelassenheiten als ein Zeichen von Vertrauen anerkennen, welches sie sich nie erlauben dürften, zu mißbrauchen. Wir lassen uns einer Dame gegenüber nie weiter gehen, als sie es selbst wünscht. Zudringlichkeiten, wie die, welche sich Capriani heute gegen Dich erlaubte, sind unter anständigen Leuten unmöglich. Freilich kann man von ihm nichts Besseres erwarten; er ist ja doch nichts als ein gemeiner Strick."

„Und Du bist sein bezahlter Diener," sagt Charlotte.

„Ja!" ruft er, „ich bin sein Diener, ich bin verpflichtet, seine Viererzüge zusammenzustellen und seine Briefe zu schreiben; aber dazu, bei ihm zu Mittag zu essen, dazu bin ich nicht verpflichtet, das steht nicht in meinem Contract. Und von nun an werde ich keine Einladung bei ihm mehr annehmen. Einer solchen Verlegenheit, wie die, welche Du mir heute bereitet, setze ich mich kein zweites Mal aus."

Charlotte fängt an zu weinen. „Du bist grausam gegen mich, Du bist roh," schluchzt sie; „den kümmerlichsten Verhältnissen habe ich mich gefügt um Deinetwillen, habe einer glänzenden Carrière entsagt aus Liebe zu Dir . . ."

„Ja . . . ja, ich weiß . . . ich weiß . . . mir ist sehr leid um Dich . . . aber was kann ich denn thun?" murmelt Fritz.

„Das einzige Vergnügen, welches mir zu Gebote steht, willst Du mir auch noch entreißen — mir, die ich mich von einem Sonntag zum anderen freue, den ich bei Caprianis zubringe!"

„Du freust Dich darauf? — — Ja, um Gotteswillen, auf was denn?" frägt Fritz, den bei diesen sonntäglichen Versammlungen Alles verletzt, außer den sanften Augen und der weichen Stimme der Hausfrau.

„Es freut mich, endlich einmal mit der vornehmen Welt verkehren zu können," sagt sie trotzig; und da er sie nur mit einem großen Blicke anstarrt und stumm bleibt, ruft sie aus: „ich weiß, daß die moderne Vornehmheit für Dich nichts gilt. Ich aber habe größere, freiere Ansichten, und keinen Sinn für aristokratische Chimären!" — —

Sie hatte keinen Sinn für die Chimäre überhaupt — sei's mit oder ohne Beiwort — keinen Sinn für moralische und sociale Subtilitäten, keinen Sinn für traditionelle Ehrenvorurtheile, für hübsche ererbte Schwächen und Illusionen — keinen Sinn für all das, worin der ganze moralische Halt einer Kaste besteht, ohne daß es sich mit Worten ausdrücken, mit Händen greifen läßt. Wie sollte diese Frau sich mit Fritz verständigen — mit Fritz, der mit der Chimäre aufgewachsen, dessen Gespielin sie bereits in der Kinderstube gewesen war!

Er zuckt die Achseln und schweigt. Da durchdringt das Wimmern einer schwachen Kinderstimme die laue Abendluft. Fritz beschleunigt den Schritt. Vor

dem kleinen Gartenhaus sitzt eine alte Frau, Fritzens Söhnchen im Schoß. S'ist die alte Miller, die ehemalige Kinderfrau Fritzens, die nun in einem Winkel seines Hauses eine Zufluchtsstätte gefunden hat. „Der Kleine verlangt nach dem Papa,“ erzählt die Alte, während das Bübchen, mit thränennassen Aeuglein auflächelnd, die Händchen nach dem Vater ausstreckt. „Gräfliche Gnaden sollten ihn nicht so verwöhnen.“

„Laß sie das gut sein, Miller,“ erwidert Fritz, das Kind auf den Arm nehmend — „oh, mein blasses Herzblatt, was möchten wir denn ohne einander anfangen, gelt?“ —

Eine Viertelstunde später sitzt Fritz auf dem Rand eines kleinen Gitterbettes, in dem sein Söhnchen mit gefalteten Händchen kniet und mit seinem in geraden Falten um ihn herum fließenden Nachtröckchen wie ein leibhaftiger Luca della Robbia aussieht.

„Nun, Franzi, hast Du Dein Gebet vergessen?“

„Ich leg' mich in mein Bettlein klein,
Leg' lieber Gott Dich mit hinein,
Nimm mich in Deinen Vaterarm,
Und deck' mich zu und halt' mich warm!“

murmelt der Kleine halb schlummernd, reicht seinem Vater die Lippen und streckt sich aus. —

S'ist ein unsinniges kleines Gebet — aber Fritz hat's auf dem Schoß seiner Mutter ihren lieben Lippen nachgesprochen — das ist Grund genug, es dem Söhnchen zu lehren.

Und während der Knirps, das Fäustchen unter der Wange, einschläft, sitzt Fritz noch immer auf dem Rand des kleinen Bettchens und träumt.

Die alten Aprikosenbäume murmeln und flüstern ihm ein Märchen zu — „ein Märchen aus alten Zeiten . . . . .“

VIII.

Ja, Fritz war aufgewachsen mit der Chimäre; sie war, so zu sagen, seine Jugendgespielin — ein Hausthier in Schneeburg gewesen!

Sie trug die Schuld daran, daß Fritz eine Coupletsängerin zu seiner Frau gemacht — daran, daß Fritz unter den obwaltenden schauerlichen Verhältnissen dennoch am Heimweh krank, „nach Haus“ geflüchtet war, — daran, daß er stets nicht nur ein anständiger, sondern ein durchaus nobler Charakter geblieben, nie die Achtung seiner Kaste eingebüßt — und dennoch aus der Liste seiner Standesgenossen herausgestrichen worden war; und wenn er sich dereinst zur letzten Reise vorbereitete, so konnte er der Chimäre voll in die Augen sehen und sagen: „ich habe viel an mir und meinem eigenen Glücke gesündigt, an Dir nie, drum komm, hilf mir sterben!“ —

Sein Vater war ein Ehrenmann, nebstbei ein Philosoph, ein Freisinniger, ein Phantast. Er schwärmte für das neue Evangelium von 89, wie man für eine exotische Blume schwärmt, ihrer bizarren Ungewöhnlichkeit halber und mit der festen Ueberzeugung, daß sie unser einheimisches Klima nicht zu vertragen vermöchte. Er hatte allerhand bürgerliche Herzensfreunde und der „Contract

social" war sein livre de chevet. Als aber sein Sohn sich nicht aus blinder Leidenschaft, sondern um einen Gewissensscrupel zu beruhigen, mit einer Schauspielerin verehelichte, konnte er darüber nicht hinaus. Auf den Brief, in dem ihm Fritz, nicht ohne eine kleine Andeutung der Umstände, welche ihn zu dem verhängnißvollen Schritte bestimmt, seine Heirath mittheilte, ließ der alte Graf seinem Sohn durch seinen Anwalt antworten. Er selber wollte von keinem Verkehr mit ihm mehr Etwas wissen.

Wenn Fritzens Mutter noch gelebt hätte, dann wäre vielleicht Alles anders geworden. Die Persönlichkeit seiner Frau wäre ihm gewiß noch abstoßender, das Factum der Verbindung für sie ein noch trostloseres gewesen, als für den Vater; aber das Mitleid mit ihrem Kinde hätte schließlich doch über jegliches andere Gefühl gesiegt: mit blutendem Herzen hätte sie die widerwärtige Schwiegertochter dennoch in ihr Haus aufgenommen und versucht, sie für die Verhältnisse ihres Kindes zu erziehen. Auf jeden Fall hätte sie gefunden, daß, wenn ein Mensch die „Welt" verscherzt hat, man ihm wenigstens die Heimath als Zufluchtsstätte gönnen muß! —

An all das dachte der alte Graf nicht, obzwar er gut und Fritz immer sein ausgesprochener Liebling gewesen war. Er sah nichts, als die ganze Häßlichkeit und Degradation der Thatsache. Sein Herz erstarrte vor Zorn. Der Fluch seines Vaters, das Vermögen, welches ihm von seiner Mutter und ein Theil dessen, welches ihm von seinem früh verstorbenen älteren Bruder hinterblieben, — das war Alles, was Fritz in seine Ehe mitbekam. Wenn er jedoch schon vom ersten Tage an zu den „forçats du mariage" gehörte, so fühlte er doch anfänglich die Last seiner Kette und gezwungenen Genossenschaft nur wenig. Sanguiniker durch und durch, hatte er ein wahres Genie, jeder Situation die beste Seite abzugewinnen. Am Unangenehmsten war ihm anfänglich, daß er in Folge seiner sonderbaren Heirath den Dienst quittiren mußte. Die Langweile plagte ihn; den ganzen Tag hinbringen müssen ohne Pferde, ohne Kameraden, das war drückend. Sein Einkommen belief sich damals auf die bescheidene Summe von sechstausend Gulden jährlich. Nachdem er einen möglichst genauen Ueberschlag der nothwendigsten Ausgaben entworfen, das heißt mit einem goldenen Taschenbleistift auf eine Visitenkarte die kreuz und quer Zahlen gezeichnet hatte, in die er sich nachträglich nicht hineinfand, entschied er achselzuckend, aber mit großer Bestimmtheit, daß ein verheiratheter Mann von sechstausend Gulden jährlich nicht leben könne; aber in Anbetracht der Umstände, räumte er sich das Recht ein, Schulden zu machen.

Natürlich hätte er es beim Regiment schäbig gefunden, Etwas zurückzulegen; dennoch hatte er nie zu den Verschwendern, sondern stets zu den Rangirten gehört, — zu jenen, die gegen Ende des Monats immer noch Etwas von ihrer Zulage übrig haben, um einem Kameraden auszuhelfen.

Er nahm sich auch stets vor, den Haushalt möglichst zu beschränken; aber es gab so viele Sachen, die ein „anständiger Mensch" nicht entbehren konnte, und noch viel weniger seine Frau. — —

Wie Fritz noch ein ganz kleiner Junge gewesen, da hatte ihm sein Vater oft den Ernst des Lebens gepredigt, und ihm eingeschärft, daß es ihm, als dem

jüngern Sohne, obliegen würde, seine Bedürfnisse einzuschränken und sein Brot selbst zu verdienen. Die muthmaßliche Beengtheit seiner Verhältnisse hatte dem Knaben zu denken gegeben. Eines Tages beichtete er der Gouvernante seiner Schwestern, welche damals noch seine Vertraute war, seine Sorgen und zwar folgender Maßen:

„Madame! Papa erzählte gestern Etwas von einem Traiteur, der die Leute um fünfzig Kreuzer pro Kopf täglich verköstigt. Ist das billig?“

„Ja gewiß, mon bijou. Wie kann Dich das interessiren?“

Der Knabe machte ein wichtiges Gesicht und begann an seinen schlanken Fingern abzuzählen: „Fünfzig Kreuzer täglich! . . . hm! . . . für zehn Personen macht das fünf Gulden . . . wenn ich heirathe und meine Frau eine Jungfer und ich einen Bedienten hab' . . . nun, und wenn wir dann auch sechs Kinder bekommen — fünf Gulden täglich, das werde ich ja doch erschwingen können?“ —

Viel praktischere Ideen in Bezug auf Sparsamkeit hatte Fritz mit sechsundzwanzig Jahren auch nicht. Eine Wirthschaft ohne Bedienten und Kammerjungfer stand absolut außer dem Bereich seines Vorstellungsvermögens. —

Ein paar Wochen lang verbrachte er mit seiner jungen Frau im Hôtel Munsch — das jetzt aus der Mode gekommen ist, aber schon seit Generationen die Protection der Familie Malzin genoß — nahm dann eine freundliche Wohnung im zweiten Stock in einer verhältnißmäßig stillen Straße, und richtete sich nach seinem Geschmack, wie er aufrichtig wähnte, so billig als möglich ein. Von der Prüderie eines verarmten Parvenüs, den es beschämt, sich plötzlich einschränken zu müssen, und der seine Sparsamkeit wie eine Sünde versteckt, hatte er nichts. Im Gegentheil freute er sich kindisch damit, wenn es ihm gelungen war, irgend ein hübsches Einrichtungsstück, einen alten orientalischen Teppich oder geschnitzten Kasten um einen billigen Preis an sich zu bringen. Auch kam es ihm nicht darauf an, selbst nachzuhelfen, und er bastelte und nagelte mit seinen feinen schmalen Händen in seiner Wohnung herum, als habe er sein Lebtag nichts Anderes gemacht.

Das Eine mußte man ihm lassen — bis auf den Salon, den seine Frau, allen seinen Vorstellungen zum Trotz, mit einer grünen Damastgarnitur verunstaltet hatte, welche sie einmal von ihren Ersparnissen bei einer Auction gekauft — war sein Nest ein kleines Meisterwerk von geschmackvoller Wohnlichkeit. Seine ehemaligen Kameraden pflegten sich zu kleinen Spielpartien bei ihm einzufinden. Sie kamen oft und gern. Man spielte nicht hoch, man trank nicht unmäßig; aber das Souper, die Laune und die Gesellschaft, ausschließlich aus Herren bestehend, war immer gleich exquisit.

Das einzige störende Element bei diesen anspruchslosen Zusammenkünften war die Hausfrau, die bei dem Souper ihrem Gatten immer mit derselben verdrießlichen Gezwungenheit gegenüber saß, und sich inmitten der ihr anstandshalber gezollten respectvollen Courtoisie vor Langweile verzehrte.

Anfänglich hatte sich Fritz idealistischen Versuchen hingegeben, seine Frau zu erziehen, war aber schlecht angekommen. Von der fügsamen Hingebung, mit welcher ihm die Geliebte begegnet, war der Gattin nichts geblieben. Eine Frau,

die mit vollem Herzen an ihrem Manne hängt, fühlt sich nie gedemüthigt durch seine Ueberlegenheit. Ihr ganzes Sein strebt zu ihm empor, alle ihre Sinne schärfen sich und in kürzester Frist lernt sie es, sich seinen Gewohnheiten anzubequemen, lernt errathen und vermeiden, was ihn verletzen könnte.

Bei Charlotte war das alles anders. Ihre Liebe für ihn war sehr banaler Art — ihr Verständniß für ihn gleich Null. Seine Ueberlegenheit erkannte sie nicht an. Allen seinen gutmüthigen kleinen Sittenpredigten begegnete sie mit widerspenstiger Empfindlichkeit. Im höchsten Maße besaß sie jene verstockte Beschränktheit, die selbstzufrieden Alles bespöttelt, was ihr nicht gleich sieht und absolut nichts lernen will. Schöne Kleider und pedantische Gezwungenheiten imponirten ihr, für die schlichte Wohlerzogenheit eines Menschen, dessen Manieren ganz einfach und naturgemäß sich aus den Gewohnheiten seiner Umgebung entwickelt haben, hatte sie keinen Sinn. Die echten Manieren sind wie die Muttersprache, die man von Jugend auf gebraucht, ohne zu wissen, wo man sie gelernt hat und correct spricht, ohne je an Conjugationen und Declinationen zu denken.

Das wußte und begriff sie nicht; ihr gefielen jene künstlichen Manieren, die man wie eine fremde Mundart, schon erwachsen, nach der Grammatik erlernt und jeden Augenblick mit prätentiösen Citaten aus dem allermodernsten Sittenlexicon würzt, viel besser. Der Unterschied zwischen Fritz und einem schön angezogenen Commis bestand für sie absolut nur in Fritzens Titel. —

Fritz wurde endlich müde, sich mit ihrer Erziehung zu beschäftigen, und beschränkte bald seine Ausstellungen auf das Nöthigste.

Die Zeit verfloß — bald stand eine Wiege mit grünseidenen Vorhängen in dem Zimmer der Gräfin, und darin lag ein Knäblein von ausgezeichneter Schönheit. Charlotte verzärtelte und verhätschelte das Kind mit der Leidenschaft, welche ein Thier seinen Jungen zeigt — eine Leidenschaft, die zumeist erlischt, sobald das Junge der physischen Pflege der Mutter zu entrathen vermag. Fritz freute sich über den kleinen Kerl, den er nach seinem Vater Siegfried taufen ließ, kündigte dem alten Grafen die Geburt des Söhnchens an und hoffte nun leichter die Versöhnung des Erzürnten zu erreichen.

Doch ließ der Graf die Anzeige unbeantwortet!

Schwärmerisch waren Fritzens väterliche Gefühle anfänglich nicht, und wenn er dem Knirps hie und da eine kleine Neckerei oder Liebkosung gönnte, so geschah dies mehr aus Freundlichkeit für die Mutter, denn aus wirklichem Interesse an dem Kind.

Einmal jedoch da kam er so ganz zufällig in die Kinderstube, den Hut auf dem Kopf, schon im Begriff auszugehen. Der Kleine saß in seinem Bad — der Ausdruck eines unendlichen physischen Wohlbehagens sprach aus seinen halbgeschlossenen Aeuglein, und lag auf seinem dicken Körperchen, von dem man jede Linie genau unter den glänzenden Lasuren des hellen Wassers sah.

Fritz beugte sich über ihn und spritzte ihm scherzend ein paar Tropfen Wasser in das hübsche Gesichtchen. Der Kleine blickte den Vater groß an, und als dieser den Scherz wiederholte, da kicherte er so lustig, daß es wie das Girren

eines Täubchens klang und dabei lehnte er das zarte Köpfchen zurück und drückte seine rosa Fäustchen fest an die Brust.

Ein paar Tage später trat Fritz wieder in die Kinderstube; das Bad war vorüber, der Kleine lag auf dem Wickeltisch, wo die Kinderfrau im Begriff stand, ihn abzutrocknen. Er erkannte den Vater, lächelte und streckte die Aermchen nach ihm aus. Fritz konnte sich's nicht versagen, das Bürschchen ein wenig zu kitzeln, den Zeigefinger in seine Grübchen zu stecken und nach seinen Händchen zu haschen. Ein eigenthümliches Gefühl beschlich ihn bei der Berührung dieses frischen, warmen Kinderleibes.

Von nun an kam er täglich in die Kinderstube und sei's auch nur auf einen Moment. Das Kind wurde immer hübscher, die ersten weißen Zähnchen schimmerten ihm zwischen den Lippen, sein Häubchen war längst verschwunden, und weiche goldene Härchen hingen ihm in die Stirn. Bald fing es an, in einem kurzen Röckchen auf allen Vieren auf dem Teppich herum zu krabbeln, ja sich ein oder das andere Mal, an einem Möbel haltend, aufzurichten; und einmal, als Fritz gerade mit trägem Lächeln dem Treiben des Knäbleins zusah, geschah's, daß dieses plötzlich den Sessel, an den es sich bis dahin gehalten, losließ, und nun stolz und mühsam ein Füßchen vor das andere setzend und die Händchen ausstreckend, um sein Gleichgewicht zu befestigen, vier winzige Schritte bis zu seinem Vater hin machte, an dessen Knieen es sich, von der großen Anstrengung etwas außer Athem, triumphirend festhielt.

Als dann später ein kleines Mädchen in der grün umhangenen Wiege lag, da stand ein zierliches Gitterbettchen in dem Zimmer Fritz Malzin's. —

— — —

Was sie für gute Kameraden waren, der Papa und Siegi, was Fritz dem kleinen Wurm nicht Alles erzählte und klagte, wovon er allen andern Menschen gegenüber stumm blieb — von seinen Lieben — von der Heimath! .... Und Siegi sah mit seinen großen Augen immer so treuherzig und feierlich drein, als ob er auch jedes Wort verstünde. Lang eh' er noch ein Haupt- und Beiwort mit einem Verbum zusammen haspeln konnte, wußte er schon zu lispeln: „Großpapa“, und wenn sein Vater auf die große Photographie eines alten Schlosses deutete, die eingerahmt in seinem Rauchzimmer hing und fragte, „was ist das Siegi?“ murmelte dieser: „Neeburg!“ —

Das Kind wurde sein Freund, sein Gefährte; er liebte es mit einer Abgötterei, die nur die Väter kennen, welche ihren Frauen entfremdet sind und kein anderes Interesse auf der Welt besitzen.

Der Kleine hatte natürlich eine französische Bonne, doch war ihr Posten beinahe eine Sinecure. Fritz ließ das Kind kaum aus den Augen.

Ganz kurze Zeit nach seinem Einzug in die Wiplingerstraße hatte er ausgerechnet, daß es in Anbetracht der Theuerung der Miethwagen eine große Ersparniß sei, sich Pferde zu halten.

Die Lösung dieses Rechenexempels erzielte er wahrscheinlich nach dem Recept jenes Genies, welches mit überzeugender Klarheit bewiesen hat, daß Hôtels ersten Ranges immer billiger sind, als Hôtels zweiten Ranges.

Als Siegi kaum drei Jahre zählte, setzte ihn Fritz schon neben sich auf seinen Kutschirwagen und fuhr mit ihm in den Prater. Größerer Sicherheit halber wurde der Kleine mit einer breiten Seidenschärpe an das Geländer des Kutschirbockes festgebunden.

Der Kutschirwagen des Grafen Malzin gehörte bald zu den bekanntesten Praterstaffagen; das bildschöne Kind neben dem vornehmen blonden Mann, mußte Aufsehen erregen. Siegi war immer äußerst geschmackvoll gekleidet und die weichen goldenen Locken hingen ihm um die Schultern bis über den Gürtel herab. Von Zeit zu Zeit richtete er sein Gesichtchen zum Papa empor und lispelte ihm ernsthaft irgend eine wichtige Kinderfrage zu. Dann beugte sich Fritz lächelnd zu ihm herab und manchmal legte er dabei den Arm um ihn.

Es war eine wahre Herzensfreude, die Beiden neben einander zu sehen. Viele von den Damen, welche Fritzens Gruß seit seiner Heirath nur fremd und gleichgültig erwidert hatten, nickten ihm jetzt mit der größten Freundlichkeit zu, und lorgnetirten dabei das Kind.

An einem schönen, glänzenden Apriltag stieg Fritz mit seinem Söhnchen aus und promenirte, den Wiener Gewohnheiten gemäß, mit ihm in den Auen. Da ward er plötzlich von einem ganzen Schwarm ehemals ihm bekannter Damen umringt. Siegi erlebte einen wahren Triumph; jede wollte einen Kuß oder eine Patschhand von dem kleinen Helden.

„Deliciös!" schwirrte es von Mund zu Mund. „Ein kleiner Engel!" und dann hieß es: „Malzin! Sie müssen uns das Kind bringen."

„Fritz, nicht wahr, Du bringst ihn morgen um fünf; da haben meine Kinder die Tanzstund', Du kannst doch gewiß, nicht wahr? . . . Du . . . kennst ja den Weg!"

Und Fritz lächelte geschmeichelt und verbeugte sich. —

— — —

Er selbst war seit seiner Heirath nie mehr in der Gesellschaft erschienen; für den Kleinen jedoch nahm er die Einladungen an. Der Kleine sollte es lernen, mit seines Gleichen zu verkehren; Fritz wollte die Folgen seiner Dummheit allein abbüßen, sein Sohn durfte nicht darunter leiden.

Wenn gutgeartete adelige Eltern in normalen Verhältnissen ihre Kinder häufig zu einer Art conventioneller Bescheidenheit dressiren, so erzog Fritz hingegen sein Söhnchen mit besonderer Freude zum Hochmuth, er, dessen Anspruchslosigkeit sprichwörtlich gewesen war.

Wenn der Stolz auf der Defensive steht, artet er immer ein wenig aus! . . .

— — —

Trotzdem er seinen Haushalt so bescheiden eingerichtet, bemerkte Fritz zu seinem Erstaunen, daß er schon im ersten Jahre genau das Doppelte von seinen Renten ausgegeben hatte. „Das erste Jahr ist's immer so," tröstete er sich; als es aber im zweiten Jahre nicht besser, sondern viel schlechter ging, fing ihm die Geschichte an unheimlich zu werden. —

Zu seinen Spielpartien — sie wurden noch immer fortgesetzt, nur erschien Charlotte jetzt selten beim Souper, Fritz entschädigte sie gewöhnlich dafür durch eine Loge im Theater — pflegte sich auch ein gewisser Baron Schneller einzu-

finden — ein gutmüthiger, wohlbeleibter Patron, der am „Geldverdienen“ keinen rechten Geschmack finden konnte und, in Folge dessen von seiner, in dieser Richtung sehr emsigen Familie geächtet, seine Zeit und seine Renten zwischen Antiquitäten und Tänzerinnen verzettelte. Er hatte in Fritzen's Escadron sein Freiwilligenjahr abgedient.

In seiner Verstimmung wandte sich Fritz an Schneller mit der Frage, ob er kein einträglicheres Placement für baares Geld wisse, als österreichische Staatspapiere? Hierauf antwortete der indolente Banquierssohn: er selber lege sein Geld aus Princip nie anders als auf Hypotheken an; wenn Fritz es jedoch wünsche, so würde er sich bei seinem Bruder, der das väterliche Geschäft fortführe, erkundigen.

Den nächsten Tag schon kam er mit seiner allbekannten Gefälligkeit zu Fritz, brachte ihm eine ganze Liste von „sicheren Papieren“, die gerade um jene Zeit enorme Dividenden zahlten und setzte hinzu: „mein Bruder läßt sich Dir bestens empfehlen und Dir sagen, Du mögest in finanziellen Angelegenheiten völlig über ihn verfügen.“

Mit charakteristischem Leichtsinn legte Fritz sein Vermögen in die Hände des Banquiers — der Banquier machte sich eine Ehre daraus, dem jungen Cavalier gefällig sein zu können. —

Nun konnte Fritz bequem und ohne weitere Gewissensscrupel dreimal so viel ausgeben, als früher. Sein Vermögen wuchs und wuchs, ohne daß er sich je in die geheimnißvollen Gründe dieses Wachsthums hineinverstand. Es nahm endlich schon die unwahrscheinlichsten Dimensionen an: Das dauerte längere Zeit.

Eines Tages meldete der Banquier dem jungen Grafen, er sei Besitzer von einer Million und fragte ihn zugleich, ob er realisiren wolle?

„Zu was denn?“ meinte Fritz; „es pressirt ja nicht, übrigens — hm! ich werde einen dieser Tage mit Ihnen darüber reden. Heute habe ich keine Zeit.“

Er hatte den Kindern versprochen, sie in den Circus zu führen; da blieb ihm natürlich keine Zeit, von Geschäften zu reden. —

Es war bei einem Diner bei Schneller, wo er plötzlich einen jungen, nicht zu dem eigentlichen Finanzkreis zählenden Ministerialbeamten sagen hörte: „Traurige Aussichten — in den Abendzeitungen steht, die Sternfeld-Lonsberger wackeln!“

Fritz durchfuhr's. So wenig er sich auch um seine Geschäfte bekümmerte, wußte er doch, daß der größte Theil seines Vermögens in Sternfeld-Lonsbergern angelegt war. — Er heftete die Augen auf den Hausherrn — der zuckte gleichgültig die Achseln — „eine unbedeutende Fluctuation“, brummte er und kratzte sich ein sehr großes Stück Turbot von dem bereits halb entblößten Fischskelett herunter, das ihm der Bediente präsentirte.

Mit der Selbstüberwindung eines durch und durch wohlerzogenen Menschen fuhr Fritz fort, höflich mit seiner Nachbarin zu plaudern, und dabei tanzten das japanesische Speiseservice mit den geschliffenen Krystallschalen und Blumenaufsätzen vor seinen Augen einen sehr wilden Reigen!

Nach Tische, noch immer ein verbindliches Lächeln auf den Lippen, das Monocle im Auge, das Kaffeetäßchen in der Hand, warf er einen heimlichen Blick in eine Zeitung, die auf einem Guéridon aufgeschlagen lag. Es fuhr ihm kalt über den Rücken ... da stand plötzlich Baron Schneller neben ihm. „Sie haben vollständig Unrecht, sich zu beunruhigen," versicherte er; und Fritz lachte und zuckte die Achseln, als handle es sich um eine Lapalie. — Den nächsten Tag aber schrieb er dem Banquier ein Billet, in dem er ihn bat, die Actien für ihn zu verkaufen. Der Banquier rieth ihm ab — der Moment sei verpaßt und vorläufig nichts zu thun, als zu warten, behauptete er.

Fritz fügte sich. Kurz darauf rieth ihm Baron Schneller eine verwickelte Manipulation an, die zu begreifen Fritz sich nicht die Mühe nahm, welche aber, wie der Banquier mit absoluter Bestimmtheit voraussagte, einen ungeheueren Gewinn zum Resultate haben mußte.

Es handelte sich ganz einfach um ein halsbrecherisches Börsenhazardspiel.

Fritz war mit Allem zufrieden; was verstand denn er davon? Seine finanziellen Verhältnisse fingen an, ihm immer unbequemer zu werden. Er wollte reich werden.

Gerade um diese Zeit zeigte es sich, daß er ein paar große Rechnungen zahlen sollte, um die sich seit drei Jahren Niemand gemeldet hatte. Seine Geldverlegenheiten wurden peinlich. Er gedachte seines Vaters. Mein Gott! jetzt konnte ihm der alte Herr doch nicht mehr böse sein. Aber ... hm! ... sich nach solch' jahrelanger Entfremdung mir nichts, dir nichts in einer Geldverlegenheit an den alten Herrn zu wenden, war ihm widerwärtig.

„Nein, nein, das geht nicht," erzählte er seinem winzigen Vertrauten, Siegi; „wir werden erst sehen, ob uns der Großpapa freundlich gesinnt ist, und wenn er sich gut zeigt, nun, dann wollen wir ihm beichten — wenn nicht, ... vogue la galère!"

Das furchtbare Unglück, welches ihm drohte, ahnte er nicht. Die Armuth war für ihn ein Gespenst, von dem er reden gehört, ohne daran zu glauben — etwas für ihn nicht Verständliches, wie für einen kerngesunden Menschen der Tod. — —

Indessen mußte Siegi's Bonne ihm sein hübsches, neues Matrosenkostüm anthun, worauf ihn Fritz zu Adèle führte, um ihn photographiren zu lassen.

Die Aufnahme gelang vortrefflich. Fritz hatte eine närrische Freude mit dem Bildchen und zeigte es allen seinen Bekannten. Daß der Großpapa diesem Engelsköpfchen zu widerstehen vermöchte, hielt er für unmöglich. Er schrieb ihm denn so recht aus dem Herzen heraus einen langen Brief, in welchem er seiner großen Sehnsucht, den Vater wieder zu sehen, Ausdruck gab; dann ließ er Siegi, dem er die Hand führte — der kleine Held hatte erst kürzlich angefangen, vereinzelte h, u, s zwischen drei Linien zu malen — auf den Rücken der Photographie schreiben:

„Lieber Großpapa!
Habe mich ein wenig lieb. Ich küsse Dir die Hände und bin Dein
kleiner Enkel Siegi."

Wie im Fieber, jedoch eher in freudiger, als in banger Erwartung harrte er der Antwort entgegen. Am vierten Tage traf ein Brief von Schneeburg ein. Fritz erkannte die Schrift seines Vaters, sein Herz klopfte hoch auf — hastig erbrach er den Umschlag. Derselbe enthielt nichts als die Photographie Siegi's. Ohne ein Wort hinzuzufügen, hatte sie der alte Herr zurückgesandt!

Da ballte Fritz zornig die Faust und stampfte auf den Boden. Dann hob er seinen kleinen Sohn in seine Arme und küßte und herzte ihn, als hätte er ihn trösten mögen ob des ihm angethanen Schimpfes.

An einen Mann, der das im Stande gewesen, konnte er sich unmöglich mit einer Bitte wenden, mochte es auch sein eigener Vater sein.

Das war Ende September gewesen. — Kurze Zeit darauf kam der Ruin, vollständig, unerbittlich! Nicht die discrete Armuth, die uns verstohlen am Arme zupft und uns leise zumurmelt: „einschränken ... sparen!“ — nein, die echte, brutale Armuth, die uns plötzlich mit ihrer schmutzigen Hand beim Kragen packt und uns aus dem warmen, weichen Nest unserer lebenslangen Gewohnheiten herausreißend, auf die kalte, öde Straße hinauswirft und uns höhnend zuschreit: „Hungere, Faullenzer, frier'!“

Die Million war zerronnen! An dem Tage, da der Banquier Schneller Fritz den Ruin ankündigte, setzte er zugleich hinzu: „Sie sind natürlich nicht dazu verpflichtet, Ihre Differenzen zu zahlen, Herr Graf — die Situation liegt theilweise in Ihren Händen.“

Fritz blickte ihn nur groß an! — Das Aergste aber war, daß sein Vermögen nicht einmal dazu hinreichte, alle seine Verpflichtungen zu decken!

Jetzt meldeten sich plötzlich eine Menge kleiner Gläubiger, Sattler, Schneider, Schuster, Tapezierer, deren Forderungen zu Tausenden angewachsen waren. Fritz gerieth außer sich. Die kleinen Leute durften nicht durch ihn verlieren. Er löste seinen ganzen Hausstand auf, er schlug Alles los, von den orientalischen Teppichen in seinem Fumoir bis zu Siegi's schwarzem Sammtkostüm und seinen venetianischen Spitzenkragen.

Wie er sich auch bemühte, Alles konnte er nicht berichtigen. Einige der kleinen Gläubiger wurden gemein und zudringlich; die meisten jedoch drehten nur betrübt, aber mit unverändertem Respect ihre Mützen zwischen den Händen und murmelten: „wir können ja warten, Herr Graf; wir verlassen uns ganz auf den Herrn Grafen!“

Stumpf, beinah' apathisch lebte er seine Tage hin. Daß die Wohnung rings um ihn leer und öde wurde, machte ihm keinen Eindruck. Als jedoch der Tag kam, wo er sich von seinen Pferden trennen mußte — ein Mitglied der Wiener jeunesse dorée hatte sie ihm für einen sehr schönen Preis abgekauft — da .....

Er ging noch mit Siegi in den Stall hinunter und fütterte die schönen Thiere mit Brot und Zucker und streichelte ihnen die Köpfe und klopfte sie auf den Hals; und als er sich dann fortschlich und sie noch so freundlich scharren und wiehern hörte, war ihm, als risse man ihm ein Stück Herz aus der Brust! — —

— — —

Alle Tage frug ihn seine Frau, wann er sich an seinen Vater wenden werde — er aber antwortete nicht darauf. Nach dem Schimpf, den der Alte seinem Liebling angethan, konnte ihn nichts mehr bewegen, ihn anzubetteln. Nichts? . . . . Er dachte es damals. „Mein Vater muß von meiner mißlichen Lage gehört haben," sagte er sich; „und wenn ihm da nicht von selbst der Gedanke kommt mich zu unterstützen — kann ich nichts thun!" —

Er nahm sich vor, eine Stelle zu suchen — natürlich eine, wie sie seinem Namen gebührte. Wenn auch heute in Oesterreich nicht wie zu Zeiten Ludwig's XIV. in Frankreich jeder altadelige Name mehr oder weniger auf ein Hofamt oder einen Gehalt Anspruch hat, so gibt es doch bei uns noch hunderterlei Sinecuren, durch die einem jungen Adeligen, welcher nicht gegen seine Kaste gesündigt hat, ein standesgemäßes Leben ermöglicht wird.

Seine fatale Heirath aber erschwerte die Situation nach allen Richtungen hin. Sein Lebenshorizont verengte und verdüsterte sich mehr und mehr.

Von der nüchternen Zähigkeit, die, mit der Vergangenheit abschließend, kräftig die Trümmer einer zusammengebrochenen Existenz aus dem Wege räumt, um sich mit festem Vorsatz ein neues Lebensglück zu schaffen — von der hatte er nichts. Er hatte nur die passive Ausdauer des Stolzes, der die ihm aufgebürdete Last ruhig auf die Schultern nimmt und bis zum Zusammenbrechen weiter schleppt, weil er es ganz einfach verschmäht zu klagen und sich dem Mitleid preis zu geben. —

Nur *ein* Gefühl lebte stärker in ihm als der Stolz, und das war die Liebe zu seinen Kindern.

Er für seinen Theil wäre lieber verhungert, als daß er die Bitte, welche man ihm einmal abgeschlagen, ein zweites Mal wiederholt hätte. Aber die armen kleinen Würmer darben sehen, das brachte er nicht übers Herz.

Er besuchte ein paar einflußreiche Persönlichkeiten — Leute, die zu seiner Familie stets in nahen Beziehungen gestanden hatten. Nachdem sich aber einige vor ihm hatten verleugnen lassen, andere die Erfüllung seiner Bitte mit einem gezwungenen Lächeln hinausgeschoben hatten, fühlte er sich wie gelähmt, und fügte sich vorläufig in traurig hinbrütender Unthätigkeit. Die Situation mußte sich ja früher oder später ändern — so tröstete er sich. Indessen lebte er von — Schulden, und konnte es nicht begreifen, wie es kam, daß die professionellen Wucherer so große Schwierigkeiten machten, ihm, dem muthmaßlichen Erben von Schneeburg, lumpige paar hundert Gulden zu leihen.

Wenn er über die Verhältnisse seines Vaters genauer unterrichtet gewesen wäre, so hätte ihn das weniger verwundert. Aber er wußte seit Jahren gar nichts mehr von dem alten Herrn. Eine seltsame Scheu hielt ihn davor zurück, mit Fremden von demselben zu reden, sein trauriges Verhältniß zu ihm der indiscreten Neugier seiner Bekannten bloßzustellen. Alle Tage erwartete er noch heimlich, ohne sich seine Hoffnung selbst einzugestehen, sein Vater müsse Mitleid mit ihm empfinden, müsse plötzlich als hilfreiche Vorsehung erscheinen.

Aber sein Vater erschien nicht; und so kam es schließlich dazu, daß er, Fritz Malzin, mit seiner Frau und seinen Kindern zwei enge Stübchen eines

dritten Stockwerks in der Leopoldstadt bezog — Stübchen, die ihm seine Schwiegermutter, welche eine billige Art garni eingerichtet hatte, abvermiethete.

Charlotte beklagte sich zwar von Früh bis Abends über den unverantwortlichen Leichtsinn ihres Gatten, fühlte sich jedoch im Ganzen viel glücklicher, als in der Wiplingerstraße. Den ganzen Vormittag uneingeschnürt im Nachtcorsett herumlungern, das Frühstück für die Zimmerherrn bereiten helfen, ein wenig klatschen, kokettiren, und Abends in einem der schönen Kleider, die sie heimlich aus ihrem Wohlstand herübergeschmuggelt, zum Ronacher oder in eine andere Bierhalle gehen, sich dort von einem Dutzend Stutzern zweiten und dritten Ranges „Frau Gräfin“ tituliren und die Cour machen lassen — war eine Wonne nach der Langweile ihrer früheren Existenz. Sie ging alle Abend aus — er saß indessen zu Hause bei den Kindern und klügelte an allerhand unwahrscheinlichen Möglichkeiten herum, die seine Lage plötzlich verwandeln hätten müssen und machte Pläne, welche von Glückszufällen ausgingen, die nie eintrafen! —

Und plötzlich fühlte er oft eine kleine warme Hand in der seinen und hörte ein weiches Stimmchen, das ihm zuflüsterte: „Papa, erzähl' mir Etwas.“

„Gleich, Siegi,“ und aus seinem Brüten heraus bemühte er sich, ein lustiges Märlein zu erfinden — aber Siegi schüttelte den Kopf, dann sich an die Brust des Vaters schmiegend und das Aermchen um seinen Hals, die Schläfe zärtlich an seine Wange geschmiegt, flüsterte er: „Erzähl' mir von Schneeburg, Papa!“ —

Und der Winter zog vorüber — der Winter mit seinen langen Nächten, seiner von Kohlendunst vergifteten Stubenluft und seinem zusammenkrampfenden Gefühl kümmerlicher Beengtheit. Der Frühling kam. Siegi hatte seine rothen Wangen und sein heiteres Lachen verloren. Alle Abend in der Dämmerstunde führte ihn sein Vater spazieren. Das Kind hüstelte. —

An einem lauen Apriltag war's, und die Wolken hingen tief. Hie und da sah man eine Schwalbe ängstlich in der engen Gasse hin und her flattern. Siegi war frühlingsmüde und schleppte den Schritt — plötzlich zerrte er den Vater mit sich fort und jubelte: „Papa! . . . Papa! . . . dort . . . siehst Du's denn nicht, das ist ja unsere Miesa!“

Fritz blickte auf. Er hätte kein ehemaliger Kavallerist sein müssen, um in dem vor einem Fiaker gespannten Braunen nicht augenblicklich den „Hantigen“ von seinem hübschen Gespann zu erkennen.

„Miesa, na wie geht's denn Alte?“ rief er freundlich.

Das Pferd begrüßte ihn sogleich, scharrte und wieherte.

So sahen sie sich wieder! Fritz klopfte dem Pferde den Hals und hob Siegi empor, damit er das Thier auf den weißen Stern in seiner Stirn küssen könne wie ehemals.

Dann gingen sie weiter. Ohne ein Wort zu reden, streichelte Fritz dem Kleinen das Gesicht.

Er fühlte, wie dem Knaben die Thränen über die Wangen liefen. Armer kleiner Bursch, er weinte ganz still und verstohlen, aus Angst, den Vater zu kränken!

Fritz schnürte es den Hals zu. Er führte sein Söhnchen zu einem Zuckerbäcker; aber das Kind konnte nichts essen.

In derselben Nacht erkrankte Siegi. Der Arzt erklärte das Uebel für eine Lungenentzündung. Drei Nächte röchelte das Kind unter den qualvollsten Schmerzen in Fritzens Armen — dann ging die Gefahr vorbei. Nach drei Wochen konnte das Bürschchen das Bett verlassen; doch war's jetzt noch blasser, noch schwächer als zuvor.

Während der Krankheit Siegi's hatte sich Fritz von einem ehemaligen guten Bekannten hundert Gulden geborgt. Kurze Zeit darnach begegnet er dem Bekannten auf der Straße. Als er nun auf ihn zugehen wollte, da merkte er, wie derselbe ihm von Weitem ausweichend, quer über die Straße auf das andere Trottoir hinüberschritt.

Da packte ihn ein rasender Zorn, ein nicht mehr berechnender blinder Zorn. Dieser lumpige Hunderter mußte zurückerstattet werden — um jeden Preis. Er verkaufte seinen Winterüberrock und seinen goldenen Chronometer, den er als sechzehnjähriger Knabe von seinem Vater zum Geschenk bekommen und zum Andenken für Siegi aufgehoben hatte . . .

Er zahlte die hundert Gulden . . . wie oft bereute er's! . . .

IX.

Unter den Miethern der Wittwe Schrutt, so hieß Charlottens Mutter, befand sich auch eine quittengelbe Frau von einigen vierzig Jahren, die ein schmales, ofenloses Loch inne hatte und Sommer und Winter immer dasselbe Orleanskleid von grün angeschimmerter Schäbigkeit trug. Sie hieß Frau Pick und war Bettlerin von Profession.

Von irgend einer armseligen Commission, die er besorgt, heimkehrend, hörte Fritz eines Tages eine seiner Schwägerinnen an der Thür seiner Frau rufen: „Die Pick wartet." — „Ich bin fertig," lautete die Antwort und Charlotte trat auf den Gang, einen Brief in der Hand. Fritz sprang auf sie zu und entriß ihr den Brief, dann drängte er Charlotte in ihr Zimmer zurück und schlug die Thür hinter sich zu.

Das Schreiben war an den Erzbischof von Wien adressirt.

„Was enthält der Brief?" herrschte er sie an, röchelnd, den Schaum auf den Lippen und faßte sie zugleich so brutal bei den Handgelenken, daß sie mit einem scharfen Schmerzensschrei vor ihm auf die Knie sank.

Sie schwieg trotzig.

„Eine Bettelei, nicht wahr?"

„Ja!"

Zornig stieß er sie von sich. „Schäm' Dich!" rief er.

„Das ist an Dir!" entgegnete sie höhnisch, „wenn Du nicht arbeiten willst, muß ich betteln."

„Ah! . . ." ihm war's, als habe ihm Jemand mit der Faust vor die Stirn geschlagen; er machte ein paar Schritte zurück, taumelte, griff nach seinem Hut und ging aus.

Ehe der Abend hereinbrach, hatte er eine Stelle gefunden — in dem Büreau einer Tramway-Gesellschaft, — hundert Gulden monatlich! — —

Der Sommer brach herein, schwüler als gewöhnlich. Ueber ganz Wien lag es wie ein schleichendes Fieber. Die Bäume auf der Ringstraße rauschten nicht mehr träumerisch leise wie im Frühling, fast wie ein heiseres Hüsteln klang's jetzt durch ihr versengtes Laub. Wenn in den öffentlichen Gärten früh eine Rose erblüht war, so sah sie denselben Abend schon braun und verschrumpft aus, als kehre sie von einem Maskenball zurück; die blaue Donau wurde braun wie ein Canal und die Wien erinnerte mehr als je an den Manzanares.

Die Theater waren leer, die Tramways überfüllt; was nur konnte, strebte dem Lande zu. Die Fußgänger drückten sich auf der Schattenseite der Trottoirs gegen die Wand. Der Himmel war eintönig blau, die Häuserfaçaden mit schreiend weißem Licht übergossen, das den Augen wehe that.

Durch die Atmosphäre zog sich stumm und tückisch das ekle Sommergift der Städte — widerliche Ausdünstungen, ein matter Hauch von allgemeiner Welkheit und Fäulniß. Eine furchtbare Typhus-Epidemie verheerte Wien, — man konnte keinen längeren Gang machen, ohne einer von Sanitätsmännern getragenen Krankenkiste zu begegnen, aus deren Luftloch eine braune Hand oder gar ein verzerrtes Gesicht aufzuckte.

— — —

Siegi wurde täglich müder und schwächer, hüstelte ein wenig, beklagte sich aber über nichts. Fritz consultirte seinen alten Hausarzt; dieser verordnete gute Kost und Landluft, und sprach sich im Uebrigen nicht aus.

Fritz drang heftig in ihn, wollte darüber beruhigt werden, daß nichts Gefährliches vorliege — der alte Herr blieb stumm, und urplötzlich durchschauerte Fritz jenes Gefühl durch Mark und Bein dringender Kälte, das uns bei der Berührung einer Leiche den Athem benimmt. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke, er könne das Kind verlieren.

Dagegen hielt sich sein Stolz nicht. Augenblicklich schrieb er an seinen Vater, setzte ihm seine eigene Noth und den Zustand des Kindes auseinander, bat flehentlich, den kranken Knaben nach Schneeburg hinaus bringen zu dürfen.

Tage und Wochen vergingen — er erhielt keine Antwort!

Stumpf lebte er weiter, behielt nur gerade genug mechanische Geistesgegenwart übrig, um seine Arbeit in dem Comptoir ordentlich zu leisten. Er arbeitete langsam und mühsam, aber man hatte Rücksicht für ihn.

Vielleicht lag der Ausweg aus seinem Elend irgendwo knapp neben ihm — er fand ihn nicht mehr.

Jeden Morgen klang Siegi's Stimmchen schwächer, wenn er dem Vater beim Abschied zuflüsterte: „Komm' bald!“

Warum hatte er damals die hundert Gulden zurückgezahlt! Jeder Demüthigung hätte er sich jetzt mit Freuden ausgesetzt, um Siegi die Bequemlichkeit verschaffen zu können, deren er nun einmal bedurfte! Knausern müssen — knausern müssen um eine Orange, um ein Gefrorenes, nach dem sich ein krankes Kind sehnt! . . .

Es kamen Momente, in denen er sich knirschend sagte, daß er sich kein

Gewissen mehr daraus machen würde, zu betteln und zu stehlen für Siegi. Aber es ist nicht Schuft, wer will! ...

Ein oder zwei Mal begegnete er einem zufällig noch in Wien verbliebenen „Freund". Er machte ein paar Schritte ihm entgegen, bereitete sich vor, ihn „anzubetteln" — zitterte plötzlich am ganzen Körper ... nein, er konnte nicht, beim besten Willen nicht!

Und wenn dann der Bekannte vorüber war, schüttelte ihn der Zorn, der Aerger über seine — Feigheit!

Das Kind wurde schwächer und schwächer. Einmal hatte es Fritz in den Prater geführt, um es zu zerstreuen. Der schrille Klang der Militärmusik — das Wiedersehen des Wagengetümmels — was der Sommer davon übrig ließ — an dem er sonst so freudig Theil genommen, drückte dem Knaben das kleine Herz wund.

Sie saßen zusammen auf einer Bank unter den verstaubten Bäumen. Der Kleine sah mit großen, starren Augen dem Wagengewirbel zu, der Vater blickte unverwandt auf das Kind. „Unterhältst Du Dich? Gefällt Dir's, Siegi?" frug er, sich zärtlich zu ihm niederbeugend; da lächelte der Kleine mühsam und sagte: „Ja, Papa!"

Nach einem Weilchen lehnte er das Köpfchen müde gegen den Vater und lispelte: „Komm', nach Haus."

* * *

Bald vermochte er das Bett nicht zu verlassen ... Fritz hörte das Wort: Auszehrung! ...

Er wußte, daß es sich nur noch um Wochen handeln könne. Manchmal sagte er sich, es wäre besser für das Kind, der Tod käme schnell. Diesen Gedanken aber wehrte er von sich ab. Nein! nein! Wenigstens noch ein Weilchen die kleine Stimme hören, die mageren Wangen streicheln können!

Das rosige Kindergesichtchen war fahl zusammengeschrumpft; wie bräunliche Stöckchen ragten die Arme aus den Aermeln des Hemdchens heraus — ein täglich dichter und schärfer gezeichnetes Netz von dunkelblauen Aederchen umzog die Schläfen — das Näschen wurde spitz — über der Stirn breitete sich ein bernsteinfarbener Schimmer ...

Es kam die Zeit, da Fritz, wenn er früh in sein Bureau ging, fürchten mußte, am Abend das Kind nicht mehr am Leben zu treffen. Wenn er beim Nachhausekommen die Treppe hinan stieg, schnürte sich ihm das Herz zusammen ... leise trat er ins Zimmer.

Der kleine Kopf bewegte sich in den Kissen: „Papa!" hauchte ein heiseres Stimmchen, und das Herz des Vaters jauchzte auf! ... —

In den letzten Tagen des Augusts kam's — in einer dumpfen, häßlichen, schwülen Nacht. — Er war allein mit dem Kinde.

Charlotte hatte sich zurückgezogen, sie konnte nicht sterben sehen. Die Schwüle war unerträglich. Fritz hatte die Fenster geöffnet, sie gingen auf einen Lichthof hinaus, in dem die Luft um nichts besser war, als in dem Krankenzimmer. Der Geruch der Reseda und Rosen, welche Fritz mitgebracht hatte, um die schlechte Luft ein wenig zu würzen, schlich sich traurig durch das

enge Stübchen. Es war, als mischte sich der Todeskampf der Blumen in den Todeskampf des Kindes. Durch Kissen aufgestützt, lag Siegi in seinem Bettchen. Er athmete so rasch und kurz, daß man die Athemzüge kaum zu zählen vermochte, — überstürzt und unregelmäßig, wie der Pulsschlag eines Fiebernden, klangen sie durch das Schweigen. „Papa!“ lispelte er von Zeit zu Zeit.

„Nun, mein Engel?“ sich über ihn beugend — „wünschest Du Etwas?“

„Nein . . . nur . . . wann gehen wir nach Schneeburg?“

„Bald, mein Kleinod . . . bald!“ —

Das Bewußtsein des Kindes verwischte sich — es warf sich auf seinem Lager herum — dann zerrte es plötzlich an dem Leintuch, zerrte daran mit einer Gewalt, die man seinen abgezehrten Händen nicht zugetraut hätte. Es fing an zu phantasiren, lachte hell auf, schnalzte mit der Zunge, als gelte es, die Pferde anzufeuern, dann mit dünnem, zitterndem Stimmchen sang es ein altes französisches Kinderlied, das ihm seine Bonne gelehrt:

„Il était un petit navire . . .“

Dem armen Fritz erstarrte das Blut in den Adern — er stützte den Kleinen in seinen Armen auf — hielt ihn fest an seiner Brust. Der kühle Hauch des heranbrechenden Morgens durchspielte die Luft — das Licht der Unschlittkerze, bei der Fritz wachte, flackerte unheimlich. Graue Schatten huschten durch das Zimmer, wie Gespenster — von ferne hörte man den leisen Schrei eines Vogels.

Plötzlich verlöschte die Kerze. Fritz schrak zusammen, er beugte sich über das Kind — es war todt! . . .

X.

Den Morgen darauf bekam er einen Geldbrief von seinem Vater. Der Brief enthielt eine Tausend-Guldennote nebst ein paar herzlichen und besorgten Worten des alten Grafen. Das letzte Schreiben seines Sohnes hatte ihn nur auf den complicirtesten Umwegen erreicht; er war soeben von einer Reise nach Australien zurückgekehrt. Er hatte von den zerrütteten Verhältnissen des Sohnes Nichts gewußt.

Als Antwort schrieb ihm Fritz nur die Worte:

„Das Kind ist todt!“

Es war den Nachmittag nach dem Begräbniß und Fritz allein zu Hause. Charlotte führte die Kinder ein wenig spazieren — da hörte er draußen scharf klingeln. Er stand auf, öffnete die Thür. Ein vornehm aussehender, weißhaariger Herr frug ihn: „Ist der Graf Malzin . . .“

„Vater!“ stotterte Fritz.

Der Alte machte einen Schritt vorwärts, heftete die Augen auf das bis zur Unkenntlichkeit verhärmte Gesicht, streckte die Arme aus und riß den Sohn an seine Brust. Aller Groll, alle gegenseitige Bitterkeit war vergessen! . . .

Dann saßen sie miteinander in dem häßlichen dumpfigen Zimmer, in dem Siegi gestorben war, und Fritz schüttete sein Herz aus.

Sie saßen nicht sehr nah' neben einander, nur gerade nah' genug, um einander die tiefe Theilnahme von den Gesichtern herunter lesen zu können und um einander zu hören, ohne laut reden zu müssen; und inmitten seines trostlosen Jammers verursachte es Fritz doch eine ungeheuere Freude, wieder mit Jemandem zu verkehren, der ihn verstand und seine wunde Seele in inniges Mitleid tauchen zu dürfen!

Er erzählte dem Vater Alles, seine Ehe, seinen Leichtsinn — sein Elend. Er merkte bald, daß der alte Herr Charlotte für schlechter gehalten, als sie war, und Siegi in Folge dessen nicht als seinen Enkel hatte anerkennen wollen.

Das war nun vorbei! Er ließ sich alle Bilder des Kleinen zeigen, er interessirte sich für jede Gewohnheit des Kindes, forschte Fritz unermüdlich aus, — fast schien's, als wolle er hierdurch einen Theil des Schmerzes, der den Sohn bedrückte, an sich ziehen, um ihn Fritz abzunehmen.

Da hörte man draußen Schritte; Charlotte trat mit den Kindern herein. Fritz erschrak ein wenig.

„Papa, da ist meine Frau!"

Aber der alte Herr ging ihr entgegen, als ob sie eine Fürstin gewesen wäre, nannte sie seine Tochter und küßte sie auf die Stirn. Die Kinder wollte er gar nicht aus den Armen lassen.

Den nächsten Morgen besuchte ihn Fritz noch mit dem Kleinen im Hôtel Munsch, — nach einem ungemein herzlichen Abschied trennten sie sich.

„Es versteht sich von selbst, daß Du sobald als möglich mit Deiner Familie nach Schneeburg ziehst," hatte der alte Herr noch zum Schluß bekümmert gesagt; „Du brauchst die Heimath, mein armer Bursch!"

Wie sich Fritz freute — in Mitten all' seines Jammers auf die Heimath freute!

Sie waren schon im Packen begriffen, im Aufbrechen, da kam ein Brief von Schneeburg:

„Lieber Fritz!

So schwer mir's wird, dies von Dir zu verlangen — Du mußt Deine Stelle in Wien vorläufig behalten. Eh' sich meine Geschäfte geklärt haben, kann ich leider Nichts für Dich thun, mein armer lieber Fritz. Nur Geduld, es wird sich ja Alles bald geben . . . ꝛc."

— — —

Als die Geschäfte sich geklärt hatten, da stellte sich's heraus, daß der alte Herr ein Bettler war. In kostspieligen Versuchen, Geld zu verdienen, hatte er anfänglich sein Vermögen zersplittert und dann — möchte man's glauben — von der allgemeinen Sucht, leicht Geld zu verdienen, die Millionen aufzuheben, die auf der Straße lagen, angesteckt, hatte der alte Cavalier sich in ein kolossales Actienunternehmen in australischen Goldminen verwickelt. Der Conte Capriani, den er in Vichi kennen gelernt, hatte ihm die Einträglichkeit des Unternehmens klar gemacht. — Der Name Capriani allein bürgte ja an und für sich für ein gutes Geschäft. Man

stellte den alten Cavalier an die Spitze des Verwaltungsraths, man brauchte seinen Namen, um dem Publicum Vertrauen einzuflößen, und unbegrenztes Vertrauen flößte er dem Publicum auch ein, der alte edle Name, den seit fünfundsechzig Jahren ein durch und durch ehrenwerther Mann getragen. Im ersten Jahr zahlte die Gesellschaft ungeheure Dividenden — aus ihrem Actiencapital. Im zweiten nahm die Sache eine böse Miene an. — Der Conte zog sich langsam zurück, die Dinge standen nicht so, wie er anfänglich gedacht — man hatte ihn falsch berichtet. ... Er rieth dem Grafen, der nach Paris gekommen war, um sich mit ihm zu besprechen, seine Actien wegzugeben, langsam ohne Aufsehen zu erregen. Davon aber wollte der Graf nichts hören. Er hatte sich dem Publicum verpflichtet, er hatte durch seine Vertrauensseligkeit Hunderte von Menschen um ihr Geld gebracht — vielen hatte er selbst zugeredet, hatte gewähnt, ihnen damit einen Dienst zu erweisen. Es waren arme Leute darunter, unbemittelte Verwandte, ja alte Diener, ehemalige Lehrer seiner Kinder, die ihre ganzen Ersparnisse in das unglückliche Unternehmen hineingesteckt hatten, auf sein Wort hin. — Er gerieth außer sich, kaufte von den Actien zurück, so viel er konnte, reiste selbst nach Australien, um sich persönlich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Er, der sein ganzes Leben lang, seit er der Schule entwachsen war, höchstens eine Whistrechnung zusammengestellt — rechnete und klügelte nun mit dem Aufgebot aller seiner Fähigkeiten an den Ertragsmöglichkeiten des Unternehmens herum.

So schlimm als es von Europa aus geschienen, standen die Sachen nicht, — bei einer energischen Leitung konnte sich das Ganze heben; es handelte sich vorläufig nur um die Erweiterung des ursprünglichen Actiencapitals. Aber das Vertrauen der Actionäre war erschüttert; umsonst bemühte sich der Graf, nach Europa zurückgekehrt, um die Beschaffung neuer Fonds; umsonst wendete er sich an den Conte Capriani, stellte ihm vor, daß er, als die ursprüngliche Triebfeder der ganzen Speculation, verpflichtet sei zu helfen. Der Conte behauptete, machtlos zu sein.

Die Actien fielen tiefer, immer tiefer — fielen mit schwindelnder Schnelligkeit.

Eines Tages erhielt Fritz die Nachricht: „Wir müssen Schneeburg verkaufen!“ —

Fritz war's, als habe man ihm mit einem Hammer auf das wunde Herz geschlagen. Seine elegische Sehnsucht nach der Heimath verwandelte sich in einen brennenden Durst, in ein dringendes Begehren, das ihn verzehrte. Er hatte Heimweh wie ein Bauer, ja — wie ein Slowak!

Ein Städter, der binnen zehn Jahren oft drei- oder mehrmal die Wohnung wechselt, in Folge dessen nirgends tiefe Wurzel geschlagen hat, der kann sich von dem Heimweh keinen Begriff machen, das einen Menschen zu ergreifen vermag nach der Scholle, auf der er geboren und sein ganzer Stamm vor ihm seit Generationen groß gewachsen, bis er wie eine Pflanze an diese specielle Atmosphäre, diese specielle Erde gewöhnt, nach jahrelanger Abwesenheit, wo er auch indessen gelebt haben mag, nach langen Jahren doch wieder „nach Hause“ zurückstrebt. —

Er hatte sich mit Siegi zugleich bei der Uebersiedelung aus der Wiplingerstraße einen Husten geholt, der Kleine war den Folgen dieser Erkältung erlegen.

Fritz lebte noch, aber seine Gesundheit war zerrüttet. Seine Stimme war erloschen, fast alle Tage gegen Abend überliefen ihn kalte Fieberschauer. Die Nächte fand er trotz seiner großen Müdigkeit auf seinem Lager keine Ruhe.

Stundenlang schleppte er sich auf und nieder in dem ärmlichen Stübchen, in welchem das leere Bettchen Siegi's stand — er hatte es durchaus nicht wegräumen lassen wollen — und dabei dachte er an Schneeburg! —

Verkaufen . . .! Schneeburg verkaufen . . .! Ueber diesen Jammer vergaß er momentan den Schmerz um sein todtes Kind. In farbigen Bildern zogen die Heimathserinnerungen durch seine Seele fast mit der Deutlichkeit von Hallucinationen. Er sah die Morgensonne auf dem feuchten Moos glänzen, das die Strohdächer des Dorfs übergrünte, — er sah die großen schleimigen Pfützen vor den Hütten und ein ungeheures Schwein, das sich wohlig darin wälzte, eine Schar Hühner scharrte auf einem Misthaufen, und ein Haufen frierender Schulkinder kauerte vor der Schmiede unter dem Kreuz.

Er sah den Teich inmitten des Dörfleins; hoch angeschwollen fipperten die kleinen braunen Wellen im verdrießlich nergelnden Herbstwind und eine einzige hagere Ulme warf ihr in die Länge gezerrtes Spiegelbild quer darüber hin. Er sah die weiche schwarze Erde am Teichufer mit den Abdrücken unzähliger Gänsefüße durchfurcht. Er sah die Gänse selbst zischend und die Flügel schlagend, während das Licht auf der rauhen rosafarbenen Haut ihrer gerupften Bäuche spielte. — Strohdächer, Schweine und Gänse hatten ihn gewiß niemals besonders interessirt, ganz unbewußt hatten sich diese Eindrücke seiner Seele eingeprägt — sie gehörten zum Ganzen.

Er sah lange, durchsichtig weiße Nebelfetzen über frisch geackerte Felder gleiten, in düsteren Zügen, wie die Klageweiber des verstorbenen Sommers, flatterten die Krähen durch den braunen Herbst, — eine blonde Kuh stand zwischen zwei krummstämmigen Apfelbäumen am Straßenrand und blickte neugierig aus schwarzen, blaulasirten Augen vor sich hin.

Wirr durch einander wechselten die Bilder. Er sieht den Park mit seinen weiten smaragdgrünen Wiesen, aus denen uralte Bäume in großen, schwerfälligen Gruppen emporragen. Er kennt die Stimme jedes einzelnen Baumes; der Ahorn raschelt anders als die Rothbuche dort, er weiß genau, welcher Baum im Herbst orangegelb wird, und welcher nur gelb mit schwarzen Tupfen, und welcher dunkelroth. — Jetzt bewegen sie alle ihre schweren Häupter und singen, daß es wie ein grandioser Choral durch die stille Herbstluft klingt — langsam lösen einzelne Blätter mit grauen Thauperlen wie mit feinstem Schmelz bereift, sich ab, und sinken schaudernd in das Gras. —

Und der Wirthschaftsgarten, das Paradies der Kinder, mit seinen uralten Aprikosenbäumen, deren Früchte immer zwischen die altmodischen Salbeyrabatten fallen! Oh! was für Früchte das sind, groß und gelb und saftig, wie Apfelsinen mit einer rauhen Rinde auf den Backen! — —

Dann lachte er leise über irgend Etwas, das sich vor zwanzig Jahren zugetragen. Er erwachte aus seinen Visionen, fuhr sich über die Stirn. Wo war er? . . . . . In einem schlechten Miethzimmer neben dem leeren Bettchen seines verstorbenen Kindes!

Müde legte er sich nieder. Das Letzte, was er vor dem Einschlummern deutlich sah, war ein großer rother Sandplatz vor dem Schneeburger Schloß, mit schmalen Geleisen durchfurcht. Die Geleise bildeten einen Achter — den ersten Achter, den er als fünfzehnjähriger Bursch mit seines Vaters Viererzug cum aplausu in den Sand gezeichnet — der feine, nicht für alle Menschen faßbare Geruch der Erdbeerblätter glitt noch an ihm vorüber — dann verwischte sich Alles! Mitleidig legte ihm der Schlaf die Hand auf Herz und Stirn. — Ein paar Stunden schlief er, wie die Todten schlafen, und mit dem nächsten Morgen begannen seine Qualen von Neuem.

Barfuß, wie ein Bettler, hätte er nach Schneeburg zurückwandern mögen, nur um sich auf diese liebe Erde hinwerfen zu können und den Boden seiner Heimath zu küssen.

Lange dauerten die Transactionen; die Käufer knauserten, wie das gewöhnlich geschieht, wenn sie sich einem zerrütteten Vermögen gegenüber sehen. Schon stand zu fürchten, daß die Herrschaft executirt werde. Da im Frühjahr kam Capriani und bot für Schneeburg einen Preis, der zum wenigsten genügte, um die Verpflichtungen des alten Herrn vollständig zu decken. Der Anwalt drang in den Grafen, diese Gelegenheit nicht zu versäumen — dennoch zögerte Siegfried Malzin. Drei Tage irrte er wie ein Wahnsinniger in Schneeburg umher — dann fing er an nachzugeben, mit Bedingungen; aber alle Bedingungen fielen vor der Energie des Conte — Malzin's Kopf verwirrte sich. Er gab in vielen Punkten nach, in welchen er nicht hätte nachgeben müssen; Massen von werthvollen Raritäten, die er sich hätte vorbehalten können, gab er mit in den Kauf. Er vergaß an Alles, und wie ein Mensch schließlich aus einer Feuersbrunst triumphirend einen alten Regenschirm und ein Kinderspielzeug rettet, so rettete er von seinem Vermögen — außer der Familiengruft, welche er von Anfang her ausgenommen — nichts, als . . . den ausgestopften Schimmel, der in der Halle gestanden hatte, und den irgend ein Malzin, bei der Befreiung von Wien durch Sobiesky, geritten.

Den Morgen nach Unterzeichnung des Verkaufscontractes fand man den ehemaligen Besitzer von Schneeburg todt in seinem Bett — ein Herzschlag hatte ihn von seinen Qualen befreit. —

* * *

Fritz erfuhr an einem Tage den Verkauf von Schneeburg und den Tod seines Vaters — er war gebrochen! — —

Capriani hatte eine Schwäche und das war die, verarmte Adelige in seinen Comptoirs zu beschäftigen. Sie arbeiteten schlecht, er wußte es; dennoch verwendete er sie mit besonderer Vorliebe. Er bezahlte sie ausgezeichnet und behandelte sie grausam.

Eines Tages ließ er Fritz die Stelle seines Privatsecretärs anbieten. Zum Erstaunen, ja zum Entsetzen aller seiner ehemaligen Freunde nahm Fritz die Stelle an. —

An einem kühlen Maiabend zog er mit Frau und Kindern in das kleine Gartenhäuschen ein, das am Rande des Parkes neben dem Gemüsegarten stand;

und mit Schmerz vermischte Wonneschauer durchrieselten ihn, während er alle, alle Wege des lieben alten Nestes durchlief, das nun einem Anderen gehörte. —

Er mußte seine Kinder warnen, nicht auf das Gras zu treten, nichts abzureißen — auf seinem eigenen Grund und Boden, ja auf seinem Grund und Boden; denn, daß dieser Boden endgültig aufgehört hatte „sein" zu sein, wurde ihm nicht klar.

Für ihn blieb Capriani immer nur ein zeitweiliger Usurpator. Selbst jetzt noch glaubte er an die Contrerevolution; — wodurch diese eigentlich hätte bewerkstelligt werden sollen, das freilich hätte er nicht zu sagen gewußt!

Manchmal kam er plötzlich auf die alte Miller, seine ehemalige Kinderfrau, der er ein Obdach gewährte, zu und sagte: „Sie, Miller, erinnert Sie sich noch wie das war? . . . und das? . . ." und wenn sie erwiderte: „Ja, Herr Graf!" dann lächelte er matt.

Das Feuer, die ganze Impetuosität seiner Natur war verglüht.

Bisweilen beschlich ihn das Gefühl, daß er eigentlich verpflichtet sei, Etwas zu thun, um seinem Söhnchen das Verlorne zurück zu erwerben. —

Der Conte Capriani hatte freilich seine Laufbahn begonnen mit einem Silbergulden in der Tasche — aber das war etwas Anderes. Mit diesem auf der Schneide des Gesetzes herumbalancirenden Finanzkünstler in die Schranken zu treten, war nicht die Sache Fritz Malzin's. —

So fuhr er denn fort mit schwermüthiger Resignation von alten Zeiten zu träumen und nach wunderbaren Schicksalsfügungen auszuspähen, die nie eintrafen.

Indessen — kaufte er Promessen und legte alle Abend dieselbe Patience, durch welche er immer wieder dieselbe Frage an das Schicksal richtete: „Ob Schneeburg wieder an den Kleinen zurückfallen werde?" —

(Fortsetzung folgt.)

Politik und Staatswissenschaft[1]).

Von

Prof. **Gustav Cohn.**

I.

Durch die Stimme eines großen Staatsmannes ist neulich behauptet worden: die Politik sei nicht, wie die Professoren meinen, eine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Ich glaube, die Männer, deren amtlicher Beruf es ist, politische Wissenschaft zu lehren, dürfen dem pflichtmäßigen Wunsche, ihre Existenz zu rechtfertigen, durch die einfache Gegenbemerkung genügen: die Politik in der Hand des Perikles sei allerdings eine Kunst; in der Hand des Aristoteles eine Wissenschaft.

Es liegt hier zunächst — nicht ausschließlich, wie wir sehen werden — eine Mehrdeutigkeit des Wortes vor, über welche man sich verständigen muß, ehe man weiter geht. Das Wort, so lange es flüssig ist im lebendigen Sprachgebrauche seiner classischen Heimath, dient allen den Zwecken, die „Politisches", d. h. Staatliches bezeichnen wollen — sei das nun ein Denken oder ein Thun, ein Theilnehmen oder ein Lenken; der jeweilige Zusatz des ergänzenden Wortes gibt dem flüssigen Sinne für jeden Fall Bestimmtheit. Anders wird es mit dem Augenblicke, wo dieses Leben erlischt und von dem Staatswesen der Griechen für die Nachwelt nichts übrig bleibt als einzelne verstümmelte Reste der politischen Literatur. Jetzt entsteht um das dürftig gerettete Werk des Aristoteles ein vielhundertjähriger Anbau des nachfolgenden Geschlechtes und unter diesem Eindrucke erscheint die „Politik" als die Wissenschaft vom Staate. Lehrstühle der Politik werden gegründet, aus welchen sich gelegentlich, wie in Zürich seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ein „politisches Institut" entwickelt. Bis dann die neue Entwicklung der Wissenschaft zu einer Spaltung und Mannigfaltigkeit des Wortsinnes treibt, durch welche die „Politik" aufhört, das Ganze der Staatswissenschaft im Sinne der Aristotelischen Politik zu bezeichnen, und sich auf einzelne Theile dieses Ganzen zurückzieht, ohne indessen an Stelle des altererbten Wohnsitzes zu einem rechten Ruheplatze gelangen zu können.

---

[1]) Nach einem beim Antritt des Lehrstuhls für Staatswissenschaften an der Universität Göttingen gehaltenen Vortrage.

Doch während diese neuere Entwicklung vor sich geht, ist es das öffentliche Leben des Zeitalters, welches die Gedanken des antiken Staats in die Wirklichkeit der Gegenwart hineinzuführen sucht, welches damit die „Politik" zu einer praktischen Aufgabe der Volksgesammtheit zu machen strebt; und in dem Grade, als dieses gelingt, ergreift auch der Sprachgebrauch das antike Wort wieder, um ihm den Stempel dieses praktischen Bestrebens aufzudrücken. Im Latein der Renaissance, so bei Bodin, ist von dem „politicus", als dem praktischen Staatsmanne, die Rede; die europäischen Völker gewöhnen sich, von Politik und Politiker desto allgemeiner in diesem Sinne zu reden, je mehr das praktische Staatsleben in den Mittelpunkt ihrer Interessen tritt: zuerst die Engländer, dann die Franzosen, die Deutschen und die übrigen.

Wie nun in dieser praktischen Bedeutung wiederum diejenigen Einzelnheiten hervortreten, welche der politisirenden Mehrzahl eminent praktisch oder interessant erscheinen, wie z. B. vorwiegend an Verfassungspolitik oder an auswärtige Politik oder an Parteipolitik gedacht wird, wenn man etwa von politischen Reformen im Gegensatz zu socialen Reformen redet, oder wenn die Schweiz ihr Departement des Auswärtigen als politisches Departement bezeichnet u. dgl. m. — das auszuführen hat hier für uns keine Bedeutung. Die Thatsache, auf welche es ankommt, ist diese: daß die Art des neueren Staatslebens dazu geführt hat, das Wort Politik mit unverkennbarer Vorliebe für die *Praxis* des Staatslebens in Beschlag zu nehmen, und daß die Absicht deutlich ist, welche man hegt, wenn man an die Spitze eines Aufsatzes die beiden Worte stellt, die dem unsrigen den Namen geben.

II.

„Politik und Staatswissenschaft" neben einander — sie sprechen klar und kurz das Problem aus, welches uns beschäftigen soll: die Frage nach dem Verhältniß des *Staatslebens* zu dem *Denken* über den Staat. Sie rufen uns mit diesem Problem jene fremde Aeußerung zurück, die wir im Eingang anführten und durch die Mehrdeutigkeit des Wortes „Politik" nur vorläufig widerlegten; da sie nach ihrem innersten Zwecke den Pfeil des Angriffs tiefer eindringen ließ, da sie die Möglichkeit einer *Wissenschaft* von staatlichen Dingen bestreiten wollte. Im Angesichte dieser Frage schwindet der Wortstreit über die Bedeutungen des Wortes Politik in Nichts zusammen: jetzt ist es überhaupt nicht mehr das vieldeutige Wort, welches man an seiner Stelle stehen lassen oder durch ein deutsches unzweideutiges Wort ersetzen mag — es ist die sachliche Frage: *gibt es eine Staatswissenschaft?*

Die erste Waffe der Vertheidigung, nach welcher wir greifen, ist die scheinbar stärkste, aber auch die zerbrechlichste. Wenn von einer mit amtlicher Autorität bekleideten Stelle den Professoren der Fehdehandschuh zugeworfen wird, der den amtlich eingesetzten Lehrern der Staatswissenschaft das Vorhandensein eben dieser Wissenschaft abstreitet, so mögen sie die amtliche Thatsache zur Abwehr entgegenhalten, daß sie diese Wissenschaft zu lehren berufen sind, daß es eine solche Wissenschaft also auch wohl geben muß. Jedoch wie alles positive Recht niemals die letzte Antwort auf eine wissenschaftliche, d. h. den Grund suchende Frage bieten

kann, so auch hier. Irgend eine von Amtswegen bestehende Thatsache kann nicht die letzte Entscheidung enthalten für die Zweifel, welche eben das Bestehende auf seinen Grund zur Rede stellen wollen; nicht irgend eine amtliche Autorität, sondern allein der bessere Grund kann entscheiden, und wir haben zuzusehen, ob wir diesen zu finden vermögen.

Wir haben leider um so mehr Anlaß dazu, als es sich im Ernste nicht um eine vereinzelte Aeußerung handelt. Denn diese, ob auch von hoher amtlicher Stelle kommend, hat doch im wissenschaftlichen Sinne nur geringe Autorität: ein großer Geigenvirtuos mag über die Physik des Schalles reden, aber er ist keine Instanz dafür. Nein, jene Aeußerung ist ein einzelner Fall unter vielen Tausenden von Fällen, da gleiche Ansichten sich hören lassen; sie ist der Ausdruck einer Unzufriedenheit, Ungeduld, Geringschätzung in weiten Kreisen des Publicums, auf welchen zu antworten Pflicht, dessen Grund zu beseitigen eine würdige Aufgabe ist.

III.

Hören wir die Menge jener Unzufriedenen, so tritt uns vor Allem die Wahrnehmung entgegen, daß es sich in erster Linie nicht um das einzelne Gebiet der Wissenschaft handelt, nicht um die Vorwürfe gegen dieses allein, sondern um Beschwerden oder Spottrufe, die gegen alle Wissenschaft überhaupt gerichtet sind.

Das ist nun einmal die Art der Menschen. Sei es einem inneren Zuge folgend, welcher zur Verehrung der höchsten Bestrebungen des denkenden Geistes antreibt, sei es der herkömmlichen Sitte getreu, welche in einem Culturvolke von lange her achtunggebietende Institutionen geschaffen hat, die solche Verehrung heischen — rufen sie heute mit lärmender Begeisterung den Thaten der Wissenschaft ihr Hosiannah zu, um sie morgen mit Geringschätzung zu strafen dafür, daß eben diese Wissenschaft sich unfähig gezeigt, überspannten Anforderungen zu genügen. Man hat seit den Schuljahren hundert Mal jenes Wort Lessing's wiederholt von dem Besitze der Wahrheit und dem Streben nach Wahrheit: man ist gleichwohl je nach Laune leicht bei der Hand, wenn es passend scheint, die Leistungen der Wissenschaft nach dem Maße der unerschütterlichen Wahrheiten zu messen, die sie zu Tage gefördert. Man scheint beflissen und ist es auch wohl in den besseren Stunden, den selbständigen Werth der Forschung anzuerkennen: dennoch bleibt man dieser Absicht gar wenig getreu, wenn man alsbald die Frage nach dem handgreiflichen Nutzen an eben diese Forschung richtet und auf eine nicht gerade zarte Weise alles dasjenige Denken durch seine Unvollkommenheit zu beschämen sucht, welches sich nicht unmittelbar nützlich zur Herstellung etwa eines neuen Farbstoffes oder eines neuen Verkehrsmittels erwiesen hat.

Die Menschen wissen nicht, was sie thun.

Was ist denn die Wissenschaft? Ist sie ein fremdes Wesen, welchem die Mehrzahl Zumuthungen zu machen hätte wegen der eigenartigen Kräfte, über die dasselbe gebietet? Sind ihr Fähigkeiten gegeben, vermöge deren sie die Gründe alles Seins aufzudecken und grenzenlose Wohlthaten zu spenden im Stande wäre, Fähigkeiten von anderer Art als diejenigen, welche man als gemeines Gut aller Menschen kennt? Ist die heute gepriesene und morgen gescholtene Theorie auf

anderem Boden gewachsen als die „Praxis", welche in ihren besseren Augenblicken sich auf sie als auf ihren stärksten Grund beruft, um dann wieder keck ihrer zu spotten?

Mit nichten. Es gibt nur ein Denken, es gibt nur eine Logik; es ist ein und dieselbe Kraft, welche den Dingen auf den Grund geht, sei das im Sinne des unmittelbaren Nutzens, also im Dienste des alltäglichen Thuns, sei es mit jener Entfernung von der praktischen Verwerthung, welche sich einstellt da, wo das Nachdenken über den Grund der Dinge eine selbständige Aufgabe wird. Theorie und Praxis, Wissenschaft und Leben, sie sind nicht anders von einander geschieden, als der zur Selbständigkeit erhobene Beruf des Künstlers, welcher das Schöne darstellt, von dem den Gesetzen des Geschmacks unentrinnbar unterworfenen Handwerk, das gleichsam embryonisch und unbewußt die Kunst in sich schließt. Je höher das Handwerk steigt, um so mehr wird es diesen Keim des Schönen entfalten: aber vorhanden ist das Moment des Geschmackes immer und unter allen Umständen. Es ist ebenso mit dem Thun und dem Denken, mit dem praktischen Leben und der Wissenschaft. In allem menschlichen Handeln ist ein theoretisches Moment, soweit es menschlich, soweit es vernünftig ist; und je vernünftiger das Handeln ist, desto stärker ist das theoretische Moment; denn um so tiefer ist man der Sache auf den Grund gegangen.

Ablehnen kann man diese Folgerichtigkeit nur dann, wenn man die Begeisterung für den Naturzustand zu der Consequenz Rousseau's treibt und das Denken schlechthin als Entartung ansieht; wie denn Rousseau in der That einmal sagt (Discours sur l'inégalité): j'ose presque assurer que l'état de réflexion est un état contre nature et que l'homme qui médite est un animal dépravé.

Aber eben mit dieser Ablehnung gibt Rousseau die stärkste Unterstützung für das was wir sagen wollen; beleuchtet er die unklaren Vorstellungen derjenigen Leute, welche so gern bereit sind, im Gegensatze zu Theorie und Wissenschaft den sogenannten gesunden Menschenverstand zu rühmen, der — abgesehen von demjenigen, was sich von selbst versteht — nichts so sehr sein eigen zu nennen scheint, als den Mangel gewisser Besitzstücke, welche eigentlich nicht fehlen sollten. Denn, wie dieser gesunde Menschenverstand, so lange Vernunft Vernunft und Denken Denken ist, etwas voraus haben sollte vor der wissenschaftlichen Erkenntniß, das ist nicht zu begreifen.

Was ist die Wissenschaft anders als das Ziel des Bemühens, dem Triebe nach Erkenntniß die höchstmögliche Befriedigung zu gewähren, das Forschen nach dem Grunde der Dinge zu der erreichbaren Tiefe vordringen zu lassen — also bei aller Unfertigkeit das jeweilen mögliche Maß der Wahrheit, welches dem menschlichen Geiste zugänglich ist? Wenn es dem Gesetze der Arbeitstheilung entspricht, daß allmählich ein selbständiger Beruf sich entwickelt, welchem diese Arbeit des Denkens zufällt: so wäre es doch eine Uebertreibung, in dieser berufsmäßigen Arbeitstheilung das entscheidende Kennzeichen für jenen flüssigen Begriff zu suchen, welchen wir als „Wissenschaft" hinstellen. Nur soviel werden wir behaupten dürfen, daß jenes Gesetz der Arbeitstheilung der Ausdruck einer mächtigen Nothwendigkeit ist, weil es sich einmal nicht ändern läßt, daß derjenige von anderer Arbeit auf dem weiten Felde menschlicher Thätigkeit möglichst ent-

lastet sein muß, welcher statt in die Breite sich zu verlieren in die Tiefe der Dinge eindringen will. Hier sind die Schranken in der Sache selbst gegeben: der Einzelne, der Ungewöhnliches vermag, kann sie überwinden; denn andere Schranken, als diese natürlichen, stehen nicht im Wege. Immer werden wir für das, was Wissenschaft sein soll, in Anspruch nehmen, daß — im Gegensatze zu dem ungeschulten Denken und dem immer wieder von vorne Anfangen des natürlichen Verstandes — jede Theilnahme an der Arbeit der Wissenschaft sich ausweise durch die Fähigkeit, die besten bisher erreichten Methoden der Erkenntniß anzuwenden und die Gesammtheit des bisher erkannten Stoffes zu bewältigen. Wer diese Forderungen erfüllt, kann mit Gelassenheit zuschauen, wenn der natürliche Verstand des „Praktikers" der Theorie das Schauspiel darbietet, wie er originelle Entdeckungen macht durch eben jene Sinnestäuschungen, Fehlschlüsse, Einfälle, welche die herangereifte Theorie in der Zeit ihrer Kinderkrankheiten überwunden hat. Auch wird die Theorie mit Recht sagen dürfen, daß auf dem Wege dieser originellen Entdeckungen niemals eine stetige, fortarbeitende, Masche an Masche fügende Wissenschaft wachsen kann, daß vielmehr dieses zuchtlose Naturleben des Verstandes das gerade Gegentheil der fortschreitenden Cultur ist, die, ihrem Wesen nach, im Handeln und im Denken das einmal Erarbeitete zu bewahren und zu vermehren trachtet.

IV.

Allerdings ist die gemeinsame gute Sache der Wissenschaft nicht die einzige Aufgabe der Vertheidigung für uns. Es sind doch noch besondere Fragen betheiligt bei der Anzweifelung der Staatswissenschaft und ihrer einzelnen Gebiete.

Das Ganze der Wissenschaft zerfällt in eine Reihe von Fächern, welche ihren Stoff aus der Hand der Natur empfangen, wie er vom Einfachsten zum Zusammengesetzten und zum Verwickeltsten aufsteigt. Mathematik, Physik, Chemie, Physiologie, Psychologie, Ethik — sie zeigen eine aufsteigende Ordnung, welche das Abbild der fortschreitenden Verwicklung des Stoffes ist. Diejenigen von ihnen, welche die großen elementaren Erscheinungen alles Seins behandeln, sie ergründen jene Wahrheiten, welche — zwar die Grundlagen aller sonstigen Erkenntniß — doch weit abliegen von den engeren Kreisen, die sich um die Angelegenheiten des menschlichen, sittlichen, historischen Lebens schlingen. Um ebenso viel als ihr Stoff einfacher, elementarer ist, um ebenso viel entfernter sind sie von den eigentlich menschlichen Vorgängen, welche das historische, sociale, politische Sein bilden, und deren wissenschaftlicher Reiz dadurch nicht vermindert wird, daß die Schwierigkeit ihrer Erkenntniß um ebenso viel größer als der Stoff verwickelter ist. Wer mit den Ansprüchen mathematischer Gewißheit an die Angelegenheiten der Staatswissenschaft herantritt, der verkennt die unbeugsame Nothwendigkeit, die in der Natur des Stoffes liegt; wer aus einem Standpunkte, der dieser Einsicht nicht zugänglich ist, mit unangemessenem Hochmuth die Mühsal der Staatswissenschaft verurtheilt, der verlangt von der Wissenschaft, was ihr Stoff verweigert. Wenn solche Beurtheiler doch nur beachten wollten, daß der Adel des Stoffes mit seiner Schwierigkeit in unauflöslichem Zusammenhange steht; daß die Unsicherheit der Erkenntniß hier um gerade so viel größer ist, als

der Gegenstand unserem Herzen näher liegt, daß die Krone der Schöpfung auch das dornenvollste Object der Forschung ist.

Man möchte solche Ungerechtigkeit eher jenen Leuten verzeihen, welche, gar keiner Wissenschaft nahe stehend, ihr Recht zum souveränen Dilettantisiren dadurch beweisen wollen, daß nach ihrer Versicherung die fragliche Wissenschaft noch keinen Anspruch auf den Namen einer Wissenschaft habe, so lange es ihr nicht gelungen sei, Lehrsätze von absoluter Gewißheit aufzustellen. Man möchte dieser, heutzutage nicht gerade mangelnden Classe von Leuten eher solche Art des Urtheilens nachsehen; denn eben weil sie wissenschaftliche Arbeit in irgend einem Fache nicht kennen gelernt haben, so wissen sie es nicht, so haben sie es nicht innerlich erlebt, wie verkehrt solch ein Maßstab ist. Mindere Nachsicht verdient es, wenn die Vertreter verschiedener Fachwissenschaften aus eben jener hierarchischen Gliederung des Stoffes, vermöge deren sie unten, dem Elementaren am nächsten, stehen, den Anlaß zu einer geringschätzigen Kritik derjenigen Forschungen nehmen, welche an dem spröderen und höheren Stoffe sich abmühen.

Es ist namentlich die Naturwissenschaft mit ihren unleugbar großen Ergebnissen, welche in neuerer Zeit ihre Anhänger nicht nur zu einem gelegentlich übertriebenen Selbstbewußtsein verleitet hat, sondern auch zur Anmaßung eines Richteramts über Methoden und Fortschritte der historischen Wissenschaften, welches die angedeutete Verschiedenheit des Objects übersah. Mehr noch als in Deutschland, ist derartiges in England und Frankreich geschehen, um dann vermöge populärer Darstellungen in die Breite der deutschen Bildung einzudringen. Wäre Schadenfreude am Platze, so könnte man für die Belästigung durch solche Zumuthungen sich einigermaßen entschädigt fühlen durch die andere, aber gleichartige Beobachtung, daß nämlich eben jener Physiolog, welcher uns sein Menschenrecht auf bodenloses Kannegießern durch den Mangel einer naturwissenschaftlichen Staatswissenschaft beweist, durch den Mathematiker verhöhnt wird, weil die physiologische Weisheit der mathematischen Gewißheit entbehre; daß der Chemiker, welcher geltend macht, unsere Wissenschaft sei keine Wissenschaft, so lange sie nicht eine Chemie des geselligen Menschen geworden, von dem Physiker zurückgewiesen wird, weil die Wahrheiten der Chemie sich von der Strenge der physikalischen Gesetze entfernen.

Offenbar aber handelt es sich hier nicht um jene kleinen Empfindungen der Schadenfreude und der Genugthuung. Diese Beobachtungen sind lediglich dazu bestimmt, ein warnendes Bild der Verirrungen zu geben, welche aus einer grundsätzlichen Verkennung des Wesens der Wissenschaft im Einzelnen entspringen.

Doppelt unerfreulich, wenn ähnliche Erscheinungen sich im engeren Nachbarverbande der historischen Wissenschaften wieder finden, da es denn nicht gerade zu den Seltenheiten gehört, daß der Archäolog, der im Nebel dunkler Fragmente der Vergangenheit seinen Weg sucht, mit der Unsicherheit der politischen Forschungen hadert, oder wohl gar der publicistische Historiker, welcher so vielen Anlaß zu bescheidenen Urtheilen über die Unerschütterlichkeit wissenschaftlicher Ergebnisse hätte, die Nationalökonomie von fern her abkanzelt, daß sie in ihren ersten Grundlagen unsicher sei.

Allerdings wird man mit gutem Gewissen die Vertreter anderer Fächer erst

dann zur Bescheidenheit ermahnen dürfen, wenn innerhalb des eigenen Faches die erforderliche Bescheidenheit waltet, wenn hier nicht im eigenen Lager ein interner Streit tobt über den Vorzug der verschiedenen Methoden, in welchem man sich anheischig macht, mit diesem oder jenem neuen Mittel zu einer bisher ungekannten Sicherheit, ja zu einer endgültigen Gewißheit der Forschung zu gelangen. Dieselbe Verkehrtheit der Zumuthungen, welche die Arbeit der Wissenschaft von Außen bedroht, wird von Innen her zum Maßstab erhoben bei diesem Streite. In diesem sich gegenseitig überbietenden Eifer verpflichtet man sich zu einem Ziele, dessen Verfolgung nichts als klägliches Scheitern einträgt — vitreo daturus nomina ponto. Aus der Mathematik ist das Stichwort strenger Methode in die Naturwissenschaft, aus der letzteren wiederum in die historischen Fächer hinübergeschleppt worden, bis nun endlich innerhalb der einzelnen Fächer der Staatswissenschaft die entgegengesetztesten Methoden für sich das Prädicat der „exacten" Forschung in Anspruch nehmen. Wenn sie doch begreifen wollten, daß es außerhalb der Mathematik gar keine exacte Wahrheit gibt, aber für alle Forschung ein einziges Gebot, welches für das sittliche Leben gilt wie für die Wissenschaft: „es sind vielerlei Gaben und ein Geist".

V.

Nein, solche Ueberhebung von sich weisen und dennoch ein klares Bewußtsein von der Bedeutung der Wissenschaft behalten — darauf kommt es an.

Wir lenken damit in die engere Aufgabe unseres Themas ein. Politik und Staatswissenschaft! Was kann die Staatswissenschaft für sich in Anspruch nehmen neben der Politik? Was kann sie zur Geltung bringen ihr gegenüber? Welchen Beruf hat, um den Gegensatz deutlicher zu bezeichnen, das Denken über das Staatsleben gegenüber dem handelnden Eingreifen in den Gang des Staatslebens?

Durch diese Fragestellung fällt von vornherein ein Gegenstand aus der Erörterung, welcher vielmehr in die Betrachtung des allgemeinen Berufs der Wissenschaft gehört als in die Aufgabe, mit der wir uns hier beschäftigen. Nämlich die Vertheidigung derjenigen Position, welche überhaupt nicht nach der Beziehung des Denkens auf die Praxis des Lebens fragt und den unabhängigen Beruf des Denkens nur um seiner selbst willen behauptet. Dieses bleibe beiseite. Wir sind bei heutigem Anlaß dringend genug in Anspruch genommen durch die Lösung der Zweifel, welche die obige Fragestellung anregt.

Einer der feinsten politischen Denker, Alexis de Tocqueville, meint — da, wo er den Einfluß der politischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts auf das französische Volk vor der großen Revolution zu begründen sucht —: wenn die Franzosen damals noch, wie einstmals, an der Landesverwaltung Theil genommen hätten, so würden sie sich durch die Ideen der zeitgenössischen Schriftsteller Frankreichs, die dem wirklichen Staate ebenso ferne standen wie die Masse des Volkes, nicht haben begeistern lassen; sie würden eine gewisse Kenntniß der Geschäfte behalten haben, welche sie gegen die „reine Theorie" bewahrt hätte.

Das, was hier Tocqueville sagen will, ist so einleuchtend, daß über den Inhalt seiner Worte kaum gestritten werden wird. Anders steht es mit der

Ausdrucksweise. Ist es wirklich wahr, daß die „Kenntniß der Geschäfte" ein heilsames Schutzmittel gegen alle „reine Theorie" ist? Und haben jene zahlreichen Stimmen, welche nicht gerade den feinsten Denkern angehören, nicht ein gutes Recht, sich auf solche Worte zu berufen, wenn sie ebenso reden? Und werden nicht vollends diejenigen zu solcher Redeweise den stärksten Titel haben, welche durch langjährige Theilnahme an den Geschäften den Stolz auf deren Kenntniß errungen haben?

Dennoch, glaube ich, läßt sich eine Vermittlung vorschlagen, bei welcher beide Parteien gebührend abgefunden werden und in Frieden mit einander leben können. Ich wähle zur Erläuterung ein Beispiel aus einer anderen Fachwissenschaft. Die großen Fortschritte, welche die Pathologie während der letzten Menschenalter gemacht hat, pflegen nicht bestritten zu werden: der praktische Erfolg dieser Fortschritte, der sich in der Heilung der Krankheiten bewährt, ist mindestens in einer großen Zahl von Fällen ein bestrittener. Schon die Diagnose des Leidens ist in zahlreichen Fällen fast ebenso unsicher wie vor hundert Jahren. Aber es läßt sich ein Grund finden, welcher dieses, trotz der rückhaltlosen Anerkennung der wissenschaftlichen Fortschritte, begreifen lehrt. Die Verwicklung nämlich jedes einzelnen Falles in eine Mannigfaltigkeit individueller Bedingungen macht den Weg von dem theoretischen Besitze der heutigen Pathologie zu der Erkenntniß des Einzelfalles so schwierig, daß die empirische Selbstbeobachtung eines verständigen Menschen dem individuellen Falle besser gerecht wird, als die Theorie, welche bloß einen schmalen und gebrechlichen Weg der individuellen Beobachtung zur Erkenntniß des Falles besitzt. So lange die Theorie nicht um ein großes Stück weiter entwickelt ist, werden die Patienten in häufigen Fällen Grund haben, den Ergebnissen ihrer Selbstbeobachtung mehr zu vertrauen als den „reinen Theorien" der Wissenschaft. Wollten sie diese Wissenschaft darum verachten, so würden sie eine Thorheit begehen: denn ist sie noch nicht zu der Vollendung gelangt, vermöge deren sie diese Einzelfälle näher zu durchschauen und zu behandeln vermag, so steht sie doch hoch erhaben über jenem rohen Empirismus, welcher noch gar keine Theorie gezeugt hat; so weist sie doch auf eine Zukunft hin, da es ihr gelingen wird, tiefer zu schauen und zuverlässiger zu rathen; so ist sie doch jetzt schon in gewissen Kategorien von Krankheiten zu siegreichen Erfolgen gelangt, welche den Ungläubigen handgreiflich die Fortschritte und den Nutzen dieser Fortschritte darthun.

Es ist ähnlich mit der Staatswissenschaft.

Wer nur ein Wenig in die Schulen der deutschen Jurisprudenz, Geschichtsforschung, Nationalökonomie ꝛc. hineingeblickt hat, weiß zur Genüge, daß jene „reine Theorie" der Natur- und Menschenrechte, von welcher Tocqueville redet, in deutscher Wissenschaft seit mehreren Menschenaltern hart und scharf kritisirt worden ist. Ueber die Maßen oft ist gegen die Doctrin des Vernunftrechts die Bedeutung des historischen Rechts, gegen die Tyrannei allgemeiner Begriffe die Achtung vor den überkommenen Besonderheiten des Staats- und Volkslebens geltend gemacht worden. Der Cultus des Eigenartigen, Nationalen, Localen, Individuellen ist inzwischen öfters zu einer Höhe getrieben worden, daß man sich fragen mußte, wo denn hier überhaupt noch Raum für einen gemeinsamen

Grundzug, für eine wissenschaftliche Erkenntniß des Allgemeinen gelassen sei. Der Erfolg dieser Gegenwirkung ist jedenfalls der gewesen, daß die „reine Theorie" des achtzehnten Jahrhunderts, welche das Staatsleben aus einigen vorausgesetzten Begriffen zu verstehen und mit den daraus gefolgerten Reformgedanken das nothwendige Rüstzeug für die Praxis des Staatslebens zu besitzen meinte, heute längst abgethan ist, abgethan wie nur irgend eine Hypothese der Naturwissenschaft früherer Zeiten.

Ungerecht wäre es gleichwohl und undankbar gegen die geistvollen Anfänge, welche in jener Theorie enthalten waren, wenn man nicht einräumen wollte, daß in der unvollkommenen Form — ähnlich wie in so manchen andern Fachwissenschaften — doch der kühne Entwurf zu dem Einblick in die Gründe alles Zusammenlebens enthalten ist, welcher, eben weil er ein Anfang, ein erster Entwurf war, nicht daran gemessen werden darf, inwiefern er den Ansprüchen einer hochentwickelten Wissenschaft genügte. Ja, selbst am Maßstabe der praktischen Verwendbarkeit gemessen, war diese Theorie doch ganz so irrthümlich nicht, wie sie seitdem oft gescholten worden; denn wer wollte es leugnen, daß ihre aus der abstracten Vernunft abgeleiteten Forderungen einen unvertilgbaren, höchst concreten, und, was die Hauptsache ist, zum Theil berechtigten Sauerteig abgegeben haben für alle fernere Staats- und Gesellschaftsentwicklung?

Jedoch, wir wissen, die Wissenschaft ist in den hundert Jahren, welche dazwischen liegen, eine andere geworden. In den Fortschritten ihres Bemühens, die Wahrheit auf festere Grundlagen zu stellen, ist keiner so nachdrücklich verfolgt worden als derjenige, welcher die Sorgfalt der Einzelforschung, die Bewältigung des Thatsachenmaterials, das liebevolle Eingehen auf die Besonderheiten des wirklichen Lebens, der Theorie ans Herz gelegt hat. Nach den Anschauungen der heutigen deutschen Staatswissenschaft ist der Gegensatz zwischen einer „reinen Theorie" und der Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Denn sie will eine Theorie finden, welche ein vollendeter Ausdruck aller Wirklichkeit, alles einzelnen Geschehens sein soll, und welche sich — so lange sie diesem Ideale nicht genügt — wenigstens fortwährend ihrer Unvollkommenheit bewußt bleibt. Durch dieses Ideal aber, welches alle Praxis in die Theorie aufnehmen will, verschwindet der begriffsmäßige Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, der Gegensatz in jenem übermäßig populären Sinne, daß die Praxis von einer andern Wahrheit zu erzählen wisse als die Theorie. Es gibt vielmehr nur eine Wahrheit für beide; und der vernünftige Gegensatz besteht lediglich darin, daß sie sich als zwei coordinirte Functionen des einen Geistes darstellen, indem der handelnde Geist nach den Vorschriften des denkenden Geistes in die Wirklichkeit eingreift. Sofern nun diese beiden Functionen, gemäß den Grenzen menschlicher Kraft, äußerlich getrennt auftreten, mögen sie immerhin an die Unvollkommenheit erinnern, welche der Erreichung des Ideals im Wege steht. Aber es ist durchaus zweierlei: diese Unvollkommenheit einzusehen oder jenen üblichen Wahn von den zweierlei Wahrheiten zu theilen.

VI.

Dieser Wahn würde weniger verbreitet sein, wenn er sich nicht unablässig an den Wurzeln höchst praktischer Anlässe nährte.

Warum der Aerger der Praktiker über die Theorie? Ist es bloß den Sünden zuzuschreiben, welche die Theorie in ihrer Jugend begangen hat? Mindestens ebenso sehr, meine ich, den Sünden, welche die Praktiker in ihrer Jugend begangen haben. Das Verdammungsurtheil, welches vor etwa vierzig Jahren ein preußischer Jurist und Philosoph an die Spitze einer Broschüre stellte: über die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft — dieses Urtheil, an sich ja fruchtbar und für die Jurisprudenz eine wichtige Mahnung, es ist von den Praktikern der preußischen Jurisprudenz seitdem oft nach der andern Seite hin utiliter acceptirt worden. Nach der andern Seite hin — das heißt im Sinne des Radicalismus, welcher in solchem Zweifel die willkommene Rechtfertigung für die gänzliche Entfremdung von aller Rechtswissenschaft sieht. Das ist eine Gesinnung etwa von gleicher Art, wie wenn der neuere Streit über classische und realistische Schulbildung als Rechtfertigung für einen Standpunkt verwendet werden wollte, der alle Schulbildung als überflüssig erklärt. Daß es auch viele brave Leute gibt, die mit sehr mangelhafter Schulbildung ihren Weg durch das Leben finden, ebenso wie es nicht wenige praktische Juristen gibt, die ihrem „gesunden Menschenverstande" das Meiste, der Wissenschaft ein Geringes verdanken — das ist nicht zu leugnen, weil es eine Thatsache ist: das naheliegende Interesse, welches derartige Persönlichkeiten haben, die Bedeutung der wissenschaftlichen Bildung herabzusetzen, und der Gesichtskreis, in welchen sie durch den Gang ihrer Bildung gebannt sind, macht wohl ihre unfreundliche Stellung zur Wissenschaft verständlich, ist aber eben darum ein dürftiges Argument, wenn man objectiv die Bedeutung der Wissenschaft erörtern will.

Charakteristisch für diese Kreise bleibt es immer, daß selbst die bescheidene theoretische Leistung, welche innerhalb derselben sich ans Licht wagt, regelmäßig die Grundlage für persönliche Auszeichnungen und Beförderungen wird, die da beweisen, daß die Gesammtüberzeugung der praktischen Staatsverwaltung schon hierin das Merkmal höherer Tüchtigkeit erkennt. Man darf fragen, ob dasjenige Denken, welches noch einige Stufen tiefer in die Gründe der Sache hinabsteigt als diese Ueberlegungen des gesunden Menschenverstandes, um seiner größeren Tiefe willen werthlos wird für die Praxis?[1])

Aber es sind auch andere Gründe, welche die Abneigung gegen die Theorie und die Theoretiker erklären.

Das Staatswesen des neunzehnten Jahrhunderts ruft die Gesammtheit des

[1]) Vielleicht gehört es zu den Thatsachen, welche für sich selber sprechen und bemerkt zu werden verdienen, daß gleichzeitig mit dem enormen Wachsthum der Anzahl preußischer Gerichtsreferendare (1875: 1983; 1884: 3919) die juristischen Facultäten an Privatdocenten oder Extraordinarien Mangel leiden, trotz der staatlichen Subvention, welche das Ministerium Falck eingeführt hat, um die Laufbahn der Privatdocenten ökonomisch sicher zu stellen. In Göttingen gibt es seit Jahren keinen Privatdocenten und keinen Extraordinarius; ebenso in Königsberg; in Halle einen einzigen Privatdocenten und keinen Extraordinarius; ähnlich außerhalb Preußens: in Würzburg, in Tübingen, in Freiburg, in Gießen kein Privatdocent, selbst in Straßburg keiner. Grund ist nicht etwa die übermäßige Centralisation, welche sich in den Universitäten Berlin, Leipzig, München ausprägt; denn auch diese haben verhältnißmäßig sehr wenige Privatdocenten. Warum von allen den Tausenden der Referendare und wartenden Assessoren kein Zufluß? Die Antwort ist einfach.

Volkes zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auf. Die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts und des Revolutionszeitalters haben die „reine Theorie" zur Geltung gebracht, daß es kein Gemeinwesen geben dürfe außer dem auf der Volkssouveränetät beruhenden. Erinnerungen an die verloren gegangene Volksfreiheit der Anfänge germanischer Staatenbildung, Anknüpfungen an die Muster der antiken Herrlichkeit, am meisten aber jenes wunderbare Gesetz historischer Gegenwirkungen, welches mitten in der Verknöcherung des absoluten Staats, eben in dem Augenblicke, als das Gefühl der Unerträglichkeit des Alten sich auf das Höchste gesteigert, das eingeschlummerte Selbstbewußtsein wachrief, und von unten herauf die Besserung des Daseins in die Hand nahm — solche Anläße haben es bewirkt, daß die Völker sich anschickten, ihre gemeinsame Arbeit am Staate selbst zu besorgen und den aufgeklärten Despotismus abzulösen, welcher es müde war, über Sklaven zu herrschen.

Volkssouveränetät! ein großes Wort — ein Wort von einschmeichelndem Klange — und ein Verlangen, dessen Erfüllung Niemand sollte verweigern können. Denn was ist natürlicher, als daß ein Volk das Recht haben sollte, sein eigener Herr und Meister zu sein; daß es wissen sollte, besser als ein Anderer, was ihm fromme; daß Niemand außer ihm sei es das Recht sei es die Fähigkeit besitzen sollte, ihm irgend etwas vorzuschreiben?

In der That, wenn man die Frage also stellt, möchte die Antwort leicht sein. Aber die Frage verhüllt die Schwierigkeit: das viel mißbrauchte Wort „Volk" ist es, welches diese Schwierigkeit zudeckt. Das Volk, als ein Ganzes gedacht, hat ohne jeden Zweifel das Recht, sein eigner Herr zu sein; es weiß am besten, was ihm frommt; Niemand außer ihm soll ihm etwas vorschreiben dürfen. Das Volk als *Ganzes* — darin liegt es. Wo ist diese Grenze zu finden? Etwa in den wirr durcheinanderlaufenden, sich kreuzenden, sich widersprechenden Instincten und Interessen einer Anzahl einzelner Menschen? Etwa in den mechanischen Veranstaltungen, welche ein Ja oder Nein, diesen oder jenen erwählten Namen aus einer Anzahl von Stimmen entlocken? Etwa in den Erfolgen einer Agitation, welche die Gleichgültigkeit der großen Anzahl für die Aufgaben des Ganzen zu irgend einem Ergebniß aufstachelt, das dem Verständniß dieser Mehrzahl fern liegt? Etwa in der Fiction, welche eine Theilnahme und Einsicht aller Einzelnen voraussetzt für die Angelegenheiten der Gesammtheit, da sie kaum vorhanden ist für die engsten Kreise der häuslichen Interessen? Etwa in dem lauten Antheil einzelner Schichten der Bevölkerung, während es gerade die Besten und Gebildetsten sind, deren Selbsterkenntniß sie zwingt, bescheiden über das Tausenderlei der öffentlichen Fragen zu schweigen?

Das ist es. Der weite Weg von dem Einzelnen zum Ganzen, der steile Pfad, auf welchem man aus dem Gesichtskreise des Privat-Menschen zum Standpunkte des Staats emporklimmt — sie sind es, welche die Leichtigkeit jener kühnen Worte in ein mühseliges Problem verwandeln, das der Gesammtheit der im Volke enthaltenen Einzelnen die Pflicht vorschreibt, sich aus den sittlichen und geistigen Schranken ihres kleinen Ichs zu der erhabenen Auffassung emporzuschwingen, welche für das Ganze sorgt.

Und was ist nun der wirkliche Zustand unserer Staaten? Unter gewissen

Umständen hat man die Versuche mit der „reinen Theorie" ziemlich weit getrieben: die demokratischen Gemeinwesen diesseit und jenseit des Weltmeeres haben eine starke Probe darauf gemacht, ob der heutige Mensch als solcher fähig sei, Staatsmensch zu sein. Je kleiner der Umkreis war, welchen der Blick und die Gesinnung des Einzelnen zu beherrschen hatten, um so mäßiger waren die Zumuthungen; wenn günstige Bedingungen hinzutraten, — die Erziehung zur Selbstverwaltung durch das Colonialleben in der neuen Welt; eine lange historische Zucht in der alten —, so konnte gelegentlich Achtbares geleistet werden: doch selbst hier empfing man daneben häufig den Eindruck, daß diese Experimente der Wasserkunst Bräsig's gleichen; denn sie bewiesen, was die menschliche Natur aushalten kann.

In unseren großen Staaten mit den Gewöhnungen eines hoch entwickelten Bedürfnisses civilisirter Gemeinschaft, mit festgewurzelten Gewalten für die Wahrung des Staats-Ganzen und mit einem bewährten arbeitstheiligen Apparat für dessen Dienste — hatten solche Versuche nicht ebenso freies Feld. Es ist doppelt lehrreich, daß gleichwohl ein weiter Spielraum für dieselben eröffnet wurde, daß namentlich jenes concentrirte Schlagwort der modernen Demokratie — das allgemeine gleiche directe Wahlrecht — in den neuen Bau des deutschen Staates eingefügt wurde, welches, ein abgekürzter Ausdruck aller demokratischen Sophismen, die Theilnahme an der Schaffung des Staatswillens und an der Controle der Staatsverwaltung zum Rechte aller Menschen machte.

Wenn selbst in diesem unserem deutschen Staate ein so weitgehender Einfluß auf den Staat bei den Menschen als solchen liegt, wenn es öffentliches Recht ist, die Staatspraxis zu üben vermöge der Eigenschaft „eines Deutschen, der das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat" — wie nahe liegt die Meinung, daß mit dem Rechte auch dasjenige gegeben sei, was vernünftiger Weise seine Voraussetzung bilden sollte; daß aus Kraft dieses Rechtes alle jene Fähigkeiten als vorhanden angenommen werden, welche zu dessen vernünftiger Ausübung erforderlich sind.

Sind sie aber wirklich vorhanden? Ist der heutige Staat mit der Tausendfältigkeit und Schwierigkeit seiner Arbeiten, mit den Ansprüchen an Erlernung und Uebung seiner Berufsarten, dem gesunden Menschenverstande erschlossen durch irgend eine eigenthümliche Offenbarung? Ist der Durchschnittsmensch, welcher so oft nicht im Stande ist, sein eigen Haus recht zu bestellen, für sich und die Seinen zu sorgen — ist er fähig, für den Staat zu sorgen schon dadurch, daß er ein Durchschnittsmensch ist? Ist die große Naturnothwendigkeit der Arbeitstheilung für ihn allein nicht vorhanden?

Ich denke, doch. Ich denke, der kühne Wurf jenes allgemeinen Menschenrechts im Staate, er ist nicht mehr als ein großer Imperativ, welcher den heutigen Bürger auffordert, dasjenige zu erwerben, was er haben sollte, aber freilich von Natur nicht hat. Und also angesehen, eröffnet sich uns die Versöhnung der Gegensätze, welche uns von diesem Punkte her entgegentreten; zugleich damit die Einkehr in unseren bisherigen Gedankengang. Als Pflicht aufgefaßt und dadurch sittlich gereinigt, wird die große Idee der Theilnahme am Staate, welche unser Zeitalter erfüllt, auch die Brücke eben jener Einsicht, welche

wir hier vertreten. Sie wird der Antrieb, zu lernen, da wo man schon zu wissen glaubt; sie wird die Mahnung, jene Theorie zu verehren, welche die richtige Praxis erst möglich macht; sie vernichtet vor Allem den Dünkel, welcher stolz ist auf das, was ihm fehlt.

Der Widerstand, welchen wir beklagen, wird leider dann am heftigsten, wenn es nicht bloß die gutgläubige Unkenntniß ist, sondern wenn eminent praktische Anlässe dazu treiben, daß man sich über die Theorie ärgert. Ich meine diejenigen praktischen Anlässe, welche der Theorie nicht sowohl einen intellectuellen als einen moralischen Vorwurf zu machen haben, daß sie nämlich höhere sittliche Forderungen stellt als die praktischen Interessen des einzelnen sich verletzt Fühlenden wünschen mögen. In diesem Falle wird die Rolle der „Theorie" gelegentlich in Hände gelegt, welche wenig damit zu schaffen haben: der praktische Staatsmann, welcher socialpolitische Reformen will, wird ein gescholtener Theoretiker, weil seine Staatspraxis nicht zusammenstimmt mit dem wohlverstandenen oder übelverstandenen Interesse des einzelnen Geschäftsmannes; der wohlgesinnte Fabrikherr oder Grundherr selber läuft die Gefahr, als Theoretiker verurtheilt zu werden, weil sein Gewissen praktische Einrichtungen hervorruft, die dem Schlendrian des fremden Gewissens sittlich überlegen und deshalb unbequem sind. War die Theorie so lange bloß das, was man schalt, weil man es nicht verstand, so ist jetzt auch Theorie alles das, was man schilt, weil man es nicht übt. Aber in beiden Fällen ist der Scheltruf der Ausdruck des unruhigen Gewissens.

Wäre eine solche Genugthuung erforderlich, sie wäre reichlich zu finden in allen den Fällen, wo die hier angedeutete Gesinnung die dürftigste Theorie zu preisen sich anschickt, wenn sie ihrem engen praktischen Interesse entgegenkommt. Dann mit einem Mal steigt irgend ein Buch, irgend ein Name, zu einer Höhe des Ansehens empor, daß man befremdet ist, wie dieselben Menschen so verschwenderisch mit ihrem Weihrauch sein können für das eine Stücklein der Theorie, welche doch eben noch so hart über die Theorie im Ganzen urtheilten?

VII.

Es bleibt nach alledem eine Hoffnung offen, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Staate und seinen einzelnen Gebieten ihren Werth zur Anerkennung bringe und ihre Anhänger vermehre.

Mag es erlaubt sein, auf einzelne hervorragende Punkte hinzuweisen, an welchen sich die Bedeutung derselben bewährt.

Der englische Reisende Mackenzie Wallace erzählt in seinem interessanten Buche über Rußland von der doctrinären Manier, mit welcher in Petersburg neue Gesetzentwürfe vorbereitet werden. Für englische Leser, aber auch für deutsche, sagt er alles, wenn er aus einem Haufen ähnlicher Actenstücke die Materialien zu einer Reform der Armenpflege in folgendem Beispiel vorführt: zuerst eine philosophische Untersuchung über die Wohlthätigkeit im Allgemeinen; dann einige Bemerkungen über den Talmud und Koran; dann eine Hinweisung auf die Behandlung der Armen in Athen nach dem peloponnesischen Kriege und in Rom unter den Kaisern; dann einige vage Sätze über das Mittelalter mit

einem Citat, das lateinisch sein soll; zuletzt ein Bericht über die Armengesetze bei den neueren Völkern, worin die Könige der Angelsachsen, die isländischen Gesetze der Graugans, Schweden und Norwegen, Frankreich, Holland, Belgien, Preußen und fast alle kleineren deutschen Staaten erwähnt werden. Und alles das, vom Talmud bis auf Hessen-Darmstadt, in einundzwanzig Octavseiten! Dann der theoretische Theil mit einer Masse zusammengezerrter Citate aus der deutschen, französischen und englischen Literatur — als „letzte Ergebnisse der Wissenschaft". Ganz zuletzt und dürftig — die Hauptsache: nämlich die Anwendung aller der Weisheit auf die Zustände des eigenen Landes.

Civilisirte Völker machen es gewöhnlich anders. Statt dieses nutzlosen Firnisses der Halbcultur fragen sie zuerst danach, wie es bei ihnen selber aussieht, und nur ausnahmsweise streift der Blick über fremde Länder und Erfahrungen. Ist es aber nicht dennoch wahr, daß jene Caricatur einer wissenschaftlichen Behandlung schwebender Reformfragen eine entfernte Andeutung ist zu einer Methode, welche angebaut werden sollte und bisher viel zu wenig ausgebaut ist; daß die Art unserer Gesetzgebung durch wissenschaftliche Vertiefung gewinnen könnte, wenn es auch zuvörderst bloß in dem Sinne geschehe, daß man das Fremde, ja bloß das Eigne, das einige Menschenalter oder Jahrzehnte zurückliegt, besser kennt als es der Fall ist? Um ein zur Hand liegendes Beispiel aus einem höchst praktischen Detail zu nennen, ist es der Mühe werth, daß sich unsere Bestrebungen für Reform der Einkommensteuer an technische Formen klammern, die man treffender beurtheilen könnte, wenn man nicht so ganz und gar die hart an der Landesgrenze gemachten Erfahrungen anderer Staaten ignorirte? Ist das nicht eben das Wesen der wissenschaftlichen Erfahrung in ihrer Bedeutung für die Praxis, daß sie über den Gesichtskreis des alltäglichen Geschäfts räumlich und zeitlich hinausgreift, um ihn zu erweitern? daß sie den gesammten Niederschlag des Gedachten, des Erprobten und des Mißlungenen sich zu eigen macht, um ihn in den Dienst des unmittelbaren Bedürfnisses zu stellen?

Die naturwissenschaftlichen Anforderungen haben den Wissenschaften vom menschlichen Zusammenleben öfter zugemuthet, ihren Werth an der Voraussagung der kommenden Ereignisse aus der Bemeisterung des Beobachteten zu bekunden. Wir haben bereits gesehen, daß es nicht richtig ist, den Maßstab der Naturwissenschaft an die Wissenschaft von andersartigem Stoffe zu legen; die Zumuthung wäre daher abzulehnen. Daß sie jedoch nicht im Mindesten befriedigt werden könnte, ist damit nicht zugestanden. Bis zu einem gewissen Grade ist wirklich, so unvollkommen sie ist, die heutige Staatswissenschaft befähigt, von dem erhöhten Standpunkte ihres Ueberblickes über das Vergangene und Gleichzeitige, Entwicklungen voraus zu sehen, welche in den Niederungen der alltäglichen Perspective nicht wahrgenommen werden. Nur in undeutlichen Umrissen, nur zaghaft; aber schon mit dem Widerspruche des historischen Anblickes gegen die im Momente befangene Meinung, schon mit der daraus fließenden Skepsis dem Alltäglichen überlegen. Diese kindliche Einseitigkeit der öffentlichen Meinung, welche vergißt, daß sie gestern eben so energisch das Gegentheil gewollt hat;

diese atmosphärischen Vorgänge von Warm zu Kalt, von Sonnenschein zu Regen, was sind sie denn anders, als lauter Praxis ohne Theorie?

Es ist aber nicht bloß das Beherrschen des Stoffes, das Wissen, sondern namentlich auch das Denken, welches hier zu erwähnen ist — das Denken, dessen Beruf in der Fähigkeit besteht die einzelnen Vorfälle des Lebens in den allgemeinen Zusammenhang einzureihen. Wäre dieses Denken eine sichtbare Fertigkeit, wie diejenige des Circus oder des Orchesters — Niemand würde daran zweifeln, daß sie mühselig geübt sein will. Daß der Virtuos des musikalischen Instruments langjährige Vorstudien macht, um die Finger gelenkig, kräftig, sicher, feinfühlig zu machen, daß er selbst auf der Höhe seiner Kunstfertigkeit immer weiter übt, um das Errungene zu erhalten und zu mehren — das erkennt als nothwendig Jedermann. Jene Fertigkeiten des menschlichen Hirnes, welche man nicht sieht, die aber wegen der Unsichtbarkeit um nichts weniger geübt sein wollen, ja um desto mehr — jene Fertigkeiten, welche darauf beruhen, daß sie das feine Tastenwerk des Verstandes zu spielen verstehen, sie wollen geübt sein von der Jugend her und erst das Maß der Uebung entscheidet über ihre Leistungskraft. Meinen denn jene musikalischen Leute, die ein so feines Gehör haben für die Töne der Saiten und der menschlichen Stimme, daß die ungereinigte Logik ihres gesunden Menschenverstandes das Gehör des in staatswissenschaftlichem Denken geübten Mannes nicht ebenso verletzt wie ein falscher Ton oder ein kratzender Bogen? Meinen jene wohlgesinnten Herren, welche uns aus der Tiefe ihrer praktischen Bildung — etwa am Ende eines sonst guten Diners — ihre volkswirthschaftlichen Anschauungen zum Besten geben, daß unser Ohr von dieser Musik nicht eben so hart getroffen wird wie das Ohr des Musikers von dem benachbarten Geklimper des Claviers? Soll man discutiren, wo die ersten Elemente correcten Denkens fehlen, wo jedes Argument zerbricht an der steinernen Ungefügigkeit des Hörers?

Das aber sind die Praktiker, welche sich einbilden, daß sie das Leben fördern, wenn sie den Rohstoff ihrer Erlebnisse unvermittelt hineinwerfen in die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten.

Nichts liegt so hartnäckig im Wege jedes klaren Denkens, als die Befangenheit in gewissen subjectiven Voraussetzungen, die nur desto gefährlicher sind, je unbewußter sie mitwirken. Die eigentliche Zucht der Wissenschaft besteht darin, daß dieses im Naturzustande wuchernde Unkraut ausgerissen werde, daß nichts vorausgesetzt werde, was nicht zuvor bewiesen ist, daß die Denkorgane frei gemacht werden von den subjectiven Eindrücken des Lebens.

Die Engländer nennen solche Voreingenommenheit „bias“; das soll heißen, die Waage ist nicht im Gleichgewicht, auf der einen Seite liegt ein Gewicht, welches sie herabzieht. Und Herbert Spencer zählt eine ganze Reihe von solchen Gewichten auf, die das Urtheil über öffentliche Dinge beeinflussen. Brauchen wir sie hier zu wiederholen? Jeder Tag bringt uns die Beispiele, kein Mensch ist frei davon; aber die Einzelnen sind es in verschiedenem Grade, und der Beruf der wissenschaftlichen Zucht des Denkens ist es, den Geist frei zu machen, die Waage des Urtheils ins Gleichgewicht zu stellen. Der geistige Zustand der Mehrzahl der Menschen ist aber das gerade Gegentheil davon: für sie ist die

Masse der ihnen nothwendigen Urtheile im Voraus, das heißt von Andern gemacht; sie bedienen sich ihrer wie man sich des Handwerkzeuges bedient, welches andere zubereitet haben. Die Selbständigkeit der Urtheilsbildung beschränkt sich für sie auf den kleinen Kreis der unmittelbarsten Bedürfnisse; aber selbst in diesem ist das Vorurtheil mächtig: wo man sich den Rock machen läßt und wo man die Lebensmittel einkauft, selbst hier ist das Urtheil gebunden. Weiter hinauf, zu den entfernteren, das Einzelinteresse nur mittelbar berührenden Dingen, wird vollends das Urtheil nicht anders hinanklimmen können als vermöge der handlichen Krücken, welche die hergebrachten Meinungen, Gefühle, Sitten darbieten. Sie sind freilich nicht an sich verächtlich; denn sie enthalten den angesammelten Vorrath voraufgegangenen menschlichen Empfindens und Denkens. Ja sie sind im Einzelnen besonders verehrungswürdig, wenn sie an die Erweiterung des Ich zu größeren sittlichen Einheiten anknüpfen. Für die Objectivität des Denkens sind sie gleichwohl Hindernisse. Die ganze Entwicklung in der Reihe der sittlichen Verbände von der Familie aufwärts zum Stamme, Volke, Vaterlande vereinigt mit den edelsten Gefühlen und Verpflichtungen des Menschen eine parallel laufende Reihe von Vorurtheilen, von welchen sich derjenige frei zu machen hat, der correct urtheilen will. Es ist öfter beobachtet worden, daß diejenigen Völker der neuen Zeit (von dem Alterthum versteht es sich von selbst), welche sich vorzugsweise als staatlich begabt erwiesen haben, durch ein außerordentlich starkes Nationalgefühl sich auszeichnen vor den anderen. Es wird auch nicht schwer fallen, den Zusammenhang dieser Eigenschaften aufzudecken: denn der sittlich-praktische Werth eines starken Vaterlandsgefühls ist augenscheinlich, so lange die Menschen sind, wie sie sind. Daß aber eine politische Discussion in der Wurzel verdorben wird, wenn derartige Gefühle in Gegensatz treten, da wo es sich um Klarstellung eines staatlichen Problems handelt — daß es der Tod alles reinen Urtheilens ist, wenn jeder der Betheiligten ein anderes subjectives Gefühl mit in das Gefecht der Argumente führt — und daß die Sache dann am ärgsten steht, wenn zu Folge vielfältiger Zersplitterung der Gefühle im Jammer kleiner Verhältnisse die Gegensätze zahllose sind: das braucht nicht bewiesen zu werden. Es gibt in Folge dieser Hemmnisse heutzutage ganze Völker, welche unfähig sind zum objectiven Denken in staatswissenschaftlichen Dingen. So lange sie den Wahn nähren, daß die eigenthümliche Herrlichkeit ihres Stammes, ihrer Geschichte, ihres Staatswesens der stillschweigende Ausgangspunkt jeder Erörterung sei — kann man mit ihnen nicht reden. Sie reden daher auch mit einander am liebsten, — und in je engerem Kreise, desto lieber, — um das Gefühl dieser Herrlichkeit auszutauschen. Dieses Selbstgefühl wird krankhaft, wenn es bemerkt, daß Niemand an seine Berechtigung glauben will als die dazu Gehörigen; es verbindet sich das Mißtrauen gegen Andere mit dem Aberglauben an sich selbst.

Hier ist ein einziges Heilmittel, wenn den harten Thatsachen vorgebeugt werden soll, die am Ende diesen Traum zerstören müssen: es ist die Zucht des voraussetzungslosen Denkens. Schickt sie hinaus in die freie Welt, die jungen Leute, so lange ihr Denken noch bildsam ist; lehrt sie mit dem Vorurtheil gründlich aufräumen in der Lehre draußen in der Fremde; und habt so viel gesundes

Selbstvertrauen zu Eurer Herrlichkeit, daß der Sohn des Vaterlandes die Liebe nicht verloren haben werde, wenn er das Vorurtheil verloren hat.

Wer nicht den Muth und die Kraft hat, über staatliche Angelegenheiten mit der gleichen Unbefangenheit zu urtheilen, wie der Naturforscher im Laboratorium über die Gesetzmäßigkeit des todten Stoffes — der ist von den Banden nicht frei, welche das Denken hemmen. Ein Rest subjectiver Art wird, nach menschlicher Schwachheit, immer übrig bleiben; aber er kann nur dadurch auf ein Kleinstes gebracht werden, daß man entschlossen ist, ihn zu beseitigen, daß man ihn als einen Mangel, nicht als einen Vorzug betrachtet.

Man mag etwa für heute es als unmöglich erklären, daß die Geschichte des Reformationszeitalters ohne Beimischung des subjectiv confessionellen Standpunktes geschrieben wird: daß aber solche Geschichtsschreibung um gerade so viel von wissenschaftlicher Objectivität sich entfernt, als sie vom subjectiven Elemente beeinflußt ist, scheint auf der Hand zu liegen. Und jede Hoffnung auf eine Annäherung an die volle historische Wahrheit, d. h. diejenige, welche alle richtig urtheilenden Menschen bindet, ist nur dann möglich, wenn man die vorhandene Lücke anerkennt.

VIII.

Wo fände aber die Aussaat solchen Strebens bereiteren Boden als in den Geistern der Jugend! Der Geist ist noch biegsam; die Vorurtheile hängen noch an zarten Wurzeln; die Wucht der Alltagsinteressen ist noch nicht empfunden; die Widerstände gegen das Lernen sind verhältnißmäßig schwach. Am größten ist die Macht der Trägheit. Aber in den auserwählten Schichten, welche sich hinaufgeschwungen über die breite Masse und sich vorbereitet haben zu höherem Lernen, — in der akademischen Jugend, soll die Probe bestanden sein, welche den Beruf zum rüstigen Lernen erwiesen hat. Und der Entschluß ist vorhanden, sich frei zu machen; innerlich frei zu machen von den Banden des Alltagslebens. Denn wo wäre sonst ein ernsthafter Gehalt in dem alten Losungsworte: „Frei ist der Bursch?"

Hier ist die Stätte, wo das staatswissenschaftliche Denken zu erziehen ist; hier namentlich ist die Vorbereitung desjenigen Denkens, welches in den Dienst des wirklichen Staates einzutreten berufen ist; hier tritt die Arbeitstheilung in ihr Recht, welche durch die Wahnideen der Volkssouveränetät vergebens unterdrückt werden will.

Der steile Pfad von dem Einzelnen im Volke hinauf zu dem Standpunkte des Ganzen — von dieser Seite her ist er am leichtesten zu erklimmen: denn hier wird zu rechter Zeit berufsmäßig erlernt, was dazu erforderlich ist. Von den Anfängen her erhält der Geist die Richtung auf das Ganze; von den Zwecken und Pflichten dieses Ganzen wird er ergriffen. Das Staatsbeamtenthum ist dazu da, den Gedanken in sich zu verkörpern, daß es, in der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Interessen innerhalb eines Volkes, ein Gemeinsames gibt, welches hingegeben an die Idee des Ganzen kein anderes Interesse kennt als eben dieses. Und der Staat ist nichts anderes, als die Wirklichkeit des Wahren, in welchem die Gesammtheit sich zusammenfindet.

Der Einklang dieses Zusammenlebens wird desto größer sein, je tiefer das Denken über seine Gründe in die Gesammtheit eingedrungen ist. Die Politik wird desto mehr die Menschen verbinden, desto weniger sie trennen, je mehr das Denken über das Ganze an die Stelle der Theilgedanken getreten ist. Die Staatswissenschaft wird sich heilsam erweisen, indem sie die auseinandergehenden Triebe der socialen Classen, der historischen Ueberlieferungen, der Berufsstände, der Temperamente überwindet, weil sie dieselben begreift. Die Parteien im Volke wird sie an ihren Platz stellen, um sie von dort aus emporzuheben zu einem freieren Ausblick, von welchem man nicht bloß die Partei, sondern die Einheit aller Parteien sieht.

Die Philosophen werden niemals Könige werden; auch haben sie keinen Grund, danach zu verlangen; denn sie haben es im Grunde viel besser: aber die höchste Idee der Herrschaft ist die, welche das höchste Denken über die Herrschaft verwirklicht.

Die ungarische Gesellschaft.

Keinen schöneren Blick kann man sich denken, als den vor der Hauptfaçade des Ofener Königsschlosses auf den herrlichen Donaustrom, die Kettenbrücke und das großartig auseinanderfluthende Häusermeer von Pest, in dem die goldenen Kreuze der Kirchen im Sonnenschein aufblitzen. Biegt man um den Rücken des Schlosses in eine der stillen Straßen ein, so gelangt man vor ein großes Gebäude mit einer ungarischen Inschrift über dem Portal: Das Ministerium des Innern.

Der Portier sieht die eintretenden Fremden nicht sonderlich aufmerksam an; denn nicht immer sind es hervorragende Persönlichkeiten, welche diese breiten Treppen hinauf eilen. Er weiß es, daß der Herr, der oben im ersten Stockwerk Audienzen ertheilt und ein paar Arbeitsstunden seines angestrengten Tagewerkes hier zubringt, gern täglich Jedermann empfängt und über die Köpfe der Ressortminister hinweg allerlei Leute citirt, um sich den vollen Ueberblick seines Wirkungskreises nach allen Richtungen zu wahren. Wer die Stiege erklommen hat, tritt durch zwei Vorgemächer in ein großes mit allem Comfort ausgestattetes Zimmer. Aus einer Ecke, hinter dem mit Büchern, Briefen und Schriften belasteten Schreibtisch erhebt sich eine Gestalt, schreitet dem Besuch entgegen und reicht ihm leutselig die Hand. Es ist ein ältlicher Herr, eine hohe, magere Figur mit dünnen, grauen Haaren, dünnem Bart und kränklichen Zügen. Die Augen sind klein und fast gänzlich geschlossen; vergebens erwartet man den großen freien Blick des Genies darin aufleuchten zu sehen. Um die hagern Lippen dieses seltsamen Mannes spielt ein Lächeln. Man sieht, er lächelt mit dem Geiste und nicht mit dem Herzen. Auch nachdem er den Besucher zu den rothseidenen, mit schwarzem Holz umrahmten Sitzen, welche die andere Seite des Gemaches erfüllen, geleitet und an seiner Seite in einem Fauteuil Platz genommen hat, belebt sich sein Wesen nicht. Seine Worte sind peinlich karg und absichtlich harmlosen Inhaltes. Er ist offenbar mit diplomatischer Vorsicht bemüht, sein Inneres zu verbergen, die Aufmerksamkeit der Welt von seiner Person abzulenken und der öffentlichen Meinung nur seine Thaten zur Beurtheilung zu überlassen. Und doch war dieser gebrochene Mann stark genug, um das schwankende Staatsschiff einer kurz vorher schiffbrüchigen Nation aus tausend Fährnissen in die verhältnißmäßige Sicherheit der Gegenwart zu lenken; denn er ist kein Geringerer als —

Koloman Tisza, der allmächtige Ministerpräsident Ungarns. So steht er, nun schon ein Decennium, an dem Staatsruder und hat während dieser Zeit durch zahllose winzige Initiativen Großes geleistet. Aus dem chaotischen Wirrsal der constitutionellen Wiedergeburt Ungarns führte kein einheitlicher Pfad in die Zukunft. Zwei Wege zweigten sich ab und liefen sich endlich diametral entgegen. Magyarismus hieß der eine, Liberalismus der andere. Tisza hat es unternommen, diese beiden Gegensätze zu vereinen; und die überragende Bedeutung dieses großen Staatsmannes spricht schon aus der Wahl seines Mittels. Seit dem Beginne seiner fruchtbaren Regierungsthätigkeit ist er unablässig bemüht, den ungarischen Staatsbau dadurch zu sichern, daß er zwischen dem festen Fundament seiner kräftigen Bauernbevölkerung und seinem architektonisch schönen Abschluß, dem stolzen nationalen Adel, eine starke Mittelclasse einschiebt, die in keinem gesunden lebensfähigen Staatenkörper fehlen darf. Erst wenn Ungarn eine kräftige Bürgerclasse — wie sie gegenwärtig aus der Gentry und den Städtebewohnern langsam zusammenfließt — besitzen wird, kann es sich zuversichtlich und vollberechtigt in die Reihe der großen europäischen Staaten stellen.

Für die Physiognomie der ungarischen Gesellschaft kommt vor Allem der Adel als einer der wichtigsten Factoren in Betracht. Die ungarische Gesellschaft, weit entfernt, eine durch die Kraft des demokratischen Geistes mehr und mehr nivellirte Fläche darzustellen, gleicht vielmehr einer Pyramide aus übereinandergestellten Galerien von Ständen, die in einer monarchischen Spitze ausläuft. Die höchste dieser Galerien ist die sogenannte „Magnatenkaste", der ahnenstolze, nationale Adel. Er ist es, der den Rahmen Budapests mit jenem glänzenden Bilde erfüllt, zu dem Vornehmheit, Raffinement des Genusses, Luxus und verschwenderischer Kunstsinn die Farben mischen, der einen eigenthümlichen Zauberschein über den mehr oder minder nüchternen mühseligen Daseinskampf der übrigen Stände breitet. Die avitischen Institutionen sind zertrümmert, aber die bloße Kraft der Tradition zieht einen goldenen Kronenschimmer um die Häupter der einstigen mächtigen Oligarchen. Das ungarische Volk denkt, wenn es mit befriedigtem Stolze den kühnen Reitern, den feurigen Gespannen nachblickt, welche die Straßen Budapests durchjagen, wenig daran, daß diese glänzenden Cavaliere die Nachkommen derselben Ujlaky, Báthory, Gara, Hédervári sind, die einst in ehrsüchtiger Rivalität den nationalen Königsthron untergruben. Die Ausrufe der Bewunderung sind auch um keinen Ton wärmer, wenn sie in einem dieser sportslustigen Magnaten einen Descendenten Szécseny's, Josika's, Eötvös', Dessewffy's oder Kemény's, dieser mächtigen Regeneratoren Ungarns, erkennen. Das ungarische Volk macht keinen Unterschied zwischen seinen Magnaten, die durch diese Art öffentliche Schaustellung und Kraftentfaltung dem aristokratisch-ritterlichen Sinne der Nation schmeicheln. In jenem großen Momente, da der ungarische Adel freiwillig seinen immensen Vorrechten entsagte, indem er sie auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, feierte er auch das Versöhnungsfest mit seiner Nation. „Vergessenheit" war die großmüthige Parole, die das neue Ungarn ausgab, als es, aus dem Schutte der Vergangenheit emporwachsend, einen Schleier über seine Vergangenheit warf. Das ungarische Volk hat dieses heimlich nachgesprochene Gelübde gehalten; nicht so der ungarische Hochadel, mit Aus-

nahme der durch den Grafen Julius Andrássy repräsentirten liberalen Aristokratie. Wenn man unmittelbar nach der constitutionellen Neugestaltung Ungarns die Wahrnehmung machen konnte, daß die von der liberalen Strömung mitgerissene Aristokratie ihre Salons den Gebildeten aller Classen, aller Confessionen öffnete, so bemerkt man in neuerer Zeit, daß sie sich immer mehr und mehr wieder als Kaste absondert und sogar auf den Mitteladel — die ungarische Gentry — herabblickt. Während der Jahre 1867 bis 1872 war es der Salon Andrássy's, des damaligen Ministerpräsidenten, in dem das gesellschaftliche Leben Ungarns seinen schönen Zenith erreichte. Dieser Salon im großen Stil ist seither noch nicht ersetzt worden. Andrássy und seine Gemahlin, Gräfin Katinka, vereinigten in ihren Soiréen alle Aristokratien — die des Geistes, die der Geburt und die des Geldes. In der damaligen liberalen Strömung drückte Andrássy's Salon das Bestreben aus, alle Classen der Gesellschaft zu amalgamiren. Heute sind die Thüren der aristokratischen Salons längst wieder geschlossen. Jedes Geburts-, Classen- oder Standesinteresse zieht sich auf einen besonderen Standpunkt zurück. So besitzt Budapest gegenwärtig sogar einen separaten Club für die Gentry, die von der Aristokratie des Nationalcasinos als nicht nobel genug betrachtet wird — von der Rückbildung auf dem Gebiete der demokratischen Gleichstellung des eigentlichen Bürgerstandes und der Juden gar nicht zu reden. Feudalismus und Ultramontanismus reichen sich die Hände, um Ungarn in eine retrograde Richtung zu drängen.

Dieser ungeheuren Pression ist es gelungen, daß die Vorlage der Regierung über die Reform des Oberhauses, als sie auf den Reichstagstisch gelangte, keine *liberale*, sondern eine *conservative* war. Dadurch, daß die Hauptgrundlage des ungarischen Oberhauses die Annahme des aristokratischen Allodialbesitzes ist, bleibt der Hochadel die Spitze der socialen Gliederung der Gesellschaft. Er ist der Grundpfeiler der neuen Institution, um den sich alle andern Interessensphären gruppiren.

Schulter an Schulter mit dem Hochadel arbeitet der hohe Clerus an der bedauerlichen Zerklüftung der ungarischen Gesellschaft. Wohl gibt es auch Kirchenfürsten in Ungarn, welche angesichts der drohenden Gefahren zum vollen Bewußtsein ihrer patriotischen Pflichten erwachen, wie der Cardinal Simor, der bei Gelegenheit der Verhandlung über den der Magnatentafel vorgelegten Entwurf eines Mischehengesetzes sich gegen das Irrationelle eines Verfahrens aussprach, nach welchem die Abstimmung des *ungarischen* Oberhauses durch plötzlich herangezogene *österreichische* Cavaliere entschieden werden solle. Doch das änderte nichts an der Thatsache, daß die Vorlage fiel, durch die man die Scheidewand zwischen der christlichen und jüdischen Bevölkerung stürzen wollte und die man als einen Versuch des liberalen Fortschrittes von Seite der Regierung ansehen muß, weil Clerus und Hochadel sie für schädlich erklärt haben. Neben dem Separatismus der Classen erhebt sich der Geist religiöser Sonderung. Wir glauben nicht, daß der jetzige kleinliche confessionelle Hader so sehr in die Tiefe gehen wird wie einst, als die Hochfluth katholischer Entrüstung gegen den Protestantismus anschwoll. Thatsächlich beginnt man jedoch in Ungarn wieder nach den religiösen Bekenntnissen der Richter, der Beamten, der Wahlcandidaten

zu forschen, und scheut sich, den „Andersgläubigen", und wäre er der denkbar ehrlichste Bürger, in die eigene Interessensphäre zu ziehen.

Ein drittes Motiv jener mannigfaltigen Spaltungen innerhalb der ungarischen Gesellschaft sind die durch den Classen- und confessionellen Hader kühn gemachten Nationalitäten. Wir unterscheiden hier vier Hauptgruppen: die Rumänen, die Slawen, die Deutschen und das für den Erwerb auf den verschiedensten Lebensgebieten so wichtige Element der Juden. Die Rumänen, die sich gerne ihrer classischen Abkunft von der ewigen Roma rühmen, wiewohl unter einem Firniß französischer Bildung auch bei ihnen sich noch viel von der romanischen Uncultur birgt, sind jedenfalls ein interessantes Volksthum. Einzelne Vertreter dieser Nationalität sind immer an dem großen Regierungscentrum in Budapest in einflußreichen Stellungen thätig. Der vornehme Siebenbürger Rumäne schickt seinen Sohn zwar zur Ausbildung nach Paris, hält aber dann darauf, ihn in ungarischen Staatsdienst treten zu lassen. Es ist jedoch Täuschung, wenn man annimmt, daß diese „gewonnenen" Rumänen, die sich scheinbar in freundlichere Gesinnung zu der ungarischen Staatsidee stellen, den Sonderbestrebungen ihrer Nationalität nicht trotzdem anhängen.

Namentlich ist es die Poesie, die Literatur überhaupt, die ununterbrochen zündende Funken aus dem stamm- und sprachverwandten Königreich Rumänien auf die Karpathenhöhen Siebenbürgens hinüberträgt. „Aus Carmen Sylva's Königreich" heißt eine reizende Sammlung rumänischer Volksmärchen, welche die geistreiche Königin Elisabeth als Weckruf an das nationale Bewußtsein des ihr unterthanen Volkes auf den Büchermarkt sandte. Eines der schönsten Märchen dieser Sammlung ist ein Zwiegespräch zwischen „Puiu" — Rumänien und ihrer Mutter — der Erde, — welche sie im Traume zu trösten kam. „Puiu!" klang der Mutter Stimme, „wer wird denn verzweifeln? Höre mich an und lerne: in stiller Nacht sollst du langsam, langsam deine Ketten durchfeilen, aber so, daß es Niemand sieht, bis ich dir das Zeichen gebe, sie fallen zu lassen!"

Puiu-Rumänien ist befreit. Mit einer Königskrone auf dem Haupte hat sie sich erhoben. Aber wer weiß, ob die Siebenbürger Rumänen, die sich auf dem Gebiete der heiligen Stephanskrone als Bedrückte ansehen, das Programm der königlichen Dichterin nicht heute schon auf sich beziehen?

Das zweite, politisch wichtigere Element sind die in Budapest lebenden Vertreter der slawischen Stämme. Diese sind den Verlockungen durch hohe Aemter weit weniger zugänglich und treten mit voller Bestimmtheit für den historischen Charakter ihrer besonderen Heimath ein. Sie sträuben sich, die ungarische Sprache zu erlernen und wollen nicht einmal dem Scheine nach Ungarn sein. Erliegt aber hie und da einer der Versuchung, dem augenscheinlichen Vortheil einer Wandlung seiner Principien, so ist er als „Renegat" für immer von seiner Nationalität losgelöst, und kann seinen Einfluß fortan weder zum Nutzen noch zum Schaden mehr geltend machen.

An Zahl geringer, aber innerhalb der maßgebenden Gesellschaftskreise als sehr einflußreich repräsentiren sich die Deutschen. Man trifft sie an den Hochschulen, in den Lehrstühlen der Akademie, in den Reihen der Denker und Gelehrten, auf dem ganzen weiten Gebiete des Wissens und der Bildung.

Die Deutschen bemühen sich gleich den Rumänen als ungarische Patrioten zu erscheinen. Ihre Stellung ist eine eigenthümliche und dadurch von den übrigen Nationalitäten verschiedene, daß sich einzelne wirklich als aufrichtige Patrioten fühlen, aber von den Ungarn durch verletzendes Mißtrauen und die mit starrer Hartnäckigkeit festgehaltenen Verdächtigungen ihres „Großdeutschthums" gewaltsam zurückgestoßen werden. Es ist das ein instinctartiges Bangen des Magyarismus vor der Suprematie der deutschen Cultur.

Der Magyarisirung am zugänglichsten sind die Juden, die in den mittlern und tiefen Schichten der Bevölkerung compacter hervortreten. Sie werfen sich ihr — dadurch, daß sie ihre deutschen Namen gegen ungarische austauschen und sich leidenschaftlicher als die autochtonen Magyaren für die ungarische Staatsidee begeistern — förmlich in die Arme.

Was lehrt uns der gewonnene Ueberblick? Daß die Confessionen und Kasten die Gegenwart, die Nationalitäten die Vergangenheit und Zukunft Ungarns zerstücken. Die Kroaten nehmen den Ruhm Zrinyi's, die Rumänen den Hunyady's, die Serben den Dugonić's für ihre Nationalität in Anspruch; die einen, um ein südslawisches, die andern, um ein dakoromanisches Reich damit aufzubauen. Und bei dieser beispiellosen Zersplitterung der ungarischen Gesellschaft verlangt man von der Regierung ein festes liberales Fortschreiten!

Immer häufiger folgen sich vom Auslande her die einzelnen Stimmen, die das Cabinet Tisza anklagen, daß es durch heimliche Magyarisirungsversuche den Apfel der Zwietracht unter die polyglotten Völkerschaften Ungarns schleudere.

Man vindicirt dem großen Staatsmann in dieser Richtung Principien, die mit seiner hohen staatsmännischen Bildung, unserer Meinung nach, unvereinbar sind. Es ist unmöglich, daß Herr von Tisza *nur in diesem einen Punkte nicht liberal sein sollte*. Weder die unzähligen kleinen Risse, welche die Integrität des ungarischen Staatsgebietes bedrohen, noch die eminente Gefahr, daß sich die Staatsbürger nicht ungarischer Zunge in immer feindlicheren Gegensatz zu der ungarischen Staatsidee stellen, konnten ihm verborgen bleiben. Herr von Tisza steht allen diesen Consequenzen vollkommen gefaßt gegenüber. Die Richtung, in der fortgeschritten werden muß, ist ihm klar; aber unter den gegebenen Verhältnissen ist das vorläufige Niederdämmen der Leidenschaften — ein Interregnum des erzwungenen Friedens — das unerläßliche Hilfsmittel für die Wohlfahrt des Staates.

Die Politik Tisza's ist dem Auslande mitunter auch als kleinlicher Scheinliberalismus dargestellt worden. Wer diese Anklage erhebt, sieht eben die großen Hindernisse nicht, mit denen der geistreiche ungarische Staatsmann kämpft; nicht die mühsame Ausdauer, die Hartnäckigkeit, mit welcher er in unzähligen Fällen die öffentliche Meinung attaquirt, ermüdet und endlich besiegt.

Wir glauben, daß Herr von Tisza auch auf dem Gebiete der Nationalitätenfrage mit einem realisirbaren liberalen Gedanken zurückhält, wie er mit vielen andren Plänen zurückgehalten hat, bis der geeignete Augenblick zur Initiative gekommen war. Es wäre jedenfalls nur eine natürliche, aus den großartigen Prämissen seiner bisherigen staatsmännischen Leistungen gezogene Conclusion, wenn wir annehmen, daß der ungarische Ministerpräsident sich auch in der

Nationalitätenfrage zu einer größeren liberalen Action für den Augenblick vorbereitet, da sich die Glossomanie in Ungarn durch die zu Tage tretenden ernsten Folgen selbst die schärfste Spitze abbrechen wird.

Der Ministerpräsident, der bekanntlich gerne nach britischen Mustern arbeitet, läßt seinen großen Actionen stets durch eine Reihe nicht officieller Enunciationen in vertraulichen Kreisen präludiren und jede beabsichtigte gouvernementale Maßregel zuerst in der Presse und den Parteiclubs zur Discussion bringen. Einer seiner Hauptberather ist Dr. Max Falk, der Chefredacteur des „Pester Lloyd", der auch in der praktischen Politik mit Glück eine Führerrolle spielt. Durch ihn erfährt der Ministerpräsident, was die einstigen Deákisten über eine Frage denken. Es lohnt sich hier die Persönlichkeit dieses geistvollen Publicisten in wenigen Strichen zu charakterisiren. Wir sind uneinig darüber, ob dem Dr. Max Falk nach oder vor dem Ministerpräsidenten der Titel des „bestgehaßten Mannes" in Ungarn gebührt. Und doch hat sich Dr. Max Falk seit einer langen Reihe von Jahren auf politischem und national-ökonomischem Gebiete, als Referent in den Delegationen und bis in die neueste Zeit als Verfasser der Adresse der liberalen Partei an die Krone große Verdienste erworben. Der „Pester Lloyd" ist stets der gefällige Interpret der Intentionen des Ministerpräsidenten, die er der öffentlichen Meinung in der geschicktesten Fassung vorlegt. Dieses Blatt ist der getreue Ausdruck des ministeriellen Standpunktes, nur in allen Nuancen schärfer pointirt. Was bei dem Ministerpräsidenten feine Ironie ist, wird in den Spalten des „Pester Lloyd" zum beißenden Sarkasmus; oder, gegen die Nationalitäten gerichtet, oft verletzender Hohn. Diese Richtung des sonst vorzüglichen Blattes wird nicht selten von den eigenen Parteigenossen scharfgerügt, so beispielsweise von Maurus Jokai. Persönlich ist Dr. Max Falk eine durchaus liebenswürdige, groß angelegte, vorurtheilsfreie Natur. Wer zu den Begünstigten gehört, die in die Stille seines Arbeitszimmers eindringen, weiß, mit welcher schlichten Anmuth, mit welcher warmen Herzensgüte er sich zu geben weiß, wenn der Druck der Alltagsgeschäfte sich einen Augenblick von der Brust des vielgeplagten Mannes hebt.

Psychologisch interessant ist sein Urtheil über die „Judenfrage", da er selbst von jüdischer Abstammung. Die Gleichberechtigung der Juden, sagte er einmal, besteht; aber nur auf — dem Papier. Die Gesellschaft hat sie noch nicht acceptirt. Innerhalb ihres Rahmens sind sie eine tolerirte, aber noch lange keine recipirte Kaste. Die Juden handeln deshalb unklug, wenn sie sich vorzeitig gewaltsam in die Prärogative des Adels eindrängen, diesen bei Wettrennen und dergleichen Sport zu überbieten trachten. Sie reizen dadurch den Stolz der Oligarchen und machen ihnen den Verlust ihrer Vorrechte immer neuerdings fühlbar. Jahrhunderte alte Gegensätze lassen sich nicht so rasch verwischen. Die heutige Position der Juden ist die denkbar peinlichste, obwohl sie sich mit viel Geist darüber hinwegtäuschen. Es verdrießt natürlich den Fürsten X., wenn ein Jude — vielleicht der Chef einer Lumpenfabrik — in das stolze Schloß seiner Ahnen einzieht. Er hält es für ausgemacht, daß der spekulante Jude ihn ruinirt hat. In Wahrheit sind es zwar die Karten, die Zigeuner und die schönen Frauen gewesen, und der Jude hat sich nur durch Ausdauer und ehrliche Arbeit emporgerungen — aber man versuche es, die Gesellschaft eines Besseren zu belehren!

Diese Voreingenommenheit ließe sich durch manches humoristische Einzelbeispiel illustriren. Nimmt z. B. eine reiche Judenfamilie keine Loge im neuen ungarischen Opernhause, so heißt es — „diese Juden! Was für schlechte Patrioten sie sind, sie unterstützen nur das deutsche Theater!" Abonnirt die Familie, so heißt es unfehlbar, „diese Juden drängen sich doch überall vor! Auch das neue Opernhaus haben sie schon ganz überschwemmt!"

Durch solche und ähnlich treffende Urtheile über alle Tagesfragen, die er sich immer rasch bildet und immer schlagend ausspricht, ist Max Falk einer der werthvollsten Gehilfen des Ministerpräsidenten geworden.

Eine zweite Stütze der Regierungsthätigkeit des Herrn v. Tisza ist sein Schwager, Graf Tibor Károlyi. Dieser ist es, der den Ministerpräsidenten mit dem katholischen Hochadel in Connex hält, und die „Uebergänge" so manches frondirenden Magnaten in das Lager der Regierung vermittelt. In seiner privaten Lebensweise besitzt Koloman Tisza noch heute die Gewohnheiten eines Landedelmannes, verschärft durch ein über Alles gehendes Pflichtbewußtsein. Er kennt keinerlei Vergnügungen. Vom Ministerpräsidium, wo er wohnt, fährt er in den Reichstag, conferirt in den Corridoren, fährt dann in das Ministerium des Innern, dessen Chef er gleichfalls ist, ertheilt Audienzen, kümmert sich um alle Ressorts und erledigt die dringenden Tagesgeschäfte. Den Schluß dieser anstrengenden Thätigkeit des Ministerpräsidenten bildet gewöhnlich ein kurzes Souper im Restaurationssaal des Hotels Europa mit seinen Intimen, den Deputirten Iványka, Moricz, Nagy und Horváth. Er spricht wenig, aber hört aufmerksam zu. Der Hüter der Familie Tisza ist Graf Ludwig Tisza, der Bruder des Ministerpräsidenten, der bekanntlich früher Minister war, als Koloman, und zwar Deákistischer. Graf Ludwig ist Garçon.

Koloman Tisza hat außer einem Sohne, der als angehender Jurist viel verspricht, und einer schönen erwachsenen Tochter Paula, noch kleinere Söhne und Töchter, die von seiner Frau, einer gebornen Gräfin Degenfeld, musterhaft erzogen werden. Frau v. Tisza widmet sich ganz ihrer Familie und steht daher dem gesellschaftlichen Leben im großen Stile fern. Bei den Ansichten des Ministerpräsidenten, der nur für die Arbeit lebt, harmoniren die Beiden. Trotz ihrer nur in der Zurückgezogenheit und Stille geübten Thätigkeit hat sich Frau v. Tisza doch den schönen Beinamen „die Perle der gebildeten Frauen Ungarns" erworben.

Es erübrigt uns nur noch, dem Ministerpräsidenten dorthin zu folgen, wo das Charakteristische seiner Erscheinung als Staatsmann sich am meisten geltend macht, in das Parlament.

Treten wir mit ihm in den Berathungssaal und überblicken das malerische Bild einer solchen Versammlung von 446 Vertretern des souveränen Volkes, vorausgesetzt, daß die Mitglieder des ungarischen Abgeordnetenhauses vollzählig erschienen sind. Die Bänke zur Rechten füllt die Phalanx der Regierungspartei, die sich jedoch den Namen „liberale Partei" beilegt. Ihr Führer ist Koloman Tisza. Sie steht auf dem Standpunkte Deák's und des Ausgleiches mit Oesterreich. Die hervorragendsten Gestalten, die man dort unterscheidet, sind: Max Falk, Maurus Jokai, Koloman Széll, Paul v. Szontágh, Friedrich v. Harkányi, Moriz Wahrmann, und auf den Ministersitzen Graf Julius Szapáry, dessen

vortheilhafte Beziehungen zum Hofe, zum Parlament und zum Auslande genügend bekannt sind, so zwar, daß man ihn in Ungarn als den einzig möglichen Nachfolger Tisza's bezeichnet.

Den Mittelpunkt des Berathungssaales nimmt die gemäßigte Opposition ein, die den Titel der „conservativen" führt. Sie steht gleich den Deakisten auf dem Boden des Ausgleichs und ist fast nur durch Personenfragen von der regierenden Partei geschieden. Der Geist des Barons Sennyey[1]), der, seitdem er im Jahre 1848 in stolzer Aufwallung gegen Kossuth und die Revolution das Parlament verließ, um es bis heute nicht wieder zu betreten, schwebt über ihren actuellen Führern. Wir erkennen unter diesen Paul Somsich, eine siebenzigjährige Greisengestalt, und daneben die jugendliche Erscheinung des Sohnes eines alten Magnatengeschlechtes, den Grafen Albert Apponyi, den Vertreter der ungarischen Agrarpartei. Der Agrarismus, wie er in Ungarn auftritt, ist gleich dem Antisemitismus und Ultramontanismus unverkennbar eine reactionäre Bewegung. Aber die Agrarfragen haben allerdings heute bei uns die größte aus trauriger Nothwendigkeit entsprungene Berechtigung. Es sind die national-ökonomischen Folgen der Revolution, die sich immer schwerer geltend machen, und besonders den mittleren Grundbesitz mit einer Krise bedrohen; der rasche Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft, der nach der Aufhebung der Urbarialverhältnisse[2]) und der Aviticität[3]) eintreten mußte.

Ein interessantes Kleeblatt steht außerhalb der Bänke zusammen. Es ist Daniel Irányi, der Vertraute Kossuth's, in seinen radicalen Bestrebungen ein Idealist nobelster Gattung; Ignatz Helfy, der witzige Redner und Journalist, und Karl von Eötvös, ein genialer Kopf von überraschend vielseitiger Begabung. Um dieses moderne Triumvirat scharen sich die unversöhnlichen Gegner des Ausgleichs mit Oesterreich, dieses großen staatsmännischen Werkes Deák's, Andrássy's und Eötvös', die Anhänger der Idee, nach der Ungarn und Oesterreich nur durch das lockere Band der Personalunion aneinander geknüpft sein sollten, mit einem Worte — die äußerste Linke. Und noch immer treten einzelne interessante Persönlichkeiten aus den Kreisen und Gruppen, die sich bilden, lösen und unaufhörlich durcheinander schieben. Unter den wenigen „Wilden", die das ungarische Parlament zählt, bemerken wir Balthasar Horváth, den einstigen Justizminister im Andrássy'schen Cabinet, einen Redner voll Geist und jugendlichem Feuer; und in einer Fensternische Istoczy, den Fanatiker des Antisemitismus. Bei dem Eintritte des Ministerpräsidenten wenden sich fast alle Köpfe einen Augenblick ihm zu. Er nähert sich den Sitzen der Regierung und wechselt einige Worte mit Herrn v. Trefort, dem ungarischen Unterrichtsminister, einem

---

[1]) Baron Paul Sennyey tritt durch seine Ernennung zum Judex curiae und zum Präsidenten des Oberhauses in neuester Zeit aus seiner Zurückgezogenheit heraus. Dieser Wiedereintritt eines der bedeutendsten Staatsmänner in die active Politik Ungarns ist unstreitig eine Stärkung der Position des Cabinets Tisza's.

[2]) Das Urbarialgesetz war dasjenige, welches (seit 1836) das Verhältniß der Grundherren und ihrer früheren Unterthanen regelte.

[3]) So hieß das alte Recht des unveränderlichen Familienbesitzes, nach welchem die Güter nur in Form einer Verpachtung veräußert werden konnten.

jugendlichen Sechziger, dessen lebhafte Geberden mit dem schneeweißen Haupthaar im Widerspruch stehen. „Un sexagenaire de vingt ans", nennt ihn ein ungarischer Schriftsteller und nie ist diese Bezeichnung treffender angewandt worden. Es ist ein herbes Schicksal, welches Herrn v. Trefort so früh altern ließ; und wenn effecthaschende Redner das zum Ueberdruß behandelte Thema von der Schädlichkeit der Occupation Bosniens variiren, ist er der einzig Berechtigte, in der Stille diesen Zug der Andrássy'schen Politik als ein finsteres Fatum anzuklagen. War es doch der bosnische Feldzug, in dem sein abgöttisch geliebter, hochbegabter Sohn, Erwin Trefort, den monatelangen Entbehrungen erlag, und der den Unterrichtsminister plötzlich seiner schönsten, stolzesten Lebenshoffnung beraubte. Tiefes Mitleid erfüllt uns bei einem Blicke auf die vorzeitig ergraute Gestalt dieses Ministers, dessen reiner Charakter, hohe Denkweise und europäische Bildung in Ungarn allgemein anerkannt sind. Auf Grund seiner reichen ausländischen Erfahrungen auf dem Gebiete der Nationalökonomie ist er unablässig bemüht, nach allen Richtungen heilsame Anregungen zu geben.

Herr v. Trefort ist es, der zuerst darauf hingewiesen hat, daß Ungarn ohne Industrie nicht prosperiren könne, weil die außereuropäischen Länder, Amerika, Australien und Indien, in der Rohproduction das alte Europa so sehr überflügeln, daß eine Concurrenz undenkbar ist; er ist es, der seiner Nation die Aufgabe einer großen Culturpolitik in Verbindung mit Industrie und Landwirthschaft unaufhörlich vor Augen hält und sie zu einer freien, großartigen Entfaltung des Handels anspornt. Die Hebung und Veredlung des Gewerbes, die Entstehung eines Kunstgewerbes, dies Alles verdanken wir seiner Thätigkeit. Es versteht sich, daß ein so freier Geist, wie der seine, sich weder von nationalen, noch von socialen Vorurtheilen einengen läßt. In einer Verordnung, beispielsweise, hat er unter Hinweis auf die concreten Bedürfnisse des praktischen Lebens den Mittelschulen die Pflege der deutschen Sprache als Unterrichtsgegenstand empfohlen, ebenso wie er die Berechtigung der Frauen auf dem Gebiete der Kunst befürwortet und dieser seiner Ansicht durch die Eröffnung einer Malerschule für das weibliche Geschlecht — allerdings erst in schüchternen Anfängen — Ausdruck gegeben hat.

Unweit von August Trefort, ebenfalls auf den Ministerplätzen, gewahren wir einen mittelgroßen, ältlichen, eleganten Herrn, sorgfältig gekleidet, mit edel geschnittenen Gesichtszügen — Koloman Bedeković, den kroatischen Minister. Man liebt es seit jeher im ungarischen Parlamente, die einzelnen Mitglieder mit Spitznamen zu belegen und wie einst Deák „der Weise des Landes", wie Széczenyi der „größte Ungar" hieß, so nennt man heute Baron Sennyey den „schwarzen Freiherrn", Herrn v. Tisza den „Papst der Calvinisten" und Minister Bedeković den — „großen Schweiger". Dieser, durch ein großes Präcedens geadelte Beinamen erklärt sich in diesem besonderen Falle daraus, daß Minister Bedeković kein Redner ist; wohl aber ist er ein herzensguter Hagestolz mit einer fabelhaften Jahresrente und ein ausgezeichneter — Tänzer. Wir wollen damit aber nicht etwa sagen, daß die geistigen Qualitäten dieses Mannes inferiore sind — ganz im Gegentheil; Minister Bedeković ist eine in den Kreisen der ungarischen Regierung, im Parlament und in seiner engeren slawischen Heimath gleichmäßig

beliebte Persönlichkeit. In Ungarn rühmt man die Pflichttreue, mit der er, Jahr aus Jahr ein, jeder Reichstagssitzung beiwohnt; in Kroatien erwarb er sich während der kurzen Zeit des Interregnums als Banus durch sein streng gesetzliches, gerechtes und unparteiisches Verfahren die allgemeinste Anerkennung und eine dankbare Erinnerung. Gelegentlich der letzten Unruhen in diesem Königreiche verlangte man seine Ansicht zu hören.

„Ich finde," sprach Herr v. Bedeković mit der ihm eigenen gewinnenden Herzlichkeit, „das stete Zurückgreifen und Streiten um historische Rechte sehr unnütz, weil es eigentlich end- und grenzenlos und daher eines praktischen Politikers unwürdig ist. Wie viel fruchtbare Thätigkeit geht dadurch verloren, die man der materiellen Entfaltung der Länder zuwenden, die der Zukunft gewinnen könnte, was man der Vergangenheit als rein idealen Besitz abfordert! Immer nur von dem letzten rechtsgültigen Vertrage sollte ausgegangen werden; so lehrt es mich mein Rechtsbewußtsein. Ich begreife, wenn andere Nationen bis auf den westfälischen Frieden, durch den ein neues politisches System in Europa begründet wurde, oder den Wiener Congreß als Rechtsbasis zurückgreifen; aber die Rechtsaspirationen der Kroaten verirren sich in eine nebelhafte Ferne, wo die Geschichte keine Klärung schaffen, keine heilige Zeugenschaft zwischen den streitenden Völkern ablegen kann. Nicht weiter als auf den 1874 revidirten Ausgleich mit Ungarn dürften wir Kroaten zurückgehen, und auf dieser Basis unsere Entwicklung, nicht in weitere Kreise, aber in höhere Sphären der Cultur, im Rahmen der österreichischen Monarchie anstreben. Ich verarge es daher den politischen Agitatoren, die das kroatische Volk beständig aufwiegeln. Und wie naiv ist dieses Volk! Wenn einmal in einer Zeitungsnummer nicht weidlich über die Magyaren und die Regierung geschimpft wird, so legt sie unser Landpfarrer bei Seite und sagt: ni niš nutri (es ist nichts darin). Und erst unsere Bauern! Wie leicht sind diese armen Leute auf vernünftige Weise zu gewinnen und von den Irrwegen abzuleiten! Wenn ich im Sommer auf meinem Gute lebe, befasse ich mich immer ein wenig mit Volksaufklärung. Da kommen die Bauern, die ihre Steuer zahlen sollen, und klagen und fluchen. Ich verliere niemals die Geduld und erkläre jedem Einzelnen die Vortheile, die ihm aus dieser geschmähten Steuer zufließen. Es ist stets dasselbe Zwiegespräch: „Siehst Du," beginne ich, „Du hast jetzt Deine freie Arbeitszeit — früher gehörte sie dem Gutsherrn. Ihr seid Sklaven gewesen, dafür mußte natürlich der Gutsherr Alles für Euch thun. Ein freier Mann aber muß sein Haus selbst bestellen, Processe führen und derlei mehr."

„Nun, Herr," erwidert mein Bauer, sich verlegen den Kopf krauend . . . „ich werde zahlen . . . aber nicht gleich . . . es fällt mir schwer."

„Verschiebe das nicht, sonst muß der Staat Schulden auf Dich machen, zum Wucherer gehen, Interessen zahlen und Du weißt, was das kostet!"

„Nun, wenn es so ist, werde ich zahlen!"

Diese einfache und doch von einem echt staatsmännischen Blick zeugende Darlegung läßt uns zugleich den ganzen Menschen erkennen. Sobald Herr v. Bedeković seinen glanzvollen Ministersitz verläßt, lebt er als schlichter Landedelmann, mit und unter seinem Volke. So kennt und liebt man diesen

wackeren Mann in seiner Heimath. Nur die südslawischen Großmachtträumer betrachten ihn als ein Werkzeug der ungarischen Regierung. Diese extreme kroatische Partei, die der Starčevičianer, hält von dem Vorgehen Ungarns, was Rakozi einst von der österreichischen Politik Ungarn gegenüber hielt. „Kroatien (damals hieß es Ungarn) muß zuerst an den Bettelstab gebracht, und dann ungarisch (damals hieß es österreichisch) gemacht werden!" — Das ist, so behaupten die südslawischen Radicalen, der Kern des Programms, an dessen Ausführung heute das Cabinet Tisza arbeitet. Thatsächlich findet die von der kroatischen Regierungspartei unterstützte Ausgleichs- und Versöhnungspolitik in Kroatien einen seltsamen Widerhall — den Protest der Nation!

Indessen hat ein Redner von der gemäßigten Opposition das „Ohr des Hauses" lange genug ermüdet, und Herr v. Tisza erhebt sich zu einer kurzen Replik. Die schwächliche Gestalt des Ministerpräsidenten steht jetzt gerade wie eine Kerze und seine leise schneidende Stimme, unterstützt durch eine aufmerksame Stille, schwebt wie ein unsichtbares Schwert über der Versammlung. Ein Beifallssturm oder ein leidenschaftlicher Widerspruch aus den Reihen der Opposition verrathen, wenn die Spitze getroffen hat. Herr v. Tisza ist ein Redner, der alle Hilfsmittel der Oratorik verschmäht, jedes Heben und Senken der Stimme, jedes die Phantasie beschäftigende Gleichniß vermeidet und mit den nackten Waffen des Geistes fast unvermittelt in das Fassungsvermögen seiner Zuhörer eindringt. Seine Waffen sind eine scharfe Logik und eine feine Ironie, mit denen er die schönsten Redeblüthen seiner Gegner erbarmungslos entblättert, um schließlich den nackten Stiel vorzuzeigen. Er verfolgt die Gedanken des oppositionellen Redners mit der Kaltblütigkeit eines passionirten Jägers von ihren Ursprüngen bis zu ihren entfernten Zielen. Ein Entrinnen ist unter den Argusaugen des Ministerpräsidenten unmöglich. Niemals weicht er einer Erklärung aus; kein Fall, keine Interpellation trifft ihn unvorbereitet. Seiner Rede folgt gewöhnlich eine minutenlange große Bewegung, ein heftiges Debattiren, das die Sitzung auf einige Augenblicke unterbricht.

Oft ist die Wintersonne schon im Sinken, wenn der Ministerpräsident, einen kaum merklichen Zug von Ermüdung im Gesicht, aus dem großen grauen Hause in der Alexandergasse tritt und seine Blicke über die vorübereilenden Fußgänger gleiten läßt.

Ein farbenprächtiger bunter Strom treibt die Menge vorüber und ergießt sich durch die breite Avenue der Radialstraße in das Stadtwäldchen, das sich mit seinen entlaubten, mit Eisnadeln behangenen Bäumen wie ein krystallener Feenpark vor ihr öffnet. Vor dem sogenannten „Eispavillon" dehnt sich der Schwanenteich, jetzt eine spiegelglatte weiße Eisfläche, von elektrischem Lichtglanz überfluthet, auf der die ganze „elegante Welt" auf Schlittschuhen hinfliegt, oder um ein imaginäres Centrum kreist. Ein Fürst Lobkovitz, eine bekannte Budapester Straßentype, durchbricht den Zuschauerwall und winkt sich mitten aus dem endlosen bewegten Menschengewirre einen Civilisten mit den Augen heraus. Dieser — wie es scheint ein nicht sonderlich sicherer Läufer — nähert sich der Rampe, und bleibt vor ihm stehen. Fürst Lobkovitz ruft ein paar Worte hinab, nach dem erregten Ausdruck seiner Züge zu urtheilen, irgend eine wichtige politische Tagesneuigkeit.

„Schau, Lieber, ich lauf schon allani!“ erwidert der Angeredete lachend, den Wiener Straßendialekt imitirend und verschwindet wieder in dem unübersehbaren Getümmel. Unter der Menschenmenge erhebt sich ein Murmeln, das immer weiter zurück wie eine Hochfluth anschwillt. „Der Andrássy!“ fällt es von hundert und aber hundert lächelnden Lippen. Die hauptstädtische Bevölkerung hat ihren Liebling erkannt. Es war das interessante, schwarzgelockte Haupt des Grafen Andrássy, der sanfte geistvolle Blick, das unregelmäßig schöne dunkle Gesicht, in dem sich alle Regungen seines immer noch heißblütigen, immer noch jugendlichen Temperaments deutlich spiegeln, welches einen Augenblick lang vor ihnen auftauchte.

Es gibt unter zwei Staatsmännern wohl kaum einen prägnanteren Gegensatz als den zwischen Koloman Tisza und Julius Andrassy, nicht sowohl was ihre politischen Programme, die sich ja bekanntlich übereinander aufbauten, als vielmehr was die äußere Erscheinung, das Naturell, die Art ihrer Taktik anbelangt. Der Unterschied, der sich in der Politik dieser beiden Männer allenfalls herausgebildet hat, ließe sich mit folgenden Worten charakterisiren: Andrássy wollte ein *großes*, Tisza ein *zufriedenes* Ungarn.

Verschieden wie das Wesen, war auch das Schicksal dieser beiden großen Männer. In Reichthum und Glanz geboren, nahm Andrássy Theil an den Freiheitskämpfen von 1848, lebte hierauf als Flüchtling in Paris und überzeugte sich hier bald, daß von den Umtrieben der ungarischen Emigration absolut kein praktischer Nutzen zu erwarten sei. Von Szécsényi und Kossuth gleichmäßig begünstigt, von Deák mit offenen Armen empfangen, kehrte er 1860 nach Ungarn zurück und war schon bei Anbruch der constitutionellen Aera eine der Seelen des Nationalcasinos — einer der Intimen im Rathe des „Weisen der Nation“. Als Ministerpräsident von Ungarn zur Regierung gelangt, lächelte seinen kühnen Ideen überall der Erfolg. Im Vereine mit Deák und Eötvös brachte er den 67er Ausgleich mit Oesterreich und die Einrichtung der Delegationen zu Stande, beschenkte die Nation mit dem selbständigen Werke der Honwedinstitution und leistete der Gesammt-Monarchie den unschätzbaren, von diplomatischer Fernsicht zeugenden Dienst, sich beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges für die Neutralität zu erklären. Gleichmäßig beliebt bei Hofe und im Schoße seiner Nation, ward er an sein höchstes Ziel, die Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Kanzler des kaiserlichen Hauses, förmlich getragen. Hier war es, wo er im Jahre 1872 durch das Dreikaiserbündniß im Vereine mit dem deutschen Reichskanzler die Garantien des europäischen Friedens schuf, und selbst als er durch seine vielgeschmähte Orientpolitik den glänzenden Ballast der Popularität von sich warf, stieg er noch höher an Ansehen und Macht.

Wie anders Herr von Tisza! Er gelangte zur Regierung in beständigem Kampfe mit Mißgunst, Entmuthigung, Widerwillen und Antipathie. Die bosnische Expedition entflammte den Parteihaß und eine Reihe von schlechten Ernten brachte das ganze Land in die übelste Laune, die es gewillt war, an der Regierung auszulassen. Und was das Schlimmste von Allem — Ungarn schien einen Augenblick gleichgültig gegen seine constitutionellen Errungenschaften geworden zu sein. Aber mit eiserner Kraft hielt sich Herr von Tisza in diesem agricolen

Gewitter, mitten unter den heftigsten moralischen Niederschlägen, verlassen von den meisten seiner politischen Anhänger, aufrecht.

Der Geistesflug Andrássy's war unstreitig genialer, freier und höher; derjenige Tisza's dagegen ein beständiges Kreisen um einen gewählten Mittelpunkt. Es ist eben der große Maßstab der Andrássy'schen Politik, welcher diese für Durchschnittsköpfe so lange unverständlich gemacht hat.

Aber wie Andrássy stets ein Liebling der Götter war, so ist ihm auch das seltene Glück zu Theil geworden, die Rechtfertigung seiner Ideen zu erleben. Im Jahre 79 lasen wir in einer gegen ihn gerichteten Brochure die leidenschaftlichste Verurtheilung alles Dessen, was er gethan oder geplant hatte, sowohl zur Vergrößerung seines Vaterlandes, als zur Verschönerung von Budapest. Die Radialstraße, das Opernhaus, so hieß es darin, werden nach einem halben Säculum noch nicht ausgebaut sein. Seine auswärtige Politik wird die Zertrümmerung Oesterreichs, die Occupation Bosniens und der Herzegowina die größten materiellen Verluste, die Schwächung der ganzen Monarchie nach sich ziehen. Kaum fünf Jahre sind verflossen und die Radialstraße, die stolzesten Träume des Chauvinismus übertreffend, ist ausgebaut und eine lange Avenue von Palästen und das neue Opernhaus vor Kurzem im Beisein des Monarchen eröffnet.

Die Dreikaiserzusammenkunft in Skiernievice, was war sie anders als eine neuerliche Zustimmung Europas zu jener Politik, die Andrássy als Minister des Auswärtigen anbahnte, indem er kühn mit der traditionellen Orientpolitik Oesterreichs brach; und was Bosnien und die Herzegowina anbelangt, so hat der Reichsfinanzminister Benjamin von Kallaj erst jüngst in bestimmtester Weise der Ueberzeugung Ausdruck verliehen, daß *diese Länder unvergleichlich mehr werth seien, als man gemeinhin annimmt.* „In wenigen Jahren" — sagte er wörtlich — „hoffe ich den Beweis zu liefern, daß diese Provinzen der Monarchie nicht nur nicht zur Last fallen, sondern ihr in jeder Hinsicht — also auch in materieller — zum Vortheile gereichen."

Man hat viel von der Person Andrássy's gesprochen, von seiner Lust zu glänzen, seinem Hang zu Vergnügungen, seinen geistreichen Einfällen, seiner berückenden Vornehmheit — er ist eben in jener Welt aufgewachsen, in der man sich, wie Jean Paul sagt, allein die Regeln des äußeren Anstandes holen kann, weil sie dort Alles gelten. Heute jedoch lebt Andrássy ganz en famille. Seit er freiwillig aus seiner glänzenden Stellung schied und vor drei Jahren — vielleicht mit einigem Bedauern — ein halbes Dutzend Abgeordneten-Mandate, die man ihm freiwillig entgegentrug, ablehnte, lediglich aus Rücksichten der Delicatesse und um selbst den Schein einer Rivalität mit andern Persönlichkeiten zu vermeiden, bringt er die größere Hälfte des Jahres auf seinen Gütern zu und erscheint nur periodisch in Budapest.

Daß Andrássy freiwillig gegangen und zwar zu einer Zeit, wo seine Stellung weder nach unten noch nach oben bedrohlich erschüttert oder der Glanz seines Namens im Verlöschen begriffen war, ist außer jedem Zweifel. Es gibt dafür nur einen, aber apodiktischen Beweis. *Nach dem Falle Bach's oder Metternich's stürzte immer zugleich auch ein System; nach dem Rücktritte des Grafen Andrássy aber bewegte sich die österreichische Politik unverändert in denselben Geleisen fort.* Ein

Ausspruch, den der geistreiche Graf einst in den intimen Cirkeln der Wiener Diplomatie that, ist in dieser Richtung interessant.

„Ich halte das Staatsroß fest im Zügel," meinte er lächelnd, „und werde es so meinem Nachfolger übergeben. Ich werde selbst absitzen, wenn ich es für an der Zeit halte, herunterwerfen aber wird mich Keiner."

Graf Julius Andrássy hat Wort gehalten. Er saß ab, mit vollendeter Ruhe und Eleganz und zwar ganz unerwartet, nachdem die damaligen Stürme in den Delegationen vorüber waren, vielleicht in einem Augenblick der Aufwallung, wo ihn sein Inneres zu einem jener selbständigen, unerklärlichen Entschlüsse antrieb, die bei großen Naturen oft unvermittelt hervorbrechen. Nicht das Glück hat sich von ihm gewandt, er wandte der Sonne gleichgültig den Rücken und ging.

Man hat es ihm so oft angedichtet, daß das Glück, dem Millionen Menschen erfolglos nachjagen, seinen Spuren stets hartnäckig folgt, daß es fast kühn erscheint, nicht daran zu glauben. Und doch — wie oft hat Graf Andrássy, den Kopf leicht zurückgeworfen und den Blick gegen die Zimmerdecke gerichtet, als ob er durch sie hindurchdringen und den Himmel, der außen über ihr liegt, sehen könnte (eine Geberde, die ihm eigenthümlich ist und seine Conversation häufig unterbricht), im Kreise seiner Vertrauten über das gelächelt, was die Menge Glück nennt.

„Das Glück," sagte er dann träumerisch, — „ich glaube an kein Glück, d. h. an kein volles inneres Glück, nur an ein äußeres. Mit diesem aber verhält es sich so. Man gräbt ihm einen Graben und es läuft von selbst hinein oder man verschüttet es selbst. Das Glück ist immer da, wie Goethe sagt, man muß es nur ergreifen lernen."

Ebenso leidenschaftlos und vornehm gleichgültig, vielleicht mit einem leisen Anflug von Bitterkeit äußert sich Graf Andrássy über die mancherlei Mängel, die ihm die zeitgenössischen Schriftsteller andichten.

„Man hat mich," erwähnte er einmal, „des Fehlers geziehen, daß ich nicht gerne lese und schreibe. Letzteres ist wahr. Ich schreibe nur, wenn es mir die Pflicht gebietet. So habe ich als Ministerpräsident von Ungarn sehr wenig, als Minister des Auswärtigen sehr viel geschrieben. Man hat aber auch gesagt, daß ich nicht lernte, daß ich oberflächlich sei, daß ich überhaupt nie viel arbeite. Zu diesem Urtheile wurden meine — ich darf es sagen — wenigen Feinde vielleicht dadurch veranlaßt, daß ich mir einige Extravaganzen zu Schulden kommen ließ. Als Ministerpräsident bin ich oft, wenn ich eine vollkommene Ermüdung meiner Kräfte herannahen fühlte, für drei Tage auf das Land geflohen, habe mich dort auf einen Heuschober gelegt und in apathischer Ruhe den ziehenden Wolken nachgeblickt. Meine Widersacher wissen aber nicht, daß es auch Zeiten gab, wo ich Tag für Tag, und zwar durch Wochen, schon 3 Uhr Morgens am Schreibtische saß, wo ich mich Nachts auf den kalten Steinboden warf, um für meine erregten Nerven, meinen schmerzenden Kopf nur eine Stunde Schlaf zu finden. Was meine Unkenntniß und Oberflächlichkeit betrifft, so findet diese Anschuldigung vielleicht darin ihre Berechtigung, daß ich nicht in das ganze kleine Räderwerk des bureaukratischen Mechanismus eingeweiht war. Ich weiß es heute noch nicht, auf welcher Seite des Papiers man einen ministeriellen Erlaß unterschreibt! Der

Grund liegt eben darin, daß ich nicht vom einfachen Concipisten nach aufwärts diente, sondern vom einfachen Landedelmann an die höchste Spitze der Regierungsgewalt trat. Es gibt eben verschiedene Schneider, solche die zuschneiden und solche die nähen. Das letztere habe ich nie verstanden."

Die Intimen Andrássy's, die einer solchen Rede zuhören und sich einfallen lassen, sie mit Lobeserhebungen zu begleiten, kennen schon den Einwurf, den der geistreiche Graf für sie zurückhält.

„Tadelt mich," ruft er ihnen zu, „ich bitte Euch, tadelt mich! Ihr wißt, wenn man mich lobt, so falle ich — vor mir selbst nämlich; nur wenn man mich tadelt, so steige ich. Ich sage mir dann: der Gyula hat doch nicht Alles schlecht gemacht!"

So ist Graf Julius Andrássy, liebenswürdig, geistreich und fast übertrieben aufrichtig. Seine Wahrheitsliebe, seine Worttreue sind in Ungarn sprichwörtlich; zu den Grundsätzen seines Lebens gehört die schöne, mit der landläufigen Anschauung wenig übereinstimmende Devise: „Versprechen ist schwer, halten ist leicht."

Seine Gattin ist eine geborene Comtessa Katinka Kendeffy, einst die erste Schönheit am Hofe Napoleon's III., die man gleich nach der Kaiserin Eugenie rangirte. Von seinen Kindern — Andrássy besitzt sogar schon einen Enkel — verdiente sein ältester Sohn, Theodor — jetzt Deputirter und in seinen politischen Gesinnungen rückhaltlos liberal — eine eingehende Würdigung. Graf Theodor wird mitunter im Nationalcasino von den übrigen jungen Cavalieren wegen seines übertriebenen Ernstes ein wenig geneckt. Er ist jedenfalls ein bedeutender Kopf und verspricht trotz dem Schatten, in den ihn der große Name seines Vaters heute noch stellt, sehr viel. Ein jüngerer Sohn widmet sich der diplomatischen Carrière. Comtesse Illona, die an den Raaber Obergespann, Grafen Batthyány, verheirathete Tochter, hat die Schönheit ihrer Mutter und die vornehme Gestalt ihres Vaters geerbt. Ihre Trauung ist Vielen unvergeßlich geblieben. Eine graziöse, schlanke Erscheinung, ein paar Augen, wie man sie sich ausdrucksvoller, klüger und heller nicht denken kann, ein schalkhafter Zug um den Mund charakterisirten diese Braut.

Womit Andrássy seine Stunden verkürzt, welchen Lieblingsbeschäftigungen er sich — außer der Jagd — noch hingibt, ist schwer anzugeben, weil Graf Andrássy keine Schablone in seinen Lebensgewohnheiten befolgt. Seine Intimen wechseln rasch nach den Umständen, d. h. er fesselt überall wo er sich befindet und gewinnt sich überall Freunde. Als Minister hat er Tausende glücklich gemacht, und viele Carrièren begründet. Einer der ergebensten Freunde des Hauses, der auch als ungarischer Dichter sich einen Namen gemacht hat, ist Hofrath Doczi, der jedes Jahr die Einsamkeit von Tóke-Terebes auf einige Zeit zu theilen kommt.

Wiewohl Andrássy durch solch talentvolle Persönlichkeiten stets in Beziehungen zur Presse gestanden, hat er doch während seines ganzen Lebens dieses mächtige Hilfsmittel der Popularität eher unter- als überschätzt. „Nach meiner, vielleicht unrichtigen, Ansicht," sagte er einmal, „können Zeitungen und contemporaine Schriften zwar großen Einfluß auf die momentane Beurtheilung eines Menschen oder eines Landes üben; auf das Urtheil der Geschichte jedoch, wie es einst lauten

wird, üben sie gar keinen Einfluß aus. Diese schreiben sich Einzelne ebenso wie Länder selbst — durch ihre Thaten, und ihr Urtheil wird mit seltenen Ausnahmen lauten, wie sie es verdienen. Fremdes Lob hat mir nie Vergnügen machen können, zu eigenem bin ich ganz und gar unfähig."

„Die sogenannten großen Männer" — äußerte er bei einer andern Gelegenheit — „gleichen in gewisser Hinsicht den hohen Gebirgen. Von Weitem erscheinen sie dunkelblau, in die Wolken ragend; in der Nähe betrachtet verschwinden oft die Illusionen. Denn man sieht alsdann, daß auch die höchsten Berge nichts Anderes sind als die übrigen — nämlich Erde, Felsen und Steingeröll."

Vielleicht aber ist der Umstand, daß man Andrássy bisher zu sehr in der Nähe gesehen hat, Schuld daran, daß man ihn nicht recht gesehen hat. Er hat es nie verstanden, sich den Aeußerlichkeiten seiner Rolle anzupassen, bald die Miene des Weisen, bald die des überbürdeten Denkers anzunehmen; er hat sich immer gegeben, wie er im Augenblicke war. Es trifft nur in den Nebendingen zu, wenn man ihn den neuen Alkibiades genannt hat. Das Lustre seiner fascinirenden Persönlichkeit hat vielfach dazu gedient, die großen und bleibenden Eigenschaften seines Wesens in ein falsches Licht zu setzen, wo nicht zu verdunkeln. „La joie de vivre" war Alles, was Andrássy die Welt sehen ließ; mit seinem innersten Selbst aber blieb er allein, wie alle stolzen Naturen, die verkannt sein wollen, weil sie Mitleid und Bewunderung gleichmäßig verschmähen. Wenn es aber wahr ist, daß alle Berge, die hohen wie die niedrigen zuletzt aus demselben Stoffe gemacht sind, so bleibt doch nicht minder wahr, daß man eine richtige Schätzung der Höhe nur durch den Vergleich und erst aus der Ferne gewinnt.

Man hat die Politik Tisza's schon häufig mit der Theiß, die specifisch ungarisch innerhalb der Grenzen Ungarns entspringt und endet, diejenige Andrássy's dagegen mit der Donau verglichen, die ein wesentlich ungarischer, aber auch ein gut österreichischer und in letzter Potenz ein europäischer Strom ist. Wohlan, wir halten das Gleichniß aufrecht. Wie die Donau über die Grenzen Ungarns hinausströmt und ihm die goldenen Schätze des Welthandels zuführt, wie sie seine materielle Kraft steigert, und zu friedlichen Eroberungszügen nach fremden Handelsplätzen hinleitet, so gab Andrássy's Politik nach Außen durch das Dreikaiserbündniß Ungarn den Frieden mit dem „schwarzen" und dem „weißen Czar", einen „Frieden, der zu Gemüthe geht und seine Wurzeln im Vertrauen, seine Krone in der Vereinbarung der wohlverstandenen und wohldefinirten Interessen hat[1])." Möge es Tisza gelingen, Ungarn den inneren Frieden zu geben, „aber auch einen Frieden, der zum Gemüthe geht und seine Wurzeln im Vertrauen, seine Krone in der Vereinbarung der wohlverstandenen und wohldefinirten Interessen hat," dann wird Ungarn gerüstet dastehen, wenn die süd- oder panslawische, wenn die dako-romanische Frage einst ihr „Gorgonenhaupt" erhebt. Das ist Tisza's Aufgabe, vor der er — wir hoffen es im Interesse seiner Nation, im Interesse Europa's und der großen Ideen des neunzehnten Jahrhunderts, die in Ungarn stets hochsinnige Förderung fanden — nicht zurückweichen wird.

[1]) Siehe Verdict der Thatsachen. Andrássy's eigene Worte.

Fritz Reuter's Universitäts- und Festungszeit.

Nach den Acten dargestellt

von

Paul Baillen.

Die Veröffentlichung der „Papiere des Studenten Reuter", die in einem kürzlich erschienenen Werke mitgetheilt werden, hat von Neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Leidensgeschichte des volksthümlichsten unter den neueren deutschen Dichtern gelenkt[1]). Indessen, so interessant jene Zeugnisse aus den Studienjahren Reuter's sind und so mannigfache Aufschlüsse sie gewähren: sie scheinen doch mehr geeignet, die neugierige Theilnahme der Leser zu reizen als zu befriedigen. Welche Stellung Fritz Reuter in der Burschenschaft hatte, wie er verhaftet und verhört wurde, aus welchen Gründen seine Verurtheilung erfolgte — alles das sind Fragen, die auch durch die neuesten Mittheilungen noch unbeantwortet gelassen werden.

Die folgenden Blätter erheben nicht den Anspruch, eine Geschichte der Studienzeit Reuter's, seines Processes oder gar seiner Festungshaft zu geben: aus echten und bisher unzugänglichen Quellen schöpfend, wollen sie in kurzen Zügen diejenigen Thatsachen in schlichter Prosa vergegenwärtigen, welche uns die „Festungstid" im Schmucke der Poesie und in der Verklärung eines unvergleichlichen Humors gezeigt hat. Den Freunden des Dichters — und welcher Deutsche wäre es nicht? — soll die kleine Skizze empfohlen sein; eine erschöpfende Darstellung möge dem einstigen Biographen Reuter's vorbehalten bleiben[2]).

I. Fritz Reuter und die Burschenschaft.

Michaelis 1831, nachdem er das Abiturienten-Examen glücklich bestanden[3]), bezog Fritz Reuter, mit einem Wechsel von 150 Thalern ausgerüstet, die Universität

[1]) Th. Gaedertz, Fritz Reuter-Reliquien. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1885.

[2]) Als Hauptquelle dienten die Papiere der Ministerial-Untersuchungs-Commission, besonders die „Acta, betreffend den Stud. jur. Heinrich Ludwig Friedrich Christian Reuter aus Staffenhagen, wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen". (Geh. Staats-Archiv.)

[3]) Das Entlassungszeugniß bei Gaedertz, S. 7.

Rostock, wo er mit Karl Krüger[1]) zusammen in der Lager-Straße wohnte. Er belegte Institutionen und juristische Encyklopädie, fand jedoch so wenig Geschmack an den Vorträgen, daß er in den Osterferien 1832 den Vater um die Erlaubniß bat, eine andere Universität besuchen zu dürfen. Sein Wunsch war auf Jena gerichtet, für das ihn wohl die Erzählungen des Amtshauptmanns Weber eingenommen hatten; der Vater willigte ein: es wurde beschlossen, daß er seine Studien in Jena fortsetzen solle.

Im Mai 1832 machte sich Fritz Reuter mit seinem Freunde Karl Krüger auf die Reise nach Jena. Ueber Berlin und Halle, wo Krüger zurück blieb, fuhr Reuter bis Naumburg, um den Rest des Weges von hier aus zu Fuß zurückzulegen. In Jena angekommen, fragte er einen ihm begegnenden Bürger, wo er wohl Studenten antreffen könne. Nach erhaltener Auskunft ging er nach dem Burgkeller und machte hier die Bekanntschaft eines Studenten, auf dessen Rath er sich in der „Karlei“[2]) bei Frau Schilling für 24 Thaler jährlich eine Wohnung von Stube und Kammer miethete. Auch Krüger, der einige Tage später in Jena anlangte, nahm in der Karlei Wohnung. Noch am Abend seiner Ankunft ging Reuter wieder nach dem Burgkeller. Hier sah er jetzt zum ersten Male Studenten mit Abzeichen an den Mützen; an den schwarz-roth-goldenen Farben erkannte er sie als Burschenschafter. Nach einigen Tagen — am 25. Mai — wurde er immatriculirt, wobei er sich durch Ehrenwort verpflichten mußte, keiner verbotenen Verbindung beizutreten, doch ohne daß ihm dieselben namhaft gemacht wurden. Er belegte die Vorlesungen über Institutionen bei Professor von Schröter, und besuchte übrigens häufig den Burgkeller, wo er von den Burschenschaftern, unter denen sich zahlreiche Mecklenburger befanden, freundlich aufgenommen wurde.

Nachdem er diesen Verkehr einige Wochen fortgesetzt hatte, ließ er sich in Folge der Aufforderung eines ältern Studenten als „Commentbursche“ in die Burschenschaft aufnehmen. In der Stube eines Mitglieds wurden mehrere „Füchse“ versammelt; man las ihnen den „Comment“, d. h. die Vorschriften über Ehrenwort, Duelle u. s. w. vor und verpflichtete sie durch Ehrenwort zur Haltung desselben und zum Stillschweigen über die Existenz der Burschenschaft. Reuter zahlte einen Thaler in die Casse der Verbindung und durfte dafür die Bibliothek, den Pauk-Apparat, das Lesezimmer und den Turnplatz benutzen; zugleich mußte er den Fechtboden besuchen und an den „Fuchskränzchen“ theilnehmen, in denen unter Leitung eines Vorstandsmitgliedes über den Ehrenpunkt und das Duell gründlich und weitläufig verhandelt wurde.

Fritz Reuter, der sich bei den Verhandlungen dieser Art nach seinem eigenen Geständniß nicht wenig langweilte, zeigte überhaupt wenig Sinn für das eigentliche Wesen der Burschenschaft. Nie benutzte er die Bibliothek derselben, in der hauptsächlich die Werke des jungen Deutschlands, Heine und Börne, vertreten waren, selten den Turnplatz; nur das Lesecabinet der Verbindung, in welchem

[1]) Karl David Christian Krüger, geboren zu Malchin am 28. November 1810.

[2]) In Jena pflegte man die Häuser nach den Besitzern „Karlei“, „Heldei“, „Eidamei“ u. s. w. zu nennen.

Wirth's „Tribüne", die Augsburger „Allgemeine Zeitung" und Blätter ähnlicher Tendenz gehalten wurden, hat er häufig besucht. Gleichwohl bat er nach einigen Monaten um Aufnahme als Mitglied der Verbindung, indem er seinen Namen in eine zu diesem Zweck im Lesecabinet ausliegende Tafel eintrug. Mit zwölf Anderen — unter ihnen auch Krüger — wurde er darauf am 13. Juli in die Versammlung der Burschen geladen; der Sprecher verpflichtete ihn mit salbungsvollen Worten auf die Zwecke und die Gesetze der Burschenschaft, die er nun erst kennen lernen sollte; Reuter gab sein Ehrenwort, empfing ein schwarz-roth-goldenes Band und wurde feierlich zum „Burschen" erklärt.

Es ist nöthig, daß wir hier einen Augenblick inne halten, um der Geschichte der Burschenschaft, in die Fritz Reuter auf diese Weise aufgenommen wurde und mit deren Schicksal das seinige verflochten ist, einige Worte zu widmen.

Die zuerst am 12. Juni 1815 in Jena gegründete und in Folge der Karlsbader Beschlüsse (1819) aufgelöste und verbotene Burschenschaft war bereits am 12. Juni 1827, hauptsächlich durch den Mecklenburger Besenthal, heimlich wieder ins Leben gerufen worden. Die neue Burschenschaft gab sich als Fortsetzung der alten, man nahm die frühere Constitution mit geringen Aenderungen wieder auf und trug die schwarz-roth-goldenen Farben. Die alten Reliquien, die in der ersten Burschenschaft eine Rolle gespielt hatten, wurden wieder hervorgeholt, nämlich eine Burschenfahne und ein altdeutsches Schwert, welches schon auf dem Wartburgfest verwandt sein sollte. Bei aller Nachahmung im Aeußeren war der Geist der neuen Burschenschaft gleichwohl ein anderer als der, welcher einst die ursprüngliche Burschenschaft belebt und erhoben hatte. Der sittliche Ernst und der fromme Sinn der Befreiungstage war ebenso verflogen, wie die vaterländische Begeisterung und der echte Freisinn der Jugend von 1815. Die gewaltsame Zurückdrängung aller zugleich vaterländischen und freisinnigen Bestrebungen, wie sie vom Bundestage ausging, und der Einfluß der neuemporkommenden Literatur des jungen Deutschland hatten auch auf den Universitäten dem vulgären und kosmopolitischen Liberalismus Raum geschaffen. Arndt und Fichte wurden verdrängt durch Heine und Börne, und neben der Erinnerung an Leipzig und Belle-Alliance feierte man die Julirevolution und den polnischen Aufstand. Dabei fehlte es der neuen Burschenschaft an der Einheit der Gesinnung, welche die alte Burschenschaft ausgezeichnet hatte; die Verschiedenheit der Ansichten über die größere oder geringere Betonung des politischen Princips führte bald zu heftigen Auseinandersetzungen, in Folge deren die Burschenschaft im November 1830 in Germanen und Arminen auseinanderging. Jene wollten schon auf der Universität für den Endzweck der Burschenschaft, die Herstellung eines freien und einigen Deutschlands, wirken, diese nur durch volksthümliche und wissenschaftliche Ausbildung die spätere politische Thätigkeit vorbereiten.

Nach dieser Trennung, die am 26. November 1830 vollzogen wurde, trat die „Germania" dem Verbande der deutschen Burschenschaften bei, der, kurz vorher von den süddeutschen Universitäten gegründet, allmälig sich auch über Norddeutschland verbreitet hatte. Als ihre Tendenz erkannte die allgemeine deutsche Burschenschaft an: „die Vorbereitung zur Herbeiführung eines freien, gerecht geordneten, volksthümlichen, durch Staatseinheit gesicherten Volkslebens im

deutschen Vaterlande"; dieser Zweck sollte durch sittliche, wissenschaftliche und volksthümliche Ausbildung erreicht werden. Noch schärfer trat die politische Tendenz der Burschenschaft hervor, als, im Herbst 1831, auf einem Burschentage in Frankfurt a. M. wesentlich unter dem Einfluß der präsidirenden Jenenser „Germania" das Wort „Vorbereitung" gestrichen und damit die Herstellung eines freien und einigen Deutschlands kurzweg als Zweck der Burschenschaft bezeichnet wurde. Ließ die Tendenz der Burschenschaft bis dahin noch eine doppelte Auffassung in dem Sinne zu, daß sie reformatorisch oder revolutionär erscheinen konnte, so erhielt bei den damals geltenden Gesetzen die Burschenschaft mit diesem Beschluß den Charakter einer revolutionären Verbindung, revolutionär in Bezug auf den deutschen Bund wie auf die einzelnen deutschen Staaten. Dazu kam noch, daß gleichzeitig für jeden Burschenschafter die Verpflichtung ausgesprochen wurde, sich an einem etwaigen Aufstande mit den Waffen zu betheiligen.

Wenn durch diese Beschlüsse des Frankfurter Burschentages in der allgemeinen deutschen Burschenschaft das germanische Princip praktischer Theilnahme an der politischen Bewegung über das arminische Princip der bloßen Vorbereitung dazu den Sieg davon getragen hatte, so kam es in Jena selbst noch einmal — wenn auch nur auf kurze Zeit — zu einer Aussöhnung und Verständigung zwischen den Germanen und Arminen. Bei einem Frühstück, welches Germanen und Arminen zusammen einigen durch Jena reisenden polnischen Flüchtlingen gaben, reichten sich auf Zureden eines Polen ein Germane und ein Armine die Hände, worauf die Verschmelzung der beiden Verbindungen beschlossen wurde. Von den Frühstückstischen weg strömten Polen und Studenten nach dem Markte, — die Polen geschmückt mit den schwarz-roth-goldenen Farben — dann nach der Rasenmühle und am nächsten Tage — es war der 26. Januar 1832 — wurde die vollzogene Vereinigung auf dem Markte feierlich verkündet. Als ihre Tendenz bezeichnete die neue vereinigte Burschenschaft die sittliche, wissenschaftliche, volksthümliche Ausbildung ihrer Mitglieder, um nach Kräften ein auf Gerechtigkeit und Freiheit gegründetes Volksleben im deutschen Vaterlande zu befördern. Wie man sieht, überwogen die gemäßigteren Principien der Arminen, welche die bei Weitem zahlreicheren waren, so daß die vereinigte Burschenschaft auch aus dem allgemeinen Verbande ausschied.

In der gemeinsamen Begeisterung für die Sache der Polen hatten die Germanen und die Arminen sich für kurze Zeit äußerlich verschmelzen können: innerlich blieb der Gegensatz zwischen den Entschiedenen und den Gemäßigten so wenig ausgeglichen, daß die früheren Germanen sich bald wieder zu einem „Extrakränzchen" absonderten, welches von dem Mecklenburger Frank, — er hieß wegen seines langen blonden Bartes „der deutsche Kaiser" — einem begabten und energischen jungen Manne, geleitet wurde. Die Spaltung, die schon hierin zum Ausdruck kam, sollte bald wieder zum offenen Bruche führen.

Es war am 13. Juli 1832; Fritz Reuter hatte eben sein feierliches Gelübde in die Hand des Sprechers abgelegt und das schwarz-roth-goldene Band empfangen, als Frank sich erhob und nach einigen Worten über den Zwiespalt innerhalb der Verbindung den Saal verließ und seine Gesinnungsgenossen ihm zu folgen aufforderte. Als Reuter bemerkte, daß seine Landsleute und näheren Bekannten

sich mit Frank zusammen entfernten, schloß auch er sich an und folgte der neuen Verbindung nach dem Fürstenkeller. Am nächsten Tage fand in Zwätzen eine Versammlung statt, in der sich die Ausgeschiedenen von Neuem als „Germania" constituirten und sogleich die Aufnahme in den allgemeinen Verband der deutschen Burschenschaften nachsuchten. In der Verfassung, welche von einer Commission entworfen und in allgemeinen Versammlungen besprochen und angenommen wurde, bestimmte man als Tendenz der Burschenschaft wieder die „Herbeiführung eines in Freiheit und Gerechtigkeit geordneten und durch Staatseinheit gesicherten Volkslebens in Deutschland". Ueberhaupt trat der politische Zweck der Burschenschaft allmälig mehr und mehr in den Vordergrund: es ist kein Zweifel, daß einzelne Mitglieder mit großen politischen Vereinen, dem Vaterlandsverein, dem Preßverein u. a. heimlich in Verbindung traten. Viele bekannten sich offen als Republikaner und fanden ihr Ideal in der Errichtung einer ganz Deutschland umfassenden Republik. Alle Mitglieder der „Germania" aber waren einig darin, daß Deutschland einiger und freier sein, und daß die Burschenschaft durch Wort und That, durch Verbreitung von Flugschriften und durch Anknüpfungen mit den „Philistern" dazu beitragen müsse. Es fehlte selbst nicht an Solchen, welche geradezu die Erregung einer Revolution empfahlen.

Unter allen Mitgliedern der „Germania" war Fritz Reuter ohne Frage Derjenige, der diesen politischen Tendenzen der Burschenschaft am fernsten stand. Nicht als ob er ohne politisches Interesse gewesen wäre: auch er schwärmte für ein freies und einiges Deutschland und betheiligte sich eifrig an den Festen zu Ehren der polnischen Insurgenten, für welche er die lebhafteste Theilnahme fühlte. Allein die verschwommene Unklarheit in den politischen Ideen der jugendlichen Wortführer der Verbindung widersprach seinem klaren und kernigen Geiste ebenso, wie ihn die weitschweifigen Erörterungen über die „Constitution" und die „praktisch-politische" Tendenz der „Germania" wenig interessirten. In den Versammlungen hat er nur ein einziges Mal das Wort ergriffen, als über die Aufnahme eines neuen Mitgliedes verhandelt wurde.

Die Burschenschaft, die Andere zu einem rein politischen Verein umzugestalten strebten, war für ihn nur eine Verbindung zu studentischen Vergnügungen. Ohne sich um die Politik mehr als um die Vorlesungen zu kümmern, lebte er im Verkehr mit seinen Landsleuten Karl Krüger, Schmidt aus Wismar und besonders mit Nauwerk, damals seinem besten Freunde, dem fröhlichen Genuß des freien Studentenlebens, wobei denn neben dem Fechten mit Stoßdegen freilich auch das Trinken fleißig und mit deutscher Gründlichkeit geübt wurde. In den Kreisen der Verbindung galt Fritz Reuter für einen angenehmen Gesellschafter dessen aufrichtige Herzensgüte anzog und dessen humorvolle Unterhaltung bereits damals bemerkt und gerühmt wurde; man fand, daß er seine übrigen Landsleute an Intelligenz übertreffe, wenn er auch wie sie eine gewisse Derbheit der Sitten zeigte; dagegen vermißte man an ihm allen Sinn für das „Höhere", alle Theilnahme für Zwecke und Ziele, die über studentische Vergnügungen und den Genuß des Augenblicks hinausgingen[1]). Diesem Verhältniß

[1]) Nach den Aussagen seiner Commilitonen Frank, Schramm u. A. in der gerichtlichen Untersuchung.

entsprach es, daß Fritz Reuter in der Verbindung niemals ein Amt bekleidet und überhaupt nie irgend eine Rolle gespielt hat.

Nur einmal hat auch Fritz Reuter an einem Unternehmen theilgenommen, das nicht ohne einen gewissen politischen Hintergrund war.

In den Michaelisferien wurde zwischen einigen Altenburgern und Mitgliedern der „Germania" eine Zusammenkunft in Köstritz verabredet, bei der sich die Freunde der deutschen Bewegung näher kennen lernen wollten. Reuter, der die Ferien in Jena verlebte, schloß sich bereitwillig an, da ihm das Ganze nur wie eine Art studentischer „Spritzfahrt" erschien. Gegen Abend des 15. September trafen die Jenenser in Köstritz ein; bald kamen auch die Altenburger, unter ihnen Robert Spazier und Dr. Richter aus Roda. Man fand sich im Saale eines Gasthauses zusammen, trank, sang und feierte die deutschen und polnischen Freiheitskämpfer; doch ging es im Ganzen etwas steif her und eine allgemeine Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen. Am nächsten Morgen besuchte Fritz Reuter mit einigen Anderen den Bierkeller der fürstlich reußischen Brauerei, dann machte er sich zeitig auf, um zu Fuß nach Jena zurückzukehren. An politischen Gesprächen oder Verabredungen hat er sich nicht betheiligt.

Bald darauf, zu Anfang des Wintersemesters, verletzte sich Fritz Reuter am Fuß, so daß er weder die Vorlesungen noch die Versammlungen der Verbindung besuchen konnte. Kaum war er selbst genesen, als sein Freund und Landsmann Haupt, der mit ihm in demselben Hause wohnte, an einem Nervenfieber schwer erkrankte. Fritz Reuter leistete ihm Gesellschaft und pflegte ihn und entfremdete sich darüber immer mehr dem Verbindungsleben. Schon dachte er daran, ganz aus der Verbindung auszutreten, als die „Germania" von einer Katastrophe betroffen wurde, in die nun auch Fritz Reuter noch verwickelt wurde.

II. Der Ausgang der Burschenschaft.

Im Herbst 1832 waren die aus Heidelberg relegirten Studenten von der Hude aus Lübeck und Schmidt aus Wolfenbüttel[1]) nach Jena gekommen, zwei begabte junge Männer von entschieden politischer Richtung, die bald in der „Germania" bestimmenden Einfluß erlangten und selbst Frank für einige Zeit in den Hintergrund drängten. Von der Hude fand, daß der politische Geist in der Verbindung völlig verflacht sei, und setzte deshalb durch, daß zur Erweckung und Belebung des politischen Sinnes eine neue Kränzchenordnung eingeführt und zur Pflege der Verbindung mit den Burschenschaften der anderen Universitäten ein besonderer Ausschuß mit weitgehenden Befugnissen eingesetzt werde. Die Kränzchenordnung, das eigenartigste Erzeugniß der politischen Bestrebungen der Burschenschaft, regelte den Gang der politischen Ausbildung des Studenten in der Weise, daß er im ersten Semester als „Fuchs" mit dem Wesen der Burschenschaft bekannt gemacht werden sollte, um dann allmälig fortschreitend in den letzten Semestern in die Geheimnisse der „Staatsökonomie, Politik und Diplomatik" eingeweiht zu werden. In der That wurde diese Schule für die künftigen Staatsmänner Deutschlands ins Leben gerufen, und Fritz Reuter selbst hat an

[1]) Gegenwärtig Mitglied der Regentschaft in Braunschweig.

einem solchen Kränzchen theilgenommen, in welchem auf seinen Antrag statt der von dem Kränzchenführer vorgeschlagenen Flugschrift von Wirth einzelne Abschnitte aus Schmidt's „Deutschem Staatsrecht" verlesen und besprochen wurden. In anderen Kränzchen wurden, wenn wir recht berichtet sind, Schriften Rotteck's den Besprechungen zu Grunde gelegt und die Frage nach der besten Verfassung für Deutschland gründlichst erörtert.

Es hatte einen Augenblick den Anschein, als ob die energische Thätigkeit von der Hude's und Schmidt's die Burschenschaft zu neuem Leben erwecken würde. Die „Germania" entwickelte die regste Thätigkeit: Kränzchen wurden gehalten, neben dem Vorstande tagte der engere Ausschuß, in allgemeinen Versammlungen berieth man über Statutenänderungen. Es war das letzte Aufflackern vor dem Verlöschen: schon im Januar 1833 traten Ereignisse ein, welche dem Treiben der „Germania" ein rasches und verderbliches Ende bereiteten.

Noch im December 1832 hatte die „Germania" von der geschäftsführenden Burschenschaft Tübingen die Einladung erhalten, den zu Weihnachten in Stuttgart stattfindenden Burschentag zu beschicken. Die Einladung traf jedoch zu spät ein, als daß Jena seine Vertreter — Frank und Schramm — rechtzeitig hätte abschicken können. Im Januar des nächsten Jahres kam jedoch der Student Müller, der als Vertreter von Kiel in Stuttgart gewesen war, auf seiner Rückreise durch Jena und ließ eine Versammlung der Burschenschaft zur Bekanntgebung der Beschlüsse des Burschentages zusammenberufen. Aus einem Notizbuch — er hatte es unterwegs einmal in einem Gasthaus vergessen und mußte einen Theil der Reise zurückmachen, um den kostbaren Schatz nicht in profane Hände fallen zu lassen — verlas er der erstaunten Versammlung den in Stuttgart gefaßten Beschluß, nach welchem die Burschenschaften ihre praktisch-politische Tendenz künftig auf revolutionärem Wege zu verwirklichen suchen sollten. Wie man sieht, war der Stuttgarter Burschentag über den Frankfurter noch einen Schritt hinausgegangen: wurde damals nur die Theilnahme an einem etwa ausbrechenden Aufstand empfohlen, so wurde jetzt geradezu die Erregung einer Revolution ins Auge gefaßt. Als nun in der Versammlung der „Germania" über diesen und ähnliche Beschlüsse des Burschentages abgestimmt werden sollte, widersprach Frank mit dem Hinweis darauf, daß die Beschlüsse des Burschentages für die „Germania" wie für jede andere zum Verbande gehörende Burschenschaft ohnehin bindend seien. Frank's Ansicht drang durch: die Abstimmung unterblieb, aber ein großer Theil der Mitglieder bezeugte laut seine Unzufriedenheit.

Die durch diese Vorgänge entstandene Erregung wurde noch durch studentische Ausschreitungen gesteigert, die, bereits um Weihnachten begonnen, eben in diesen Tagen ihren Höhepunkt erreichten. Pedelle wurden geprügelt, wobei sich von der Hude und Schmidt besonders hervorthaten, die Fenster der Professoren und Universitätsrichter zerschlagen, die über die Straßen gezogenen Laternen zerschnitten und zertrümmert, und schließlich kam es in der Nacht vom 20. zum 21. Januar zwischen Germanen und Arminen zu einer Schlägerei, bei der ein Student tödtlich verwundet wurde. Am 23. Januar 1833 rückte endlich Militär in Jena ein und machte den Unruhen, zugleich aber auch der „Germania" ein

Ende: einige ihrer Führer wurden relegirt, andere verhaftet und nach Eisenach abgeführt. Im Ganzen erfolgten etwa sechzig Ausweisungen, wobei denn auch Reuter, schuldig oder unschuldig, mit betroffen wurde.

Fritz Reuter war durch Zufall in der Versammlung, in der die Beschlüsse des Stuttgarter Burschentages mitgetheilt und besprochen wurden, nicht zugegen gewesen; was er darüber erfuhr, in Verbindung mit den allgemeinen Unruhen in Jena, an denen einige Germanen theilgenommen hatten, veranlaßte ihn, den schon vorher gehegten Gedanken zu verwirklichen und aus der Verbindung auszuscheiden. Am 22. Januar 1833 wurde er mit mehreren Anderen, darunter sein Freund Nauwerk, des Ehrenwortes entbunden. Die Ausgetretenen pflegten Abends im „Halbmond" vor dem Lobedaer Thore gesellig zusammenzutreffen, während die Trümmer der „Germania", welche die Farben der Verbindung ablegten, noch von Frank in der Form eines politischen Clubs zusammengehalten wurden. Es fehlte dabei nicht an Reibungen zwischen den Ausgetretenen und den Anhängern Frank's. Reuter selbst kam einmal in Streit mit dem Studenten Jäger: er forderte ihn auf 12 Gänge Parisiennes und verwundete ihn bei dem dritten Gang durch einen Stich unter den rechten Arm. Ein andermal wurde Reuter als Zeuge bei einem Duell verhaftet und in der Mitte von Soldaten zur Wache gebracht, jedoch auf Ehrenwort wieder freigegeben. Die Vorlesungen besuchte er längst nicht mehr; dagegen beschäftigte er sich damals fleißig mit der Porzellanmalerei, in der ihn der Maler Schirmer unterrichtete. Die erbetene Entlassung von der Universität wurde ihm unter dem 19. Februar anstandslos ertheilt, da er bis dahin nur wegen Singens auf der Straße mit Geldbußen bestraft war; erst später, nachdem er längst wieder in der Heimath verweilte, erhielt er die Nachricht, daß er noch nachträglich aus Jena polizeilich ausgewiesen sei[1]).

Nach seiner Entfernung aus Jena, welches er gleich nach Empfang des Abgangszeugnisses verließ, blieb Reuter einige Zeit in Kamburg, einem kleinen meiningenschen Städtchen an der Saale, wo er bei dem Rathskellerwirth Frische still und ruhig lebte. Hier besuchten ihn auch seine Freunde Nauwerk und Krüger. Er selbst reiste einmal nach Leipzig, um sich nach den Verhältnissen auf der dortigen Universität zu erkundigen. Am liebsten hätte er seine Studien in München fortgesetzt; aber der Vater verweigerte dazu seine Erlaubniß und drängte ihn, nach Hause zurückzukehren. Dennoch dauerte es bis in den Mai 1833, ehe Fritz Reuter, der einen Theil des Weges über Halle zu Fuß zurücklegte, wieder in Stavenhagen ankam.

Was nun? Von allen Entschlüssen, die gefaßt werden konnten, wählte man den unglücklichsten: es wurde abgemacht, daß Fritz Reuter zu Anfang des Wintersemesters in Berlin weiter studiren sollte. Verhängnißvoller Beschluß! Eben in denselben Tagen, wo Reuter sich nach Berlin aufmachte, ließ die preußische Regierung die ersten Jenenser Germanen verhaften.

---

[1]) Damit erklärt sich der Widerspruch zwischen dem von Gaedertz mitgetheilten guten Abgangszeugniß Reuter's und den Angaben Glagau's (S. 40).

III. In der Untersuchungshaft.

Wie man weiß, war es das unglückliche Frankfurter Attentat (3. April 1833), an dem auch frühere Mitglieder der Jenenser „Germania" betheiligt waren, welches im Jahre 1833 eine neue „Demagogen-Verfolgung" über Deutschland herbeiführte. In Frankfurt a. M. wurde eine Bundes-Central-Behörde eingesetzt, um die Leitung der Untersuchung in Deutschland einheitlich zusammenzufassen. In Berlin wurde dem Kammergericht die Untersuchung und Aburtheilung der politischen Verbrecher übertragen, zugleich aber zur Vermittlung zwischen Bundes-Central-Behörde und Kammergericht aus den Ministern des Innern und der Justiz (Brenn, Kamptz und Mühler) unter Zuziehung Anderer eine Ministerialcommission gebildet (6. Juli), welche zugleich als oberste Instanz über die Einleitung der Untersuchungen zu entscheiden hatte. Die Seele der Commission war Tzschoppe, ein höchst fähiger und unterrichteter Beamter, der aber mit dem finstern Eifer eines Fanatikers die Demagogenverfolgung betrieb. Sein Fleiß und seine Ausdauer dabei waren grenzenlos: man kann die tausend Actenbände der Ministerialcommission nicht durchblättern, ohne fast auf jeder Seite den Zügen seiner Hand zu begegnen. Der gemäßigtste von allen war Kamptz, einer der beiden Justizminister: er vertrat immer die mildeste Auffassung, besaß aber wenig Einfluß[1]). Die eigentliche Führung der criminalgerichtlichen Untersuchung erhielt auf Vorschlag des Justizministers Mühler der bisherige Criminalrichter in Querfurt Dambach, dem Fritz Reuter, wir wagen nicht zu entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht, einen so bösen Namen gemacht hat.

Nachdem man schon im Laufe des Sommers zugleich von Frankfurt a. M. aus und durch Vermittlung des Regierungspräsidenten in Erfurt die ersten Angaben über die „Germania" in Jena und deren Mitglieder erhalten hatte (wobei auch Reuter's Name bereits genannt wurde), beschloß die Ministerialcommission in ihrer Sitzung vom 14. September 1833, dem Verbindungswesen auf den Universitäten ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Demgemäß wurden sogleich Verhaftsbefehle ausgegeben: am 2. October wurde von früheren Mitgliedern der „Germania" Weiß in Berlin, fünf Tage später Schramm in Gleiwitz verhaftet. Weiß zeigte sich bei den Verhören zurückhaltend; Schramm, den man an seine Pflichten als einstiger Prediger des Wortes Gottes erinnerte, gab ein umfassendes Geständniß und machte ausführliche Mittheilungen über die Tendenzen der „Germania" wie über den Charakter ihrer Mitglieder.

Ohne Ahnung hiervon war Fritz Reuter am 8. October in Berlin angekommen; er hörte jedoch bald von den geschehenen Verhaftungen und reiste deshalb nach Leipzig weiter, um sich auf dieser Universität immatriculiren zu lassen. Als ehemaliger Jenenser zurückgewiesen, schrieb er seinem Vater, daß er zunächst nach Hause zurückkehren und dann in Kiel weiter studiren wolle. Am 27. October war er wieder in Berlin, wo er sich einige Tage bei befreundeten Studenten

[1]) Die Acten beweisen, wie ich hier ausdrücklich zu bemerken mich verpflichtet fühle, daß die landläufigen Urtheile über Kamptz noch in wesentlichen Punkten unzutreffend sind. Eine richtigere Auffassung dieses mit Unrecht viel gescholtenen Mannes findet sich allein in Schön's „Denkwürdigkeiten".

aufhielt, um mit dem am 31. October früh von Berlin abgehenden Omnibus nach Strelitz zu reisen. Am 30. October Abends besuchte er in Gesellschaft seiner Freunde noch einige Gasthäuser und folgte dann — denn bei den Studenten hielt er sich mit Recht nicht mehr für sicher — einem jungen Mädchen, das er in einer Restauration kennen gelernt hatte. In deren Wohnung — Schützenstraße Nr. 23 — ist Fritz Reuter am 31. October in aller Frühe verhaftet worden[1]).

Schon am 2. November, nachdem Schramm ihn recognoscirt hatte, begann in der Stadtvogtei das polizeiliche Verhör, das einen Monat hindurch mit kurzen Unterbrechungen fortgesetzt wurde. Rückhaltlos und mit aller Ausführlichkeit berichtete Reuter seine eigenen Schicksale in der Burschenschaft „Germania" und was ihm von dem Verbindungsleben sonst bekannt geworden war; auch die Namen seiner Commilitonen, die er Anfangs zu nennen verweigerte, hat er schließlich angegeben. Nachdrücklich verwahrte er sich gegen die Anklage, einer geheimen Verbindung angehört zu haben, indem er auf das offene Tragen der Verbindungsfarben hinwies. Er leugnete nicht geradezu, daß einzelne Mitglieder der „Germania" auch politische Zwecke verfolgt und daß die Burschenschaften im Allgemeinen eine freie Gestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland, etwa in der Form von Repräsentativ-Verfassungen, gewünscht hätten; aber er für seine Person habe sich von aller Politik fern gehalten und sei nur den studentischen Vergnügungen nachgegangen. Er sei der Burschenschaft beigetreten, in der er „ordentliche" Studenten mit wissenschaftlichen Zwecken kennen gelernt habe, während er bei den Landsmannschaften nur Rohheiten bemerkt hätte. Wenn ihm der Anschluß gerade an die entschiedeneren Germanen im Gegensatz zu den gemäßigten Arminen zum Vorwurf gemacht wurde, so stellte Reuter einen Unterschied zwischen den beiden Burschenschaften in Abrede und wollte die am 13. Juli 1832 erfolgte Spaltung nur auf persönliche Zwistigkeiten einzelner Mitglieder zurückführen. Als Tendenz der „Germania" bezeichnete er die wissenschaftliche, volksthümliche und sittliche Ausbildung der Mitglieder. Uebrigens gab er zu, sich in diesen Punkten irren zu können: er habe die „Constitution" der „Germania" nie gelesen und da er nie ein Amt bekleidet, auch keine Veranlassung gehabt, dieselbe näher kennen zu lernen. Von der Verbindung mit den Burschenschaften anderer Universitäten, oder mit dem Preß- und Vaterlandsverein erklärte er vollends nicht das Mindeste zu wissen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Angaben Fritz Reuter's über die „Germania", subjectiv völlig richtig, objectiv der Wahrheit nicht entsprachen und darum der untersuchenden Behörde verdächtig erscheinen mußten. Es war vergeblich, daß Reuter wiederholt versicherte, die volle Wahrheit zu sagen, und daß er als mildernde Umstände seine geringe Theilnahme an dem Treiben der Verbindung und seinen freiwilligen Austritt für sich geltend machte: man glaubte nicht recht an seine Unkenntniß von den politischen Tendenzen der „Germania", über die man durch

[1]) Ueber diese Verhaftung lag dem Verfasser der Bericht der Polizei vor, die schon seit einigen Tagen auf Reuter aufmerksam geworden war.

die Aussagen Schramm's und Anderer völlig unterrichtet war, und behandelte ihn mit Mißtrauen.

Am 4. December wurde die polizeiliche Untersuchung geschlossen; Reuter durfte seinen Vater sehen, der nach Berlin gekommen war, um die Freilassung seines Sohnes gegen Caution zu betreiben, und mochte sich wohl Hoffnung auf Auslieferung machen. Allein die Ministerial-Commission, der die Verhörs-Protokolle vorgelegt wurden, beschloß am 11. December die gerichtliche Untersuchung gegen Fritz Reuter zu eröffnen; sie überwies ihn dem Kammergericht und lehnte zugleich das Gesuch des Vaters ab (28. December).

So begann denn in der Hausvogtei, wohin Reuter am 1. Januar übergeführt wurde, unter Dambach's oberster Leitung, die Qual der Verhöre von Neuem. Man sagte ihm geradezu, daß er in seinen bisherigen Aussagen mit der Wahrheit zurückzuhalten scheine, und forderte ihn auf, seine Kenntniß von der praktisch-politischen Tendenz der „Germania", von der Verbindung mit anderen politischen Vereinen und von den Beschlüssen des Stuttgarter Burschentages offen einzugestehen. Reuter seinerseits blieb dabei, daß er bereits vor der Polizei Alles, was er wisse, gesagt habe. Er behauptete, daß der Zweck der „Germania" nur die Herstellung einer Art geistiger Einheit gewesen sei, die man durch Verbreitung einer gleichmäßigen volksthümlichen Ausbildung habe erreichen wollen: in dieser Anschauung sei er mit seinen näheren Bekannten — Krüger, Nauwerk und anderen Mecklenburgern — einig gewesen. Dieser Zweck möge in der letzten Constitution modificirt worden sein; er habe aber auf diese Dinge überhaupt nicht geachtet. Von dem Vaterlands- und dem Preßverein sei ihm überall nichts bekannt. Bei diesen Aussagen blieb er trotz der schärfsten Vorhaltungen, an denen man es nicht fehlen ließ.

Auch bei einer Confrontation mit Schramm und Weiß, die in Folge seines anscheinenden Leugnens am 24. Januar 1834 stattfand, verharrte Reuter dabei, von der „praktisch-politischen" Tendenz der „Germania" nichts wissen zu wollen, und forderte Schramm auf, ihm zu bezeugen, daß er ein sehr lässiges Verbindungsmitglied gewesen sei und in Jena nur seinen Vergnügungen gelebt habe. Schramm gab das zu, meinte aber, jeder Germane hätte den „praktisch-politischen" Zweck der „Germania" kennen müssen, und erklärte die Unkenntniß Reuter's für unbegreiflich. Auch Weiß sagte ihm ins Gesicht, daß er an den Verhandlungen über die Constitution ebenso wie an den Abstimmungen über den Zweck theilgenommen habe.

Damit schloß vorläufig die Vernehmung Reuter's. Er blieb in der Hausvogtei, wo sein Verhalten, wenn wir den Angaben Dambach's trauen dürfen, nicht selten zu Tadel und selbst zu Disciplinarstrafen Anlaß gab[1]). Der Antrag seiner Regierung, ihn nach Mecklenburg auszuliefern, wurde abgelehnt.

[1]) Dambach hat damals eine Schilderung Reuter's entworfen, mehr eine Schmähung als eine Charakteristik. Es heißt darin: ... „Reuter ist an und für sich gutmüthig, aber leicht zum Zorn gereizt, und dann einem Thier ähnlich. Gelernt scheint er fast nichts zu haben und der couleur perdue anzugehören. Deshalb hat er sein Studium aufgegeben und will Maler und Mathematiker werden. ... Gefährlich scheint er nicht als Anhänger staatsverderblicher Lehren, sondern als Taugenichts."

Bei der überaus großen Anzahl von Studirenden, die allmälig zur Untersuchung gezogen wurden, verging der Sommer des Jahres 1834, ohne daß über das Schicksal Reuter's eine vorläufige Entscheidung getroffen wurde. Erst nachdem die Aussagen der übrigen Mitglieder der „Germania", die in Preußen, Weimar und Mecklenburg verhaftet waren, vollständig vorlagen, am 11. September 1834, wurde vom Kammergericht das Schlußverhör Reuter's vorgenommen. Allen Vorhaltungen gegenüber blieb Reuter auch diesmal dabei, daß er die auf Herbeiführung eines freien und einigen Deutschlands gerichtete praktisch-politische Tendenz nicht als Zweck der „Germania" angesehen habe und die revolutionären Beschlüsse des letzten Burschentages nur vom Hörensagen kenne. Ein anstößiges Lied, „Fürsten zum Land hinaus," voll grober Schmähungen gegen alle deutschen Fürsten, das damals auf den Universitäten umlief, habe er nur seiner ansprechenden Melodie wegen und nur theilweise gesungen. „Ich habe," so schloß er seine Vertheidigung, „bei meiner Theilnahme an der Verbindung keine strafbare Handlung beabsichtigt, bin vielmehr sogleich ausgetreten, als ich erkannte, daß die Verbindung eine tadelnswerthe Richtung nahm. Ich habe nur mein Studentenleben möglichst genießen wollen, und es werden mir alle bezeugen, daß ich mich für die Tendenz der Verbindung, so weit sie aus dem Kreise des Universitätslebens lag, durchaus nicht interessirt habe."

Am 15. September fand unter Zuziehung des für Reuter bestellten Vertheidigers, des Justizraths Kunowski, die Schlußverhandlung statt. Nach Verlesung des Protokolls über die letzte Vernehmung, welches Reuter nochmals als richtig anerkannte, stellte der Vertheidiger den formellen Antrag, Reuter „zur weiteren Verfügung und Bestrafung der großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Regierung auszuliefern." Reuter sei Ausländer, habe sein Vergehen im Auslande begangen, und wenn es auch mit gegen Preußen gerichtet sei, so sei es doch bei dem Conat geblieben und Reuter habe keine Verpflichtung gehabt, die preußischen Gesetze über geheime Verbindungen zu kennen. Das Kammergericht, so scheint es, wäre an sich nicht abgeneigt gewesen, diesem Antrage Folge zu geben; allein der Justizminister Mühler war anderer Ansicht. Auf Grund eines Beschlusses der Ministerial-Commission entschied er am 3. October 1834, daß die Auslieferung nicht statthaben könne. Als Mitglied der „Germania" habe sich Reuter auch eines Verbrechens gegen den preußischen Staat schuldig gemacht, und da er in Preußen ergriffen sei, so unterliege es keinem Bedenken, ihn in Preußen zur Untersuchung und Bestrafung zu ziehen.

Damit war das Schicksal Fritz Reuter's entschieden: auf Verfügung des Kammergerichts wurde er im November 1834 zur vorläufigen Haft nach Silberberg abgeführt. Die Untersuchungshaft war zu Ende: die Festungshaft begann.

IV. Auf der Festung.

Während Fritz Reuter in Silberberg saß und sein Urtheil ungeduldig erwartete, ging in Berlin die Untersuchung gegen die studentischen Verbindungen ihren Gang fort, bei der Menge der Angeklagten langsam und schwerfällig. Erst unter dem 4. August 1836 erfolgte endlich das Erkenntniß des Kammer-

gerichts[1]), im Ganzen gegen 204 Angeklagte, von denen nur drei vorläufig freigesprochen und fünf mit Strafe verschont wurden, während man sich gegen vier andere die Festsetzung der Strafe noch vorbehielt. Unter den 192 Verurtheilten war auch Fritz Reuter, der „wegen seiner Theilnahme an der hochverrätherischen burschenschaftlichen Verbindung in Jena und wegen Majestätsbeleidigung mit der Confiscation seines Vermögens bestraft und mit dem Beile vom Leben zum Tode gebracht" werden sollte. In den Motiven wurde ausgeführt, daß Reuter in einigen Punkten vermuthlich mit der Wahrheit zurückhalte; weder könne ihm die eigentliche Tendenz der „Germania" unbekannt geblieben sein, noch sei es wahrscheinlich, daß er von dem Liede „Fürsten zum Land hinaus" gerade die gegen den König von Preußen gerichtete Strophe nicht gesungen habe. Jedenfalls sei er ein Mitglied der „Germania" gewesen, die auch nach seinem eigenen Geständniß „als Mittel zur Erreichung des Verbindungszweckes Theilnahme an einer Revolution" ansah. Uebrigens erkannte man an, „daß der Inquisit nichts gethan habe, was unmittelbar und zunächst den gewaltsamen Umsturz des preußischen Staats bezweckt hätte."

Wir haben hier nicht zu erörtern, inwieweit das Erkenntniß vom 4. August 1836 juristisch begründet war oder nicht: gewiß ist, daß das Kammergericht selbst sogleich eine Milderung der dem Buchstaben des Gesetzes vielleicht entsprechenden Strafe in Anregung brachte. In einem das Urtheil begleitenden Berichte an den Justizminister machte das Kammergericht darauf aufmerksam, daß die Verurtheilten, junge Leute ohne festen Willen und Charakter, und verleitet durch die Sorglosigkeit der akademischen Behörden, die objective Gefährlichkeit ihres Verbrechens schwerlich geahnt hätten und deshalb der allerhöchsten Gnade wohl zu empfehlen seien. Auch die Ministerial-Commission trat dieser Anschauung in einem besonderen Gutachten bei, indem sie zugleich die Fahrlässigkeit und Pflichtwidrigkeit der akademischen Behörden in scharfer Weise tadelte; sie beantragte jedoch das Erkenntniß richtig zu publiciren und dann die Begnadigungsgesuche der Einzelnen abzuwarten; nur den zum Tode Verurtheilten sollte mit der Bekanntmachung ihres Urtheils zugleich die Verwandlung ihrer Strafe in lebenslängliche Festungshaft mitgetheilt werden; man besorgte nämlich, daß andernfalls einige besonders Verstockte, wie das in Schweden kürzlich geschehen war, vielleicht die Anrufung der königlichen Gnade verweigern und die Vollstreckung der Todesstrafe verlangen könnten. Eine von Stägemann entworfene und vom 11. December 1836 datirte allerhöchste Cabinetsordre entsprach diesen Anträgen, mit der Milderung jedoch, daß die lebenslängliche Festungshaft in eine dreißigjährige verwandelt wurde.

Erst am 28. Januar 1837 wurde Fritz Reuter von diesem Urtheil und zugleich von der Milderung der Strafe in Kenntniß gesetzt, indem ihm zugleich das Rechtsmittel weiterer Vertheidigung anheimgestellt wurde. Reuter meldete die Berufung an, behielt sich jedoch vor, nach Einsicht der Gründe des Urtheils,

[1]) Das mir vorliegende Exemplar des Erkenntnisses umfaßt elf geschriebene Foliobände von starkem Umfang.

um deren schriftliche Mittheilung er bat, sich ausschließlich an die Gnade des Königs zu wenden.

Inzwischen hatte sich der Gesundheitszustand Fritz Reuter's auf der Festung derart verschlechtert, daß seine Entfernung von Silberberg nothwendig wurde. Außer chronischen Unterleibsbeschwerden, die wiederholt seine Aufnahme in das Lazareth veranlaßten, litt er unter der Einwirkung der feuchten Luft an einer Entzündung des linken Auges, die vom Arzte als Vorbote des schwarzen Staares angesehen wurde. Man brachte ihn deshalb im Februar 1837 von Silberberg nach Glogau, und da hier keine Räumlichkeit für ihn ermittelt werden konnte, gleich darauf nach Magdeburg, wo er mit Grashof zusammentraf[1]). Hier erhielt er unter dem 11. Mai 1837 die gewünschte Mittheilung der Urtheilsgründe, worauf er dem Rechtsmittel weiterer Vertheidigung entsagte und sich entschloß, die Gnade des Königs anzurufen.

Schon mehrere Monate vorher, noch vor Bekanntgebung des Urtheils, hatte der Bürgermeister Reuter wiederholte Schritte gethan, um eine Milderung des harten Schicksales seines Sohnes zu erwirken. In einer Eingabe an den Großherzog von Mecklenburg, in der er alle mildernden Umstände für seinen Sohn geltend machte und dessen geistige und körperliche Schädigung durch die Festungshaft ergreifend schildert[2]), bat er um Beschleunigung der Publicirung des kammergerichtlichen Urtheils und um Auslieferung seines Sohnes zur Verbüßung der etwaigen Strafe in der mecklenburgischen Landesfestung Dömitz. Das Gesuch wurde von der mecklenburgischen Regierung nach Berlin übermittelt und von Kamptz, der den Bürgermeister persönlich kannte, empfohlen; allein die Ministerial-Commission entschied, daß man vor näherem Eingehen erst abwarten müsse, ob Reuter sich an die Gnade des Königs wenden oder das Rechtsmittel weiterer Vertheidigung ergreifen werde. Auch ein zweites Gesuch, welches der Bürgermeister nach Publicirung des Urtheils einreichte und die mecklenburgische Regierung warm befürwortete, wurde, trotz erneuter Empfehlung von Kamptz[3]), aus demselben Grunde von der Ministerial-Commission zurückgewiesen, wobei Tzschoppe boshaft genug war, dem preußischen Ministerium die von Dambach verfaßte Charakteristik Reuter's zur Uebermittelung an die mecklenburgische Regierung zur Verfügung zu stellen (13. April 1837).

Nunmehr wandte sich der Bürgermeister unmittelbar an König Friedrich Wilhelm III. „Um Gnade bittend für seinen einzigen Sohn," schrieb er, „nähert sich jetzt den Stufen Ew. Majestät Thron der mehr als 60jährige Vater seines einzigen, früher zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Sohnes, der aus

---

[1]) Franz Dominicus Hermann Grashof, geb. zu Brilon am 22. Juni 1809.

[2]) Eingabe vom 9. December 1836: „Mein Sohn überläßt sich, nachdem er seine Gesundheit bereits eingebüßt, bei einem weniger festen Charakter, bei seiner mehr als gewöhnlichen Einbildungskraft und bei dem Gefühl erlittenen Unrechts der Verzweiflung, die sich in den Schreiben desselben, sowie seine Vernichtung an Leib und Seele so erschütternd für mich und für jeden Menschenfreund ausspricht."

[3]) Er schrieb: „Der Vater und der Sohn sind mir näher bekannt, beide als sehr achtbare Menschen, der Sohn — der einzige Sohn — ist sehr kränklich und würde ich daher dem Gesuche willfahren."

Leichtsinn und im jugendlichen 21jährigen Alter der Verführung unterlag, der einer verbrecherischen Verbindung als einfaches Mitglied beitrat, sie aber nicht hervorrief, nie Sprecher, nie Vorstand derselben war und nie dieselbe beförderte, die Verbindung aber freiwillig und unaufgefordert wieder aufgab und zu besseren Entschlüssen durch sich selbst gelangte, dann aber durch Zufall den Gesetzen eines Staats verfiel, deren Strenge er nicht kannte, nicht kennen konnte und gegen den er nie direct gehandelt hat .... Gram und Sorgen um meinen einzigen Sohn haben meine letzten Lebenskräfte dahin genommen ...." Er bat, seinen Sohn zu begnadigen oder ihn behufs Abbüßung der Strafzeit dem Großherzog von Mecklenburg zur Disposition zu stellen (27. Mai 1837).

Diese Eingabe des Bürgermeisters wurde ebenso wie ein Gnadengesuch Fritz Reuters[1]), der sich durch den Commandanten von Magdeburg, Grafen Hacke, seine gute Führung noch besonders hatte bezeugen lassen, der Ministerial-Commission zur Begutachtung überwiesen, während sich zugleich auch die mecklenburgische Regierung von Neuem für Fritz Reuter verwandte. Gleichwohl dauerte es bis zum 11. August, ehe das von Strampf verfaßte Gutachten der Commission fertig gestellt wurde. Es war nicht eben wohlwollend für Reuter, dessen Lebenswandel scharf gerügt wurde; doch erkannte man an, daß die „Germania" für Verwirklichung „ihres hochverrätherischen Zweckes überhaupt wenig und zu dessen unmittelbarer Herbeiführung nichts gethan habe", und daß Reuter insbesondere auch deshalb ein milderes Urtheil beanspruchen dürfe, weil er die Unterthanentreue nicht verletzt habe. Die Commission empfahl deshalb schließlich, ihn unter Aufhebung der Vermögens-Confiscation zu achtjähriger Festungshaft zu begnadigen, sprach sich aber entschieden gegen eine Auslieferung aus, „die einem Erlaß der gegen ihn zu vollstreckenden Strafe gleichkommen werde".

Diesen Vorschlägen gemäß verfügte der König[2]), und am 6. October 1837 wurde Reuter in Magdeburg amtlich benachrichtigt, daß seine dreißigjährige Festungshaft in eine achtjährige verwandelt sei. In derselben Zeit — um die Mitte October — geschah auch in Folge einer Weisung aus Berlin die von Reuter in der Festungszeit erwähnte Untersuchung des Gefängnisses in Magdeburg, welches sich als so gesundheitswidrig herausstellte, daß namentlich auf Betreiben von Kamptz die Fortschaffung der in Magdeburg in Haft Gehaltenen verfügt wurde. Bei dem Mangel geeigneter Räumlichkeiten unterblieb jedoch vorläufig die Ausführung dieses Befehles. Erst im März 1838 wurde Fritz Reuter, dem Graf Hacke von Neuem sein lobenswerthes Betragen bezeugte (25. Februar), mit seinem Freunde, dem Auscultator Albert Schultze[3]) („Captein"), nach Graudenz übergeführt.

---

[1]) Gedruckt u. a. bei Glagau S. 74.

[2]) Cabinetsordre vom 10. September. Reuter erwähnt diesen Umstand nicht, um den humoristischen Scenen der Festungszeit den tragischen Hintergrund einer dreißigjährigen Haft nicht zu entziehen. Aber auch den Biographen ist die Thatsache der Begnadigung entgangen, wiewohl sie durch einige Angaben in den Briefen Reuter's darauf hätten geführt werden können. (Vergl. das Schreiben an Königk. S. W. 1, 89.)

[3]) Friedrich Wilhelm Albert Schultze, geboren am 4. September 1808 zu Berlin, wie Reuter am 4. August 1836 zum Tode verurtheilt.

In Graudenz traf Fritz Reuter einen alten Bekannten aus Jena, den Candidaten der Theologie Carl Schramm, der zu Reuter's Zeit in der „Germania" eine bedeutende Rolle gespielt hatte. In der Untersuchungshaft hatte er, wie oben erwähnt, als einstiger Prediger des Wortes Gottes sich verpflichtet gefühlt, ein offenes und umfassendes Bekenntniß abzulegen, und dadurch manchen seiner früheren Commilitonen schwer belastet; in Graudenz ging es ihm wohl und er hatte sich in aller Form mit einer jungen Dame, Ida B., verlobt[1]). Mit ihm verkehrte Fritz Reuter wenig; desto mehr mit den alten Leidensgefährten aus Magdeburg, die allmälig gleichfalls in Graudenz ankamen: „Don Juan" und „der Erzbischof", später „Copernicus" und endlich der „Franzos", der einige Zeit in der Berliner Charité zurückgeblieben war[2]). Man kennt die humorvollen Schilderungen, die Fritz Reuter in der „Festungszeit" von dem fröhlichen Treiben dieses Kreises entworfen hat. Was die Acten darüber verrathen, ist nicht immer so erfreulich. Einige der Gefangenen — vermögend war wohl nur „Don Juan" — waren aus Geldmangel in einer Nothlage, welcher der menschenfreundliche und überaus wohlwollende Commandant von Toll nicht abhelfen konnte. Es fehlte ihnen an Heizungsmaterial und selbst an den nothwendigen Kleidungsstücken, wegen deren Beschaffung denn immer erst in Berlin bei der Ministerial-Commission angefragt werden mußte, die sich nicht immer sehr willfährig erwies. Fritz Reuter selbst, sonst gesund und kraftvoll, litt bei der in den Kasematten herrschenden Kälte, wie in Silberberg, an Nervenschwäche des linken Auges.

So verging das Jahr 1838. Vergebens hatte Fritz Reuter ein neues Gnadengesuch an König Friedrich Wilhelm III. gerichtet, und in Rücksicht auf seine reuevolle Besserung und seine gute Führung um die Entlassung von der Festung gebeten, deren dunkle und feuchte Kasematten sein Augenlicht zu zerstören drohten; vergebens verwandte sich auf ausdrücklichen Befehl des Großherzogs der mecklenburgische Gesandte in Berlin für Reuter, indem er noch besonders darauf hinwies, daß die wegen hochverrätherischer Umtriebe bestraften Mecklenburger bereits wieder tüchtige und ruhige Staatsbürger geworden seien. Die Ministerial-Commission, in deren Händen die Entscheidung lag, blieb unerbittlich; sie meinte, Reuter sei ohnehin mehr begünstigt als die anderen Verurtheilten, die nur zu zehn Jahren begnadigt waren, und hielt an dem Rechte Preußens fest, Reuter zu bestrafen.

Die strenge Behandlung Reuter's hatte in seiner Heimath längst um so größeres Aufsehen erregt, als Mecklenburg selbst seine Hochverräther mit solcher

---

[1]) In den Acten der Ministerial-Commission ist noch das Schreiben vorhanden, in welchem der Commandant von Graudenz diese Verlobung anzeigt.

[2]) Mit diesen Namen werden bezeichnet: der Buchhändler Cornelius aus Stralsund, Schriftsetzer Witte aus Landsberg a. d. Warthe, der Auscultator Vogler aus Cönnern und der stud. jur. Guitienne aus Niedaltorf. Fritz Reuter selbst führte seit der Schulzeit den Spitznamen „Charles XII." Auf die Frage eines Lehrers, wie weit er im Französischen sei, hatte er einst erwidert: er habe schon Charles XII. gelesen. Als er dann einige einfache Fragen nicht zu beantworten wußte, meinte der Lehrer, das sei doch erstaunlich bei Jemand, der bereits Charles XII. gelesen habe.

Milde bestraft hatte. War doch u. A. Reuter's Freund Nauwerk zur großen Entrüstung der Frankfurter Bundes-Central-Commission nur zu achtwöchentlicher Haft verurtheilt worden. Nachdem alle anderen Wege erschöpft waren, entschloß man sich nun, wie schon von vornherein in Aussicht genommen war, die Sache unmittelbar an den König zu bringen. Großherzog Paul Friedrich selbst wandte sich an seinen Schwiegervater Friedrich Wilhelm mit der Bitte, dem Gesuche des Vaters, der ein durch Diensteifer und ehrenwerthe Gesinnung ausgezeichneter Mann sei, zu willfahren und den Sohn nach Mecklenburg auszuliefern. Er verhehlte nicht, daß er selbst sich lebhaft dafür interessire; nur unter dem Einfluß des Vaters könne der Sohn noch ein nützlicher Staatsbürger werden[1]).

Dieser persönlichen Verwendung des Großherzogs für sein Landeskind gelang endlich, was Minister und Gesandte bisher vergeblich versucht hatten. König Friedrich Wilhelm erklärte sich bereit, auf den Wunsch seines Schwiegersohnes einzugehen, verlangte jedoch über die näheren Bedingungen der Auslieferung das Gutachten der Ministerial-Commission zu hören. Nicht ohne ein gewisses Bedauern ließ die Commission jetzt ihren Widerspruch gegen die Auslieferung Reuter's fallen; sie empfahl jedoch, gegen die Ansicht von Kamptz, daß der König sich das Begnadigungsrecht vorbehalte und daß der Commandant von Dömitz allmonatlich über Reuter Bericht erstatte. Außerdem sollte ihm die Rückkehr nach Preußen bei einer Zuchthausstrafe von zwei Jahren verboten werden. Diesen Anträgen entsprechend entschied der König: am 2. Mai wurde die Auslieferung Reuter's nach Dömitz verfügt und im Juni 1839 vollzogen.

Unsere Erzählung neigt zu Ende: die Acten, die über Reuter's Leben von 1832 bis 1839 so viel zu erzählen wissen, verstummen allmälig. Wir erfahren nur noch aus den Berichten, die der Commandant von Bülow halbjährlich nach Berlin erstattete, — dies hatte der König statt den von der Commission vorgeschlagenen monatlichen Berichten für genügend erklärt, — daß Reuter sich in Dömitz ruhig und ordentlich führte; nur einmal gerieth er in einem Gasthause der Stadt in Zank, so daß der Commandant ihn wieder mehr auf die Festung einschränkte. Endlich, nachdem er länger als ein Jahr in Dömitz in Haft gewesen, schlug auch für ihn die Stunde der Befreiung. Auf die erste Nachricht von dem Amnestiedecret, welches Friedrich Wilhelm IV. unter dem 10. August 1840 erlassen hatte, verfügte die mecklenburgische Regierung ohne Weiteres die Freilassung Reuter's (25. August).

Als Tzschoppe, der seine Feder so oft gegen Reuter eingesetzt hatte, sich endlich zu einem Gutachten über die Freilassung Reuter's verstand (6. September) und dem mecklenburgischen Staats-Ministerium eröffnete, daß Preußen auf die Fortdauer der Haft Reuter's keinen Werth lege (8. September), befand sich Fritz Reuter bereits in Freiheit.

---

[1]) Schreiben des Großherzogs Paul Friedrich an König Friedrich Wilhelm III. vom 16. Februar 1839 in den Acten des Geh. Civil-Cabinets.

Alexander Koschelew's Denkwürdigkeiten.

Von 1812 bis 1882.

II.

Der glücklichste und gedeihlichste Abschnitt in der wechselvollen Regierungsgeschichte Kaiser Alexander's II. von Rußland war derjenige der Vorbereitung und ersten Ausführung des Gesetzes über die Aufhebung der Leibeigenschaft (19. Februar / 2. März 1861). „Die Freunde sind gewiß, schön die Versprechen, Und unser Anfang günst'ger Hoffnung voll", konnte es während dieser Periode russischen Werdens und russischer Dankbarkeit über dieses Werden heißen, die zwei Menschenalter lang gehegte Wünsche der Besten des Landes zur Erfüllung brachte und für die Anfängerin einer Zeit galt, wie die große Monarchie des Ostens sie während ihres tausendjährigen Bestandes noch nicht erlebt hatte.

Die Jahre 1857 bis 1862 bezeichneten zugleich den Höhepunkt in dem Leben unseres bei der Thronbesteigung Alexander's II. fünfzigjährigen Memoirenschreibers. Sein Bestes hat er als Mitarbeiter an dem Emancipationswerk gethan, das seine erste Liebe gewesen war, und auf welches er noch als Greis mit unverhohlener, wenngleich von gemischten Empfindungen begleiteter Wärme zurückblickt. Bezeugt wird das durch die Ausführlichkeit seiner auf diese Materie bezüglichen Mittheilungen und durch die Unermüdlichkeit, mit welcher er zu derselben immer wieder zurückkehrt.

Es ist bekannt, daß Kaiser Alexander II. von warmer Pietät gegen das Andenken seines Vaters erfüllt war und daß er derselben namentlich dadurch Ausdruck gab, daß er während der ersten Jahre seiner Regierung die Hauptvertreter des alten, dem seinigen entgegengesetzten Systems an seiner Seite behielt. Dieselben Orlow, Panin, Dolgorukow u. s. w., die während der vorigen Regierung als Gegner jeder freieren Regung und jedes reformatorischen Anlaufs bekannt gewesen waren, sollten die vornehmsten Gehilfen des Emancipationswerkes werden, das der neue Monarch als Vermächtniß seines Vaters behandelt wissen wollte. Daß sich das nicht ausführen ließ, wurde von jedem neuen Tage der Jahre 1857 bis 1861, und am deutlichsten durch die Vorgänge bezeichnet, welche die Anfänge der Arbeit an dem Emancipationswerk begleiteten. Der erste entscheidende Schritt

war am 20. November 1857 durch ein Rescript gethan worden, in welchem der Kaiser dem Generalgouverneur der littauischen Provinzen Nasimow seine Befriedigung über die von den Adelsvertretern des genannten Verwaltungsbezirks gemachten Emancipationsvorschläge aussprach. Dieses Rescript sollte zur Kenntniß aller Gouverneure und Adelsmarschälle des Reichs versendet werden, stieß indessen auf den entschiedenen Widerspruch des Grafen Orlow, der den Kaiser von diesem „ersten Schritt zur Revolution" zurückzuhalten versuchte, und sich nach einem längeren mit dem Monarchen geführten Gespräch eines Erfolges rühmen zu können glaubte. Alexander II. bewies in dieser Angelegenheit indessen eine Festigkeit und Entschlossenheit, die ihm die höchste Ehre machte. Unmittelbar nachdem Orlow das kaiserliche Cabinet verlassen und seinem Gesinnungsgenossen, dem älteren Adlerberg, die tröstende Versicherung abgegeben hatte, „Er ist erschüttert — das Rescript wird nicht versendet werden," erhielt der Minister des Innern, Lanskoi, den Befehl, das wichtige Actenstück vervielfältigen und ungesäumt in alle Provinzialstädte versenden zu lassen. — Es darf gleich hier bemerkt werden, daß der Kaiser (obgleich er Orlow zum ersten Vorsitzenden des sog. Haupt-Comités machte) während des gesammten Verlaufs der Emancipationsangelegenheit dieselbe Unerschütterlichkeit bewies, daß er im entscheidenden Augenblick stets auf die Seite der Reformfreunde trat und daß er die Annahme des in der Folge zum Gesetze gewordenen Elaborates gegen den Widerspruch von nicht weniger als sechs Ministern im Reichsrathe durchsetzte, — diese Männer aber nichtsdestoweniger in ihren Aemtern beließ.

Mit der Veröffentlichung des Rescripts vom 20. Novbr. 1857 war der Rubicon überschritten und die Aufhebung der Leibeigenschaft zu einer russischen Nationalangelegenheit gemacht worden, an welcher alle Schichten der Gesellschaft Theil nehmen zu müssen glaubten. Bereits zu Anfang des Jahres 1858 gingen der Regierung von den verschiedensten Seiten Vorschläge über die der großen Reform zu Grunde zu legenden Principien, Betrachtungen über die in andern Ländern gemachten Erfahrungen u. s. w. in großer Anzahl zu und war von nichts als der Emancipation die Rede. Auch Koschelew glaubte, mit Hand anlegen zu müssen. Gleichzeitig mit seinen Freunden Juri Samarin und Fürst Tscherkasski arbeitete er einen dem Kaiser übergebenen Entwurf aus, der den Loskauf des gesammten im bäuerlichen Besitz befindlichen Grund und Bodens vorschlug, diese Operation innerhalb einer zwölfjährigen Frist in vollständige Ausführung gebracht und den Gutsbesitzern behufs Abschlusses freiwilliger Vereinbarung mit ihren Bauern eine dreijährige Frist gestellt sehen wollte; das Maximum des zu zahlenden Preises sollte von der Regierung bestimmt, nach Ablauf der dreijährigen Frist aber ein durch Regierungsbeamte vermittelter Zwangsverkauf Platz greifen. Dieser Vorschlag wurde dem Haupt-Comité, später der Redactions-Commission zur Prüfung überwiesen und erregte wegen seines Radicalismus in der Moskau-Petersburger Gesellschaft ein gewisses Aufsehen — bis er durch andere sehr viel radicalere Projecte überboten und in den Hintergrund gedrängt wurde.

Zu Anfang des Jahres 1858 erhielten sämmtliche russische Provinzial-Adelsverbände den Befehl, Deputirte zu erwählen, die die große Angelegenheit gemein-

sam mit von der Regierung ernannten Vertrauensmännern in Local-Comités berathen sollten. Koschelew, der im Verein mit Samarin und Tscherkasski eine durch emancipatorischen Eifer glänzende Zeitschrift „Ländliche Wohlfahrt" herauszugeben begonnen hatte, wußte, daß für ihn und seine Freunde an eine Wahl nicht zu denken sei. Um nicht von aller Theilnahme an der Sache ausgeschlossen zu sein, ließ er sich zum Regierungs-Delegirten für das Rjäsansche Gouvernements-Comité ernennen (Tscherkasski und Samarin traten in gleicher Eigenschaft dem Tulaer Gouvernements-Comité zu), wo er alsbald der Mehrheit seiner Standesgenossen in leidenschaftlichem, mit höchster persönlicher Erbitterung geführtem Kampfe gegenüberstand. Zu verschiedenen Malen wurden Versuche gemacht, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, und einmal hing der Erfolg derselben an einem Haar. Tscherkasski hatte sich in einem Artikel des von ihm und Koschelew gemeinsam herausgegebenen Journals für vorläufige Beibehaltung der Körperstrafe ausgesprochen, und dadurch heftige Angriffe der Petersburger Radicalen gegen sich und seinen Freund heraufbeschworen. Als Iwan Aksakow zur Abwehr derselben geltend machte, daß es thöricht sei, „zwei Männer anzugreifen, welche eben jetzt schwere Kämpfe gegen Eigennutz und Unbildung zu bestehen hätten", erklärte die Mehrheit der Mitglieder des Rjäsan'schen Comités, daß sie die Entfernung Koschelew's verlangten, um für die ihnen zugefügte Beleidigung Genugthuung zu erhalten. Dieser nahm den ihm angebotenen Kampf begierig auf; er reiste nach St. Petersburg, trug dem Minister des Innern, Lanskoi, und dem Präses der Redactions-Commission, Grafen Rostowzow, den Fall vor, und der letztere erließ ein fulminantes Rescript, welches Koschelew's Gegnern einen Verweis ertheilte und alle in seiner Abwesenheit gefaßten Beschlüsse für ungültig erklärte. Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang, an eine Verständigung aber war so wenig zu denken, daß bei Schluß der Session drei verschiedene Entwürfe vorlagen. Koschelew, der mit seinen liberalen Vorschlägen in der Minderheit geblieben war, eilte abermals nach St. Petersburg, wo seine vornehmen Verbindungen ihm zu einem ausführlichen Gespräch mit dem Grafen Rostowzow verhalfen, den er so vollständig auf seine Seite zu ziehen wußte, daß derselbe ihn einlud, im Verein mit Samarin und Tscherkasski dem Redactions-Comité, d. h. der zur Zeit wichtigsten Centralstelle für Entscheidung der auf das Emancipationsgesetz bezüglichen Fragen beizutreten. Dankend nahm er an, zu seiner schmerzlichen Enttäuschung aber wurden wohl seine beiden Freunde, nicht aber er selbst, eingeladen: der hochconservative Justizminister, Graf Panin, hatte gemeint, „daß es an zwei Slawophilenführern genug sei", und die Streichung des ihm und seinen Gesinnungsgenossen besonders mißfälligen Namens Koschelew durchgesetzt.

Tief verstimmt nahm der gekränkte Mann einen Paß, der ihn auf mehrere Monate ins Ausland führte. Von Karlsbad, wo er die Kur brauchte, ging er nach Prag, um im Kreise der Hanka, Schaffarik, Schumowski und Erben die „Zukunft des Slawenthums", bez. der panslawistischen Idee zu erörtern und dabei die Entdeckung zu machen, daß es (den einzigen Hanka ausgenommen) in dem czechischen Prag keine russisch-, sondern nur czechisch-gesinnte Czechen gebe; — von Prag reiste Koschelew nach Wien, wo er die nähere Bekanntschaft des eifrigsten russisch-panslawistischen Agitators neuerer Zeit, des vielgenannten Ge-

landtschaftspriesters M. Th. Rajewski, machte. Von Wien ging er weiter in die Schweiz. In Domo d'Ossola machte Koschelew die Bekanntschaft Cavour's, der zum Besuche anwesend war, die Huldigungen des vornehmen Fremden aus Nordosten dankbar entgegennahm, sich bei Gelegenheit eines spätern Zusammentreffens auf der Reise nach Genf die Bedeutung des „Mir" (der in ungetheiltem Besitze des Gemeinde-Landterritoriums lebenden russischen Landgemeinde) erläutern ließ, und die (in der Folge oft citirte) Aeußerung that, er sehe in diesem Institut eine Schutzwehr gegen die socialen Gefahren der Zukunft, wie kein anderes Land sie besitze und zu welcher man Rußland Glück wünschen könne. — Koschelew versichert, die Bedeutung der russischen Landgemeinde sei von Cavour vollständiger verstanden worden, als von irgend einem ihm bekannt gewordenen Ausländer, — den Entdecker dieses „Urphänomens" der russischen Staats- und Gesellschaftsentwicklung, Herrn von Haxthausen, nicht ausgenommen. Von Genf nahm der Reisende seinen Weg über Paris nach Brüssel, um Herrn von Poggenpohl, den Redacteur des „Nord", kennen zu lernen und (höchst charakteristischer Weise) vor allzu eifriger Parteinahme für die Slawophilen zu warnen, — in Ostende, wo er das Bad brauchen wollte, traf er mit der Großfürstin Helene zusammen. Trotz der freundschaftlichen Aufnahme, die er bei der liebenswürdigen Fürstin fand, brach Koschelew seinen Aufenthalt in Ostende indessen schon nach wenigen Tagen ab; er war eingeladen worden, gemeinsam mit den Vertretern zahlreicher anderer provinzieller Comités als Mitglied des Rjäsan'schen Local-Comités nach Petersburg zu kommen, um vor der Redactions-Commission seine auf die Emancipationsangelegenheit bezüglichen Vorschläge zu erläutern und sich über die Ausführung der von dieser Centralstelle gefaßten Beschlüsse zu äußern. Gleichzeitig erfuhr er, daß die Commission weit über die von ihm gemachten Vorschläge hinausgegangen sei und im Begriff stehe, den Bauer-Gemeinden ein außerordentlich weitgehendes Maß von Selbstbestimmung zuzugestehen und der bureaukratischen Neigung zum „Reglementiren" die Zügel schießen zu lassen. Am 20. August (1857) reiste Koschelew ab, um in der russischen Residenz so zeitig einzutreffen, daß er an den eben begonnenen Berathungen und Kämpfen Theil nehmen konnte.

Auf den Standpunkt näher einzugehen, den Koschelew in der russischen Agrarfrage einnahm, müssen wir uns versagen. Es bedürfte der ausführlichen Erörterung eines der complicirtesten und für Westeuropa schwierigsten Gesetze der neueren Zeit und der Wiedergabe des Hauptinhalts der zahlreichen Schriften, welche unser Memoirenschreiber diesem Gegenstande gewidmet hat, um seine Grundanschauung und die im Lauf der Zeit eingetretenen Modificationen derselben verständlich zu machen[1]). Seiner Auffassung gemäß sollten die Bauern in den Stand gesetzt werden, binnen möglichst kurzer Frist in das volle Eigenthum eines für ihre auskömmliche Existenz zureichenden Theils an Grund und Boden zu treten, — das ökonomische Interesse des Adels sollte dabei aber möglichst geschont, jedes unnütze Opfer vermieden und mindestens für den Anfang

[1]) Deutsch ist nur ein Abschnitt aus Koschelew's im Jahre 1869 erschienener Schrift: „Eine Stimme aus der Landschaft" erschienen.

auf eine gutsherrliche Beaufsichtigung der bäuerlichen Gemeindeverwaltungen hingewirkt werden, denen seiner Meinung nach jeder Beruf und jede Fähigkeit zu selbständiger Ordnung ihrer Angelegenheiten abging. Die mit der Regelung der Sache betrauten Regierungsorgane nahmen einen vielfach abweichenden Standpunkt ein. Alsbald nachdem er in Petersburg angelangt war, erfuhr Koschelew, daß die Redactions-Commission Beschlüsse gefaßt habe, welche die gegenwärtigen Leistungen der Bauern zum Maßstabe des Schätzungswerthes der abzulösenden Ländereien machen und daß von jeder speciellen Taxation derselben abgesehen werden solle. Weiter war beschlossen worden, daß bei der Feststellung der Größe des bäuerlichen Areals nicht die Verhältnisse der einzelnen Provinzen, sondern allgemeine Maximal- und Minimalnormen zu Grunde gelegt und daß den Großgrundbesitzern in Zukunft jeder Einfluß auf die bäuerlichen Gemeindeverwaltungen genommen werden sollte. Um dem unvermeidlichen Widerspruch der Adelsrepräsentanten zuvorzukommen, hatten Graf Rostowzow und der Staatssecretär Miljutin eine „Instruction" für die zu wählenden Vertreter der Local-Comités entworfen, welche eine wirkliche Discussion der seitens der einzelnen Provinzial-Comités ausgearbeiteten Entwürfe ausschloß. Der Form wegen sollten diese Entwürfe dem sogenannten Haupt-Comité überwiesen werden, die eingeladenen Deputirten der Redactions-Commission indessen gegenüber nichts weiter zu thun haben, als „Rathschläge über die locale Ausführung" der von dieser gefaßten Beschlüsse zu ertheilen. Samarin und Fürst Tscherkasski, die der Redactions-Commission angehört hatten, nahmen wesentlich den Standpunkt derselben ein und beschworen Koschelew, sich im Interesse möglichster Beschleunigung des großen Werkes zufrieden zu geben und von jeder Opposition gegen das einmal vorhandene Elaborat der Commission abzusehen. Dazu ließ der energische Mann sich indessen nicht bestimmen. Ohne Zögern trat er mit seinen Gegnern, den conservativen Deputirten Graf Schuwalow, Ofrosimow u. s. w. in Berathung, um zunächst einen Versuch zur Erweiterung der den Vertretern der Local-Comités eingeräumten Rechte anzustellen und durchzusetzen, daß die Vorschläge derselben innerhalb der Redactions-Commission materiell geprüft, d. h. daß die Grundsätze der Ablösung nicht bureaukratisch festgestellt, sondern unter Mitwirkung von Repräsentanten des meistbetheiligten Standes nochmals discutirt würden. Dieses Unternehmen scheiterte so vollständig, daß Koschelew es nicht einmal erreichen konnte, von dem Präses der Commission, Rostowzow, empfangen zu werden. Im Bunde mit dem einflußreichen Staatssecretär N. Miljutin, der bereits damals als entschiedener Gegner des Adels bekannt war und Koschelew's Einwendungen gegen das Elaborat der Commission für ein bloßes Pamphlet erklärt hatte, setzte Rostowzow durch, daß der Kaiser persönlich für den von der Redactions-Commission festgesetzten Modus der Berathung eintrat und daß dadurch jeder weitere Widerspruch und jede eingehendere Erörterung der Gegenvorschläge der Provinzialvertreter moralisch unmöglich gemacht wurden[1]). Für diesen Mißerfolg und für die heftigen ihm von

[1]) Die Mitglieder des Local-Comités nahmen in zwei Serien an den Berathungen der Redactions-Commission Theil. Koschelew hatte der ersten Serie angehört; auch von der zweiten Serie wurde ein vergeblicher Versuch zur Erweiterung der Befugnisse der Deputirten angestellt.

Seiten Samarin's, Tscherkasski's und der übrigen radicalen Bauernfreunde gemachten Vorwürfe vermochte die Zustimmung, die Koschelew bei der Großfürstin Helene, Chomjäkow und Constantin Aksakow fand, begreiflicher Weise keinen ausreichenden Ersatz zu bieten. Tief verstimmt kehrte er im November (1859) nach Moskau zurück, wo er eine Broschüre „Die Deputirten und die Redactions-Commission" schrieb, die in Leipzig gedruckt und verlegt wurde, an der öffentlichen Meinung übrigens spurlos vorüber ging.

Die vorstehend berührte Episode in dem Leben Koschelew's ist für seine politische Richtung und den Gegensatz seiner Anschauungen und derjenigen der übrigen einflußreicheren Slawophilenführer außerordentlich bezeichnend. Als einziger Praktiker innerhalb dieser Partei dem wirklichen Volksleben fernstehender Schwärmer für das von der europäischen Bildungskrankheit unberührt gebliebene Bauernthum, sagte er mit richtigem Instincte voraus, daß die auf das Selbstverwaltungstalent und die wirthschaftlichen Qualitäten des russischen Bauern gesetzten Hoffnungen Fiasco machen würden und daß die dem Großgrundbesitz von den falschen Bauernfreunden zugefügte Schädigung für das gesammte Reich von verhängnißvollen Folgen begleitet sein werde. Es mag ununtersucht bleiben, ob diese Folgen unter den einmal gegebenen Umständen überhaupt zu vermeiden gewesen wären und ob Koschelew's specielle Vorschläge dieselben abzuwenden vermocht hätten, — rücksichtlich des der bäuerlichen Selbstverwaltung vorausgesagten Mißerfolges und der Verschlechterung der wirthschaftlichen Lage der bäuerlichen Bevölkerung hat er (bedauerlicher Weise) vollständiger Recht behalten, als von ihm selber angenommen worden sein mag. Belege dafür finden sich in Koschelew's eigenen späteren Schriften (namentlich der Brochüre „Stimme aus der Landschaft") und in der gesammten neueren russischen Literatur so zahlreich vor, daß einfach auf diese exemplificirt werden kann. — Einen zweiten, nicht minder markanten Zug bildet die Entschiedenheit, mit welcher er eine Betheiligung der Vertreter des Adels an den Beschlußfassungen über das Emancipationsgesetz und den mit diesem zusammenhängenden legislativen Maßnahmen befürwortete. Ungleich der Mehrzahl seiner Parteigenossen hatte Koschelew bei aller Bestimmtheit seiner liberalen Anschauungen und seiner Abneigung gegen das altväterische Landjunkerthum eine mit Vorliebe für ständische Gliederungen gepaarte Abneigung gegen die bureaukratische Allgewalt, wie sie sonst nur bei den entschiedensten russischen Conservativen gefunden zu werden pflegt. Er nahm dadurch eine Mittelstellung zwischen den Parteien ein, die als Hauptgrund dafür angesehen werden kann, daß er trotz unbestrittenen persönlichen Ansehens und entschiedener Beliebtheit bei den Führern der nationalen Bewegung der sechziger Jahre sowie trotz wesentlicher Zustimmung zu den Zielen derselben zu einer eigentlich maßgebenden Stellung nicht zu gelangen vermochte.

Koschelew's Arbeitslust und steter Bereitschaft zur Uebernahme ehrenamtlicher Stellungen geschah durch die im Jahre 1859 gemachte Erfahrung übrigens kein Eintrag. Kaum ein Jahr nach der Niederlage, die er bei seinem letzten Aufenthalt in St. Petersburg erfahren, brach er abermals in die Newa-Residenz auf[1]),

[1]) Der Vollständigkeit wegen muß bemerkt werden, daß Koschelew's Freunde Chomjäkow und Constantin Aksakow, der Hauptbegründer der Slawophilenpartei, im Herbst 1860 starben. Iwan

um einer Aufforderung des Finanzministers Knäschewitsch zur Theilnahme an den Berathungen über Umgestaltung der Branntweinbesteuerung Folge zu leisten. Der vieljährige Pächter des Branntweinregals im Gouvernement Rjäsan, der die demoralisirende Wirkung dieses Systems genauer als sonst Jemand kannte, hatte bereits zehn Jahre zuvor dem damaligen Minister Wrontschenko eine Denkschrift überreicht, in welcher er darauf hinwies, daß die Verpachtung des Regals finanziell unvortheilhaft und politisch verderblich sei, weil sie Polizei und Verwaltungsbeamten zu Gehilfen und Pensionären der Pächter entwürdige und an der Verbreitung der Völlerei interessire. Jetzt erlebte er die Genugthuung, seinen Gedanken verwirklicht und seinen Vorschlägen gemäß eine Fabrikationssteuer eingeführt zu sehen, deren Beträge alle Voraussberechnungen übertrafen. Innerhalb der Commission schloß der eifrige Nationale und theoretische Gegner der Deutschen sich besonders eng an den Vertreter der baltischen Branntweinbrenner, Heinrich von Hagemeister; desto ungünstiger beurtheilt der sonst so milde Kritiker einen anderen der Commission angehörigen Deutschen, den späteren Finanzminister von Reutern, dem getraut zu haben Koschelew für einen schweren Irrthum ansieht und von dem er in den gereiztesten und wegwerfendsten Ausdrücken spricht; ebenso kommt der Director des Departements der indirecten Steuern, J. Grot, (später Mitglied des Reichsraths-Departements für ökonomische Angelegenheiten) ziemlich schlecht weg: „ein gescheidter, lieber und wohlmeinender Mensch, dem aber alle Fähigkeit und alle Kenntniß finanzieller Dinge fehlt." — Die Commissionsarbeiten dauerten nahezu ein halbes Jahr und brachten Koschelew die erste staatliche Auszeichnung, den Wladimir-Orden dritter Classe ein; daß er diese Decoration annahm, erregte ein gewisses Aufsehen, denn kurz zuvor hatte sein Parteigenosse, der starre und widerspruchlustige Juri Samarin denselben Orden mit der Erklärung ausgeschlagen, daß er für einen der Volksgemeinschaft erwiesenen Dienst (die Theilnahme an der Redactionscommission, welche das Emancipationsgesetz ausarbeitete) keine Regierungsbelohnung annehmen könne.

In die Zeit der die Reform der Branntweinbesteuerung betreffenden Commissionsarbeiten war der Erlaß des berühmten Ukases über die Aufhebung der Leibeigenschaft (19. Februar/2. März 1861) gefallen. Koschelew, in dem der liberale Parteimann stets die Oberhand behalten hatte, verließ Petersburg mit dem peinlichen Vorgefühl eines Rückschlages, der auf diesen großen „Schritt vorwärts" folgen werde. Seine Befürchtung, daß die mit der Hofpartei verbündeten Anhänger der alten Ordnung das Uebergewicht erlangen würden, erfüllte sich indessen nicht; im Gegentheil folgten zwei Jahre einer ununterbrochenen Reformthätigkeit der Regierung, an welcher auch die Maifeuersbrünste von 1862 und die immer häufiger vorkommenden Ausschreitungen der radicalen St. Petersburger Presse nichts zu ändern vermochten. Auf dem flachen Lande war man unterdessen ausschließlich mit der Ausführung des Emancipationsgesetzes und mit Auseinandersetzungen zwischen Herren und ehemaligen Leibeigenen beschäftigt. Seine Bauern zu sofortigem Loskauf ihrer Landantheile zu bestimmen, gelang

Kirejewski war ihnen 1856 im Tode vorausgegangen. — Seit jener Zeit begann der maßgebende Einfluß Iwan Aksakow's und Samarin's, denen Koschelew fremder gegenüber stand.

Koschelew nicht, da unter diesen Leuten die unsinnigsten Gerüchte über eine „neue zarische Freiheit", eine unmittelbar bevorstehende unentgeltliche Vertheilung alles Grund und Bodens u. s. w. im Schwange gingen. Schließlich gelang es, die Uebelberathenen mindestens zum Abschluß von Verträgen über den Uebergang von der Frohne zur Geldpacht zu bestimmen. Den damals zuerst gewählten „Friedensvermittlern", welche die Ueberleitung aus den alten in die neuen Verhältnisse zu überwachen, alle neugeschlossenen Verträge zu prüfen und zu bestätigen hatten, ertheilt Koschelew ein außerordentlich günstiges Zeugniß, indem er bedauernd hinzufügt, daß der genommene schöne Anlauf nur kurze Zeit vorgehalten habe und daß bereits die zweite Friedensvermittler-Generation träge und nichtsnutzig gewesen sei. — Das allgemeine Loos bei dem Uebergange von der Frohne zu der freien Arbeit mit gemietheten Leuten, Lehrgeld zahlen und durch die Schädigung und Abnutzung von Maschinen, Pferden, Rindvieh Schaden erfahren zu müssen, blieb auch dem reichen und längst durch die Schule der Praxis gegangenen Besitzer von Pessotschna nicht erspart, — immerhin scheint Koschelew über diese Krisis rascher und leichter hinweggekommen zu sein, als die Mehrzahl seiner Standesgenossen. Die Verlegenheiten derselben waren so allgemein, daß der in Moskau verlebte Winter 1862/63 ziemlich freudlos und ungesellig verging. Koschelew wurde damals zum Präsidenten der Moskauer landwirthschaftlichen Gesellschaft gewählt, hatte in dieser Eigenschaft einen heftigen Conflict mit der Regierung zu bestehen, den er mit gewohntem Feuer aufnahm und schließlich siegreich durchführte, siedelte im December auf einige Monate nach Dresden über und schrieb hier eine (von Haxthausen ins Deutsche übersetzte) Brochüre, in welcher er „keine Constitution", wohl aber die Einberufung einer aus Vertretern aller Theile Rußlands zusammengesetzten „allgemeinen Landesraths-Versammlung" (Semskaja duma) vorschlug. — Auf denselben (wie erwähnt, bereits im J. 1855 gehegten) Gedanken ist Koschelew auch in der Folge wiederholt zurückgekommen, um mit zunehmendem Eifer zu wiederholen, daß er grundsätzlich Anhänger der uneingeschränkten zarischen Gewalt sei, behufs Abstellung der tief eingewurzelten Schäden des russischen Staats- und Verwaltungsmechanismus indessen eine berathende Versammlung, „wie sie früherer Zeit" (es ist das 17. Jahrhundert gemeint) üblich gewesen, für unentbehrlich halte.

Daß dieser letzte Satz bei einem Schüler Chomjäkow's und Anhänger der Slawophilen-Doctrin nicht fehlen kann, versteht sich von selbst. Desto wunderlicher erscheint, daß ein Mann von der Nüchternheit, Erfahrung und Klarheit Koschelew's zeitlebens in dem (freilich von zahlreichen gescheidten und wohlmeinenden Russen getheilten) Wahn befangen geblieben ist, eine bloß berathende Versammlung von Volksvertretern sei als dauernde Institution möglich und mit der absoluten Monarchie vereinbar. Liegt für den Unbefangenen doch auf der Hand, daß jede Volksvertretung die natürliche Tendenz haben *muß*, durch die Erwerbung bestimmter politischer und steuerlicher Befugnisse Sicherheit für die Befolgung ihrer „Rathschläge" zu gewinnen und daß die Einberufung einer consultativen Körperschaft demgemäß nichts weiter als ein erster Schritt zum Constitutionalismus sein würde! Vollends unberechtigt erscheint dabei die auch von unserem Memoirenschreiber beliebte Aufstellung, daß die specifischen

Eigenthümlichkeiten des russischen Volkscharakters ausreichende Bürgschaft gegen etwaige Uebergriffe einer Landes-Rathsversammlung in das gesetzgeberische und administrative Gebiet gewährten und daß die unbeschränkte Monarchie von dieser Seite aus nicht das Geringste zu fürchten habe. Die mit den (seit 1864 bestehenden) provinziellen Landschafts-Versammlungen gemachten Erfahrungen lehren das directe Gegentheil, indem sie sich aus einer Kette unaufhörlich wiederkehrender Zusammenstöße zwischen Administration und Landschaft und zahlreichen Versuchen zu gewaltsamer Erweiterung der der letzteren zugewiesenen Sphäre zusammensetzten. — Koschelew's Bestehen auf dieser trotz ihrer greifbaren Halbheit und Unklarheit populär gewordenen Forderung ist zur einen Hälfte auf die Rechnung derselben slawophilen Velleïtäten zu setzen, die ihn zum Vorkämpfer des ungetheilten Gemeindebesitzes machten, — zur anderen Hälfte erklärt derselbe sich aus dem Zwiespalt, der zwischen den verschiedenen Classen der heutigen russischen Gesellschaft besteht. Die Substanz der Bildung des Adels ist eine occidentale, modern liberale, während die Masse des russischen Volkes an den nationalen Vorstellungen von der gottgewollten Uneingeschränktheit des Zarenthums festhält. Zu scharfsichtig, um die ungeheuere Bedeutung dieses letzteren Factors mit dem Hochmuth des vulgären Radicalismus zu übersehen, glaubten und glauben die Schichten, in deren Namen Koschelew redet, in der „Rathsversammlung" eine Vermittlung zwischen den zwei in Wahrheit einander ausschließenden Anschauungen ausfindig gemacht zu haben. Diese „Vermittlung" ist nichts weiter als eine Selbsttäuschung, die zudem mit kaum glaublicher Kurzsichtigkeit über die Thatsache hinwegsieht, daß das in den Besitz Polens, Littauens, Kaukasiens, Finnlands und der baltischen Länder getretene russische Reich mit dem moskowitischen Rußland der Michael und Alexei Romanow schlechterdings nicht identificirt werden kann und daß bereits Peter's des Großen Bruder, der Zar Feodor Alexejewitsch, Gründe gehabt hatte, die „Landesversammlung" nicht mehr einzuberufen.

— — Im September 1862 war Koschelew von einer der Reisen, die ihn fast alljährlich nach Deutschland führten, nach Moskau zurückgekehrt, wo er regelmäßig den Winter verbrachte. Sechs Monate später brach der polnisch-littauische Aufstand aus und noch vor der völligen Bewältigung dieser für Russen und Polen gleich verhängnißvoll gewordenen Emeute, im Februar 1864, erhielt Koschelew durch den Fürsten Tscherkasski die Aufforderung, als College dieses mit der Direction der „inneren Angelegenheiten" Polens betrauten nationalen Staatsmannes nach Warschau zu gehen und die oberste Leitung des Finanzwesens zu übernehmen; zu der Stellung eines polnischen Finanzministers fehlte allein der Titel. — Die Verwandlung Polens in eine russische, wesentlich von Russen regierte Provinz und eine den emancipirten Bauernstand auf Unkosten des rebellischen Adels begünstigende totale Neuorganisation der agrarischen Verhältnisse, waren endgiltig beschlossen, — der aus der Zeit des Emancipationsgesetzes wegen seines radicalen Eifers bekannte Staatssecretär Miljutin mit der Ausführung dieser Angelegenheiten betraut und der Plan derselben in einer Commission festgestellt worden, welcher Koschelew's befreundeter Gegner, Fürst Tscherkasski, und Herr Juri Samarin angehört hatten. Die Ausführung sollte

in die Hände eines aus dem Statthalter des Königreichs, Grafen Berg, und einer kleinen Zahl hoher russischer Beamten bestehenden Warschauer „Organisations-Comités" gelegt werden und der Director der Finanzverwaltung demselben angehören. — Da die Einladung von Miljutin ausging, war Koschelew über die Annahme des ihm völlig unerwartet gemachten Anerbietens in hohem Grade zweifelhaft. Er schreibt darüber das Folgende: „Ich las den Organisationsentwurf, ich erkannte, daß das Eigenthumsrecht des polnischen Adels einer verbesserten Stellung des Bauernstandes zum Opfer gebracht werden sollte, ich glaubte aber im Hinblick auf die früheren Bedrückungen und auf die Rebellion, deren dieser Adel sich schuldig gemacht hatte, in diesem Opfer keinen Verstoß gegen die Gerechtigkeit sehen zu dürfen. Ich mußte außerdem anerkennen, daß es behufs völliger Unterwerfung des Landes unter die russische Herrschaft durchaus nothwendig sei, die Zuneigung des polnischen Bauernstandes zu gewinnen und Macht und Einfluß des Adels einzuschränken. Der Organisationsentwurf erschien mir demgemäß annehmbar; da ich aber Miljutin und den Fürsten Tscherkasski sehr genau kannte, konnte ich die Befürchtung nicht los werden, das in Rede stehende Gesetz werde unter den Händen dieser Männer nicht sowohl die letzte Kriegsmaßregel zur Niederschlagung des polnischen Aufstandes, sondern der Ausgangspunkt für weitergehende, auf die Unterdrückung und den Ruin des polnischen Adels direct abzielende Maßregeln werden. Principiell war ich Gegner dieses Adels, unter den gegebenen Umständen aber hielt ich denselben für unersetzbar und für einer gewissen Berücksichtigung bedürftig. Außerdem waren Bedrückungen und Willkürlichkeiten meinem ganzen Wesen antipathisch: daß Männer, die meine sachlichen Einwürfe gegen den Redactionsentwurf des Emancipationsgesetzes ein „Pamphlet" genannt hatten, zu Gewalt und Unterdrückung schreiten würden, konnte mir aber nicht zweifelhaft sein. Aus diesen Gründen lehnte ich Miljutin's Anträge ab." — Dieses Sträuben sollte indessen vergeblich sein. Miljutin ließ Koschelew eine officielle Aufforderung zur Uebernahme der Finanzverwaltung Polens und zum Eintritt in das Warschauer Organisations-Comité zugehen — er beschied ihn nach Petersburg und bewirkte, daß der Kaiser den „Hofrath" a. D. Koschelew zu einer Privataudienz befahl. An einem der ersten Tage des Mai 1864 wurde Koschelew im Sommerpalais zu Zarskoje Selo von seinem Monarchen in dessen Arbeitszimmer empfangen: „Ich weiß," sagte Se. Majestät, „daß es Ihnen schwer fällt, sich von dem Privatleben, an welches Sie sich gewöhnt haben, zu trennen; ich bitte Sie aber, dem Vaterlande dieses Opfer zu bringen und die Stellungen eines Mitgliedes des Organisations-Comités und eines Finanzdirectors im Königreich Polen zu übernehmen. Ich bin überzeugt, daß Sie mir das nicht abschlagen werden." „Diese Worte (so heißt es in den Denkwürdigkeiten) entschieden, daß ich nach Warschau ging. Ich sprach meine volle Bereitschaft zur Erfüllung des Willens Sr. Majestät aus und bat nur, daß man mir gestatte, die Stellung des Finanzdirectors erst nach einigen der Orientirung gewidmeten Monaten anzutreten. Der Kaiser stimmte dem zu, bewilligte mir eine vierwöchentliche Frist zur Ordnung meiner Privatangelegenheiten und schüttelte mir zum Schluß dieser außerordentlich gnädigen Audienz kräftig die Hand."

Vier Wochen später, am 11. Juni 1864, langte Koschelew in Begleitung eines aus Moskau mitgenommenen jüngeren Beamten in Warschau an, wo seiner zunächst ein höchst unfreundlicher Empfang harrte. Der Statthalter, Graf Berg, der, als Deutscher und Conservativer, entschiedener Gegner der radicalen Politik Miljutin's war und in dem neuen Finanzminister ein Werkzeug dieses immer mächtiger gewordenen politischen Gegners sehen zu müssen glaubte, ließ denselben eine halbe Stunde lang warten, empfing ihn sodann stehend, bot seinem Gaste keinen Stuhl an und reichte ihm nicht einmal die Hand. Dieser erste peinliche Eindruck wurde indessen bald verwischt, da Berg sich bei der nächsten Begegnung entschuldigte und das Bestreben zeigte, ein freundliches Verhältniß anzubahnen. Koschelew urtheilt über diesen hervorragenden, trotz seiner hohen Stellung in Rußland niemals populär gewesenen, damals vierundsiebzigjährigen Mann wie folgt: „Graf Berg war sehr gescheidt, außerordentlich thätig, ziemlich aufgeklärt, höflich und von den angenehmsten Umgangsformen, dabei aber in fast unglaublichem Grade leichtfertig und unwahr. Im Laufe einer Stunde hatte er seine Meinung oft zwei bis drei Male gewechselt, und die Unwahrheit zu sagen war ihm aber ungleich angenehmer als die Wahrheit zu reden. Seine Arbeitskraft war geradezu unvergleichlich; er schlief sehr wenig, zeigte sich immer arbeitslustig, war auch, wenn er mitten in der Nacht geweckt wurde, frisch und munter und verrieth nie eine Spur von Ermüdung oder Trägheit. Die Sitzungen des Organisations-Comités begannen um neun Uhr Abends und dauerten häufig bis spät in die Nacht. Einmal hatte die Debatte über einen vom Fürsten Tscherkasski gehaltenen Vortrag bis drei Uhr Morgens gewährt, — mein Vortrag sollte folgen, ich nahm indessen an, daß derselbe der vorgerückten Stunde wegen vertagt werden würde. Berg aber gab mir ohne Weiteres das Wort und die Sache wurde erledigt. Mit ihm gemeinsam zu arbeiten war höchst angenehm, er hatte ein blitzschnelles Auffassungsvermögen, errieth stets die letzte Meinung des Andern und zögerte niemals mit seinem Entschluß. Im Grunde gutmüthig und gern bereit, Jedermann Angenehmes zu erweisen, war Berg mit Versprechungen rasch bei der Hand — er vergaß dieselben indessen sofort wieder und Niemand hat je auf ihn rechnen und sich auf ihn verlassen können. Er handelte nach dem Talleyrand'schen Grundsatze, daß dem Menschen die Sprache zur Verhüllung seiner Gedanken gegeben sei."

Das Organisations-Comité für die Umgestaltung der Verwaltung und der bäuerlichen Verhältnisse Polens, an dessen Spitze der Statthalter stand, zählte außer ihm, Koschelew und dem Fürsten Tscherkasski noch vier, später fünf Mitglieder: den Dirigenten der Agrarangelegenheiten Solowjew, den mit der Leitung der Justiz betrauten, Koschelew besonders nahestehenden Senateur Arzimowitsch, den General Sablozki, den damaligen General-Polizeimeister des Königreichs Trephof (demselben, der 1878 als St. Petersburger Stadthauptmann von Wera Sassulitsch tödtlich verwundet wurde) und den Senateur Braunschweig, Präses der Liquidations-Commission. Neben diesem Comité bestand ein Verwaltungsrath, der die laufende Administration leitete und dem außer den genannten Personen noch fünf andere höhere Beamte, darunter drei Polen und ein Deutscher, der Director der Unterrichtsverwaltung Witte, angehörten; die Finanzverwaltung

wurde einstweilen, d. h. bis zum definitiven Eintritt Koschelew's, von einem Polen, Bagnewski, geleitet. — Auf den ersten Blick erkannte Koschelew, daß sich in beiden Oberbehörden zwei feindliche Parteien gegenüberstanden. Graf Berg und die diesem verbündete Mehrheit vertraten maßvolle Anschauungen und ließen sich nicht sowohl durch politisch-tendenziöse als durch praktisch-administrative Erwägungen bestimmen; das größere Talent und der größere Einfluß waren dagegen auf der Seite Tscherkasski's und Solowjew's, die von Petersburg aus durch Miljutin unterstützt wurden, ihre innerhalb des Comités in der Minderheit gebliebene Meinung mit Hilfe dieses Verbündeten gewöhnlich durchsetzten, die Mehrheit nicht selten tyrannisirten und sich „durch Frechheit und Voreingenommenheit auszeichneten". — Koschelew hielt sich Anfangs zurück, nahm dann eine Mittelstellung ein, konnte schließlich aber nicht umhin, trotz aller Antipathien gegen die „Bureaukraten" und „Deutschen" der Mehrheit auf die Seite derselben zu treten, mit Berg gemeinsame Sache zu machen und seinem „Freunde" und Parteigenossen Tscherkasski, sowie dem von diesem ins Schlepptau genommenen Solowjew in allen wichtigeren Fragen die entschiedenste Opposition zu machen. Persönlich suchten die beiden Antipoden in freundlichen Beziehungen zu bleiben, sachlich führten sie einen fast ununterbrochenen Krieg. Herrschsüchtig und energisch, wie er war, suchte Tscherkasski nicht nur in den Organisationsfragen das entscheidende Wort zu sprechen, sondern bei Gelegenheit auch in die dem Finanzdirector vorbehaltene Sphäre hinüberzugreifen und demselben mit Hilfe seiner Petersburger Verbindungen Schwierigkeiten zu bereiten. Der Fürst arbeitete — wie Koschelew wiederholt mit aller Schärfe hervorhebt — systematisch auf den materiellen Ruin des polnischen Adels, auf Verfeindung desselben mit dem Bauernstande, auf Beseitigung aller traditionellen Einrichtungen des Landes und auf die völlige Ausschließung des polnischen Elements aus dem Beamtenthum und der Verwaltung hin. In directem Gegensatz dazu war Koschelew der Meinung, daß die Regierung, wenn sie ihren Vortheil richtig verstehe, den zu Gunsten des Bauernstandes bereits schwer geschädigten polnischen Adel niemals unnöthig anfeinden und sich dadurch selbst ins Unrecht setzen dürfe. Die bestehenden Einrichtungen sollten nur soweit abgeändert werden, als im Interesse der Einheit der Verwaltung nöthig sei, — die Mehrzahl russischer Institutionen hielt Koschelew für zu unvollkommen und reformbedürftig, um ihrer Ausdehnung auf Polen das Wort reden zu können. Noch entschiedener widersetzte er sich der von Tscherkasski angestrebten völligen Ausschließung des polnischen Elements aus dem Beamtenthum. Bei dem Mangel ehrlicher, zuverlässiger und gehörig ausgebildeter Staatsdiener, an welchem Rußland laborire, sei es ebenso widersinnig, dem Mutterlande seine besseren Kräfte zu entziehen, wie aufs Gerathewohl Polens Zukunft unerprobten, mit den örtlichen Verhältnissen völlig unbekannten Einwandrern aus Rußland preiszugeben. Koschelew war der Meinung, daß es an brauchbaren und gebildeten polnischen Beamten keineswegs fehle und daß es nur darauf ankomme, dieselben richtig auszusuchen und zu gewinnen. „Ein Land, das eine relativ hohe, wenn auch ungesunde Bildung besitzt (so schreibt er einmal) und das auf eine tausendjährige geschichtliche Entwicklung zurücksieht, kann überhaupt nicht plötzlich und mit einem Male umgemacht werden."

Die diesen Blättern gesteckte Grenze schließt eine ausführliche Aufzählung der zwischen den beiden Parteien des Warschauer Organisations-Comités geführten Controversen aus. Zum ersten heftigen Zusammenstoß kam es, als Koschelew die Liste derjenigen Personen vorlegte, die er zu der von ihm geleiteten Commission für Umgestaltung des Steuersystems in Polen zuziehen wollte, — zu einem noch heftigeren Kriege aber, als es sich um einen Gesetzentwurf betreffend die Regelung der bäuerlichen Servituten und Ablösung des bäuerlichen Hütungs- und Weiderechts in den herrschaftlichen Wäldern handelte. Daß ein eminent wichtiger Gegenstand zur Frage stehe und daß die von den Bauern verübten Waldzerstörungen nicht nur den Adel, sondern das gesammte Land schwer zu schädigen drohten, wurde auf beiden Seiten ebenso anerkannt, wie daß die gemachten Vorschläge billig und gerecht seien. Im Uebrigen aber war man diametral verschiedener Meinung. Tscherkasski sagte offen heraus, daß er keiner noch so billigen Ablösung und Regelung dieser Servituten zustimmen könne, „weil das russische Staatsinteresse die Fortdauer feindlicher Beziehungen zwischen Herren und Bauern Polens erheische“ und wußte mit Hilfe Miljutin's zu bewirken, daß der von dem Comité mit großer Mehrheit angenommene Gesetzentwurf in St. Petersburg nicht bestätigt wurde. — Koschelew sah sich durch diese immer wiederkehrenden Differenzen veranlaßt, in die Residenz zu gehen, eine Audienz beim Kaiser zu erbitten und diesem über die Verschiedenheit seiner und der Miljutin-Tscherkasski'schen Anschauungen Vortrag zu halten. Ohne sich auf die Nennung von Namen einzulassen, hob er hervor, daß über das letzte Ziel, die Verschmelzung Polens mit dem russischen Reiche, Uebereinstimmung herrsche; daß die angewendeten Mittel der Vergewaltigung des polnischen Adels, der Verletzung der bestehenden Eigenthumsrechte und der Besetzung aller wichtigen Aemter durch Russen von zweifelhafter Brauchbarkeit ihm dagegen höchst bedenklich erschienen. Seiner Meinung nach müßte Polen durch Förderung seiner wahren Interessen und seines materiellen Wohlstandes gewonnen und der Versuch gemacht werden, die zahlreich vorhandenen versöhnlichen und verständigen Elemente dieses Landes zu Rußland hinüberzuziehen. Billigten Se. Majestät diese Anschauung nicht, so müsse er (Koschelew) um seinen Abschied bitten. „Der Kaiser hörte meinem in zahlreiche Details gehenden Vortrage mit Aufmerksamkeit und Antheil zu. Als ich zu Ende war, umarmte er mich mit den Worten: ‚Nein — Du erfüllst meine Wünsche — ich billige Deine Handlungsweise und bitte Dich, in der bisherigen Weise fortzufahren‘.“ (Anfang September 1865.)

Hocherfreut kehrte Koschelew (dem kurz zuvor trotz seines niedrigen Classenranges Stern und Band des Stanislaus-Ordens erster Classe verliehen worden waren) nach Warschau zurück. Bald genug sollte er gewahr werden, daß Alles beim Alten geblieben sei und daß diejenigen Vorschläge, auf welche er das meiste Gewicht legte, an der Centralstelle nach wie vor auf Widerspruch und Hindernisse stießen. Ein von ihm ausgearbeitetes Project zu erfolgreicher Ausbeutung der Kohlenbergwerke des Dombrowskischen Kreises wurde so vollständig bei Seite geworfen, daß Koschelew abermals nach Petersburg gehen mußte, wo es ihm nach langen Verhandlungen mit den Generalen Tschewkin und Melnikow (beide waren Minister der öffentlichen Bauten gewesen) gelang, die Annahme

seines Elaborats durchzusetzen. Wenig später mußte er erleben, daß sein sorgfältig ausgearbeiteter Plan zur Umgestaltung des polnischen Steuersystems gleichfalls auf „Hindernisse" stieß und nicht von der Stelle kam. Jetzt riß ihm die Geduld und er reichte ein Abschiedsgesuch ein — die Antwort auf dasselbe waren die Ernennung zum wirklichen Staatsrath (mit Ueberspringung zweier Rangstufen) und ein Namens Sr. Majestät an den Statthalter gerichtetes Schreiben des Grafen Adlerberg, das abermals den Wunsch aussprach, Herr Koschelew möge in seinem so erfolgreich verwalteten Amte bleiben. — Dem kaiserlichen Winke Folge leistend, hielt Koschelew in der Hoffnung auf bessere Tage seine Wünsche zurück. Aber statt besser zu gehen, ging es immer schlimmer. Seinen im November 1865 eingereichten Budgetvorschlag für das Finanzjahr 1866 erhielt er erst im März des nächsten Jahres und zwar in einer Gestalt zurück, die deutlich erkennen ließ, „daß die vorgenommenen Abänderungen mit vollständiger Sachunkenntniß und lediglich in der Absicht, mich und den Statthalter zu ärgern, gemacht worden waren". — Vier Wochen später (April 1866) wurde Miljutin, der längst thatsächlicher Leiter der in Polen verfolgten Politik gewesen war, an Stelle Platonow's zum Minister-Staatssecretär für das Königreich Polen ernannt. Jetzt war Koschelew's Entschluß, nach Beendigung zweier seiner wichtigsten Arbeiten (der Projecte betreffend die Steuerreform und die Einführung der Branntweinaccise) den aussichtslos gewordenen Kampf aufzugeben und aus Gesundheitsrücksichten den Abschied zu nehmen, definitiv gefaßt. Zur Verwunderung Berg's, der in der Ankündigung dieses Vorhabens „einen der Kunstgriffe sah, die er selbst so häufig angewandt hatte", führte Koschelew seine Absicht, in das Privatleben zurückzukehren, bereits drei Monate später aus; das Karakosow'sche Attentat und die Besorgniß vor einer durch dasselbe herbeigeführten Abwendung von der bisher verfolgten Reformpolitik hatten ihn in dem Wunsche, den Staatsdienst zu verlassen, bestärkt. Am 12. Juli (1866), fünfundzwanzig Monate nach seinem Eintritt in das Warschauer Organisations-Comité, verließ er Warschau, um nicht wieder dahin zurückzukehren. — An der Meinung, daß die Russificirung Polens eine unvermeidliche Nothwendigkeit sei, halten auch die „Denkwürdigkeiten" fest; Koschelew war der Meinung, der Erreichung dieses Zwecks mit Erfolg vorgearbeitet und der russischen Sache in Polen wirkliche Dienste erwiesen zu haben. Es war ihm — seiner Behauptung nach, ohne Anwendung irgend welcher Zwangs- und Pressionsmittel — gelungen, in seinem Ressort den Gebrauch der russischen Geschäftssprache einzuführen, die mit der Finanzverwaltung in Beziehung stehenden öffentlichen Institutionen (u. A. den polnischen Landescreditverein) und zahlreiche Private zur Einreichung russischer Schriftstücke zu bestimmen, und sich mit einem großen Theil der Warschauer Gesellschaft — auch der weiblichen — auf freundlichen Fuß zu stellen. „Ich habe in Warschau (so schreibt er einem Freunde) ein freundliches Gedächtniß hinterlassen und meinem Vaterlande bessere Dienste geleistet, als diejenigen thaten, die es anders machten." — Wenigstens beiläufig muß an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß Koschelew's Bericht über die Warschauer Commissionsarbeiten und über sein Verhältniß zu Miljutin und Tscherkasski, an allen entscheidenden Punkten die optimistische und trotz ihres Materialreichthums durchaus urtheilslose Darstellung

Lügen straft, welche Herr Anatole Leroy-Beaulieu, der Verfasser des fleißigen und verdienstvollen, aber vielfach überschätzten Buchs „L'empire des Tsars et les Russes" in seinem Panegyrikus „Un homme d'état russe", von dem polnischen „System" Miljutin's entworfen hat. Für Sachkenner ist damit zugleich gesagt, daß der gelehrte Franzose mit seiner gesammten Auffassung der russischen Agrarfrage auf falsche Fährten gerathen und zu Irrthümern verführt worden ist, von denen andere, minder genau unterrichtete Franzosen, z. B. Herr Leonce de Lavergne (der weder russisch noch polnisch konnte), sich mit angeborenem Instincte für das Richtige frei zu halten gewußt haben. Wer die beiden oben genannten Leroy-Beaulieu'schen Bücher an der Hand unseres Memoirenwerks revidiren wollte, würde denselben eine kaum glaubliche Abhängigkeit von den mehr als parteiischen Darstellungen Samarin's und Tscherkasski's nachweisen können und die vielfach gemachte Erfahrung bestätigt finden, daß über russische Dinge nur mitreden darf, wer zwischen den Zeilen der russischen Quellenwerke und officiellen Berichte zu lesen versteht. Diese Kunst, in der Koschelew Meister war, hat Herr Leroy-Beaulieu trotz seiner Vertiefung in die russische Gesetzgebung nicht gelernt, weil dieselbe sich von Nichtrussen überhaupt nur erlernen läßt, wenn dieselben eingesehen haben, daß westeuropäische Voraussetzungen sich auf russische Verhältnisse ein für alle Male nicht anwenden lassen. Davon, daß mit denselben Worten und Namen jenseits der Weichsel ganz andre Begriffe verbunden werden als in der germanisch-romanischen Welt, hat Herr Leroy-Beaulieu entweder nichts gehört oder nichts hören wollen[1])!

Nach mehrmonatlichem Aufenthalte im Auslande ließ Koschelew sich für den Spätherbst des Jahres 1866 in Rjäsan, für den Winter in Moskau nieder, wo er namentlich mit Pogodin verkehrte. Den Hauptgegenstand seiner Thätigkeit und seines Interesses bildeten fortan die im Jahre 1864 eingeführten Landschafts-Institutionen, auf welche er große Hoffnungen setzte, weil er sie als Vorläufer der seit zehn Jahren ersehnten Einberufung einer „Reichsrathsversammlung" ansah. Immer wieder nahm er an den Verhandlungen der Rjäsan'schen Provinzial-Landschaftsversammlung und des von dieser erwählten Verwaltungsausschusses (des sogenannten Landschaftsamtes) eifrigen Antheil, aber immer wieder mußte er sich davon überzeugen, daß die Leistungsfähigkeit dieser Institutionen eine höchst beschränkte sei, daß Regierung und Beamtenthum Zuständigkeit und Wirkungskreis derselben möglichst einzuengen suchten, daß die Mehrzahl der gefaßten Beschlüsse auf dem Papier blieb und daß an eine Weiterentwicklung der Sache im Sinne lebensvoller Theilnahme des Landes an der Verwaltung und Gesetzgebung

[1]) Den Gegensatz zwischen seinen und den Tscherkasski'schen Auffassungen hat Koschelew in einer ausführlichen, seinen Memoiren beigegebenen Denkschrift entwickelt, welche er dem Kaiser im November 1866 übersandte und dieser vollständig gebilligt haben soll. — Tags nach Eingang derselben wurde Miljutin von einem Schlaganfall getroffen; Tscherkasski eilte nach Petersburg, erhielt von dem Kaiser die Versicherung, es werde an dem bisherigen System festgehalten werden und sah sich bereits für den Nachfolger Miljutin's im polnischen Staatssecretariat an. Tags darauf erfuhr er, daß ein principieller Gegner, der gegenwärtige Justizminister Nabokow, dieses Amt erhalten habe. Die an ihn gerichtete Aufforderung, sofort auf seinen Posten nach Warschau zurückzukehren, beantwortete Tscherkasski mit einem Abschiedsgesuch, das sofort angenommen wurde. — Der Fürst ging nach Moskau, wo er bald darauf zum Oberbürgermeister (Stadthaupt) erwählt wurde.

des Staates nicht entfernt gedacht werde. Gewohnt, auf dem einmal eingeschlagenen Wege zu beharren, ließ er sich dadurch nicht entmuthigen, und versuchte er den Schwierigkeiten Trotz zu bieten, die der wachsende Einfluß des conservativen, jeder Selbstthätigkeit der kleineren Kreise abgeneigten Beamtenthums von Jahr zu Jahr aufhäufte. Rasch auf einander folgte eine große Anzahl in Berlin veröffentlichter, regelmäßig von der Censur verbotenen Flugschriften, in denen der Unermüdliche immer wieder auf seinen Lieblingsgedanken zurückkam und die Unmöglichkeit einer gesunden Weiterentwicklung auf rein bureaukratischem Wege nachzuweisen suchte. Die Ereignisse schienen ihm Recht zu geben. Mit dem Wohlstande des Landvolkes, den Leistungen der Verwaltungsbehörden und der Entwicklung des Schulwesens ging es offenbar rückwärts, die öffentliche Stimmung verdüsterte sich und die Zunahme nihilistischer und revolutionärer Umtriebe lastete wie ein Alp auf allen Freunden des gesetzlichen Fortschritts. Desto schmerzlicher empfand er, daß an den Entschließungen der Regierung dadurch nichts geändert und daß diese in immer entschiedeneren Gegensatz gegen die Reform- und Landschafts-Partei getrieben wurde. — Zu diesem Gange der öffentlichen Angelegenheiten kamen für Koschelew noch peinliche persönliche Erfahrungen. Im Jahre 1868 war er an die Spitze einer Gesellschaft getreten, die sich um die Erwerbung der zum Verkauf stehenden Moskau-Petersburger Staatsbahn (der sogenannten Nikolaibahn) bewarb. Anfangs schien Alles gut zu gehen. Koschelew, der selbst nach Petersburg gekommen war, fand bei den maßgebenden Personen günstige Aufnahme, — bei einer zufälligen Begegnung mit dem Kaiser war er von diesem angeredet und zu seinem Unternehmen beglückwünscht worden. Die große Mehrheit der Reichsraths-Mitglieder hatte sich *für* dasselbe erklärt. Bei der entscheidenden Abstimmung dieser Körperschaft waren nur drei Stimmen (wahrscheinlich diejenigen des Großfürsten Constantin, des Finanzministers Reutern und eines Dritten) gegen Annahme des von Koschelew gemachten Kaufanerbietens abgegeben worden: zur allgemeinen Ueberraschung bestätigte der Kaiser indessen das Minoritäts-Votum und Koschelew mußte unverrichteter Sache nach Moskau zurückkehren. Hier entschloß er sich zur Herausgabe einer politischen Monatsschrift, — nachdem zwei Hefte derselben auf Befehl der Oberpreßverwaltung verbrannt worden waren, mußte er auf die Fortsetzung dieses Unternehmens Verzicht leisten.

Die „Denkwürdigkeiten" berichten über diese Vorgänge in summarischer Kürze und ohne bei denselben zu verweilen. Auf Koschelew hatten dieselben indessen tieferen Eindruck gemacht, als er sich selbst eingestehen mochte. Der auf die Geschichte seiner letzten Lebensjahre bezügliche Theil der Denkwürdigkeiten verräth eine Verbitterung gegen die gesammte zeitgenössische Entwicklung, die sich schließlich zu einem fast hoffnungslosen Pessimismus steigert. Die Theilnahme des sonst unermüdlich gewesenen Mannes an den öffentlichen Angelegenheiten beschränkt sich fast ausschließlich auf den Besuch der Landschaftsversammlungen, und da diese seinen Ansprüchen immer weniger genügen und immer zerfahrener und einflußloser werden, auf die Publication fast alljährlich in Berlin erscheinender Flugschriften, die das Thema von der Nothwendigkeit der Einberufung einer allgemeinen Landesversammlung nach den verschiedensten Seiten erörtern. Weil dieser

Wunsch unerfüllt bleibt, geräth Koschelew gegen alle in seinem Vaterlande maßgebenden Personen in Opposition und ergeht er sich in Angriffen gegen die gesammte von derselben eingeschlagenen Richtung. Walujew ist ihm ein verkleideter Deutscher, Katkow ein roher Fanatiker der blinden Reaction, Graf Tolstoy ein gemeingefährlicher Feind aller Bildung und allen Fortschritts, — der Krieg von 1877 wird wesentlich nach den Gesichtspunkten der (im Uebrigen vielfach getadelten) Slawophilenpartei beurtheilt und Aksakow's Verdammungsurtheil über die Ergebnisse des Berliner Congresses von 1878 bedingungslos unterschrieben.

Was über die folgenden Ereignisse, die Aera der Attentate und der Ausnahmemaßregeln gesagt wird, verräth eine fast vollständige Hoffnungslosigkeit. Der Verfasser sieht den Fanatismus der nihilistischen Revolutionspartei als natürliches Erzeugniß der Abweichung von den Grundsätzen des ersten reformatorischen Abschnitts der vorigen Regierung an. Ein Lichtstrahl scheint ihm während der letzten Monate der Regierung Kaiser Alexander's II. aufzublitzen. Auf seinen ausländischen Reisen war Koschelew wiederholt mit dem Grafen Loris-Melikow zusammengetroffen, der sein Vertrauen erworben, sich als wahrhaft freisinnig denkender Staatsmann gezeigt und positiv versichert hatte, daß der Kaiser nur Beruhigung der Gemüther und Befestigung des inneren Friedens abwarten wolle, um zu den Absichten früherer Jahre zurückzukehren und durch die Einberufung von Deputirten der Landschaftsverbände die ersehnte Aufrichtung einer „Landes-Rathsversammlung" ins Werk zu setzen. — Koschelew wußte, daß die bezügliche, bereits geraume Zeit früher vorbereitete Entscheidung im März 1881 erfolgen sollte, und sah diesem Zeitpunkt der Verwirklichung des heißesten seiner Wünsche mit froher Ungeduld entgegen. Desto furchtbarer war sein Entsetzen über die Blutthat, welche den irdischen Tagen des „Zaren-Befreiers" just in dem Augenblick ein Ziel setzte, wo derselbe zur Krönung des großen Reformwerks schreiten wollte, — desto schmerzlicher die Klage darüber, daß mit der Entlassung Loris-Melikow's, Abasa's und des Grafen Miljutin alle Aussicht auf eine Fortentwicklung im liberalen Sinne vernichtet zu sein schien.

Die letzten Blätter der Koschelew'schen Aufzeichnungen überschlagen wir. Sachlich Neues vermögen dieselben nicht zu bieten, weil der Verfasser Fühlung und Zusammenhang mit den leitenden Kreisen vollständig verloren und sich auf den stark gelichteten Kreis der Ueberlebenden seiner Moskauer Freunde zurückgezogen hatte. Schmerzlicher als alles Uebrige berührte ihn die Ernennung des ehemaligen Unterrichtsministers Grafen Tolstoy (Mai 1882) zum Minister des Innern, ein Vorgang, auf welchen er immer wieder und mit unverhohlener Bitterkeit zurückkommt. — Da Koschelew's Ende (Nov. 1882) plötzlich erfolgte und seine wankende Gesundheit sich nach einem Curgebrauch im Sommer des letzten Lebensjahres gebessert zu haben schien, schließen die Memoiren inmitten einer schmerzlichen Betrachtung über die Abwendung der modernen Jugend von allem politischen und humanen Idealismus. Eine tiefe Dissonanz scheint das Resultat dieses durchaus harmonisch angelegten, von unermüdlicher Thätigkeit und unermüdeter Arbeitslust erfüllten Lebens gewesen zu sein. Der Bericht über dasselbe wird zu den wichtigsten Erzeugnissen der auf die neueste russische Geschichte bezüglichen Memoirenliteratur zählen und eine dauernde Stelle in derselben behaupten.

S. N.

Ueber Höflichkeit.

Von

Otto Gildemeister.

„Alles Feine kömmt von Osten" sagt ein alter Spruch. Jedenfalls hat das östlichste Volk des Festlandes die Gesetze der Höflichkeit am gelehrtesten ausgebildet. China rechnet die Höflichkeit unter die Cardinaltugenden, wie das Abendland die Gerechtigkeit und die Tapferkeit. Das Abendland weist ihr höchstens einen Platz an neben solchen löblichen Eigenschaften, wie Reinlichkeit und Ordnungsliebe, die zwar wünschenswerth, aber nicht nothwendig sind, um in den Himmel zu kommen. Ja, es läßt sich in der abendländischen Anschauung sogar eine gewisse Feindseligkeit, ein mißtrauisches Uebelwollen gegen diese chinesische Tugend nachweisen; man begegnet oft genug Aeußerungen, als ob Höflichkeit eher ein Laster sei. Lessing wird citirt, als welchem die Pflichten und Formen des höflichen Umganges eingestandener Maßen fatal gewesen seien. Seume's Canadier, „der Europa's übertünchte Höflichkeit[1]) nicht kannte," lebt noch immer, nach hundert Jahren, im Munde des Volks, welches dabei an die übertünchten Gräber des Evangeliums denkt, und der Vers „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist", wird mit dem Zusatze „sagt Goethe" wohlgefällig auch heute von manchem Baccalaureus als Lebensregel vorgetragen. Die Begriffe deutsch und grob liegen dem Gefühle nahe bei einander. Wenn einer sagt: „ich werde einmal deutsch reden", so machen wir uns auf Grobheiten gefaßt. Unmerklich wird so die Grobheit auf Kosten ihres Widerparts zu einer Tugend. Weil Wahrhaftigkeit preiswürdig ist und weil sie manchmal zwingt, unhöflich zu sein, so schleicht sich die Begriffsverwirrung ein, daß das Preiswürdige in der Unhöflichkeit stecke, nicht in der Wahrhaftigkeit. Darauf zielt in „König Lear" der Herzog von Cornwall, wenn er sagt: „diesen Burschen hat man einmal wegen Offenherzigkeit gelobt; seitdem bemüht er sich grob zu sein". Und umgekehrt, weil Unredlichkeit die angenehmen Formen der Höflichkeit gleißnerisch benutzt und

[1]) Bemerkenswerth ist, daß dies geflügelte Wort eigentlich hinkt. Die Höflichkeit ist nicht das Uebertünchte, sondern im Gegentheil die Tünche.

Unredlichkeit schlecht ist, so meint der Biedermann, der germanische zumal, mit ähnlicher Verwechselung der Begriffe, die angenehmen Formen seien das Verwerfliche; die Tugend, denkt er, ist ein Diamant, aber ein ungeschliffener. Es ist die nämliche Logik, welche zu der Ansicht führt, daß, weil die Heuchler fromm scheinen, die Frommen Heuchler seien.

Glücklicher Weise ist diese Logik selten consequent. Ein gewisser Instinct hält die Leute ab, das canadische Ideal praktisch zu verwirklichen, und die Meisten würden es schmerzlich empfinden, wenn man sie für schlecht erzogen hielte, obwohl sie nach ihrer Theorie das für ein Lob halten müßten. Indeß gibt es Ausnahmen, bewußte Praktiker der Ungezogenheit, welche auf die oben gedachte Begriffsverwechselung speculiren. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren eines Hamburger Grobians, der alljährlich den sogenannten Freimarkt (Messe) in meiner Vaterstadt Bremen bezog und mit den Manieren eines Corporals zarte Glacéhandschuhe verkaufte. Er erfreute sich des lebhaftesten Absatzes; die Damen dachten, je gröber der Mann, je feiner das Leder. Vor einem Menschenalter hatten beide hanseatischen Schwesterstädte die unangenehme Entdeckung zu machen, daß einer ihrer angesehenen Bürger seit Jahren sich an den ihm anvertrauten öffentlichen Geldern vergriffen habe. Der Bremische faux bonhomme hatte den frommen Christen und Menschenfreund gespielt, der Hamburgische — ähnlich wie der Handschuhhändler — mit Grobheit operirt. Er schnauzte Alles an, was ihm nahe kam, schimpfte und polterte, und gewann dadurch das unbedingte Vertrauen seiner Mitbürger. Als die Defecte an den Tag kamen, sagten die Leute: wer hätte das gedacht? ein so grober Mann!

Ich meine, daß die Abneigung gegen höfliches Wesen bei Völkern deutschen Geblüts mehr als bei anderen vorkömmt; vielleicht ließe es historisch sich erklären. Wahrheitsliebe ist die Tugend, Grobheit der Fehler des Starken. Die Barbaren, welche das römische Reich stürzten, empfanden weniger als die überwundenen Lateiner das Bedürfniß, durch die Künste des Umgangs bedrohlichen Conflicten auszuweichen. Wie die Lüge erschien ihnen auch die Höflichkeit als die Waffe des Feigen, und Feigheit war für sie das Laster aller Laster. Hoffen wir, daß die Enkel des Erbtheils bessere Hälfte, die Wahrheitsliebe, sich erhalten, die schlechtere Hälfte von sich werfen mögen.

Leichter erklärt es sich, daß gerade im achtzehnten Jahrhundert die literarische Auflehnung gegen die verfeinerte Sitte beginnt. Die Verfeinerung war in der That zur Ueberfeinerung geworden, das Leben in künstlichen Formen erstarrt, als Rousseau das revolutionäre Losungswort ausgab, — Natur! Die Losung ward zum Kampfgeschrei, das durch alle Lande erscholl, wider Schminke und Puder, Reifrock und Perücke, gegen alle die buhlerischen Toilettenkünste, die dem verzärtelten Blicke die erhabene Nacktheit der Natur entziehen sollten. Selbst Wissenschaft und bildende Kunst galten den neuen Propheten als Abfall von der Unschuld reinen Menschenthums; was Wunder, daß ihnen die Etikette und Redeweise der Salons als eitel Corruption und verdammte Lüge erschien! Der verdorbenen Welt ward die einfache Sitte und unverstellte Sprache der Naturvölker als Ideal vorgehalten, der Naturvölker, wie man im achtzehnten Jahrhundert sie sich dachte. Die Uebersättigung an allen Leckerbissen einer üppigen Cultur hatte jenen Traum

von transoceanischen Paradiesen erzeugt, von den Palmeninseln und Urwäldern glücklicher, unverdorbener Menschenstämme, welcher in der Dichtung jener Zeit bis in die Tage Chateaubriand's und Byron's eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Unhistorisch, wie die Zeit war, phantasirte sie sich ein tahitisches oder huronisches Arkadien, dessen Bewohner edelste Herzensbildung mit völliger Unkunde civilisirter Zustände wunderbar vereinigten. Die Brutalitäten und Stupiditäten, das Elend und den Schmutz übersah oder ignorirte man, und man hätte ungläubig den Kopf geschüttelt, wenn ein sachverständiger Ethnologe darauf aufmerksam gemacht hätte, daß auch bei den Wilden Regeln der Höflichkeit und Zwangsjacken des Anstandes existiren, künstlicher nicht selten, verwickelter und unbequemer als Alles, was Byzanz und Madrid im Fache der Etikette je ersonnen haben. Mit der Höflichkeit ist es in der That wie mit der Putzsucht: beide sind über den ganzen Erdball verbreitet und beide zeigen sich in den verschiedensten, oft den bizarrsten Formen. Speke, der Nilforscher, erzählt, wie er einst mit einem Negerkönig eine feierliche Zusammenkunft hatte, welche damit begann, daß die schwarze Majestät ihm ins Gesicht spuckte. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man Wilden immer in gleicher Münze zahlen müsse, spuckte der Engländer wieder. Und er that wohl daran, denn er ermittelte sehr bald, daß man ihn für einen Menschen ohne Lebensart würde gehalten haben, wenn er das Compliment nicht erwidert hätte.

Solcher Beispiele und noch seltsamerer lassen sich Hunderte anführen, aber es kommt mir weniger auf die Mannigfaltigkeit der Formen, als auf die Allgemeinheit der Sache an. Und an der ist nicht zu zweifeln. Eine Monographie über Höflichkeitsbräuche müßte so gut von Kalmücken und Kamtschadalen handeln, wie von Griechen und Römern, vom ältesten Aegypten so gut, wie vom jüngsten Staate Nordamerika's. Eine so universelle Erscheinung, deren Grenzen mit den Grenzen der Menschheit zusammenfallen, kann offenbar nicht aus einer Convention oder gar aus einer Caprice begrenzter Gesellschaftsgruppen oder Zeitabschnitte entstanden sein. Allerdings führt die Höflichkeit bei uns ihren Namen von den Höfen, aber sie ist so wenig an den Höfen entsprungen und von den Ceremonienmeistern zuerst gelehrt worden, wie die Putzliebe von den Schneidern, die Sprache von den Grammatikern. Wie die Sprache ist sie aus einem Triebe der menschlichen Natur erwachsen; hinterdrein erst sind die Ceremonienmeister, wie die Grammatiker, gekommen und haben den vorgefundenen Stoff in Paragraphen geordnet, nicht immer zum Vortheil der Sache.

Wenn wir einen Trieb finden, welcher der ganzen Menschheit gemeinsam und zugleich auf die Menschheit beschränkt ist, — bei den Thieren findet sich kein Analogon von Höflichkeit, höchstens von Galanterie, — dann ist die Vermuthung gerechtfertigt, daß ein solcher Trieb für Entwicklung und Wohlfahrt der Gattung, bei welcher allein er hervortritt, eine gewisse Bedeutung habe, auf ein gewisses Ziel hinarbeite, welches auf anderem Wege nicht oder nicht so leicht zu erreichen wäre, ein Ziel, dessen der Einzelne sich nicht bewußt sein mag, das aber für die Gattung wichtig ist. Dem Triebe zur Sprache, zum Familienleben, zur Staatenbildung sehen wir solche welterziehende Bestimmung leicht ab; daß dem Triebe zur Höflichkeit eine ähnliche Würde zukomme, wird noch heute denen,

die Ihering's „Zweck im Rechte, Band II" nicht gelesen haben, paradox klingen. Eine ähnliche Würde, sage ich, nicht eine gleich hohe. Sprache, Familie, Staat bedeuten für die Erziehung des Menschengeschlechts natürlich mehr als die Höflichkeit.

Höflichkeit ist, einer französischen Definition zufolge, nachgeahmte Achtung, une imitation de l'estime. Die Höflichkeit ahmt Sprache und Geberde der Achtung nach, das ist schon richtig; aber das Wesentliche ist, daß sie es ohne Präjudiz und Consequenz thut, daß sie in keiner Weise für das Vorhandensein wirklicher Achtung sich verbürgt. Höflich kann ich gegen Jemanden sein, von dem ich nichts weiß, auch gegen den, der mir verächtlich ist. Ich benutze die äußeren Zeichen der Achtung lediglich, um ohne Störung und Weiterung mit ihm verhandeln oder auch nur, um friedlich neben ihm existiren zu können. Wäre ich genöthigt, vorab mit ihm über den Grad seiner und meiner Achtungswürdigkeit ins Reine zu kommen, so würde Zeitverlust und Schlimmeres zu besorgen sein. Dieser Gefahr überhebt mich die Höflichkeit, als welche dem Andern zu erkennen gibt, daß ich seine Achtbarkeit bis auf Weiteres präsumire und demgemäß mich betragen werde. Die Höflichkeit kann neben persönlicher Werthschätzung bestehen, aber sie ist unabhängig von ihr. Sie gilt nicht dem Individuum als solchem, sondern der menschlichen Gattung, deren Mitglied ich in dem Anderen erblicke und unter allem Vorbehalt in dieser seiner Eigenschaft respectire. Ich sage ihm gewissermaßen: „Die guten Elemente der Gattung fordern meine Achtung; ich will annehmen, du gehörest zu diesen; ob dem so ist, habe ich zu untersuchen keinen Beruf; bis zum Gegenbeweise behandle ich dich so, als ob es der Fall wäre; verfahr du mit mir nach demselben Grundsatze."

Das klingt nun reichlich abstract, und im Leben spielt sich der Vorgang selten mit vollem Bewußtsein nach diesem Gedankengange ab. In vielen Fällen ist man nicht bloß höflich, sondern noch etwas Anderes daneben, wohlwollend, mitleidig, dankbar, berechnend, gefallsüchtig, boshaft u. s. w., wodurch die einfache knappe Formel der Höflichkeit sich mannigfaltig modificirt; und zweitens thun wir überhaupt nicht Alles, was wir thun, mit klarem Bewußtsein unserer Absicht. Wer aber einmal Anlaß hat, sich deutlich zu machen, was er mit seiner höflichen Phrase eigentlich gewollt hat, der wird ungefähr zu dem von mir formulirten Resultate kommen. Der aller positiven Consequenzen baare Charakter der höflichen Phrasen springt sofort in die Augen, wenn der Andere sie ernsthaft nimmt und z. B. auf die Frage „was befehlen Sie?" wirklich zu befehlen anfängt. Ein Spanier sagte einem Yankee, der seine Uhr bewunderte, der Landessitte gemäß: „sie gehört Ihnen, Señor." Als aber der Yankee Miene machte, die Uhr einzustecken, sagte der Spanier: „was ich aus Höflichkeit anbieten muß, das müssen Sie aus Höflichkeit ablehnen."

Kein Thier ist höflich. Wenn der Hund sich unterwürfig und zuthulich zeigt, so meint er es ganz ernsthaft so. Man könnte versucht sein, in seinen ausdrucksvollen Schwanzbewegungen und seinem Niederducken das erste thierische Dämmern eines Höflichkeitsgefühls zu erblicken, wenn nicht die eigentliche Höflichkeit gerade diejenigen Motive ausschlösse, die den Hund ganz ausfüllen. Wer sich artig erweist, um einen einflußreichen Mann zu gewinnen oder einen zornigen

zu versöhnen oder einen Käufer anzulocken, der handelt nicht aus Höflichkeit. Der Hund klemmt den Schwanz ein, weil er für sich Unannehmlichkeiten befürchtet; er wedelt, weil er einen lieben Bekannten trifft, mit aufrichtiger Freude, oder weil er einen leckeren Bissen wittert. Das Generalisiren, das Absehen vom individuellen Falle und von concreten Zwecken, welches der menschlichen Höflichkeit zu Grunde liegt, ist den höchststehenden Thieren ebenso fremd, wie der Genuß am Komischen.

Gleichwohl ist schwerlich, als der Mensch zuerst auf diesem Planeten erschien, sofort jene Grenzlinie zwischen ihm und der Thierwelt so scharf, wie wir sie sehen, hervorgetreten, das Höflichkeitsgefühl so entwickelt, wie wir es zum Thema der Betrachtung machen können, mit auf die Welt gekommen. Der Keim muß im Menschen von Urbeginn gelegen haben, — denn aus nichts wird nichts, — aber es hat wohl unermeßlicher Zeiträume bedurft, ehe der Keim zur Pflanze sich entfaltete. Der Mensch mußte den gröbsten Bedürfnissen der Selbsterhaltung mit einiger Freiheit gegenüberstehen, ehe in seiner Brust das Gefühl sich regen und gar einwurzeln konnte, daß es löblich sei, auch anderen als den nächsten Jagdgenossen gegenüber feindselige Begegnung zu suspendiren, dem Unbekannten wohlwollende Neutralität zu gewähren, ihn, wenn auch nur symbolisch, mit Zeichen freundlicher Achtung zu begrüßen. Eine lange Schule mannigfacher Erfahrung mußte vorangehen, ehe die Ahnung dämmerte, daß es besser sein könnte, den Nebenmenschen, statt ihn zu tödten, leben zu lassen, mit ihm zu gemeinsamer Jagd sich zu verbünden, Beute gegen Beute auszutauschen, und Aeonen mögen verstrichen sein, ehe das, was Anfangs Ausnahme und Berechnung war, die Begrüßung des nutzenversprechenden Fremdlings, zur milden Sitte *allen* Fremden gegenüber und zum instinctiven Gefühle ohne Nebengedanken ward. Zuerst ist der Mensch dem Menschen ein Feind, den er flieht oder tödtet; auf der zweiten Stufe wird die Möglichkeit erkannt, mit ihm als einem Gehilfen sich zu vertragen. Um solchen Verkehr aber nur zu eröffnen, muß der Eine dem Anderen schon von Weitem, durch Signale gleichsam, zu verstehen geben, daß er ihn nicht tödten wolle. Solche Zeichen müssen bald einen conventionellen Charakter angenommen haben; sie sind die ersten Symbole friedfertigen Umgangs gewesen. Je häufiger die friedlichen Berührungen wurden, je vortheilhafter sie sich erwiesen, um so mehr wich die Scheu vor der Begegnung mit fremden Menschen, wandelte sie sich allmälig in Wohlgefallen und gastliche Stimmung.

Daß man, wenn Fremdlinge nahten, fortfuhr, die alten Friedenssymbole zu gebrauchen, begreift sich bei der Allmäligkeit solcher Umwandlungen leicht; das Zeichen, welches ursprünglich sagte: „du bist deines Lebens sicher", bedeutete im milder gewordenen Zeitalter: „du bist willkommen! wie wir dich behandeln, so mögen wir in der Fremde behandelt werden". Das ist der Beginn höflicher Sitte. Schon im ersten Stadium hat sie den Charakter des Allgemeinen, abstrahirt sie von den Eigenschaften des Einzelnen, ehrt sie in ihm die Gattung, gilt sie auch da, wo kein besonderer Zweck erreicht werden soll. Demgemäß mißt sie Allen mit demselben Maße, wiederholt sie, ohne Unterschied der Personen, immer wieder die nämlichen Worte und Geberden. Es bildet sich ein Codex des Ceremoniells, vor welchem, wie vor dem Code Napoléon, Alle gleich sind. Von

nun an ist man, wenn die Person als solche geehrt werden soll, genöthigt, für den besonderen Fall andere Geberden und Worte anzuwenden oder wenigstens durch Ton und Miene das herkömmliche, für Alle gültige Zeichen der Höflichkeit zu verstärken. Hier liegt die Erklärung, weshalb es unter Umständen kränkend ist, höflich behandelt zu werden, da nämlich, wo man erwartet, ausgezeichnet zu werden.

Daß die ersten Formen der Höflichkeit ursprünglich Friedenssignale waren, also ernstlich bedeuteten, was sie ankündigten, und daß sie erst allmälig zu bloßen Höflichkeiten abschliffen, wird Niemanden befremden, der mit der Naturgeschichte der symbolischen Gebräuche vertraut ist. Der Brauch überlebt nicht nur das Bedürfniß, dem er das Dasein verdankt, sondern sogar die Erinnerung an diesen Ursprung. Man übt ihn, weil er herkömmlich ist, aber man vergißt, weshalb er herkömmlich wurde. Erst die gelehrte Forschung hat uns wieder gelehrt, daß die lärmenden Scherze, welche noch heute in Europa bei den Hochzeiten vielfach vorkommen, nur Nachklänge der Handgemenge sind, die in alten Zeiten den Mädchenraub begleiteten. Was bitterer Ernst gewesen war, wurde ein Spiel der Erinnerung; allmälig schwand auch die Erinnerung, und nur das Spiel, das äußerliche Zeichen, ist geblieben. Analog wird der Vorgang bei Festsetzung der Höflichkeitsregeln gewesen sein, wenn schon ich mich nicht anheischig machen möchte, in jedem Falle den Faden des Zusammenhanges auszuklauben. Wie z. B. jener Negerbrauch, den Gastfreund anzuspucken, auf einen ursprünglichen Sinn zurückzuführen sei, wüßte ich nicht zu sagen.

Dagegen scheinen viele weitverbreitete Höflichkeitsgeberden unzweifelhaft Abkömmlinge des Friedenssignals, welches ja naturgemäß entweder in einer Selbstentwaffnung oder in einer den Waffengebrauch ausschließenden Körperhaltung bestehen mußte. Man senkte die Waffe oder legte sie ab; man erhob die leeren Hände oder streckte sie dem Anderen offen entgegen; man kreuzte die Arme auf der Brust; man kniete nieder oder man berührte den Boden mit der Stirn. Wie naturgemäß diese Bewegungen sind, davon habe ich kürzlich ein modernstes Beispiel gelesen. In Australien hat vor etwa zehn Jahren eine Räuberbande, geführt von den beiden Brüdern Kelly, ein förmliches Schreckensregiment geübt, Städte und Dörfer gebrandschatzt, Waarentransporte und Banken geplündert, mit Mord und Brand gewüthet. Endlich gelang es der Polizei und dem aufgebotenen Landsturm, die Räuber zu umzingeln und in ein Blockhaus zu treiben. Aber erst nach einem vierundzwanzigstündigen Feuergefechte gaben die Belagerten den Widerstand auf. Es waren lauter moderne Rowdies, mit Hinterladern und Revolvern bewaffnet, wahrscheinlich frei von allen gelehrten Reminiscenzen. Was thaten sie, um ihre Unterwerfung anzukündigen? Sie machten es genau wie vor Jahrtausenden besiegte Tartaren und Beduinen es auch gemacht haben werden. „Die Leute," sagt der Polizeibericht, „traten aus dem brennenden Hause, legten sich platt auf den Erdboden und streckten die Hände in die Luft. Da wir sahen, daß sie keine Waffen hielten, stellten wir das Feuern ein, u. s. w." Der australische Polizeiinspector bedurfte keiner paläontologischen Studien, um die urweltliche Geberdensprache zu verstehen.

Verfolgen wir das Friedenssignal, das Zeichen der Unterwerfung, eine Strecke

auf dem Wege seiner Geschichte, so gelangen wir, meine ich, zunächst an einen Punkt, wo es zum Symbol der Ehrerbietung wird. Frieden bietet man vor Allem dem Stärkeren; Unterwerfung gilt dem Sieger; der Häuptling fordert, daß man ihm ohne Waffen nahe, daß, wo er erscheine, Gewaltthat ferne bleibe. Die Entwaffnung, die unkriegerische Körperhaltung, anfänglich in vollem Ernste gefordert, dauerte hernach, als geordnetere Zustände eintraten, gewohnheitsmäßig beim Herannahen des Mächtigen fort, jetzt nur noch als eine Ehrenbezeugung, nicht mehr als nothwendiges Unterpfand der Sicherheit. Und weil der Brauch seine praktische Wichtigkeit verlor, so wurden die einzelnen Bewegungen abgekürzt zu bloßen Andeutungen und erhielten eine scharf umrissene Form; sie wurden gewissermaßen heraldisch stilisirt, manchmal der ursprünglichen Handlung so unähnlich, wie der Wappenadler dem natürlichen. Man warf sich nur noch einen Augenblick nieder, oder man beugte nur noch den Oberkörper; aus dem Hinknieen wurde die Kniebeugung, der Knix; aus der Entwaffnung ein leichtes Senken oder Fernhalten der Waffe, das wir noch in dem Degengruß des Officiers und in den Honneurs der Schildwachen erkennen; aus dem Lüften des Helms ward das Oeffnen des Visirs, welches bei uns im Abnehmen der Kopfbedeckung, beim Militär in dem Handgriffe nach der Stirn fortlebt. In diese Classe gehört vielleicht auch eine wunderliche Ceremonie, die Stanley am oberen Kongo antraf. Der Begrüßende füllt beide Hände mit Sand und reibt damit in umständlicher Weise, in bestimmter Reihenfolge Ellenbogen, Hüften u. s. w., bis der Sand alle ist. Jedenfalls ist er während dieser Procedur kampfunfähig.

Eine andere Bewandtniß dürfte es mit der morgenländischen Sitte haben, welche durch Abthun der Schuhe Ehrfurcht bezeugt, im strictesten Gegensatze zum kopfentblößenden Abendlande. Die morgenländische Sitte wird jüngeren Datums sein, wenn auch immer noch uralt: sie deutet auf eine Entstehungszeit, wo der Häuptling schon ein teppichgeschmücktes Zelt, das Götzenbild einen Tempel mit künstlichem Estrich hatte. Freilich that auch auf freiem Felde Moses seine Schuhe ab, als Jehovah ihm im feurigen Dornbusch erschien; die Sitte hatte ihre ursprüngliche Bedeutung schon vergessen.

Dem Osten und dem Westen gemeinsam ist der Gedanke, daß Stehen mehr Ehrfurcht in sich hat, als Sitzen und Liegen. Natürlich scheint es, daß in primitiven Zeiten, als auch in der Wohnung des Reichen der Sessel und Teppiche wenige waren, der Geringere aufstehen mußte, um dem Vornehmeren Gelegenheit zum Sitzen zu bieten, oder auch um ihm den besseren Platz, näher am Herde oder im Schatten, einzuräumen. Leicht knüpft sich daran die Anschauung, daß Sitzen dem Höheren, Stehen dem Niedrigeren zukomme, gleichviel, ob der Stühle mehr oder weniger sind. Die Gastfreiheit, die Tugend patriarchalischer Zeiten, wirkte fördernd mit. Der Fremdling, der, ganz nach dem Schema der Höflichkeit, um seiner Fremdlingsschaft, nicht um seiner persönlichen Verdienste willen, ausgezeichnet werden soll, wird an der Thür empfangen; der Wirth erhebt sich und führt ihn zu seinem eigenen Platze, bietet ihm seine Dienste an, bevorzugt ihn beim Mahle, geleitet ihn beim Abschiede u. s. w. Aus der steten Wiederholung solcher Verläufe wurde schließlich jenes Ceremoniell der Ehrenbezeugung, welches noch heute, stark abgeschliffen zwar im großstädtischen, deutlicher im

kleinstädtischen und bäuerlichen Verkehr, zu erkennen ist. In altfränkischen Häusern läuft man mitunter noch Gefahr, bei einem gelegentlichen Vormittagsbesuche mit den Hausbewohnern, wenn auch nicht Salz und Brot, doch Wein und Confect theilen zu müssen. Dabei läßt sich wenigstens noch an das Bestreben, dem Besucher „etwas zu Gute zu thun", denken, während es doch unerfindlich ist, worin „das Gute" besteht, wenn der Gast genöthigt wird, sich ins Sopha statt in einen bequemen Fauteuil zu setzen, die Hausfrau statt der Dame seiner Wahl zur Tafel zu führen und die Treppe hinab, auf welcher kein Schatten von Gefahr droht, sich vom Hausherrn geleiten zu lassen. Vernunft entdecken wir nicht mehr in diesen Dingen, aber kraft unvordenklicher Gewöhnung empfinden wir sie ohne weitere Reflexion als ehrende Behandlung.

Und nun frage ich: was würden wir wohl beginnen, wenn wir dies Erbtheil nicht besäßen? Erfinden und decretiren lassen sich diese Symbole nicht, so wenig wie sie sich willkürlich abschaffen lassen. Alle Vereine gegen das Hutabnehmen, welches dem Hute und seinem Träger nachtheilig ist, haben Fiasco gemacht, und auch die so mächtige Sanitätsschwärmerei unserer Tage hat es nicht vermocht, eine rationellere Begrüßungsform durchzusetzen. Aller logischen Opposition ungeachtet bleiben wir der unbewußt entstandenen Sitte unterthan. Und im Ganzen stehen wir uns gut dabei: in der Sitte ist mehr verborgene Weisheit, als in der Logik der Individuen. Die Sitte hat es gefügt, daß der Ehrenplatz bei der Mahlzeit an der Seite der Hausfrau ist; dort hatte in alter Zeit der Gast die beste Sicherheit, reichlich und gut gespeist zu werden. Heute, wo dieser Grund gewöhnlich wegfällt, scheint es rationeller, den Stuhl neben der liebenswürdigsten, oder der geistreichsten, oder der schönsten Dame zum Ehrenplatz zu machen. Aber man bedenke, was entstehen würde, wenn vor jedem Diner und Souper das Schiedsgericht des Paris wiederholt werden müßte! Unter den aufgetragenen Früchten würde der Apfel der Eris nicht selten sich vorfinden. Es ist weit leichter, den Rang, als die natürlichen Vorzüge zu messen, und selbst um den Rang hat es Hader und Haß genug gegeben. Es ist gut, daß die Sitte wenigstens weiteren Zank abwendet.

Der geneigte Leser findet vielleicht, daß ich mehr von Ehrerbietung, als von Höflichkeit rede, was doch sehr verschiedene Dinge seien. Und der geneigte Leser hat Recht: es sind ganz verschiedene Dinge. Höflichkeit im eigentlichen Sinne ist ja völlig unabhängig von der Erwägung, ob Einer hochgeboren, mächtig, reich sei, ob er große Tugenden besitze, glänzende Verdienste sich erworben habe. Sie rechnet nur mit Durchschnittsgrößen. So sehr gehört dies zu ihrem eigensten Wesen, daß sie nur gegen Gleiche und gegen Tieferstehende geübt werden kann, nicht gegen Höhere. Es ist nicht Höflichkeit, wenn der Unterthan vor dem Kaiser Front macht, wenn der Subalternbeamte vor dem Minister sich verneigt. Aber es ist Höflichkeit, wenn der Kaiser den Gruß erwidert, der Minister seinerseits den Hut zieht. Und man wird finden, daß diese Erwiderung meistens sich nicht viel von der Art, wie *Gleiche* in zwangloser Begegnung einander grüßen, unterscheidet. Um so höflicher ist die Erwiderung des Höhern, je weniger Herablassung durchschimmert. Denn *Gleichheit* ist das Lebenselement der Höflichkeit, wie Ungleichheit das der Ehrerbietung. Wenn Einer höflich ist, wo er

ehrerbietig sein sollte, wirkt er alsbald komisch, wie der bekannte „Einjährige", den Prinz Friedrich Karl auf der Straße interpellirte.

— Kennen Sie mich nicht?

„Habe nicht die Ehre."

— Ich bin Prinz Friedrich Karl.

„Sehr angenehm, mein Name ist Cohn."

Die Geschichte ist lehrreich, weil sie einmal die Höflichkeit in ihrem Rechte zeigt (so lange Cohn den Prinzen nicht kennt, benimmt er sich ganz correct), und dann mit einem Schlage sie ins Unrecht, d. h. in eine Situation, wo sie unpassend wird, versetzt.

Eine feinere Nuance bietet die Geschichte, wie Lord Stair vor dem König, wohlgemerkt König Ludwig dem Vierzehnten, in den Wagen stieg. Bekanntlich gehörte der Vorzug in der Karosse des großen Monarchen zu fahren, zu den überschwenglichsten Segnungen, die Höflings Erdenwallen beglücken konnten. Wenn der Herzog von Saint-Simon (der doch zu den unabhängigeren Geistern des Hofs gehörte) von Jemandem zu berichten hat: „le Roi le faisait entrer dans son carrosse", so nimmt er einen Ton an, als ob er sagen wollte, der Himmel öffnete sich! Eines Tages also, als die Wagen vor der großen Terrasse hielten, um den Hof nach Marly zu bringen, und alles athemlos harrte, welcher Glückliche erkoren werden möchte, winkte der König dem neuen Botschafter Englands, mit ihm einzusteigen. Der Botschafter machte seine Reverenz und wollte, wie sich von selbst versteht, warten, bis der König Platz genommen habe. Aber der König blieb am Schlage stehen und sagte: „Steigen Sie ein, Mylord." Und siehe da, ohne einen Augenblick zu zaudern, zum Entsetzen der Hofgesellschaft, stieg der Botschafter ein, und der große Monarch folgte als Zweiter. König Ludwig selbst erklärte hernach seiner entrüsteten Umgebung das Feine der Sache. Dem englischen Botschafter war der Ruf vorangegangen, daß er der vollkommenste Hofmann sei und in den schwierigsten Situationen unfehlbar das thue, was sich zieme. „Ich habe ihn auf die Probe stellen wollen," sagte der König, „und er hat sie bestanden." Die französischen Cavaliere mußten zugeben, daß der Lord, wenn er höflich den Vortritt beanstandet hätte, den König wie einen Gleichen behandelt haben würde, und daß er gerade durch Beiseitelassen der Höflichkeit die Ehrerbietung bewies.

Hier muß ich nun eine Einschaltung machen, um mich vor einem Mißverständnisse zu schützen. Wenn ich sage, man könne gegen Höherstehende nur ehrerbietig, nicht höflich sein, so spreche ich nur von den Fällen, wo das Rangverhältniß *als solches* zur Geltung kommt, vom dienstlichen und ceremoniellen Verkehr, nicht von dem Zusammentreffen auf neutralem Gebiet. Im Salon, an der Tafel, im Club, im Eisenbahnwagen, am Curorte, auf Rigikulm und am Golf von Neapel kennt der Codex der Sitte nur Ladies und Gentlemen, die berechtigt und verpflichtet sind, einander höflich zu behandeln, resp. höflich zu ignoriren, und wennschon unterwürfige Gewohnheit und Befangenheit ihre Devotion auch in die freie Region oft mitschleppen mag und selbst auf dem Montblanc ihre Bücklinge nicht vergessen kann, so sind dies doch nur Ungebührlichkeiten, die man der menschlichen Schwäche zu Gute halten, aber nicht nach-

ahmen soll. Das allgemeine Urtheil verwirft sie; ihm ist es guter Ton, im Verkehr mit Höheren sich einfach und zwanglos zu bewegen; den Kleinstädter, der seinen submissen Frack nie ablegt, belächelt man wie den König im Märchen, der mit Krone und Scepter spazieren geht.

Wenn nun aber Ehrerbietung und Höflichkeit so verschiedene Dinge sind, daß sogar eins das andere ausschließt, wie geht es dann zu, daß ihre Zeichen und Ausdrücke einander so ähnlich, ja zum Theil identisch sind? Hutabziehen, Aufstehen, Entgegenkommen und Begleiten, Verbeugung, Einräumung des Vortritts, alle diese im Verkehr Gleicher geübten Bräuche sind, wie wir wenigstens vermutheten, zuerst Zeichen der Ehrerbietung gewesen, und dasselbe gilt von unseren gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen: „ergebenster Diener", „mit ausgezeichnetster Hochachtung", „erzeigen Sie mir die Ehre" u. s. w. Es gilt ja namentlich und nachweisbar von der allgemein gewordenen Anrede „Herr" und „Frau". Wenn der Bewohner einer anderen Welt uns sprechen hörte, könnte er glauben, daß wir alle gegen einander von Devotion überflössen, während wir selbst nichts davon merken und die Phrasen der Ehrfurcht nur gebrauchen, um nicht ungezogen zu erscheinen.

Hier liegt die Erklärung nicht in prähistorischen hypothetischen Vorgängen, sondern im hellen Licht der Geschichte. Zum Theil vor unseren Augen vollzieht sich die Umwandlung des ehrerbietigen in das höfliche Zeichen, und wir wissen genau, wie es dabei zugeht. Da man nicht immer genau weiß, wie viel Ehre der Andre, der ja oft ein Unbekannter ist, mit Recht oder auch mit Unrecht erwartet, so gibt man ihm im Zweifelfalle, zumal wenn man von höflicher oder schüchterner Gemüthsart ist, lieber zu viel als zu wenig. Das Plus wird allmälig gewohnheitsmäßig (kostet es doch nichts), und nun ist es schon unhöflich, weniger als zuviel zu geben. Natürlich hört die Auszeichnung auf, Auszeichnung zu sein, wenn sie jedem ersten Besten zu Theil wird: von Stund' an ist sie nur mehr einfache Höflichkeit. Wie Papiergeld, wenn es zu häufig vorkömmt, im Course sinkt, so geht es mit Titulaturen, Ceremonien und Phrasen. Wenn irgend ein sociales Gesetz nachweisbar ist, so ist es dieses, daß die Höflichkeit nach und nach die Zeichen der Ehrerbietung für sich usurpirt, sie in immer weiteren Kreisen umlaufen läßt und dadurch entwerthet, daß dann die Ehrerbietung nothgedrungen für ihren aparten Gebrauch neue schönere Zeichen ausgibt, und daß über ein Kleines die Höflichkeit auch dieser neuen Auflage sich bemächtigt und ihre alten abgegriffenen Noten außer Cours setzt.

Kein Volk hat auf diesem Felde eine so unerschöpfliche Erfindungsgabe gezeigt, wie die Deutschen in den letzten drei oder vier Jahrhunderten, auch die Chinesen nicht, die sich conservativ mit den tausendjährigen Regeln behelfen. Kein größerer Contrast als der zwischen den Schnörkeln und dem Schwulste unserer Umgangsformen und dem der beiden Völker des Alterthums, auf deren Cultur doch unsere so vorwiegend beruht. Sinn für feine Lebensart gebrach sicherlich weder Hellenen noch Römern; die Worte „civil" und „Urbanität" weisen ja unmittelbar auf Rom und seine Bürger. Aber der Stil ihrer Lebensart war einfach, knapp und keusch wie ihr Baustil. Sie haben nie einen Menschen anders als Du genannt; Wendungen wie „ich habe die Ehre", „ich erlaube mir" u. dgl. kommen

in ihren Reden und Komödien, ihren Dialogen und Briefen nicht vor. Sie verlegten die Höflichkeit in das Benehmen, nicht in eine absonderliche Syntax und Grammatik; sie sprachen mit Perikles und König Alexander, mit Scipio und Julius Cäsar in den nämlichen Satzbildungen wie mit dem letzten Bürger. Jene formale Gleichheit, welche das Ziel der Höflichkeit ist, ward von den Alten erreicht, indem sie den Vornehmen nicht höflicher anredeten als den Niedrigen; die Modernen, umgekehrt, erstreben die Gleichheit, indem sie den Niedrigen so anreden, als ob er vornehm wäre.

Diese moderne Methode, das Hinaufschrauben von unten nach oben, hat, seitdem die Barbaren Nordeuropa's die Weltherrschaft angetreten, allerdings unter dem Einflusse byzantinischer Hoffitte, erst langsam, dann immer schnellere Fortschritte gemacht bis in die neueste Zeit, in Amerika bereits bis zu einem gleichen Niveau für alle Weißen, in Europa demselben Ziele sich stark annähernd. Von „Herr" und „Frau" sprach ich schon. Der Titel Herr, Dominus, Seigneur, Lord, gebührte ursprünglich nur den Häuptern der Dynastengeschlechter, die Keinen über sich hatten; allmälig gewährte man ihn den großen Vasallen und Prälaten, im späteren Mittelalter auf dem Continent schon allen Ritterbürtigen und allen Geistlichen, die ein bedeutenderes Amt bekleideten. Die Doctoren, die Patrizier, die Rathsmitglieder in den Städten, dann überhaupt die liberalen Professionen und die angesehensten Bürger wurden im Verlaufe der Zeit mit dem adligen Titel beehrt; heute wird er im mündlichen Verkehr den Meisten, im schriftlichen Allen zuerkannt. In meinem väterlichen Hause, d. h. vor fünfzig Jahren wurden Schuster, Schneider und Tischler ganz unbefangen „Meister" angeredet; wir nennen ebenso unbefangen unsere Handwerker, selbst die Gesellen, „Herr". In meiner Jugend hießen die jungen Damen bürgerlichen Standes Mamsellen; auf den Theaterzetteln stand: „Zerline, . . . Demoiselle Sonntag". Heute schreibt man der Köchin „Fräulein" vor den Namen und nennt alle Damen „gnädig" die Schauspielerinnen eingeschlossen.

In Frankreich ist es ähnlich ergangen. Von den drei aus dem lateinischen senior entsprungenen Formen des Herrentitels, Seigneur, Sire und Sieur, hat Seigneur am längsten als Auszeichnung des hohen Adels, Sire als Anrede an den König sich behauptet, Sieur die Wanderung nach unten angetreten wie unser „Herr". Nicht das wenigst Ergötzliche in dem wundervollen Memoirenwerke des Herzogs von Saint-Simon ist die tiefe Trauer, mit welcher der Pair von Frankreich die einreißende Vermengung der Titel als Vorbotin des Weltunterganges an zahlreichen Beispielen illustrirt. Schon, sagt er, entblöden die Minister sich nicht, sich Monseigneur anreden zu lassen! wohin kommen wir? alle Grenzmarken göttlicher und menschlicher Ordnung werden weggespült. Daß gleichzeitig der Bürger sich nicht entblödete, sich Monsieur anreden zu lassen, anstatt Maître, wie es ihm zukam, das ärgerte den Herzog nicht so sehr; ihm lag nur an dem Privilegium des hohen Adels. Einige Menschenalter später spülte dann in der That die große Sündfluth den hohen Adel hinweg, ehe der Titel Seigneur Zeit gehabt hatte, sich so zu encanailliren wie das „Monsieur". Sonst hätte es geschehen können, daß die Franzosen alle sich Monseigneur nennten, wie Italiener und Spanier es wirklich thun und wie wir alle „Herren" geworden sind. So ist

Monsieur allein stehen geblieben, und nur vereinzelt, Prinzen und Kirchenfürsten gegenüber, wagt das feudale Prädicat sich noch hervor. Monsieur ist zwar auch feudaler Abkunft, aber es hatte, als die Sündfluth kam, schon so breites bürgerliches Terrain gewonnen, daß es sich gegen die demokratischen Puristen behaupten konnte. Aber merkwürdig ist es doch, daß diese Puristen einige Jahre lang sich schmeicheln durften gegen die französische Höflichkeit und den französischen bon sens ihr geschmackloses citoyen durchzusetzen. Der Gleichheitsfanatismus schien mächtiger als die höfliche Gewöhnung, und in seiner Blindheit begriff er nicht, daß gerade die Allgemeinheit des Titels Monsieur ein Triumph der Gleichheit sei. „Wenn ich Ihr Herr bin, mein Herr, und Sie mein Herr sind, wo bleibt da die Ungleichheit?“ sagte Beaumarchais.

Im Wesentlichen sind alle Völker Europa's denselben Gang gewandelt, aber keins ist so beflissen gewesen, wie das deutsche, für die Entwerthung des Herrentitels der Eitelkeit der Vornehmen und der Devotion der Niederen immer neuen Ersatz zu schaffen durch immer neue, schwerfällige und bombastische Prädicate. Die übrigen Nationen übergehe ich mit Schweigen, nur von einer, weil sie am strengsten die alten Unterscheidungen festgehalten hat, will ich einige Worte sagen, von den Engländern. Ihnen ist wie im Mittelalter noch heute nur der Mann des hohen Adels und der Prälat der Landeskirche ein „Herr“ (Lord). Auch den obersten Richtern und den Burgemeistern von zwei oder drei bevorzugten Städten gönnen sie diesen Titel. Jeder Andere ist „Meister“ (Mister) geblieben, wenn er nicht etwa einen militärischen Titel führt oder Doctor ist, oder wenn er nicht als Inhaber der Ritterwürde auf das Prädicat Sir (das normannische Aequivalent für das angelsächsische Lord) Anspruch hat. Aber auch in diesem conservativen Lande macht sich jenes nivellirende Gesetz, von dem ich sprach, geltend. Den Lordstitel hat es nicht angetastet, aber schon seit Jahrhunderten wird Jedermann „Sir“ angeredet wie ein Ritter. Jede Mehrheit von Männern nennt man in der Ansprache „Gentlemen“, ob sie zur Gentry gehören oder nicht. Alle Damen sind ohne Unterschied „Ladies“; nur in der Anrede an die Einzelne sinkt diese, wenn sie nicht zu den Privilegirten gehört, zur „Madam“, in der dritten Person zur „Mistress“ herab. Auf Briefadressen schreibt man statt „Mister“ ziemlich allgemein „Esquire“, d. h. Schildknappe, ohne im entferntesten an die Bedeutung des Worts als einer feudalen Rangbezeichnung zu denken.

Selbst königlichen Prädicaten ist es nicht anders ergangen. In den spätesten Zeiten des weströmischen Reiches fing man an, den Kaiser anstatt mit Du mit tua clementia anzureden, auch ab und an mit tua majestas. Während des Mittelalters verblieb die „Majestät“ ausschließlich den römischen Kaisern; andere Monarchen mußten sich mit der „Gnade“ begnügen. Die Könige hießen auch wohl „Hoheit“, und die großen unter ihnen, Spanien, Frankreich, England wurden seit dem sechzehnten Jahrhundert am eigenen Hofe „Majestät“ genannt. Bei Shakespeare werden sie abwechselnd grace, highness, majesty titulirt. Der Kaiser sträubte sich lange, den größeren Monarchen die Majestät zu geben; schließlich mußte er sich darein finden und sich damit trösten, daß er die einzige „kaiserliche Majestät“ sei. Der Herzog von Saint-Simon fand es unverschämt

und lächerlich, daß der König von Dänemark es versucht hatte, in irgend ein Vertragsinstrument sich als Majestät einzuschmuggeln, und er tadelt die Versailler Kanzlei, daß sie aus Gutmüthigkeit ihm zu „Altesse" noch „sérénissime" gegönnt habe. Mit welchen Gefühlen würde er unsere verkommenen Zustände betrachten! Altesse heißen heute die kleinen „landsässigen" Fürsten, die nicht einmal Pairs sind, und „Ew. Gnaden" ist in Wien und in Madrid Jeder, der einen anständigen Rock trägt. Nur in England ist „Ew. Gnaden" (your grace) eine Auszeichnung geblieben, freilich nicht der Könige, aber doch der beiden Erzbischöfe und der Herzöge. Der lateinische Süden hat die Excellenzen und Signorien aufgebracht und streut sie mit vollen Händen auf Alles nieder, was Symptome von Zahlungsfähigkeit zeigt.

Deutschland hat die Excellenz und die Magnificenz importirt, aber daneben einen förmlichen Wuchergarten heimischer Gewächse angelegt, Hoheit, Durchlaucht und Erlaucht, Hoch-, Hochwohl-, Hochedel-, Edel- und Wohlgeboren, Hoch- und Wohlweisheit, Hochwürden, Ehrwürden und Hochehrwürden, eine sinnverwirrende Fülle von Geschmacklosigkeiten, deren Perle mir „Ew. Liebden" zu sein scheint. Daß auch diese Titulaturen immer tiefer herabsteigen, ist bekannt: Hochwohlgeboren ist bereits ein leeres Anhängsel geworden, Wohlgeboren beinahe eine Insulte, wie das geistliche „Ehren", das man früher den Landpastoren gab.

Neben solchen Verschnörkelungen kann es nicht mehr Wunder nehmen, daß Ehrerbietung und Höflichkeit selbst die Grammatik verschraubt und verdrechselt, Singularis in Pluralis, zweite Person in dritte Person umgekünstelt hat. Die Sitte, Ihr statt Du zu sagen, ist nach Jakob Grimm zuerst im neunten Jahrhundert nachweisbar, aber er citirt selbst eine Quelle aus dem fünften, in der es (ganz ungeschichtlich natürlich) heißt, man habe Julius Cäsar geihrzt, „um ihn zu ehren". Auf das Ehren war es jedenfalls abgesehen: der Angeredete sollte für mehr gelten als für *eine* Person. Der Brauch verbreitete sich über ganz Westeuropa, aber schon im späteren Mittelalter war das Ihrzen einfache Höflichkeit; das Du galt nur gegen Geringere und im vertraulichen Verkehr; sonst empfand man es als Kränkung. Kaiser Friedrich der Erste wurde noch vom Papste geduzt, was er seinerseits nur im Zorne zu erwidern wagte. Heute ist das „Ihr" tief von seiner Höhe gesunken. In England hat es das Duzen so vollständig verdrängt, daß man selbst Säuglinge, ja Pferde und Hunde mit you anredet. Es ist nicht Höflichkeitsform mehr; aber wenigstens haben die Engländer es dabei bewenden lassen, ohne, wie andere devotere Nationen, statt der erloschenen eine neue zu entwickeln, von der zweiten auf die dritte Person überzuspringen. Weit früher hat der sklavische Orient denselben Sprung von der ersten Person auf die dritte vollführt: „Siehe, dein Knecht hat Gnade gefunden vor deinen Augen und du hast ihm geholfen", — was den Eindruck macht, als werde es mit ehrfürchtig abgekehrtem Antlitz gesprochen, als getraue der Redende sich nicht zu dem Mächtigen wie ein Ich zum Du zu sprechen. Gewiß von einem ähnlichen Gefühle geleitet, sagte der Abendländer, anstatt „dein Knecht bittet dich", „ich bitte den Herrn, mir seine Befehle kundzugeben". Solche Art zu reden galt für feiner als das Ihrzen, und drang im sechzehnten Jahrhundert aus Italien und Frankreich in Deutschland ein. Aber in Deutschland vertiefte

man den Bückling noch erheblich. Die Ehrfurcht heischte, daß der Herr ein Pluralis sei, und man sagte deshalb: „wie der Herr befehlen", „wünschen der Herr zu speisen". Das Pronomen machte dann den tieferen Bückling mit, und aus „er" wurde „sie", das zu mehrerer Feierlichkeit mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden mußte. Dies schreckliche, naturwidrige, schleppende „Sie" sind wir nicht wieder los geworden; es herrscht im Gegentheil jetzt nahezu allgemein, und nur der vertrauliche Umgang bleibt ihm unzugänglich. Im vorigen Jahrhundert kämpfen noch Ihr, Er und Sie den Kampf um das Dasein, mit zunehmendem Ueberwiegen des schlechtesten Pronomens. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nannte brieflich seinen Kronprinzen ihr, andere Leute er; der Prinz gab ihm Sie zurück. Die Meinung, es sei dem alten Fritz eigenthümlich und eine Art Grobheit gewesen, Minister und Generale er zu nennen, ist irrig; der Brauch war allgemein bis ans Ende des Jahrhunderts und hatte im Munde eines Königs nichts Kränkendes, so wenig es heute verletzt, wenn der Fürst dem Unterthanen gegenüber das „Herr" fallen läßt. In Lessing's, Goethe's und Schiller's Dramen wechseln Er, Ihr und Sie in einer (beiläufig gesagt für die Nuancirung des Dialogs sehr wirksamen) Weise, welche zeigt, daß der Gebrauch noch in der Entwicklung sich befand. Schiller selbst ward von seinem Vater er angeredet, ohne allen verächtlichen Nebensinn. Aber natürlich, je mehr das Sie sich einnistete, um so mehr verlor das Er im Course, um so mehr klang es geringschätzig, und das Selbstgefühl des gebildeten Mannes begann alsbald sich gegen differenzielle Behandlung in diesem Punkte zu sträuben. Vom Schwiegervater ließ man sich das Er allenfalls noch gefallen, wie Vossens „Luise" lehrt; aber Gellert's bekannter Leberreim beweist, daß die gute Gesellschaft anfing gegen die dritte Person Singularis zu reagiren. Die Sprechweise in „Kabale und Liebe" würde heute unmöglich sein. Der Präsident nennt den Secretär, Ferdinand den Vater seiner Geliebten, diese ihren Vater er; Lady Milford fragt das anständige Bürgermädchen: „Luise nennt sie sich?" und ebenso spricht der Präsident zu Luisen. Nur in der Bauernsprache behielt die Anrede in der dritten Person Singularis ihren höflichen Sinn; im Uebrigen beschränkte sie sich auf den Verkehr mit dem gemeinen Mann, Dienstboten und Soldaten, neben dem „vertraulichen Du". Seit 1848 verschwand das Er auch aus dieser seiner letzten Domäne; im Revolutionsjahre forderte der gemeine Mann das Sie mit solchem Nachdruck, daß selbst die Unterofficiere sich fügen mußten, und die Sitte hat hernach diese Errungenschaft besiegelt, zum Glück aber den Sprachgebrauch der Familie und der Kameradschaft nicht, wie in England, angetastet. Im Gegentheil, aus diesem Gebiete, von dem sie vordem bereits einige Provinzen an sich gerissen hatte, ist sie wieder ausgewiesen worden. Vor hundert Jahren nannten Kinder ihre Eltern, Brautleute und selbst Gatten einander Sie, Väter ihre Söhne Er. Das wenigstens hat die Revolution, die mit Rousseau begann, wieder weggespült. Ich habe noch als Kind gehört, mit Verwunderung, als etwas sehr Drolliges, wie mein Vater zu seiner alten Mutter sagte: „Wie befinden Sie sich?"

Mir scheint, daß von den westeuropäischen Völkern die Franzosen am besten gefahren sind. Sie haben von der natürlichen Grazie der Sprache am wenigsten

der Höflichkeit geopfert. Allerdings stehen sie den Engländern darin nach, daß sie die Anrede in dritter Person, die in England nur ganz vereinzelt in Wendungen wie your lordship erscheint, nicht so gründlich ausgemerzt haben. Indeß einmal beschränkt sich in Frankreich diese Anrede — „Monsieur est servi“ — auf besonders ceremoniösen Umgang, während vous das herrschende Pronomen geblieben ist, und zweitens haben die Franzosen sich das unschätzbare Du, das in England nur noch bei den Quäkern als Rarität conservirt wird, nicht nur erhalten, sondern auch, wie wir, seine Grenzen weitergerückt. Besondere Devotionsfürwörter, wie wir sie haben, Hochdieselben, Allerhöchstihre, Dero u. s. w. hat selbst der Versailler Hof nicht gezeitigt.

Tröstlich ist für uns Deutsche, daß wir anscheinend nicht nur den Gipfel des Absurden bereits erstiegen haben, sondern mit der übrigen civilisirten Menschheit uns in der Umkehr zu einfacherem Stile befinden. Gegen die Ueberschwenglichkeiten des Höflichkeitstriebs, die im vorigen Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichten, scheint eine dauernde Reaction eingetreten zu sein, eine Bewegung nach dem richtigen Ziele, dessen Mittel die Höflichkeit ist, nämlich erstens nach der Friedfertigkeit, sodann nach der Bequemlichkeit und endlich nach der Schönheit des Umgangs. Dazu bedarf es Selbstbeherrschung, Schonung fremder Eigenliebe, Anerkennung gleicher Rechte Aller, und die höflichen Formen sollen dazu erziehen, daran gewöhnen. Diese Formen waren aber allmälig anstatt Mittel Selbstzwecke geworden; sie hatten den Umgang, den sie erleichtern sollten, zu einer Last und Arbeit gemacht, ihn zum Schutze wider Rohheit in eine Rüstung geschnürt, die ihn zu ersticken drohte. Wenn Leute wie Lessing das, was man Höflichkeit nannte, haßten, so muß man sich vergegenwärtigen, wie diese Höflichkeit aussah. Sie war eine tägliche Frohnarbeit und eine casuistische Wissenschaft, die das ganze Leben in ein Netz unbequemster Regeln einspann. Die gute Gesellschaft war fröhlich im Schweiße ihres Angesichts, schwitzend vor Anstrengung, schwitzend vor Angst etwas zu versäumen. Und wie es zu gehen pflegt, unter dem Cultus der Formen litt die Sache. Wie um die Observanzen der Religion die gottlosesten Kriege, so sind um die Observanzen des Umgangs die gröbsten Zänkereien geführt worden. Weil man in den Formen die Ehre selbst erblickte, focht man um sie mit ahnungsloser Komik. Wie viele Schritte man dem Besucher entgegengehen, wie viele Grade der Winkel der Verbeugung haben, ob man den Hut nur obenhin lüften oder bis ans Ohr oder bis zur Schulter, zur Hüfte, zum Knie senken müsse, wie viel Ellen Krepp dieser Trauerfall, wie viel jener fordere, ob ein Stuhl mit Lehne oder ohne Lehne anzubieten, auf welcher Höhe des Papiers der Brief anzufangen und mit wie langem Devotionsstrich er zu schließen sei, und ob man bei der Unterschrift verharren oder ersterben solle, — diese und zahllose ähnliche Fragen wurden wie Haupt- und Staatsactionen behandelt, stifteten Haß und Frieden, beherrschten und belasteten das Dasein. Wenn wir von alten Leuten hören, die gute Sitte gehe zum Teufel, so wollen wir nicht vergessen, daß die gute Sitte der alten Zeit auf dem besten Wege war die Natur zu tödten und mit der Natur die natürliche Höflichkeit. Ja, wer alle feinen Sitten jener Zopfzeit gewissenhaft befolgt hatte, mochte nach so saurem Tagewerke wohl meinen, mehr könne man nicht verlangen, mochte wohl vergessen,

daß am Ende die höfliche Gesinnung die Hauptsache sei, — wie der Büßer, der sich die Kniee wund rutscht, mit dem Himmel sich abgefunden zu haben glaubt.

Unser Jahrhundert, so dünkt mich, hat wenigstens gelernt, daß hinter den Symbolen eine Sache steckt, auf die es ankömmt und auf welche die Schule der Jahrtausende abzielt. Wir begreifen, daß es ein Ideal des Verkehrs gibt, — Jeder in Jedem die Würde der Gattung respectirend, Jeder in Jedem die Schwächen unserer gemeinsamen Natur schonend, das Wohlwollen in den kleinen Dingen des Lebens den Vortritt gewinnend vor der rohen Selbstsucht. Und wir verstehen, daß alle Observanzen der Höflichkeit nur Werth haben, wenn sie auf dies Ideal hindeuten, zu ihm erziehen, daß ihr Uebermaß schädlich wirkt, weil es das Wesen der Sache unter den Aeußerlichkeiten verschüttet. Noch bleibt mancher Zopf abzuschneiden, aber zurückschauend dürfen wir doch sagen: es ist besser geworden. Welche Massen unnützen Ballastes haben wir über Bord geworfen, wie viel kostbare Zeit dem leeren Formelkram abgewonnen! Man kann sagen, daß wir ohne die starken Abbreviaturen, welche wir in Dingen der Etikette vornehmen, das Leben zu kurz finden würden, um die Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen. Ich erinnere nur an die Erfindung der Visitenkarte, — deren Urheber leider, wie so mancher Wohlthäter der Menschheit unbekannt geblieben ist. Welche colossale Summe Zeit und leerer Redensarten erspart diese Abbreviatur des Besuches der Welt!

Es ist wahr, zum großen Theil ist die Höflichkeit eine Concession an die menschliche Eitelkeit. Aber ist sie deshalb verwerflich? Schriebe ich eine Abhandlung über die Eitelkeit, so könnte ich vielleicht auch ihr einige gute Seiten abgewinnen, vielleicht zeigen, daß sie nicht allein eine große, sondern auch eine nützliche Rolle in der Welt spiele und insoweit Schonung verdiene. Das Thema wäre nicht uninteressant. Aber zugegeben, Eitelkeit wäre absolut schlecht. Jedenfalls existirt sie, eine der Großmächte dieser Welt, und jedenfalls ist da, wo man auf ihre Empfindlichkeit keine Rücksicht nimmt, auf die Dauer ein geselliger, ich glaube nicht einmal ein polizeilich correcter Verkehr möglich. Wer geselligen und friedlichen Verkehr der Menschen nicht auf engste Freundeskreise beschränkt sehen möchte, vielmehr ihn in den weitesten Grenzen für wünschenswerth hält, der muß die Concession, ohne welche solcher Verkehr undenkbar ist, bewilligen, es sei denn, daß er fände, sie verstoße gegen höhere Pflichten, gegen unverrückbare Gesetze der Sittlichkeit, z. B. gegen die Wahrhaftigkeit. Derartige Scrupel gegen die Höflichkeit bestehen, wie wir schon sahen, allerdings: es gibt Leute, namentlich in England, die es für sündlich halten, eine höfliche Phrase zu gebrauchen, die sie nicht eidlich erhärten können. Wenn ein unbequemer Besuch sich anmeldet, sagen sie beileibe nicht: „Ich bin nicht zu Hause", sondern: „Ich bin beschäftigt", oder „Ich bin verhindert", was doch auch in den meisten Fällen nur eine Umschreibung ist für: „Man lasse mich ungeschoren!" Jedenfalls ist diese Lüge nicht schlimmer als die andere, sich „ergebenst" zu unterzeichnen, wo man keine Ergebenheit fühlt.

Nun bedarf aber der Vordersatz, von dem diese Puristen ausgehen, „daß man Jedem die Wahrheit schuldig sei", gar sehr des Salzkorns. Humboldt hatte einmal gelegentlich an Varnhagen geschrieben, „Wahrheit schulde man nur denen,

die man achte", und Fräulein Affing hatte das drucken lassen. Darob erhob sich denn großes Zetergeschrei über Humboldt's laxe Moral: die Wahrheit zu sagen sei man immer und überall verpflichtet. Wenn dem so wäre, hätte es freilich mit der Höflichkeit ein Ende. Aber was heißt denn, die Wahrheit sagen? Für mich (und für Menschen überhaupt) heißt es immer nur soviel als: das sagen, was ich für wahr halte. Und es ist mir doch mehr als zweifelhaft, ob jeder Mensch verpflichtet, ob er auch nur berechtigt ist, in diesem Sinne überall und immer die Wahrheit zu sagen. Ich male mir aus, wie, wenn diese Regel gelten sollte, manche Begegnung, die jetzt harmlos verläuft, sich entwickeln möchte.

„Ach, Herr Professor, gut, daß ich Sie sehe; ich möchte Ihnen doch mittheilen, daß ich Ihre Fresken unter aller Kritik finde."

„Aber, Herr Pastor, Ihre Predigten werden immer langweiliger!"

„Häßlich sind Sie einmal, gnädige Frau, aber in diesem geschmacklosen Putz sehen Sie geradezu garstig aus."

„Sie müssen wissen, Herr Commerzienrath, daß ich Sie im Grunde für einen ganz gemeinen Gauner halte."

Es gibt ja Fälle, wo es Pflicht wird, solche Dinge zu sagen; aber in der Regel hat man nicht einmal das Recht zu derartigen Offenherzigkeiten. In den zehn Geboten steht bekanntlich nicht, „du sollst nicht lügen", viel weniger „du sollst immer sagen, was du für wahr hältst". Und der Apostel schreibt: „Richtet nicht". Das gilt vom Richter über Personen, aber auch die sachliche Wahrheit, d. h. was ich dafür halte, darf ich keineswegs überall und gegen Jedermann aussprechen. Mit gutem Grunde schließt der gute Ton von dem Gespräche in gemischter Gesellschaft und bei der Begegnung mit Unbekannten alle Themata aus, durch welche die Leidenschaften in Bewegung gerathen könnten. Mit gutem Grunde, weil bei solchen Gelegenheiten das Disputiren nie der Wahrheit zum Siege verhelfen, wohl aber nutzlose Erbitterung erzeugen kann. Leider ist man nicht immer gegen indiscrete Versuche, ein unfriedenstiftendes Thema aufs Tapet zu bringen, gesichert. Es gibt Leute, die nicht ruhen, ehe sie nicht ihre Ansichten über irgend eine brennende Streitfrage, über Zukunftsmusik, Zuckerbesteuerung, Semitenthum, verlautbart und zu erkennen gegeben haben, daß sie Jeden, der anders denke, zu zermalmen gesonnen seien. Gegen solche Aufdringlichkeiten verhält man sich am besten schweigend, und wenn das nicht hilft, thut man wohl, einfach zu sagen, daß man über diese Dinge anders denke, und daß man sehr begierig sei zu vernehmen, was für Reisepläne für den nächsten Sommer gemacht würden.

Der Pessimist wendet nun ein: man könnte sich die höfliche Verschleierung der Wahrheit gefallen lassen, wenn es wahr wäre, daß sie motivirt werde durch Achtung vor den Meinungen Anderer, durch den Wunsch, fremde Eigenliebe zu schonen, durch die Besorgniß, ungerechte Urtheile zu fällen. In den meisten Fällen aber sei lediglich Feigheit das Motiv, die Furcht vor Repressalien. Die Höflichkeit sei eine auf Gegenseitigkeit basirte Versicherungsanstalt gegen unangenehme Wahrheiten, und nur insofern nützlich, als ohne sie es in der Welt zugehen würde wie in einem Bagno.

Die Menschen kennen sich einander nicht.
Nur die Galeerensklaven kennen sich,
Die eng an eine Bank geschmiedet keuchen,
Wo Keiner was zu fordern hat, und Keiner
Was zu verlieren hat, die kennen sich,
Wo Jeder sich für einen Schelmen gibt . ...
Und seines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die Andren höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen.

So sagt Goethe in classischen Versen, und in classischer Prosa erzählt Schopenhauer seine Fabel von den Stachelschweinen.

„Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um durch die gegenseitige Erwärmung sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfniß der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Uebel, so daß sie zwischen beiden Leiden hin- und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. So treibt das Bedürfniß nach Gesellschaft, aus der Monotonie und Leere des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: keep your distance! Vermöge derselben wird zwar das Bedürfniß gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden."

Dem Dichter und dem Philosophen mag ein trefflicher Land- und Volksschilderer sich anschließen, der uns ergötzlich zu Gemüthe führt, was dabei herauskömmt, wenn — bei sonst gutmüthigen Leuten — Europa's übertünchte Höflichkeit canadischer Aufrichtigkeit weicht. Von der entschwundenen Gemüthlichkeit der Stammkneipen in den Städten Tirols redend, sagt Steub:

„Man hört häufig die Behauptung, die Stuben seien, namentlich in den Wirthshäusern, zu akustisch gebaut. Wenn nur drei fröhliche Zecher an einem Tische zusammen sitzen, erhebt sich oft schon ein solcher Lärm, daß die Anderen ihr eigenes Wort nicht mehr verstehen. Der allgemeine Umgangston war früher wohl sehr gemüthlich, aber doch etwas rauh und herbe. Man schätzte nichts höher als die Wahrheit, und Jeder glaubte sich verpflichtet, das, was er für Wahrheit hielt, dem Andern ins Gesicht zu sagen. Da aber der Andere die Wahrheit dieser Wahrheit nicht immer anerkannte und jeder Freund der Wahrheit bald wieder einen Anderen fand, der auch ihm die Wahrheit sagte, so traten beim Abendtrunke sehr oft Verstimmungen ein, so daß Einer nach dem Andern fortblieb. Die verwundeten Löwen hielten sich fortan schmollend zu Hause, und mancher soll in der Langeweile sogar geheirathet haben."

Mich dünkt, wenn die Höflichkeit in der That nur den Lärm der Rohheit dämpfte, nur die Stacheln frecher Selbstsucht abstumpfte, es wäre schon eine

große Wohlthat. Wir sind froh, wenn die Binde das häßliche Geschwür uns verbirgt, ob wir schon wissen, das hinter ihr das Geschwür eitert. Aber die Binde dient nicht nur zum Verhüllen, sondern sie fördert auch die Heilung. In der höflichen Uebung steckt eine civilisirende Kraft. Die Sitte, vermittels ihrer Etikette, drillt den natürlichen Menschen, seinen Körper, seine Zunge, seine Leidenschaft anständig zu beherrschen; sie nöthigt ihn, fortwährend zu bedenken, daß die Anderen auch da sind. Erst wenn die elementare Wildheit gebändigt, die Cultur zur unbewußten Gewohnheit geworden ist, kann sich jene höhere Höflichkeit entfalten, die nicht bloß mechanisch Regeln befolgt, sondern selbständig wirkend, nach der Beschaffenheit des einzelnen Falles, in wohlwollenden, taktvollen Handlungen und Unterlassungen sich bethätigt, die Höflichkeit des Herzens.

Freilich entspringt diese Höflichkeit aus der Güte des Charakters, die den Trieb empfindet, den schweren Lebensgang den Mitpilgern zu erleichtern, ihnen nicht allein ihr Recht, sondern darüber hinaus alles Gute zu gewähren, was Reisegefährten einander anthun können. Aber Herzensgüte allein ist noch nicht Herzenshöflichkeit. Herzensgüte kann unbeholfen, plump, tactlos, unzart sein, despotisch und zudringlich; sie will manchmal beglücken wie der Andere nicht beglückt sein mag, uneingedenk, daß keine Wohlthat dem Menschen das aufwiegt, was ihm das Kostbarste ist, seine Freiheit. Solche uncivilisirte Herzensgüte zeigt ihren gediegenen Werth, wenn schwere Schicksalsschläge ihre Hilfe herausfordern; den täglichen Umgang zu verschönen ist nicht ihre Sache. Da aber gerade liegt die Wirkungssphäre ihrer liebenswürdigen Tochter. Gütig-höflich wartet sie in den kleinen Dingen des Lebens täglich und stündlich ihres Dienstes; mit geschäftiger Phantasie sieht sie voraus, was Anderen peinlich sein möchte, um es wegzuräumen, was erwünscht, um es zur Stelle zu bringen; alles was sie thut, thut sie mit leichter Hand, damit der freundliche Dienst nicht schwer wiege wie eine solide Wohlthat, nicht dem Andern der Dank zur Last und der Genuß der Freiheit verkümmert werde. Solche Höflichkeit ist doch mehr als die Berechnung der Stachelschweine. Aber sie hat eine Aehnlichkeit mit jener egoistischen Lebensregel Schopenhauer's. Auch das Wohlthun hat seine Stacheln; auch die Liebenswürdigkeit soll den Leuten nicht zu nahe auf den Leib rücken, und sie soll des Guten nicht zu viel thun, welches oft lästiger fällt als gänzliches Ignoriren. Immer dem Brausen stürmischer Menschenliebe ausgesetzt sein, ist ein unbehaglicher Zustand; aber angenehm ist es, den leisen Luftzug zu spüren, der des Tages Schwüle lindert und ein feines Arom aus unsichtbaren Gärten mit sich führt. Ja, man kann ein kreuzbraver Mensch sein und dennoch, wenn man nach dieser Seite hin stumpf ist, wenn man nicht die höfliche Kunst versteht, sich an die Stelle des Andern zu versetzen, eine Fluth von Plagen über seine Mitmenschen ausgießen.

Der Unhöfliche ist unpünktlich, weil er die Pein des Wartenden, die Kostbarkeit der Zeit des Andern nicht mitfühlt; er schickt unleserliche Briefe ab, weil er die Mühsal des Entzifferns sich nicht vergegenwärtigt; er redet im Concert den Nachbarn an, der eben andächtig der Musik folgt; er drängt im Schauspiel sich durch die Reihen der Zuschauer, die athemlos den Worten des Tragöden

lauschen; er spricht im Hause des Gehenkten mit Vorliebe vom Galgen; er foppt einen wehrlosen Bekannten in Gegenwart Fremder; er schüttet sich vor Lachen, wenn die Gesellschaft bei grobdrähtigen Späßen in Verlegenheit geräth; er öffnet die Fenster, während er sich auf dem Clavier übt; er schenkt den Kindern eines Nervenkranken Trompeten und Trommeln; er hält seine Unterredungen mit Gevattern gern auf dem Trottoir, so daß die Passanten den Fahrdamm aufsuchen müssen; und wenn er einmal nothgedrungen sich aufmerksam erweisen muß, arrangirt er Serenaden für den Tauben und Feuerwerk für den Blinden. Er sage ich; ich könnte auch sie sagen. Denn das weibliche Geschlecht ist in diesem Punkte zwar besser als das männliche, aber nicht viel, und bei den Frauen nimmt sich der Mangel, wie jeder Mangel, häßlicher aus. Ich glaube, im Allgemeinen haben die Frauen mehr von der liebenswürdigen, die Männer mehr von der gerechten Seite der Höflichkeit. Daher die Frauen z. B. in Unpünktlichkeit, Sperren der Passage und ähnlichen das Rechtsgefühl verletzenden Rücksichtslosigkeiten voranstehen. Ueber das Verhältniß der Frauen zur Höflichkeit ließe sich überhaupt noch allerlei sagen, nicht nur über den Beruf, den Goethe ihnen zuweist, den Männern zu lehren, was sich wohl geziemt und die Sitte zu hüten, die dem leichtverletzlichen Geschlechte besonders nützlich ist, sondern auch über die eigenartige Höflichkeit, welche die moderne Welt ganz speciell für den Verkehr der Männer mit den Frauen ausgebildet hat und die vielleicht nicht ohne nachtheiligen Einfluß für die minder verständigen Damen geblieben ist. Aber ich sehe nicht ab, wie weit mich die „Galanterie" führen würde, und ich habe das Gefühl, als sei es hohe Zeit an den Schluß zu denken.

Aus zahllosen habe ich einige Beispiele dessen angeführt, was wahre Höflichkeit nicht thun würde. Es ist leichter zu sagen, was sie nicht thut, als was sie thut; im Unterlassen des Verletzenden ist sie größer fast als im positiven Handeln. Sie thut das Gute wirklich im Verborgenen und rechnet nicht auf Dank und Gegenseitigkeit. Wo bliebe der Dank für das vermiedene kränkende Wort, für die nicht berührte wunde Stelle, für die mit heiterer Miene verzehrte schlechte Mahlzeit, für die mit aufmerksamem Antlitz zum hundertsten Mal angehörte Geschichte, für den leise entfernten Stein des Anstoßes, für die durch Schweigen ersparte Beschämung? In einer großen Stadt wohnten ein Graf und ein Ingenieur, die denselben Namen führten, nur daß der eine von X und der andere einfach X hieß. Die Beiden kannten einander; der Graf ließ sich von dem Ingenieur allerlei Projecte ausarbeiten. Eines Tages, als er ausgehen wollte, um mit dem Ingenieur etwas zu besprechen, reichte der Bediente ihm ein so eben abgegebenes Paket: „ein Paar neue Schuhe für den Herrn Grafen." „Schuhe? ich trage keine Schuhe; das wird wieder eine Verwechselung mit dem Herrn X sein. Gib das Paket nur her; ich werde es ihm mitnehmen." Man sieht, der Graf besorgte nicht, mit seinem Pakete für einen Dienstmann gehalten zu werden. Aber die Frau des Ingenieurs, die ihn nicht kannte, taxirte ihn doch wohl für eine Art Commissionär; denn als der Graf ihr den Wunsch zu erkennen gab, ihren Gemahl zu sprechen, antwortete sie: „Sie haben etwas abzugeben? bitte, in der Küche." „Ich habe ein Paar Schuhe abzugeben, aber ich möchte Ihren Herrn Gemahl auch sprechen." „Ja, ja, warten Sie nur in der

Küche; mein Mann wird gleich kommen." Der Graf ging in die Küche, gab der Magd die Schuhe und verließ das Haus. Auf der Straße begegnete ihm der Ingenieur. Jetzt hätten, glaub' ich, unter tausend neunhundert und neunzig gesagt: „In Ihrem Hause, lieber X, ist mir eben etwas Spaßhaftes begegnet; so und so;" und der Ingenieur wäre vielleicht sehr erschrocken und die Frau hätte nachträglich sich unbehaglich gefühlt. Der Graf aber erzählte von dem spaßhaften Vorfall kein Wort, theilte dem Ingenieur nur seine Aufträge mit, grüßte ihn und ging von dannen. Das war echte Herzenshöflichkeit, frei von jeder egoistischen Rücksicht, selbst auf Dank völlig verzichtend, über das Gebiet der Formen, die „Nachahmung der Achtung" schon weit hinausreichend.

Um vollständig zu sein, müßte ich nun auch die Grenze angeben, über welche die Höflichkeit nicht hinausreichen sollte, jenseits welcher ihre Berechtigung erlischt. Aber ich bescheide mich, auf die Logik der Dinge hinzuweisen, aus welcher sich von selbst ergibt, daß die Höflichkeit da zurückzutreten hat, wo ihr Zweck, den menschlichen Verkehr vor Störungen zu schirmen, durch stärkere Bollwerke, als Kameradschaft, Freundschaft, Familiensinn, Liebe, gesichert wird, und nicht minder da, wo ein höheres Bedürfniß als das des geselligen Umgangs in Frage kömmt, die allgemeine Wohlfahrt, die wissenschaftliche Wahrheit, die Moral, die Rechtspflege. Diesen Satz, zumal seine zweite Hälfte, besonders einzuschärfen halte ich nicht für nothwendig: die Menschen sind nur allzu geneigt, den Vorwand „berechtigter höherer Interessen" zu benutzen, um sich vom Zwange der guten Lebensart zu emancipiren. Die politische und die wissenschaftliche Polemik sündigt gewiß weit mehr auf der Seite unnöthiger Grobheit als auf derjenigen übertriebener Höflichkeit. Anders verhält es sich, wenn wirklich vor der Macht höherer Triebe die Höflichkeit verblaßt, wie Kerzenlicht vor dem Sonnenschein. Zwar ist es hübsch, wenn auch über die innigsten menschlichen Beziehungen, über Freundschaft und Familienleben, sich ein zarter Schimmer von Höflichkeit breitet, aber die formelle Höflichkeit der Welt würde nicht allein das Behagen und die Zwanglosigkeit des häuslichen Lebens zerstören, sondern auch die erziehende Kraft, die in der derberen Aufrichtigkeit der nahen Blutsverwandten und der Kameraden liegt, abschwächen. Es gibt schöne Mädchen, die nur von ihren Brüdern die Wahrheit hören. Auch würde der Accent der Vertraulichkeit der Familiensprache verloren gehen, wenn sie ebenso klänge wie die Sprache, die man gegen *Alle* gebraucht, auch gegen die Fremdesten. Deshalb wird die höfliche Form schneidende Kränkung, wenn sie im Ernste gegen die Nächsten angewandt wird, wenn der Mann die Frau, der Vater den Sohn, der Freund den Duzbruder plötzlich „Sie" anredet.

Noch eine Grenze gibt es, wo es richtig sein kann, die Höflichkeit bei Seite zu lassen, nämlich da, wo der Kampf gegen die Unhöflichkeit beginnt. Wenn die Höflichkeit eine wichtige Sache im Leben ist, wichtig wie für eine große Maschine das Oel, ohne dessen glatte Fluth alles sich zerreiben und entzünden, nichts vorwärts kommen würde, dann ist es auch erlaubt, sie gegen die natürliche Rohheit zu schützen. Wo die Rohheit allen erziehenden Einflüssen der gesellschaftlichen Gewöhnung, der Scheu vor Tadel, des guten Beispiels und der Belehrung getrotzt hat, da soll man nicht anstehen, gegen die Ungezogenheit draftisch zu

reagiren, nicht allein gegen die flegelhafte Insolenz, sondern auch gegen die arglose Ungeschliffenheit, die „nur nicht daran gedacht hat", wie grob sie sei. Man erfüllt damit eine sociale Pflicht, und die Leute haben Recht, welche unhöflicher Behandlung gegenüber sagen: das lasse ich mir nicht gefallen. Wenn man sich Alles gefallen läßt, behalten die Rüpel die Oberhand. Es ist mehr als gekränkte Eitelkeit, was sich in uns auflehnt, wenn wir selbst das Opfer ungebührlicher Begegnung werden. Wenn wir um des lieben Friedens willen oder um Skandal zu vermeiden, zu zahm gewesen sind, haben wir hernach Gewissensbisse, wie wegen einer verabsäumten Pflicht. Ich kannte einen feinen, liebenswürdigen Maler, der Tage lang sich nicht beruhigen konnte, weil er in seinem Atelier einem hochnäsigen Geldbrotzen nicht den Hut vom Kopfe geschlagen habe. Damit will ich nicht sagen, daß man immer gleich zu den directesten und handgreiflichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen soll. Hübscher ist es, wenn man den Ungezogenen beschämt, indem man ihm den Spiegel der guten Lebensart vor Augen hält, wie Heine es machte, als im Lesezimmer zu Dieppe die schwatzenden Engländerinnen sich niederließen. Er trat zu den Störerinnen und sagte mit größter Freundlichkeit: „Wenn mein Lesen vielleicht die Damen stört, werde ich gern hinausgehen!"

Das Märchen von den zwei Rosen.

Von

Ernst von Wildenbruch.

Vor den Thoren einer großen Stadt, in welcher viele Menschen lebten, reiche und arme, wohnte ein Gärtner, der einen großen herrlichen Rosengarten besaß. Da wuchsen Rosen von allen Farben und allen Arten, denn der Gärtner verstand sein Handwerk; er zog die Rosen mit vieler Kunst auf und hegte und pflegte sie mit aller Sorgfalt, nicht aus Liebe zu den Blumen selbst, sondern um des Verdienstes willen, denn er verkaufte die Rosen an die Leute in der Stadt.

Und sein Fleiß trug reichliche Früchte, denn die Menschen kamen in großer Zahl und kauften seine Rosen und pflanzten sie in ihre Gärten und schmückten damit ihre Zimmer — freilich nur die Reichen; denn der Gärtner forderte viel Geld für seine Blumen, und das konnten die Armen nicht bezahlen.

Einstmals nun, als die Sonne ihren lieben Sohn, den Sommer wieder an der Hand dahergeführt hatte, damit er auf der Erde spazieren ginge und Alles mit Freude erfüllte, da waren mitten im Garten zwei Rosen aufgeblüht, schöner als Alle, die sonst im Garten waren.

Jede der beiden wuchs an einem besonderen Stock, aber die Stöcke standen in einem und demselben Beete so nah' zusammen, daß wenn die Rosen ihre Häupter ein wenig neigten, sie einander beinahe berührten.

Daher kam es, daß die beiden Rosen innig befreundet wurden; sie nannten sich „Du" und obschon sie nicht ganz gleich von Angesicht waren — denn die eine hatte zarte gelbliche Blätter mit röthlichem Kelch, die andere war schneeweiß von außen bis in das Herz — obschon sie also verschiedener Abstammung waren, betrachteten sie sich dennoch als Schwestern und vertrauten sich gegenseitig alle ihre Geheimnisse an. Und wenn sie das thaten, dann ging ein so süßer Duft von ihren Lippen, daß der Garten ringsumher in lauter Wohlgeruch schwamm, und ihr Gekose war so lieblich anzusehen, daß die kleinen Käfer, die geschäftig über die Erde liefen, stehen blieben und sich anstießen und sagten: „Seht, da erzählen sich die Rosen wieder etwas; was mag es wohl sein?"

Das aber, worüber die Rosen sich unterhielten, war ihre Zukunft; denn da sie noch ganz jung waren, hatten sie noch keine Vergangenheit und konnten

davon nicht sprechen; über ihre Zukunft aber sprachen sie um so lieber und um so mehr, denn sie bestand aus lauter köstlichen Träumen.

Daß sie die schönsten im ganzen Garten waren, das hatten sie wohl erfahren, denn das erkannten sie jeden Tag aus den leuchtenden Blicken, mit denen der Gärtner sie ansah, das hörten sie aus dem Munde vorübergehender Besucher und das empfanden sie jeden Morgen, wenn der Morgenwind in den Garten gehuscht kam, die Nacht ausfegte und den Rosen ringsumher auf die Köpfchen tupfte, so daß sie sich neigten und beugten. Das war dann immer wie eine Huldigung, welche der Garten ihnen beiden darbrachte.

Da erklärt es sich nun, daß die beiden Rosen, obschon sie im Grunde des Herzens gut und gütig waren wie Rosen es sind, ein wenig stolz wurden und große Anforderungen an ihr zukünftiges Schicksal stellten.

Nur ein König konnte es sein, oder ein Fürst, oder wenigstens ein ungeheuer reicher Mann, der sie dereinst kaufen und heimführen würde, darüber waren sie einig, und ihre einzige Sorge bestand darin, daß man sie alsdann trennen und die eine hierhin bringen möchte, die andere dahin. Das war ihr Kummer, da sie sich so lieb gewonnen hatten, und wenn der Gedanke ihnen kam, dann weinten die Rosen, jede eine einzige große Thräne, und die lag dann, wenn es Tag wurde, wie ein leuchtender Tropfen in ihrem Kelche, und das war wieder gar lieblich anzusehen. Ja, es war so schön, daß der Morgenwind, der doch weit im Lande herumkam und daher ein Kenner der Blumenschönheit war, alsdann voll Staunen vor ihnen stehen blieb und seine Reverenz machte und sagte: „Der echten Schönheit kleidet Alles schön, sogar der Schmerz.“ Und dann nickten ihm die Rosenschwestern freundlich zu und sagten: „Ach, was sind Sie für ein reizender junger Mann, lieber Herr Morgenwind, daß Sie schon am frühen Morgen so geistreich sein können.“ Und dann fühlte sich der Morgenwind sehr geschmeichelt und nahm seine Frackschöße auf und flog weiter. —

So gingen die Tage dahin, und es waren bereits viele, viele Besucher und Käufer in den Garten gekommen, nur für die beiden Rosen hatte sich noch Keiner gefunden, denn es war, als ob Alle im Stillen wüßten, daß die zu etwas Besonderem bestimmt wären. Aber da geschah es an einem schönen Sommer-Nachmittage, als es schon gegen Abend ging, daß ein prächtiger offener Wagen dahergerollt kam und vor der Gartenthür anhielt. Die beiden Rosen konnten den breiten Gartenweg hinunter gerade durch das Gitterthor hindurchschauen, und als sie den Wagen vor demselben erblickten, zuckte es ihnen durch das Herz, als ahnten sie, daß das etwas zu bedeuten hätte, und sie lehnten die Wangen aneinander und flüsterten sich ganz leise ihre Gedanken zu. Auf dem Bock des Wagens saß der Kutscher, und neben ihm ein Diener, und beide hatten Röcke und Hüte mit breiten goldenen Tressen, und weil die Rosen noch so unerfahren in der Welt waren, so meinten sie, die beiden da oben auf dem Bocke, das wären die Hauptpersonen. Aber da kam ein Marienkäferchen, das sich viel in herrschaftlichen Häusern bewegt und einmal sogar auf der Hand einer wirklichen Prinzessin gesessen hatte, durch die Luft dahergesegelt, und als es hörte, was die Rosen sprachen, sagte es: „Nicht doch; die auf dem Bocke sind ja nur die Diener; die im Wagen drin sitzen, auf die müßt Ihr hinschauen.“

Da machten nun die Rosen die Augen weit auf, aber die im Wagen gefielen ihnen gar nicht sehr gut; denn das eine war eine Dame, die gar nicht mehr jung und auch gar nicht hübsch war, und das andere ein Herr, der zwar einen stattlichen schwarzen Bart, aber keinen Platz im Gesicht hatte, den schönen Bart unterzubringen.

Wie aber die Rosen ihre Bemerkungen darüber austauschten, fing das Marienkäferchen wieder an und sagte: „Ihr versteht doch aber auch gar nichts von der Welt, Ihr beiden; wißt Ihr denn nicht, daß dies dort der reichste Banquier aus der ganzen Stadt, und die Dame seine Frau ist? Wozu brauchen denn reiche Leute hübsch zu sein? Das überlassen sie den Armen, die sonst nichts haben."

Da schämten sich die Rosen über ihre Unwissenheit und wurden ein wenig roth vor Verlegenheit, und das stand ihnen wieder sehr gut.

Unterdessen waren der Herr und die Dame aus dem Wagen gestiegen, und hinter ihnen drein kam ein Hündchen herabgeklettert, das hatte ganz silberweiße Haare und war so rund, daß es nur ganz langsam watscheln konnte, und dazu machte es ein verdrießliches Gesicht, und von Zeit zu Zeit bellte es ein wenig, und das klang, als wenn es riefe: „Geht weg! weg! weg!"

Der Gärtner stand an der Thür des Gartens und hatte den Hut vom Kopfe gezogen und machte einen tiefen, tiefen Diener, und der Herr nickte ihm ein wenig zu, die Dame aber ging an ihm vorbei und sah in die Luft. Und als das Marienkäferchen das gewahrte, rief es den Rosen zu: „Da könnt Ihr einmal etwas lernen: seht Ihr, so müssen reiche Leute es machen, wie die Dame es macht; die versteht sich darauf, reich zu sein!" Die Rosen aber schämten sich wieder über ihren schlechten Geschmack, denn es hatte ihnen eigentlich gar nicht gefallen.

Nun kamen die Herrschaften den breiten Gartenweg herauf, gerade auf die Stelle zu, wo die beiden Rosen standen, und bei jedem Schritte, den die Dame machte, knisterte und rauschte ihr seidenes Kleid, so daß es klang, als ob es der Natur rings umher zuriefe: „pst, pst, ich bin aus Paris, ich bin aus Paris."

Dabei ging der Gärtner immer mit abgezogenem Hute hinter ihnen drein und zeigte bald nach rechts und bald nach links, bald auf diesen Rosenstock und bald auf jenen, und dann blieb die Dame von Zeit zu Zeit stehen und hob die Lorgnette an die Augen, die an einer goldenen Schnur um ihren Hals hing, und wenn der Gärtner recht lange gesprochen und so eifrig seine Rosen gelobt hatte, daß er ganz roth im Gesicht geworden war, dann verzog sie nur ein wenig den Mund und sagte: „Das ist Alles gar nichts." Dann machte der Gärtner ein langes Gesicht, und das weiße Hündchen bellte, so daß es klang, als riefe es „etsch, etsch, etsch" und der Gemahl der Dame nickte mit dem Kopfe dem Gärtner zu und sagte, „meiner Frau gefällt nur das Beste."

So waren sie denn bis zu den beiden Rosen gekommen, die ihnen mit großen Augen entgegensahen, und hier geschah es zum ersten Male, daß die Dame aus eigenem Antriebe stehen blieb; sie hob die Lorgnette an die Augen und betrachtete die beiden Rosen.

Diese aber, als sie die prüfenden Gläser so auf sich gerichtet sahen, beugten

in scheuer Befangenheit ihre Häupter, und eine zitternde Scham überflog ihren Körper und ließ ihren Busen schwellen, und als sie so demüthig geneigten Hauptes standen, da waren sie so schön wie nie zuvor, so schön, daß selbst die Dame sich des Eindruckes nicht erwehren konnte. Darum sagte sie, um ihr Wohlgefallen zu äußern: „Das wäre möglicher Weise etwas für mich.“ Und da ihr Gemahl, den sie bei diesen Worten ansah, bemerkte, daß er jetzt auch etwas sagen durfte, so fügte er rasch hinzu: „In der That, zwei prächtige Exemplare! Was sollen sie kosten?“

Darauf nannte der Gärtner eine Summe, und als die Dame dieselbe vernahm, rief sie „hü!“ und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, und ihr Gemahl sagte, „in der That, ein sehr hoher Preis.“

„Ich spreche übrigens auch nur von der gelben,“ fuhr darauf die Dame fort, „die weiße kann ich nicht gebrauchen; aber die gelbe wäre möglicher Weise etwas für meine Theerosen.“

„In der That,“ sagte darauf der Gemahl, „es war auch mein Gedanke gewesen, daß sie für Deine Collection von Theerosen geeignet sein würde,“ — dann wandte er sich an den Gärtner und sagte, „meine Frau hat nämlich eine Collection von Theerosen, wie Sie in der ganzen Stadt keine zweite finden.“

So wurde man denn handelseinig; es ward abgemacht, daß der Gärtner der Herrschaften am nächsten Tage kommen und den gelben Rosenstock abholen sollte, und dann setzten sich der Herr und die Dame und das weiße Hündchen wieder in ihren prächtigen Wagen und fuhren davon. Als nun die Rosen aber wieder allein waren, da wurden sie sehr traurig, denn sie wußten, daß nun die Stunde geschlagen hatte, da sie sich trennen mußten, vermuthlich fürs ganze Leben, und sie legten die Wangen aneinander und weinten, eine in der anderen Herz.

Dabei sagte die weiße Rose leise flüsternd zu der Schwester: „O Du Glückliche, o Du Glückliche; werde ich denn auch solch ein herrliches Schicksal finden, wie Du?“ Und ganz, ganz tief drunten in ihrem sanften Herzen stieg ein bitteres Tröpfchen Neid auf, denn das Loos der Schwester erschien ihr gar zu verlockend, und sie mußte sich gestehen, daß sie weniger schön befunden worden sei, als jene.

So standen die beiden Rosen, ganz ineinander versunken, und so kam es, daß sie es gar nicht bemerkten, daß andere, neue Besucher gekommen waren und die Augen auf sie richteten. Erst als sie zwei Kinderstimmen vernahmen, welche riefen: „Ach, Vater, Vater, die weiße! Die ist zu schön!“ — da blickten sie auf, und nun sahen sie einen Mann stehen, der an der einen Hand einen kleinen Knaben, und an der anderen ein kleines Mädchen hielt. Das waren die Kinder, die soeben gerufen hatten, und alle drei blickten unverwandten Auges die weiße Rose an.

Diese aber war gar nicht erfreut darüber, denn der Mann sah ganz anders aus, als der reiche Herr von vorhin, er trug einen abgeschabten Rock und einen runden Filzhut, und auch die beiden Kinder waren nur ärmlich gekleidet. Es wollte ihr daher gar nicht in den Sinn, daß sie den Beifall der armen Leute fand, nachdem die reichen sie verschmäht hatten, und sie wandte schier trotzig

das Köpfchen ab, als wollte sie sagen, „geht doch Eures Weges, für Euch bin ich doch nicht da."

Dasselbe schien auch der Gärtner zu denken, der jetzt von der Gartenthür zurückkam und der ganz verwundert dreinschaute, als er die drei vor seinen schönsten Rosen stehen sah.

Nun aber glaubte die weiße Rose, daß sie ihren Ohren nicht trauen sollte, als sie hörte, wie der Mann sich bei dem Gärtner erkundigte, was der Stock wohl kosten würde. Er that es ganz schüchtern, das ist wahr, aber er that es doch, und das erschien der Rose schon wie eine unerhörte Dreistigkeit. Sie triumphirte daher im Innersten, als sie den mächtigen Preis vernahm, den der Gärtner forderte und als sie sah, wie der arme Mann sorgenvoll dazu nickte. Aber da drängten sich die beiden Kinder an den Vater, und der kleine Knabe rief ganz flehend: „Ach, lieber, lieber Vater, bitte, kauf' doch die wunderschöne Rose!" und das kleine Mädchen rief: „Denk' doch nur, lieber Vater, wie sich die Mutter zu Hause freuen wird, wenn Du ihr die schöne Rose mitbringst."

Da geschah es zum ersten Male, daß in dem Herzen der weißen Rose sich etwas ganz Schlechtes regte, denn sie wurde ganz bitterböse auf die beiden Kinder und hätte sie am liebsten mit ihren Dornen gestochen.

Der arme Schuhmacher aber, denn das war der Mann, blickte stumm auf seine Kinder und zeichnete mit seinem Stocke in den Sand, als ob er etwas berechnete, und dann wandte er sich an den Gärtner und sagte, als wenn er sich für seine Kühnheit entschuldigen wollte: „Meine Frau ist nämlich so sehr krank gewesen und jetzt eben wieder etwas besser geworden, und da wollte ich ihr eine rechte Freude anthun, und weil sie Rosen, und zwar gerade die weißen, so sehr liebt — so dachte ich —"

„Aber ich kann von dem Preise nichts ablassen," fiel ihm der Gärtner ins Wort, und die weiße Rose sagte im Stillen, „das ist recht, das ist recht."

Da sahen die beiden Kinder ganz stumm und ängstlich zu dem Vater empor, und der Vater überlegte und zog sein Portemonnaie aus der Tasche und zählte und zählte, und die weiße Rose zitterte von der Wurzel bis zum Haupte in stummer bitterlicher Angst.

Plötzlich aber war es ihr, als wenn der Hagel auf sie niederschlüge und als ob sie in tödtliche Ohnmacht sinken müßte, denn sie hörte, wie der Schuhmacher sagte, „nun denn, es ist freilich viel, viel Geld, aber meinetwegen, ich nehm' den Stock."

Sie schlang ihre Arme um den Hals der Schwester, und weinte und sträubte sich, aber ihr Zorn und ihre Verzweiflung machten sie nur immer schöner, und die Kinder schlugen jauchzend in die Hände und es half ihr nichts. Der Gärtner nahm sein Geld in Empfang, dann grub er den Stock aus dem Boden, und die weiße Rose mußte es schaudernd und bebend sich gefallen lassen, daß der arme Schuhmacher sie in seine Hände nahm und davontrug aus dem Garten, fort auf Nimmerwiedersehen von ihrer schönen, glücklichen, ach, so viel glücklicheren Schwester. —

Diese wurde am nächsten Tage, wie es verabredet war, von dem Gärtner

der reichen Leute abgeholt, und sie sah so stolz und glücklich aus, wie eine Prinzessin, die zum Brautbette eines jungen Königs gerufen wird.

Sie hatte auch alle Ursache, vergnügt zu sein, denn die neue Heimath, in welche sie geführt wurde, war ganz prachtvoll. Das Haus der reichen Leute war in der Vorstadt belegen, in welcher nur Reiche wohnten, und in der Straße, in der das Haus stand, wohnten wieder nur die Reichsten der Reichen. Die Straße war so vornehm, daß, wenn ein Wagen hindurchfuhr, die Pferde leise auftraten, um nicht die Ruhe der Anwohnenden zu stören, und in den Häusern lagerten solche Schätze, daß die Luft wie mit Goldstaub erfüllt war und daß die Spatzen, wenn sie durch die Straße flogen, mit vergoldeten Schwänzchen wieder herauskamen. Vor dem Hause, nach der Straße zu, war ein kleiner Vorgarten mit gelbbraunen Kieswegen, in den man durch ein kunstvoll durchbrochenes Eisengitter hineinsah, hinter dem Hause lag der eigentliche Garten, und der war groß und geräumig. Eine Backsteinmauer schloß ihn ein, so daß Niemand hineinzuschauen vermochte.

Dies war nun die neue Heimath der gelben Rose, und im Augenblick, als sie den Garten betrat, erkannte sie, daß sie in vornehme Gesellschaft kam.

In der Mitte des Gartens war ein großer runder Rasenplatz, und der Rasen sah so wohlgepflegt aus wie der Kopf eines Mannes, der jeden Tag zum Haarkräusler geht und sich frisiren läßt; rings um den Rasenplatz herum waren Beete, und in den Beeten Blumen von allen erdenklichen Arten, so daß es rings von Duft und Farben glühte und sprühte.

In der Mitte des Rasenplatzes aber war wieder ein kreisrundes Beet, und das war der vornehmste Platz im ganzen Garten, da stand ein kleiner Wald von Rosenstöcken, lauter gelbe, gelbliche, grünlich-gelbe und röthlich-gelbe Rosen, das war die Collection von Theerosen, von der gestern der reiche Herr gesprochen hatte. Und nach dieser Stelle hin wandte der Gärtner, der die gelbe Rose trug, seine Schritte.

Da geschah es zum ersten Male, daß in dem Herzen der gelben Rose sich etwas ganz Schlechtes regte, denn als sie gewahrte, wie all' die Blumen im Garten umher die Köpfe zusammensteckten und nach ihr hinblickten und sich gegenseitig anstießen und aufmerksam machten auf die neue Bewohnerin des vornehmen Rasenplatzes, da stieg eine maßlose Eitelkeit in ihr empor, und indem sie stolze Blicke umherwarf, dachte sie bei sich, „was seid Ihr Alle gegen mich." Freilich entwich ihr Stolz ein wenig, und sie wurde sogar recht verlegen, als sie nun in der Mitte des Rasenplatzes angelangt war und dort ihren Standort erhielt, denn sie sah, wie die Thee-Rosen alle miteinander voller Neugier auf den neuen Ankömmling blickten, es war ihr zu Muthe, als wenn die Blicke sie bis in das tiefste Herz durchsuchten, und dabei vernahm sie ein Surren und Zischeln von lauter flüsternden eifrigen Stimmen, welches sie beinah betäubte.

Daß sie es war, der das Gezischel und Geflüster galt, das war natürlich, und aus dem allgemeinen Gesumme von Tönen schlug hier und da ein Wort an ihr Ohr.

„Noch eine neue — fanden Sie, daß hier zu viel Platz war?" „Im Gegentheil, es wird erdrückend eng." „Ich möchte nur wissen, was unsere gnädige

Frau sich eigentlich denkt." „Wir waren ihr wahrscheinlich nicht mehr hübsch genug — hihi —" „Haben Sie die Neue denn schon gesehen?" „Ja, ja, passabel, passabel."

Die gelbe Rose, welche die Augen niedergesenkt gehalten hatte, machte jetzt einen tiefen Knix und hob alsdann das glühende Haupt empor.

Da bemerkte sie denn in ihrer nächsten Umgebung einige ältere Rosen-Matronen, die ihr zunickten, freundlich-mitleidig, ungefähr wie altgediente Oberhofmeisterinnen einem kleinen armen Backfischchen zunicken, das zum ersten Male sein schüchternes Füßchen auf das glatte Parquet des Hofes setzt.

Schön aber waren die Rosen-Matronen, das mußte sie gestehen, und schön überhaupt die Rosen alle, mit denen sie zusammenstand, und das eine ward ihr mit einem Male klar, daß sie nicht mehr wie bisher die Einzige ihrer Art, sondern daß sie Eine unter vielen ihres Gleichen war.

Was aber den Rosen ein ganz besonders stattliches Aussehen verlieh, das waren kleine, zierlich gearbeitete Täfelchen, von denen jede derselben eines um den Hals trug; auf diesen Täfelchen war der Name jeder Rose aufgeschrieben, ihr Geschlecht und der Ort ihrer Herkunft.

Und was waren da für merkwürdige Dinge zu lesen; da waren Rosen, die aus China stammten, andere aus Japan, wieder andere aus Ostindien, und eine sogar von der Insel Bourbon. Ja, die Gesellschaft, in der sie sich befand, war wirklich weit her.

Nun kam der Gärtner mit dem Täfelchen heran, das für die gelbe Rose bestimmt war, und während er es ihr um den Hals hing, verstummte das Gelispel und Geflüster, denn sämmtliche Rosen streckten in athemloser Spannung die Hälse aus, um zu erfahren, wer und was der neue Ankömmling eigentlich sei.

Kaum aber war der Gärtner zurückgetreten, so brach der Lärm von Neuem los, und jetzt noch viel stärker als zuvor, und eigentlich recht höhnend und häßlich. Denn daß sie, wie auf dem Täfelchen stand, aus gutem, vornehmem Rosenblute sei, das war freilich wahr, aber das verstand sich ganz von selbst, denn wie wäre sie sonst überhaupt hierhergekommen, aber der Geburtsort! der Geburtsort! „Geboren hier am Orte" — so stand auf dem Täfelchen, und da kann man sich denken, wie sich die Rosen aus China und Japan, aus Ostindien und von der Insel Bourbon in die Brust warfen! Wie ein Lauffeuer ging es von einer zur anderen: „Denkt Euch nur, sie ist von hier, ganz einfach nur von hier."

Und eine von den stolzen Rosen-Matronen beugte sich ganz mitleidig zu ihr nieder und sagte: „Aber, Sie armes Kind, da müssen Sie ja eine recht freudlose Jugend verlebt haben; Verkehr können Sie ja gar nicht gehabt haben?"

„O, ja doch," erwiderte die gelbe Rose rasch, „ich hatte eine Freundin; das war eine weiße Rose, mit der ich aufgewachsen und groß geworden bin."

Aber da verzog die Rosen-Matrone den Mund und sagte ganz erschreckt: „Aber, liebes Kind — eine weiße Rose?" und es klang, als wenn sie hinzusetzen wollte: „sprechen Sie das nicht so laut aus, Sie blamiren sich ja."

Und eine zweite Rosen-Matrone that, als ob sie nicht recht gehört hätte,

und sagte laut: „Mit einer weißen Rose haben Sie verkehrt? Wirklich? Mit einer weißen Rose?"

Nun fing die arme gelbe Rose schon an, ganz kleinlaut zu werden, denn sie hörte, wie es kichernd weiter ging: „eine weiße Rose ist ihre Freundin gewesen", und sie begriff doch gar nicht, was daran so Schlimmes war. Die erste Rosen-Matrone aber wandte sich wieder zu ihr und sagte: „Liebes Kind, das kann ich mir ja gar nicht denken; eine weiße Rose — das ist doch kein Umgang für Sie? Das ist ja etwas ganz Ordinäres."

Da überkam es die gelbe Rose mit tiefer Scham, daß sie von der vornehmen Welt doch so gar nichts verstand, und daß sie ihren eigenen Werth so gänzlich verkannt hatte, und sie wurde ganz verwirrt und sagte ganz schüchtern: „Nun — wenn ich gesagt habe, daß wir Freundinnen gewesen sind, so war das wohl etwas zu viel gesagt."

„Das habe ich mir wohl gedacht," sagte darauf die Rosen-Matrone, „die Person hat sich wahrscheinlich an Sie gedrängt, und Sie waren zu gutmüthig, um sie abzuweisen."

Und wie die gelbe Rose nun alle Augen fragend auf sich gerichtet sah, da entsank ihr der Muth und sie sagte ganz leise: „Nun — ja — so wird es wohl gewesen sein." Kaum aber hatte sie das gesprochen, da fiel es ihr schwer aufs Herz, welch' eine Abscheulichkeit sie eben begangen hatte, und sie dachte an ihre arme weiße Rose, der es so schlecht, so schlecht erging, und da neigte sie schweigend das Haupt, hörte nichts und sah nichts mehr von Allem, was um sie vorging, und weinte still vor sich hin in ihren zitternden Busen. —

Unterdessen hatte die weiße Rose in den Händen des armen Schuhmachers ihren Weg nach der Stadt fortgesetzt, und die Heftigkeit ihres Jammers war allmälig in dumpfe stumpfe Verzweiflung übergegangen.

Widerstand war nutzlos, das hatte sie erfahren, daher ergab sie sich in ihr trostloses Schicksal, ließ willenlos Alles mit sich geschehen, und ihr schönes Haupt hing matt und todestraurig hernieder.

Der Weg war endlos lang, der Schuhmacher hatte kein Geld, um zu fahren, daher mußte zu Fuß gegangen werden. Der Vater schritt voran, die beiden Kinder trippelten Hand in Hand hinter ihm drein.

Wie sie nun immer tiefer in die Stadt hineinkamen, wo die Straßen immer heißer und dunstiger wurden, und als sie sahen, wie die Rose ihr Haupt niederhangen ließ, da sagte das Brüderchen zum Schwesterchen: „Ach, sieh' nur die arme Rose, wie müde die aussieht; es wird ihr gewiß zu heiß." Und das Schwesterchen erwiderte: „Sie hat gewiß Durst, und sobald wir zu Hause sind, müssen wir ihr zu trinken geben."

Dann legten die Kinder ihre kleinen Hände unter das Haupt der Rose, damit ihr das Blut nicht zu Kopfe stiege, wenn es so tief niederhing, und sie wechselten miteinander ab, so daß bald das Brüderchen sie stützte und bald das Schwesterchen, und dabei sagten sie fortwährend: „Ach, du arme, schöne, liebe Rose — warte nur, wenn wir nur erst zu Hause sind."

Die weiße Rose ließ sich auch das gefallen, wie sie sich eben Alles jetzt gefallen ließ, aber sie machte die Augen zu und sah die Kinder nicht an und

dankte ihnen nicht, denn gerade auf die Kinder war sie am allerbösesten, die waren ja an ihrem ganzen Unglück schuld.

Endlich, endlich, als es schon ganz dunkel geworden war, kamen sie da an, wo der arme Schuhmacher wohnte. Da öffnete die weiße Rose die Augen und blickte auf. Die Straße war ganz schön, und das Haus, in das sie eintraten, sah sogar recht stattlich aus — aber — aber — denn als sie in den Flur gekommen waren und die Hausthür hinter sich geschlossen hatten, da öffneten die Kinder links im Flur eine Glasthür, und von der Glasthür führten Stufen hinunter, und plötzlich ward es der armen Rose klar, daß sie fortan in einer Kellerwohnung zu leben haben würde. Und so war es in der That, denn der arme Schuhmacher war Portier in dem stattlichen Hause.

Eine Kellerwohnung! Das also war die Erfüllung ihrer einstigen Zukunftsträume! Da bäumte sich noch einmal die Verzweiflung im Herzen der weißen Rose auf und sie hatte nur noch einen Gedanken und einen Wunsch, daß sie bald, recht bald sterben möchte.

Die Kinder aber waren schon die Stufen der Treppe hinuntergepoltert und jetzt hörte man drunten ihre Stimmen, indem sie riefen „Mutter, Mutter, sieh einmal, was wir Dir mitbringen!"

Da richtete sich auf dem ärmlichen Sopha, das im Zimmer drunten stand, eine blasse, schwache Frau auf, die auf dem Sopha lag, und während die Kinder sich an sie drängten und sie mit ihren kleinen Armen umfingen, trat der arme Schuhmacher vor die blasse Frau und hob die weiße Rose in beiden Händen empor und zeigte sie ihr, ohne ein Wort zu sagen.

Da traten der blassen Frau zwei Thränen in die großen, weitgeöffneten Augen, und sie faltete schweigend die Hände und sah bald auf die Rose, bald auf ihren Mann, so daß man nicht hätte sagen können, ob es aus Freude an der herrlichen Blume geschah, oder weil sie Gott im Stillen dankte, daß er ihr einen so guten Mann gegeben hatte.

Dann aber sagte sie ganz beklommen: „Nein, welch' eine Pracht; die ist doch aber gar zu schön für uns, die herrliche Rose; nun sorgt nur dafür, Kinder, daß sie es gut bei uns hat."

Das ließen sich denn die Kinder nicht zweimal sagen; sie liefen hinaus und kamen bald darauf mit einem großen, großen Blumentopf zurück, der war ganz mit schöner, weicher, schwarzer Gartenerde gefüllt und da wurde die weiße Rose hineingepflanzt. Dann stellten sie den Blumentopf auf den Tisch und holten in einer kleinen Gießkanne Wasser und gossen es auf die Erde in dem Topfe.

Und da stand nun die weiße Rose auf dem Tische, mitten in der dürftigen Stube der armen Leute, und wie ihr Haupt am Stocke niederhing, da sah sie aus wie ein bleiches Königskind, das man aus dem Palaste geraubt und in ferne niedere Verbannung gebracht hatte.

Alsdann bekamen die Kinder ihr Abendbrot, jedes nur ein Stück Brot mit ein wenig Butter darauf, das war Alles; aber sie schienen damit zufrieden zu sein, sie setzten sich auf eine Commode, dem Tische gerade gegenüber, auf welchem die Rose stand, ließen die Beine herunterhängen und aßen ihre mageren Butterbrote, indem sie fortwährend zu der weißen Rose hinübersahen und ihr zu-

nickten. Dann wurden sie zu Bette gebracht, und bald darauf legten sich auch die Erwachsenen zur Ruhe, und das Licht wurde ausgelöscht und dann ward es tiefe, stille Nacht.

Alles schlief, nur die weiße Rose konnte nicht schlafen, die hielten die schweren bitteren Gedanken wach.

Aber plötzlich wurde es hell, und siehe da, das war der Mond, der gekommen war und in das Fenster blickte.

Er schickte einen breiten silberweißen Strahl in die Stube hinunter zu seiner lieben weißen Rose, mit der er so manches Mal sich kosend unterhalten hatte, und die Rose freute sich darüber, denn sie erkannte, daß sie doch noch nicht ganz vergessen war und badete sich in dem weichen weißen Lichte.

Ob es nun aber das zaubergewaltige Licht des Mondes sein mochte, das ja in denen, die es zu durstig einsaugen, wunderbare Gedanken und Träume hervorruft — genug, es war der Rose, als ob sie zu träumen anfinge, einen seltsamen, wunderbaren Traum: es schien ihr, als ob sie zwei Engel in das Zimmer treten sehe, zwei kleine, reizend liebliche Engel, die auf nackten Füßen über die Dielen huschten, mit langen blonden Haaren, und die weißen kleinen Leiber nur mit einem Hemdchen bekleidet. Die schoben zwei Stühle an den Tisch und kletterten auf die Stühle hinauf und näherten ihre Gesichter dem Antlitz der Rose und küßten sie ganz leise, leise auf die Blätter und in den süßen, duftenden Kelch. Und die Rose schauerte und bebte und trank mit tiefer, schweigender Lust den Hauch der jungen Lippen und wußte sich das holde Wunder nicht zu erklären.

Dann sprangen die Engelchen wieder von den Stühlen herab, schoben die Stühle bei Seite und kicherten und verschwanden wohin? dahin, wo die Kinder hingegangen waren, als sie zu Bett geschickt wurden, und da fuhr die Rose auf; wäre es denn möglich gewesen — die beiden, die ihr so lieblich erschienen waren, die sie für Engel gehalten hatte — das wären wirklich gar die beiden Kinder gewesen? Der Gedanke verdarb ihr nun freilich alle Freude an dem vermeintlichen Traum, denn sie wollte nun einmal den Kindern gram sein, trotzdem konnte sie sich der Erinnerung nicht erwehren, wie süß es gewesen war, als die holden Lippen sie küßten, und als es Tag geworden war und die Schuhmacherfamilie in das Zimmer trat, da blickte die Rose auf und sah die Kinder an, und eigentlich war es das erste Mal, daß sie es that, denn bis dahin hatte sie stets die Augen vor ihnen verschlossen.

Und da erkannte sie, daß es wirklich zwei reizende, hübsche Kinder waren, mit blonden Locken und großen Augen und lieblichen, freundlichen Gesichtern, und es war kein Zweifel, sie waren es gewesen, die in der Nacht aus ihren Betten aufgestanden waren, um die Rose heimlich zu küssen und zu liebkosen.

Als darauf das Frühstück verzehrt war, sagte der Vater zu den Kindern: „Heut ist ein schöner Tag, heut stellen wir unsere Rose in den Garten."

Da nahmen die Kinder den Blumentopf, in welchem die Rose stand und trugen sie die Treppe hinauf, aus der Hausthür, in den kleinen Vorgarten des Hauses, der durch ein eisernes Gitter von der Straße geschieden war, und dort stellten sie sie auf, mitten in die schöne warme Morgensonne hinein. Da konnte

nun die Rose auf die Straße blicken und sie sah die Wagen, die vorüberfuhren und die Menschen, die die Straße hinauf- und hinabgingen und das Alles war für sie neu und hübsch zu sehen, und obschon sie es sich nicht gestehen wollte, fühlte sie sich eigentlich ganz behaglich.

Gerade hinter ihr, zu ebener Erde, war das Fenster der Schuhmacherwohnung, das Fenster war weit geöffnet und hinter demselben saß der Schuhmacher auf einem erhöhten Stuhle und arbeitete und hantirte an seinen Stiefeln und Schuhen.

Die Rose schaute ihn an und blickte in das Zimmer hinter ihm, und da jetzt die Morgensonne freundlich hineinschaute, sah das Zimmer gar nicht so traurig aus wie gestern Abend, sondern ganz nett und blitzblank und sauber.

Dann kamen wieder die Kinder aus dem Hause, mit Schulmappe und Schiefertafel, um zur Schule zu gehen, und wie sie am Gitter vorübergingen, legten sie die Gesichter daran und nickten der Rose zu und sagten: „Auf Wiedersehen" — und obschon es die Rose sich nicht gestehen wollte, war das eigentlich sehr niedlich anzusehen.

Und während sie noch darüber nachdachte, hörte sie eine feine Stimme hinter sich, die sagte: „Guten Morgen, Frau Rose," und als sie sich umwandte, erblickte sie einen kleinen Kanarienvogel, der in seinem Käfig in dem geöffneten Fenster hing.

Er hatte zwei kluge schwarze Aeuglein und einen weißen kleinen Schnabel, und mit letzterem sagte er noch einmal: „Guten Morgen, Frau Rose; ich habe gestern nicht mehr Gelegenheit gehabt, Sie zu begrüßen, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, mein Name ist Pieping." Das artige Wesen des Kanarienvogels gefiel der weißen Rose, und sie machte ihm einen freundlichen Knix und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn, wie alt er wäre und wie lange er schon bei Schuhmachers wäre. Und da seufzte Herr Pieping und meinte, er wäre leider kein Jüngling mehr, denn er wäre schon ein Jahr und zwei Tage alt, vorgestern hätten sie seinen Geburtstag gefeiert, bei Schuhmachers aber wäre er bereits seit drei Monaten und hoffentlich bliebe er sein ganzes Leben lang bei ihnen. Und als die Rose ihn weiter fragte, ob es ihm denn so gut bei Schuhmachers gefiele, da drehte er die Aeuglein im Kopfe herum und meinte, „das wären engelsgute Leute, insbesondere die Kinder," und dann wurde er so gerührt, daß er rasch einen kleinen Schluck Wasser nehmen mußte, weil ihm sonst die Thränen gekommen wären.

Die Sonne stieg höher, und es begann der Rose heiß zu werden, aber da kamen auch schon die Kinder aus der Schule zurück und nahmen den Blumentopf wieder auf und trugen die Rose in die Stube hinunter, wo es jetzt schattig und kühl war, und so thaten sie heute und so thaten sie den nächsten Tag und die folgenden Tage, immerfort und Alles, was sie der Rose Liebes und Gutes auszuersinnen vermochten.

Und bei der Sorgfalt und Pflege, die sie fand, da regte es sich plötzlich im Herzen der Rose, ein süßes geheimnißvolles Leben erwachte in ihrem Blute, und ihr Leib begann zu knospen. Als jedoch die Knospe sich hervordrängen wollte, und als schon die Augen der ganzen armen Schuhmacherfamilie in schweigender

Erwartung dem Augenblick entgegensahen, da es geschehen würde, da erhob sich noch einmal im Herzen der Rose der böse zürnende Groll. Sie wollte ihnen die Freude nicht gewähren und deshalb nahm sie keine Nahrung zu sich und stemmte sich mit aller Kraft ihres Willens gegen die drängende Natur, und sieh da, der Trieb verkümmerte, die Knospe brach nicht hervor und die Hoffnung der armen Leute erfüllte sich nicht.

Da wurden sie sehr traurig; und in dem Augenblick kam der Wirth des Hauses vorbei, ein sehr reicher Mann, der sah, was mit der Rose vorgegangen war und sagte: „Das habe ich mir wohl gedacht; wie soll denn auch die schöne Rose bei Ihnen hier unten fortkommen; ich will Ihnen etwas sagen, ich werde sie Ihnen abkaufen und in meinen Garten pflanzen.“ Und er bot dem Schuhmacher eine Summe, die war noch größer als jene, welche der Schuhmacher einst dafür bezahlt hatte.

Dieser aber erwiderte und sagte: „Ach gnädiger Herr, es ist ja Alles wahr, was Sie sagen, aber sehen Sie, wir haben die Rose nun einmal so lieb gewonnen und wenn wir sie ansehen, dann ist uns, als ob wir einen Garten besäßen und darum — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, möchte ich die Blume noch ein paar Tage behalten, ob sie nicht vielleicht doch noch eine Knospe treibt — und wenn es dann wieder nichts wird, dann will ich sie Ihnen in Gottes Namen verkaufen.“

Da ging der Wirth des Hauses davon, und man sah es ihm an, daß er sich ärgerte.

Der Rose aber, die Alles mit angehört hatte, zuckte ein Glücksstrahl durch die Seele: nun war ja Hoffnung vorhanden, daß sie aus der verhaßten Kellerwohnung hinwegkam; sie brauchte nur zu wollen, so fand sie im Garten des reichen Mannes ein schönes, glänzendes Schicksal. Und also beschloß sie zu thun.

Doch als es Nacht geworden war, und Alles schwieg und schlief, da kam es wieder ganz leise, leise in das Zimmer gehuscht, und das waren wieder wie damals die Kinder, mit nackten Füßen, mit Hemdchen bekleidet, so wie sie aus den Betten gesprungen waren, zwei kleinen Engeln gleich. Aber sie kicherten dieses Mal nicht, und als der Mond ihre Gesichter beschien, da sahen sie blaß und traurig aus.

Und wieder wie damals rückten sie zwei Stühle heran und kletterten zu ihr empor, und wieder wie damals küßten sie die Rose; aber während sie es thaten, weinten sie, und ihre Thränen flossen in den Kelch der Rose. „Nun haben wir nichts mehr,“ sagten sie flüsternd, „nun haben wir keine Rose und keinen Garten mehr, nun haben wir nichts mehr.“ Und damit gingen sie hinaus, zurück in ihre Betten.

Als sie hinaus waren, schloß die Rose die Augen und versuchte zu schlafen, aber sie fand keinen Schlaf, denn auf ihrem Herzen glühte und brannte etwas, das waren die Thränen der Kinder, die darauf gefallen waren.

Am nächsten Morgen, als es noch ganz früh und keiner von den Menschen aufgestanden war, horch, da klopfte es ans Fenster und das war der Morgenwind, der hereingeflogen kam.

Die Rose hatte ihn nicht wiedergesehen, seitdem sie aus dem Garten fort

war, darum freute sie sich über seinen Besuch. Und der Morgenwind ging im Zimmer auf und ab, blies den Staub von den Möbeln und Geräthen, und man sah es ihm an, daß er aufgeregt war.

„Ich komme soeben von Ihrer Schwester," sagte er, „von der gelben Rose."

Da wurde die weiße Rose begierig zu erfahren, wie es der erging; aber der Morgenwind, der sonst ein so lustiger Geselle war, wurde ganz ernst.

„Ach," sagte er, „das ist eine traurige Geschichte; der geht es schlecht. Die Theerosen, unter denen sie so verloren steht, daß ich sie kaum von ihnen zu unterscheiden vermag, sind ihr giftig und bös, und nächstens wird die ganze Herrlichkeit ein Ende haben."

„Wie meinen Sie denn das?" fragte die weiße Rose.

„Je nun," sagte der Morgenwind, „wissen Sie, was Launen sind?"

„Nein," versetzte die Rose.

„Nun, sehen Sie," fuhr der Morgenwind fort, „das sind kleine schwarze Käfer, die aber sehr theuer und kostspielig sind und darum mit Vorliebe von den reichen Leuten gehalten werden."

„Wozu brauchen sie sie denn?" fragte die Rose.

„Sie spielen damit, um sich die überflüssige Zeit zu vertreiben," erwiderte der Morgenwind. „Sie lassen sie in der Stube umherfliegen, dann fangen sie sie ein und setzen sich dieselben auf den Kopf."

„Wie sonderbar," sagte die Rose.

„Ja, aber es ist nun einmal Mode," meinte der Morgenwind. „Die Banquierfrau nun, um zu zeigen, daß sie in jeder Beziehung die reichste ist, hält sich, wie Sie denken können, von den Käfern eine große Menge; jeden Tag braucht sie mindestens einen, meistens aber zwei oder drei neue. Und dann setzt sie sich dieselben auf den Kopf und läßt sie sitzen, bis daß sie sie tüchtig kneifen und zwicken, denn die Käfer, müssen Sie wissen, haben scharfe kleine Zangen, und dann fängt sie an zu schreien und zu weinen, bis daß ihr Mann kommt. Der muß ihr die Käfer vom Kopfe nehmen und sie zum Fenster hinauswerfen, und mit diesem Spiele vertreiben sie sich jeden Tag die Zeit. Nun müssen Sie ferner wissen, daß den Leuten, wenn ihnen die Käfer auf dem Kopfe sitzen, immer ganz seltsame Schnaken und Gedanken einfallen; und so ist es der Banquierfrau plötzlich in den Sinn gekommen, daß die Theerosen ihr eigentlich langweilig wären und sie an Stelle derselben Kamelien pflanzen wolle. Das wird denn nun geschehen, und wenn der Herbst kommt, werden die Theerosen aus dem Boden gerissen werden —"

„Und was wird mit ihnen geschehen?" fiel die weiße Rose ganz ängstlich ein.

„Fortgeworfen werden sie," erwiderte der Morgenwind, „und unsere arme gelbe Rose, Ihre Schwester, mitten darunter; begreifen Sie nun, warum ich so traurig bin?"

„Ja, ja," fuhr er fort, als er die weiße Rose ganz stumm dastehen sah, „Sie haben es besser getroffen; Sie werden gehegt und gepflegt, und hier gibt es keine schwarzen Käfer, vor denen Sie sich zu fürchten brauchen," und damit

that er noch einen Seufzer und nahm die Frackschöße auf und flog zum Fenster hinaus.

Die weiße Rose war noch immer ganz stumm, und als der Morgenwind schon lange davongeflogen war, glaubte sie noch immer seine Worte zu hören: „Sie haben es besser getroffen," und plötzlich hob es an, in ihrem Herzen zu flüstern und zu rumoren, und als sie hinsah, was in ihrem Herzen vorging, da sah sie, daß es die Scham war, die eingezogen war und sich häuslich bei ihr einrichtete.

Ja, die Rose schämte sich, und wenn sie in ihr Herz hernieder sah, dann blickte die Scham zu ihr auf und sagte: „Du Undankbare," und als die Schuhmacherfamilie hereinkam und sie die traurigen Gesichter der Kinder sah, da las sie in den Augen derselben wieder das böse Wort: „Du Undankbare."

Da war es der Rose, als gäbe es einen Stoß durch ihr ganzes Innere, als hätte sie bisher geschlafen und wäre plötzlich aufgewacht, und als die Kinder sie heute in den Vorgarten hinausgetragen hatten, da trank sie von dem reinen, kühlen Wasser, das sie ihr gespendet, und aß von der schönen, weichen, schwarzen Gartenerde, so daß Herr Pieping ihr zurief: „Gesegnete Mahlzeit, Frau Rose, gesegnete Mahlzeit."

Der Rose aber war zu Muthe, als hätte ihr ganzes Innere sich in fließende Gluth verwandelt, ihr Blut und ihre Säfte stiegen wie sprudelnde Quellen herauf und herab, und da noch kaum zwei Tage umgegangen waren, da begann ihr Leib von Neuem zu knospen, ein Auge blickte schüchtern hervor. Und als die Kinder, die ihr unablässig zugesehen hatten, nun in athemloser Hast gelaufen kamen und die Eltern heranriefen, um das holde Ereigniß zu sehen, da lächelte die Rose in stummer Lust in sich hinein, und siehe da, eine zweite Knospe brach hervor und nach der zweiten, als wollte sie sich gar nicht mehr erschöpfen in Gebe- und Gewährungsfreude, eine dritte. Und als nun eines Morgens der arme Schuhmacher mit seiner blassen Frau und seinen hübschen zwei Kindern über die Schwelle in das Zimmer traten, da blieben sie Alle, wie gebannt von einem wunderbaren Bilde, auf der Schwelle stehen, denn auf dem Tische erblickten sie das schöne Haupt ihrer geliebten weißen Rose, das sich in mütterlicher Lust über zwei junge, kleine schneeweiße Rosen herabbeugte, die aus dem Stocke über Nacht entsprossen waren.

Und die Rose neigte und beugte sich, von ihren flüsternden Lippen ging ein süßer Duft, der die Wohnung der armen Leute in ein kleines Paradies verwandelte, und wenn diese die Sprache der Blumen verstanden hätten, so würden sie gehört haben, wie die Rose sagte: „Eurer Liebe zu Liebe, Eurer Güte zum Danke."

Durch das ganze Haus ertönte das Jubelgeschrei der beiden Kinder, Alles was im Hause wohnte, kam herbei, um das schöne Blumenwunder zu sehen, und als die Rosenfamilie heute in den Vorgarten gebracht wurde, blieben die Vorübergehenden auf der Straße stehen, und die weiße Rose feierte einen großen Triumph ihrer Schönheit.

Alles freute sich, nur der Wirth des Hauses war ärgerlich, und es nagte und fraß der Gedanke in seinem Herzen fort, daß der arme Schuhmacher es ge-

wagt hatte, ihm seinen Wunsch nicht zu erfüllen und ihm die Rose nicht zu verkaufen. Und da bekanntlich der Groll ein gefährliches Unkraut ist, das, wenn man es nicht schnell aus dem Herzensboden ausjätet, um sich greift und überhand nimmt, so wurde er von Tag zu Tag dem armen Mann auffässiger und giftiger, und als der Herbst vor der Thür stand, da saß eines Tages die arme Schuhmacherfamilie mit sorgenden Gesichtern und verweinten Augen da; der Herr des Hauses hatte dem Vater seine Stelle gekündigt, und sie mußten aus dem Hause.

Da ging es der Rose wie ein tiefer, schneidender Vorwurf durch die Seele, denn wer trug die Schuld am Unglück der armen Menschen? wer anders als sie?

Wieder kam die Nacht und wieder mit der Nacht ein Traumgesicht, diesmal aber kein freundliches, liebliches wie vordem, sondern ein düsteres, schreckliches, nicht die zwei Kinder, sondern ein keuchender, alter, entsetzlicher Mann, der mit schlürfenden Schritten von draußen hereinkam und auf die Kammer zuschlich, wo die Kinder in ihren Bettchen lagen. Nie hatte die Rose etwas so Grauenvolles gesehen, wie diese Gestalt, nie etwas so Schreckliches gehört, als das heisere Geflüster, das aus seinem scheußlichen, zahnlosen Munde kam, und als sie ihn jetzt in die Kammer treten sah, da erstarrte sie in lähmendem Entsetzen.

Ein seltsames, fahlgelbes Licht war um die Gestalt her gebreitet, und beim Schimmer dieses Lichtes gewahrte die Rose, wie sich der Fürchterliche über die Kinder beugte und die dürre Hand nach ihren Häuptern ausstreckte, und wie von den süßen kleinen Gesichtern die Röthe entwich und sie sich verzerrten in bitterlichem Jammer. Da erfaßte die Rose ein namenloses Weh, sie hob ihr Haupt zum Himmel und ihre Lippen flüsterten: „Rette sie! rette meine armen, kleinen, unschuldigen Lieblinge!“ Und von ihren bebenden Lippen ging der Duft wie ein Gewölk durch den Raum, bis in die Kammer, und da richtete sich der gräßliche Alte auf und trat heraus und rief der Rose zu: „Dufte nicht so süß, Du hast kein Recht mehr, hier zu bleiben und zu sein, hier gebiete jetzt ich, der Hunger! der Hunger! der Hunger!“ Aber die Rose flehte noch einmal, noch inbrünstiger zum Himmel und rief: „Laß sie mich ihnen vergelten, den armen Leuten, all' die Liebe, die sie an mir gethan, laß sie mich ihnen vergelten an ihrem Besten und Liebsten, an ihren Kindern!“

Immer mächtiger, immer berauschender ward ihr köstlicher Duft, immer wüthender die Blicke, die der Unhold auf sie schoß, aber es half ihm nichts, er konnte des Duftes nicht Herr werden, konnte nicht zurück in die Kammer, weil der süße Hauch der Rose einem Schleier gleich zwischen ihm und der Kammerthür wogte, und plötzlich wandte er sich, und taumelnd und betäubt entwich er aus der Stube.

Wenige Tage später geschah es, da kam der arme Schuhmacher, der jetzt Tag aus Tag ein nach einem Unterkommen suchte, nach Hause zurück, und sein gramvolles Gesicht war heiter, er hatte eine Stelle gefunden. In der reichsten Vorstadt, erzählte er, läge das neue Haus, und es gehörte einem Herrn Banquier, und das sollte der reichste Mann der ganzen Stadt sein. Da horchte die weiße Rose hoch auf — das klang ihr so bekannt, und doch wußte sie nicht genau, weshalb; in ihrem Herzen aber erwachte ein süßes Ahnen, als wäre die

Opfergabe ihres Duftes an ihre richtige Stelle dort oben gelangt, und als hätte man dort oben vernommen, was sie erfleht.

Es war ein prächtiges Haus, in welches die Schuhmacherfamilie nun einzog, und die Besitzer desselben waren sehr, sehr reich.

„Denkt Euch," sagte eines Tages der Vater, als er zu den Seinigen in das Zimmer trat, „wie reich unsere Herrschaft ist, die gnädige Frau vom Hause hat alle ihre schönen Rosenstöcke, die viele tausend Mark gekostet haben, plötzlich ausreißen lassen, um nächsten Frühling Kamelien dafür zu pflanzen, und da hat mir der Gärtner eine von den schönen Rosen geschenkt, weil er sagte, daß sie krank geworden sei und nicht mehr verkauft werden könnte." Und bei diesen Worten holte der Schuhmacher ein Papier hervor, in welchem eine herrliche gelbe Rose eingewickelt war, und da war es der weißen Rose, als schlüge der Blitz herab, denn es war die, mit der sie aufgewachsen und groß geworden war in bunten schönen Zukunftsträumen, ihre gelbe Rose, ihre Schwester.

Auch die gelbe Rose hatte ihre weiße Schwester erkannt, aber sie konnte ihr nur noch matt und traurig zulächeln, denn durch die grausame Behandlung, die man ihr hatte zu Theil werden lassen, war sie matt und todeskrank geworden.

Und als die Kinder, die ihr gleichfalls einen Blumentopf besorgt hatten, sie neben die weiße Rose gestellt hatten, und als sie die Schwester neben sich stehen sah in der holden Fülle der Liebe und des Glückes, da schlang sie sich noch einmal mit beiden müden Armen um die Schwester, noch einmal ruhten die Angesichter der Rosen Wange an Wange, und die gelbe Rose sprach: „Einst nanntest Du mich glücklich und beneidetest mein Schicksal — das war am Anfange unserer Tage; heute nenne ich Dich glücklich und beneide Dein Loos, und dieses thue ich am Ende meiner Tage, darum hat mein Wort heut mehr Gewicht als Deines dazumals; und weil ich nun fort muß von der Erde, die mir so viel versprochen und wenig gehalten hat, so nimm Du alles Glück, das für uns Beide bestimmt war, für Dich allein und trage es lange und froh, denn ich sehe, daß Du es verdienst."

Und als sie so gesprochen, neigte die gelbe Rose ihr schönes Haupt, und als am nächsten Morgen die Kinder hereinkamen, da sagten sie traurig: „O weh, die gelbe Rose ist todt."

Da aber faßte das Schwesterchen das Brüderchen an der Hand und sagte ganz leise und heimlich: „Ach, sieh nur, wie sich unsere Rose darüber grämt — sie hat geweint" — und so war es in der That, und die Thränen leuchteten in ihrem Kelche.

Da aber geschah etwas Wunderbares: denn plötzlich wurden die Augen des Knaben groß und leuchtend wie sie nie gewesen waren zuvor, und er blickte stumm und starr auf die weiße Rose, als sähe er sie heute zum ersten Male. Dann nahm er, ohne ein Wort zu sagen, seine Tafel, und die Augen nicht von der Rose ablassend, begann er zu zeichnen. Und das Schwesterchen sah ihm zu und sprach auch kein Wort, und Beide saßen und saßen und vergaßen das Frühstück und Alles, und erst als sie zur Schule mußten, da standen sie auf. Dann steckte er die Tafel in die Schulmappe, daß Niemand sehen sollte, was er da

gemacht hatte, und es war, als wenn er ein tiefes, heiliges Geheimniß mit sich trüge.

Zwei Tage darauf aber saß der arme Schuhmacher neben seiner blassen, schwachen Frau und sagte leise: „Marie — der Lehrer von Anton hat heute mit mir gesprochen und mir gesagt, wir sollten Obacht geben auf unseren Jungen, denn er hätte neulich etwas von ihm gesehen, eine Rose, die er gezeichnet hätte und er glaubte, unser Anton könnte einmal ein großer berühmter Maler werden. Was sagst Du dazu?" Die Frau aber sagte nichts, nur ihre Augen wurden weit und groß. —

Der Schuhmacher hatte ganz leise gesprochen, als sollte Niemand ihn hören, als handelte es sich um ein tiefes, heiliges Geheimniß. — Eine hatte ihn aber doch noch gehört, das war die weiße Rose, die aber sagte kein Wort, nur eine Ahnung ging durch ihr Herz, als sei die Opfergabe ihres Duftes an ihre richtige Stelle dort oben gelangt, und als hätte man dort oben vernommen, was sie erfleht. — Was aber aus dem kleinen Anton geworden sei, möchtet Ihr gerne wissen? Das erzähle ich Euch vielleicht ein andermal. —

Die Berliner Theater.

Berlin, Anfang Mai 1885.

Auf ein gutes Weinjahr folgt ein schlechtes: seit lange ist auf dem Felde der dramatischen Kunst, ja nur des theatralischen Vergnügens die Ernte nicht so unergiebig ausgefallen, wie in dieser Saison. Ohne den Schatz der classischen Stücke wären unsere beiden ersten Theater, das königliche und das Deutsche, völlig mittellos gewesen. Immer von Neuem wird darum die Frage nach den Ursachen dieses Nachlassens der dramatischen Production, nach den Möglichkeiten, sie zu beseitigen, angeregt. Zwei Thatsachen erscheinen unwiderleglich: einmal, daß durch die Zunahme der Bühnen die Nachfrage nach Neuigkeiten gewachsen ist, und dann, daß die Zahl der in jedem Jahre veröffentlichten dramatischen Dichtungen sich im Durchschnitt auf derselben Höhe hält, öfters sogar in steigender Progression. Dem gegenüber fällt die geringe Zahl der aufgeführten Stücke um so eigenthümlicher in die Augen. Das Jahrzehnt von 1870 bis 1880 hat dem Berliner Publicum, abgesehen von der Fülle französischer Sittenkomödien, eine Reihe von Lust- und Schauspielen gebracht, hinter der die letzten Jahre bedenklich zurückgeblieben sind. Nach- und nebeneinander kamen damals Wilbrandt, Paul Lindau, L'Arronge, Ernst Wichert, Hugo Lubliner empor; Gutzkow, Bauernfeld, Brachvogel, Putlitz stellten sich wiederholt mit neuen Schöpfungen ein. Seit 1880 bis jetzt ist nur Ernst von Wildenbruch stärker und bedeutsamer hervorgetreten, Franz Gensichen's Anfänge fallen noch in das frühere Jahrzehnt und Richard Voß' Talent ist noch zu sehr in der Gährung begriffen, um uns abgeklärten Wein bieten zu können. Wenn zwei Komödien von Oskar Blumenthal jetzt die Runde über alle deutschen Bühnen machen, so haben dafür die letzten Arbeiten Lubliner's nirgends einen dauernden Erfolg mehr zu erzielen vermocht. Wo liegt nun der Grund dieses bedenklichen Resultats? Täusche ich mich nicht, so steckt wenigstens eine Wurzel des Uebels in der Zaghaftigkeit unserer Theaterleitungen. Sie haben keine Initiative und keinen frischen Wagmuth. In der Zeit der Unfreiheit des Theaters waren Alle einig, die Schuld, daß wir kein Nationaltheater hätten, daß so viele dramatische Dichter nicht zur Entfaltung ihrer Kraft kämen, den Hoftheatern und den Intendanten zuzuwälzen: jetzt in der Zeit der Theaterfreiheit müssen wir alle Bühnen mit derselben Anklage belasten. Gerade die, welche hier in Berlin die Errichtung des Deutschen Theaters am lautesten begrüßt, sehen sich in ihren Erwartungen am ärgsten betrogen: in keiner Weise kommt die neue Bühne der Production entgegen, noch sorglicher und ängstlicher als das Schauspielhaus hält sie ihre Pforten verschlossen. Wie anders handelte an derselben Stelle in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre die Leitung des damaligen alten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters! Unter Anton Ascher war diese Bühne das Asyl des deutschen Lustspiels; bereitwillig und entgegenkommend wurde das Neue aufgenommen. Aehnlich verfuhr Heinrich Laube in der ersten Zeit seiner Leitung des Stadttheaters in Wien. Alle vierzehn Tage brachte er eine Neuigkeit. Das mochte des Guten zu viel sein, aber gewiß ist die Ueberhastung der Unthätigkeit vorzuziehen. Wenn nur die Schau-

spiele aufgeführt werden sollen, die sich schon auf einer andern Bühne „bewährt" haben oder für die der Name des Autors ein günstiges Vorurtheil erweckt, so kommt die Entwicklung aus dem engsten Kreise nicht heraus. Dabei ist in den seltensten Fällen das Wagniß mit einem „neuen" Dichter, mit einem kühneren, ungewöhnlicheren Drama ein ernsthaftes. Die Gegenwart ist zu wenig literarisch, um einen Theater-Sieg oder eine Theater-Niederlage nicht am dritten Tage vergessen zu haben, halbwegs ein Wunder müßte geschehen, um sie aus ihrer lauwarmen Stimmung einem Drama gegenüber herauszureißen. Das größte Unglück, das darum eine Bühne mit einem neuen Stücke läuft, ist die Zeitverschwendung: die Schauspieler haben umsonst gelernt, die Regisseure die Proben umsonst abgehalten. Ich denke, dies Risico könnte jede Bühne zehn- oder zwölfmal im Jahre auf sich nehmen, ohne daran zu verscheiden. Soll ein frischer Zug unser Theaterleben beseelen, kann er nur aus dieser Richtung wehen. Ohne Neuigkeiten erlahmen die Schauspieler, ermüdet das Publicum; die schaffenden Kräfte verlieren mehr und mehr die Hoffnung, sich zeigen, auf den Brettern selbst, an dem Lampenlicht reifen zu können, und geben es endlich auf, für eine Bühne zu arbeiten, die ihrer nicht zu bedürfen scheint. Der Krebsschaden unseres Theaterwesens sind die Rücksichten, die Zaghaftigkeiten, die Indolenz der leitenden Männer; Jeder, der sich auch nur oberflächlich mit der dramatischen Production beschäftigt, kann in jedem Jahre ein halbes Dutzend Stücke über die aufgeführten hinaus namhaft machen, die eine Darstellung im Schauspielhause oder im Deutschen Theater nach Inhalt wie nach Form verdient hätten. Sehr möglich, daß sie über die sechste Vorstellung hinaus keine Lebenskraft mehr besessen, aber ein und ein anderer noch unbekannter Dichter wären zu Worte gekommen, vielleicht die Alltäglichkeit durch eine kühne Seltsamkeit durchbrochen worden.

So sind es denn immer wieder die Classiker, die das Publicum herbeiziehen müssen. Neu-Einstudirungen waren seit dem December des vergangenen Jahres an der Tagesordnung. Das Hoftheater hat die Wallenstein-Trilogie, Tartüffe und den Kaufmann von Venedig; das Deutsche Theater Richard III., Hamlet, Fiesko, den Prinzen Friedrich von Homburg aufgeführt. Mit außerordentlichem Erfolge. Die Meiningen'sche Einrichtungsweise der classischen Dramen hat sie in den Augen der Schaulustigen gleichsam erneut. Der unvergängliche Zauber, der in ihnen ruht, gesellt sich zu dem Glanz der Ausstattung und beide im Verein üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Zum Schaden der Schauspielkunst, sagt man. In dieser Behauptung verwechselt man die Kunst mit dem Können einzelner Schauspieler. Ueber einen solchen Reichthum großer, verschiedenartiger schauspielerischer Kräfte, wie vor dreißig Jahren, verfügt das deutsche Theater nicht mehr, aber ebenso gewiß ist die Durchbildung des Gesammtspiels jetzt eine gleichmäßigere, feiner abgetönte, von groben Verstößen freiere, als damals. Vorstellungen wie sie jetzt die Meininger von Julius Cäsar und Wallenstein geben, wären damals, auch nur im Ensemble, von der Ausstattung selbstverständlich ganz abgesehen, nicht annähernd möglich gewesen. Was das Publicum zu den Aufführungen der classischen Dramen lockt, sind nicht die neuen Decorationen und Kostüme, die malerischen Gruppirungen allein: es ist der Zauber der Dichtung und der Reiz einer gut abgetönten Gesammtdarstellung, die der Stimmung des Werkes gerecht zu werden sucht. Dagegen hat der moderne Dramatiker, der historische oder romantische Stoffe ergreift, aus der Natur der Dinge, einen schweren Kampf; seine eigentlichen Feinde sind nicht, wie er so oft annimmt, Uebelwollende und Kritiker, sondern Shakespeare und Schiller, deren Concurrenz er zu überwinden hat. Die Kritik kann ihm nicht halb so viel Abbruch thun, als die Aufführung eines classischen Dramas. Unwillkürlich wird sein Werk mit jenen Meisterwerken verglichen und nur in seltenen Ausnahmen in diesem Wettkampf zu bestehen vermögen. Jetzt noch seltener, als früher, da die Pracht, die historische Treue der Einrichtung dem classischen Drama voll zu Hilfe kommt, während sie dem Werke des modernen Dichters kaum oder doch nur stiefmütterlich zu Theil wird.

Daß sich in einem scheinbar so aussichtslosen Kampfe Ernst von Wildenbruch

dauernd zu behaupten weiß und nun schon mit einer dritten historischen Tragödie im Repertoire des Schauspielhauses festen Fuß gefaßt hat, beweist nicht nur die Kraft und Eigenart seines Talents, sondern auch seine technische Geschicklichkeit. Wildenbruch hat zwei Eigenschaften, welche die Gegenwart besonders schätzt: er ist in seiner Dichtung ein Mann und besitzt das Geheimniß, die Massen auf der Bühne zu bewegen und zu beherrschen. Wie er im „Harold" den Gegensatz zwischen den Normannen und Angelsachsen in den beiden ersten Acten zu gestalten und zu bewältigen, wie er in den „Karolinger" im zweiten Acte den Reichstag aus einer Staatsaction in die lebendigste, psychologisch den Zuschauer fesselnde dramatische Handlung zu verwandeln vermochte, ist mir immer als die Stichprobe seines Talents erschienen. Es sind diese Scenen, die das Publicum hinreißen, die es die ungenügende oder problematische Motivirung in dem Charakter und den Thaten der Helden vergessen lassen, welche das Glück dieser Schauspiele machen. In seinem neuesten Werke „Christoph Marlow", einem Trauerspiel in 4 Acten, das am Freitag den 12. December 1884 zum ersten Male aufgeführt wurde, hat er, vielleicht zu seinem Schaden, auf diese Massenwirkungen verzichtet. Aber ist auch der volle Erfolg bei dem Publicum zunächst noch ausgeblieben, so verdient er doch die Anerkennung, daß er nicht träge auf seinen Lorbeern ausgeruht, nicht wieder in den früheren Geleisen gewandelt ist, sondern sich an einer neuen, gerade für ihn schwierigen Aufgabe versucht hat.

Christoph Marlow ist die Tragödie der genialischen Selbstüberhebung, des Poetentrotzes, der keinen Zügel, kein Gesetz der Sitte über sich dulden will. Glücklich hat Wildenbruch unter den Vorgängern Shakespeare's den hervorragendsten zu dem Helden seines Dramas gewählt. Zwanglos fügte sich, was wir von Marlowe's Leben und Charakter, mehr noch aus seinen Dichtungen als durch die Ueberlieferung, wissen, der Idee, der Idealgestalt, die ihm vorschwebte. Die Ballade, die auf Christopher Marlowe's Tod gedichtet wurde, stellt ihn als einen verwegenen, abenteuerlichen und leidenschaftlichen Mann dar: als Schauspieler habe er auf der Bühne in einer anstößigen Scene das Bein gebrochen, in einem Streit mit einem Diener eines leichtsinnigen Mädchens wegen sei er getödtet worden. Das Todtenregister der Pfarrkirche St. Nicolas zu Deptford berichtet in der That, daß Christopher Marlowe am 1. Juni 1593 zu Deptford von einem gewissen Francis Archer getödtet worden ist. Er hatte das dreißigste Jahr nur um wenige Monate überschritten. Seine Zeitgenossen sind einig im Preise seines Talents. In den Jahren 1587 bis 1593 hat er sieben Dramen gedichtet, alle fanden den lautesten Beifall. Schon die Stoffe, die er behandelte: Tamerlan der Große, die tragische Geschichte vom Doctor Faustus, der Jude von Malta, Eduard II., die Bluthochzeit, zeugen für die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit seiner Phantasie. Ihre Behandlung ist kühn, ungestüm, von einem überschäumenden, aber ergreifenden Pathos. In mehr als einem Zuge erinnern sie an Schiller's „Räuber". Sowohl in der scenischen Führung wie in der Sprache sind sie den Jugendwerken Shakespeare's weit überlegen und offenbar seine Vorbilder gewesen. In dem „Juden von Malta", Barrabas, steckt der Keim zu Shylock; vielfach berühren sich „Eduard II." und „Richard II.". Aber Shakespeare, dessen Seele das Gefühl und das Maß des harmonisch Schönen eingeboren war, arbeitete sich aus der chaotischen Trübung, aus der ungeheuerlichen Mischung von Schwulst und wahrer Empfindung, von Uebertreibung und tragischer Melancholie auf eine lichte Höhe empor, während Marlowe durch seinen vorzeitigen Tod in seiner Entwicklung gehindert — eine Blüthe, die nicht zur Frucht reifte — darin unterging. Die Puritaner, die Feinde des eben aufkommenden Theaters, mögen die Verworrenheit seiner Lebensführung und die Fehler seines Charakters, vielleicht gerade aus seinen Dichtungen heraus, in allzu grellen und schwarzen Farben gemalt haben, aber da wir, bei der Mangelhaftigkeit der Ueberlieferung nicht im Stande sind, das Bild des wirklichen Christopher Marlowe herzustellen, ist es nur natürlich, daß wir die Schrankenlosigkeit, das Ungebärdige und Maßlose des Dichters auch auf den Menschen übertragen. Schon Ludwig Tieck hatte in dem ersten Theil seiner Novelle „Dichterleben", der 1826 erschien, Marlowe so aufgefaßt und das Wesen und Geschick

des Menschen aus seinen Dichtungen zu erklären gesucht. Er geht, nach Tieck, moralisch an dem größeren und edleren Genius Shakespeare's zu Grunde. Stolz verkündet er seinen Zechgenossen, daß ihn Lord Hunsdon zu einer Schauspielaufführung in sein Haus eingeladen habe; von welchem andern Dichter, als von ihm, kann das Stück herrühren, das mit so vielem Geheimniß dort vorbereitet wird. Allgemein gilt er als der erste Tragödiendichter seiner Zeit, um ihn kennen zu lernen, kommen die Landedelleute aus fernen Grafschaften in die Hauptstadt. Er ist zugleich voll hohen Selbstgefühls und einer gewinnenden Liebenswürdigkeit, trotzig und kühn, eine blendende Vereinigung von Dichter und Cavalier. Welche Enttäuschung steht ihm darum bevor! Das Stück, das der Lord seinen Gästen vorspielen läßt, ist „Romeo und Julia", von einem unbekannten Dichter. Er ist größer, als wir alle! ruft Marlowe entsetzt und zerknirscht, aus all' seinen Himmeln gestürzt, nach der Aufführung der Dichtung aus. Mit der Bewunderung, die er für ihre Schönheit empfindet, wechselt der Neid und der Haß, den er gegen den Verfasser hegt. Als schales Zeug verbrennt er seine Manuscripte und wirft sich in ein wüstes Leben, in dem er seinen Untergang findet. In dem Augenblick, wo er in dem Streit mit seinem Gegner — in der Tieck'schen Novelle ist es ein Page, Ingeram mit Namen — tödtlich getroffen niedersinkt, führt der Zufall Shakespeare mit seinem Freunde Southampton an dem Ort der That vorüber. „O, welch' neidisches Verhängniß," ruft er aus, „raubt uns so früh diesen großen, starken Geist! Wo lebt noch ein wahrer Dichter, wie dieser? Und welche Hoffnungen, welche edlen Werke sinken mit ihm in sein unzeitiges Grab!"

Indem Wildenbruch Marlowe zu dem Helden seines Trauerspiels von Dichtertrotz und Größenwahn machte, nahm er in dem entscheidenden Zuge die Tieck'sche Erfindung auf. Es ist nicht nur wahrscheinlich, daß sich Marlowe und Shakespeare öfters im Leben begegnet sind, es ist auch an sich klar, daß Shakespeare's aufgehendes Gestirn einen Schatten auf Marlowe's letzte Tage geworfen hat. Beinahe mit Nothwendigkeit ergab es sich somit, daß für das Drama wie für die Novelle das Eintreten Shakespeare's und seiner Dichtung in Marlowe's Geschick der Wendepunkt sein mußte. Aber während in der Tieck'schen Erzählung sich die Aufführung von „Romeo und Julia" natürlich und zwanglos in den Zusammenhang des Ganzen einfügt, der Hintergrund der Begebenheiten von Anfang bis zu Ende derselbe — London, das Theater, die Schenke — bleibt, geht durch das Wildenbruch'sche Trauerspiel ein Riß. Die ersten beiden Acte spielen im Hause des Sir Thomas Walsingham in Cambridge und bilden im Wesentlichen eine Familientragödie, in der die Literatur und das Theater nur dadurch mitspielen, daß Marlow ein Dichter ist — fast hätte ich gesagt, nebenbei. Denn eben so stark wie sein dichterisches Genie wird in diesen Aufzügen sein Heldenmuth, seine Tapferkeit, sein abenteuerliches Wesen betont, er tritt auf, mehr ein Soldat, als ein Dichter, er entführt die schwärmerische Leonore aus dem Hause ihres Vaters nicht sowohl, weil er ein Poet, als weil er ein Abenteurer ist. Die glänzenden und bestechenden Seiten seines Charakters treten in das hellste Licht; auch wo er gegen das Gesetz der Sitte frevelt und den Frieden des Hauses, das ihn gastlich aufgenommen hat, bricht, bewahrt er noch eine gewisse Größe: sein Dämon reißt ihn hinein. Wie in „Harold", so ist auch in „Christoph Marlow" die Exposition das Gelungenste. Zurückgezogen in der Einsamkeit zu Cambridge lebt Sir Thomas Walsingham, frei von Geschäften, in Wohlhabenheit, einzig noch um das Glück seiner Tochter Leonore bemüht. Er wünschte sie vor seinem Tode mit einem wackeren Edelmann aus der Umgegend, den er schätzt und der Leonoren nicht mißfällt, Francis Archer, vermählt zu sehen. Leonore ist phantastischen Sinnes, das Herz von Traumbildern und dunklen Wünschen erfüllt, gern vertieft sie sich in die Gedichte und Schauspiele Christoph Marlow's; gerade weil ihr der Vater diese Bücher zu lesen verboten hat, zu denen er doch selber nur allzu oft greift, erregen sie ihr eine Empfindung süßen Grauens. Von einer älteren Verwandten des Hauses, Margaret, die sie einmal bei der Lectüre ertappt, erfährt sie Näheres von dem Dichter. Marlow ist in seiner Jugend ein Schützling ihres Vaters gewesen, dann ist er von seinen Studien zur Bühne, aus Cambridge nach

London gegangen, jetzt soll er als Soldat England verlassen haben, ohne von seinem Wohlthäter auch nur mit einem letzten Gruße Abschied zu nehmen. Die leidenschaftliche Schilderung, die Margaret von dem Dichter entwirft, droht Leonorens sich selbst noch unbewußtes Gefühl für ihn noch mehr zu erhitzen, als Francis Archer mit ihrem Vater eintritt. Er bringt die Nachricht von Marlow's Tod, tapfer kämpfend gegen das Admiralschiff Don Hugo's de Moncada sei er für sein Vaterland und seine Königin gefallen. In der schmerzlichen Ergriffenheit Aller, in der Ueberzeugung, daß ihre schwärmerische Neigung einem Todten gelte, willigt Leonore ein, am nächsten Tage Archer's Gattin zu werden. Nach dem Fortgang der Hauptpersonen erscheinen die Diener, den Tisch zum Abendmahl zu rüsten. Der Eintritt eines Fremden in das Gemach unterbricht ihr Geschäft. Es ist Marlow: bei jenem Kampf ist er nur schwer verwundet worden, jetzt aus dem Hospital geheilt entlassen, sucht er in dem Drang des Heimathsgefühles die Stätten seiner Jugend auf. Die Einführung entbehrt nicht der Wunderlichkeit, aber dies Seltsame und Dunkle gibt dem Helden ein eigenthümliches Relief. Margaret, die hinzukommt, erkennt ihn sogleich; sie beschwört ihn, das Haus zu verlassen und nicht den Unfrieden hineinzutragen, an sich selbst hat sie nur zu grausam erfahren, welche Unseligkeit seine Nähe für eine Frau schafft, und sorgend will sie Leonore vor ähnlichem Leid bewahren. Wieder hüllt sich der Dichter in ein gewisses Geheimniß; so wenig, wie er uns die Gründe angibt, die Marlow vor Jahren aus Walsingham's Hause getrieben, so wenig erklärt er uns das Verhältniß zwischen Margaret und dem Dichter. Aus den leidenschaftlichen Worten Margaretens, aus der Gewalt, die sie über ihn ausübt, müssen wir annehmen, daß es mehr als mütterliche oder schwesterliche Zärtlichkeit gewesen, die sie zu ihm gezogen, daß er sich ihr gegenüber nicht frei und schuldlos fühlt. Eben hat er versprochen, sich ihrer Bitte zu fügen und das Haus zu verlassen, als die Anderen in das Zimmer zurückkommen und Walsingham, der ihn nicht erkennt, ihn als einen fremden Gast zu seinem Tische einladet. Um sein Erscheinen zu erklären, gibt sich Marlow für einen Freund des Gefallenen aus, er habe die letzten Grüße des Sterbenden zu überbringen. Eine Weile gelingt es ihm, diese Maske festzuhalten; aber in der Schilderung der Enterung der spanischen Galione, einem poetischen Glanzstück des Dramas, verräth er sich selbst: während die Anderen erschrecken, in stürmischer Bewegung von ihren Sitzen auffahren, wirft sich ihm Leonore, Alles um sie her vergessend, in seliger Trunkenheit an die Brust.

Das Seltsame auf der einen, das Ausgeklügelte auf der anderen Seite in der Erfindung und Ausführung drängt sich dem Leser stärker als dem Zuschauer im Theater auf. Hier entzieht sich nicht leicht Einer der wirkungsvollen Steigerung der Scenen, dem Eindruck des Schlusses, wenn die athemlose Spannung, die das Publicum gefesselt hält, sich endlich löst. Das Drama bedarf eines bedeutsamen Auftacts, selbst auf Kosten der Alltagswahrscheinlichkeit; wie wundersam setzen nicht Hamlet und Macbeth, Lear und Othello ein! Der zweite Act ist schwächer, aber er hält sich doch noch in der dramatischen Bewegung und in der Kraft der Sprache auf der Höhe: Marlow entführt Leonore, die trotz aller Versprechungen, welche sie kurz vorher dem Vater gelobt hat, sich von dem Gift seiner Worte bethören läßt; zwischen Uebersinnlichkeit und Sinnlichkeit hin und her geworfen, phantasiren sich Beide in einen Rausch von Poesie und Liebesglück hinein, Scham und Ehre sind für sie zu inhaltsleeren Schatten geworden. Hiermit endet die Familientragödie, und eine zweite, die des Dichters, beginnt. Zwischen dem zweiten und dem dritten Acte liegt ein Zeitraum von einigen Monaten. Die Kluft durch eine Erzählung zu überbrücken versucht der Dichter nicht einmal. Unvermittelt führt er uns in eine andere Umgebung, andere Figuren treten auf. Der Theaterunternehmer Henslow, die dramatischen Schriftsteller Ben Jonson, Robert Greene, Peele, Lodge, Nash — alle kurz und scharf charakterisirt — füllen den Raum. Keine Andeutung, wie sich inzwischen das Verhältniß Marlow's zu Leonoren gestaltet hat. Im Pagenkostüm erscheint sie an seiner Seite im Palast der Königin, wo der Kämmerer Lord Hunsdon ein neues Stück von einem un-

bekannten Dichter aufführen läßt. Es ist „Romeo und Julia", der Eindruck ist ein überwältigender, Leonore ist in einem Sturm des Entzückens, denn sie hält wie die Uebrigen Marlow für den Verfasser. Aber für dessen Ueberhebung ist in Wildenbruch's Idee der Erfolg der Dichtung von „Romeo und Julia" das Gottesurtheil, das ihn vernichtet. Er erkennt sich als den Geringeren neben jenem Unbekannten, von giftgeschwollenem Neid erfüllt möchte er das Manuscript des Trauerspiels zerreißen, er mißhandelt die Geliebte, die ihm ihre Bewunderung für jene Verse nicht verbirgt, er begegnet Lord Hunsdon, der ihn im guten Glauben, daß er der Dichter sei, beglückwünscht, mit der Rohheit eines Troßknechts, er will mit einem Sessel den niederschlagen, der ihn noch ferner als den Verfasser von „Romeo und Julia" zu begrüßen wagt. Nie ist einem Dichter von einem anderen Dichter so übel mitgespielt worden, als in diesem dritten Acte Marlowe von Wildenbruch. Ludwig Tieck leiht dem Grimm und der Verzweiflung Marlowe's über die arge Enttäuschung, die er bei jener Theatervorstellung erfahren, die stärksten Worte, auch in dem Herzen seines Helden nagt der Neid, aber immer wieder bricht durch Haß und Neid die Anerkennung des Schönen und Herrlichen: indem er sich durch „Romeo und Julia" für alle Zeiten verdunkelt fühlt und seinem Schicksal flucht, berauscht er sich doch noch an der Harmonie jener Dichtung. Von dieser Empfindung weiß Wildenbruch's Marlow nichts, er ist der tobende Titan, der in seinem Falle nicht sich, sondern das Werk des glücklichen Nebenbuhlers vernichten möchte. Im letzten Acte trifft er in einem Gasthofe mit Francis Archer zusammen, der mit Margaret nach London geeilt ist, Leonore aufzusuchen. Das unglückliche Kind liegt im Fieberwahnsinn; während sie stirbt, greifen die beiden Männer zu den Degen, auf den Tod getroffen stürzt Marlow nieder. Der Lärm des Streites hat die anderen Gäste des Hauses herbeigerufen, unter ihnen ist Shakespeare. An den Sterbenden herantretend, schließt er, wie in der Tieck'schen Novelle, mit Opheliens Verse über Hamlet: „O welch' ein edler Geist ist hier zerstört!" das Trauerspiel.

Wildenbruch ist es nicht gelungen, das Unsympathische seines Helden zu überwinden, ja er hat, meinem Gefühle nach, das Abstoßende in dessen Charakter noch verschärft. Statt Marlow in einen Wettkampf mit Shakespeare zu stellen, macht er ihn nur zum Neider und Hasser desselben. Es ist keine Schande im Kampfe um den Kranz von einem besseren Manne besiegt zu werden, in diesem Falle würde all' unser Mitleid auf Seiten des Besiegten gewesen sein. Die Nachtwachen und Sorgen, etwas Großes zu schaffen, das neben „Romeo und Julia" bestehen könnte, hätten Marlow seiner Liebe entfremden müssen, der artige Cavalier hätte sich in einen ungeselligen Einsiedler verwandelt, der Gedanke an sein Werk jeden anderen verschlungen; auch die gerechte Strafe für Leonore wäre hier zu finden gewesen, ohne daß der Dichter zu dem wohlfeilen Wahnsinn hätte greifen brauchen: sie hat des Dichters wegen jede Pflicht der Tochter und der Braut mit Füßen getreten, gerade an dem Dichter geht sie zu Grunde, der die Geliebte verstößt, wenn es sich um seine Kunst und seinen Ehrgeiz handelt. Aber Wildenbruch hat seine Aufgabe anders verstanden: er führt uns einen Titanen vor, den der Größenwahnsinn und der Neid vernichten. Schade, daß dafür der Rahmen, in dem sich die heroische Tragödie abspielt, zu eng ist. Wir gewinnen kein rechtes Bild der literarischen und der Theaterverhältnisse der Zeit, es bleibt, da der Dichter seine Kraft in der wilden Rhetorik seines Helden erschöpft, Alles in den Ansätzen stecken und der frostige Humor, die Satire gegen die Kritik, die über die Bühne hinaus sich an die Kritiker im Publicum richtet, verbreitet über den letzten Theil der Dichtung ein trübes, unerfreuliches Colorit. Daß in „Christoph Marlow" wie in „Harold" der erste Act der bei Weitem hervorragendste, in der Erfindung wie in der Diction ist, sollte den Dichter nachdenklich stimmen: sein Wurf ist kühn und original, aber die Kraft der Ausführung erlahmt ihm zu schnell. Er bebrütet seine Pläne nicht, würde Gutzkow auch von ihm gesagt haben. Von dem ersten Eindruck oder Einfall hingerissen, begibt er sich auf einen Weg, ungewiß des Zieles, ohne die

Länge und die Hindernisse der Bahn und seine eigene Ausdauer gegen einander abzuwägen.

Einen eigenthümlichen, gerade für den Dichter und den Kritiker besonders interessanten Gegensatz zu Wildenbruch's „Christoph Marlow" bietet Paul Heyse's Tragödie in 3 Acten „Alkibiades", die Freitag den 20. Februar zum ersten Male im Schauspielhause aufgeführt wurde. Hier war ein echter Titan, eine übersprudelnde Genialität, eine Persönlichkeit, die sich als Feldherr, Staatsmann, Lebenskünstler in großartigster Weise bewährt hat, eine griechische Idealfigur zwischen Achill und Alexander zu schildern; aber wie bescheiden, beinahe möchte ich sagen zaghaft hat Paul Heyse seinen Alkibiades aufgefaßt! Nicht nur ist die Liebe, das Schwanken des Helden zwischen zwei Frauen, das bewegende Motiv der Tragödie, vor dem die Politik wie der kriegerische Ehrgeiz, die Vaterlandsliebe und das Heroische des Helden in den Schatten treten: auch die beiden Frauen, die Griechin Timandra und die Perserin Mandane, sind die eigentlichen Trägerinnen der Handlung; seiner Liebesschwäche, der Eifersucht eines zornigen Weibes fällt der Held unrühmlich zum Opfer. Nach der Niederlage Athens im peloponnesischen Kriege macht sich Alkibiades zum Großkönige nach Susa auf, in der Hoffnung, ihn zur Befreiung Athens von dem Joche der Spartaner zu bewegen. Er kommt in das Gebiet des persischen Satrapen Pharnabazos nach Daskylion. Auf der Straße ist er in einen Hinterhalt gefallen, den ihm der Spartaner Brasidas, der am Hofe des Pharnabazos weilt, gelegt hat. Seine Diener und Begleiter sind im Kampfe getödtet worden, nur Alkibiades und seine Geliebte Timandra haben sich durchgeschlagen. Von dem verwundeten Brasidas hört Pharnabazos die Geschichte: ungewiß, ob der Großkönig dem athenischen Helden nicht wohlgesinnt sei und Großes mit ihm vorhabe, entschließt sich der Satrap ihn als Ehrengast aufzunehmen. Aber seine Schwester Mandane, der geheimen Zustimmung ihres Bruders sicher, sinnt ihm den Tod. Aus einer wunderlichen Ursache. In ihrer ersten Jugend hat sie von Alkibiades, der damals als Athens Gesandter zu Artaxerxes gekommen war, sprechen hören; ihre Schwester Kassandane hat sich in den schönen Griechen verliebt und ist aus Liebessehnsucht, als er Susa verließ, gestorben. Mandane hat geschworen, die Schwester an dem Verräther, wenn sie je wieder mit ihm zusammenträfe, zu rächen. Natürlich geschieht jetzt, wo sie ihrem Feinde in das Angesicht blickt, das Entgegengesetzte: sie erliegt demselben Schicksal wie Kassandane und erglüht für den stattlichen Fremdling. Ohne viele Umschweife erklärt sie ihm ihre Liebe, sie selbst wird ihn nach Susa geleiten, so wird er allen Nachstellungen entgehen. Das schöne Weib, noch mehr die Aussicht, seine Pläne zu verwirklichen, üben eine Weile ihren Einfluß auf Alkibiades. Aber die Rücksicht auf Timandra, die Neigung zu dem Mädchen, das ihm treu in alle seine Abenteuer und Irrungen hinein gefolgt ist, siegen zuletzt über die Verlockung. Er kehrt in die Hütte — in dem Palast hat er nicht bleiben wollen — zu der griechischen Geliebten zurück, die inzwischen den Satrapen Pharnabazos gerade so abgewiesen hat, wie er Mandane. Damit ist der Untergang des griechischen Liebespaares besiegelt. Einer Furie gleich stürmt die persische Prinzessin mit ihren Wachen herbei. Die Hütte wird angezündet, der herausstürzende Alkibiades mit vergifteten Pfeilen erlegt. Bei dem Anblick des getödteten Helden bricht Mandane zwischen Reue und Wuth in Wahnsinn aus; während Timandra sich mit einem der am Boden liegenden Pfeile die tödtliche Wunde ritzt, stürzt sich die Perserin mit Rossen und goldenem Wagen von der Spitze des Felsens in das Meer.

Die Absicht des Dichters mochte sich auf die Gegenüberstellung des griechischen und barbarischen Wesens richten: so wird im Vergleich zu der Heimtücke und Heuchelei des Pharnabazos die ehrliche Feindschaft, die Brasidas gegen Alkibiades hegt, die Redlichkeit, mit der er ihn vor der schleichenden Bosheit des Satrapen warnt, betont, aber zuletzt läuft doch Alles auf die Liebestragödie hinaus. Der Ruhm des Alkibiades, seine Heldenhaftigkeit, seine Vaterlandsliebe sind nur ebenso viele glänzende Flittern, den Don Juan bedeutsamer vor uns erscheinen zu lassen; seine innerste Natur ist die Verliebtheit. Ein Mann, ein Soldat, ein Grieche, ein Wildenbruch'scher Held

würde sich nicht einen Augenblick besonnen haben, Timandra zu opfern und seinem Glücke nachzujagen, das die Befreiung Athens, den Triumph über Sparta in sich schließt; daß er einem höheren, allgemeineren Zwecke seine Liebe zum Opfer bringt, verstrickte ihn eine tragische Schuld und machte ihn zum tragischen Helden, nicht daß er mit einem koketten Weibe kokettirt. Hat der Dichter nicht gemerkt, wie nahe sein Alkibiades, zwischen seinem griechischen Liebchen und der persischen unverstandenen Wittwe, an die Lustspielfigur streift? Die Enge der Umgebung trägt noch mehr dazu bei, die Tragödie aus dem Heroischen in das Idyllische zu rücken, aber von allen griechischen Helden däucht mir Alkibiades für eine Schäferidylle am wenigsten geeignet. Die Figuren heben sich gut und scharf von einander ab und dieser Contrast gibt der Handlung in den zwei ersten Acten Bewegung und Steigerung. Lyrische und rhetorische Momente wechseln anregend und anziehend mit einander ab. Der glänzenden Kampfschilderung des Brasidas, der begeisterten und schwungvollen Lobrede des Alkibiades auf Athen halten die Lieder Timandra's, der Ausdruck ihrer hingebenden Zärtlichkeit und Treue, die Einfachheit des alten Hirten im melodischen Wohlklang das Gleichgewicht. Das Verwischen der genrehaften Züge, das Idealische der Gestalten, von denen jede weniger eine Individualität, als die Verkörperung einer Leidenschaft, einer Herzenseigenschaft ist, die Ausscheidung des politischen Elements aus einem Stoffe, den man sich realistisch ohne dasselbe gar nicht denken kann, erheben das Drama aus Raum und Zeit in ihrer Bestimmtheit: es ist für mich etwas von einer Gluck'schen Oper darin. Auf einen größeren und lauteren Erfolg hat der Dichter wohl selbst von vornherein verzichtet; das Publicum, das an einer solchen Idealisirung einer historischen Begebenheit Gefallen und Vergnügen findet, bildet nur noch eine Minderheit; in einer Zeit, wo die bemalte Statue als das erstrebenswerthe Ziel der Bildhauerkunst gilt, wo die erfinderische Kraft sich am liebsten und überzeugendsten in der Schärfe und Fülle realistischer Züge offenbart, ist das marmorne Bildniß mit seiner formvollendeten, aber blutleeren Schönheit halbwegs ein Anachronismus, der bei unserem Dichter um so mehr auffällt, je frischer und kühner er gerade jetzt in die Unmittelbarkeit des Lebens gegriffen.

Fast zugleich mit der Aufführung der Tragödie „Alkibiades" gingen im Deutschen Theater am Dienstag den 17. Februar drei neue einactige Stücke von Paul Heyse in Scene. In den beiden Lustspielen „Im Bunde der Dritte" und „Unter Brüdern" trägt die Zierlichkeit und der anmuthige Scherz des Dialogs weitaus den größeren Theil der Kosten der Unterhaltung, der Inhalt und die Figuren bewegen sich in dem bekannten Theaterschema: in dem ersten wird der Freund, der bei dem jungen Ehepaar doch schließlich zur überflüssigen Person zu werden droht, glücklich mit einer Freundin des Hauses verheirathet; in dem zweiten gelingt es einem allerliebsten Mädchenkobold, sich von der Tyrannei dreier Brüder zu befreien und mit dem Mann ihrer Wahl zu verloben. Die hervorragendste Gabe des Abends war das einactige Trauerspiel „Ehrenschulden". Knapp und scharf in der Anlage wie in der sprachlichen Form, ohne jeden lyrischen Ueberfluß, ist es mit seiner unerbittlichen Consequenz eine der originalsten Schöpfungen des Bühnendichters Heyse. Doctor Mathias, der sich eben als Arzt in Berlin niedergelassen, sucht einen Kriegskameraden auf, den Rittmeister bei den Dragonern, Hubert von Aldringen. Seit zehn Jahren haben sie sich nicht gesehen, Mathias ist längst verheirathet, Hubert nach wie vor ein Lebemann, ein Junggeselle mit einer Neigung zum Don Juan. Noch vorgestern hat ihn der Freund in der Oper an der Seite einer wunderschönen Frau gesehen. Das Gespräch wird durch die Meldung des Dieners unterbrochen, ein Herr wünsche den Baron zu sprechen. In der Meinung, daß es ein Geldverleiher sei, den er herbeschieden, weil er zur Deckung einer Spielschuld Geld braucht — die Hilfe, die ihm Mathias anbietet, weist er zurück — bittet Hubert den Freund, einen Augenblick im Nebenzimmer zu verziehen, bis er das leidige Geschäft abgeschlossen. Es ist aber kein Wucherer, der eintritt, sondern der Banquier Leinburg, der Mann jener Frau, an deren Seite Hubert in der Theaterloge gesessen. Leinburg hat schon den Vater Hubert's

Freund genannt und ihn stets aus all' seinen Geldverlegenheiten gerettet, mit derselben Freundschaft und Güte hat er sich des Sohnes angenommen, noch eben hat er vor der Thür den Wucherer abgefangen und heimgeschickt. Aber nicht deshalb ist er gekommen; von einer Geschäftsreise heimgekehrt, hat er einen Brief vorgefunden, in dem Hubert eines sträflichen Verhältnisses zu Frau Leinburg angeklagt wird. Leinburg kann, will an einen solchen Treubruch und Verrath nicht glauben: der Ausbruch der Empörung, in den Hubert bei der Mittheilung geräth, beruhigt ihn schon. Allein er will auch den anonymen Briefschreiber, den er ahnt, einen Ehrenmann, von der Falschheit seiner Anklage überzeugen, er fordert Hubert's Ehrenwort. Da der Rittmeister zögert, erwacht natürlich der Argwohn Leinburg's; in die Enge getrieben, vor der Verzweiflung des alten Mannes, gibt ihm Hubert sein Ehrenwort, daß er zu seiner Gattin in keiner strafbaren Beziehung gestanden habe. Er hat falsch geschworen, und wie nun Mathias verlegen aus dem Nebenzimmer hervortritt, ergreift ihn dies Bewußtsein mit niederschmetternder Gewalt. Es ist eben so wahr wie dämonisch, daß ihn nicht etwa das Gefühl seiner wirklichen Verschuldung, sondern die in seiner Lage nothwendige und fromme Lüge, da er doch nicht die Frau verrathen konnte, niederknirscht. Daß ein Cavalier die Frau eines Banquiers verführt, ist ein lustiges Abenteuer, keine Todsünde; daß er dagegen mit seinem Ehrenwort lügt, streicht ihn aus seinem Stande aus. Alle Einwendungen und Beschwichtigungen des Freundes verschlagen gegen diesen kategorischen Imperativ nicht: Hubert tödtet sich. Meinen „herrlichen Freund", wie Doctor Mathias ausruft, würde ich ihn freilich nicht nennen, in meinem Sinne steckt etwas von einem höheren Lumpen in ihm, wie in jedem Don Juan, aber er handelt, wie er aus seinen Standesbegriffen heraus handeln muß. Gerade diese Lebenswahrheit, die Hubert auch nicht mit einem Worte den Treubruch gegen Leinburg, die Verführung der Frau, die Auflösung einer bis dahin glücklichen Ehe bedauern läßt, gibt dem Stück das charakteristische, das ergreifende Gepräge: man fühlt sich der Wirklichkeit, Menschen, Verhältnissen gegenüber, die wir Alle kennen. Auf diesem Gebiete wie gerne möchten wir dem Dichter öfters begegnen! Hier allein reifen für den modernen Dramatiker die Früchte.

Wie die Vorführung der beiden Trauerspiele „Christoph Marlow" und „Alkibiades" verdanken wir dem Schauspielhause auch die Bekanntschaft mit einem bisher noch nicht genannten Komödiendichter Lothar Clement, dessen Lustspiel „Die vier Temperamente" Sonnabend den 17. Januar zum ersten Male dargestellt wurde. Aus den fünf Acten des Buchdrama's, das Stück ist schon 1883 (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) erschienen, waren auf der Bühne drei geworden und wenn durch diese Kürzung auch manche feinere Schattirung verloren ging, so ermöglichte sie doch überhaupt erst eine Bühnenaufführung. In löblicher Absicht sucht der Dichter aus dem Possenwirrwarr und der Verwechselungskomik zu einer Charakterkomödie vorzudringen, aber er kommt nur bis zur Hälfte des Weges. Glücklich und geschickt gelingt ihm die lebendige und trotz des Schablonenhaften, das dem Stoff anhaftet, auch individuelle Charakteristik dreier Temperamente, des cholerischen Reiterofficiers Leo, der sanguinischen Ottilie, der phlegmatischen Bertha; das vierte Temperament, der Melancholikus, gewinnt für den Leser der Komödie keine rechte Physiognomie und wirkt von der Bühne herab einfach langweilig. Nicht bloß in Reden, auch in kleinen Zügen und Handlungen offenbaren und entwickeln sie sich, allerliebst ist die Scene, wo sie dem Satiriker des Stückes beweisen wollen, daß sie ihr angebliches Temperament recht wohl ablegen und eine andere Natur annehmen könnten, und gleich darauf, bei einer Wendung des Gesprächs, sich jeder frank und frei in seinem Humor zeigen. So weit wäre Alles gut, obgleich auch in diesen glücklicheren Theilen des Stücks die Redegewandtheit des Autors zuweilen in Weitschweifigkeit, sein Witz in Tüftelei ausarten; wenn es aber gilt, aus der Exposition in die Verwicklung vorzuschreiten, aus den Charakteren die Fabel zu spinnen, fängt die Erfindung an zu stocken. Wie Benedix oder Moser greift auch Lothar Clement zu einem deus ex machina, um seine Geschichte in Gang zu bringen. Der Vater der phlegmatischen Bertha, der

ironische Rittergutsbesitzer Holleben, einer von den Unausstehlichen, die Alles besser wissen, muß es sich plötzlich in den Kopf setzen, sein Töchterchen mit dem cholerischen Lieutenant zu verheirathen, und die Mutter der sanguinischen Ottilie dem melancholischen Majoratsherrn Raimund vor seinem Bruder Leo den Vorzug zu geben. Aus den vier Temperamenten werden vier Marionetten in der Hand Holleben's; wenn er seinen Draht zieht, tobt der Choleriker Leo oder seufzt der Melancholiker, weint die sanguinische Ottilie oder stampft die phlegmatische Bertha mit den kleinen Füßchen. Die Charakterkomödie verwandelt sich in ein mittelalterliches Allegoriespiel, wo Begriffe, Tugenden und Laster miteinander turnieren. Während sich der Leser, wenn auch kopfschüttelnd an den Antithesen und Aphorismen ergötzt, mit denen die Figuren ihre Sinnesänderungen zu erklären suchen, betrachtet der Zuschauer im Theater die Dinge halb mit Unwillen, halb mit Spott. Sein gesunder Sinn, sein natürliches Empfinden widersetzen sich den Flausen und Sprüngen des Autors, er hat von den ersten Scenen an Leo und Ottilie für einander bestimmt und die angebliche Weisheit Holleben's macht ihn darin nicht irre. Das Stück erfuhr eine vollkommene Niederlage; dennoch möge sich der Dichter nicht entmuthigen lassen. Wenn er sein unverkennbares Talent für die charakteristische Schilderung und den fein zugespitzten Dialog einmal in einer einfacheren, von jeder „geistreichen" Verzerrung und Verzwicktheit freien Fabel entfalten würde; wenn er, selbst auf die Gefahr hin trivial zu erscheinen, das Aufgebauschte und künstlich Ersonnene zu Gunsten des Natürlichen aufgeben und sich mit der schlichten Menschenkenntniß begnügen lernte, die Allen einleuchtet und keinen Anspruch darauf erhebt, als philosophische Disciplin gelehrt zu werden, dann dürfte ihm der Erfolg nicht versagt bleiben.

Dem Clement'schen Lustspiel ging am Abend der ersten Aufführung die „Plauderei" in einem Act von Otto Franz Gensichen „Lydia" voran: sie ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" aus diesen Blättern selbst bekannt. Sie vereinigt alle Vorzüge und Schwächen dieses liebenswürdigen Talents; die anmuthige, glatte und blanke Form, die intimere Kenntniß der Horazischen Lyrik, die Fähigkeit, einen Dialog dramatisch zu bewegen und zu steigern, eine glückliche Anempfindung auf der einen Schale; die Neigung, antike Lebensverhältnisse zu sehr durch die moderne Brille zu sehen, der Mangel einer schärferen Charakteristik und einer originelleren Erfindung auf der andern. Von Frl. Meyer (Lydia) und Hrn. Ludwig (Horaz) gut vorgetragen, in einem reichen und gefälligen Rahmen, ein römisches Genrebild, frei nach Alma Tadema, hat die kleine Komödie ein ungleich glücklicheres Schicksal als die „vier Temperamente" gehabt.

Die andern Theater haben weder der kritischen noch der culturhistorischen Betrachtung etwas Bemerkenswerthes geboten. Das Deutsche Theater hat sich mit der Vorführung einer einzigen längeren Neuigkeit in den letzten vier Monaten begnügt. Es gab Sonnabend den 10. Januar Adolph L'Arronge's Lustspiel in vier Acten „Der Weg zum Herzen". Aeußerlich, dem Erfolge nach, hat der Verfasser damit für die Niederlage, die sein Schauspiel „Das Heimchen" erlitt, Revanche genommen, ihrem inneren Werthe nach aber steht die neue Komödie hinter der originellen Erfindung und der geschlossenen Einheit der Handlung in „Doctor Klaus" und den „Wohlthätigen Frauen" zurück. Zwei Gesellschafts- und zwei Vorstellungskreise sind lose mit einander verknüpft; zwei ungleiche Brüder, ein phlegmatischer Thränensimpel, den seine zweite Frau, eine geborene von Hohenwerth, durch ihre Launen und ihren Hochmuthsteufel an den Rand des Unglücks bringt, und ein cholerischer, aber gutmüthiger Mann, Franz und Ferdinand Kern, bilden mit ihren Töchtern, Schwiegersöhnen in spe, Freunden und Dienern, auch räumlich, denn die Acte spielen abwechselnd in den beiden Häusern, die zwei Welten. Eine sentimentale Scene wird von einer burlesken abgelöst; um dem Gewebe so verschiedenartiger Fäden eine Art Einheit zu verleihen, muß einer der zukünftigen Schwiegersöhne, der Assessor Fritz Neubaur, ein Buch über das Wesen der Liebe geschrieben haben, mit den schönen aber trivialen Sentenzen: „Liebe weckt Liebe" — „Liebe findet den Weg zum Herzen" und

ähnlichen Lichtblicken, die beständig wiederholt als der einigende rothe Faden durch das Ganze laufen. Figuren, Vorgänge sind aus der mittleren Bildung und Wohlhabenheit, die dadurch, daß sich das Stück „in der Hauptstadt" abspielt, nichts von ihrem kleinstädtischen Wesen verloren hat, mit jener glücklichen Hand und Handfertigkeit, die in Verbindung mit einer sentimental-humoristischen Ader das Talent L'Arronge's ausmacht, in die Bühnenoptik gerückt worden, daß sie den täuschenden Schein der Wirklichkeit, trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit im Einzelnen, hervorbringen. Gegenüber den Taschenspielern der reinen Situationskomik vertritt L'Arronge die höhere Gattung des Lustspiels: er strebt nach einer geschlossenen Handlung und bemüht sich, seine Gestalten nicht aus ihrem Charakter und Humor fallen zu lassen. In Stücken, wie „Mein Leopold" und „Doctor Klaus", ist er der Charakterkomödie offenbar so nahe gekommen, wie die Natur und Stimmung seines Talents dem Ideal zu kommen vermag, alle seine späteren Arbeiten sind in einer immer größeren Entfernung von demselben geblieben; was ihn aber noch nicht im Stich gelassen hat, ist die Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit, das Anheimelnde seiner Erfindungen, die theatralische Geschicklichkeit in der Schürzung und Lösung von allerlei Mißverständnissen und Knötchen und das sichere Gefühl, daß er sich nicht mit Problemen und gordischen Knoten zu befassen hat.

Das Residenz-Theater hat eine Reihe französischer Schwänke, unter denen Labiche's vor zwanzig Jahren geschriebene Komödie „Le point de mire" als „Kernpunkt" der hervorragendste war, und das Wallner-Theater eine Reihe deutscher Schwänke aufgeführt, von denen nur Gustav von Moser's „Die Leibrente" Gnade vor den Augen des Publicums fand. Diese Sachen erheben keinen Anspruch auf eine literarische Erwähnung, das schreckliche Wort „Lacherfolg" ist recht eigentlich für sie erfunden: es ist der Ausdruck der kritischen Ohnmacht ihnen gegenüber. Indem man den Lesern durch eine Erzählung eine ungefähre Vorstellung eines solchen Stücks zu geben versucht, zerstäubt das Ganze wie eine Seifenblase. Es will nur gesehen und belacht, nicht verstanden und noch viel weniger gebilligt werden.

Im Belle-Alliance-Theater kam am Freitag den 1. Mai ein Schauspiel in fünf Acten „Marguerite" von Franz Koppel-Ellfeld, der durch ein Trauerspiel „Spartacus" nicht unverdient die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, zur Darstellung. Die nationalen Gegensätze, deutsches und wälsches Wesen im Elsaß, unmittelbar nach der Eroberung, bilden den Conflict des Drama's, die innere Wandlung der schönen und stolzen Marguerite, der Tochter eines reichen Fabrikbesitzers, Delfort, der, obgleich von deutscher Herkunft, ganz und gar zum Franzosen geworden ist, aus einer Pariser Berühmtheit, die bei einer patriotischen Kundgebung „das Kind aus dem Elsaß" dargestellt hat, zu einem deutschen Gretchen soll zum Ausdruck gebracht werden. Natürlich spielt die Liebe die Hauptrolle in diesem Erziehungswerke. Leider hat der Verfasser den mitnovellistischen Momenten und Einschaltungen überladenen, durch eine in der Vergangenheit, vor dreißig Jahren, begangene Schuld Delfort's für die Klarheit, welche die Bühne verlangt, beinahe undurchsichtig gemachten Stoff nicht zu der nothwendigen Einfachheit und Uebersichtlichkeit einer dramatischen Handlung herauszuarbeiten vermocht. An dieser Verworrenheit und Unklarheit ist das Stück, das sonst herzhaft einsetzt und in der Charakteristik der Figuren manchen originalen und kräftigen Zug besitzt, gescheitert.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Vergegenwärtigt man sich die allgemeine Lage und die besonderen Umstände, welche Ausbruch, Fortgang und erste Phase des russisch-englischen Streits um die Nordgrenze Afghanistans begleiteten, so wird die schließlich eingetretene friedliche Wendung kaum anders denn als Ueberraschung bezeichnet werden können. Thatsächlich hat man den Eindruck einer solchen indessen nirgendwo empfangen. Von den stets durch Tagesstimmungen beherrschten Politikern der Börse abgesehen, haben die kundigen Beobachter der Ereignisse fast ausnahmslos an der Meinung festgehalten, daß ein kriegerischer Zusammenstoß der beiden in Mittelasien rivalisirenden Mächte trotz alledem und alledem minder wahrscheinlich sei, als eine Lösung im Sinne des Friedens. Auf die Natur der Sache konnten die Friedensgläubigen sich nicht berufen, denn diese Sache sah noch vor wenigen Wochen so bedrohlich wie immer möglich aus. Englands Verlegenheiten hatten sich in Aegypten, im Sudan, und zeitweise auch in Canada so gehäuft, daß den Russen die Versuchung nahe liegen mußte, die bedrohte Lage des Gegners rücksichtslos auszunutzen, zum Mindesten die britische Geduld auf die äußerste Probe zu setzen. Mr. Gladstone und Lord Granville mußten sich wiederum sagen, daß der gesammte politische Credit ihres Landes in Frage gestellt werden könne, wenn sie noch einmal zurückwichen — noch einmal Vorsicht für das beste Theil der Tapferkeit erklärten, noch einmal die Warnungen Lord Dufferin's und Sir Peter Lumsden's vor einer Entmuthigung ihrer asiatischen Vasallen und Bundesgenossen in den Wind schlügen. Dazu kamen die durch den Komarow'schen Zwischenfall berührten Rücksichten der militärischen Ehre, welche ein russisches Nachgeben erschwerten und die Gereiztheit der britischen Nation wegen des Streites um die Sperrung des „Bosphore Egyptien". England schien nur nachgeben zu können, wenn es sich dem Verdachte der Muthlosigkeit aussetzen wollte und diesen Verdacht zu scheuen, hatten die gegenwärtigen Londoner Machthaber besonders gute Gründe, während für Rußland jede Veranlassung zum Zurückweichen um die Breite eines einzigen Haares fehlte.

Das Facit dieser Umstände war dem Glauben an die Erhaltung des Friedens so ungünstig wie immer möglich und dennoch ist dieser Glaube bestehen geblieben und durch den Ausgang gerechtfertigt worden. Die Einsicht in die ungeheuren Schwierigkeiten, denen auch das begünstigte Rußland im Falle eines Krieges entgegen gegangen wäre, hat an der Unerschütterlichkeit der Friedensgläubigen einen nur bescheidenen Antheil gehabt, — die Rücksicht auf das Sträuben der Pforte gegen die ihr zugemuthete Oeffnung der Dardanellen-Einfuhr nur nebenbei mitgesprochen. Auch von der unverhohlenen Abneigung der Moskauer und Petersburger Nationalen gegen den Gedanken eines in Asien geführten Krieges ist nirgend ernstliche Notiz genommen worden, weil man russischen Parteistimmungen überhaupt nicht nachzugehen gewohnt ist. Als Hauptgrund gegen die Kriegswahrscheinlichkeit wurde vielmehr die friedliche allgemeine Temperatur angesehen, welche sich seit dem Herbst des vorigen Jahres von Skiernewice und von — Berlin aus über den gesammten Welttheil gebreitet hat. Die Zurückhaltung der

mitteleuropäischen Staaten ließ deutlich durchsehen, daß man an der zum Mittelpunkte der europäischen Politik gewordenen Stelle allen Einmischungs- oder Vermittlungsgedanken fern sei, an dem Entschlusse, den Frieden soweit immer möglich zu wahren, dagegen unerschütterlich festhalte. Unzweifelhaft hat dies beredte Schweigen stärker gewirkt, als unerbetene Rathschläge irgend vermocht hätten. Da es an eigentlicher Kriegslust auf beiden Seiten fehlte, mußte der Mangel jeder Ermuthigung zu einer kriegerischen Action sich doppelt fühlbar machen, und das Gefühl einer ausschließlich auf die eigene Kappe zu nehmenden Verantwortung verschärfen. England befand sich bereits bei Beginn der Verwicklung in vollständiger Isolirung, Rußland aber mußte sich sagen, daß seine Beziehungen zu den mitteleuropäischen Staaten durch den Kriegsfall nicht gewinnen würden.

In St. Petersburg war diese Sachlage früher und deutlicher erkannt worden als in London und damit hing zusammen, daß das Beschreiten des Weges friedlicher Verständigung für Herrn von Giers ungleich bequemer und kostenloser gewesen ist, als für Lord Granville. Seit dem 7. April lag die Hauptschwierigkeit in dem Zwischenfall von Pendjeh: England, nicht Rußland hatte die Untersuchung und Satisfaction des Vorgefallenen verlangt und es war darum an Lord Granville, den ersten Schritt zu thun, d. h. den eingenommenen Standpunkt zu verlassen. Gegenüber diesem Zugeständniß erschien Alles, was von russischer Seite concedirt werden konnte und concedirt wurde, so verschwindend gering, daß alle Welt den Eindruck empfangen hat, die Kosten der vereinbarten Verständigung seien ausschließlich von England getragen. Acht Tage, nachdem Mr. Gladstone dem Parlamente erklärt hatte, „daß die für den Bruch des geheiligten Vertrages verantwortlichen Personen aufgesucht werden müßten," mußte Lord Granville über ein Abkommen berichten, nach welchem beide in Betracht kommende Regierungen übereingekommen seien, „daß es nicht wünschenswerth sei, die beiderseitigen tapferen Officiere vor Gericht gestellt zu sehen," — und daß die Wiederaufnahme der unterbrochenen Grenzberichtigungs-Verhandlungen quasi re bene gesta bevorstehe. Was wollte dem gegenüber die russische Bereitschaft bedeuten, „alle Differenzen, die sich hinsichtlich der Auslegung des Vertrages vom 17. März als vorhanden herausstellen sollten, dem Urtheile eines befreundeten Souveräns zu überweisen?" Was zu London am 27. April als „Bruch eines geheiligten Vertrages" bezeichnet worden war, hieß am 4. Mai nur noch „eine möglicher Weise vorhandene Differenz über die Auslegung eines Abkommens" und aus der „Aufsuchung der verantwortlichen Personen" war ein Schiedsspruch geworden, der unter der Bedingung zugelassen wird, daß davon, einen der Betheiligten zur Rechenschaft zu ziehen, überhaupt nicht die Rede ist! — Daß Rußland in eine solche niemals willigen werde, stand vom ersten Augenblicke an für alle Welt, nur nicht für die Londoner Staatsmänner, fest. Auf diesen lastet darum der Vorwurf, die Nothwendigkeit eines Zurückweichens eigenhändig und so zu sagen bei den Haaren herangezogen zu haben. Wenn die für die Ruhe Indiens und die Gefügigkeit Afghanistans verantwortlichen Befehlshaber apodictisch behaupten, daß ein so beispielloses Verfahren zur Vernichtung der britischen Autorität in Asien führen werde, so kann ihnen das wohl geglaubt werden. Der Natur der Sache nach muß der Eindruck, den Europa von der Unfähigkeit der englischen Diplomatie empfangen, in Asien ein zehnfach stärkerer sein. Ob ein geduldiges Hinnehmen des Komarow'schen Zwischenfalls dem britischen Ansehen in Afghanistan und Indien unter allen Umständen einen Stoß versetzt haben würde, mag ununtersucht bleiben; was gethan werden konnte, um das Gewicht dieses Stoßes zu verstärken, haben Lord Granville und Mr. Gladstone gethan, indem sie, die Hand an den Degen gelegt, Genugthuung verlangten, nach Verweigerung derselben aber den halbgezogenen Säbel wieder in die Scheide steckten. Allem Anschein nach wird dieser selbstverschuldeten capitis diminutio noch eine zweite folgen. Wie es heißt, will man sich in London bei der russischen Erklärung, daß eine Wegnahme Herats nicht in der Absicht liege, nicht bescheiden, sondern das Versprechen einer dauernden Innehaltung der gegenwärtig zu vereinbarenden Grenze fordern. Die Antwort darauf läßt sich unschwer errathen: bis zum Eintreffen derselben wird man sich

aber in England zu tief in die neu geweckten Friedensgedanken eingelebt haben, als daß ein abermaliger Rückzug zu vermeiden sein könnte. Der Fortgang der begonnenen Rüstungen wird Niemanden darüber täuschen, daß das bereits gegenwärtig in ein Deficit von 16 Millionen Pfund gerathene England sich seit der Meldung vom 4. Mai wieder auf den Frieden eingerichtet hat, und daß es an demselben festhalten wird, wenn man ihm den Krieg nicht förmlich aufdrängt. Gewöhnt und genöthigt von der Hand in den Mund zu leben und sich auf die Sorge für das Heute zu beschränken, werden die Londoner Politiker auch dann eine Formel zu finden wissen, bei welcher das Selbstgefühl des Landes sich zur Noth beruhigen kann. Ist da ein anderes Ende, als die weitere Verminderung des britischen Ansehens abzusehen? In Asien wird die russische Autorität alsbald das gesammte Afghanenreich überschatten, in unserem Welttheile aber für feststehend gelten, daß England für Fragen der continentalen Politik nicht mehr mitzählt und daß man am besten thut, dasselbe bei ferneren Rechnungen vollständig aus dem Spiele zu lassen. Für den Augenblick bedeutet das einen Gewinn, für die Dauer aber eine Störung des Gleichgewichts der europäischen Kräfte, deren Consequenzen für den Kundigen nicht fraglich sein können.

Frankreich hat von den Verlegenheiten der englischen Politik um so reichlicheren Gewinn zu ziehen vermocht, als es just in den Tagen höchster Steigerung derselben in China die Hände frei zu bekommen vermochte. Der nächste Gebrauch, der von dieser wiedergewonnenen Freiheit gemacht worden, ist eine Wiederbefestigung des französischen Ansehens in Aegypten gewesen. Durch die deutschen Publicationen über die ägyptische Finanzangelegenheit ist der volle Umfang des Rückzuges klargestellt worden, welchen England in dieser Frage hat antreten müssen, — der Gang des Streits um den „Bosphore Egyptien“ aber hat gezeigt, daß Frankreich in Aegypten wieder festen Boden unter den Füßen fühlt und daß seine Staatsmänner entschlossen, auf diesem Boden weiter zu marschiren und das in den Jahren 1882 und 1883 verloren gegangene Terrain Schritt für Schritt wieder zu erobern. Die Aussicht darauf hat sich in demselben Maße vermehrt, in welchem sich die Werthlosigkeit der Unterstützungen herausgestellt, welche das übel berathene Italien der englischen Politik zu leisten vermag. Wohl hält Herr Mancini an der Formel fest, nach welcher ihm gelungen sein soll, dicht an die Seite des Londoner Cabinets zu treten und dennoch den mitteleuropäischen Verbündeten nahe zu bleiben, — der Sinn dieser Phrase aber hat sich unter dem Eindruck der jüngsten Vorgänge in Europa und Afrika sachlich verändert. Die sogenannte italienische Colonialpolitik verräth ein Schwanken, auf welches noch andere Umstände als die in Massauah gemachten unliebsamen Erfahrungen eingewirkt haben. Der Rückgang des englischen Ansehens am oberen Nil ist zunächst die Ursache gewesen, aus welcher der Negus von Abessinien das mit dem Londoner „Verbündeten“ getroffene Abkommen über die südlichen Sudangebiete *seinen* Interessen und seinem Sinne gemäß auszulegen Miene macht. Die niemals aufgegebenen Ansprüche des äthiopischen Reichs auf diese Gebiete haben den „Kaiser“ Johannes zum entschiedenen Gegner der italienischen Expedition gemacht, — französischerseits aber nimmt man keinen Anstand, den Herrscher von Gondar in seinem Mißtrauen gegen die Freunde des englischen Freundes zu bestärken. Obgleich der Vertrag, durch welchen Abessinien sich zur Theilnahme an dem Kampfe gegen den sudanesischen Aufstand verpflichtet hatte, in seinem Hauptpunkte unausgeführt geblieben war, nimmt der Negus denselben zum Vorwande einer Besetzung der ihm benachbarten Landschaften, die als directe Bedrohung der Sicherheit des italienischen Expeditionsheeres erscheint. Mit dem den Orientalen feinen Gefühl für Veränderungen bestehender Machtverhältnisse haben die halbbarbarischen äthiopischen Politiker wahrgenommen, daß die englischen Positionen am oberen wie am unteren Nil ins Wanken kommen, und daß Rücksichten auf Englands Verhältniß zu dem italienischen Unternehmen nicht mehr Noth thun. Da *jede* Erschütterung des englischen Ansehens im nordwestlichen Afrika Frankreich zu Gute kommt, so erscheint durchaus begreiflich, daß das Pariser Cabinet den Augenblick für Auswetzung der Scharte vom Sommer 1882 gekommen glaubt und danach Einrichtungen trifft. Die günstige Ge-

staltung seiner Beziehungen zu Berlin und Wien und die lange Reihe Gladstone'scher Niederlagen haben Herrn von Freycinet von vornherein eine Festigkeit des Auftretens gestattet, zu welcher Herr Ferry es erst während der letzten Monate seiner Verwaltungsthätigkeit zu bringen vermocht hatte. Von allem Uebrigen abgesehen, ist der Eintritt deutscher und russischer Commissarien in die ägyptische Finanzcommission ein Gewinn für Frankreich gewesen, der die Lage völlig verändert und Möglichkeiten erschlossen hat, die noch vor Jahresfrist nicht abzusehen gewesen waren.

Bleibenden Vortheil wird das Alles den französischen Interessen aber nur unter einer Bedingung bringen: unter der Bedingung nämlich, daß an der entscheidenden Stelle Männer stehen, die das Zeug und das Ansehen besitzen, die wiedergekehrte Gunst der Lage zu benutzen. Seit dem Sturze des Ministeriums Ferry-Waldeck-Rousseau-Tirard wird auf die Begründung einer starken und dauernden Regierung für die absehbare Zeit aber nicht mehr gerechnet werden können. Am wenigsten steht zu erwarten, daß das notorisch auf Grund einer Ueberstürzung zusammengebrachte und trotz seines „zarten Alters" bereits umgestaltete Ministerium Brisson-Freycinet zu einer festen und autoritären Stellung gelangen werde. Die Zeichen, welche die bisherige Thätigkeit dieser Regierung begleitet haben, sind durchaus ungünstige, weil sie auf zunehmenden Einfluß und wachsende Zuversichtlichkeit der in den Besitz des Kammerpräsidiums gelangten radicalen Linken schließen lassen. Wie die nach dem System der departementalen Listenscrutinien vorzunehmenden Neuwahlen ausfallen werden, vermag Niemand vorauszusehen — von der Sicherheit, mit welcher zu Zeiten der Ferry-Waldeck'schen Verwaltung dem Wahlergebniß entgegengesehen wurde, ist neuerdings aber nichts mehr zu spüren gewesen. Angesichts der gewaltigen Agitationsvorbereitungen der monarchischen Rechten wird es für die gemäßigten Republikaner außerordentlich schwer halten, den Clemenceau und Genossen mit voller Entschiedenheit entgegen zu treten und bei Aufstellung ihrer Listen den Fractionskatechismus allein zur Richtschnur zu nehmen. Jede Verstärkung der radicalen Elemente aber bedeutet neue Gefahren für die Sache der Republik. Der Satz, „daß die Republik conservativ sein oder überhaupt nicht sein werde," hat sich in dieser Form als richtig erwiesen: wenn Herr Thiers statt conservativ „opportunistisch" gesagt, so wäre er dagegen vollständig im Recht geblieben. Mindestens auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wird der von Pöbelmeinungen abhängige Radicalismus abgewirthschaftet haben, bevor er zu wirthschaften angefangen hat. Ausnahmelos hat Frankreich seine in Aegypten gemachten jüngsten Fortschritte dem guten Einvernehmen mit den übrigen Continentalmächten, insbesondere mit der führenden festländischen Macht zu danken gehabt. Weil Herr von Freycinet in der Lage gewesen, Ferry's diplomatische Hinterlassenschaft antreten und das von diesem begründete Vertrauensverhältniß zu Deutschland fortsetzen zu können, hat er in Sachen des „Bosphore Egyptien" über Lord Granville den Sieg davongetragen. Einem auf sich selbst angewiesenen französischen Staatsmanne wäre das schwerlich gelungen. Wem aber kann zweifelhaft sein, daß eine durch die Gevatterschaften der ligue alsacienne compromittirtes radicales Pariser Ministerium in Aegypten wie in Europa völlig isolirt dastehen und daß die Republik solchen Falls in die diplomatische Ohnmacht der ersten Tage Ferry's zurücksinken würde?

Den Entscheidungen, welche uns während der letzten Wochen beschäftigten, ist man in Paris ebenso aufmerksam gefolgt, wie in der übrigen Welt. Trotz aller Verstimmungen über Englands ägyptische Politik hat sich dabei eine gewisse Sympathie für den ehemaligen Verbündeten nicht verleugnet. Bemerkenswerth war schon, daß Presse und Publicum die Stimmungen und Scenenwechsel der Londoner Schaubühne sehr viel aufmerksamer verfolgten, als die entsprechenden Vorgänge in Rußland. Ohne Interesse sind die letzteren aber schon deshalb nicht gewesen, weil sie von einer Rollenvertheilung bedingt wurden, die zu derjenigen der Jahre 1876, 1877 und 1878 in ausgesprochenem Gegensatze stand. Die nachdrücklichste Unterstützung fand des Ministers von Giers' Friedenspolitik bei derselben slawistisch gesinnten Nationalpartei,

die während der Krisis des vorigen Jahrzehnts an der Spitze der Kriegsagitation gestanden hatte. Die russischen Nationalen zeigten sich dieses Mal allen kriegerischen Gedanken abhold und wiederholten alltäglich, daß Rußland sich durch asiatische Unternehmungen von seiner europäisch-orientalischen Aufgabe nicht abziehen lassen dürfe. Publicistische Trommelschläge wurden lediglich von denjenigen Preßorganen verführt, die auf die Tagesstimmungen des großen Publicums und gewisser Militärkreise speculirten oder die Gelegenheit zur Erhöhung ihrer zweifelhaften Dignität gekommen zu sehen wähnten. Besonders rührig zeigten sich ein Organ des deutschen Spießbürgerthums in St. Petersburg, der von dem Fürsten Meschtscherski herausgegebene pseudoconservative „Graschdanin" und die Sensationsblätter „Swjet", „Minuta", „Nowosti" u. s. w. Was auf Urtheil und politische Selbständigkeit Anspruch machte, nahm dagegen bedenkliche und zurückhaltende Mienen an, warnte vor Ueberstürzungen und betonte immer wieder, daß zum Schwerte nur gegriffen werden dürfe, wenn Mr. Gladstone auf Maßregeln gegen den General Komarow bestehe. Insbesondere beharrte die „Mosk. Zeitung" auch in den Tagen höchster Erregung auf der Meinung, daß an der Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs festgehalten werden müsse. Neben der allgemeinen Erwägung, daß Angesichts der gegenwärtigen Weltlage auf mehr als eine wohlwollende Neutralität der mitteleuropäischen Mächte nicht zu rechnen sei, ist für diese Kriegsunlust vornehmlich die Rücksicht auf Oesterreichs stille, aber unaufhaltsame Fortschritte in den Ländern der Balkanhalbinsel maßgebend gewesen. Der Belgrader Exminister Ristics, welcher während der kritischen Tage zu St. Petersburg anwesend war, um an der dortigen Methodiusfeier Theil zu nehmen, mag genaue Auskunft darüber gegeben haben, daß die Aussichten der großserbischen Partei zur Zeit ebenso ungünstig seien, wie diejenigen der bulgarisch-macedonischen Bewegung, und daß eine asiatische Inanspruchnahme Rußlands zu weiterer Entmuthigung der Freunde an der unteren Donau führen müsse. — An die Spitze dieser Freunde wird seit dem neuerdings erfolgten Tode des neunundsiebzigjährigen Exfürsten von Serbien, Alexander Karageorgewitsch (1843 bis 1858), voraussichtlich dessen Sohn, der montenegrinische Schwiegersohn Prinz Peter, treten, — zur Zeit hält aber auch dieses stille, weil seit dem mißglückten Aufstandsversuche von 1883 an eine Lockerung des serbisch-österreichischen Bündnisses und an Wiederaufnahme großserbischer Actionen nicht zu denken ist. Rußlands gute Beziehungen zu den Cabinetten von Berlin und von Wien sind bedingt durch die Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes im Südosten, und diese größere Rücksicht bringt alle Wünsche, die man im Einzelnen hegen mag, zum Schweigen. Die Vortheile, welche der Tag von Skiernewice den Participienden gebracht hat, sind zu handgreiflich, als daß an eine Gefährdung derselben gedacht werden dürfte.

So haben sich Rücksichten und Interessen der verschiedensten Art dazu vereinigt, der von Herrn von Giers befolgten Friedenspolitik einen Rückhalt an der russischen öffentlichen Meinung zu schaffen. Weil jeder Schein einer deutschen Parteinahme für diese Politik Verdächtigungen derselben Vorschub geleistet hätte, ist die in Berlin beobachtete strenge Zurückhaltung der Sache des Friedens wesentlich zu Gute gekommen. Mit gutem Grunde ist darum von der Presse darauf hingewiesen, daß die Stellung, welche Deutschland dieses Mal zu dem englisch-russischen Conflict eingenommen hat, in allen Stücken das Gegentheil der unruhig tastenden, im Grunde mattherzigen Politik gewesen sei, zu welcher wir in den Tagen des Krimkrieges verurtheilt waren. Während damals Männer der verschiedensten Parteien in der Meinung zusammentrafen, daß dem zu selbständiger politischer Action nicht berufenen Deutschland am Vorabend eines Weltkrieges nichts als rechtzeitiger Anschluß an einen der streitenden Theile übrig bliebe, haben Ausland und Inland dieses Mal für selbstverständlich angesehen, „daß wir den Streitigkeiten Dritter unbetheiligt, weil völlig gesichert, zusahen und uns auf die Sorge für eigene Angelegenheiten beschränkten. Ungestört durch die in Ost und West herrschende Unruhe, konnte das deutsche Volk, im Gefühle glücklich errungener nationaler Sicherheit, seine Friedensarbeit weiter treiben, ohne auch nur einen Augenblick von derselben aufzusehen. Noch bedeutsamer aber erschien ein anderer Umstand. Obgleich

Preußen und Oesterreich in den fünfziger Jahren einem und demselben Staatenbunde angehörten, verfolgten diese Staaten in Sachen des orientalischen Conflicts so verschiedene Richtungen, daß die guten Beziehungen zwischen ihnen nur mühsam aufrecht erhalten werden konnten. Heute, wo zwischen dem habsburgischen Kaiserstaate und dem unter Preußen geeinigten Deutschland kein staatsrechtliches Band mehr besteht, sind die Regierungen beider Reiche dagegen völlig eines Sinnes gewesen und hat es Niemand Wunder genommen, daß die befreundeten Nachbarn dieselbe Friedenspolitik befolgten. Dem Einfluß dieser Politik ist es zu danken gewesen, daß Türken- und Südslawenthum dem russisch-englischen Zwiste zusehen konnten, ohne in die Wirbel desselben gezogen zu werden und daß die Frage der eventuellen Eröffnung der Dardanellen einen akademischen Charakter behalten hat. — Unsere innere Entwickelung ist von dem, was rings um uns vorging, überhaupt nicht berührt, zu dem ehemals für unvermeidlich gehaltenen Possenspiele deutscher Anglo- oder Russomanie nirgend auch nur Miene gemacht worden. Während die Wogen der Kriegs- und Friedensmöglichkeiten in beständigem Wechsel auf- und niedergingen, wurde eine ganze Anzahl schwebender Gesetzgebungsfragen im Landtage wie im Reichstage zum Abschluß gebracht und der parlamentarischen Arbeit bereits vor Eintritt des Pfingstfestes eine Ruhepause gegönnt. — Ihre entscheidende Signatur hat die diesmalige Session durch die auf die colonialen Angelegenheiten bezüglichen Ergebnisse erhalten. Der Folgezeit wird die auf diesem Gebiete gethane grundlegende Arbeit wichtiger und denkwürdiger erscheinen, als der volle Rest dessen, was während der letzten sechs Monate fertig gebracht worden. Daß der Fortgang der socialpolitischen Reform bei dieser Erweiterung unserer nationalen Arbeit nicht zu kurz gekommen ist, haben die neuerdings erfolgten Publicationen über die Aüsführung des Gesetzes vom 6. Juli 1884 und über die Bildung von mehr als zwanzig, das gesammte Reichsgebiet umfassenden Berufsgenossenschaften in erfreulichster Weise bezeugt. So wird die Befriedigung darüber, daß die Fußfassung Deutschlands in Afrika und Australien in unerwartet kurzer Frist und in ungeahntem Umfange zur Thatsache geworden ist, allenthalben getheilt und der Zukunft ruhig und hoffnungsvoll entgegen gesehen werden können. Ein Wermuthstropfen ist freilich in den Becher der Freude über die Erfolge unserer colonialen Unternehmungen gefallen: die Kunde von dem Tode des trefflichen und hochverdienten Mannes, der im afrikanischen Südwesten die Hauptarbeit gethan und seine unermüdliche Pflichterfüllung mit dem Leben bezahlt hat. Für alle Zeiten wird der Name Gustav Nachtigal mit der Geschichte der deutschen Colonialpolitik unauflöslich verbunden sein. Zugleich Forscher und Diplomat, hat der Verstorbene um die Ausbreitung des deutschen Machtgebiets in Afrika größere Verdienste erwerben können, als irgend ein deutscher Gelehrter seiner Zeit. Sein Gedächtniß wird in Ehren bleiben, so lange die deutsche Flagge über deutschgewordener Erde jenseit der Meere weht!

Gustav Nachtigal.

Welch' eine Trauerbotschaft! Gustav Nachtigal dahin — fortgerafft in der Kraft und Fülle seines Lebens, einundfünfzigjährig, auf der Höhe seiner Erfolge — und in dem Augenblicke, wo dem in rastloser Thätigkeit Erschöpften nach einem Jahre, das für viele zählte, so voll war es von unsäglicher Arbeit, Mühseligkeit und Gefahr, endlich der verdiente Lohn winkte, und schöner als jeder andere Lohn, die Aussicht auf ein wenn auch noch so kurzes Ausruhen — wo ihm, der unter der eisernen Energie seines Willens ein so warmes, zartfühlendes Herz barg, das Bild der deutschen Heimath und des Wiedersehens mit den deutschen Freunden vorschwebte!

Seltsamer Widerspruch der Menschenseele! — Widerspruch zuweilen, aus welchem, wenn auch nicht schmerz- und kampflos, das Große geboren wird. Dieser Mann, der mit jeder Faser seines Herzens an der Muttererde hing, der niemals glücklicher war — vielleicht niemals anders glücklich sein konnte, als wo Freundschaft, wahre Zuneigung ihn umgab — für den die Geselligkeit einen Reiz besaß, dem er schwer zu widerstehn vermochte; ein Mann der feinsten Bildung und Gesittung, auch in den Aeußerlichkeiten der Form, mit einem stark ausgeprägten Schönheitssinn, der ihm zum Bedürfniß machte, auch unter bescheidenen Verhältnissen sich einen gewissen Comfort zu schaffen: dieser Mann, vom Triebe des Forschers erfaßt, begibt sich in die heißen, unwegsamen, unentdeckten Wüsten und Wildnisse und, wiewohl durch eine Mission seines Königs ausgezeichnet und unterstützt, bringt er dennoch Jahre unter Völkerschaften zu, die ihn als einen Feind und Eindringling betrachten und behandeln, unter Verhältnissen, die im besten Fall eine unabsehbare Kette von Elend und Entbehrungen jeder Art darstellen. — Noch mehr: er geht als Sieger aus diesem ungeheuren Kampfe hervor; er, den wir als einen Mann von großer Sensitivität, jedoch eher feiner und zarter, als besonders markiger oder imposanter Gestalt und Erscheinung gekannt und an welchem wir, im intimen Umgang, immer mehr das vorherrschende Gemüth und eine gewisse Weichheit des Empfindens liebgewonnen haben, er geräth in die Gewalt von Wilden und Halbwilden, Menschenräubern und Sklavenjägern, und durch nichts unterstützt als die Kraft seines Entschlusses, die Stärke seines Charakters, hält er aus und bändigt, ein Einzelner und Wehrloser, den Willen Tausender, die ihm beständig drohend gegenüberstehen — entwaffnet sie durch seine Klugheit, seine List, wo es sein muß, vor Allem aber durch die eingeborene Macht seiner Persönlichkeit, die sich in der breiten Stirn ankündigt und in Momenten der Erregung seinem Blick etwas Gebieterisches, leidenschaftlich Aufflammendes verleiht. So vollbringt er das Unerhörte, was vor ihm niemals vollbracht worden — vom Schicksal begünstigter als Vogel, als Barth, als Livingstone und ungezählte Andere führt er das angefangene Werk zu Ende; weder das tödtliche Klima, noch der vergiftete Pfeil aus dem Hinterhalte trifft ihn — seine Kühnheit und sein Glück erwerben ihm die mit Furcht gemischte Bewunderung dieser Stämme, die Brüderschaft ihrer Könige — mit den Gastgeschenken derselben beladen verläßt er die ungastlichsten der Länder und legt ihre Huldigungen nieder zu Füßen des deutschen Kaisers, ihre Trophäen zu Füßen der deutschen Wissenschaft.

So steht sein Bild vor uns; so lieben wir, es uns zurückzurufen in dieser Stunde, da wir ihn verloren. Man braucht nur ein paar Seiten in seiner Reisebeschreibung „Sahara und Sudan" zu lesen, um erschüttert und gehoben zugleich auszurufen: „Auch das ist Heldenthum!" Und nun diese Bände vor mir zu haben, mit seiner eigenen, kleinen, zierlichen Inschrift auf dem ersten Blatte — zierlich, fein, anmuthig, wie Alles an diesem Manne, der im Innersten seiner Seele so stark und gewaltig

war, voll unsichtbaren Feuers und verhaltener, großer Leidenschaft! Und ich erinnere mich eines Tages, eines sonnigen, glorreichen Herbsttages aus dem Jahr 1875, in Hamburg, an den schönen mit den Gärten und Villen der reichen Handelsherren geschmückten Ufern der Elbe. Hier, mit dem Blick auf den bewimpelten Fluß und Hafen, in welchem eben auf der hereinrollenden Fluth Hunderte von Schiffen einliefen, der Rauch der einen, die Segel der anderen vom Abendrothe durchglüht und vergoldet: hier ward Gustav Nachtigal bei seiner Heimkehr aus Afrika von einer großen Zahl Freunde und Verehrer empfangen, hier gab ihm die Hamburger geographische Gesellschaft ein glänzendes Fest und hier sah auch ich ihn zum ersten Male. Wie herrlich war der Abend, wie fröhlich die Nacht, wie voll von Enthusiasmus und Händedrücken, — wie klang sie von Gläsern und Trinksprüchen und wie steigt, indem ich dies schreibe, die Erinnerung an einen andern guten Gesellen in mir auf, der unter den Feiernden war, und der nun auch längst dorten ist, wohin der Gefeierte jenes Abends gegangen. . . .

In einem seiner phantasievollsten Jugendgedichte besingt Freiligrath das, was wir jetzt den „dunklen Erdtheil" nennen, als der Erde Königsland — als ein königliches Weib, deren Krone die Sonne, deren gelbes Gewand der Sand der Wüste. Doch es sei todtbringend, ihr zu nahen — sie rufe die Löwen, die Mohrenkrieger und die Giftwinde gegen den auf, der ihre Schleier zu heben versuche —

Blutend aus tausend Wunden
Stürzt auf den Sand er hin;
Den Tod hat er gefunden
Durch dich, furchtbare Sultanin!
Die er enthüllen wollte
Den Augen aller Welt,
Und die darob ihm grollte
In ihrem Palmenzelt!

Nicht so ist Nachtigal gestorben: der Afrika-Reisende ging wie ein Triumphator, nachdem er länger und tiefer als einer vor ihm in das Herz der „furchtbaren Sultanin" geblickt hatte. Diese jedoch hielt ihn mit ihrem Zauber, und nur noch für zehn Jahre gab sie ihn frei. Sieben davon verbrachte Nachtigal in Berlin — glückliche Jahre für ihn, Jahre ruhiger, vornehmlich durch die Munificenz Kaiser Wilhelm's gesicherter Arbeit an seinem großen Reisewerk und dankbaren Genusses aller der Freuden, die steigende Anerkennung in weiten und echte Freundschaft in engeren Kreisen ihm gewährte. In dieser Zeit war es auch, daß er die „Deutsche Rundschau" mit jener Reihe der werthvollsten Beiträge bereicherte, aus denen das deutsche Publicum zuerst Genaueres über Nachtigal's Reisen in den bis dahin zum Theil unbetretenen und unbeschriebenen Ländern erfuhr und welche gleichsam die Grundlage seines späteren Werkes über „Sahara und Sudan" bildeten. Sein letzter Artikel in unserer Zeitschrift war eine Schilderung von Tunis, im Juniheft 1881; ein Jahr später begab er sich selbst dorthin, als General-Consul des Deutschen Reiches. Was weiter geschehen, ist bekannt; sein überraschendes Hervortreten in und mit der deutschen Colonial-Politik und seine außerordentlichen Verdienste um dieselbe haben seinen Namen so populär gemacht, daß an dieser Stelle davon nicht ausführlicher berichtet zu werden braucht; um so weniger, als eine berufenere Feder in einer folgenden Nummer dieser Zeitschrift den Mann der Wissenschaft und den Mann der That, die beide in Nachtigal vereinigt waren, eingehender charakterisiren wird.

Der „furchtbaren Sultanin" ist auch er gefallen, aber erst, nachdem er sie *zweimal* überwunden und er fiel nicht als Opfer der Wissenschaft; groß und hehr wie ein solches Loos sein mag, das seine war größer, war hehrer: im Dienste des Vaterlandes ist er gestorben und im Andenken des Vaterlandes wird er leben. Der Name des Mannes, unter dessen Hand das Reichsbanner zum ersten Mal aufstieg über dem Boden Afrika's, gehört der deutschen Geschichte für immer! J. R.

ν. **Goethe's italienische Reise.** Mit 318 Illustrationen nach Feder- und Tuschzeichnungen ꝛc. von Julie von Kahle. Eingeleitet von Professor Dr. Heinrich Düntzer. Berlin, Lichtdruck und Verlag der Königlichen Hofkunstanstalt von Edm. Gaillard. 1885.

Eines der seltenen illustrirten Werke, in dem der Text die Illustrationen wirklich verlangt und dadurch an Verständlichkeit oder unmittelbarer Wirkung gewinnt. Goethe spricht von Landschaften, durch die ihn sein Weg führt: hier findet man sie abgebildet. Goethe spricht von Kunstwerken, die ihn entzücken: hier findet man sie abgebildet. Goethe spricht von Menschen, die ihm begegnen: hier findet man ihr Porträt. Die Künstlerin hat sich ernstlich bemüht, uns wirklich das zu geben, was Goethe in Italien sah: sie führt uns nicht das heutige Forum vor, sondern den alten Campo vaccino; sie schöpft so viel als möglich aus Abbildungen des vorigen Jahrhunderts. Sie liefert uns insofern mehr, als etwa ein heutiger Reisender mitbringen würde, der mit Goethe's Buch in der Hand durch Italien zöge und in Photographien sich ein Hilfsmittel der Erklärung zu schaffen suchte. Wir wollen freilich nicht verhehlen, daß unserer Ansicht nach noch etwas mehr nach dieser Richtung geschehen und noch mehr Abbildungen von Landschaften und Kunstwerken mitgetheilt werden konnten. Auch die Art der Wiedergabe steht nicht durchweg auf der Höhe des heute Möglichen. Wie soll ein Leser aus dem 53. Vollbild eine genügende Vorstellung von der Schönheit sicilischer Münzen erhalten? Warum wurde hier nicht der Lichtdruck gewählt, der vielleicht nirgends so glänzend, fast plastisch wirkt, wie bei Münzen und Medaillen? — Die Künstlerin hat außerdem eigene Compositionen eingefügt, welche zwar darunter leiden, daß sie die menschliche Gestalt nicht hinlänglich beherrscht, denen man aber das Lob einer sinnigen Vertiefung in Goethe's Schriften und einer reinen Begeisterung für die Sache gern ertheilen wird. Das Werk ist übrigens nicht bloß aus Begeisterung für Goethe's „Italienische Reise", sondern auch aus Begeisterung für Herrn Professor Düntzer's Commentar zu Goethe's „Italienischer Reise" entstanden, wie uns eben dieser Professor Düntzer in der Vorrede mittheilt.

ν. **Schiller als Historiker und Philosoph.** Von Friedrich Ueberweg. Herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Selten hat sich eine Preisaufgabe so fruchtbar erwiesen, wie die von der Wiener Akademie zum Schillerfest 1859 gestellte über Schiller's Verhältniß zur Wissenschaft. Zu der gekrönten Preisschrift von Karl Tomaschek trat vorlängst die nichtgekrönte von Karl Twesten; und spät wird uns auch noch die von Friedrich Ueberweg bekannt. Ueberweg hat, wie berichtet wird, die Gerechtigkeit der Entscheidung, welche gegen ihn fiel, rückhaltslos anerkannt. Dennoch scheint er an eine Veröffentlichung seiner Arbeit selbst gedacht zu haben; und dies mit Recht. Denn erschöpft, erledigt war das Thema auch durch Tomaschek nicht. Es war möglich, Gesichtspunkte hervorzukehren, welche bei Tomaschek vernachlässigt waren. Es konnten im einzelnen bei zweifelhaften und schwierigen Fragen andere Lösungen gefunden oder wahrscheinlich gemacht werden. Schärfe und Klarheit zeichnen die vorliegende Schrift durchweg aus. Aber Schiller's Jugendbildung ist eingehender und gründlicher erörtert, als Schiller's philosophische Hauptwerke. Man hat den Eindruck, daß der Verfasser dem Ende zueilen mußte. Auch bedient er sich leider der gewöhnlichen Darstellungsweise, welche auszugsmäßig dem behandelten Autor in seinen Schriften sklavisch folgt, statt seine Gedanken mit Treue in der Sache, aber Freiheit in der Form zu reproduciren und Composition, Stil, Vortragsmethode der betreffenden Werke für sich zu erörtern. Vielfach würde, wer über alle wissenschaftlichen Probleme, welche Schiller behandelte, selbständig gedacht hätte und zu selbständigen Ansichten gelangt wäre, sich entschiedener mißbilligend oder beistimmend ausdrücken können, als dies von Ueberweg und seinen Concurrenten geschehen ist. — Sehr willkommen war uns die beigegebene Lebensskizze Ueberweg's von Fr. A. Lange.

ρ. **Schiller und die Schillerstiftung.** Zwei Reden von Prof. Dr. M. Lazarus. Leipzig-Berlin, Wilh. Friedrich. 1885.

Beide Reden wurden bei Gelegenheit des am Ende vorigen Jahres festlich begangenen fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Schillerstiftung gehalten: die erste am 10. November 1884 vor der General-Versammlung dieser Stiftung in Weimar, die andere am 22. November bei der vom Berliner Zweigverein derselben veranstalteten Feier. Beide, durchgeistigt von demselben schönen Idealismus, der in einer mustergültigen Form seinen Ausdruck gefunden, und durchleuchtet von der Wärme, dem Glanz und der gehobenen Stimmung, welche der Augenblick ihnen mitgetheilt hat, werden denen, die sie mit angehört haben, unvergeßlich bleiben, aber sie werden auch dem Leser Genuß und Anregung gewähren. Indem sie darthun, wie mit dem Namen Schiller's für den Deutschen die einige Allgemeinheit ausgesprochen sei — „denn bei Allem was in Deutschland aus dem Bewußtsein der Einheit stammt oder zur Einheit führt, wird man an ihn, als einen idealen Urheber, erinnert" —, sind diese Reden ein erhebendes Zeugniß für all das Große, was wir in den letzten fünfundzwanzig Jahren, seit Begründung der Schillerstiftung, auf nationalem Gebiete sich haben vollziehen sehen; aber auch eine Mahnung, über den ungeheueren politischen Erfolgen und materiellen Errungenschaften der ethischen und ästhetischen Ideale nicht zu vergessen, die sich für uns gleichfalls in dem Namen Schiller zusammenfassen und dem Geiste treu zu bleiben, aus welcher die nach ihm genannte Stiftung hervorgegangen ist. Möchte diese Mahnung nicht unbeachtet verklingen! Ueber die Gelegenheit hinaus, der sie ihre Entstehung verdanken, verdienen diese Reden fortzuleben, um in weiten Kreisen segensreich zu wirken.

αρ. **Die Wohnungen der arbeitenden Classen in London.** Von Dr. Wilhelm Ruprecht. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1884.

Als Materialiensammlung ist vorliegende Arbeit äußerst dankenswerth und Schriftstellern über diesen und angrenzende Gegenstände dringend

zu empfehlen. Aber nur für Specialisten ist sie brauchbar. Die in Deutschland überhaupt nicht häufige Fähigkeit, einen neuen Gegenstand den bisher Unkundigen klar zu machen und sich zu diesem Behufe auf ihren Standpunkt zu versetzen, fehlt dem Verfasser in ungewöhnlichem Maße. Er ist sich nicht einmal recht klar darüber, an wen seine Kritik englischer Einrichtungen und Maßregeln gerichtet ist, ob an Engländer oder an die deutschen Leser. Ebenso wenig gibt er sich Rechenschaft davon, daß in dem von ihm behandelten Gegenstand zwei total verschiedene Fragen mit einander verbunden und durcheinander gemischt sind; die Frage der Slums, und die der Wohnungsnoth achtbarer an die innere Stadt durch ihre Beschäftigung oder sonstigen Dinge gefesselten Arbeiter. Uebrigens stimmt er in dem, was er über Abhilfe letzterer Wohnungsnoth sagt, im Großen und Ganzen mit dem überein, was Prof. Asher in dieser Zeitschrift („Die Stätten des Elends in London") gesagt hat. Einige seiner Bemerkungen über Lohnverhältnisse der Arbeiter sind aber nicht ganz mit denen Asher's im Einklang, und wir glauben daher zur Rechtfertigung unsres Mitarbeiters anführen zu müssen, daß die früheren und namentlich die neuerlich veröffentlichten, sehr gründlichen Untersuchungen des Specialisten auf diesem Gebiete, Professor Leone Levi, das von Asher Gesagte vollständig bestätigen.

α. β. **Muckenich's Reden und Thaten.** Von Julius Stettenheim. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Unter vier Augen. Besuche des eigenen Interviewers. Von Julius Stettenheim. Mit dem Porträt des Interviewers von Gustav Heil. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Wenn in Deutschland Zeitungsartikel auf einen Fleck vereinigt und in Buchform vorgelegt werden, ist es kritische Sitte oder Unsitte, über die Berechtigung solcher Sammlungen immer von Neuem Erörterungen anzustellen. Für die vorliegenden beiden Schriften, deren einzelne Nummern aus den „Berliner Wespen" Vielen in lustiger Erinnerung sind, bedarf es keines feierlichen Nachweises ihrer Existenzberechtigung; ihre Einheit liegt in der Einheit der zwei heiteren Typen, welche sie ausprägen, und gerade durch die Zusammenstellung treten die charakteristischen Grundzüge der Figuren und die witzigen Variationen, welche der bewegliche Humor des Verfassers mit ihnen vornimmt, um so deutlicher hervor. Bruder Muckenich's vornehmstes Charakteristicum ist schon in der Widmung des Buches ausgesprochen, welche lautet: „Keinem, der niemals einen Rausch gehabt, gewidmet von Muckenich"; die mannigfachen Abenteuer, die er in animirtester Stimmung erlebt, nehmen gewöhnlich dasselbe Ende mit Schrecken und seine Situation ist derjenigen entgegengesetzt, welche durch das Dichterwort bezeichnet wird: „Könnt' ich nur den Ausgang finden, ach, wie fühlt' ich mich beglückt". Auch der Interviewer findet den Ausgang meist, ohne ihn zu suchen, und unerschöpflich ist der Autor in immer neuen Bezeichnungen für das Eine Grundfactum; wie Wippchen auf die verschiedensten Arten um Vorschuß bittet, so wird der Interviewer jedes Mal auf eine andere ergötzliche Weise nicht zum Sitzen aufgefordert und nicht zum Bleiben genöthigt. Zahlreiche Beziehungen auf die Zeitgeschichte geben diesen Berichten den Hintergrund, und neben all den übermüthigen Scherzen fehlt es auch an treffenden satirischen Hieben nicht.

βρ. **Literarische Streifzüge durch Rußland.** Von E. Zabel. Berlin, A. Deubner's Verlag. 1885.

Es ist ein kurzer Ueberblick der neueren russischen Dichtung in ihren Hauptvertretern, insbesondere auf dem Gebiete der Erzählung. Daß wir es dabei nur mit den Dichtern zu thun haben, welche der Verf. zur „realistischen Schule" rechnet, ist allerdings dem letzteren kaum zum Vorwurf zu machen; denn es gibt eben leider nur wenig Romane, Novellen, Erzählungen von anderem Charakter, die der Erwähnung werth wären. Immerhin aber ist es zu bedauern, daß Verf. diese wenigen Lichtbilder aus der russischen neuen Literatur nicht auch noch in seine Sammlung aufgenommen hat. Wir vermissen hier vor Allem Aksakow, aber auch einige Andere, die wenig Raum gefordert und dann das Werkchen abgerundet hätten. Denn das bescheidene Buch gehört zu denen, welche meines Erachtens sich nicht zu entschuldigen brauchen, ins Leben getreten zu sein, wie gar viele Bücher heute, nur von größeren Ansprüchen, thun sollten. Für unser deutsches Publicum, das von russischer Literatur nichts weiß, ist es ein bequemes, angenehmes und dabei sogar richtiges Mittel zur flüchtigen Bekanntschaft mit dem heutigen literarischen Rußland, was man wiederum nicht oft von Büchern über Rußland sagen kann. Verf. hat sich einen besseren Blick, correcteres Urtheil über die russische Dichtung zu eigen gemacht als Viele haben, die heute über Rußland urtheilen, ohne Rußland aus Erfahrung zu kennen. Er kennt die russische Sprache, und wir verdanken ihm die Uebersetzung zweier Dramen von Turgenjew. Die hervorragendsten „Realisten": Gogol, Dostojewski, Turgenjew, L. Tolstoi, Tschernyschewski, Gontscharow, Nekrassow, Graf Sollohub, werden uns in leichten und sicheren Strichen vorgeführt, nicht zu eingehend und doch im Ganzen treffend, wie es gerade für unser größeres Publicum erwünscht sein muß; und wenn sich Mancherlei im Einzelnen einwenden ließe, so wird der Leser doch nirgends irre geführt, vielmehr angenehm angeregt werden zur näheren Bekanntschaft mit mancher dieser sonderbaren Geistesproducte einer uns so fremden Welt. Wir können das Buch in diesem Sinne nur empfehlen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelmann. — Beno Donzini. Roman von Alfred Graf Adelmann. 2 Bde. Stuttgart, Richter & Kappler. 1885.

Anspach. — Die Natur in der Poesie in drei Theilen von G. Anspach. Hagen i./W. und Leipzig, H. Risel & Comp. 1884.

Arent. — Moderne Dichter-Charaktere. Herausgegeben von Wilhelm Arent. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers. 1885.

Baehr. — Neues Buch der Lieder von Paul Baehr. Bevorwortet von Carl von Leistner. Bad Oynhausen, Ibershoff'sche Buchhandl. 1885.

Berghoff-Ising. — Das staatliche Erbrecht und die Erbschaftssteuer von Dr. Franz Berghoff-Ising. Leipzig, C. F. Winter. 1885.

Bericht über die Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygieine und des Rettungswesens unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin. Berlin, 1882—83. Mit Unterstützung des Königl. Preuss. Ministeriums der geistl. Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten herausgegeben von Dr. Paul Boerner. I. Band. Breslau, S. Schottländer. 1885.

Béringuier. — Stammbäume der Mitglieder der Französischen Colonie in Berlin. Herausgegeben von Dr. R. Béringuier. Berlin, Verlag d. Vereins f. d. Geschichte Berlins. 1885.

Berliner Bunte Mappe, herausgegeben von Eugen Düsterhoff. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers. 1885.

Biedermann. — Philosophie der Geschichte von Gustav Biedermann. Prag-Leipzig, F. Tempsky & G. Freytag. 1884.

Blanchet. — El libro de las expiaciones por Emilio Blanchet. Barcelona, Luis Tasso Serra. 1885.

Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Mit einer Uebersichtskarte 2c. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1885.

Bratuscheck. — Die Erziehung Friedrichs des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernst Bratuscheck. Mit einem Vorwort von Professor Dr. E. Mätzner. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Jakob Baechtold. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1885.

Chaucer's, Geoffrey, Werke, übersetzt von G. von Düring. II. Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1885.

Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg, in der ältesten deutschen Uebersetzung herausgegeben von Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlenther. 1. Lfg. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. XV. Bd.: Dichtungen von Johann Riß. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. 1. Lfg. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1885.

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfrg. 204./218. Berlin & Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Deutsches Schriftsteller-Album, herausgegeben unter Mitwirkung Ernst von Wildenbruch's von Adolf Hinrichsen. 1. Lfg. Berlin u. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Doering. — In lichten Stunden. Erzählungen und Skizzen von L. von Doering. Hagen i./W. u. Leipzig, H. Risel & Comp. 1884.

Duruy. — Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übertragen von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. 9/11. Heft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Dyes. — Verhütung von Augentrübung und Blindheit. Ein Beitrag zur Ophthalmotherapie von Dr. Aug. Dyes. Berlin und Neuwied, Heuser's Verlag. 1885.

Erman. — Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum geschildert von Dr. Adolf Erman. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. 2. Lfg. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1885.

Finsler. — Aus der Mappe eines Fahrenden. Bilder aus Italien und Griechenland von Georg Finsler. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1884.

Fischer. — Mehr Licht im dunklen Welttheil. Betrachtungen über die Colonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets von Dr. G. A. Fischer. Hamburg, L. Friederichsen & Comp. 1885.

Flaubert. — Oeuvres complètes de Gustave Flaubert. II. Salammbô. Paris, A. Quantin. 1885.

Flegel. — Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrika-Forschung, colonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels. Von Ed. Robert Flegel. Hamburg, L. Friederichsen & Comp. 1885.

Friedrich. — Augustin Hirsvogel als Töpfer, seine Gefässentwürfe, Oefen- und Glasgemälde. Von Carl Friedrich. Nürnberg, Selbstverlag des Verfassers. 1885.

Gerdes. — Geschichte der Königin Maria Stuart. Von Heinrich Gerdes. Erster Theil: Bis zum Beginn ihrer Gefangenschaft in England. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Gewerbehalle, Lfrg. 3./4. 1885. Stuttgart, J. Engelhorn.

Glaser. — Cordula. Historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert. Von Adolf Glaser. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Glogau. — Ueber politische Freiheit. Vortrag von Dr. Gustav Glogau. Kiel, Lipsius und Tischer.

Goethe. — Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Édition nouvelle avec introduction et commentaire par A. Chuquet. Paris, Léopold Cerf. 1885.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. VI. Band. Frankfurt a./M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1885.

Gontscharow. — Oblomow. Roman von J. A. Gontscharow. Aus dem Russischen von Gustav Keuchel. Mit einem Vorworte von Eugen Zabel. 2 Thle. Berlin, A. Deubner. 1885.

Gottschall. — Literarische Todtenklänge und Lebensfragen. Von Rudolf von Gottschall. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1885.

Grove. — A dictionary of music and musicians (1450—1685). Edited by Sir George Grove. Vol. IV. London, Macmillan and Co. 1885.

Gumplowicz. — Grundriß der Sociologie von Dr. Ludwig Gumplowicz, Professor der Staatswissenschaften an der k. k. Carl-Franzens-Universität in Graz. Wien, Manz'sche k. k. Hof-Verlags- u. Univ.-Buchhandlung. 1885.

Günther. — Grundzüge der tragischen Kunst. Aus dem Drama der Griechen entwickelt von Georg Günther. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Günther. — Der Harz in Geschichts-, Cultur- und Landschaftsbildern, geschildert von F. Günther. 1. Lfg. Hannover, Carl Meyer. (Gustav Prior). 1885.

Haus un Gret. Ein episches Volksgedicht von G. W . . . . Hagen i./W. u. Leipzig, H. Risel & Comp. 1885.

Hausegger. — Die Musik als Ausdruck. Von Dr. Friedrich von Hausegger. Wien, Carl Konegen. 1885.

Hepp. — Schillers Leben und Dichten von C. Hepp. Mit 2 Facsimiles, 50 Abbildungen 2c. 2c. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885.

Herf. — Briefe einer jungen Frau aus Indien. Von Antonie Herf. Stuttgart, Karl Krabbe. 1885.

Hermstein. — Unter den Tannen des Schwarzwaldes. Novelle von G. Hermstein. Straßburg, Karl J. Trübner. 1885.

Hildebrand. — Whately's Grundlagen der Rhetorik. Von Dr. med. G. Hildebrand. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Hirschfeld. — Das kritische Verfahren Ed. Hanslick's beleuchtet von Dr. Robert Hirschfeld. Zweite Auflage. Wien, K. Löwit. 1885.

Hoffmann. — Lehrbuch der practischen Pflanzenkunde in Wort und Bild. Von C. Hoffmann. 1. Lfg. Dritte Auflage. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsbuchh. 1885.

Hopfen. — Zum Guten. Eine Geschichte aus Süd-Tyrol von Hans Hopfen. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von Dr. J. Hermann, Dr. J. Jastrow, Dr. Edm. Meyer. IV. Jhrg. 1881. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1885.

Janssen. — Ein Reif in der Frühlingsnacht. Erzählung von E. Janssen. Hagen i./W. und Leipzig, H. Risel & Comp. 1885.

Jastrow. — Geschichte des deutschen Einheitstraums und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von Dr. J. Jastrow. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur, Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1885.

Keim. — Stefan Fadinger. Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern von Franz Keim. Wien, Carl Graeser. 1885.

Klein. — Anleitung zur Vorausbestimmung des Wetters. Von Dr. Hermann J. Klein. Leipzig, G. Freytag. 1885.

Kleinpaul. — Menschen- und Völkernamen. Etymologische Streifzüge auf dem Gebiete der Eigennamen. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Carl Reissner. 1885.

Koch. — Grundriß der Philosophie. Von Dr. J. L. A. Koch. Zweite, erweit. ꝛc. Aufl. Göppingen, Erwin Herwig. 1885.

Kopp. — Geschichte der römischen Litteratur für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium. Von Dr. W. Kopp. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage von F. G. Hubert. Berlin, Julius Springer. 1885.

Krieger. — Zum Gastspiel der „Münchener". Skizzen u. Portraits. Herausgegeben von Ludwig Krieger. München, Selbstverlag des Verfassers. 1885.

Laveleye. — La crise et la contraction monétaire. Par Emile de Laveleye. Paris, Guillaumin & Cie. 1885.

Leyen. — Die nordamerikanischen Eisenbahnen in ihren wirthschaftlichen und politischen Beziehungen. Gesammelte Aufsätze von Alfred von der Leyen. Leipzig, Veit & Comp. 1885.

Melas. — Französische und magyarische Dichtungen in metrischer Uebersetzung von Heinrich Melas. Wien, Carl Graeser 1885.

Meyer's Reisebücher. Italien in sechzig Tagen von Dr. Th. Gsell-Fels. Dritte Auflage. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885.

Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Herausgegeben von Prof. Dr. Albert Eulenburg in Berlin. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lfg. 3/10. Wien, Urban & Schwarzenberg. 1885.

Reclam's Universal-Bibliothek. Heft 2000: Zum wilden Mann. Eine Erzählung von Wilhelm Rabe. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Refesch. — Aus einer frohen Zeit! Studentenlieder von A. Refesch. Hannover, Carl Meyer. 1885.

Salinger. — Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien von Eugen Salinger. Zweite Aufl. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1885.

Salinger. — Die tolle Braut. Roman von Eugen Salinger. Frankfurt a./M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XX. Serie. Heft 457: Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern. Von Dr. E. Wasmannsdorf. Heft 458: Galilei. Von Ludw. Pilgrim. Heft 459: Die Nialssaga ein Epos. Von Dr. Wilhelm Goetz. Heft 460: Marco Polo. Von Dr. K. Schumann. Berlin, Carl Habel. 1885.

Samosch. — Machiavelli als Komödiendichter und Italienische Profile. Von Siegfried Samosch. Minden i./W., J. C. C. Brun's Verlag. 1885.

Schenck. — Lose Blätter aus Brasilien von Luise Schenck. Hamburg, Karl Gräbener. 1885.

Scherenberg. — Fürst Bismarck. Ein Charakterbild für das deutsche Volk von Ernst Scherenberg. Elberfeld, Bädeker'sche Buch- und Kunsthandlung (A. Martini u. Grüttefinn). 1885.

Schweiger-Lerchenfeld. — Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 300 Illustrationen hervorragender Künstler, 18 colorirten Karten ꝛc. Lfg. 8/1. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1885.

Sehring. — Hie Welf! Hie Zollern! Gedanken und Gedichte zur neuesten Geschichte Deutschlands von Wilhelm Sehring. Heidelberg, Georg Weiß. 1885.

Steub. — Bilder aus Griechenland. Altes und Neues von Ludwig Steub. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

Strauß. — Die Schule des Lebens. Drei Novellen von Victor von Strauß. Heidelberg, Carl Winter. 1885.

Urkunde der Wissenschaft. Grundriß zur systematischen Encyklopädie für Wissenschaft, Kunst und Religion. Mit einem besondern Abschnitt: Gesetz des Kreises und einem Anhange: Tabellarische Uebersicht der Kunstgesetze. Berlin, Julius Bohne. 1885.

Waetzoldt. — Emanuel Geibel. Von Stephan Waetzoldt. Hamburg, Otto Meißner. 1885.

Wengen. — Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung von authentischen Quellen von Fr. von der Wengen. Erste Lieferung. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Wertheimer. — Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Nach ungedruckten Quellen von Eduard Wertheimer. Erster Band. Leipzig, Duncker & Humblot. 1884.

Wieprecht. — Die Militairmusik und die militairmusikalische Organisation eines Kriegsheeres. Hinterlassene Denkschrift von Wilhelm Wieprecht. Berlin, Carl Habel. 1885.

Wissen, das, der Gegenwart. XXXVI. Bd. Das Kaiserreich Brasilien von A. W. Sellin. 1. Abthlg. Leipzig, G. Freytag; Prag, F. Tempsky. 1885.

Wolzogen. — George Eliot. Eine biographisch-kritische Studie von Ernst von Wolzogen. Leipzig, Albert Unflad. 1885.

Wolzogen. — Wilkie Collins. Ein biographisch-kritischer Versuch von Ernst von Wolzogen. Leipzig, Albert Unflad. 1885.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. — Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. V. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgeg. von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XIV. Heft 209: Deutschland u. sein Reichskanzler. Von Dr. Hugo Preuß. Heft 210: Die Revision der Lutherbibel. Von Emil Zittel. Heft 211: Bilder aus der russischen Revolution von Dr. Alphons Thun. Berlin, Carl Habel. 1885.

Zeitschrift, historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge, siebzehnter Band. Drittes Heft. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. 1885.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.